

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00289908 6









ABHANDLUNGEN

DER

PHILOSOPHISCH-PHILOLOGISCHEN KLASSE

DER KÖNIGLICH BAYERISCHEN

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN.

ZWEIUNDZWANZIGSTER BAND
IN DER REIHE DER DENKSCHRIFTEN DER LXXIV. BAND.

MÜNCHEN 1905.
VERLAG DER K. AKADEMIE
IN KOMMISSION DES G. FRANZ'SCHEN VERLAGS (J. ROTH).

AKADEMISCHE BUCHDRUCKEREI VON F. STRAUB IN MÜNCHEN.

Inhalt des XXII. Bandes.



Ueber

den litterarisch-aesthetischen Bildungsstand des attischen Theaterpublikums.

Ἔστι δὴ τὸ βούλημά μου τῆς πραγματείας οὐ καταδρομὴ τῆς τῶν Ἀττικῶν θεατῶν σοφίας οὐδ' ἐκλογισμὸς τῶν ἁμαρτημάτων οὐδ' ἐξευτελισμὸς οὐδ' ἄλλο τι τοιοῦτον ἔργον οὐδέν, ἐν ᾧ τὰ μὲν κατορθώματα καὶ τὰς ἀρετὰς οὐδενὸς ἠξίωκα λόγου, τοῖς δὲ μὴ κατὰ τὸ κράτιστον γεγενημένοις ἐπιφύομαι.

Nach Dionys v. Halik.

Von

Adolf Roemer.



Die Erforschung und Betrachtung der aesthetisch-litterarischen Bildung des attischen Theaterpublikums kann nicht leicht verzichten auf die Beleuchtung des Standpunktes und der Stellung, welche die massgebenden Persönlichkeiten des Staates, noch mehr aber die grossen und breiten Massen des Volkes wissenschaftlichen Fragen überhaupt gegenüber einnehmen.

Auch die Reife oder Unreife des politischen Urteils, wie dieselbe uns nicht selten greifbar in den Staatsreden entgegentritt, noch mehr aber die mehr oder minder populären Elemente der letzteren, und nicht zuletzt der so klar erkennbare und wohlberechnete Zuschnitt der Gerichtsreden auf das Gegenteil von Scharfblick und Intelligenz bei den hörenden und richtenden Massen sind notwendige und wichtige Etappen auf dem weiten Wege zur Aufhellung der aufgeworfenen Frage.

Die Ideale, welche die Forscher sich setzen, die Ideale, welche die massgebende Gesellschaft im Staate verfolgt, liegen weit ab von den Wegen, auf welchen die Masse des niederen Volkes seinen ganz anders gearteten Zielen zusteuert und zuzusteuern gezwungen ist. Hat eine solche Masse überhaupt Ideale? Gewiss! Die *πόλις*: Das Vaterland! Das setzen wir billig voran und voraus auch bei der Masse und lassen uns nicht irre machen durch Stimmen, wie sie unter anderem zum Ausdruck kommen Andoc. III, 36, *ὅπου καὶ νῦν ἤδη τινὲς λέγουσιν οὐ γιγνώσκειν τὰς διαλλαγὰς αἵτινές εἰσιν, τείχη καὶ νῆες εἰ γενήσονται τῇ πόλει· τὰ γὰρ ἴδια τὰ σφέτερ' αὐτῶν ἐκ τῆς ὑπερορίας οὐκ ἀπολαμβάνειν, ἀπὸ δὲ τῶν τειχῶν (⟨καὶ νεῶν⟩?) οὐκ εἶναι σφίσι τροφήν.* Heilig sind ihr auch *οἶκος, παῖδες* — und vor allem und nicht blos ihr allein — *χρήματα*, um mit Aristophanes zu reden. Ein kerngesunder Materialismus, von widerlich abschreckender Hässlichkeit nur da, wo er zum Götzen der Partei erhoben war, hat gottlob das ganze athenische Volk von Anfang an beherrscht und er hat nicht in letzter Linie die kolossalen Kraftanstrengungen und die Riesenerfolge ermöglicht, die das glänzendste Blatt seiner Geschichte bilden. Die Zeit, wo Athen nur Musse fand, Tragödien

aufzuführen, Komödien zu belachen, Kunstwerke aus dem Boden emporsteigen zu lassen, die hat es dort niemals gegeben.

Die Stellung, welche nicht bloss die niedere, an und durch des Lebens Notdurft gebundene, Masse, sondern sicherlich der Grundstock der attischen Bevölkerung allen wissenschaftlichen Bestrebungen, die einen sofortigen Nutzen nicht versprechen und auch wirklich nicht haben, gegenüber einnimmt, ergibt sich darnach von selbst. Der dickhäutigste moderne Utilitarier könnte die Worte geschrieben haben, mit welchen Isokrates diese Stellung des Volkes kennzeichnet Antidos. § 261 ff.: *οἱ μὲν γὰρ πλεῖστοι τῶν ἀνθρώπων ὑπειλήφασι ἀδολεσχίαν καὶ μικρολογίαν εἶναι τὰ τοιαῦτα τῶν μαθημάτων·* (Dialektik, Astronomie, Geometrie, Physik) *οὐδὲν γὰρ αὐτῶν οὔτ' ἐπὶ τῶν ἰδίων οὔτ' ἐπὶ τῶν κοινῶν εἶναι χρήσιμον, ἀλλ' οὐδ' ἐν ταῖς μνείαις οὐδένα χρόνον ἐμμένειν ταῖς τῶν μαθόντων διὰ τὸ μήτε τῷ βίῳ παρακολουθεῖν μήτε ταῖς πράξεσιν ἐπαμύνειν, ἀλλ' ἔξω παντάπασιν εἶναι τῶν ἀναγκαίων.* Und derselbe Mann, welcher nach einem treffenden Ausdruck von Wilamowitz, Aristot. und Athen I p. 346 wohl manchmal mit der Unterströmung, aber nie gegen den vollen Strom der öffentlichen Meinung schwamm, muss in dieser allgemeinen öffentlichen Meinung einen sehr starken Rückhalt gehabt haben, wenn er sogar den *πεπαιδευμένος* nicht in den Kreisen sucht und findet, welche wir so ziemlich als die Heimstätten aller höheren künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen zu betrachten pflegen Panathen. § 30 *τίνας οὖν καλῶ πεπαιδευμένους, ἐπειδὴ τὰς τέχνας καὶ τὰς ἐπιστήμας καὶ τὰς δυνάμεις ἀποδοκιμάζω;* So steht denn nun dieser *πεπαιδευμένος*, der weder von Natur- noch Geisteswissenschaften auch nur einen Hauch verspürt, der grossen Masse der *ἀπαίδευτοι* gegenüber, um die nun folgende Definition in aller Kürze zusammenzufassen, als der praktische auf seinen Nutzen bedachte Mann mit verbindlichen Umgangsformen, voll Kraft und Standhaftigkeit gegen die Verführungen, wie gegen die Schicksalsschläge des Lebens, als der Mann, der auch im Glück das richtige Mass nicht verliert und vor allem nicht der Todsünde der *ὕβρις* verfällt, der dann mit diesem Rüstzeug versehen vermöge seiner natürlichen Einsicht und nicht durch Zufall in den Besitz der höchsten Güter des Lebens, zu Ansehen, Ehren, Macht und Reichtum gelangt. Die *παίδευσις* ist also hier nichts anderes als Selbsterziehung. Darnach mag man sich das Bild der *ἀπαίδευτοι* in seinen Haupterscheinungen selbst ausmalen.[1]) Diese sicherlich in den weitesten Kreisen verbreitete Anschauung

---

[1]) Dass der Gegensatz zwischen „Gebildet" und „Ungebildet" nicht erst eine Frucht des Philosophenzeitalters war, hat Rob. Pöhlmann „Sokrates und sein Volk" p. 8 ff. p. 15 ff. in einleuch-

zeigt uns einerseits, welch ein grosses und reiches Feld die wirkliche Philosophie zur Bebauung vorfand, wie sie uns andererseits die nie rastenden Bemühungen eines Sokrates, Platon und Aristoteles begreifen und würdigen lehrt (man vgl. Wilamowitz, Aristot. u. Athen I p. 318). Wie eine solche teils durchaus materiellen Anschauungen huldigende, teils vorwiegend von dem Ideal des tüchtigen Mannes und Bürgers beherrschte Gesellschaft sich zu den Fragen der Wissenschaft stellt, ist von vornherein klar, ohne dass wir uns auf das oben S. 4 ausgeschriebene Zeugniss des Isokrates zu berufen nötig hätten. Darum ist die staunende Ueberraschung des Bauern in den Wolken 201 ff. beim erstmaligen Anblick der ihm völlig unbekannten Instrumente zum wissenschaftlichen [1]) Betriebe der Astronomie, Geometrie und Geographie zweifellos genau nach dem Leben gezeichnet. Ganz besonders bezeichnend ist, dass das die *ἀστρονομία* repraesentierende Instrument sein Interesse nicht im mindesten erregt und er an dieser Spezialität vornehm vorübergeht, wohl auch ein vollständig ausgiebiger Beweis dafür, dass der Dichter selbst dieser ältesten Wissenschaft wildfremd gegenüberstand und darum wohl einen Anknüpfungspunkt nicht fand, um an ihr den Bauernverstand und den Bauernwitz auszulassen.

Wir wollen nun damit keinen Stein auf das Volk der Athener werfen. Die auserlesenen Geister der Wissenschaft sind, wie das in der Natur der Sache liegt, immer einsame Wege gewandelt und selten oder nie von der vollen Sympathie eines ganzen Volkes getragen worden.[2]) Ja Märtyrer der

---

tender Weise hervorgehoben. Daneben kann man E. Curtius, Altert. u. Gegenw. II p. 346, sehr wohl zugeben, dass sich dieser Gegensatz erst mit der Zeit der Philosophen zur grössten Schroffheit und schliesslich zu einer völligen Trennung und Sonderung der beiden Extreme entwickelte. Es kann auch J. Bernays sehr wohl das Richtige damit getroffen haben, wenn er in seinem Phokion p. 20 ff. darauf hinweist, dass die griechische Philosophie mit alleiniger Ausnahme der Kyniker durchweg eine aristokratische Haltung bewahrte. Aber sie fühlt sich doch dem ungebildeten *δῆμος* gegenüber, und ein Gefühl wenn auch nicht gerade der strikten Verachtung, so doch der Ueberlegenheit hört man sogar aus den Worten eines Sokrates in seiner bekannten, aber doch wenig respektvollen Charakteristik der Volksversammlung heraus Mem. III, 7, 6 *πότερον γὰρ τοὺς κναφέας αὐτῶν ἢ τοὺς σκυτέας ἢ τοὺς τέκτονας ἢ τοὺς χαλκέας ἢ τοὺς γεωργοὺς ἢ τοὺς ἐμπόρους ἢ τοὺς ἐν τῇ ἀγορᾷ μεταβαλλομένους καὶ φροντίζοντας ὅτι ἐλάττονος πριάμενοι πλείονος ἀπόδωνται αἰσχύνει*; Wie ein förmlicher Schlachtruf dagegen klingen die Worte des Euthyphron Plat. Euthyphron 3 C.: *ἀλλ' οὐδὲν αὐτῶν χρὴ φροντίζειν, ἀλλ' ὁμόσε ἰέναι* — also Front machen gegen die *οἱ πολλοί*, cf. 5 A und Kriton 44 C. Ganz merkwürdig liest sich auch und klingt fast wie ein vaticinium post eventum, was Sokrates seinen Richtern zuruft Plato, Apologie 39 C „Durch meine Hinrichtung glaubt ihr, euch einen Mann vom Halse zu schaffen, der Rechenschaft fordert von eurem Leben.“ *τὸ δὲ ὑμῖν πολὺ ἐναντίον ἀποβήσεται, ὡς ἐγώ φημι. πλείους ἔσονται ὑμᾶς οἱ ἐλέγχοντες, οὓς νῦν ἐγὼ κατεῖχον, ὑμεῖς δὲ οὐκ ᾐσθάνεσθε· καὶ χαλεπώτεροι ἔσονται ὅσῳ νεώτεροί εἰσιν, καὶ ὑμεῖς μᾶλλον ἀγανακτήσετε.* Man vgl. zu unserem Gegenstand noch Adolf Kirchhoff, Festrede zum 3. August 1884. Berlin, 1884, p. 18.

[1]) Man vgl. dazu Eduard Meyer in der Berl. philol. Wochenschrift, 1896, Sp. 309.

[2]) Wie nach Aristarchs Meinung zu *ϑ* 163 die *χρεία αὐτή* die phoenikischen Kaufleute zur

Wissenschaft hat es auch im griechischen Altertum gegeben. Dass zunächst einmal die naturwissenschaftlichen Untersuchungen und Studien nicht bloss abseits von den Wegen des Volkes wandelten, sondern geradezu die direkte Opposition desselben hervorriefen, wird uns nicht Wunder nehmen. Mochten auch die einen darin nur unschuldige und unpraktische Spielereien erblicken (cf. Plato Rep. 489 C *ἀλλὰ τοὺς νῦν πολιτικοὺς ἄρχοντας ἀπεικάζων οἷς ἄρτι ἐλέγομεν ναύταις οὐχ ἁμαρτήσει, καὶ τοὺς ὑπὸ τούτων ἀχρήστους λεγομένους καὶ μετεωρολέσχας τοῖς ὡς ἀληθῶς κυβερνήταις*), so formulierten doch die aggressiveren Elemente sei es aus eigenem Antriebe oder im Dienste von Parteibestrebungen daraus Angriffe auf die seit Jahrhunderten feststehenden und festgehaltenen religiösen Anschauungen des Volkes und fanden damit einen durchaus günstigen Boden: *οὐ γὰρ ἠνείχοντο τοὺς φυσικοὺς καὶ μετεωρολέσχας τότε καλουμένους*, versichert uns Plutarch im 23. Kapitel des Nikias und ausserdem finden sich noch eine Menge von Zeugnissen, welche Hugo Berger in seinem gründlichen Werke „Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen“, Leipzig, 1887 I p. 26 Anm. 3 u. ff. (cf. II, 49) zusammengestellt hat. Man bedauert, dass man auch den Sokrates auf Grund der bekannten Stellen in den Memorabilien I, 1, 11 ff. u. IV, 7, 2 ff. so ohne jede weitere Bemerkung in dieser Gesellschaft sieht. Und doch hat ihm Plato in der Apologie 19 C die Worte in den Mund gelegt: *καὶ οὐχ ὡς ἀτιμάζων λέγω τὴν τοιαύτην ἐπιστήμην* (die Naturwissenschaften), *εἴ τις περὶ τῶν τοιούτων σοφός ἐστιν*. Der Ausweg, diese wichtigen, scheinbar mit den Stellen der Memorabilien in stärksten Widerspruch stehenden Worte als Platonisch, nicht als Sokratisch zu betrachten, verbietet sich durch den Charakter unserer Schrift, die uns ein Bild von der wirklichen Lehre des Sokrates entwerfen will, von selbst und ist desswegen nicht gangbar. Man muss sich darum gegen die Annahme rein Platonischer Elemente ablehnend verhalten. Es hat aber auch Schanz a. a. O. gut auf die Bedeutung des Zusatzes *εἴ τις περὶ τῶν τοιούτων σοφός ἐστιν* aufmerksam gemacht, welcher die Wege für ein wirkliches Wissen auf diesem Gebiete offen lässt und

---

Erfindung (besser gesagt: zur Anwendung) der Buchstabenschrift führte, so hat auch das praktische Bedürfniss des milesischen Handels zur ersten geometrisch-astronomischen Schulung geführt. (Diels, „Ueber die ältesten Philosophenschulen der Griechen.“ Philosoph. Aufs., E. Zeller gewidmet, 1887, S. 244.) Und so ist es denn für die durchaus praktische Anschauungsweise der alten Athener bezeichnend genug, dass sie eine Disziplin, nämlich die wissenschaftliche (cf. Gomperz, Griech. Denker I, 227) Medizin nicht bloss in Gnaden aufnahmen, sondern auch ihren ersten und glänzenden Vertreter Hippokrates hoch ehrten, cf. Vita bei Kühn III, 850 — wohl aus Soranus *βίοι ἰατρῶν — καὶ δημοσίᾳ τοῖς Ἐλευσινίοις ἐμύησαν καὶ πολίτην ἔγραψαν καὶ τὴν ἐν Πρυτανείῳ σίτησιν ἔδοσαν εἰς ἐκγόνους.* Es ist also ein Lufthieb, welchen Aristophanes Nub. 332 gegen die *ἰατροτέχναι* führt. Ueber das Institut der „Staatsärzte“ in Athen vgl. Schoemann-Lipsius, Griech. Alt. I, 476.

den Sokrates zu einem solchen nicht in Gegensatz stellt. Treten wir nun mit dieser dogmatischen Festlegung der Sokratischen Ansicht durch Platon an die angeführten Stellen der Memorabilien heran, so ist zunächst zu bemerken, dass beide durchaus nicht gleichwertig neben einander gestellt werden dürfen. Wenn wir nämlich in der letzteren lesen IV, 7, 2 *ἐδίδασκε δὲ καὶ μέχρι ὅτου δέοι ἔμπειρον εἶναι ἑκάστου πράγματος τὸν ὀρθῶς πεπαιδευμένον. αὐτίκα γεωμετρίαν μέχρι μὲν τούτου ἔφη δεῖν μανθάνειν, ἕως ἱκανός τις γένοιτο, εἴ ποτε δεήσειε, γῆν μέτρῳ ὀρθῶς ἢ παραλαβεῖν ἢ παραδοῦναι ἢ διανεῖμαι ἢ ἔργον ἀποδείξασθαι . . . . . τὸ δὲ μέχρι τῶν δυσσυνέτων διαγραμμάτων γεωμετρίαν μανθάνειν ἀπεδοκίμαζε* und weiter über die Astronomie § 4: *ἐκέλευε δὲ καὶ ἀστρολογίας ἐμπείρους γίγνεσθαι καὶ ταύτης μέντοι μέχρι τοῦ νυκτός θ' ὥραν καὶ μηνὸς καὶ ἐνιαυτοῦ δύνασθαι γιγνώσκειν ἕνεκα πορείας καὶ πλοῦ καὶ φυλακῆς . . τὸ δὲ μέχρι τούτου ἀστρονομίαν μανθάνειν μέχρι τοῦ καὶ τὰ μὴ ἐν τῇ αὐτῇ περιφορᾷ ὄντα καὶ τοὺς πλάνητάς τε καὶ ἀσταθμήτους ἀστέρας γνῶναι καὶ τὰς ἀποστάσεις αὐτῶν ἀπὸ τῆς γῆς καὶ τὰς περιόδους καὶ τὰς αἰτίας αὐτῶν ζητοῦντας κατατρίβεσθαι, ἰσχυρῶς ἀπέτρεπεν*, so kann doch daraus eine grundsätzlich oppositionelle Stellung gegen beide Wissenschaften durchaus nicht gefolgert werden, so wenig wie etwa der modernen Schulleitung, welche beide Disziplinen freilich zu ganz anderen Zwecken und darum auch nach anderen Gesichtspunkten für die Schule festlegt und nur passende und eng begrenzte Teile derselben in ihr Programm aufnimmt, daraus ein Vorwurf der Unterschätzung beider Wissenschaften gemacht werden kann, zumal uns Xenophon a. a. O. versichert § 3 *καίτοι οὐκ ἄπειρός γ' αὐτῶν ἦν*, in den schwierigen Problemen der Geometrie. War er doch auch bekannt mit der höheren Astronomie nach § 5 *καίτοι οὐδὲ τούτων γ' ἀνήκοος ἦν*, wie ja wohl auch die modernen Vertreter derselben dem Sokrates gewiss darin beistimmen werden, dass ein langes Leben zur vollständigen Beherrschung derselben gerade hinreichend ist.

In eine ganz andere Sphäre versetzt uns dagegen die Stelle I, 1, 11 ff., wie IV, 7, 6: *ὅλως δὲ τῶν οὐρανίων, ᾗ ἕκαστον ὁ θεὸς μηχανᾶται, φροντιστὴν γίγνεσθαι ἀπέτρεπεν.* In dieser wie in den Stellen des ersten Buches handelt es sich doch um ganz andere Materien, nämlich um die Frage nach den „ersten Dingen“: *οὐδὲ γὰρ περὶ τῆς τῶν πάντων φύσεως, ᾗπερ τῶν ἄλλων οἱ πλεῖστοι, διελέγετο, σκοπῶν ὅπως ὁ καλούμενος ὑπὸ τῶν σοφιστῶν κόσμος ἔχει καὶ τίσιν ἀνάγκαις ἕκαστα γίγνεται τῶν οὐρανίων, ἀλλὰ καὶ τοὺς φροντίζοντας τὰ τοιαῦτα μωραίνοντας ἀπεδείκνυε.* Diese Versuche detestierte er nicht bloss von vornherein mit aller Entschiedenheit von seinem wissenschaftlichen, wie von seinem theologischen Standpunkte, Mem. IV, 7, 6, sondern er rückte ihnen

auch auf den Leib mit Gegenargumenten, wie der Lehre des Anaxagoras von dem Sonnenfeuer IV, 7, 6 ff., wo wir für die Worte *μωραίνοντας ἀπεδείκνυε* einen trefflichen Beleg bekommen.[1])

Vergegenwärtigen wir uns nun die in den weitesten Kreisen des Volkes vorhandene missgünstige Stimmung gegen die Naturwissenschaften, so musste das von Aristophanes in den Wolken aufgegriffene Thema als ein im höchsten Sinne populäres erscheinen und nach seiner Berechnung einen mächtigen Resonanzboden bei der breiten und breitesten Masse finden. Und doch der eklatante Misserfolg! Wir wollen uns nicht wieder mit der Aufzählung der Gründe desselben beschäftigen und darum kurz auf unsere Abhandlung, Sitzb. der Münch. Akad. philos.-philolog. Kl. 1896 Heft II p. 246 ff. verweisen. Nur an einem Punkte, der zur Entscheidung unserer Frage nach dem Interesse und der Anteilnahme der grossen Masse des Volkes an der wissenschaftlichen Bewegung ihrer Zeit von besonderem Belang ist, können wir nicht vorübergehen. In der Wespenparabase (vom Jahr 422) hat sich der Dichter darüber ausgesprochen

V. 1044

πέρυσιν καταπρούδοτε καινοτάταις σπείραντ' αὐτὴν διανοίαις
ἃς ὑπὸ τοῦ μὴ γνῶναι καθαρῶς ὑμεῖς ἐποιήσατ' ἀναλδεῖς

und V. 1048

τοῦτο μὲν οὖν ἔσθ' ὑμῖν αἰσχρὸν τοῖς μὴ γνοῦσιν παραχρῆμα,
ὁ δὲ ποιητὴς οὐδὲν χείρων παρὰ τοῖσι σοφοῖς νενόμισται,
εἰ παρελαύνων τοὺς ἀντιπάλους τὴν ἐπίνοιαν ξυνέτριψεν.

Was heisst *καθαρῶς γνῶναι*? Wir können von der Heranziehung der hohen Stellen aus Platons Phaedon 66 D und 68 B, wo es nur heissen kann „in ungetrübter Reinheit“, ganz absehen, die Worte in unserem Stücke V. 631, wo der Chor die Rede des Philokleon also charakterisiert:

---

[1]) Freilich die moderne Naturwissenschaft könnte und müsste den echt wissenschaftlichen Geist des Sokrates höher stellen, wenn er sich einzig und allein in Anbetracht der Unzulänglichkeit der damaligen Hilfsmitteln mit einer Negierung des Wissens für die damalige Zeit begnügt hätte. Das geschieht leider nicht mit den Worten I, 1, 13 *ἐθαύμαζε δ' εἰ μὴ φανερὸν αὐτοῖς ἐστιν ὅτι ταῦτ' οὐ δυνατόν ἐστιν ἀνθρώποις εὑρεῖν* oder IV, 7, 6 *οὔτε γὰρ εὑρετὰ ἀνθρώποις αὐτὰ ἐνόμιζεν εἶναι.* Höher würde sie ihn sicher auch stellen, wenn er die Instanzen, die wir dort lesen, gegen Anaxagoras nicht angerufen hätte; denn dass dieselben nur auf Rechnung des Xenophon kommen, nicht auf die des Sokrates, dafür hat Joël „Der echte und der xenophontische Sokrates“ I p. 121 ff. auch nicht die Spur eines Beweises erbracht. Wenn dagegen Gustav Glogau „Das Vorstadium und die Anfänge der Philosophie“, Kiel und Leipzig 1895, im Anschluss an eine neuerdings von Chiappelli vertretene Ansicht, den Sokrates der Naturwissenschaft erobern und so den Angriff des Aristophanes erklären will, so scheitert diese Annahme an der einfachen Erwägung, dass bei der Aufführung der Wolken der Sohn des Sophroniskos schon 47 Jahre alt und damals sicher mit sich und seiner Lebensaufgabe vollständig im Reinen war.

οὐπώποθ᾽ οὕτω καθαρῶς
οὐδενὸς ἠκούσαμεν οὐ-
δὲ ξυνετῶς λέγοντος.

gestatten keinen Zweifel darüber, dass es im Sinne von „rein, unverfälscht, der Sache ganz entsprechend und durchaus deckend“ genommen werden muss. Also heisst γνῶναι καθαρῶς „rein, unverfälscht, genau und richtig“ verstehen. Halten wir nun damit zusammen das τοῖς μὴ γνοῦσιν παραχρῆμα, so können auch diese Worte nur so verstanden werden, dass den Zuhörern nicht gleich, sondern erst später ein Licht aufgegangen ist. Man würde nun den Athenern und ihrem Fassungsvermögen ein sehr schlechtes Kompliment machen, wenn man die Dinge, die zu hoch für sie, zunächst und zumeist in den Lehren über Metrik, Rhythmik oder Orthoëpie finden würde. Haben sie doch in den „Schmausdörfern“ (Δαιταλῆς) Intimitäten aus der Redner-, wie der Grammatikerschule mit vollem Beifall gehört (cf. fr. 198 und 222 K.)! Man wird also in allererster Linie an die hier behandelten naturwissenschaftlichen Probleme zu denken haben; denn die Persiflagen, wie sie in den Verhüllungen 136 ff. vorliegen, lagen den wenig dafür interessierten Durchschnittsathenern durchaus nicht so nahe, um das richtige und sofortige Verständnis der Absicht des Dichters als selbstverständlich erscheinen zu lassen. Und nun gar die streng wissenschaftlichen Lehren von Regen, Donner und Blitz 360 (man vgl. besonders 376 ff.)! Die waren trotz des drastischen Vergleiches durchaus nicht für Jeden sofort kapabel, aber auch dem einfachsten Verstande war daneben einleuchtend, und Strepsiades hat sofort begriffen die grosse Eroberung der Naturwissenschaften V. 370

φέρε, ποῦ γὰρ πώποτ᾽ ἄνευ νεφελῶν ὕοντ᾽ (den Zeus) ἤδη τεθέασαι;
καίτοι χρῆν αἰθρίας ὕειν αὐτόν, ταύτας δ᾽ ἀποδημεῖν.

Unverlierbar fest musste sich auch dem einfachsten Verstande einprägen, was wir hören V. 400 ff.

ἀλλὰ τὸν αὑτοῦ γε νεὼν βάλλει καὶ Σούνιον, ἄκρον Ἀθηνέων,
καὶ τὰς δρῦς τὰς μεγάλας· τί παθών; οὐ γὰρ δὴ δρῦς γ᾽ ἐπιορκεῖ.

und gegen die Festsetzung solcher Sätze im Denken der einfachsten Männer — so mochte der fromme Glaube zetern — bot die am Schlusse des Stückes erfolgende Vernichtung der ganzen Atheistengesellschaft nicht das nötige Gegengewicht.

Es muss darum als eine schätzbare Bereicherung unserer Einsicht angenommen und festgehalten werden, das die breite Masse des Volkes, wenn sie auch im Allgemeinen mit einem Angriff auf die Sophistengesellschaft sympathi-

sierte, doch zu weit abstand von den Bahnen, auf welchen sich die von dem Komiker gegeisselte Bewegung vollzog, um intimere Beziehungen, die aus der für uns heute so durchsichtigen Hülle der Persiflage deutlich wahrnehmbar sind, sofort[1]) zu erkennen und demnach den daran gesetzten Witz und die genialen Einfälle des Dichters richtig zu würdigen.[2])

Wenn Burckhardt in seiner griech. Kulturgeschichte zur Erklärung der scheinbar geringen Wirkung der grossen griechischen Forscher und Entdecker III p. 423 die Abwesenheit jeder officiellen Sanctionierung durch die *πόλις* und den Mangel schulmässiger Tradierung in vom Staate errichteten Unterrichtsanstalten anführt, so muss daneben noch weit mehr der Umstand in Anschlag gebracht werden, dass die Resultate dieser Forschungen, dass diese Entdeckungen eben noch nicht die ruhige Höhe sicherer und unbestreitbarer Thatsachen erklommen hatten, die ihre Aufnahme als Dogmen in ein Lehrprogramm irgend einer vom Staate geleiteten oder beaufsichtigten Schule empfohlen hätte, sondern damals noch im Flusse waren und mit der Gegenströmung anderer ebenfalls von wissenschaftlichen Forschern ausgegangenen Meinungen zu kämpfen hatten.

---

[1]) Aber der Dichter, der doch wohl allein in der Lage war, über die Gründe seines Misserfolges sich vollständig genau zu unterrichten, befand sich in arger Selbsttäuschung, wenn wir Ivo Bruns glauben, das literar. Porträt der Griechen p. 199. Mir will es dagegen scheinen, dass es der Anfang vom Ende der Wissenschaft ist, wenn man sich einfach über die so wichtige Wespenstelle hinwegsetzt, um Raum zu bekommen zur freien Konstruktion!

[2]) Wir glauben dem Dichter gern, dass Komposition und Ausarbeitung des Stückes ihm eine Riesenarbeit gemacht (V. 524). Ein poetisches collegium physicum ist eben nicht so einfach. Auch wenn er versichert Vesp. 1047

μὴ πώποτ' ἀμείνον' ἔπη τούτων κωμῳδικὰ μηδέν' ἀκοῦσαι

(cf. Hypothesis IV Mein. p. 277 *τὸ δὲ δρᾶμα τοῦτο τῆς ὅλης ποιήσεως | κάλλιστον εἶναί φησι καὶ τεχνικώτατον*), so können wir zwar diese Worte, wenigstens für die Gestalt, wie die Komödie heute vorliegt, durchaus nicht unterschreiben. Aber hingewiesen sei hier einmal auf die Eingangsscene, die ihres gleichen sucht in der ganzen dramatischen Litteratur der Griechen. Und gar erst die Prologe der uns erhaltenen anderen Komödien — die müssen sicher im weiten Abstand von ihm genannt werden. Zunächst einmal kein Wort, wie sonst so häufig, *ἔξω τῆς ὑποθέσεως*, sondern gleich in medias res. Daneben der Reiz des wechselvollen Spiels, die Uebergänge von einer Stimmung zu der andern, die langsame, schrittweise Entwicklung, das erinnert Alles an die besten und intimsten Gestaltungen moderner Dramatik. Daneben nun auch die stellenweis gehobene Sprache V. 42. 106 110. So hat Leeuwen zu V. 60 daran erinnert, dass *ὅπως*, das ungefähr 180 mal bei dem Komiker vorkommt, nur an unserer Stelle = *ἐπεί* ist ganz im Stile der Tragödie. Nicht weniger gehört *ἐκρινόμεθ'* nach Kocks Nachweis zu Equit. 1258 der gewählteren Sprache an. Und das idiotische Element, Gebrauch der direkten Rede, was zwar auch sonst in den Reden der Tragiker (cf. Choeph. 661 Eum. 746 Kirchh.), am häufigsten jedoch in den *ῥήσεις ἀγγελικαί* uns begegnet, gehört auch zu diesen Gestaltungen V. 68 ff. Das ist genau nach den klassischen Mustern der älteren Schwester gegeben. Ich würde mich daher auch zwei- und dreimal besinnen, in einer solchen sicher nach der Tragödie geformten *ῥῆσις* die in allen unseren Handschriften überlieferte Form *διακοσίησι* Equit. 659 mit der gewöhnlichen zu vertauschen. Uebrigens wurde schon die hohe Kunst dieses Prologes im Altertum richtig gewürdigt, wie man aus der zweiten Hypothesis sieht: *ὁ δὲ πρόλογός ἐστι τῶν Νεφελῶν ἁρμοδιώτατα καὶ δεξιώτατα συγκείμενος.*

Ganz anders griff aber eine zweite so ziemlich gleichzeitige Bewegung auf litterarischem Gebiete in das Leben des Volkes ein, und zwar ist es hier hauptsächlich eine Richtung dieser Bewegung, die wieder nur einen Interessentenkreis, eine Schichte der Gesamtbevölkerung mächtig berührt und gewaltig in Harnisch bringt, die Schichte, welche kurz und gut von Euthydem Mem. IV, 2, 37 dahin angegeben wird: *Καὶ δῆμον ἄῤ οἶσθα τί ἐστιν; Οἶμαι ἔγωγε. Καὶ τί νομίζεις δῆμον εἶναι: Τοὺς πένητας τῶν πολιτῶν ἔγωγε.* Selbst bei dem gänzlichen Mangel aller Zeugnisse aus dem Altertum könnte von vornherein mit Grund angenommen werden, dass die rhetorisch-sophistische Schulung, deren Aneignung sozusagen ein Privilegium der Vermögenden und Reichen war und die sich hauptsächlich in ihrer praktischen Bethätigung vor Gericht glänzend bezahlt machte, eine stark differenzierende Wirkung zum Nachteil des eigentlichen *δῆμος* ausüben musste.

Um nun die wichtige Frage entscheiden zu können, dass eine Beteiligung dieses eigentlichen *δῆμος* an dieser rhetorisch-sophistischen Schulung gänzlich ausgeschlossen war, müssen wir die Unterrichtsverhältnisse der damaligen Zeit etwas eingehender betrachten.

So muss zunächst der Gedanke an eine öffentliche Erziehung, an eine Organisation des gesamten Unterrichtswesens von Seiten des Staates, der vorübergehend einmal aufgetaucht war, als unhaltbar abgewiesen werden. Die Gründe, die zu dieser scheinbar unerhörten Unterlassungssünde geführt haben, aus der man ganz mit Unrecht ein Todesurteil gegen die athenische Demokratie formuliert hat, diese Gründe sind von Adolf Kirchhoff in ebenso eingehender, wie überzeugender Weise dargelegt worden in seiner „Festrede zur Feier des 3. August 1884“ Berlin 1884. Ein staatlich organisiertes Unterrichtswesen mit der *ἀνάγκη*, dem grössten Schreckgespenst der damaligen Athener, kann auch aus dem Satze in Platons Kriton 50 D: *ἢ οὐ καλῶς προσέταττον ἡμῶν οἱ ἐπὶ τούτοις τεταγμένοι νόμοι, παραγγέλλοντες τῷ πατρὶ τῷ σῷ σε ἐν μουσικῇ καὶ γυμναστικῇ παιδεύειν;* [1]) nicht gefolgert werden, da hier

[1]) Das Gesetz, welches dem Sokrates vorschwebt, kann schwerlich ein anderes sein, als das, welches Plut. Sol. c. 22 berührt: *πρὸς τὰς τέχνας ἔτρεψε τοὺς πολίτας, καὶ νόμον ἔγραψε υἱῷ τρέφειν τὸν πατέρα μὴ διδαξάμενον τέχνην ἐπάναγκες μὴ εἶναι.* Hat er nun das aber wirklich im Sinn, so kann doch nur sehr uneigentlich von einem Erziehungsgesetze, das die *γυμναστική* und *μουσική* vorschreibt, die Rede sein, da *τέχνη* nur als Handwerk, Metier gedeutet werden kann. Zweifellos hängt mit diesem, von Plutarch erwähnten Gesetze zusammen die *γραφὴ ἀργίας*, worüber Schoemann-Lipsius, Att. Proc. p. 334 ff., Thalheim R. A. p. 35 Anm. 2, Wilamowitz, Aristotel. und Athen I, 255 Anm. 146, Gilbert St. A. I p. 316 Anm. 2. *ἀργός* muss wohl mit Kock, com. Attic. fr. II pag. 60 in dem fr. des Antiphanes 123, 3

ὅταν γὰρ ἀπορῇταί τις, ἂν μὲν ἀργὸς ᾖ,
ἐλθὼν ἀπεκινδύνευσεν ἡμέραν μίαν,
ὥστ' ἢ γεγονέναι λαμπρὸς ἢ τεθνηκέναι

= „si artem (*τέχνην*) non habet“ genommen werden.

nach Schanz' richtiger Bemerkung zur St. eine rhetorische Uebertreibung vorliegt; denn von einer παιδεία ὑπὸ τοῦ νόμου κειμένη, um ein Wort des Aristoteles Rhet. 1365ᵇ 34 zu gebrauchen, kann in der athenischen Demokratie nicht gesprochen werden. Die ganze παιδεία war vielmehr, wenn man auch das Aufsichtsrecht des Areopag für eine gewisse Zeitperiode zugeben mag, der Sitte und dem Herkommen überlassen, hatte aber im Laufe der Jahrhunderte feste Regeln und Bahnen gefunden, die nicht leicht einer, der die Kosten dafür aufbringen konnte, verliess. Diese durch Sitte und Herkommen vorgeschriebene und im Laufe der Zeiten in gewisse feste Richtungen gelenkte παιδεία hat nach Platons Zeichnung Apol. c. XII Meletos im Sinne, wenn er, so paradox das auch für uns klingen mag, alle Athener ohne Ausnahme als Kinder derselben angesehen wissen will und einzig und allein in Sokrates, dem Gegner der ὑπὸ τοῦ νόμου — dem Herkommen — κειμένη παιδεία, den Revolutionär erblickt.

Warum nun in den athenischen Elementarschulen kein Platz war für Grammatik und Sprachwissenschaft, kein Platz für Geschichts- und Geographieunterricht, kein Platz für Mathematik und Naturwissenschaften oder gar für Unterweisung in der Religion, das hat Kirchhoff in der angeführten Rede in lichtvoller Weise entwickelt. Aber von einer Aufgabe, sollte man doch meinen, darf sich ein Staat, welcher die gesamte Verwaltung und Justiz einzig und allein in die Hände seiner Bürger legt, nicht dispensieren, eine Garantie für die allseitig richtige gesetzmässige Erledigung der übertragenen Geschäfte sollte doch von denselben gefordert und ihm auch gegeben werden — wir meinen die Garantie einer vollständig ausreichenden „civilen" Bildung! Es will uns heute absolut nicht in den Kopf — mit der lahmen Ausrede, dass das politische Leben selbst die nötige und vollständig ausreichende Schulung bot, ist wenig gethan — dass von staatswegen nicht auf die unerlässliche Vorbedingung, die Kenntniss der Gesetze, gedrungen worden ist. Und das ist auch geschehen, wenn man nämlich zwei ganz unverdächtigen Stellen trauen darf, welche ich, obwohl von einschneidender Bedeutung für unseren Gegenstand, nirgends herangezogen, nirgends gedeutet finde. Die eine ist zu lesen in Platons Protagoras 326 C, wo es von den Jünglingen heisst: ἐπειδὰν δὲ ἐκ διδασκάλων ἀπαλλαγῶσιν, ἡ πόλις αὖ τούς τε νόμους ἀναγκάζει μανθάνειν καὶ κατὰ τούτους ζῆν. [1]) Im vollen Einklang damit und nicht weniger deutlich Aeschin. in Timarch. § 18: ἐπειδὰν δ' ἐγγραφῇ εἰς τὸ ληξιαρχικὸν γραμ-

[1]) Die Ausmünzung dieses staatlichen Eingreifens einzig und allein nur auf das Lebensregulativ der Jugend ist dem Sinne der ganzen Stelle zwar durchaus konform, aber damit scheint auch, wenigstens an der Stelle des Aeschines gemessen, zugleich eine zu enge Begrenzung gegeben zu sein.

ματεῖον καὶ τοὺς νόμους γνῷ καὶ εἰδῇ τοὺς τῆς πόλεως καὶ ἤδη δύνηται διαλογίζεσθαι τὰ καλὰ καὶ τὰ μή. Beide Stellen, besonders aber die erste, lassen kaum eine andere Deutung zu als die einer Nötigung von Seiten des Staates, und da ich bei verschiedenen Kennern des Attischen Staatslebens vergeblich angeklopft, so seien sie hiemit der Aufmerksamkeit weiterer Kreise empfohlen. Sie stehen, das soll hier nicht verhehlt werden, mit dem sonstigen *laissez aller*, dem *ζῆν ὅπως ἄν τις βούληται* in schreiendem Widerspruch. Ueber die Art und Weise des Vollzuges sich in Vermutungen zu ergehen, hat keinen Zweck, ehe, wenn dies überhaupt möglich, über die principielle Bedeutung der beiden Stellen entschieden ist. Bei der *δοκιμασία*, im Anschluss an welche ja Aeschines von der Sache spricht, könnte ein solches von amtswegen abgenommenes Examen rigorosum leicht eine Stelle gefunden haben. Ueber die *δοκιμασία* sind wir nun ziemlich genau unterrichtet, aber in der Ueberlieferung findet die Vermutung nicht den geringsten Halt. Ist ja doch auch die Annahme eines Staatskursus der Gymnastik, von dem Kirchhoff in der angeführten Rede p. 9 ff. als von einer ausgemachten Sache spricht, bedenklich. Darnach wäre der Zweck dieser Einrichtung ein streng militärischer gewesen, lediglich dazu geschaffen und erhalten, um eine genügende Vorbereitung der beiden jüngsten Altersklassen der bürgerlichen Bevölkerung für die Ableistung ihrer Dienstpflicht im Bürgeraufgebote sicher zu stellen. Der Staat wäre demnach während dieser zwei Jahre einfach seine Rekruten einzuexerzieren beflissen gewesen. Aber, wie Schoemann-Lipsius, Griech. Alt. I p. 552 hervorhebt, scheint auch diese Einrichtung nicht sowohl durch Gesetze vorgeschrieben, als durch Sitte und Herkommen eingeführt worden zu sein, weil sie eben sachgemäss war. [1])

Also müssen wir vorerst gänzlich absehen von Staatskursen für civile Bildung und Gymnastik. [2]) Enger sind auch mit dem für unsere Abhandlung gewählten Gegenstande verknüpft die Privatschulen und die in denselben behandelten Lehrobjekte. Die völlige Abwesenheit jeden Zwanges von Seiten des Staates gestattete es einmal jedem einzelnen Bürger, die in denselben gebotene Gelegenheit zu benützen oder nicht. Es mögen am Ende nur Wenige dieselbe unbenützt gelassen haben. Aber ganz sicher richtete sich die Beteiligung daran nach dem Masse der für jeden vorhandenen Mittel; denn die Bürger hatten ja diesen Unterricht aus ihren eigenen Mitteln zu bestreiten.

---

[1]) Die Stelle in Aeschin. gegen Timarch. § 9 *ὁ γὰρ νομοθέτης πρῶτον μὲν τοῖς διδασκάλοις, οἷς ἐξ ἀνάγκης παρακατατιθέμεθα τοὺς ἡμετέρους αὐτῶν παῖδας κτλ.* nötigt zur Auffassung eines staatlichen Zwanges durchaus nicht.

[2]) Man vgl. dazu Burckhardt, Griech. Kulturgeschichte III p. 416.

Darnach mag sich einmal die Dauer des Schulbesuches, sodann aber auch die Begrenzung des von den Einzelnen erstrebten und erledigten Unterrichtspensums bestimmt haben. Es verbietet sich demnach von selbst, die Unterrichtsresultate in Beziehung auf Dichterlektüre in der Schule des Grammatisten, in Beziehung auf Musik und die damit verbundene Kenntniss der Lyriker in der des Kitharisten als bei allen Zöglingen gleichmässig vorhanden anzunehmen.[1]) Vielmehr wird, wenn man das Mindestmass der dem Einzelnen zur Verfügung stehenden Mittel billig in Anschlag bringt, ein ziemlich starker Prozentsatz derer vorhanden gewesen sein, welche auf der gleichen Bildungsstufe standen, wie der Wursthändler in den Rittern, der den Beruf des Staatslenkers ablehnt mit den Worten V. 188 ff.

ἀλλ', ὦγάθ', οὐδὲ μουσικὴν ἐπίσταμαι
πλὴν γραμμάτων, καὶ ταῦτα μέντοι κακὰ κακῶς.

Aber diese elementarsten Kenntnisse konnte sich einer ja auch im Hause aneignen, und war dazu der Besuch einer Schule nicht nötig. Analphabeten dagegen müssen doch in der Zeit, die wir im Auge haben, eine verhältnissmässig seltene Erscheinung gewesen sein, wenn man sich an das bekannte Sprichwort erinnert: *οὔτε νεῖν οὔτε γράμματα*, wovon uns Diogenian VI, 56 berichtet: *ἐπὶ τῶν ἀμαθῶν· ταῦτα γὰρ ἐκ παιδόθεν ἐν ταῖς Ἀθήναις ἐμάνθανον.* Sticht ja dasselbe gerade diejenigen auf als eine eigene Klasse, der selbst diese elementarsten Dinge fremd sind.

Doch wir haben es nicht nötig, uns in blossen Vermutungen zu ergehen, wir können uns vielmehr dabei auf ein sehr wichtiges Zeugniss des Isokrates berufen, der in seiner idealisierenden Schilderung der früheren Stellung des Areopag sich also ausspricht § 44: *ἅπαντας μὲν οὖν ἐπὶ τὰς αὐτὰς ἄγειν διατριβὰς οὐχ οἷόν τ' ἦν, ἀνωμάλως τὰ περὶ τὸν βίον ἔχοντας· ὡς δὲ πρὸς τὴν οὐσίαν ἥρμοττεν, οὕτως ἑκάστοις προσέταττον· τοὺς μὲν γὰρ ὑποδεέστερον πράττοντας ἐπὶ τὰς γεωργίας καὶ τὰς ἐμπορίας ἔτρεπον*......., *τοὺς δὲ βίον ἱκανὸν κεκτημένους περὶ τὴν ἱππικὴν καὶ τὰ γυμνάσια καὶ τὰ κυνηγέσια καὶ τὴν φιλοσοφίαν* (zu höheren Studien, natürlich in dem beschränkten Sinne des Isokrates) *ἠνάγκασαν διατρίβειν.* Also für die Vermögenden die *πόνοι ἡδονὰς ἔχοντες* (§ 43) und die *φιλοσοφία*, keine Spur einer schulmässigen Unterweisung dagegen bei den *ἀποροῦντες*, und es liegt die Vermutung nahe, dass der Redner von dem unbedingt nötigen Elementar-

---

[1]) Erinnert sei hier nur an die bekannte Anekdote von Themistokles und seiner Unkenntniss in der Musik. Man vgl. auch Lys. 32, 17 *καὶ νῦν τοὺς μὲν ἐκ τῆς μητρυιᾶς τῆς ἐμῆς παιδεύεις ἐν πολλοῖς χρήμασιν εὐδαίμονας ὄντας· καὶ ταῦτα μὲν καλῶς ποιεῖς· τοὺς δ' ἐμοὺς ἀδικεῖς, οὓς ἀτίμως ἐκ τῆς οἰκίας ἐκβαλὼν ἀντὶ πλουσίων πτωχοὺς ἀποδεῖξαι προθυμῇ.*

unterricht als einer selbstverständlichen Voraussetzung für die Erfordernisse des späteren Berufslebens gänzlich absieht. Zu höheren Studien sind also allein die Besitzenden, weil mit den nötigen Glücksgütern gesegnet, berufen und auserwählt.

Damit sind wir nun wieder zu unserem Ausgangspunkt zurückgelangt, zur Beleuchtung der Stellung, welche der *δῆμος* in dem oben geschilderten Sinne zu der rhetorisch-sophistischen Schulung einnimmt und notwendig einnehmen musste. Dafür zunächst nur zwei Beispiele.

Nachdem Pheidippides seinem Vater gegenüber glänzende Proben von der Beherrschung des *ἥττων λόγος* abgelegt hat, wendet sich der letztere mit folgender Apostrophe an das Theaterpublikum Nub. 1201

Bravo! Bravissimo! Ihr Lumpenpack, was sitzt ihr so verdutzt herum?
Unserer Weisheit sichere Beute, ihr Klötze,
Nullen, eitel Schöpse, keine Köpfe — hohle Töpfe
Stück für Stück hier aufgepflanzt.[1])

Doch hören wir weiter die Alten in der Parabase der im Jahre 425 aufgeführten Acharner V. 679 ff., wie sie die Nachteile gegenüber dieser modernen Rhetorik aufzählen

οἵτινες γέροντας ἄνδρας ἐμβαλόντες ἐς γραφὰς
ὑπὸ νεανίσκων[2]) *ἐᾶτε καταγελᾶσθαι ῥητόρων*
οὐδὲν ὄντας, ἀλλὰ κωφοὺς καὶ παρεξηυλημένους,
οἷς Ποσειδῶν ἀσφάλειός ἐστιν ἡ βακτηρία κτλ.

Wenn man scheinbar nicht ohne Grund gesagt hat, die Unterschiede, wie sie im Bildungsstand der modernen Kulturvölker als die natürlichen Ergebnisse der verschiedenen Bildungswege höherer und niederer Art beobachtet werden können, seien in dem Grade im griechischen Altertum, vor allem aber in Athen, nicht vorhanden gewesen, so bedarf diese Annahme auf Grund dieser beiden und anderer Stellen eine sehr bedeutende Einschränkung.

Das Bewusstsein von der Ueberlegenheit dieser nur den besser situierten Kreisen zugänglichen Bildung findet in den derben Worten des Strepsiades den schroffsten Ausdruck gegenüber der Dummheit und Rückständigkeit der in ihre Geheimnisse nicht eingeweihten Masse und in gehobener Stimmung pocht sie zugleich auf die sicher in Aussicht stehenden zukünftigen Triumphe

---

1) *εὖ γ', ὦ κακοδαίμονες, τί κάθησθ' ἀβέλτεροι,*
ἡμέτερα κέρδη τῶν σοφῶν ὄντες, λίθοι,
ἀριθμός, πρόβατ' ἄλλως, ἀμφορῆς νενησμένοι;

2) Cf. Andocid. IV, 22 *τοιγάρτοι τῶν νέων αἱ διατριβαὶ οὐκ ἐν τοῖς γυμνασίοις, ἀλλ' ἐν τοῖς δικαστηρίοις εἰσίν.*

über diese zurückgebliebene Masse, wenn sie ein Prozess mit einem oder dem anderen aus derselben einmal vor den ἁπλοῖ κριταί zusammenführt. Und die Acharnerstelle zeigt uns zugleich, dass Strepsiades in dieser Vermutung sich nicht verrechnet hat.

Sonach ist es nur zu begreiflich, dass der δῆμος dieser Richtung der modernen Bildung, die im Gerichtssaale sehr aktuell für ihn werden konnte, nur feindselig gegenüberstehen konnte. Es werden uns demnach auch Urteile nicht überraschen, die sich über diese feindselige Haltung rückhaltlos aussprechen. So Platons Euthyphron 3 C Ἀθηναίοις γάρτοι, ὡς ἐμοὶ δοκεῖ, οὐ σφόδρα μέλει, ἄν τινα δεινὸν οἴωνται εἶναι, μὴ μέντοι διδασκαλικὸν τῆς αὑτοῦ σοφίας. ὃν δ' ἂν καὶ ἄλλους οἴωνται ποιεῖν τοιούτους, θυμοῦνται, εἴτ' οὖν φθόνῳ, ὡς σὺ λέγεις, εἴτε δι' ἄλλο τι. Zunächst kann man unter den hier in breiter Allgemeinheit hingestellten Athenern nur diejenigen Schichten des Volkes verstehen, denen die Unzulänglichkeit ihrer Mittel die Quellen höherer Bildung verschloss, also den δῆμος im oben dargelegten Sinn. Die Superiorität des Talentes, sei dasselbe die Frucht der φύσις oder der Bildung, ist diesem δῆμος am Einzelnen nicht anstössig, aber die Verbreitung, die lehrmässige Tradierung dieser arcana imperii, besonders die mündliche, an Andere, diese erregt seinen Unwillen und seinen Zorn. Noch weiter geht der Verfasser der Ἀθηναίων πολιτεία (Xen.) I, 13: τοὺς δὲ γυμναζομένους (II, 10?) αὐτόθι καὶ τὴν μουσικὴν ἐπιτηδεύοντας καταλέλυκεν (?) ὁ δῆμος, νομίζων τοῦτο οὐ καλὸν εἶναι γνοὺς ὅτι οὐ δυνατὸς ταῦτά ἐστιν ἐπιτηδεύειν. Auch über die Motive ist ein Zweifel nicht gestattet und wenn auch Sokrates a. a. St. den Gedanken an andere offen lässt, im Vordergrunde steht doch der φθόνος der von dem Privilegium ausgeschlossenen niederen Masse. Die Notorietät dieses ersten und nächsten Motives erklärt uns auch, dass Aristoteles mit demselben operiert, wie mit einer leicht erklärlichen und durchaus selbstverständlichen Sache. Rhet. 1399 a 12 ff. ἐκ τοῦ ἀκολουθοῦντος προτρέπειν ἢ ἀποτρέπειν . . . ., οἷον τῇ παιδεύσει τὸ φθονεῖσθαι ἀκολουθεῖ κακόν, τὸ δὲ σοφὸν εἶναι ἀγαθόν· οὐ τοίνυν δεῖ παιδεύεσθαι· φθονεῖσθαι γὰρ οὐ δεῖ. δεῖ μὲν οὖν παιδεύεσθαι· σοφὸν γὰρ εἶναι δεῖ. Der Schmerz über diese abstossende Erscheinung brennt dem Euripides so heiss auf der Seele, dass der unruhige Grübler und Kritiker eine der schönsten Stellen seiner Medea nach meinem Gefühle dadurch gründlich verdorben hat Med. 296

χρὴ δ' οὔποθ' ὅστις ἀρτίφρων πέφυκ' ἀνὴρ
παῖδας περισσῶς ἐκδιδάσκεσθαι σοφούς·
χωρὶς γὰρ ἄλλης ἧς ἔχουσιν ἀργίας
φθόνον πρὸς ἀστῶν ἀλφάνουσι δυσμενῆ.

Die Stelle ist aber auch ein einspruchsfreier Beweis dafür, dass Aristoteles a. a. O. nicht die *παίδευσις* im Allgemeinen, nicht jede *παίδευσις* — also auch die elementare — im Auge hat, sondern nur die höhere, den niedern Schichten des Volkes nicht zugängliche.

In seinen eigenen und engen Lebensinteressen war dieses Volk weit weniger berührt von den naturwissenschaftlichen Studien der damaligen Zeit, die im Wesentlichen auf eine Popularisierung der alten Lehren hinausliefen. Durch dieselben konnte wohl manche heilige, alte, lieb gewonnene Anschauung angegriffen und gekränkt werden, nicht aber ein Interessenkampf irgend einer Art ins Leben gerufen werden. Eine passive Haltung des *δῆμος*, soweit er etwa durch eigene Regungen bestimmt wurde, liesse sich doch da eher erklären und begreifen.

Ganz anders stellte sich dagegen die Sache, wie wir gesehen haben, bei der zweiten Richtung. Wenn die Masse teilweise schon schwer die Kosten für den Elementarunterricht aufbringen konnte und sich schon da in Beziehung auf den Erwerb der für Leben und Beruf notwendigen Bildungselemente im Nachteil sah besser situierten Kreisen gegenüber, so war ihr der Sophistenunterricht mit seinen teilweise horrenden Honoraren,[1]) wo sie etwa die nötige für ihre weiteren Zwecke ausreichende rhetorische Schulung hätte finden können, gänzlich verschlossen.

Also diese grosse, auf so vielen Gebieten zum Durchbruch und zur Macht gelangte Bewegung vollzieht sich gegen den Willen und unter stiller oder auch lauter Opposition eines bedeutenden Bruchteiles des Volkes. Aber eine fremde, ihm ganz unbekannte Welt ist die Bewegung nicht. Das Volk verspürt sie am eigenen Leibe bei den Verhandlungen vor Gericht, es lernt sie auch kennen auf der Bühne in den besonders von Euripides so beliebten widerlichen Redekämpfen, es jubelt selbstverständlich den Komödiendichtern zu, wenn sie in gelungenen Stücken die Vertreter derselben an den Pranger stellen.

Man ist nur zu leicht das Opfer eines naheliegenden Fehlschlusses, wenn man auf Stellen wie Ach. 634

παύσας ὑμᾶς ξενικοῖσι λόγοις μὴ λίαν ἐξαπατᾶσθαι

und ähnliche gestützt die sophistische Propaganda von der vollen Sympathie

[1]) Bezeichnend ist der Ausdruck für den Sophistenunterricht *ἀργύριον διδόναι.* Was sich aber die grösste Unbedeutenheit und völlige Nullität von ihm versprach, kommt schlagend zum Ausdruck bei Xen. Anab. II, 6, 16: *Πρόξενος δὲ ὁ Βοιώτιος εὐθὺς μὲν μειράκιον ὢν ἐπεθύμει γενέσθαι ἀνὴρ τὰ μεγάλα πράττειν ἱκανός· καὶ διὰ ταύτην τὴν ἐπιθυμίαν ἔδωκε Γοργίᾳ ἀργύριον τῷ Λεοντίνῳ κτλ.*

der ganzen Masse getragen annimmt. Das feine Ohr der Masse mag sie im Anfang gehabt haben, und in dieser Beziehung sollen diese Worte des Komikers, soll vor allem die bekannte Nachricht des Diodor XII, 53 von Gorgias: καὶ τῷ ξενίζοντι τῆς λέξεως ἐξέπληξε (elektrisierte) τοὺς Ἀθηναίους ὄντας εὐφυεῖς καὶ φιλολόγους (cf. Hermog. 14 Walz, καὶ λαμπάδας (Raketen) τοὺς λόγους αὐτοῦ ὠνόμασαν) nicht im mindesten bezweifelt werden. Aber bei der Weiterentwicklung steht diese Masse so ziemlich abseits, und in den meisten Fällen wird man gut thun und das Richtige treffen, wenn man die Zeugnisse der Ueberlieferung, welche von den Ἀθηναῖοι überhaupt als den Trägern und begeisterten Anhängern der sophistischen Bewegung sprechen, auf einen Bruchteil von Auserwählten, auf die massgebende und führende Gesellschaft bezieht, die zu allen Zeiten das Neue entweder zum Siege oder zum Untergang geführt hat.

Aber wenn wir nun das athenische Volk da aufsuchen, wo es so recht eigentlich zu Hause ist — in der Volksversammlung und im Gerichtssaal —, so können wir am Ende hoffen, wenn auch nicht vom litterarischen Bildungsstand desselben, doch von seinem Bildungsstand überhaupt ein richtiges und zutreffendes Bild zu bekommen, und hier fliessen uns in den attischen Rednern die Quellen so reichlich, dass man sich nur hoffnungsfreudig zu einem Verhöre derselben entschliessen könnte.

Aber einmal trennt ein nicht geringer Abstand die politisch-juridische Urteilsfähigkeit und Urteilsreife von denjenigen Geisteskräften ab, welche die hohe und grossstilische Tragoedie, die litterarische Komoedie oder gar streng wissenschaftliche Erörterungen mit leichtem und vollem Verständniss in sich aufnehmen und sich zu eigen machen; denn diese rednerischen Erzeugnisse sind, wenigstens auf den ersten Blick, dem Auffassungsvermögen, noch mehr aber den verschiedenen Affekten der hörenden Masse in einer Weise angepasst, dass sie den Darbietungen der Poesie oder gar denen der Wissenschaft gegenüber geradezu als niedrig betrachtet werden müssen. Dort Götterspeise, hier Alltagskost! Es ist das unvergängliche Verdienst Platons, zuerst mit kühnen und kräftigen Schnitten den gewaltigen Unterschied bloss gelegt zu haben, der die Wissenschaft notwendig von der Rhetorik trennt, und ganz im Geiste des Lehrers hat sein grosser Schüler Aristoteles dieser Differenz folgende klassische Fassung gegeben: Rhet. 1, 1, 1355ª 24: ἔτι πρὸς ἐνίους οὐδ' εἰ τὴν ἀκριβεστάτην ἔχοιμεν ἐπιστήμην, ῥᾴδιον ἀπ' ἐκείνης πεῖσαι λέγοντας· διδασκαλίας γάρ ἐστιν ὁ κατὰ τὴν ἐπιστήμην λόγος, τοῦτο δὲ ἀδύνατον,

ἀλλ' ἀνάγκη διὰ τῶν κοινῶν ποιεῖσθαι τὰς πίστεις καὶ τοὺς λόγους, ὥσπερ καὶ ἐν τοῖς τοπικοῖς (I, 2) περὶ τῆς πρὸς τοὺς πολλοὺς ἐντεύξεως (man vgl. dazu I, 2, 1357ª 10 ff. und besonders II, 21, 1395ᵇ 23 ff.).

Danach zu schliessen, bewegen wir uns also bei den Rednern auf einem Boden, der für das Aufsuchen der mehr populären Elemente in den Litteraturerzeugnissen des V. und IV. Jahrhunderts uns eine reiche Ernte verspricht. Aber wir dürfen uns nicht sofort an das Einheimsen derselben machen. Davon hält uns vorerst eine gewichtige Erwägung zurück; denn ganz in der Fassung, wie diese Reden etwa vor Gericht oder gar in der Volksversammlung gehalten wurden, liegen sie uns heute nicht vor. Sie haben grösstenteils mehr oder minder nachträgliche Stilisierungen und Umredaktionen erhalten, die nur zu leicht zu falschen Schlüssen verführen könnten. Das ganz sicher auf gemachte Beobachtungen sich stützende so merkwürdige Urteil des Aristoteles über die λέξις der δημηγορία Rhet. III, 12 1414ª 8 ἡ μὲν οὖν δημηγορικὴ λέξις καὶ παντελῶς ἔοικεν σκιαγραφίᾳ·[1]) ὅσῳ γὰρ ἂν πλείων ᾖ ὁ ὄχλος, πορρώτερον ἡ θέα· διὸ τὰ ἀκριβῆ περίεργα καὶ χείρω φαίνεται ἐν ἀμφοτέροις· ἡ δὲ δικανικὴ ἀκριβεστέρα κτλ. muss uns davor warnen.

Aber die so geschickt berechnete, in der Wahl der Worte wie in Zusammensetzung derselben so hervorstechende λέξις des Demosthenes z. B., die in Dionysios von Halikarnass einen so ausgezeichneten Beurteiler gefunden hat, gleicht nach meinem Gefühl gar nicht einem rohen Schattenriss, einer σκιαγραφία, welche mit Verzichtleistung auf die Ausführung des Details nur auf die kräftige Durchführung von Licht und Schatten hinarbeitet. Wir müssen von ihr so ziemlich das Gegenteil konstatieren (cf. Blass, Att. Beredsamkeit III² p. 67 ff. 74). Es muss demnach die so nachdrückliche Hervorhebung καὶ παντελῶς ἔοικεν nur in Beziehung auf die in der Volksversammlung gehörten Reden gesagt sein, die demnach von dieser ersten Gestalt bei ihrer späteren schriftlichen Fixierung nicht unbedeutend abgewichen sein müssen. Ferner ist zum Schlusse noch eines weiteren Punktes zu gedenken. Anders spricht Andocides, anders Hegesippus (Dem. VII), anders Demosthenes zu dieser Masse in der Volksversammlung und doch ist es für alle drei Redner wirklich die

---

[1]) Die Erklärung Vaters bei Spengel II p. 418 kann nicht aufrecht erhalten werden; teilweise richtig, wenn auch zu wortreich ist die Erklärung des Scholiasten bei Rabe p. 223, 7 ff. Am besten scheint mir die von Schrader gegebene Deutung: rudior pictura umbras tantum repraesentat, exquisitior addit colores ... Quae subtiliter et curiose picta sunt, nec procul nec a multis simul spectari nedum satis diiudicari possunt. Quae vero crassius et numero ampliori sunt adumbrata, et longius et a pluribus queunt conspici animadvertique. Graecorum de re publica deliberationes in civium concione instituebantur, ubi dictione eiusmodi utendum erat, quae a multitudine intellegeretur.

gleiche und die gleiche auch in der Schätzung der Redner selbst, so sehr sie auch in der Wahl der Ausdrücke, in der Art der Argumentation und im ganzen Ton der Reden auseinander gehen mögen. Diese Verschiedenheit ist eben der Ausfluss der verschiedenen Individualität der Redner, die auf verschiedenen Wegen ihr Ziel zu erreichen hoffen. Würde man diesen Umstand nicht gehörig in Rechnung stellen, so würde sich dieser *δῆμος* wirklich als eine bellua multorum capitum praesentieren, dem gar nicht beizukommen wäre, und auch die Aufgabe, aus gewissen wesentlichen und einheitlichen Zügen, welche aus der Betrachtung beider Redegattungen ungezwungen sich ergeben, den Bildungsstand der grossen Masse zu erschliessen und darzustellen, wäre von vornherein eine aussichtslose.

Um die siegende Ueberlegenheit des ausgebildeten und tüchtigen Redners dem Laien in der Redekunst gegenüber hervorzuheben legt Platon dem Gorgias 456 B die folgenden Worte in den Mund: *φημὶ δὴ καὶ εἰς πόλιν ὅποι βούλει* (also auch nach Athen) *ἐλθόντα ῥητορικὸν ἄνδρα καὶ ἰατρόν, εἰ δέοι λόγῳ διαγωνίζεσθαι ἐν ἐκκλησίᾳ ἢ ἐν ἄλλῳ τινὶ συλλόγῳ, ὁπότερον δεῖ αἱρεθῆναι ἰατρόν, οὐδαμοῦ ἂν φανῆναι τὸν ἰατρόν, ἀλλ' αἱρεθῆναι ἂν τὸν εἰπεῖν δυνατόν, εἰ βούλοιτο. καὶ εἰ πρὸς ἄλλον γε δημιουργὸν ὁντιναοῦν ἀγωνίζοιτο, πείσειεν ἂν αὑτὸν ἑλέσθαι ὁ ῥητορικὸς μᾶλλον ἢ ἄλλος ὁστισοῦν· οὐ γὰρ ἔστιν περὶ ὅτου οὐκ ἂν πιθανώτερον εἴποι ὁ ῥητορικὸς ἢ ἄλλος ὁστισοῦν τῶν δημιουργῶν ἐν πλήθει.*

Wir nehmen an, dass dem Sprecher seine Riesenerfolge in Athen und in anderen Städten zu Kopf gestiegen sind, wir rechnen auch mit dem Umstand, dass er hypothetisch spricht und demnach der Wahrheitsbeweis dieser starken Behauptung aussteht; denn sonst müsste unbefangene Beurteilung einer solch kühnen Sprache zu dem Verdikte kommen, dass niemals einem Volke in seiner Gesamtheit (dem *πλῆθος*), in deren Hand ja die Wahl liegt, ein grösseres Armutszeugniss ausgestellt worden ist, als es durch diese Worte geschieht. Darüber kömmt man nun einmal nicht hinweg. Diese kühne Behauptung des Sophisten, auf das Mass des Richtigen und Zulässigen herabgestimmt und dann auf ihre Berechtigung geprüft, führt uns zunächst einmal zu einer Erscheinung, die wir auch später noch zu berühren haben werden. Wie in das Theater, brachte die grosse Masse des Volkes auch auf die *ἀγορά* und in den Gerichtssaal ein feines Ohr mit, und die Redner haben fast ausnahmslos geschickt mit diesem Umstande gerechnet. Wie heutzutage ein grosses und gemischtes Publikum sich berauscht an einem gefälligen Musikstücke, so berauschte sich diese Masse an der schönen Form der Worte, der Sätze, der ganzen Rede. Diese letztere ist ihm nicht einzig und allein nur ein Mittel

der Aufklärung und Belehrung, nicht das, was sie in erster und letzter Linie sein soll, sondern sie ist ihm ausserdem auch und vorwiegend ein Kunstgenuss. Man ist einigermassen überrascht, gerade auch in der Gerichtsrede diese Seite so gepflegt zu sehen. Es sei nur auf einige wenige Zeugnisse verwiesen: Plat. Hipparch 225 C *ὥρᾳ καὶ χώρᾳ, ἵνα τι καὶ ἡμεῖς τῶν σοφῶν ῥημάτων ἐμβάλωμεν, ὧν οἱ δεξιοὶ περὶ τὰς δίκας καλλιεποῦνται* und Andocid. I, 9 *τάδε δὲ ὑμῶν δέομαι . . . μήτε ὀνόματα θηρεύειν.* Also im Prooemium wird hier nachdrücklich vor dieser Sitte gewarnt (vgl. auch Aristoph. Ach. 686). Ist man auch noch so gerne bereit, den angeborenen und ausgesprochenen Sinn des athenischen Volkes für die schöne Form anzuerkennen, so hat doch eben die Medaille auch eine Kehrseite. Schon Aristophanes hat frühe warnend seine Stimme erhoben gegen diese dann ganz besonders zum Fehler ausartende Vorliebe, wenn auch noch der Reiz der Neuheit [1]) sie dem Ohre empfiehlt und rechnet sich sogar das als Verdienst an Ach. 634

φησὶν δ' εἶναι πολλῶν ἀγαθῶν ἄξιος ὑμῖν ὁ ποιητής,
παύσας ὑμᾶς ξενικοῖσι λόγοις μὴ λίαν ἐξαπατᾶσθαι.

Und gerade das gewählte Wort scheint uns eine hinlängliche Bürgschaft dafür zu sein, dass diese Seite auch sonst von den Komikern aufgestochen wurde

ὦ μόνοι ὦτοι τῶν Ἑλλήνων [2])

bei Eustath. 1522, 56 cf. III p. 407 fr. 47 K.

Das ist ein unschuldiges Vergnügen und man kann es dem Volke gönnen, solange durch die Macht des schönen Wortes und der schönen Phrase die Sache nicht leidet. Ist das letztere aber der Fall, dann wird es zum Fehler und zur Schwachheit, mit welcher die Alles schlau berechnenden Redner zum Vorteil der von ihnen vertretenen Sache wohl zu rechnen wissen. Das beste und letzte Wort, aus welchem die Rückschlüsse sich von selbst ergeben, hat in der Sache Aristoteles gesprochen Rhet. III, 1 1404^a 9 *διαφέρει γάρ τι πρὸς τὸ δηλῶσαι ὡδὶ ἢ ὡδὶ εἰπεῖν, οὐ μέντοι τοσοῦτον, ἀλλ' ἅπαντα φαντασία ταῦτ' ἐστὶ καὶ πρὸς τὸν ἀκροατήν· διὸ οὐδεὶς οὕτω γεωμετρεῖν διδάσκει* und die Ausartung unnachsichtlich verurteilt.

Aristophanes hat gelegentlich der Beurteilung der Tragoedie durch die anderen Stämme von Hellas die letzteren als unfähig dazu, hingegen seine eigenen Landsleute als die einzigen und berufensten Beurteiler derselben her-

---

[1]) Fein psychologisch erklärt von Arist. Rhet. III, 2 1406^b 8 *ὥσπερ γὰρ πρὸς τοὺς ξένους οἱ ἄνθρωποι καὶ πρὸς τοὺς πολίτας τὸ αὐτὸ πάσχουσι καὶ πρὸς τὴν λέξιν.*

[2]) Eustath. 1687, 60: *οἱ ῥᾷον ὑπὸ τοῦ τυχόντος ἐξαπατώμενοι ὦτοι ἐλέγοντο, προσφυέστερον δὲ ἂν ὦτοι καλοῖντο οἱ ἐκ μόνης ἀκοῆς ἀπεριέργως καὶ ἀνεξετάστως ἀπάτην πάσχοντες.*

vorgehoben Ran. 809. Nicht weniger hoch werten nun aber die attischen Redner die tiefe Einsicht ihrer Zuhörer in politischen Dingen. Es sei hier nur auf einige besonders bezeichnende Aeusserungen hingewiesen: Dem. Aristokr. § 109 ... *εἶτ' Ὀλύνθιοι μὲν ἴσασι τὸ μέλλον προορᾶν, ὑμεῖς δὲ ὄντες Ἀθηναῖοι ταὐτὸ τοῦτ' οὐχὶ ποιήσετε; ἀλλ' αἰσχρὸν τοὺς περὶ πραγμάτων ἐπίστασθαι βουλεύσασθαι δοκοῦντας προέχειν ἧττον Ὀλυνθίων τὸ συμφέρον εἰδότας ὀφθῆναι,* cf. Olynth. III § 3, Philipp. II, 8, 26 ff. u. a. und Aesch. gegen Timarch § 178 *ἐπιδέξιοι οἶμαι φύντες ἑτέρων μᾶλλον εἰκότως καλλίστους νόμους τίθεσθε.*

Es fällt uns auch nicht ein, irgendwie in Abrede zu stellen, dass die Masse des Volkes ausser dem feinen Ohr auch einen hellen und klaren oder, um nicht zu viel zu sagen, einen gesunden Menschenverstand in die Volksversammlung und die Gerichte mitbrachte. Auch mag die von Jugend auf geübte und Jahre lang fortgesetzte Behandlung politischer und juridischer Fragen eine gewisse Vertrautheit mit diesen Dingen auch in den grösseren Kreisen des Volkes vorbereitet haben. Auch das soll gerne zugegeben werden. Aber wie wir den Zeugnissen der Komiker aus den später darzulegenden Gründen mit Vorsicht, ja mit einem gewissen Misstrauen begegnen müssen, so können auch diese lobenden Urteile der Redner eine absolute und unbedingte Geltung nicht beanspruchen. Denn einmal stehen bekanntlich diesen lobenden Urteilen noch viel mehr tadelnde gegenüber, ja sie haben sich sogar einmal zu dem Satze verdichtet, der dieser Masse die *ξύνεσις πολιτική* sogar gänzlich abspricht und sich somit schroff den Zeugnissen des Demosthenes gegenüberstellt Andoc. III, 33 *οὐδεὶς πώποτε τὸν δῆμον τὸν Ἀθηναίων ἐκ τοῦ φανεροῦ πείσας ἔσωσεν, ἀλλὰ δεῖ λαθόντας αὐτὸν εὖ ποιῆσαι.*[1])

Aber noch viel mehr muss uns von einer Ueberschätzung der politischen Einsicht der grossen Masse eine andere Erwägung abhalten. Es ist das die ausserordentliche Einfachheit des politischen Raisonnements oft verbunden mit der Massigkeit der Beispiele aus der Geschichte, welche uns verbieten, die Hörer als Politiker im grossen Stile zu betrachten. In dieser Beziehung steht Demosthenes geradezu einzig da. Er wird nicht müde, zu der Auffassung und dem Intellekte seiner Hörer herabzusteigen und oft durch eine Unmasse von

---

[1]) Es ist doch ein arger Missgriff gewesen, wenn man gegen die Echtheit der 4. Rede des Andocides die Freimütigkeit der Kritik des Volkes § 21, 27, 29, 32, 39 u. a. ins Feld geführt hat. Von dieser *παρρησία* machen alle Redner den ausgiebigsten Gebrauch. Mit unverfälschter und echt attischer Grobheit hat sich Hegesippus zu dem schon im Altertum berufenen dictum aufgeschwungen. Dem. VII, 45: *ὅσοι Ἀθηναῖοι ὄντες μὴ τῇ πατρίδι, ἀλλὰ Φιλίππῳ εὔνοιαν ἐνδείκνυνται, προσήκει αὐτοὺς ὑφ' ὑμῶν κακοὺς κακῶς ἀπολωλέναι, εἴπερ ὑμεῖς τὸν ἐγκέφαλον ἐν τοῖς κροτάφοις καὶ μὴ ἐν ταῖς πτέρναις καταπεπατημένον φορεῖτε.*

Beispielen ihrem Verständnisse zu Hilfe zu kommen (Aristokrat. § 107—143). Und hier erblicke ich ein ganz besonders hervorstechendes volksmässiges Element bei ihm. Aus den vielen soll nur ein besonders lehrreicher Fall herausgegriffen werden. Wie sucht Demosthenes seinem Auditorium in der Aristokratea § 103 ff. die dem einfachen Verstande etwas hoch liegenden Verhältnisse im Chersones und die durch dieselben für Athen bedingte Politik klar zu legen? Nicht durch Enthymeme, nicht durch grossstilische politische Deduktionen allgemeiner Art in der Weise des Thukydides etwa, nein, für diese Hörer ist das passendste Mittel der Belehrung und Aufklärung das *παράδειγμα* § 102: *παράδειγμά τι γνώριμον πᾶσιν ὑμῖν ἐρῶ. ἴσθ' ὅτι συμφέρει τῇ πόλει μήτε Θηβαίους μήτε Λακεδαιμονίους ἰσχύειν, ἀλλὰ τοῖς μὲν Φωκέας ἀντιπάλους, τοῖς δ' ἄλλους τινὰς εἶναι· ἐκ γὰρ τοῦ ταῦθ' οὕτως ἔχειν ἡμῖν ὑπάρχει μεγίστοις οὖσιν ἀσφαλῶς οἰκεῖν. τοῦτο τοίνυν νομίζετε ταὐτὸ καὶ τοῖς Χερρόνησον οἰκοῦσι τῶν πολιτῶν συμφέρειν, μηδένα εἶναι τῶν Θρᾳκῶν ἰσχυρόν· ἡ γὰρ ἐκείνων πρὸς ἀλλήλους ταραχὴ καὶ ὑποψία φρουρὰ Χερρονήσου μεγίστη τῶν πασῶν ἐστι καὶ βεβαιοτάτη.* Das sind doch höchst elementare Dinge für den grossen Politiker, dass aber Demothenes seinen Hörern sie erst erschliessen muss und dabei sich dieses Mittels bedient, gibt der Sache eine Beleuchtung, die nur in dem oben angeführten Sinne gedeutet werden kann.

In gleicher Weise verfehlt wäre es anzunehmen, dass der erste wie der letzte der Hörer auf der Karte des attischen Reiches oder auf der anderer Gebiete eben so zu Hause gewesen wäre, wie in seinem *δῆμος*. Das Gegenteil davon zeigt uns auch hier wieder Demosthenes in einem äusserst glücklichen und populären Griff. Er will seinem Auditorium die Lage und Bedeutung von Kardia klar machen und da verfährt er in höchst praktischer und anschaulicher Weise also Aristokrat. § 182: *ὥσπερ γὰρ Χαλκὶς τῷ τόπῳ τῆς Εὐβοίας πρὸς τῆς Βοιωτίας κεῖται, οὕτω Χερρονήσου κεῖται πρὸς τῆς Θρᾴκης ἡ Καρδιανῶν πόλις.* Es ist demnach der Ausfluss einer durchaus falschen Anschauung, wenn Cobet in seiner sonst vielfach so ausgezeichneten Abhandlung „De arte interpretandi“ p. 139 der Stelle Dem. Philipp. III, 43 glaubt zu Leibe gehen zu müssen. Dort lesen wir von den Athenern früherer Zeiten *ἐκεῖνοι Ζελείτην τινὰ Ἄρθμιον, δοῦλον βασιλέως (ἡ γὰρ Ζέλει' ἐστι τῆς Ἀσίας), ὅτι τῷ δεσπότῃ διακονῶν χρυσίον ἤγαγεν εἰς Πελοπόννησον — — ἐχθρὸν αὑτῶν ἀνέγραψαν.* Cobet wollte die in Klammern gesetzten Worte als eine leidige und ungehörige Interpolation ausscheiden mit der Begründung „Quo animo credas Athenienses *τοὺς πᾶσαν θάλατταν καὶ γῆν ἐσβατὸν τῇ αὑτῶν τόλμῃ καταναγκάσαντας γενέσθαι* (Thucyd. II, 41), in quorum urbem ingens undique peregrinorum numerus coufluere solebat, ista audituros fuisse, quae ne rustica quidem pbebecula omnium rerum ignara in

hac sententia multum desiderasset?“ Aber die Tilgung wäre ein arger Missgriff; denn dergleichen aufklärende Bemerkungen schienen unserm Redner angebracht nicht bloss mit Rücksicht auf die rustica plebecula, sondern für das ganze Gros seiner Zuhörer, welche, wie wir später sehen werden, ebensowenig in der Weise in ihrem Homer orientiert waren, wie eine frühere Zeit annahm, und ebensowenig in geographischen Dingen durchweg auf der Höhe standen.

Dieselbe Beobachtung können wir auf einem anderen verwandten Gebiete machen und zwar hier auf ein viel reicheres Material gestützt: auf dem der Geschichte und ihrer Behandlung durch die attischen Redner. In den Grenzen einer Abhandlung kann der Gegenstand nicht eine seiner ganzen Bedeutung entsprechende Würdigung finden. Es genügt, wenn die Hauptrichtungen, in welchen sich diese Behandlung bewegt, aufgezeigt und mit einigen Beispielen belegt unseren Schlussfolgerungen offen stehen.

Wenn wir uns nun zunächst der Frage zuwenden, wie die geschichtlichen Kenntnisse den Bürgern übermittelt wurden, so ist die schulmässige Behandlung derselben vollständig ausgeschlossen. Die Gründe, welche diese Vernachlässigung erklären und entschuldigen, sind von Ad. Kirchhoff in seiner Festrede dargelegt worden S. 24. Denn was von der frühesten Zeit gilt, hat auch noch Geltung für die, welche wir zunächst hier im Auge haben. „.... Wenn in den Elementarschulen Athens wie des gesammten Hellas während unserer Periode weder allgemeine Weltgeschichte noch selbst vaterländische Geschichte gelehrt worden ist, so mag man darin einen Mangel erkennen, muss aber zugeben, dass aus solcher Unvollkommenheit einer Zeit und einem Volke kein Vorwurf gemacht werden kann, welchen der Begriff einer allgemeinen Weltgeschichte noch nicht aufgegangen war und nicht aufgegangen sein konnte und die über kein irgend nennenswertes Mass historischen Wissenstoffes in unserem Sinn verfügten, welcher als Bildungsmittel hätte dienen können; noch genügte dem empfundenen Bedürfniss die in der Gesamtheit lebendige Tradition, welche ohne bewusste Vermittelung auf den Einzelnen überging.“ [1])

[1]) Dass die Sache sich so verhält, dafür nur einige Belege, wenn auch aus einer späteren Zeit. Von den glänzendsten Triumphen der Perserkriege sagt Dem. XXII, 13: *ἴστε δήπου τοῦτ' ἀκοῇ* und ähnlich VI, 11 *εὑρίσκει γὰρ οἶμαι καὶ ἀκούει.* Dem. 20, 68 über Konon *ὥς ὑμῶν τινῶν ἔστιν ἀκοῦσαι τῶν κατὰ τὴν αὐτὴν ἡλικίαν ὄντων.* Also auch keine Spur vom Lesen geschichtlicher Darstellungen jener grossen Ereignisse. Wie die Masse aber für die grossen Männer einer grossen Vergangenheit schwärmt, zeigt uns Dem. Olynth. III, 26 *ἰδίᾳ δ' οὕτω σώφρονες ἦσαν καὶ σφόδρ' ἐν τῷ τῆς πολιτείας ἤθει μένοντες, ὥστε τὴν Ἀριστείδου καὶ τὴν Μιλτιάδου καὶ τῶν τότε λαμπρῶν οἰκίαν, εἴ τις ἄρ' οἶδεν ὑμῶν ὁποία ποτ' ἐστὶν, ὁρᾷ τῆς τοῦ γείτονος οὐδὲν σεμνοτέραν οὖσαν.* Daneben bedenke man auch den so häufigen gesell-

Wenn schon Thukydides (I, 20) gegen die Gleichgiltigkeit seiner Landsleute der geschichtlichen Wahrheit gegenüber Klage geführt und neuerdings Burkhardt in seiner griechischen Kulturgeschichte III, 428 diesen Mangel und diese Gleichgiltigkeit gegen das Exakte aus einer den Griechen eigentümlichen Auffassung und der dieser entsprechenden Behandlung der Geschichte abzuleiten versucht hat, so zeigt uns nun aber das Bild der Geschichte und zwar der vaterländischen Geschichte, wie es in den Köpfen dieser attischen Redner steht oder auch zurechtgerichtet der hörenden und nur durch die Tradition unterrichteten Masse gezeigt wird, eine Gestalt, dass man versucht ist zu behaupten: die Geschichte ist fast so flüssig wie der *μῦθος*. Dabei wollen wir von den Reden im *γένος ἐπιδεικτικόν*, wo die Geschichtslüge hergebracht ist und wahre Orgien feiert, gar nicht reden (cf. Wilamowitz Herm. 25, 174 ff. 181 ff.).[1] Aber auch in den beiden andern Redegattungen nehmen die geschichtlichen Thatsachen unter der Hand der Redner vielfach und durchaus gegen besseres Wissen eine Gestalt an, wie sie der gerade vorliegende vom Redner verfolgte Zweck erheischt. Also Fälschung der Geschichte durch tendenziöse Darstellung.

Oder aber es werden dicta und facta geschichtlichen Charakters vielfach frei erfunden und von der leichtgläubigen Menge prüfungslos aufgenommen und weiter getragen: Fälschung der Geschichte durch freie Erfindung.

Oder aber, wo weder eine offene noch eine latente Tendenz zu bemerken ist, wird ein falsches Bild entworfen, einfach, weil es der Redner nicht besser weiss und sich selber also im Irrtum befindet: Fälschung der Geschichte durch Ignoranz.

Von allen diesen Sünden wiegt am leichtesten die erste, aber eine Sünde ist es doch, welche auch durch stilistische Kunstgriffe der Redner nicht zu verdecken ist. Die Tendenzlüge war den alten Theoretikern kein Geheimniss, und so hat sich denn Hermogenes Rhet. Graec. II p. 441 Sp. darüber also ausgesprochen: *πότε ῥήτωρ ψεύσεται συνειδότων τῶν ἀκροατῶν ὅτι ψεύδεται; ὅταν τὸ*

---

schaftlichen Kontakt der grossen Massen in den Volksversammlungen und Gerichten, wo ein gegenseitiger mündlicher Gedankenaustausch auch in dieser Richtung ausgiebiger und leichter sich vollziehen konnte, als im modernen Leben. Da kann man sich leicht von der Macht, aber auch von der Uebermacht der Tradition einen Begriff machen. Cf. Dem. Aristokr. § 182 *ἴστε γὰρ δήπου τοῦτο, οἱ μὲν ἀφιγμένοι σαφῶς, οἱ δ' ἄλλοι τούτων ἀκούοντες.* Vor allem aber das gewichtige Wort des Thukydides I, 20 *οἱ γὰρ ἄνθρωποι τὰς ἀκοὰς τῶν προγεγενημένων, καὶ ἢν ἐπιχώρια σφίσιν ᾖ, ὁμοίως ἀβασανίστως παρ' ἀλλήλων δέχονται.*

[1]) Verwiesen sei nur, um von dieser krassen Geschichtsfälschung einen annähernden Begriff zu bekommen, auf Isokrates Areopag. und die Beurteilung derselben durch Bruno Keil, Die Solon. Verf. in Aristot. *Ἀθ. πολιτεία* p. 81 ff.

ψεῦδος συμφέρῃ τοῖς ἀκούουσι· διὰ γὰρ τὸ οἰκεῖον λυσιτελὲς οὐκ ἐλέγχουσι τὸν ῥήτορα. οὕτω Δημοσθένης ἐψεύσατο ἐν τῷ περὶ στεφάνου (§ 24). Αἰσχίνου γὰρ λέγοντος (III, 65) ὅτι οἱ Ἀθηναῖοι ὑπὸ τὸν αὐτὸν καιρὸν πρέσβεις πρὸς Φίλιππον ἔπεμψαν περὶ εἰρήνης καὶ πρὸς τοὺς συμμάχους περὶ συμμαχίας κατὰ Φιλίππου καὶ τοῦτο πεποιηκότων Ἀθηναίων φησίν, ὅτι καὶ διαβάλλει τὰ μέγιστα τὴν πόλιν, ἐν οἷς ψεύδεται. Und so üben denn auch die alten Erklärer, klar über die Gattung und vernünftig und ehrlich, oft eine sehr scharfe Kritik an diesen Darstellungen der Redner. Cf. Schol. Sauppe p. 39[a] Aesch. II § 175 μετῆκται τὰ πλεῖστα ἐκ τῶν Ἀνδοκίδου, ἔστι δὲ ψευδῆ κτλ. .... περὶ δὲ ἀποικιῶν ψεύδεται. Es ist eine offenbare Tendenzlüge, wenn Demosthenes von dem Regiment der Dreissig der Gewaltherrschaft des Androtion gegenüber also spricht XXII 52 ἀλλὰ παρ' ἡμῖν πότε πώποτε δεινόταθ' ἐν τῇ πόλει γέγονεν; ἐπὶ τῶν τριάκοντα, πάντες ἂν εἴποιτε. τότε τοίνυν, ὡς ἔστιν ἀκούειν, οὐκ ἔστιν ὅστις ἀπεστερεῖτο τοῦ σωθῆναι, ὃς ἑαυτὸν οἴκοι κρύψειεν, ἀλλὰ τοῦτο κατηγοροῦσι τῶν τριάκοντα, ὅτι τοὺς ἐκ τῆς ἀγορᾶς ἀδίκως ἀπῆγον. Die Unwahrheit war denn auch den alten Erklärern nicht entgangen und sie bemerken Schol. 699, 1 Dind. ἵνα μή τις αἰτιάσηται ὡς ψευδόμενον, ἐπὶ τὴν ἀκοὴν ἀναφέρων φεύγει τὴν μέμψιν — durchaus richtig, wie Xen. Hell. II, 4, 14 und Lys. orat. XII uns zeigt.[1]) Aber noch ganz anders trägt Andocides auf Plutarch Them. 32 III fr. 1 p. 165[b] S. καὶ τάφον μὲν αὐτοῦ (des Themistocles) λαμπρὸν ἐν τῇ ἀγορᾷ Μάγνητες ἔχουσι· περὶ δὲ τῶν λειψάνων οὔτ' Ἀνδοκίδῃ προσέχειν ἄξιον ἐν τῷ Πρὸς τοὺς ἑταίρους λέγοντι, φωράσαντας τὰ λείψανα διαρρῖψαι τοὺς Ἀθηναίους· ψεύδεται γὰρ ἐπὶ τὸν δῆμον παροξύνων τοὺς ὀλιγαρχικούς (cf. Dem. Philipp. II § 71 mit Weil und de corona § 204 und Isokrat. Paneg. § 94 — Dem. XX 71 und Isokrat. Areop. § 63 mit Lys. gegen Nikom. § 22 cf. Schol. πρέσβεις πέμψαντες: ἁπλοῦν τὸν λόγον πεποίηκεν, ἵνα μὴ φαίνηται παρὰ Λακεδαιμονίων τις φόβος und Weil zu Dem. l. l.).

Was nun das Kapitel der freien Erfindungen anbelangt, so möge man vergleichen, was die Tendenzlüge an die Stelle der Wahrheit setzt, vor allem aber einmal unter beiden Gesichtspunkten die Reden des Andocides lesen, prüfen und sich aufquellen lassen an der Hand durchaus wahrheits-

---

[1]) Etwas eigentümliche Anschauungen hatte unser unvergesslicher Johann Jakob Reiske über Uebersetzungskunst und nach denselben denn auch den Demosthenes ins Deutsche übertragen (Lemgo, Meyersche Buchhandlung 1764 ff.). Diese Uebertragung ist auch mit Noten versehen, die stellenweise ganz ausgezeichnete sachliche Bemerkungen enthalten. Köstlich liest sich die Bemerkung zu unserer Stelle III. Bd. p. 304 Anm.: „Allerdings ist das geschehen. Aber die Redner dürfen, wie die Dichter, wenn die Sache es so mit sich bringt, ein bischen lügen. Das hält man ihnen zu gute, wenn es mässig geschieht. Denn wie können sie sonst bestehen?"

getreuer und verbürgter historischer Darstellungen.[1]) An einem besonders hervorstechenden Beispiel möchte ich aber doch nicht vorübergehen. Die sechste Rede in der Sammlung des Lysias würde wirklich dem Ankläger des Sokrates Meletus ganz ausgezeichnet zu Gesicht stehen. Dort lesen wir § 10 *καίτοι Περικλέα ποτέ φασι παραινέσαι ὑμῖν περὶ τῶν ἀσεβούντων, μὴ μόνον χρῆσθαι τοῖς γεγραμμένοις νόμοις περὶ αὐτῶν, ἀλλὰ καὶ τοῖς ἀγράφοις, καθ' οὓς Εὐμολπίδαι ἐξηγοῦνται.* Einmal schlägt diese kühne Behauptung Allem ins Gesicht, was wir sonst von dem Freunde des Anaxagoras erfahren, sodann bürgt uns aber auch das vorsichtig gewählte *φασί* dafür, dass es nichts als eine freie Erfindung ist, gemacht in der Absicht, den Richtern mit einer Autorität von der Bedeutung des Perikles zu imponieren.

Was nun die Beherrschung der geschichtlichen Ereignisse durch die Redner und die Massen anbelangt, so ist unter den gegebenen Umständen selbstverständlich, dass am sichersten im Gedächtnisse der jedesmaligen Zuhörer diejenigen Ereignisse haften, welche sie selbst erlebt oder bei denen sie möglicherweise auch selbst aktiv mitgewirkt haben. Nur die letzteren sind sie also auf ihre Wahrheit einigermassen zu kontrolieren in der Lage, wie sich klar aus einer verräterischen Aeusserung des Andocides ergibt, welche sowohl die auf unserem Gebiete übliche Praxis, als auch das Erwachen des historischen Gewissens grell beleuchtet. In der Rede für seine Rückkehr II, 26 bedient sich derselbe bei der Schilderung der Geschichte seines *γένος* der folgenden Worte *τάδε γὰρ οὐ ψευσαμένῳ μοι λαθεῖν τούς γε πρεσβυτέρους ὑμῶν.* Wie kann sich nun Andocides in dieser 407 v. Chr. gehaltenen Rede auf die *πρεσβύτεροι* unter den Anwesenden berufen? Von den Augen- und Thatzeugen lebte doch keiner mehr! Aber diese älteren Leute, deren Zeugniss der Redner hier anruft, hatten von ihren Vätern und Grossvätern von diesen Ereignissen erzählen hören und sind so für unseren Redner gewissermassen Thatzeugen, deren Kontrole er unter Umständen zu fürchten hat.[2])

So darf man sich denn auch stellenweise auf starke Stücke bei Heranziehung der *παραδείγματα* aus der älteren Geschichte Athens gefasst machen. Das stärkste mir bekannte bietet uns auch hier wieder Andocides I, 107: *ὕστερον δὲ ἡνίκα βασιλεὺς ἐπεστράτευσεν ἐπὶ τὴν Ἑλλάδα, γνόντες τῶν συμ-*

---

[1]) Schon Fr. A. Wolf bemerkte zu Dem. Lept. § 48 p. 281 zur orat. III desselben „Haec tota oratio insigne specimen rhetoricae fidei". Ich verweise ferner auf Andocides, übersetzt und erläutert von Dr. Albert Gerhardt Becker, Quedlinburg und Leipzig 1832, welcher diesen *ψευδῆ* nachgegangen ist, und die bei Blass, Gesch. der att. Beredsamkeit, angeführte neuere Litteratur.

[2]) Man beachte unter diesem Gesichtspunkt die gegenseitigen Rekriminationen der Redner wegen der Spekulation auf die Vergesslichkeit der Hörer. Cf. Dem. 18, 283. 19. 3. Aesch. 3, 221.

φορῶν τῶν ἐπιουσῶν τὸ μέγεθος καὶ τὴν παρασκευὴν βασιλέως, ἔγνωσαν τούς τε φεύγοντας καταδέξασθαι καὶ τοὺς ἀτίμους ἐπιτίμους ποιῆσαι καὶ κοινὴν τήν τε σωτηρίαν καὶ τοὺς κινδύνους ποιήσασθαι. πράξαντες δὲ ταῦτα, καὶ δόντες ἀλλήλοις πίστεις καὶ ὅρκους μεγάλους, ἠξίουν σφᾶς αὐτοὺς προτάξαντες πρὸ τῶν Ἑλλήνων ἁπάντων ἀπαντῆσαι τοῖς βαρβάροις Μαραθῶνάδε, νομίσαντες τὴν σφετέραν αὐτῶν ἀρετὴν ἱκανὴν εἶναι τῷ πλήθει τῷ ἐκείνων ἀντιτάξασθαι. μαχεσάμενοί τε ἐνίκων καὶ τήν τε Ἑλλάδα ἠλευθέρωσαν καὶ τὴν πατρίδα ἔσωσαν. Man traut seinen Augen nicht, wenn man so etwas liest. Was passiert denn heute wohl einem Jungen im Gymnasium, wenn er Marathon und Salamis und den Zug des Datis mit dem des Xerxes verwechselt? Also kommen wir dem Schriftsteller zu Hülfe und befreien ihn von einer so starken Monstrosität durch Streichung von *Μαραθῶνάδε*? Aber das verbieten uns einmal die vielen Geschichtssünden, die wir gerade bei ihm und auch bei andern Rednern lesen, sodann aber auch der Text selbst, in welchem es ganz zweifellos darauf abgesehen ist, die Athener allein und isoliert als die einzig thätigen Vorkämpfer und Retter von Hellas hinzustellen, was doch nur von der Aktion bei Marathon gesagt werden kann und nur für diese allein passt! Also muss *Μαραθῶνάδε* stehen bleiben. Der Schluss ergibt sich aber von selbst. Selbst wenn wir auch hier der Tendenz [1]) ihr volles Recht zuerkennen, die ihre Rechnung findet, wenn sie den Hörern schmeichelt, so verraten doch solche und viele ähnliche Attentate gegen die geschichtliche Wahrheit Alles eher, als Respekt vor dem Geiste und dem Bildungsstande der Massen, wenn ihr selbst die grössten Ereignisse der Geschichte in solcher Gestalt ohne jeden Einspruch ihrerseits geboten werden können. Und diese ständig und ausgiebig von den Rednern geübte Praxis zeigt uns hinwiederum, dass sie einen solchen Einspruch wohl nie zu befürchten hatten.

Wenn wir nun noch einen Augenblick bei den *δημηγορίαι* verweilen, so geschieht es, um eine Aporie zur Sprache zu bringen, deren wahrscheinliche oder auch nur annähernd wahrscheinliche Lösung uns wichtige Schlüsse erlaubt auf die dem Bildungsstande der Hörer angemessene populäre Haltung dieser Reden. Zum Ausgangspunkt müssen wir Aristot. Rhet. nehmen, welcher II, 20 1393^{a} 27 zwei Arten der in den *δημηγορίαι* üblichen *παραδείγματα* feststellt und die zweite Art einteilt in die *παραβολαί* und in *λόγοι* (Fabeln). Die erste Unterabteilung die *παραβολή* wird 1393^{b} 4 also erläutert: *παραβολὴ δὲ τὰ Σωκρατικά* [2]), *οἷον εἴ τις λέγοι, ὅτι οὐ δεῖ κληρωτοὺς ἄρχειν·*

---

[1]) Wie die Tendenz die Gestaltung des *μῦθος* beeinflusst, hat Blass, Gesch. der att. Bereds. II² p. 49 mit Vergleich von Paneg. § 58 und Panathen. § 171 in ausgezeichneter Weise dargelegt.

[2]) Vorderhand glaube ich noch an meinen Aufstellungen über die Gestalt der Aristotelischen

ὅμοιον γὰρ ὥσπερ ἂν εἴ τις τοὺς ἀθλητὰς κληροίη μὴ οἳ δύνανται ἀγωνίζεσθαι, ἀλλ' οἳ ἂν λάχωσιν ἢ τῶν πλωτήρων ὅν τινα δεῖ κυβερνᾶν κληρώσειεν, ὡς οὐ δέον τὸν ἐπιστάμενον, ἀλλὰ τὸν λαχόντα. Diese so einzige und urpopuläre Sprechweise des Sokrates ist uns ja bekannt genug aus Xenophon und Plato Mem. I, 2, 9, womit man noch I, 2, 37. III, 1, 2 und 4, Gorg. 491 A und Sympos. 221 E vergleichen mag. Sie ist uns ferner ein hinlänglicher Beweis dafür, dass die in neuerer Zeit aufgestellte Beschränkung der Sokratischen Lehrthätigkeit auf einen engeren Kreis von Gebildeten dadurch hinfällig wird. Diese Sprechweise ist so ganz aus und auf den Zuschnitt der breiten Masse erfunden und durchgeführt, dass man sich billig wundern muss, bei den Rednern keinem durchaus ähnlichen Beispiele zu begegnen. Spengel und die anderen Kommentatoren der Rhetorik wussten wenigstens keines anzuführen.

Ganz besonders populär war aber, wie wir später sehen werden, bei den alten Athenern die Fabel. Sie hat denn auch bei Aristoteles a. a. O. eine breite Behandlung und durch die Fabeln des Stesichorus und Aesop eingehende Erläuterung gefunden. Dass nun aber die Wichtigkeit der Fabel für die Argumentation in der *δημηγορία* keine Einbildung und keine etwa der Vollständigkeit zu liebe gemachte Konstruktion des Philosophen ist, zeigt uns probl. 18, 3 916[b] 26 *διὰ τί τοῖς παραδείγμασι χαίρουσιν οἱ ἄνθρωποι ἐν ταῖς ῥητορείαις καὶ τοῖς λόγοις μᾶλλον τῶν ἐνθυμημάτων;*[1]) *ἢ ὅτι τῷ τε μανθάνειν χαίρουσι καὶ τῷ ταχύ, ῥᾷον δὲ διὰ τῶν παραδειγμάτων καὶ τῶν λόγων μανθάνουσιν· ἃ γὰρ ἴσασιν ἔστι ταῦτα καὶ ἐπὶ μέρους, τὰ δὲ ἐνθυμήματα ἀπόδειξίς ἐστιν ἐκ τῶν καθ'λου, ἃ ἧττον ἴσμεν ἢ τὰ μέρη. ἔτι οἷς ἂν μαρτυρῶσι πλείους, μᾶλλον πιστεύομεν, τὰ δὲ παραδείγματα καὶ οἱ λόγοι μαρτυρίαις ἐοίκασιν· αἱ δὲ διὰ τῶν μαρτύρων ῥᾴδιοι πίστεις. ἔτι τὸ ὅμοιον μανθάνουσιν ἡδέως, τὰ δὲ παραδείγματα καὶ οἱ μῦθοι τὸ ὅμοιον δεικνύουσι.*

Aber auch davon nicht eine Spur in den uns erhaltenen Reden, nur in den Anekdoten über Demades fr. 36 S und Demosthenes *περὶ ὄνου σκιᾶς* (schol. Plat. Phaedr. 260 c Plutarch 848[a] u. a.) kann man wenigstens einige Anklänge finden. Es mag auch an die Fabel des Menenius Agrippa und an diejenigen Fabeln des Phaedrus, denen zweifellos ein politischer Sinn zu Grund liegt,

---

Rhetorik gegen Marx Aristoteles' Rhetorik, Ber. der philolog.-histor. Kl. d. kgl. Sächs. Gesellsch. d. Wiss. zu Leipzig 7. Juli 1900, festhalten zu müssen. Das auffällige *τὰ Σωκρατικά* und *οἷον εἴ τις* würde sich auf das einfachste nach der Analogie der anderen von mir angeführten Fälle erklären lassen. In dem kürzeren Exemplar stand nur *τὰ Σωκρατικά*, dasselbe wurde nun mit Beibehaltung des *τὰ Σωκρατικά* später ergänzt *οἷον εἴ τις κτλ.* Vollständig ausgeschlossen ist doch die Annahme eines Kollegienheftes z. B. bei Lysias XI *κατὰ Θεομνήστου β'*.

[1]) Ganz anders aber in der Rhet. I. 2, 1356[b] 23 *πιθανοὶ μὲν οὐχ ἧττον οἱ λόγοι οἱ διὰ τῶν παραδειγμάτων, θορυβοῦνται δὲ μᾶλλον οἱ ἐνθυμηματικοί.*

erinnert werden.[1]) Aber damit kommen wir auch nicht einen Schritt weiter und wir stehen vor einem Rätsel, an dessen Lösung sich die Vermutungen erschöpfen mögen.

Die eingehende Behandlung in der Rhetorik, wie der oben mitgeteilte Erklärungsversuch in den Problemen geben uns einen hinlänglichen Beweis dafür ab, dass Aristoteles nicht auf Sand gebaut hat. Darum muss die Argumentation durch die Fabel vorgekommen und zwar gar nicht selten vorgekommen sein; denn nur aus diesem häufigen Vorkommen lässt sich die eingehende Behandlung erklären, welche der Philosoph ihr angedeihen lässt. Darum glauben wir also fest an ihre Verwendung in den *δημηγορίαι*. Aber dieselbe ist eben nur in der Form denkbar, welche uns Aristoteles in den beiden von ihm erzählten Fabeln an die Hand gibt. Mehr als einmal mag ein witziger und gescheiter athenischer Bürger eine treffende Fabel erfunden und seinen Mitbürgern zu Gehör gebracht haben. Wer nun aber das punctum saliens bei einer Beratung im zustimmenden oder abweisenden Sinn durch den Witz der Fabel zu treffen weiss, der verzichtet doch von vornherein auf jede weitere und andere Ausführung, weil er eben mit dieser zugespitzten Form einen einzigen, aber einen Hauptschlag glaubt führen zu können. Mit der Erzählung der Fabel ist die Rede aus. Die Kunstredner aber, die Redner, welche nur mit *ἐνθυμήματα* und *παραδείγματα* aus der Geschichte arbeiten, stehen dieser populären Form der Rede und des Witzes gegenüber auf einem ganz andern Standpunkt. Sie passt ganz und gar nicht für ihre Kunst und ihr Programm, weil Fabeln wie *παραβολαί* Sokratischen Stiles ihnen zu niedrig scheinen. Ja selbst nicht einmal in der Form, wie Plato den *μῦθος* anwendet, scheinen sie die Fabel für zulässig erachtet zu haben. Das Fehlen der Fabeln bei unseren Rednern darf also in keiner Weise gegen Aristoteles ausgenützt werden, zumal wir auch in einem Redekampf bei Sophocles den *αἶνος*, freilich in seiner einfachsten Form, verwendet finden Aias 1141 ff. Wenn nun aber Aristoteles gar noch l. l. 1394ᵃ 1: *εἰσὶ δ' οἱ λόγοι* (Fabeln) *δημηγορικοί, καὶ ἔχουσιν ἀγαθὸν τοῦτο, ὅτι πράγματα μὲν εὑρεῖν ὅμοια γεγενημένα χαλεπόν, λόγους δὲ ῥᾷον. ποιῆσαι γὰρ δεῖ ὥσπερ*

---

[1]) Die von L. Spengel, Komment. zu Arist. Rhet. II p. 274, zuerst ausgesprochene und auch in andere Werke übergegangene Ansicht von dem ursprünglich politischen Sinn der griechischen Fabel lässt sich nicht aufrecht erhalten und beruht offenbar auf einem circulus vitiosus; denn das ist ja selbstverständlich, dass Aristoteles aus der reichen Fabelsammlung eben nur die *μῦθοι* mit politischem Sinne herausgreifen muss, wenn er ihre Verwendbarkeit in der Volksversammlung darstellen will. Wenn nun auch zuletzt Ed. Meyer in seinen Forsch. zu a. Gesch. II, p. 236 Anm. 4 darauf hingewiesen hat, wie die Fabel es liebt, sich in ein historisches Gewand zu kleiden, so ist durch unsere Darlegung vielleicht ein Weg gefunden, der uns diese Erscheinung einigermassen erklärt. In Athen hat sie sicher nach dieser Richtung eine grössere Rolle gespielt, als man bisher anzunehmen geneigt war.

καὶ παραβολάς, ἄν τις δύνηται τὸ ὅμοιον ὁρᾶν. ὅ περ ῥᾷόν ἐστιν ἐκ φιλοσοφίας. ῥᾷον μὲν οὖν πορίσασθαι τὰ διὰ τῶν λόγων, χρησιμώτερα δὲ πρὸς τὸ βουλεύσασθαι τὰ διὰ τῶν πραγμάτων· ὅμοια γὰρ ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ τὰ μέλλοντα τοῖς γεγονόσιν sich über die Schwierigkeiten der *παραδείγματα* aus der Geschichte und der *λόγοι* und über die Unterschiede beider Arten von Argumenten so ausführlich verbreitet, so ist nun erst recht der Gedanke vollkommen ausgeschlossen, dass seine Ausführungen in der Praxis der Volksversammlungen keinen Halt gehabt hätten. Umgekehrt können dieselben vielmehr uns zum Beweise dienen, in wie hohem Grade alle Redner ohne Ausnahme stilisiert haben. So haben wir damit einen weiteren Anhaltspunkt gewonnen, aus welchem die folgernde Wertung uns den Bildungsstand der grossen Masse auf dem gleichen Niveau zeigt, das wir im Vorausgehenden mehrfach kennen gelernt haben.

Wenn wir uns nun zum Schlusse zur gerichtlichen Beredsamkeit wenden, um uns die geistigen Qualitäten des hörenden Publikums vor Augen zu führen, so gewinnen wir, wenn wir auch die Meister in Advokatenkniffen, Isaeus und Antiphon, ganz aus dem Spiele lassen und uns an die mehr populären, Andocides, Lysias und Demosthenes, halten, aus ihren Reden ein doppeltes Bild. Auf der einen Seite machen die Redner uns den Eindruck von Männern von durchdringendem Verstande, von einer ganz unglaublichen Gewandtheit und Findigkeit, welche der von ihnen vertretenen oder bekämpften Sache alle, aber auch alle Seiten abzugewinnen wissen. Daneben ist aber auch die gewissenlose Unbedenklichkeit in der Wahl ihrer Mittel, stellenweise auch die bodenlose Unverschämtheit, womit sie lügen, so mit Händen zu greifen, dass man sich wirklich hin und wieder versucht fühlt, das bekannte in viel zahmerem Sinne von Aristoteles gebrauchte Wort *ὁ γὰρ κριτὴς ὑπόκειται εἶναι ἁπλοῦς* (Rhet. I, 2 1357^{a} 11) zu übersetzen: „Es wird angenommen, dass der Richter ein Simpel ist."

Auf der anderen Seite aber müssen wir sagen: Alle, auch die gewagtesten Advokatenkniffe in Ehren! Aber welche Einschätzung der hörenden und entscheidenden Masse ergibt sich von Seiten der Redner, wenn sie es so treiben, wie sie es treiben? Denn diese Schlussfolgerung auf die geistigen Qualitäten des Publikums ist nicht etwa unzulässig. Nein. Sie darf, ja sie muss von den Massengeschworenengerichten in Athen [1]) gemacht werden, so gut, wie

---

[1]) Bei der kleinen Zahl der modernen Geschworenen kann man doch immerhin wenigstens einigermassen, wenn auch nicht volle Gleichheit der Bildungsstufe, so doch eine gewisse Einheitlichkeit, gewisse gemeinsame Züge in den Prinzipien, Anschauungen und Urteilen annehmen. Welches Auseinander-

sie von unseren gelehrten Juristen von den modernen Geschworenengerichten gemacht worden ist. Die Prädikate, welche bei den letzteren herauskommen, dürfen wir uns hier schenken.

Gewiss die Idee dieser Massengeschworenengerichte war wunderbar und einzig gedacht. Aber die Wirklichkeit war von dem Ideal himmelweit entfernt.[1])

Wenn wir nun an der Hand der attischen Redner an die Prüfung dieser Wirklichkeit herantreten, so wollen wir das Kapitel der frechen Erdichtungen und der himmelhohen Lügen, die hier besonders in der *διαβολή* als die gewöhnliche Scheidemünze kursieren, nur streifen! Also aus der Legion nur einen Fall! Bei den früheren, wie den späteren Verhandlungen gegen den Andocides erklären Kallias und die Ankläger nach I, 110 und 115 *νόμος δ' εἴη πάτριος, ὃς ἂν θῇ ἱκετηρίαν μυστηρίοις, τεθνάναι* und *ὅτι εἴη νόμος πάτριος, εἴ τις ἱκετηρίαν θείη ἐν τῷ Ἐλευσινίῳ ἄκριτον ἀποθανεῖν καὶ ὁ πατήρ ποτ' αὐτοῦ Ἱππόνικος ἐξηγήσαιτο ταῦτα Ἀθηναίοις.* Wie es nun aber in Wirklichkeit mit dem angeführten *νόμος* steht, erfahren wir gleich. Die Lüge war zu frech und zu grob: *ἐντεῦθεν ἀναπηδᾷ Κέφαλος οὑτοσὶ καὶ λέγει· „Ὦ Καλλία, πάντων ἀνθρώπων ἀνοσιώτατε, πρῶτον μὲν .... ἔπειτα δὲ νόμον πάτριον λέγεις, ἡ δὲ στήλη παρ' ᾗ ἕστηκας χιλίας δραχμὰς κελεύει ὀφείλειν, ἐάν τις ἱκετηρίαν θῇ ἐν τῷ Ἐλευσινίῳ*[2]) (cf. Schluss *ἐπειδὴ δὲ ἀνεγνώσθη ἡ στήλη .... καταφανὴς ἦν τῇ βουλῇ αὐτὸς θεὶς τὴν ἱκετηριαν*). Das ist denn doch eine ebenso freche, wie unerhörte Spekulation auf die Unkenntniss und die Dummheit der hohen Herrn vom Rat, wie der *μεμυημένοι*, die als Richter sitzen. Aber trotzdem Kallias nun in der *βουλή* mit der Lüge Schiffbruch litt, wiederholen die von ihm bestellten Ankläger dieselbe vor einem hochwohllöblichen Richterkollegium!

Auf welches Mass des Verstandes und der Einsicht sind aber nun ausser den offenbaren Verdächtigungen und Lügen, von denen wir nur beispielshalber den einen allerdings krassen Fall hervorgehoben haben, die Deduktionen zugeschnitten, die wir bei dem Redner lesen, der von allen am wenigsten stilisiert und darum für uns am besten verwendbar ist, bei Andocides z. B. II,

---

gehen aber bei dieser vielköpfigen Masse! Wie wahr und bezeichnend darum das Wort des Andocides I, 8 *ὃ δέ με ποιεῖ μάλιστ' ἀπορεῖν, ἐγὼ ὑμῖν ἐρῶ, ὅτι οὐ πάντες ἴσως ἐπὶ πᾶσι τοῖς κατηγορουμένοις ὁμοίως ὀργίζεσθε, ἀλλ' ἕκαστός τι ὑμῶν ἔχει πρὸς ὃ βούλοιτο ἄν με πρῶτον ἀπολογεῖσθαι.*

[1]) Ausser dem schönen Worte von Fränkel Att. Geschwger. p. 112: „Das attische Staatswesen ist zwar ein Kosmos gewesen, aber, die Ordnung ruhte auf einem unzulänglichen Prinzip, auf dem unbedingten Vertrauen zu dem Wollen und Können der Bürger" — vergleiche man jetzt die Ausführungen von Eduard Meyer, Die volkswirtschaftliche Entwicklung des Altertums S. 32 ff.

[2]) Man vergleiche mit diesem interessanten Fall Buermann Rh. Mus. N. F. 32 S. 382 und Jhrb. für Philol. u. Paed. 1875 S. 834.

17—18. 24 (!) I 114 und unzählige andere bei anderen Rednern? Aber allem setzt doch die Krone auf, was Andocides I, 130 den Richtern zu bieten wagt und was wir hier festnageln wollen: *Ἀλλὰ γάρ, ὦ ἄνδρες, βραχύ τι ὑμᾶς ἀναμνῆσαι περὶ Καλλίου βούλομαι. εἰ γὰρ μέμνησθε, ὅτε ἡ πόλις ἦρχε τῶν Ἑλλήνων καὶ εὐδαιμόνει μάλιστα, Ἱππόνικος δὲ ἦν πλουσιώτατος τῶν Ἑλλήνων, τότε μέντοι πάντες ἴστε ὅτι παρὰ τοῖς παιδαρίοις τοῖς μικροτάτοις καὶ τοῖς γυναίοις κληδὼν ἐν ἁπάσῃ τῇ πόλει κατεῖχεν, ὅτι Ἱππόνικος ἐν τῇ οἰκίᾳ ἀλιτήριον* (einen Fluchgeist) *τρέφει, ὃς αὐτοῦ τὴν τράπεζαν ἀνατρέπει. μέμνησθε ταῦτα, ὦ ἄνδρες. πῶς οὖν ἡ φήμη ἡ τότε οὖσα δοκεῖ ὑμῖν ἀποβῆναι; οἰόμενος γὰρ Ἱππόνικος υἱὸν τρέφειν ἀλιτήριον αὐτῷ ἔτρεφεν, ὃς ἀνατέτροφεν ἐκείνου τὸν πλοῦτον, τὴν σωφροσύνην, τὸν ἄλλον βίον ἅπαντα. οὕτως οὖν χρὴ περὶ τούτου γιγνώσκειν, ὡς ὄντος Ἱππονίκου ἀλιτηρίου.* — Sie leisten ja alle in der *διαβολή* starke Sachen, aber einem solchen Kernstücke wüsste ich ein zweites nicht an die Seite zu stellen. Die Schlussfolgerung auf die Geisteshöhe der Hörer ergibt sich von selbst, auch wenn wir zu ihrem Ruhme annehmen, dass sie sich davon nicht haben besonders imponieren lassen.

Auf derselben Höhe zeigt sich uns das Publikum, wenn wir uns nun einigen Arten der Argumentation zuwenden. Den Rednern, welche sie gebrauchen, kann man das eine Zeugniss, dass sie helle, ja mitunter scharfe Köpfe waren, in sehr vielen Fällen nicht verweigern. Aber die *κριταὶ ἁπλοῖ* müssen oft hilflos in den Maschen dieses Netzes hängen geblieben sein. Wir müssen zunächst ausgehen von den *σοφίσματα εἰς ἑκάτερον λόγον* Plutarch Alex. 74, 3. Wir sind es dem Andenken des grossen Sophisten Protagoras schuldig, ihn von der Schuld zu entlasten, die angeblich Aristoteles auf seine Schultern geladen hat. Derselbe sagt Rhet. II, 24 1402ª 23: *καὶ τὸ τὸν ἥττω δὲ λόγον κρείττω ποιεῖν τοῦτ' ἐστίν* (nämlich *εἰκός*). *καὶ ἐντεῦθεν δικαίως ἐδυσχέραινον οἱ ἄνθρωποι τὸ Πρωταγόρου ἐπάγγελμα· ψεῦδός τε γάρ ἐστιν, καὶ οὐκ ἀληθές, ἀλλὰ φαινόμενον εἰκός, καὶ ἐν οὐδεμιᾷ τέχνῃ, ἀλλ' ἐν ῥητορικῇ καὶ ἐριστικῇ.* So sind wir denn zu dem berüchtigten Worte *τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν* gelangt, zu dem Worte, das viel mehr citiert, als verstanden wird. Nach der durchaus ungenügenden Behandlung von Pfleiderer, Sokrates und Platon p. 28 ff. wurde es neuerdings von Th. Gomperz, Griech. Denker p. 377 ff. wieder in Angriff genommen. Ich muss nach wie vor die von Jakob Bernays, Ges. Abhandl. hrsg. von Usener I, p. 120 Anm. 1 gegebene Erklärung des ursprünglichen Sinnes für die beste halten, von der wir denn auch ausgehen müssen. Diog. Laert. I IX, 51 überliefert von Protagoras *πρῶτος ἔφη δύο λόγους εἶναι περὶ παντὸς πράγματος ἀντικειμένους ἀλλήλοις*, wozu Bernays bemerkt: „Für das gewöhnliche Bewusstsein sind die beiden

λόγοι der Antinomie nicht gleichberechtigt; es nimmt den einen an, der ihm so *κρείττων λόγος* wird, und verwirft den andern als *ἥττω*. (Ich setze Beispiele hinzu: der Krieg ist ein grosses Uebel, — ist natürlich *κρείττων λόγος*, der Krieg ist ein grosses Gut, natürlich *ἥττων λόγος*.) Die Rhetorik des Protagoras soll nun dazu dienen, die spekulative Gleichberechtigung der beiden Glieder der Antinomie auch für das gewöhnliche Bewusstein nachzuweisen: *τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν*." Das ist scharf und zutreffend, wie Alles, was Jakob Bernays gedacht und geschrieben. Nur ein Ausdruck scheint uns unglücklich gewählt, der wieder Verwirrung anrichten könnte: das ist der Ausdruck „die Rhetorik des Protagoras". Dadurch kömmt man nur zu leicht in Gefahr, den grossen Sophisten, dessen Leben so rein und fleckenlos war, zum Vater des späteren ungesunden rhetorischen Treibens zu machen oder ihn demselben anzunähern. Aber Plato Soph. 232 C—E und Aristotel. Metaphys. 998^a 3 lassen doch darüber auch nicht den geringsten Zweifel aufkommen, dass Protagoras einzig und allein nur die Dialektik (Eristik) im Auge hatte. Dass der Mann jemals diese seine Kunst zu eigennützigen Zwecken als Redner vor Gericht verwendet habe, ist vollständig ausgeschlossen. Aber der Rhetorik, die ganz andere Ziele verfolgt, hatte er damit eine Waffe der allergefährlichsten Art geschmiedet und in die Hand geliefert, die denn auch unbedenklich und mit siegender Ueberlegenheit dem beschränkten Auditorium gegenüber davon Gebrauch machte. Ich möchte demnach dem *δικαίως ἐδυσχέραινον οἱ ἄνθρωποι τὸ Πρωταγόρου ἐπάγγελμα* einen beschränkteren Bezug dahin geben, dass man nicht ganz ohne Grund den Sophisten auch für die später hervorgetretenen Auswüchse verantwortlich machen konnte, da er nun einmal doch diese Kraft und dieses Geheimniss des menschlichen Verstandes zuerst gezeigt und geschult hatte. Diese Auffassung würde dann auch die Hinzufügung *καὶ ἐριστικῇ* sehr wohl begründet erscheinen lassen.[1])

Gegen die evidentesten, nach unseren Begriffen geradezu niederschmetternden Beweise der Gegner hatten die Redner in dieser Schulung *εἰς ἑκάτερον*

---

[1]) In ganz ausgezeichneter Weise zeigt uns die so schwer verdorbene, aber in ihrer Art einzige achte Rede des Lysias, wie die Theorie und Praxis sich berühren können. Da äussert sich der Sprecher über seine *ἑταῖροι* § 11: *καὶ ἐγὼ μὲν ᾤμην φιλοσοφοῦντας αὐτοὺς περὶ τοῦ πράγματος ἀντιλέγειν τὸν ἐναντίον λόγον.* Vielleicht dürfte dann das Folgende gelesen werden *οἱ δ' ἄρα οὐκ ἀντέλεγον, ἀλλ' ἀντέπραττον. καὶ διὰ τοῦτο αὐτὸ* (machten sie das Manöver) *ἔπραττον* (für *ἀντέπραττον*) *ἵνα τὸν ἐμὸν λόγον εἰδείη Πολυκλῆς.* Ganz richtig erklärt Reiske VIII B *τὸν ἐναντίον λόγον* = *τὸν ἥττω*, causam iniquam, partem causae deteriorem etc. Ludebant sic philosophi in quaestionibus controversis utramque in partem disputando agitandis exercendi aut ostentandi ingenii causa. Sie führten also unter dem Mantel einer Uebungsrede dieses Scheinmanöver auf, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, die Argumente des Sprechers hervorzulocken und kennen zu lernen, um sie dann faktisch mit grösserem Erfolg bekämpfen zu lassen.

λόγον die Parade gefunden und Stirn genug, sie anzuwenden. Wenn man sich nun auch auf der einen Seite in der höchsten Verstimmung abwendet von diesem Treiben, auf der anderen Seite wird man doch wieder einen gewissen Respekt nicht los vor der Schärfe und Findigkeit, womit sie sich Gegenargumente schaffen und mit aller Kühnheit ins Feld führen. Die besten Beispiele zur Erläuterung sind aus bekannten Gründen der ersten Rede des Andocides und der sechsten Rede des Lysias zu entnehmen.

a) Mit vollem Rechte konnte Andocides, wie er es auch faktisch thut I, 137 ff., sich zur Abwehr der ihm Schuld gegebenen Gottlosigkeit darauf berufen, er habe Jahre lang, sogar in Winterszeiten, das Meer befahren; aus den schwersten und gefährlichsten Stürmen sei er glücklich gerettet worden, *οὐκ ἐξῆν αὐτοῖς* (den Göttern) *ποιῆσαι μηδὲ ταφῆς τὸ σῶμα ἀξιωθῆναι*; ruft er mit Recht aus. Von einem Zorn also, von einer Verfolgung durch die Götter keine Spur! Das ist denn doch ein so klarer und evidenter Beweis, dass man meinen sollte, dagegen könne gar nichts aufkommen.

b) Aber seine Gegner sind nicht verlegen Lys. VI, 19! Sie kehren also den Spiess um und behaupten: Gerade das ist der sprechendste und unwiderleglichste Beweis für den vollendeten Atheismus des Angeklagten; denn sonst hätte er, der Gottesfrevler, sich gar nicht aufs wilde Meer hinausgetraut! Aber er hat doch seine Rechnung ohne die Götter gemacht; denn jetzt ist er in unsere und euere Hand gegeben. Das ist die verdiente Schickung der Götter, *οὐ γὰρ ὁ θεὸς παραχρῆμα κολάζει* § 20.

Ja kein noch so scharfer und bündiger Schluss weiss diese Rabulistik in eine Enge zu treiben, aus der sie keinen Ausgang fände.

a) So konnte sich Andocides wieder mit vollem Rechte darauf berufen, dass er seit seiner Rückkehr ruhig und unangefochten volle drei Jahre in der Stadt gelebt, doch wohl ein hinlänglicher Beweis für seine Unschuld!

b) Und die Gegner! Das ist prachtvoll! Lys. VI, 34 *ὥσπερ οὐ διὰ πραότητα καὶ ἀσχολίαν τὴν ὑμετέραν οὐ δεδωκὼς ὑμῖν δίκην*!

Es würde zu weit führen, so interessant und verführerisch es auch wäre, zu zeigen, wie geschickt und durchtrieben sie im Folgenden § 35 ff. der unwiderleglichen Wahrheit ein Schnippchen zu schlagen wissen. — Der Ankläger des Sprechers in der VII. Rede des Lysias hat deswegen einen schweren Stand, weil er für seine Behauptung keine Zeugen vorführen kann § 21 *διὰ τοὺς σοὺς λόγους ἀξιοῖς με ἀπολέσθαι.* Das setzt ihn aber nicht im mindesten in

Verlegenheit: *κατηγορεῖς ὡς ὑπὸ τῆς ἐμῆς δυνάμεως καὶ τῶν ἐμῶν χρημάτων οὐδεὶς ἐθέλει σοι μαρτυρεῖν.*

Aehnlich ist der Fall Lys. X, 22 gelagert:

a) Wir können mit dem Angeklagten sagen: er hat den Prozess gewonnen, weil er vollständig in seinem Rechte, die Sache juristisch ganz unanfechtbar war!

b) Der Sprecher pariert den Schlag .. *οὐ μόνον ὑφ' ὑμῶν ἠλεήθη, ἀλλὰ καὶ τὸν μαρτυρήσαντα ἠτίμωσεν* cf. § 24 *ἀναμνήσθητε ὅτι μεγάλην καὶ καλὴν ἐκείνην δωρειὰν αὐτῷ δεδώκατε.*

Also allüberall dasselbe Lied! Für die Gewandtheit, Ueberlegenheit und Schamlosigkeit dieser Rhetorik gibt es eine Verlegenheit nicht. Das war das Erträgniss der Studien und Uebungen in den *σοφίσματα εἰς ἑκάτερον λόγον*, denen ein Zug im Charakter der Athener entgegenkam, den am kürzesten und besten Solon mit den Worten getroffen hat: *ἕκαστος ἀλώπεκος ἴχνεσι βαίνει.*

Aber noch eine viel grössere Rolle spielte bei der Argumentation der attischen Redner das *εἰκός*, die *εἰκότα*. Die Sophistik aber der Argumentation durch das *εἰκός*, welches bekanntlich von den Vätern der Rhetorik einzig und ausschliesslich kultiviert wurde, ist für einfache Leute noch viel gefährlicher, als die erste Art eben wegen des verführerischen und einschmeichelnden Reizes der Einfachheit, der Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit. Ja die *εἰκότα* leuchten, wie das ja auch ihr Name sagt, sofort auch dem einfachen und natürlichen Verstande ein. Darauf bauen und sündigen denn auch diese Redner in geradezu ausschweifender Weise. Dem einfachen Denken ist das *εἰκός* = *ἀληθές*. Dass es aber die ruhige Höhe eines satten vollgiltigen Beweises, der dem *ἀληθές* gleichgestellt werden könnte, nicht einnehmen kann, das zeigen uns eben die unzähligen Ausnahmefälle, wo das vermeintliche *οὐκ εἰκός* doch vorgekommen ist. Aber darüber sieht das einfache Denken vollständig hinweg und unterliegt dem Trugschluss. So, um ein Beispiel anzuführen, was erscheint dem einfachen und natürlichen Verstande des gemeinen Mannes einleuchtender, als die Behauptung des Lysias in der Eratosthenesrede XII, 27 ff., dass Eratosthenes, der im Kollegium der Dreissig gegen die Verhaftung der Metöken Einspruch erhoben und Opposition gemacht habe, unmöglich von seiten eben der Dreissig mit der Verhaftung der Metöken betraut worden sein kann? Das ist also durchaus *οὐκ εἰκός*. Und doch ist es ein Trugschluss: Die Dreissig kompromittierten [1]) dadurch den Vertreter der

[1]) Plat. Apol. 32 C *οἷα δὴ καὶ ἄλλοις ἐκεῖνοι* (die Dreissig) *πολλοῖς πολλὰ προσέταττον βουλόμενοι ὡς πλείστους ἀναπλῆσαι αἰτιῶν.*

milderen Richtung, brachten ihn damit zum Schweigen, und so war er weiter für sie keine Gefahr mehr! Also auch in diesem Falle wird das *οὐκ εἰκός* durch die Wirklichkeit Lügen gestraft.[1]) So hat denn auch Aristoteles auf das Falsche und Bedenkliche dieser Schlussfolgerungen aus dem *εἰκός* hingewiesen Rhet. II, 24 1402ª 8: *οὕτως καὶ ἐν ῥητορικοῖς ἐστιν φαινόμενον ἐνθύμημα παρὰ τὸ μὴ ἁπλῶς εἰκὸς, ἀλλὰ τὶ εἰκός. ἔστιν δὲ τοῦτο οὐ καθόλου, ὥσπερ καὶ Ἀγάθων λέγει* (N² fr. 9)

τάχ' ἄν τις εἰκὸς αὐτὸ τοῦτ' εἶναι λέγοι,
βροτοῖσι πολλὰ τυγχάνειν οὐκ εἰκότα.

γίγνεται γὰρ τὸ παρὰ τὸ εἰκός, ὥστε εἰκὸς καὶ τὸ παρὰ τὸ εἰκός. εἰ δὲ τοῦτο, ἔσται τὸ μὴ εἰκός εἰκός.. Das letztere passt vollständig auf den von uns angeführten Fall.

Das muss man sich vorhalten, und wenn man das thut, so erkennt man leicht, dass Dionysius von Halikarnass De Lysia judic. c. 19 ed. Usener mit den Worten *καὶ γὰρ τοῦ εἰκότος ἄριστος ὁ ἀνὴρ εἰκαστής* (an *εὑρετής*?) uns gerade den Lysias als den allergefährlichsten der ganzen Sorte hinstellt. Der ausgezeichnetste Kenner und Beurteiler der alten Redner gab sich wohl darin kaum einer Täuschung hin. Das zeigt uns die vortreffliche Charakterisierung der Lysianischen *διηγήσεις* l. l. c. 18 *καὶ γὰρ τὸ σύντομον μάλιστα αὗται ἔχουσιν αἱ διηγήσεις καὶ τὸ σαφὲς ἡδεῖαί τέ εἰσιν ὡς οὐχ ἕτεραι καὶ πιθαναὶ καὶ τὴν πίστιν ἅμα λεληθότως συνεπιφέρουσιν, ὥστε μὴ ῥᾴδιον εἶναι μήθ' ὅλην διήγησιν μηδεμίαν μήτε μέρος αὐτῆς ψευδὲς ἢ ἀπίθανον εὑρεθῆναι· τοσαύτην ἔχει πειθὼ καὶ ἀφροδίτην τὰ λεγόμενα καὶ οὕτως λανθάνει τοὺς ἀκούοντας εἴτ' ἀληθῆ ὄντα εἴτε πεπλασμένα. ὥσθ' ὅπερ Ὅμηρος* (τ 203) *ἐπαινῶν τὸν Ὀδυσσέα ὡς πιθανὸν εἰπεῖν καὶ πλάσασθαι τὰ μὴ γενόμενα εἴρηκε, τοῦτό μοι δοκεῖ κἂν ἐπὶ Λυσίου τις εἰπεῖν·*

ἴσκεν ψεύδεα πολλὰ λέγων ἐτύμοισιν ὁμοῖα[2]).

Leider sind wir bei ihm nicht so glücklich daran, wie z. B. in der Miloniana, seine Behauptungen auf Grund eines authentischen Materiales überall

---

[1]) Wenn man den folgenden von Andocides II, 10, I, 3 (z. B. wenn Alcibiades nicht nach Athen zurückkehrte, hatte er ganz Recht, aber sich noch lange nicht selbst gerichtet), VII, 53 angeführten *εἰκότα* das Gegenteil substituiert, wird man von der Wahrheit nicht allzuferne sein. Er ist selbst so anständig, den Glauben an seine Schlussfolgerung seinen Zuhörern nicht zuzumuten. Sie schlägt ja der Wahrheit zu offenbar ins Gesicht. Daher die vorsichtige Verklausulierung II, 26 . . . *ὥστ' ἔμοιγε καὶ διὰ τὰ τῶν προγόνων ἔργα εἰκότως ὑπάρχει δημοτικῷ εἶναι, εἴπερ τι ἀλλὰ νῦν γε φρονῶν τυγχάνω.*

[2]) Wie der einfache und doch gesunde Menschenverstand vor diesen und ähnlichen dialektischen Spiegelfechtereien nur zu leicht kapituliert, hat Aristophanes in den Wolken sehr artig angedeutet. Aber ausser dem Schlusse ist in der Hinsicht doch auch bemerkenswert der *ἀγών* des *λόγος ἄδικος* und *δίκαιος* und das schliessliche Unterliegen und der Uebergang des letzteren ins feindliche Lager, einfach

kontrolieren zu können. Das ist nur leider in den allerseltensten Fällen möglich. Doch sei hier daran erinnert, wie diametral z. B. in der ersten Rede die *διηγήσεις* des Klägers und Angeklagten sich gegenüberstehen.[1]) Wo ist die Wahrheit? Wer also sein Wissen, seine Bildung und seinen Verstand etwas höher einschätzt, als er im Grundstock der athenischen Philister vorhanden war, denen man mit solchen Sophismen auf den Leib rücken konnte, der wird mit berechtigtem Misstrauen und wohl angebrachtem Skeptizismus Behauptungen wie Beweisen dieser attischen Redner begegnen. Einige Ansätze zu diesem notwendigen Requisit der Rednerexegese finden sich in Frohbergers Kommentaren zu Lysias, doch muss, wenn auch mit aller Vorsicht, hierin noch weiter gegangen werden.[2]) In hoch anerkennenwerter Weise wurde von Adolf Kirchhoff, Abhdl. der Berliner Akademie 1865 S. 65—108 die 51. Rede im corpus Demosthenicum auch nach dieser Seite gewürdigt. Die vielen von diesem Gelehrten dort aufgedeckten Sophismen können durchaus nicht als ein Beweis gegen die Echtheit der Rede angeführt werden. Diese Scheidemünze war auch dem Demosthenes durchaus nicht fremd. Die alten Erklärer, welche nicht unter dem Banne einer fanatischen Bewunderung des Demosthenes als Redner und Staatsmann standen und ihn nicht für die Inkarnation der Moralität hielten, haben mit diesem Umstand wohl zu rechnen gewusst, und darum scharf und klar, aber auch rückhaltslos diese Sophismen aufgedeckt. Was sind z. B. das für Flausen und Vorspiegelungen, welche wir in der Rede gegen Androtion lesen müssen. Der Angeklagte hat vollständig und nach allen Rich-

---

weil er der sophistischen Argumentation gegenüber ohnmächtig ist. Aristot. l. l. *ὥσπερ καὶ ἐπὶ τῶν ἐριστικῶν τὸ κατά τί καὶ πρός τί καὶ πῇ οὐ προστιθέμενα ποιεῖ τὴν συκοφαντίαν*, gerade so verfährt der *λόγος ἄδικος*. Die Umstände, unter welchen ein warmes Bad bei Herakles entschuldbar war, die Umstände alle, welche den alten und erfahrenen Nestor so oft das Wort nehmen liessen 1050 ff., 1056 ff. etc., werden verschwiegen und sie dadurch in eine Linie gerückt mit der jeunesse dorée von Athen. Aber alle diese Scheinargumente werden von dem Gegner nicht erkannt, er ist sprachlos ihnen gegenüber und aus dem Feld geschlagen.

[1]) Das Schwergewicht, welches Lysias auf seine *διηγήσεις* legt, würde uns auch ein anderes nicht weniger ausgezeichnetes Urteil des Dionysius über ihn erklären De Demosth. p. 157, 18 Us. *αὕτη μέντοι* (die *εὐστομία* und *χάρις*) *καθάπερ νότιός τις αὖρα μέχρι προοιμίου καὶ διηγήσεως αὐτὸν ἄγει, ὅταν δ' εἰς τοὺς ἀποδεικτικοὺς ἔλθῃ λόγους, ἀμυδρά τις γίνεται καὶ ἀσθενής, ἐν δὲ δὴ τοῖς παθητικοῖς εἰς τέλος ἀποσβέννυται.*

[2]) Es ist durchaus und vollständig begründet, wenn Ed. Meyer, Die wirtsch. Entwickl. d. Alt. p. 35, Anm. 3 zu der 24. Rede des Lysias bemerkt: „Der Krüppel, für den Lysias die Rede geschrieben hat, betreibt ein Gewerbe (*τέχνη*), das ihm offenbar ein ganz gutes Einkommen abwirft, wenn er sich auch keinen Sklaven (§ 6) halten kann; er kann sich sogar gelegentlich ein Reitpferd mieten. Man sieht deutlich, dass er die Pension eigentlich zu Unrecht bezieht. Lysias hat sie ihm dadurch gerettet, dass er in äusserst geschickter Weise die Sache humoristisch behandelt und die Lacher auf seine Seite bringt." Cf. Dem. 23, 206 *ὑμεῖς τοὺς τὰ μέγιστ' ἀδικοῦντας καὶ φανερῶς ἐξελεγχομένους, ἂν ἓν ἢ δύο ἀστεῖα εἴπωσι ..., ἀφίετε* und Weber zur Stelle.

tungen Recht, wenn er verlangt, dass er, bevor er die Folgen des ἡταιρηκέναι trägt, dieses letztere doch zweifellos durch irgend einen gerichtlichen Akt nachgewiesen sein muss, dass Demosthenes ihn zu diesem Zwecke vor die Thesmotheten hätte laden sollen! Dieser Einwand gegen sein Vorgehen ist durchaus berechtigt und durchaus stichhaltig. Man lese nun bei ihm nach, wie er or. XXII, 25 ff. diese Klippe zu umschiffen weiss. Den Nagel trifft auf den Kopf die Bemerkung des Schol. 682, 14 ποιεῖ δὲ τοῦτο δι' ἔνδειαν τῶν ἐλέγχων δηλονότι. Und wie er nun gar über das punctum saliens hinwegkommt! Das quod erat demonstrandum, wird § 27 einfach abgemacht περὶ τῶν ἄλλων ἁπάντων τὸν αὐτὸν τρόπον σχεδόν. Vortrefflich wieder die Alten p. 686, 9: τὸ δὲ περὶ ἄλλων ἁπάντων φησὶν ὅτι οὐκ εἶχε περὶ τῆς ἑταιρήσεως διαλεχθῆναι, συνήρπασε τῷ κοινῷ συλλογισμῷ καὶ σύμπαντα τὰ λοιπά. Dem Androtion ist es auch nicht im Traume eingefallen, das zu behaupten, was ihm Dem. § 6 in den Mund legt. Auch hier haben die Alten den Kunstgriff vollständig klargelegt cf. Schol. 668, 23 ff. Alle Advokatenkniffe in Ehren! Aber was für einem Publikum kann man bieten, was Dem. sich § 30—32 leistet? Das ist und bleibt doch nichts anderes als die allerniedrigste Spekulation auf das Misstrauen und die Furcht vor der δήμου κατάλυσις. So auch aufgedeckt und angesehen von den Alten p. 688, 5 ff. Aerger haben es, ich kann mir in diesem Fall nicht helfen und muss es heraussagen, die geriebensten Sykophanten nicht getrieben! Doch wollen wir hiemit zu Ende kommen. Das hochwichtige Kapitel „Die attischen Redner und ihr Publikum“ ist ja noch nicht geschrieben. Wir haben von demselben nur die Seite aufgesucht und beleuchtet, welche die mehr populären Elemente, welche teilweise mit Absicht von den kunstbeflissenen Rednern verdeckt wurden, erkennen liess.

Es wird in der Gerichtsrede insbesondere ein ungleiches Spiel getrieben: Auf der einen Seite die findigen, mit allen Künsten und Schleichwegen einer überlegenen Rhetorik vertrauten und äusserst gewandten Redner, welche entweder selbst in die Arena treten oder andern für Geld ihre gefährlichen Dienste leihen, auf der andern Seite eine in ihrem Bildungsstande ganz anders geartete und ihnen gegenüber geradezu zurückgebliebene Masse, die nur zu leicht das Opfer ihrer Sophismen wird.

Selbst wenn man sich auch vorstellt, dass die Menge diesen Teufelskünsten nicht wie die reine Unschuld gegenübersass und wenigstens teilweise wusste, was sie sich von diesen Rednern zu versehen hatte, so war doch, besonders wenn es die ersteren geschickt einzurichten wussten und das wussten sie in der Regel — das wusste insbesondere ganz ausgezeichnet der gefährlichste von allen, Lysias —, so war doch die Reaktion und Opposition dagegen

vermöge ihres niederen und ganz anders gearteten Bildungsstandes nicht mächtig genug, um diese Sophismen und Scheinkünste illusorisch zu machen.

Es ist ganz undenkbar, dass Aristophanes in den Wolken zu der Fiktion einer solchen Omnipotenz des ἥττων λόγος gegriffen, es ist undenkbar, dass Strepsiades im Besitze dieser Panacee das ganze hochwohllöbliche Theaterpublikum mit den Worten apostrophiert hätte Nub. 1202

ἡμέτερα κέρδη τῶν σοφῶν ὄντες (cf. S. 15),

wenn Gestaltung und Apostrophe, selbst ein gut Teil Uebertreibung zugegeben, nicht einen starken Halt in der Wirklichkeit gehabt hätten.

Der traurigste Beleg aber für die Inferiorität der Masse ist das üppige Emporschiessen der Giftpflanze des Sykophantentums in Athen. Das war ja, von seiten des Charakters betrachtet, in ihrem Gros eine Gesellschaft infamer Schufte. Darüber gab es auch im Altertum nur eine Stimme. Aber wenn man sie etwas näher besieht und sie prüft an ihren Leistungen, so waren sie „gescheit", sie waren nicht von der Gasse, vielmehr mit allen Wassern der Rhetorik gewaschen und vor allem: sie fanden ihre Rechnung, nicht selten als Meute vorgeschickt von mehr oder minder bedeutenden Männern, die sicher aus wohl erwogenen Gründen es für angezeigt hielten, sich vorerst im Hintergrunde zu halten.[1]) Nur mit tiefer Wehmut kann man heute das für unsere Frage so wichtige 9. Kapitel im II. B. der Memorabilien lesen. Die Verhältnisse sind eben mächtiger als die Menschen, und diese Macht der Verhältnisse erklärt und entschuldigt zugleich, dass Sokrates nur zu einem Aushilfsmittel für den Augenblick und nicht zu einem Radikalmittel greifen kann. So verbieten denn auch die auf diesem Gebiete hervorgetretenen und eben beleuchteten Erscheinungen, den Bildungsstand der Massen allzuhoch einzuschätzen und zu werten.

Steht nun so ein ganz bedeutender Bruchteil des Volkes der wissenschaftlichen Bewegung der Zeit teils ablehnend oder gleichgiltig, teils sogar feindselig gegenüber, müssen wir uns ferner, wenn das ganze Volk in Frage kommt, wohl hüten vor einer Ueberschätzung seiner politischen Reife und seiner politischen Einsicht, zeigt sich uns dasselbe weiter in den Gerichtsälen als die leichte Beute einer überlegenen Redekunst, so hat die litterarisch-aesthetische Einwirkung auf diese von einer höheren Bildung nicht berührte und nur in den elementarsten Dingen heimische Masse nach den heute

[1]) Was die Strafe von 1000 Drachmen zu bedeuten hatte und wie auch sie illusorisch gemacht wurde, zeigt Andoc. I, 121.

massgebenden Gesichtspunkten betrachtet einen schweren Stand, und, wenn auch durchaus löblich in ihrer Tendenz, scheint sie doch utopistisch in ihren Wirkungen zu sein.

Diese aus den einfachsten Erwägungen der in den damaligen Zeitverhältnissen liegenden Bedingungen und Grundlagen sich aufdrängende Annahme wird aber auf den ersten Blick durch das helle Bild der Wirklichkeit, welches uns aus Werken von unvergänglicher Schönheit entgegenleuchtet, auf das glänzendste widerlegt. Aber wir wollen uns durch allerdings naheliegende und darum verzeihliche Rückschlüsse aus den Werken der drei grossen tragischen Meister wie durch einige ziemlich hohe Ansprüche stellenden Darbietungen des Aristophanes nicht blenden lassen, sondern wir müssen uns, um zu einer richtigen, von der konventionellen Auffassung allerdings stark abweichenden Anschauung zu gelangen, zu einer ruhigen und objektiven Würdigung aller hier in Betracht kommenden Momente entschliessen.

Zunächst sei einmal an eine Thatsache erinnert, die uns durch zwei sehr gewichtige Zeugen verbürgt wird.

Als erste und letzte, als höchste Instanz, als ein Roma locuta est für die übrigen Hellenen galt schon im Altertum Athen in der aesthetischen Beurteilung der Tragoedie. Plat. Laches 183 a ... ὅτι ἐκεῖνοι (die Lacedämonier) μάλιστα τῶν Ἑλλήνων σπουδάζουσιν ἐπὶ τοῖς τοιούτοις (Waffenhandwerk) καὶ ὅτι παρ' ἐκείνοις ἄν τις τιμηθεὶς εἰς ταῦτα καὶ παρὰ τῶν ἄλλων πλεῖστ' ἂν ἐργάζοιτο χρήματα, ὥσπερ γε καὶ τραγῳδίας ποιητὴς παρ' ἡμῖν τιμηθείς. τοιγάρτοι ὃς ἂν οἴηται τραγῳδίαν καλῶς ποιεῖν, οὐκ ἔξωθεν κύκλῳ περὶ τὴν Ἀττικὴν κατὰ τὰς ἄλλας πόλεις ἐπιδεικνύμενος περιέρχεται, ἀλλ' εὐθὺς δεῦρο φέρεται καὶ τοῖσδ' ἐπιδείκνυσιν εἰκότως. Damit war also der tragische Dichter legitimiert vor der ganzen hellenischen Welt.

Nicht weniger schwer fällt das Zeugniss des Aristophanes von der Superiorität und Infallibilität des Urteils der Athener über die Tragoedie ins Gewicht Ran. 805 ff. Man ist in Verlegenheit um richtige Kampfrichter in dem Agon der beiden Tragiker. Da hören wir

τοῦτ' ἦν δύσκολον·
οὔτε γὰρ Ἀθηναίοισι συνέβαιν' Αἰσχύλος
λῆρόν τε τἄλλ' ἡγεῖτο τῆς φύσεως πέρι
γνῶναι ποιητῶν.[1])

[1]) Manche der von ihnen gefällten Urteile, wie sie in der Reihenfolge der Preise zum Ausdruck kommen, wollen uns Modernen allerdings gar nicht in den Kopf. Bei dem Nichtvorhandensein der Konkurrenzstücke, denen von uns bewunderte Tragoedien unterlagen, ist uns eine Prüfung des Urteils versagt. Aber schon Tyrwhitt machte in seiner schönen Ausgabe von Aristoteles Poetik p. 130 mit Ver-

Und ferner müssen wir das von beiden Zeugen so hoch gewertete Urteil nicht etwa durchaus und immer als den Ausfluss der tonangebenden Gesellschaft, sondern geradezu als ein Massenurteil anerkennen.

Denn kein Geringerer als Aristoteles, der niemals der Gefahr unterlegen ist, über die *οἱ πολλοί* irgendwie hoch zu denken, ist es, welcher die absolute Zuverlässigkeit des Massenurteils in aesthetischen Fragen zugleich erklärt und anerkennt in zwei bedeutsamen Stellen der Politik 1281 a 42 ff. *τοὺς γὰρ πολλούς, ὧν ἕκαστός ἐστιν οὐ σπουδαῖος ἀνήρ, ὅμως ἐνδέχεται συνελθόντας εἶναι βελτίους ἐκείνων, οὐχ ὡς ἕκαστον, ἀλλ' ὡς σύμπαντας, . . . πολλῶν γὰρ ὄντων ἕκαστον μόριον ἔχον ἀρετῆς καὶ φρονήσεως, καὶ γίνεσθαι συνελθόν-*

---

weisung auf Aelian V. H. II, 8 und Gellius N. A. XVII, 4 die beherzigenswerte Bemerkung „Non omnes Aristarchi erant." Bedenkt man ferner noch, worauf wir am Schlusse zu sprechen kommen werden, welche Faktoren bei der Preiserteilung manchmal mitsprachen und jedenfalls immer mitsprechen konnten, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn ein Kenner wie Aristoteles das Urteil des Volkes über das grösste Meisterstück der griechischen Tragoedie in Beziehung auf die *σύστασις τῶν πραγμάτων* nicht ratifizierte. Bekanntlich musste das Drama hinter einem Stücke des Philokles, eines Schwestersohnes des Aeschylus, zurückstehen. Aber nicht bloss in Beziehung auf Komposition ist dem Aristoteles diese Tragoedie ein Meisterstück, sondern uns will sie heute daneben als ein Wurf von genialer, beinahe bedenklicher Kühnheit erscheinen. Spannung auf den Ausgang im modernen Sinn war nicht leicht im griechischen Drama vorhanden. Aber das Stück selber ist eigentlich schon zu Ende mit der Offenbarung des Teiresias. Sollte man etwa daran Anstoss genommen haben? Wie Sophokles diese höchst gefährliche Klippe umschifft, ist in den Worten des Chores angedeutet V. 403 und 484 ff. In ausgezeichneter Weise sind die alten Erklärer dieser kühnen Gestaltung der Scene gerecht geworden, sowohl zu V. 326, wie besonders zu V. 354, wo wir lesen: *οἴεται αὐτὸν πλασάμενον ψεύδεσθαι· εἰκότως δὲ ἀπιστεῖται ὡς δι' ὀργὴν εἰρηκώς, εἰ δὲ ἐπιστεύθη κατ' ἀρχὴν ὁ μάντις, τὰ ἑξῆς τοῦ δράματος ἀνῄρητο, ⟨τὰ⟩ τοῦ ἀναγνωρισμοῦ, ἐν οἷς καταγέγονε (?) μάλιστα ὁ ποιητής.* Oder erweckte die zweimalige, so glänzende Schilderung der Pest zu traurige Erinnerungen in den Herzen der Hörer? — Zu den genialsten Treffern, denen ich aus Sophocles nur wenig ähnliche an die Seite zu stellen wüsste, ist auch V. 132 ff. zu rechnen; denn die Art und Weise, wie Sophocles den Helden des Stückes auch ausserdem für die Sache engagiert, ist meisterhaft und zuerst von Ritter in seiner Ausgabe gebührend hervorgehoben und beleuchtet worden; denn das *ἐγώ* darf nicht in die Brüche gehen. Mit der Erwähnung der Sphinx V. 130 wird er an die grösste That seines Lebens erinnert und im Hochgefühl darüber bricht er in die stolzen Worte aus *ἀλλ' ἐξ ὑπαρχῆς αὖθις αὖτ' ἐγὼ φανῶ.* Und dieses Hoch- und Selbstgefühl ist bezeichnender Weise gleich im Anfang V. 8 *ὁ πᾶσι κλεινὸς Οἰδίπους καλούμενος* zum Ausdruck gekommen, in welchem Ausdruck denn doch aber auch nicht die Spur von einer „Majestät, vor der sich Jeder beugt", zu erblicken ist. So spricht er im Bewusstsein seiner allgemein anerkannten *φρόνησις.* Diese ist seine starke, aber auch seine schwache Seite. Diese Schattenseite ist es nun, die ihn zu den Fehlgriffen in unserm Stücke veranlasst. Er ist ein *φρονεῖν ταχύς* und warnend ruft ihm der Chor zu V. 617 *φρονεῖν γὰρ οἱ ταχεῖς οὐκ ἀσφαλεῖς.*! Wenden wir uns nun von diesem hervorspringenden und mit klarer Absicht vom Dichter herausgestellten Zuge seines Charakters zu den Versen 782 ff. Wer darüber Betrachsungen anstellt, ob Oedipus seinem Schicksal hätte entgehen können, steht nicht auf griechischem Standpunkt, sondern negiert einfach den Begriff Schicksal, und ist ein Wort weiter darüber nicht zu verlieren. Aber als eine ganz einzigartige Gestaltung darf auch hier wieder hervorgehoben werden, wie Oedipus auch in dieser schweren verhängnissvollen Stunde als derselbe *φρονεῖν ταχύς* vom Dichter gezeichnet ist. Nachdem der Fragende auch nicht mit einem Worte vom Gotte über seine wahren Eltern aufgeklärt worden ist (V. 787), entscheidet er selbst von sich aus als ein echter *φρονεῖν ταχύς,* dass nur Polybos und Merope und Niemand anders seine wahren Eltern sein können und stürzt dem Verderben entgegen.

των ὥσπερ ἕνα ἀνθρώπων τὸ πλῆθος πολύποδα καὶ πολύχειρα καὶ πολλὰς ἔχοντ' αἰσθήσεις, οὕτω καὶ περὶ τὰ ἤθη καὶ τὴν διάνοιαν· διὸ καὶ κρίνουσιν ἄμεινον οἱ πολλοὶ καὶ τὰ τῆς μουσικῆς ἔργα καὶ τὰ τῶν ποιητῶν und 1286 a 30 διὰ τοῦτο καὶ κρίνει ἄμεινον ὄχλος πολλὰ ἢ εἷς ὁστισοῦν.

Wenn wir uns auch heute dreimal besinnen würden, dieses Urteil ohne Bedenken zu unterschreiben, so sei doch im Anschluss an ein schönes Wort von Jakob Bernays daran erinnert, dass Geschmack und Urteil nicht immer eine durch Lesen erworbene Vertrautheit mit der Litteratur zur Voraussetzung zu haben brauchen, wie sie sich ja auch nicht unbedingt als ein regelmässiges Erträgniss ihres Studiums einzustellen pflegen. Bei den Athenern aber waren sie, um mich eines Ausdruckes von Lucian zu bedienen, sicher zuerst und zunächst ein ἀδίδακτον τῆς φύσεως δῶρον, das allerdings durch unübertroffene Meisterwerke in Poesie und Kunst stetige Nahrung und vortreffliche Schulung fand.

Aber das von uns gewählte Thema zwingt uns doch, dem Gedanken an litterarische Vertrautheit durch das Lesen etwas näher zu treten und uns mit demselben abzufinden. Schon vor mehr als einem Jahrhundert hat Fr. A. Wolf bei Erwähnung der Ἱππάρχειοι Ἑρμαῖ in seinen Prolegomena zu Homer p. 43 folgenden verwegenen Satz hingeschrieben „Ne vero ex his inscriptionibus colligas eo tempore quemvis Athenis legere scisse. Id aliquanto post etiam paucorum fuit ex magnanimis Cecropidis. Potuerunt tamen ii ad discendum invitari illo instituto, non pejore, opinor, elementariis libellis nostris."

Ueber ein halbes Jahrhundert später findet sich M. H. E. Meier, Opuscula academica I p. 152 mit ihm in voller Uebereinstimmung, wenn er bei Erörterung des Ostracismus von den athenischen Bürgern schreibt: „inter quos non pauci litterarum rudes scribendique expertes fuerint, qui debebant nomina per alios scribenda curare." Aber dem Biedermann und Musterdemokraten, von dem uns Cornelius Nepos in unserer Jugend erzählte und Plutarch Aristides c. 7 die bekannte Geschichte berichtet, hat doch Valeton auch unter Zustimmung Wilckens, Ostraka p. 6 wohl für immer das Lebenslicht ansgeblasen. Denn mit Recht deutet derselbe Mnemos. N. S. XVI p. 12 die Ausdrücke στρέφε τὴν ἐπιγραφήν und εἰσφέρειν τὸ ὄστρακον auf geheime Scherbenabgabe, wodurch jeder Bürger genötigt war, das zu Hause beschriebene ὄστρακον auf die ἀγορά mitzubringen. Damit ist zugleich die richtige Deutung von Pollux 8, 20 gewonnen . . . ἔδει φέρειν εἰς τὸν περιορισθέντα τόπον Ἀθηναίων τὸν βουλόμενον ὄστρακον ἐγγεγραμμένον τοὔνομα τοῦ μέλλοντος ἐξοστρακίζεσθαι.

Wenn wir nun so den Analphabeten (cf. oben S. 14) wenigstens seit der

Zeit des Kleisthenes glücklich los geworden sind, so erlaubt doch diese Einrichtung einen andern sehr wichtigen Schluss. Wo ein Massenpublikum zum Schreiben in Aktion tritt, da wählt es zu diesem Zwecke ein Material, das für litterarische Notizen geringerer oder grösserer Ausdehnung absolut nicht in Frage kommen kann. Diese *ὄστρακα* waren, wie Valeton a. a. O. zuerst richtig gesehen hat, nicht ad hoc hergestellte Täfelchen, sondern Gefässscherben. Es war nach Wilcken a. a. O. p. 6 die völlige Kostenlosigkeit verbunden mit der grossen Brauchbarkeit des Materiales, die hier, wo auch die ärmeren Bürger Mann für Mann ein beschriebenes Stück abliefern sollten, diesem Material vor allem andern den Vorzug geben musste. Irgendwelche Topfscherben fanden sich wohl auch im primitivsten Haushalte und konnten nötigenfalls vom nachbarlichen Müllhaufen entnommen werden.

Wir werden wohl auch die sicherlich in jedem halbwegs anständigen Haushalte vorhandénen *γραμματεῖα* nicht für litterarische Zwecke bestimmt annehmen wollen.

Wenn es einer der grössten Triumphe des griechischen Geistes ist, durch die Nebel des Alles umwogenden Mythus hindurch den Weg zur Wissenschaft gesucht und gefunden zu haben, so verdient die Vertrautheit des Euripides mit dem frühesten Gebrauch der Schrift bei seinem Volke nicht mindere Anerkennung, weil sie sich losgerungen hat von einem, mit der ihm wie allen Griechen in Fleisch und Blut übergegangenen Ueberzeugung von der schriftlichen Fixierung ihres ältesten Litteraturdenkmals, des Homer, leicht sich einstellenden Irrtum, dass die erste Verwendung der Schrift litterarischen Zwecken gedient hat. Der scharfe und gesunde Blick für den Realismus des Lebens hat ihn etwas anderes gelehrt Palamedes fr. 578 N[2]

> *τὰ τῆς γε λήθης φάρμακ' ὀρθώσας μόνος*
> *ἄφωνα φωνήεντα συλλαβὰς τιθεὶς*
> *ἐξηῦρον ἀνθρώποισι γράμματ' εἰδέναι,*
> *ὥστ' οὐ παρόντα ποντίας ὑπὲρ πλακὸς*
> *τἀκεῖ κατ' οἴκους πάντ' ἐπίστασθαι καλῶς,*
> *παισίν τε τὸν θνήσκοντα χρημάτων μέτρον*
> *γράψαντας εἰπεῖν, τὸν λαβόντα δ' εἰδέναι.*
> *ἃ δ' εἰς ἔριν πίπτουσιν ἄνθρωποι πέρι,* [1])
> *δέλτος διαιρεῖ, κοὐκ ἐᾷ ψευδῆ λέγειν* [2])

[1]) So im Anschluss an Gomperz' Vermutung, aber vielleicht ist besser mit Beibehaltung von *κακά* zu lesen *ἃ δ' εἰς ἔριν κινοῦσιν ἀνθρώπους κακά*, worunter man sich erdichtete Zusagen, Versprechungen, Widerrufungen u. a. denken kann.

[2]) Wenn Dziatzko, Untersuchungen über das antike Buchwesen p. 19, Anm. 4 mit Recht

Also Briefe, Testamente, Urkunden, wie uns Euripides lehrt, Rechnungen setzen wir hinzu, Notizen den verschiedensten Zwecken dienend (cf. Wespen. 527 ff.), mit einem Worte alle Bedürfnisse des praktischen Lebens sind es, welche die *γράμματα* zuerst zu ihrem Dienste rufen.

Aber Lesen und Schreiben zu litterarischen Zwecken, von den engen und begrenzten Aufgaben der Schule zunächst einmal ganz abgesehen, Lesen und Schreiben von der grossen Masse geübt zu Zwecken der Litteratur ist davon doch himmelweit entfernt. Schlagen wir die neuesten Werke auf zur Beantwortung der Frage, in welchem Umfange etwa in der Zeit, die wir im Auge haben, beides zu dem angegebenen Zwecke geübt wurde, so finden wir darüber folgenden Aufschluss. So bemerkt Dziatzko in der Realencyklopaedie Pauly-Wissowa p. 974 „Der Buchhandel war nicht alt und in der voralexandrinischen Zeit nicht einmal in Athen hoch entwickelt (Boeckh, Staatshaushalt I, 60) ... Ausser einer zugkräftigen Litteratur, die freilich schon im 5. Jahrhundert v. Chr. in Athen vorhanden war (Wilamowitz, Herakles 1[1] p. 120), gehört dazu ein kauflustiges Publikum, für welches der Weg des Buchhandels der einzige oder doch der einfachste und billigste ist, um die Litteratur kennen zu lernen. Das ist aber für jene Zeit zu leugnen. Aufführungen, öffentliche, private Vorträge, letztere beim *ἔρανος*, *συμπόσιον* u. dgl. blieben lange der lebensvollere Weg, auf dem litterarische Bildung damals ausgegeben und verbreitet wurde. Soweit es nicht ausreichte, genügten gewiss vielfach Abschriften, die in Freundeskreisen circulierten (cf. p. 965). Stellen wie Av. 1288 *κἄπειτ' ἂν ἅμα κατῆρον εἰς τὰ βιβλία* lassen freilich auf ein weitgehendes Verlangen nach Büchern schliessen. Der Besitz von Büchern aber galt, sobald der Reiz der ersten Kenntnissnahme eines Litteraturwerkes vorüber war, gewiss nur so weit als erstrebenswert, als Interessen des Faches eine wiederholte Benutzung bestimmter Werke und eine eindringlichere Vertiefung in sie erforderlich machten etc. etc." (cf. c. VI in Untersuchungen über das antike Buchwesen p. 149 ff.).

Schade, dass dem ganzen Gebäude der Boden entzogen wird durch eine einzige Stelle des Aristophanes, mit der sich Jeder abfinden muss, der über den Gegenstand schreibt und die denn auch der Ausgangspunkt für unsere

---

warnt vor einer einseitigen Ausnützung dieses Fragmentes, weil es möglicherweise unvollständig ist, so ist doch darauf aufmerksam zu machen, dass auf alle Fälle diese primitivste Verwendung der Schrift den Vortritt hat vor der litterarischen, die, wenn überhaupt vom Dichter erwähnt, sicher später datiert ist. Beide Seiten, ohne jede Scheidung, hat Aeschylus kurz zusammengefasst Prom. 462

καὶ μὴν ἀριθμὸν ἔξοχον σοφισμάτων,
ἐξηῦρον αὐτοῖς, γραμμάτων τε συνθέσεις,
μνήμην ἁπάντων, μουσομήτορ' ἐργάνην.

Untersuchung geworden ist. Da eine eingehende Behandlung derselben später folgen soll, so sei hier nur an die für Dziatzko's Aufstellung gefährlichen Worte erinnert Ran. 1114

βιβλίον τ' ἔχων ἕκαστος
μανθάνει τὰ δεξιά.

Wenn der Dichter das von den Tausenden, die im Theater sitzen, im Ernste sagen könnte, dann wäre es an der Zeit, dass wir uns zu anderen und richtigeren Ansichten bekehren würden. Aber es sei auch schon an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass bei Benützung der Komiker, resp. des Aristophanes, als Quelle die grösste Vorsicht geboten ist. Die überwallende subjektive Stimmung seines Gemütes, Zwang der Komposition oder andere Forderungen seiner Kunst lassen ihn da häufig besonders auch in der Charakteristik zu Mitteln und Gestaltungen greifen, die oft sehr weit von dem wahren Bild des Lebens und der Wirklichkeit entfernt sind. So entsprechen die Bauern [1]) oder gar die Sklaven, die in der Litteratur, in den Höhen und Tiefen der Politik und des gesellschaftlichen Lebens zu Hause sind, gewiss nicht der Wirklichkeit, und sind insbesondere gewisse vom Dichter ihnen geliehene Züge ganz unvereinbar mit dem Bilde und zwar dem wahren Bilde, das sonst aus seinen Zeichnungen zu uns spricht. [2])

Aber neben solchen Stellen, deren Ausnützung leicht zu bedenklichen Schlüssen führen könnte, begegnen bei ihm und seinen Genossen auch solche, die durchaus unverfänglich sind und darum ein zutreffendes Bild von der Sache zu geben scheinen. So gestatten die Stellen Av. 1288

κἄπειτ' ἂν ἅμα κατῆρον ἐς τὰ βιβλία
εἶτ' ἂν ἐνέμοντ' ἐνταῦθα τὰ ψηφίσματα

---

[1]) Man vgl. Sitzb. der philos.-philolog. Cl. der München. Akademie der Wiss. 1896. Heft II, p. 240 und 252.

[2]) Bei den letzteren denke ich an gewisse Scenen, man könnte sie Genrescenen nennen, Scenen von geradezu verblüffendem Verismus, aus welchen Charakter, Leben und Treiben der damaligen Gesellschaft zu uns sprechen und an denen man das wirkliche Leben sehen und studieren kann. Aber die bekannte Anekdote von Platon in der Vita des Aristophanes: *φασὶ δὲ καὶ Πλάτωνα Διονυσίῳ τῷ τυράννῳ βουληθέντι μαθεῖν τὴν Ἀθηναίων πολιτείαν πέμψαι τὴν Ἀριστοφάνους ποίησιν* verlangt denn doch in Berücksichtigung des Platonischen Standpunktes, wie er Legg. 700 D und 935 DE festgelegt ist, gebieterisch die Deutung von dem entsetzlichen, ungesunden und verwerflichen Treiben der Komoedie, der Nichts, keine wissenschaftliche, keine politische Grösse heilig ist, wenn es gilt, die Masse zum Lachen zu bringen. „Das satirische Bild der Zeit, bemerkt Burckhardt, Griech. Kulturg. III p. 276, haben auch andere Perioden der Geschichte hinterlassen, aber keine ein so grandios konkretes, wie die Aristophanische Komoedie ist; dass ein Ereigniss wie der peloponnesische Krieg und die ganze damit verbundene innere und äussere Krisis des griechischen Lebens ein solches Accompagnement der sublimsten Narrenschelle mit sich hat, ist ein Unikum in der Geschichte."

und die des Eupolis fr. 304 K.

> *περιῆλθον εἰς τὰ σκόροδα καὶ τὰ κρόμμυα*
> *καὶ τὸν λιβανωτόν, κεὐθὺ τῶν ἀρωμάτων*
> *καὶ περὶ τὰ γέλγη χ' οὗ τὰ βιβλία ὤνια*

einen Zweifel darüber nicht, dass ein ständiger Büchermarkt in der damaligen Zeit in Athen vorhanden war, an dem wir also bei unseren weiteren Auseinandersetzungen festzuhalten haben. Wenn wir nun der ersten Stelle näher treten, so kann doch wohl *ἐνταῦθα* kaum mit Kock von der Pnyx verstanden werden, wo unseres Wissens ein Büchermarkt nicht vorhanden war, vielmehr wird man es gleich ibi, inter *τὰ βιβλία* zu verstehen haben. Ein ständiger bestimmter Platz für den Bücherverkauf scheint allerdings vorhanden gewesen zu sein; denn sonst könnte der Dichter nicht so ohne jede lokale Andeutung sprechen. Die Erwägung der Stelle des Eupolis führt uns auf einen bestimmten Platz auf der *ἀγορά*.[1]) Wichtiger als diese Ortsbestimmung ist für unsere Zwecke die Feststellung des litterarischen Bedüfnisses, das dieser von Arisophanes hervorgehobene Bruchteil der athenischen Gesellschaft zu befriedigen sucht. Darüber gibt der Ausdruck *ψηφίσματα* wünschenswerte Aufklärung: *ἔπαιξεν εἰς τὸ φιλόδικον*, bemerkt der Scholiast, *εἰπὼν εἰς τὰ βιβλία ἀντὶ τοῦ εἰς τὰ ψηφίσματα*. Das stimmt wieder vortrefflich mit der vom Dichter V. 1035 ff. eingeführten Figur des *ψηφισματοπώλης*, der mit dieser seiner Waare hausieren geht. Also diese Branche des Buchhandels war ein Lebensbedürfniss für diese Gesellschaft und diese Sorte von Bücherliebhabern würde man beleidigen, wenn man ihnen Geschmack für die feinere Kost der höheren Litteratur zusprechen würde.[2])

Auf Export von Büchern (aus Athen?) führt die Stelle in der Anabasis VII, 5, 14, wo Xenophon von der Gegend um Salmydessos erzählt *ἐνταῦθα εὑρίσκοντο πολλαὶ μὲν κλῖναι, πολλὰ δὲ κιβώτια, πολλαὶ δὲ βίβλοι γεγραμμέναι καὶ τἄλλα πολλά, ὅσα ἐν ξυλίνοις τεύχεσι ναύκληροι ἄγουσιν*, wo das *γεγραμμέναι* einem Kenner wie Boeckh so anstössig war, dass er an eine Entfernung desselben dachte. Diese Gewaltsamkeit verbieten uns aber die Stellen der beiden Komiker.

---

[1]) Die Erwähnung der *ὀρχήστρα* in der bekannten und vielbesprochenen Stelle der Platonischen Apologie 26 D würde nach den neuesten Untersuchungen uns ebenfalls auf die *ἀγορά* weisen. Cf. Dziatzko, Unters. etc. p. 41 Anm. 1 und Wilamowitz, Herm. XXI S. 603 Anm. 1.

[2]) Sollten nicht auch rein praktische Gründe die starke Nachfrage nach Gerichtsreden in der späteren Zeit erklärlich machen? Cf. Dionys. von Halik. De Isokr. c. 18 *ὅτι δεσμὰς* (Bündel) *πάνυ πολλὰς δικανικῶν λόγων Ἰσοκρατείων περιφέρεσθαί φησιν ὑπὸ τῶν βυβλιοπωλῶν Ἀριστοτέλης*.

Also die Möglichkeit, litterarische Neigungen und Bedürfnisse zu befriedigen, war in der damaligen Zeit in Athen, vielleicht sogar in ausreichendem Masse vorhanden, wir halten auch nach unseren obigen Auseinandersetzungen Fr. A. Wolf und Meier (cf. S. 43) gegenüber daran fest, dass trotz Kratin fr. 122 *ἀλλὰ μὰ Δί' οὐκ οἶδ' ἔγωγε γράμματ' οὐδ' ἐπίσταμαι,*
ἀλλ' ἀπὸ γλώττης φράσω σοι· μνημονεύω γὰρ καλῶς

doch wohl die Zahl der Analphabeten eine äusserst geringe gewesen sein wird. Aber von der Gelgenheit und Möglichkeit bis zur Benützung, bis zur Benützung durch die breiten Massen des Volkes, die wir hier hauptsächlich im Auge haben, oder gar zur Aneignung und geistigen Verarbeitung der hier gebotenen Schätze ist noch ein gar weiter Schritt. Das Heranziehen naheliegender Analogien aus der modernen Zeit mit der so hoch entwickelten Buchdruckerkunst und dem allgemeinen Schulzwang verbietet sich von selbst. Aber die höhere Gattung der schönen Litteratur wird doch auch heute noch von dem allergrössten Teile des lesenden Publikums als Stiefkind behandelt trotz der oft so enorm billigen Preise der Bücher.

Da ist es nun, um mit diesem letzten Punkte zu beginnen, aufs höchste zu bedauern, dass wir über die Bücherpreise der damaligen Zeit so gut wie gar nicht unterrichtet sind, die Heranziehung der Preise aber aus späterer Zeit ist bedenklich. Man ist überrascht und geneigt, es als eine schwer erklärliche Einzelnerscheinung zu betrachten, wenn die Werke des Anaxagoras manchmal für eine Drachme käuflich sind (cf. Dziatzko a. a. O. p. 40). Rückschlüsse aus den Angaben von Birt (Das antike Buchwesen) p. 83 ff. müssten uns dagegen die Preise als sehr hoch, um nicht zu sagen, als horrend erscheinen lassen, jedenfalls zu hoch, ja unerschwinglich für den Bruchteil des Volkes, der für uns zunächst in Frage kommt, wenn auch in diesem grösseren Kreise ein ziemlich weitgehendes Interesse für die schöne Litteratur vorhanden gewesen wäre.

Aber auch das Interesse dieser Kreise für schöne Litteratur ausserhalb des Theaters darf billig bezweifelt werden. Wir wollen unter Verzichtleistung auf die vielen Belege, welche zur Begründung unserer Behauptung die Aristophanischen Komoedien uns an die Hand geben, ihn belauschen in einer Scene, welche nicht unter dem Zwange irgend eines Kompositionsgedankens oder einer anderen poetischen Forderung zu rein willkürlichen *πλάσματα* greift, sondern in der wir eine genaue Abkonterfeiung des wirklichen Lebens erblicken müssen, die darum aber auch ganz besonders geeignet ist, von den Interessen und dem Bildungsstand eines Durchschnittsatheners, eines Atheners aus der

mittleren Gesellschaft, wollen wir einmal sagen, uns ein richtiges Bild zu geben. Wir meinen die kostbare Scene in den Wespen, in welchen Philokleon, nachdem er den alten Adam ausgezogen, nun für die „höhere“ Gesellschaft von dem Sohne dressiert wird V. 1174 ff. Selbstverständlich stehen da voran die *λόγοι σεμνοί*, die Würze der Gesellschaft der *ἀνδρῶν πολυμαθῶν καὶ δεξιῶν*! Was versteht nun der Alte darunter? Mährchen, Fabeln[1]) mit den unerlässlichen Ingredienzien von Zoten 1176 ff.

Aber was versteht der Sohn, der Repräsentant der höheren Gesellschaft, unter den *λόγοι σεμνοί*? *οἱ κατ' οἰκίαν* (1180). Diese sind: die Schilderung von *θεωρίαι* in der Gesellschaft vornehmer Männer (1187), man spricht da von den Kämpfen der Athleten (1190)[2]).

Weitere Gegenstände der Unterhaltung sind Jagd, das Fest der Lampadodromie (1201). Man spricht — und das ist sehr bezeichnend — von Gegenständen der Kunst und des Gewerbfleisses (1214 ff.). Natürlich darf die Kommerspoesie, dürfen die *σκόλια* bei einem Symposion nicht fehlen (1222 ff.).[3])

Wo bleibt hier Simonides, wo Aeschylus (Nub. 1355 ff.), wo Phrynichus (Wesp. 269), wo die andern Dichter, wo die ganze Litteratur? Und wir befinden uns hier auch nicht in dem philosophischen Kreise eines Platon oder Sokrates, der nach Ran. 1491 ff. Unterhaltungen über litterarische Dinge grundsätzlich aus dem Wege geht, sondern das ist die gut bürgerliche Gesellschaft, in welche der frische Luftzug poetischer, litterarischer oder gar philosophischer Fragen noch nicht gedrungen ist. Sie haben noch nicht „entsetzlich viel gelesen“ — diese Durchschnittsathener!

Diejenigen aber, die in diesen Kreisen oder auch in höheren Schichten der Gesellschaft ein lebhafteres Interesse für Litteratur, insbesondere für die poetische, an den Tag legten, mochten sich ein Exemplar, ein Buch verschafft haben. Aber für das Gros der Interessenten auch aus diesen Kreisen, das muss Dziatzko oben S. 45 zugegeben werden, steht gewiss Vorlesen und Zuhören, nicht stilles Lesen im Vordergrund.[4])

---

[1]) Cf. Schol. zu Av. 472 *ὅτι τὸν λογοποιὸν Αἴσωπον διὰ σπουδῆς εἶχον*, Wesp. 566 und fr. 32 des Demades bei Sauppe.

[2]) Cf. Xen. oec. VII, 9 *πρὸς θεῶν, ἔφην ἐγώ, ὦ Ἰσχόμαχε, τί πρῶτον διδάσκειν ἦρχον αὐτήν, διηγοῦ μοι. ὡς ἐγὼ ταῦτ' ἂν ἥδιόν σου διηγουμένου ἀκούοιμι ἢ εἴ μοι γυμνικὸν καὶ ἱππικὸν ἀγῶνα τόν κάλλιστον διηγοῖο* und die oben S. 14 erwähnte Stelle des Isokrates.

[3]) Ausser den *σκόλια* müssen als ein *ἀνάθημα δαιτός* die festivae comparationes oder besser gesagt die komischen Vergleiche hervorgehoben werden, die von uns in einem andern Zusammenhang behandelt worden sind. Cf. Plat. Symp. 215 ff. Xen. Symp. VI, 8 ff. Horat. Sat. I, 5, 52 ff. (Ueber Unterhaltung Gebildeter Hirzel, Dialog I p. 54 ff.)

[4]) Dieses stille Lesen, als eine Ausnahmserscheinung, muss denn auch in dem Ausdruck liegen

Auf diese den gegebenen Verhältnissen entsprechende Annahme führen eine Reihe von Stellen, zu deren eingehender Betrachtung wir nun übergehen.

Der hässliche Angriff des Komikers auf Sokrates ist für uns und ist für alle Zeiten festgelegt in der Buchausgabe der „Wolken". Die lag natürlich auch den Athenern vor. Da ist es nun bezeichnend, wie Platon den Sokrates zu der grossen Versammlung der Richter sprechen lässt Apolog. 19 C *ταῦτα γὰρ ἑωρᾶτε καὶ αὐτοὶ ἐν τῇ Ἀριστοφάνους κωμῳδίᾳ, Σωκράτη τινὰ ἐκεῖ περιφερόμενον, φάσκοντά τε ἀεροβατεῖν καὶ ἄλλην πολλὴν φλυαρίαν φλυαροῦντα κτλ.* Es ist doch im höchsten Grade merkwürdig, dass Sokrates sich hier einige zwanzig Jahre später auf die erste Aufführung beruft, wo doch der Angriff wohl schon lange in Buchform veröffentlicht für Jeden zu lesen, wer Geld und Lust hatte, vorlag. Das erklärt sich doch auf die einfachste und natürlichste Weise dadurch, dass die Publicität durch geschriebene und gelesene Exemplare nicht in dem Grade vorhanden war, dass man sich auf sie für weitere und weiteste Kreise berufen konnte, sondern dass diese einzig und allein nur durch die öffentliche Aufführung in diesem weiten Umfange garantiert war.

Ganz dieselbe Wahrnehmung können wir auch für die Tragödie später noch machen bei Diphilus II p. 565 fr. 73 K.

οὐκ ἄν ποτε
Εὐριπίδης γυναῖκα σώσει'. οὐχ ὁρᾷς
ἐν ταῖς τραγῳδίαισιν αὐτὰς ὡς στυγεῖ;
τοὺς δὲ παρασίτους ἠγάπα.

Auch hier kann das *ὁρᾷς* doch kaum anders als von der Bühnenaufführung verstanden werden.

Auch die viel citierte Stelle des Plutarch im Nikias c. 29 spricht, wenn derselben überhaupt zu trauen ist, für diese Auffassung: *ἔνιοι δὲ καὶ δι' Εὐριπίδην ἐσώθησαν. μάλιστα γάρ, ὡς ἔοικε, τῶν ἐκτὸς Ἑλλήνων ἐπόθησαν αὐτοῦ τὴν μοῦσαν οἱ περὶ Σικελίαν καὶ μικρὰ τῶν ἀφικνουμένων ἑκάστοτε δείγματα καὶ γεύματα κομιζόντων ἐκμανθάνοντες ἀγαπητῶς μετεδίδοσαν ἀλλήλοις κτλ.* und im Folgenden .... *ὅτι δουλεύοντες ἀφείθησαν ἐκδιδάξαντες ὅσα τῶν ἐκείνου ποιημάτων ἐμέμνηντο.* Von einer Aufführung hatten diese Glücklichen die Stellen freilich nicht im Kopfe. Liebhaber, Schwärmer und begeisterte

---

ἀναγιγνώσκειν πρὸς ἑαυτόν. Nach unseren Begriffen würde doch schon das *ἀναγιγνώσκειν* allein genügen, wie es ja auch häufig genug vorkommt. Darum also Ran. 53

καὶ δῆτ' ἐπὶ τῆς νεὼς ἀναγιγνώσκοντί μοι
τὴν Ἀνδρομέδαν πρὸς ἐμαυτόν.

Cf. das von Kock angeführte fr. 168 des Platon.

Verehrer des Euripides leisteten sich einmal ein Exemplar, aus welchem sie Stellen, die ihnen gefielen, auswendig lernten. Wieder Andere schrieben sich oder liessen sich solche Stellen, die ihren Gefallen erregt hatten, abschreiben. So muss man wenigstens Ran. 151 deuten

ἢ Μορσίμου τις ῥῆσιν ἐξεγράψατο.

So wird man sich auch die Stelle Nub. 1371 zurecht legen müssen, wo es von Pheidippides heisst

ὁ δ' εὐθὺς, ᾖσ' Εὐριπίδου ῥῆσίν τιν', ὡς ἐβίνει
ἀδελφός, ὠλεξίκακε, τὴν ὁμομητρίαν ἀδελφήν.[1])

Auch eines andern nicht unwichtigen Umstandes, den ich nicht gebührend hervorgehoben sehe, soll bei dieser Gelegenheit gedacht werden. In der prachtvollen Parabase der Ritter feiert Aristophanes den Kratinos also V. 529

ᾄσαι δ' οὐκ ἦν ἐν συμποσίῳ πλὴν „Δωροῖ συκοπέδιλε"
καὶ „Τέκτονες εὐπαλάμων ὕμνων". οὕτως ἤνθησεν ἐκεῖνος.

Das sind Anfänge von μέλη aus den Euniden des Kratinos, wie wir hier im Schol. lesen (cf. fr. 69 und 70 K.). Der Schluss daraus liegt auf der Hand. Für die Verbreitung ausserhalb des Theaters und nach den Aufführungen sorgten die Bürger, welche im Chor gestanden hatten und was sie unter ihrem χοροδιδάσκαλος gelernt hatten, trugen sie dann aus eigenem Antrieb oder auf Verlangen der Freunde bei den Symposien vor. Damit ist eine weitere Quelle der Publicität gewonnen, auf die einmal hiemit hingewiesen sein soll.

Alle diese Beobachtungen müssen doch warnen vor einer allzu schnellen Verallgemeinerung der Worte des Dionysos, die wir Ran. 52 ff. lesen

καὶ δῆτ' ἐπὶ τῆς νεὼς ἀναγιγνώσκοντί μοι
τὴν Ἀνδρομέδαν πρὸς ἐμαυτὸν, ἐξαίφνης πόθος
τὴν καρδίαν ἐπάταξε πῶς οἴει σφόδρα.

Was hier dem Patron der tragischen Dichter, der allerdings im Stücke selbst fast durchweg als das Gegenteil von einer Autorität und letzter Instanz in allen aesthetischen Dingen dargestellt ist, zugeschrieben wird, hat nur für diesen Geltung und ist nicht Jedermanns Sache. Und nun gar ein Exemplar des Stückes mit zu Schiffe bei der Ausfahrt zur Schlacht zu nehmen, ist und

---

[1]) Aber ᾖσ' wüsste ich nicht zu erklären, wenn man ῥῆσιν für richtig hält. Wie Vesp. 580 ἐκ τῆς Νιόβης εἴπῃ ῥῆσίν τιν' und 1095 ῥῆσιν εὖ λέξειν ἔμελλέν τις lehrt, kann ᾄδειν mit ῥῆσιν nicht verbunden werden. Man erwartet dem entsprechend εἶπ'. Möglicherweise lässt sich das Vesp. 1540 nicht weniger auffallende τούτῳ τί λέξεις σκόλιον; damit verteidigen, dass mehr nach dem Inhalt gefragt und dieser denn auch hier nicht gesangsmässig mitgeteilt wird.

kann nur das Vorrecht ganz besonderer Schwärmerei sein, die dem durch und durch urteilslosen Gotte gut zu Gesicht steht.[1])

So verbieten denn alle aus der natürlichen Würdigung der damaligen zwingenden Verhältnisse, wie der unzweifelhaften Zeugnisse sich ergebenden Erwägungen, an eine in den weitesten Kreisen des Volkes durch Lesen gewonnene Bekanntschaft oder gar Beherrschung der schönen Litteratur zu glauben.

Aber es können zur Stütze unserer Annahme auch noch einige wichtige positive Zeugnisse beigebracht werden, aus denen zugleich unwiderleglich hervorgeht, dass grosse und gefeierte Werke der Litteratur für diese Kreise eine terra incognita waren.

So hören wir über Pindar, dessen Gemeinde ja auch bei den modernen Gelehrten eine kleine ist, das Zeugniss des Eupolis mit folgendem Wortlaute bei Athenaeus 3[a] *πάντα δὲ ταῦτα μόνον ἐξευρεῖν ἐκ παλαιῶν καὶ δογμάτων τηρήσεως, ἔτι δὲ νόμων συναγωγῆς, οὓς ἔτι διδάσκουσι, ὡς τὰ Πινδάρου ⟨ὁ⟩ κωμῳδιοποιὸς Εὔπολίς φησιν* (fr. 366 K. cf. fr. 139) *ἤδη κατασεσιγασμένα ὑπὸ τῆς τῶν πολλῶν ἀφιλοκαλίας.*

Wenn diese Nachricht demnach nicht allzu schwer ins Gewicht fällt, wie steht es nun aber mit der Kenntniss und dem Verständniss des Homer in diesen Kreisen?

Wenn wir durchaus unverdächtigen Zeugnissen trauen, nicht so, wie der kindliche Standpunkt naiven Enthusiasmus in früheren Zeiten annahm. Für diesen nur ein einziges, aber sprechendes Beispiel! Demosthenes führt in seiner Aristokratea § 53 ein Gesetz an, dessen Einzelbestimmungen im Fol-

---

[1]) Die Scholien bemerken dazu das Folgende: *τῶν καλλίστων Εὐριπίδου δρᾶμα ἡ Ἀνδρομέδα. διὰ τί δὲ μὴ ἄλλο τι τῶν πρὸ ὀλίγου διδαχθέντων καὶ καλῶν, Ὑψιπύλης, Φοινισσῶν, Ἀντιόπης; ἡ δὲ Ἀνδρομέδα ὀγδόῳ ἔτει* (412) *προεισῆλθεν. ἀλλ' οὐ συκοφαντητὰ ἦν τὰ τοιαῦτα.* Wir wollen alles Andere auf sich beruhen lassen. Aber die hier aufgeworfene Frage muss und kann nur im Sinne des Komikers beantwortet werden. Aristophanes hat ja das Stück unmittelbar nach seiner Aufführung im folgenden Jahre (411) wegen seiner Mätzchen vom Echo, seiner Monodien und anderer Dinge, die ihm greuliche Geschmacksverirrungen dünkten, während sie dem Volke gefallen zu haben scheinen, in seinen Thesmophoriazusen scharf aufs Korn genommen. Natürlich hat er sich noch nicht zu einer andern besseren Ansicht bekehrt. Also will er das Stück auch hier treffen, und das geschieht geschickt gleich hier am Anfang dadurch, dass er dem Gott, diesem Ausbund von Unverstand und Geschmacklosigkeit, ein faible für diese Missgeburt von Tragödie andichtet. Er konnte aber den Gott nicht unter dem Eindruck der Bühnenaufführung darstellen, weil seitdem 8 Jahre vergangen waren. Daher also die Fiktion vom Lesen. Es ist ganz unbegreiflich, wie Ivo Bruns, Liter. Portr. der Griechen p. 178 von Dionysos schreiben konnte „Feinste aesthetische Bildung ist der Grundzug seines Wesens" — im Stücke selbst aber ist er vollständig, nur ganz wenige Stellen abgerechnet, als die Inkarnation der aesthetischen Impotenz dargestellt! Weiter: „Und zwar huldigt er der neuesten Richtung. Er führt den neuesten Euripides selbst auf Reisen mit sich!" — Also den neuesten Euripides! Volle 8 Jahre vorher war das Stück aufgeführt worden — das ist also der neueste Euripides! Ganz sonderbar klingt mir auch die Reise — zur Schlacht bei den Arginusen!

genden alle erläutert werden mit Ausnahme von *ἢ ἐν ὁδῷ καθελών*. Das fiel nun Taylor auf und wie erledigte er den Anstoss? Einfach damit, dass er (freilich falsch) auf *A* 150 ff. verwies

πῶς τίς τοι πρόφρων ἔπεσιν πείθηται Ἀχαιῶν
ἢ ὁδὸν ἐλθέμεναι ἢ ἀνδράσιν ἶφι μάχεσθαι;

und feststellte, die genaue Bekanntschaft jedes seiner Zuhörer mit diesen Versen überhob ihn einer Erläuterung! So hat denn auch Weber gegen diese ganz unglaubliche Naivität Einspruch erhoben in seinem ausgezeichneten Kommentar zu dieser Rede p. 224 „Non tanta fuit *τοῦ τυχόντος* apud Athenienses cognitio Homeri, ut, si quod singulare dictum alicubi audirent, quo semel eadem vi poeta usus esset, id statim satis superque cognitum habuerint, ut nulla amplius egeret explicatione.“ Richtig und durchaus vernünftig! So wundern wir uns nach unserem heutigen Standpunkt durchaus nicht, dass der Wursthänder in den Rittern nach Anhörung des Orakels nur nach *ἀγκυλοχήλης* V. 204, und nicht auch nach mehr ihm sicher durchaus unklaren Wendungen fragt. Muss eine solche naive Anschauung früherer Zeiten nicht die Segel streichen vor den folgenden unzweideutigen Worten in der Rede des Aeschines gegen Timarchus § 141: *Ἐπειδὴ Ἀχιλλέως καὶ Πατρόκλου μέμνησθε καὶ Ὁμήρου καὶ ἑτέρων ποιητῶν, ὡς τῶν μὲν δικαστῶν ἀνηκόων παιδείας ὄντων, ὑμεῖς δὲ εὐσχήμονές τινες προσποιεῖσθε εἶναι καὶ περιφρονοῦντες* (contemnere) *ἱστορίᾳ τὸν δῆμον, ἵν' εἰδῆτε ὅτι καὶ ἡμεῖς τι ἤδη ἠκούσαμεν καὶ ἐμάθομεν, λέξομεν καὶ ἡμεῖς τι περὶ τούτων?* Und so hat denn der Komiker Straton diese schwache Seite des Volkes aufgegriffen und verhöhnt in einer über die Massen kostbaren Scene, die wir ihrer Wichtigkeit wegen vollständig mitteilen müssen. Und der Mann, der von dem engagierten, in homerischen Wendungen sprechenden Koch zu Tode gemartert wird, ist nicht etwa ein homo de infima plebe! Sonst könnte er sich eben keinen Koch nehmen und Gastereien abhalten, sondern ein Mann aus der besseren, vielleicht der Mittelklasse. Die Stelle findet sich bei Athen. 9, 382 und hat folgenden Wortlaut (cf. Kock III p. 361)

Σφίγγ' ἄρρεν', οὐ μάγειρον, εἰς τὴν οἰκίαν
εἴληφ'· ἁπλῶς γὰρ οὐδὲ ἓν μὰ τοὺς θεοὺς
ὧν ἂν λέγῃ συνίημι. καινὰ ῥήματα
πεπορισμένος πάρεστιν· ὡς εἰσῆλθε γάρ,
5 *εὐθύς μ' ἐπηρώτησε προσβλέψας μέγα,*
'πόσους κέκληκας μέροπας ἐπὶ δεῖπνον; λέγε'
'ἐγὼ κέκληκα μέροπας ἐπὶ δεῖπνον; χολᾷς·
τοὺς δὲ μέροπας τούτους με γινώσκειν δοκεῖς; [1])

---

[1]) *χολᾷς, εἰ τοὺς μέροπας τοὺς σούς* Heimsoeth, delet Wilam.

οὐδεὶς παρέσται· τοῦτο γὰρ νὴ τὸν Δία
10 ἔτι κατάλοιπον, μέροπας ἐπὶ δεῖπνον καλεῖν.
'οὐδ' ἄρα παρέσται Δαιτυμὼν οὐδεὶς ὅλως;'
'οὐκ οἴομαί γε Δαιτυμών.' [1]) ἐλογιζόμην,
ἥξει Φιλῖνος, Μοσχίων, Νικήρατος.
ὁ δεῖν', ὁ δεῖνα· κατ' ὄνομ' ἀνελογιζόμην·
15 οὐκ ἦν ἐν αὐτοῖς οὐδὲ εἷς μοι Δαιτυμών.
'οὐδεὶς παρέσται' φημί. 'τί λέγεις; οὐδὲ εἷς;'
σφόδρ' ἠγανάκτησ', ὥσπερ ἠδικημένος,
εἰ μὴ κέκληκα Δαιτυμόνα· καινὸν πάνυ.
'σὺν [2]) ἄρα θύεις ἐρυσίχθον'; οὐκ, ἔφην ἐγώ.
20 'βοῦν δ' εὐρυμέτωπον;' 'οὐ θύω βοῦν, ἄθλιε.'
'μῆλα θυσιάζεις ἆρα;' 'μὰ Δί' ἐγὼ μὲν οὔ,
οὐδέτερον αὐτῶν, προβάτιον δ'.' 'οὐκοῦν ἔφη
τὰ μῆλα πρόβατα.' '⟨μῆλα πρόβατ';⟩ [3]) οὐ μανθάνω
τούτων οὐδέν, [4]) οὐδὲ βούλομαι.
25 ἀγροικότερός εἰμ', ὥσθ' ἁπλῶς μοι διαλέγου.'
'Ὅμηρον οὐκ οἶδας λέγοντα;' 'καὶ μάλα
ἐξῆν ὃ βούλοιτ', ὦ μάγειρ', αὐτῷ λέγειν.
ἀλλὰ τί πρὸς ἡμᾶς τοῦτο, πρὸς τῆς Ἑστίας;'
'κατ' ἐκεῖνον ἤδη πρόσεχε καὶ τὰ λοιπά μοι.'
30 'Ὁμηρικῶς γὰρ διανοεῖ μ' ἀπολλύναι;'
'οὕτω λαλεῖν εἴωθα.' 'μὴ τοίνυν λάλει
οὕτω παρ' ἐμοί γ' ὤν.' 'ἀλλὰ διὰ τὰς τέτταρας
δραχμὰς ἀποβάλω', φησί, 'τὴν προαίρεσιν;
τὰς οὐλοχύτας φέρε δεῦρο.' 'τοῦτο δ' ἐστὶ τί;'
35 'κριθαί.' 'τί οὖν, ἀπόπληκτε, περιπλοκὰς λέγεις;'
'πηγὸς πάρεστι;' 'πηγός; οὐχὶ λαικάσει, [5])
ἐρεῖς σαφέστερόν θ' ὃ βούλει μοι λέγειν;'
'ἀτάσθαλός γ' εἶ, πρέσβυ', φήσ'; 'ἅλας φέρε.
τοῦτ' ἔστι πηγός. ἀλλὰ δεῖξον [6]) χέρνιβα.'
40 παρῆν. ἔθυεν, ἔλεγεν ἄλλα ῥήματα
τοιαῦθ' ἃ μὰ τὴν Γῆν οὐδὲ εἷς ἤκουσεν ἄν,
μίστυλλα, μοίρας, δίπτυχ', ὀβελούς· ὥστε με
τῶν τοῦ Φιλητᾶ λαμβάνοντα βυβλίων

---

[1]) οὐκ οἶδ' ἔγωγε Δαιτυμόν' Ko.
[2]) σῦν Wilam., οὐδ' cod., σὺ δ' ἄρα Ko.
[3]) supplet Cobet.
[4]) τούτων ⟨ἁπάντων⟩ Mein.
[5]) λεκας εἰ cod.: corr. Coraes.
[6]) ἀλλ' ὄρεξον Ko.

σκοπεῖν ἕκαστον[1]) τί δύναται τῶν ῥημάτων·
45 πλὴν ἱκέτευον αὐτὸν ἤδη μεταβαλεῖν
ἀνθρωπίνως λαλεῖν τε. τὸν δ' οὐδ' ἂν ταχὺ
ἔπεισεν ἡ Πειθὼ μὰ τὴν Γῆν οἶδ' ὅτι.

Mag man nun auch ein gut Stück Uebertreibung und die gewöhnliche Verzerrung durch den Komiker zugeben, mag auch der Umstand billig in Berücksichtigung gezogen werden, dass die Loslösung einzelner Worte aus den gewöhnlichen feststehenden und geheiligten Verbindungen das Verständniss nicht unwesentlich erschwerte, das Fragment ist uns neben den von Ulr. Wilcken Ber. d. Berl. Akad. 1887 S. 818 ff. veröffentlichten Papyri, welche links Text, rechts Uebersetzung in das gewöhnliche Griechisch enthalten, ein wertvoller Beleg dafür, wie es mit dem eigentlichen Wortverständniss des Homer nun gar in den untersten Kreisen des Volkes notwendig bestellt sein musste. Von dem philologischen Verständniss soll dabei gar nicht gesprochen werden. Nach den oben dargelegten unzweifelhaften Thatsachen von den Mitteln und Wegen, wie und von wem die höhere Bildung nur errungen werden konnte, wird man sich darüber nicht im Geringsten wundern. Daher ist es auch begreiflich, dass die Glossographen neben andern hauptsächlich Homerische Wendungen und Ausdrücke zu deuten unternahmen. Wie wenige von den vielen Tausenden des Volkes mögen jemals in ihrem ganzen Leben ein Exemplar des Homer gesehen oder gar gelesen haben? Wird doch schon der Besitz sämmtlicher Homerischer Dichtungen bei dem nach Höherem strebenden Euthydem Mem. IV, 2, 10 als etwas Grosses angesehen. Danach war unser Koch eine geradezu einzig dastehende Specialität, dem am Ende Alles, was in das Gewand des Hexameters gekleidet war, für homerisch galt. Daher das Paradieren mit Worten und Wendungen, die wir heute in unserem Homer nicht finden können. Man vgl. die Bemerkungen von Kock zu dem fr.

Nach alledem werden wir gut thun, unsere allzu hohen und idealen Anschauungen nach dieser Richtung etwas herabzustimmen und werden unsere Augen allen den Faktoren nicht verschliessen, welche den aus dem angeführten Zeugnisse so deutlich zu uns sprechenden Zustand mit Notwendigkeit hervorrufen mussten.

Aber wir gehen noch einen Schritt weiter und wollen eine der wichtigsten hier einschlägigen Fragen zur Erörterung stellen.

Der Wissenschaft ist niemals im Ernste gedient worden, wenn man unbequemen Stellen, welche eine fable convenue zu zerstören geeignet sind,

---

[1]) ἕκαστα cod., corr. Cobet.

einfach aus dem Wege geht. Diese beklagenswerte Erscheinung haben wir ja neuerdings wieder bei der so lebhaft erörterten Theaterfrage erlebt. Es ist allerdings nicht besonders angenehm, in seinen alten Tagen umlernen und mit von Jugend auf genährten und lieb gewordenen, wenn auch falschen Vorstellungen brechen zu müssen. Aber sapere aude!

So müssen wir denn nochmals an den Abschnitt in der Abh. „Zur Kritik und Exegese der Wolken des Aristophanes“ Sitzb. der Münch. Akad. der Wiss. philos.-philolog. Cl. 1896 Heft II p. 240 anknüpfen und uns wo möglich nach weiteren Beweisen umsehen. Aristoteles verteidigt Poet. cap. IX 1351^b 15 ff. im Anschluss an Agathons Stück „ἄνθος“, wo Handlung und Namen vom Dichter vollständig frei erfunden sind und in der Mythologie keine Grundlage hatten, gegen die Vertreter einer andern aesthetischen Anschauung — welche wissen wir nicht — den Satz, dass die von dieser Seite gestellte Forderung, man müsse sich ein und für allemal an die überlieferten Mythen halten, nicht aufrecht erhalten werden könne. Dabei bedient er sich folgender Worte l. l. 23: *ὥστ' οὐ πάντως εἶναι ζητητέον τῶν παραδεδομένων μύθων, περὶ οὓς αἱ τραγῳδίαι εἰσίν, ἀντέχεσθαι· καὶ γὰρ γελοῖον τοῦτο ζητεῖν, ἐπεὶ καὶ τὰ γνώριμα ὀλίγοις γνώριμά ἐστιν, ἀλλ' ὅμως εὐφραίνει πάντας.*

Die scharfe Prüfung des Satzes führt zu keinem andern Gedanken, als dem folgenden: Man braucht an den berühmten überlieferten Stoffen nicht immer und auf alle Fälle festzuhalten, sondern man darf auch neue Stoffe in Angriff nehmen. Das erstere ist eine ganz lächerliche Forderung; denn auch die alten vielbehandelten Stoffe haben ja auch mit diesem von der Gegenseite verworfenen Faktor des Neuen zu rechnen; denn alt und bekannt sind sie nur einer auserlesenen Minderheit, fremd und unbekannt aber der grossen Masse. Gleichwohl erfreuen sie beide Klassen von Zuhörern. Einen andern Gedanken wüsste ich nicht herauszulesen und eine Verderbniss des Textes ist auch durchaus nicht anzunehmen. So hat denn auch Madius p. 134 durchaus dem Sinn entsprechend übersetzt „quoniam, quae in antiquis fabulis nota sunt, paucis admodum sunt manifesta: ea tamen audientes omnes pariter afficiunt voluptate.“ [1])

Scheingefechte hat nun Aristoteles in dieser seiner Schrift nicht geführt, und es verbietet sich demnach von selbst die wohlfeile Einrede, dass

---

[1]) Damit wüsste ich den Satz Rhet. III, 16 1416^b 27 allerdings nicht zu vereinigen *δεῖ δὲ τὰς μὲν γνωρίμους ἀναμιμνήσκειν* (nur daran erinnern, nicht ausführlich erzählen) .... *οἷον εἰ θέλεις Ἀχιλλέα ἐπαινεῖν· ἴσασι γὰρ πάντες τὰς πράξεις, ἀλλὰ χρῆσθαι αὐταῖς δεῖ.* Vorderhand komme ich auf keine andere Lösung, als dass Reden aus dem *γένος ἐπιδεικτικόν* sich doch vorwiegend an eine Lesepublikum wenden, wie alle Reden des Isokrates. Bei diesem ist dann eher Vertrautheit mit den Mythen anzunehmen, als bei dem Massenpublikum des Theaters.

der Philosoph hier zur Stütze einer von ihm empfohlenen Ansicht und zur Diskreditierung der entgegengesetzten sich zu einer zu weit gehenden Behauptung habe hinreissen lassen.

Wenn Aristoteles einen so schwer wiegenden Satz aussprach und damit eine ihm sicher und zweifellos bekannte Thatsache festnagelte, so wusste er ganz genau, was er that und war sich der Tragweite seiner Behauptung vollkommen bewusst. Mir wenigstens bleibt Aristoteles — Aristoteles. Und er ist mir als ein Wissender ein gewichtigerer Zeuge, als alle die Verfasser der jetzigen und zukünftig erscheinenden Handbücher oder Einleitungen in die griechische Tragödie, wenn sie das Gegenteil der Aristotelischen Behauptung vertreten, ohne nur mit einem Worte dieses Kernsatzes zu gedenken.

Ich halte den Satz des Philosophen auch aufrecht gegen die kühne Behauptung des Antiphanes bei Athen. 6, 222 a II p. 90 fr. 191 K.

μακάριόν ἐστιν ἡ τραγῳδία
ποίημα κατὰ πάντ', εἴ γε πρῶτον οἱ λόγοι
ὑπο τῶν θεατῶν εἰσιν ἐγνωρισμένοι,
πρὶν καί τιν' εἰπεῖν· ὥσθ' ὑπομνῆσαι μόνον
5 *δεῖ τὸν ποιητήν· Οἰδίπουν γὰρ ἂν μόνον*
φῶ, τἄλλα πάντ' ἴσασιν· ὁ πατὴρ Λάιος,
μήτηρ Ἰοκάστη, θυγατέρες, παῖδες τίνες,
τί πείσεθ' οὗτος, τί πεποίηκεν. ἂν πάλιν
εἴπῃ τις Ἀλκμέωνα, καὶ τὰ παιδία
10 *πάντ' εὐθὺς εἴρηχ', ὅτι μανεὶς ἀπέκτονεν*
τὴν μητέρ', † ἀγανακτῶν δ' Ἄδραστος εὐθέως
ἥξει πάλιν τ' ἄπεισι ....

Denn wenn es gilt, der Tragödie eines anzuhängen, besinnen sich diese Komiker auch nicht einen Augenblick. So greift Antiphanes bei der Hervorhebung der günstigeren Position der Tragödie dem komischen Spiele gegenüber vielleicht doch etwas zu hoch und schildert als Gemeingut Aller, was nur Besitz Weniger war.

In dieser Beziehung hat der Scholiast nicht so sehr unrecht, wenn er bemerkt zu Ran. 1005 *ὅτι ἀλλήλους διαβάλλουσι κωμικοὶ καὶ τραγικοί.* cf. Diphilus II p. 549 fr. 30, 4—5 K. Es soll dagegen durchaus nicht verschwiegen werden, dass die merkwürdigen Stellen Andoc. I, 129 und IV, 22 für Antiphanes sprechen.

Doch Aristoteles steht nicht allein mit seinem Zeugnisse. Wenden wir uns nun weiteren zu, so gestatten die Worte der Alten im Hippolytus des Euripides V. 451 ff.

> ὅσοι μὲν οὖν γραφάς τε τῶν παλαιτέρων [1])
> ἔχουσιν αὐτοί τ' εἰσὶν ἐν μούσαις ἀεί,
> ἴσασι μὲν Ζεὺς ὥς ποτ' ἠράσθη γάμων
> Σεμέλης, ἴσασι δ' ὡς ἀνήρπασέν ποτε
> ἡ καλλιφεγγὴς Κέφαλον εἰς θεοὺς Ἕως
> ἔρωτος οὕνεκ'

auch nicht den geringsten Zweifel darüber, dass die Kenntniss der beiden hier berührten und so bekannten Mythen als das Vorrecht der Gebildeten, die im Besitze von Büchern sind, und der Dichter angesehen wird.

Auch die von Isokrates angewandte Scheidung Panath. § 168 *τίς γὰρ οὐκ οἶδεν ἢ τίς οὐκ ἀκήκοε* (er sagt nicht *ἑώρακε*) *τῶν τραγῳδοδιδασκάλων Διονυσίοις τὰς Ἀδράστῳ γενομένας ἐν Θήβαις συμφοράς κτλ.* stellt die Tragödie dar als Quelle der Belehrung über einen so einfachen und bekannten Mythus.

So können sie natürlich auch noch viel weniger, wenn ich anders die Stelle des Andocides IV, 23: *ἀλλ' ὑμεῖς ἐν μὲν ταῖς τραγῳδίαις τοιαῦτα θεωροῦντες δεινὰ νομίζετε, γιγνόμενα δὲ ἐν τῇ πόλει ὁρῶντες οὐδὲν φροντίζετε· καίτοι ἐκεῖνα μὲν οὐκ ἐπίστασθε, πότερον οὕτω γεγένηται ἢ πέπλασται ὑπὸ τῶν ποιητῶν* richtig verstehe, scheiden, was Eigentum des *μῦθος*, was Eigentum des Dichters, was seine *πλάσματα* und addidamenta sind.

Aber vielleicht müssen wir in Euripides selbst den wichtigsten Zeugen für unsere Annahme erblicken, wenn wir eine viel geschmähte Neuerung desselben etwas näher ins Auge fassen. Nun hat der Dichter nach dem übereinstimmenden Urteil der Alten wie der Modernen gar Manches auf dem Gewissen, was als ein Fortschritt und eine Verbesserung der tragischen Kunst nicht betrachtet werden kann. Daneben wird man ihm aber das Zeugniss nicht versagen können, dass er genau wusste, was er wollte, und dass er ohne jede Rücksicht auf den äusseren Erfolg das von ihm als richtig erkannte Ziel immer fest im Auge behielt und ihm sein ganzes Leben lang treu blieb.

Nun war das Publikum, die ganze grosse Volksgemeinde, im Grossen und Ganzen in ihrer äusseren Zusammensetzung noch die gleiche, wie sie den Dramen des Aeschylus gelauscht, nicht unmöglich ist es aber auch, dass erst mit Einführung des *θεωρικόν* der Prozentsatz der Besucher nach den unteren

---

[1]) Die Worte *γραφαὶ τῶν παλαιτέρων* insbesondere in Verbindung mit dem Ausdruck *ὥς ποτ' ἠράσθη γάμων* verlangen eine genauere Bezeichnung und Beziehung, als ich sie in den Kommentaren gegeben sehe. Das müssen ganz bestimmte Werke desselben Genres gewesen sein, welche die alten Erklärer im Sinne hatten, wenn sie bemerkten zu Pax 778 *ὅτι σύνηθες ἦν τοῖς παλαιοῖς ᾄδειν θεῶν καὶ ἡρώων γάμους. σημειοῦται δὲ ὁ Μόχθος πρὸς τοὺς ἀθετοῦντας τὴν ἐν Ὀδυσσείᾳ Ἄρεως καὶ Ἀφροδίτης μοιχείαν* (*ϑ* 266 ff.). Cf. Schol. zu Ilias *I* 189 .... *προσέθηκε δὲ τὸ ἀνδρῶν, ἐπειδὴ καὶ θεῶν ᾄδουσι γάμους.*

Schichten sich bedeutend verstärkte und das θέατρον nun ein etwas verändertes Bild bot gegen früher. Mit diesem Zuwachs und dieser Veränderung musste gerechnet werden und Euripides war verständig genug, diesen veränderten Umständen Rechnung zu tragen.

Schon Welcker hat in seiner Uebersetzung der Frösche[1]) mehrfach darauf hingewiesen, dass der Komiker in dem Agon zwischen den beiden Dichtern mit seinem aesthetischen Urteil zu sehr und zu einseitig nach der nach griechischer Auffassung allerdings einigermassen berechtigten didaktisch-utilitarischen Seite gravitiere. Seine Verdikte, von diesem Standpunkt aus abgegeben, sind darum einseitig und einzig und allein nur zum Nachteil des Euripides geprägt. Daneben zeigt aber auch dieser Agon andere Seiten, welche für die Geschichte der Entwicklung der griechischen Tragoedie, insbesondere aber für den litterarischen Standpunkt des Theaterpublikums bündige Schlüsse erlauben. Es sind vor allem zwei Punkte, die hier für uns in Frage kommen.

Aus dem Beginne desselben und den daselbst von Euripides abgegebenen Urteilen 823, 839, 904, 925 ἄγνωτα τοῖς θεωμένοις, 940, 962 ff. gewinnt man zunächst die Ueberzeugung, dass der jüngere Dichter die Ansicht vertritt, für das Publikum, das er im Auge hat, also hier für sein Publikum seien die Dramen des Aeschylus viel zu hoch, insbesondere aber nach der sprachlichen Seite dem Verständniss der gewöhnlichen Leute verschlossen gewesen.

Und ferner werden wir auch über die Kreise des Publikums, welche nach seiner Ansicht bei Aeschylus nicht auf ihre Rechnung kamen, in ganz unzweideutiger Weise im Stücke belehrt 771 ff.

ὅτε δὴ κατῆλθ' Εὐριπίδης, ἐπεδείκνυτο
τοῖς λωποδύταις καὶ τοῖς βαλλαντιοτόμοις
καὶ τοῖσι πατραλοίαισι καὶ τοιχωρύχοις,
ὅπερ ἔστ' ἐν Ἅιδου πλῆθος· οἱ δ' ἀκροώμενοι
τῶν ἀντιλογιῶν καὶ λυγισμῶν καὶ στροφῶν
ὑπερεμάνησαν καὶ ἐνόμισαν σοφώτατον,

und 779 μὰ Δί', ἀλλ' ὁ δῆμος ἀνεβόα κρίσιν ποιεῖν,
ὁπότερος εἴη τὴν τέχνην σοφώτερος.

Beachtet man nun den Ausdruck ὁ δῆμος und entkleidet die vorausgehenden Worte ihrer grotesken und komischen Verzerrung, so ergibt sich die einfache nackte Thatsache, das Euripides allerdings nicht in dem Umfang, wie der Komiker es darstellt, oder auch nur ausschliesslich diesen grossen Bruchteil des attischen Publikums im Auge hatte, um auf ihn einzuwirken,

[1]) Des Aristophanes Frösche von F. G. Welcker, Giessen 1812.

wohl aber, dass er ihn in seine Berechnung stellte, insofern, als er seine Dichtungen nicht bloss nach der sprachlichen, sondern auch nach anderen Seiten für die grosse Masse fassbarer machte und ihr Hilfsmittel an die Hand gab, die es ihr ermöglichten, der sich abspielenden Handlung mit lebhaftem Interesse und vollem Verständniss zu folgen.

Ein solches Hilfsmittel ist der Prolog gewesen, insbesondere in der Form der Mythuserzählung *καὶ γὰρ τὰ γνώριμα ὀλίγοις γνώριμα ἦν* und zu diesen *ὀλίγοι* gehörte diese Masse nicht. Der Dichter, dem man so gern einen gesunden und scharfen Blick für den Realismus des Lebens zugesteht, muss aus eigener selbständiger Beobachtung eines aus den gegebenen Theaterverhältnissen resultierenden Missstandes sich zu diesem Schritte vielleicht nur mit halbem Herzen entschlossen haben.

Diese Auffassung und Deutung der Euripideischen Prologe, insofern dieselben nur rein mythologische Erzählungen enthalten, scheint noch von allen die vernünftigste zu sein. Sie war ein Dogma in der Aesthetik der Alexandrinischen Philologenschule. Das lehren uns die Scholien zu den Troades V. 1 *ὅλος ἐστὶ τοῦ θεάτρου ὁ Εὐριπίδης, πρὸς ὃ ἀφορῶν τοὺς λόγους νῦν ὁ Ποσειδῶν ποιεῖ παρὼν ἐν τῇ ὑποθέσει. πολλαχοῦ δὲ τοιοῦτος, ὡς ἐν ταῖς Βάκχαις ὁ Διόνυσος, „ἥκω Διὸς παῖς τήνδε Θηβαίων χθόνα“* und Phoen. 88 *ἡ τοῦ δράματος διάθεσις ἐνταῦθα ἀγωνιστικωτέρα γίνεται. τὰ γὰρ τῆς Ἰοκάστης παρελκόμενά εἰσι καὶ ἕνεκα τοῦ θεάτρου ἐκτέταται.*

Wir sagen also mit den Alten *ὅλος ἐστὶ τοῦ θεάτρου ὁ Εὐριπίδης* und machen ihm desswegen und daraus keinen Vorwurf, weil wir diese allerdings durch und durch unkünstlerische Manier als das Resultat der gegebenen Verhältnisse betrachten und mit Aristophanes dem Dichter die Absicht zuschreiben, mehr wie seine beiden Vorgänger auf den eigentlichen *δῆμος* zu wirken.[1])

Eng berührt sich mit dieser Einrichtung der Prologe eine zweite, dem Euripides besonders eigentümliche, welche in diesem Zusammenhang einmal eine eingehende Untersuchung verdienen würde. Ich meine die fast aufdringliche Kenntlichmachung der neu auftretenden Personen oder der Personen und Sachen überhaupt. Das geschieht sicherlich aus demselben Grunde der Zuschauer wegen *σαφηνείας ἕνεκα*! Das ist schon den alten Erklärern aufgefallen. Euripides legt dem Menelaus bei seinem Auftreten Troad. 849 Kirchh. folgende Worte in den Mund:

---

[1]) Wir beschränken uns unserem Thema entsprechend auf diese Seite der Frage und unterlassen es desswegen mit Absicht, noch die anderen Vorteile hervorzuheben, die ein solches Einführungsstück dem Dichter noch ausserdem bot.

ὦ καλλιφεγγὲς ἡλίου σέλας τόδε,
ἐν ᾧ δάμαρτα τὴν ἐμὴν χειρώσομαι
Ἑλένην. ὁ γὰρ δὴ πολλὰ μοχθήσας ἐγὼ
Μενέλαός εἰμι κτλ.

Dazu bemerken die Scholien 863 Schw. *περισσὸν τὸ „Μενέλαός εἰμι.“ αὔταρκες γὰρ τὸ „δάμαρτα τὴν ἐμὴν χειρώσομαι.“* Dieser scharf und wiederholt einschärfende Ton des Docierens fällt ganz besonders auch in den Prologen auf.

Ganz im Einklang mit diesen beiden dargelegten Eigentümlichkeiten der Euripideischen Technik steht auch die mit unerreichter Meisterschaft gehandhabte Sprache, die es nicht verschmäht hin und wieder zu dem Volk und seiner Redeweise herabzusteigen und nach dem bekannten Zeugnisse des Aristoteles Rh. III, 1404^{b} 24 musterhaft wurde für die ganze Folgezeit.[1])

Aber alle diese Zeugnisse und die aus ihnen abgeleiteten Folgerungen müssen verstummen und das Feld räumen vor einem einzigen von scheinbar so einleuchtender Evidenz und so bedeutender Tragweite, dass dagegen nichts aufkommen kann. Zum Teil wurde auf dasselbe schon oben hingewiesen S. 46. Hier müssen wir ihm eine eingehende Betrachtung widmen. Es steht Ran. 1109 ff.

Bevor nämlich Euripides und Aeschylus in den *ἀγών* eintreten, bemerkt der Chor angeblich zu ihrer Beruhigung das Folgende:

εἰ δὲ τοῦτο καταφοβεῖσθον,
μή τις ἀμαθία προσῇ
τοῖς θεωμένοισιν, ὡς τὰ
λεπτὰ μὴ γνῶναι λεγόντοιν,
μηδὲν ὀρρωδεῖτε τοῦθ'. ὡς
οὐκέθ' οὕτω ταῦτ' ἔχει.
ἐστρατευμένοι γάρ εἰσι,
βιβλίον τ' ἔχων ἕκαστος
μανθάνει τὰ δεξιά·
αἱ φύσεις τ' ἄλλως κράτισται,
νῦν δὲ καὶ παρηκόνηνται.
μηδὲν οὖν δείσητον, ἀλλὰ
πάντ' ἐπέξιτον θεατῶν γ'
οὕνεχ', ὡς ὄντων σοφῶν.

Ja was ist denn da auf einmal aus den Zuschauern der Wolken geworden im kurzen Zeitraum von kaum zwei Decennien, welche Strepsiades ganz anders charakterisiert? Nub. 1201 ff. (cf. oben S. 15 u. 40.) Wenn wir dem Dichter glauben und seine Aussage hier wörtlich nehmen, so hätte sich in dieser

---

[1]) Anaxandrides II p. 148 fr. 34 K. zählt eine Reihe von Spottnamen auf, und zwar nur solche, die vom Volke gegeben sind. Darunter sind auch mythologische V. 10 ff.

ὑφείλετ' ἄρνα ποιμένος παίζων (?), *Ἀτρεὺς ἐκλήθη,*
εἰ δὲ κριόν, Φρίξος, ἂν δὲ κωδάριον, Ἰάσων.

Das erste kann kein Mensch erklären und mit Recht bemerkte Meineke „Pro Atreo potius Thyestem commemorari exspectes“. Nach solchen Beobachtungen wird man also gut thun, in dieser Beziehung die Ansprüche an das Volk nicht zu hoch zu schrauben.

Spanne Zeit ein Bildungswunder vollzogen, wie die Geschichte kaum ein zweites aufzuweisen hat.

Eine eigentümliche Erklärung hat nun v. d. Leeuwen diesen Versen in seiner Ausgabe gegeben Einl. p. X und zu V. 1109. Darnach wäre die ganze Stelle für die zweite Aufführung des Stückes, die nach p. VIII wenige Tage nach der ersten stattgefunden habe, eingefügt worden in der Absicht, dem vielfach gehörten Vorwurf allzu grosser Gelehrsamkeit zu begegnen. Ferner habe nach seiner Meinung, wenn ich ihn anders recht verstehe, der Dichter scherzweise fingiert, jeder seiner Zuhörer habe ja ein Exemplar dieser zweiten Ausgabe des Stückes in der Hand gehabt, eine Ausgabe, in welcher kurz angegeben gewesen, woher die im *ἀγών* von den beiden Dichtern citierten Verse genommen worden wären, mit denen sie sich also vorher bekannt gemacht hätten. So wird zu V. 1116 *παρηκόνηνται* bemerkt „Legerunt enim fabulam, priusquam huc convenerunt." Also ausgebreitete Belesenheit, gründliches Buchstudium!

Nun Kühnheit wird man einer solchen Auffassung nicht absprechen können. Dieselbe wird aber leicht zur Vermessenheit, wenn sie sich unbedenklich über die sprechendsten Beweise vom Gegenteil hinwegsetzt. Hier haben wir denn einmal ein wirkliches greifbares Beispiel von Anistoresie, das seines gleichen sucht.

Aber ganz abgesehen von der durchaus unzulässigen Abstraktion von dem „papiernen Zeitalter", wo die scherzweise Fiktion eines solchen Witzes eher angebracht, aber dennoch gewagt wäre, muss man mit Kähler Berl. philol. Wchschr. Sp. 103/1898 sagen, die Erklärung ist unmöglich wegen des *μανθάνει τὰ δεξιά*. Wenn es nämlich heisst

„Und ein Buch hat da ein Jeder,
Woraus er die Gescheitheit lernt",

so wird dem Inhalt der Worte durch L.'s Erklärung eine viel zu enge Begrenzung gegeben. Und wir fragen mit demselben Kähler l. l.: Wird denn eine Stelle für das Publikum verständlicher, wenn es weiss, sie ist aus den Myrmidonen oder der Andromeda genommen?

Wären die Scholien des cod. Rav. durch den librarius nicht so schaudervoll zugerichtet worden, so würden wir heute zu V. 1113 eine Erklärung der Alten lesen, die uns Alle befriedigen würde. Jetzt ist dort nichts erhalten, als die wenigen, aber vielsagenden Worte: *ἐν εἰρωνείᾳ* und damit ist der Nagel auf den Kopf getroffen. An ein *ἐμβόλιμον* für die zweite Aufführung ist auch nicht im entferntesten zu denken. Vielmehr sind die Worte und die auf sie folgenden Scenen nach der inhaltlichen Seite betrachtet für die von

uns in Angriff genommene Frage nach zwei Seiten von Ausschlag gebender Bedeutung.

Als Aristophanes den äusserst kühnen Entschluss fasste, das Volk aufzurufen und einzuladen zu einem aesthetischen Preisgerichte über Aeschylus und Euripides, da konnte er sich nicht verhehlen, dass er damit, wenn er das Gros des Publikums ins Auge fasste, eine schwere und heikle Aufgabe in Angriff nahm. Caviar für das Volk! Trotzdem hat er den kühnen Wurf gewagt, selbst auf die Gefahr hin, dass der eine oder der andere seiner Einfälle unter den Tisch fallen könnte. Da ist ihm nun der eine Teil seiner Dichtung ganz vorzüglich gelungen; denn im ersten Teil des Stückes sind ja nur Spässe, Tollheiten, Mummenschanz — eine einzige Scene ausgenommen, Alles vom dramatischen Standpunkt betrachtet *ἔξω τοῦ πράγματος*, um dieses Gros des Publikums in Stimmung zu bringen und darin zu erhalten. Viel schwieriger war die zweite Aufgabe: Die Gestaltung des *ἀγών*. Da galt es einmal bei diesem scheinbar so ernsten Geschäfte dem Witz und der Laune die Zügel schiessen zu lassen. Dafür sorgt denn auch in ausgiebiger Weise die *ἀπειροκαλία* des Dionysos!

Aber die Gestaltung nach der inhaltlichen Seite! die war ein grosses und gefährliches Wagestück, wenn man dieses Gros des Publikums ins Auge fasste! Hier nicht zu hoch und doch auch wieder nicht zu tief zu greifen, damit auch der andere Teil des Publikums auf seine Rechnung kam, das war eben die gefährliche Klippe! Wie der Dichter sich nun den Gang eingerichtet, wollen wir gleich nachher eingehender darlegen. Unter diesem Gesichtspunkt aber betrachtet ergibt sich die Deutung der oben ausgeschriebenen Worte von selbst.

Aus dem *καταφοβεῖσθον* V. 1109 und dem *δείσητον* V. 1117 hört man deutlich die Beschwichtigung der eigenen berechtigten Bedenken des Dichters heraus, und so hat er sie denn schliesslich eingewickelt in ein recht dick aufgetragenes Kompliment, das der Eitelkeit seiner Zuhörer schmeichelte, wenn er auch selbst auf das lebhafteste von dem Gegenteil des Gesagten überzeugt war, also *ἐν εἰρωνείᾳ ταῦτα*! Insoweit kann ich auch hier wieder Kähler beistimmen a. a. O. Sp. 104 „Dass der Dichter auf das ganze Auditorium überträgt, was natürlich nur auf einen Teil passt.“ Also darf in keinem Falle die angeführte Stelle ins Feld geführt werden für die immense Belesenheit der ganzen grossen Masse des Publikums!

Wenden wir uns nun aber von da zur Würdigung des Inhaltes der nun folgenden Scenen, so gewinnen wir zur Klärung des von uns gewählten Themas ein nicht unwichtiges Resultat!

Die Worte des Euripides V. 860 ff.

> ἕτοιμός εἰμ' ἔγωγε κοὐκ ἀναδύομαι
> δάκνειν, δάκνεσθαι πρότερος, εἰ τούτῳ δοκεῖ,
> τἄπη, τὰ μέλη, τὰ νεῦρα τῆς τραγῳδίας,
> καὶ νὴ Δία τὸν Πηλέα γε καὶ τὸν Αἴολον
> καὶ τὸν Μελέαγρον κἄτι μάλα τὸν Τήλεφον

eröffnen uns doch Aussichten, welche in keiner Weise in Erfüllung gehen. Liest man die Erklärung von νεῦρα bei Bekk. Anecdot. 64, 26 τὰ νεῦρα τῆς τραγῳδίας, οἷον τὰ κυριώτατα καὶ ἀνέχοντα αὐτήν, so wird man nicht ohne weiteres die Worte als blosse Apposition der vorausgehenden fassen dürfen, sondern als etwas Anderes und Neues: Der Bau, die Fügung, das feste Gerüste, die οἰκονομία, welche das ganze Gebäude zusammenhält, wie die Sehnen den Körper! Eine Prüfung dieses wichtigsten Teiles der Tragoedie stellt er demnach in Aussicht und bietet nun die folgenden Stücke an, die vielleicht auch von dieser Seite nicht ganz unbedenklich waren! Von dieser wichtigsten Frage im Folgenden keine Spur, so wenig wie von dem ἦθος. Ebensowenig auch nur die geringste Spur von der Frage trilogischer Komposition, die doch bei Aeschylus angezeigt gewesen wäre.[1]) Nicht eine Silbe von diesen wichtigen Grundfragen über die Tragoedie!

Der Grund dafür kann kein anderer sein, als der, dass so difficile Erörterungen weit über Geschmack und Urteil der grossen Masse hinausgegangen wären. Wir können uns vom Stande derselben nach diesen Scenen des ἀγών einen recht lebendigen Begriff machen. Uebermässige Zumutungen werden an die Auffassungskraft der Zuhörer nicht gestellt. Mag der eine oder der andere der Einfälle auch nicht zur vollen Wirkung gekommen sein — aber der komische Zuschnitt des Ganzen war doch, sollte man meinen, dem Urteilsvermögen der Masse konform. So konnten z. B. die πολυθρύλητα ἔπη 1470 ff. sicher bei der Mehrzahl der Zuhörer auf ein sofortiges, volles Erfassen rechnen. Auch die Kritik der Prologe des Aeschylus sowohl, wie besonders der des Euripides stellte zu hohe Anforderungen durchaus nicht. Was nun aber die μέλη betrifft, so dürfte als der bemerkenswerteste Umstand hervorgehoben werden, dass in eine eigentliche Kritik derselben gar nicht eingetreten

---

[1]) Welcker, Aeschyleische Trilog. p. 526 „. . . Dann ist auch für den komischen Zweck das Einzelne und Kleine in Sachen der Kunst geeigneter. Die Entscheidung geht daher zuletzt auf ein Abwiegen einzelner Verse hinaus. Die Fragen über Anlage und Plan waren nicht leichtfasslich genug, um spielend behandelt zu werden. Uebrigens war zu fürchten, dass nur wenige noch waren, welche Ernst und Kenntniss genug besassen, um den Kunstplan und die Idee einer aeschyleischen Trilogie auszusinnen."

wird, sondern hier Parodie gegen Parodie steht. Zu hoch war also nach unserem Urteil der weitaus überwiegende Teil der folgenden Komposition nicht gegriffen, immerhin aber doch hoch genug, dass der Dichter für seine Arbeit eine Entschuldigung in den oben erklärten Worten für angebracht hielt. Damit ist nun aber ein wichtiger und zugleich auch einigermassen sicherer Anhaltspunkt gewonnen für den Grad des aesthetischen Bildungsniveaus, auf welchem befindlich der Dichter seine Zuhörer uns hier vorführt. Denn der aus der Entschuldigung, wie aus dem Zuschnitt und der so geschickt berechneten Anpassung des so gefährlichen Stoffes an die Fassungskraft der grossen Masse sich ergebende Schluss dürfte doch der sein, dass der Dichter den geistigen und aesthetischen Bildungsstand dieser Masse nicht allzu hoch gewertet hat. Hinwiederum war er aber himmelweit von dem Gedanken entfernt, welchen man ihm in neuerer Zeit imputiert hat, in diesem läppischen, täppischen Dionysos uns den Repräsentanten des attischen Theaterpublikums vorzuführen.

Als ein weiteres besonders starkes und unwiderlegliches Argument für die Annahme einer hohen Stufe litterarischer Bildung bei der Masse werden die bei allen Komikern uns aufstossenden Parodien angeführt. So bemerkt zuletzt Burckhardt, Griech. Kulturgesch. III p. 223, das erste Argument, das wir bisher zu widerlegen suchten, verbindend mit dem zweiten, dem wir uns jetzt zuwenden: „Hier möge auch die Frage über die secundäre fortdauernde Kunde von den Tragoedien gestreift werden. Da sich nämlich der Athener von den übrigen Hellenen mit dadurch unterschied, dass er Tragiker recitieren konnte, und da er poetische wie musikalische Einzelnheiten sowohl als die Bilder der einzelnen Charaktere und die Erinnerung an das Ganze im Gedächtniss festhielt, muss eine solche neben der Aufführung bestehende Kunde mit Notwendigkeit vorausgesetzt werden; der stärkste Beweis des Faktums an sich liegt aber darin, dass das beständige Anspielen auf die Tragoedie, wie es die aristophanische Komoedie hat, sonst nicht denkbar wäre. Wir werden also eine starke Publicität durch litterarischen Vertrieb anzunehmen haben.“

Indem wir uns nun zur Widerlegung dieses Kriteriums anschicken, sei es uns gestattet, anzuknüpfen an ein sehr bezeichnendes und die Sache grell beleuchtendes Wort des Diphilus II p. 565 fr. 73 K.

Zum Beweis, dass Euripides nicht schlecht zu sprechen wäre auf die Parasiten, citiert B angeblich die Worte des Dichters:

λέγει γέ τοι

„ἀνὴρ γάρ, ὅστις εὖ βίον κεκτημένος (fr. 187, 1 N[2])
μὴ τοὐλάχιστον τρεῖς ἀσυμβόλους τρέφει,
ὄλοιτο, νόστου μή ποτ' εἰς πάτραν τυχών."

Da fällt ihm A in die Rede:

πόθεν ἐστὶ ταῦτα, πρὸς θεῶν;

Und die Antwort des Ersten lautet:

τί δέ σοι μέλει;

οὐ γὰρ τὸ δρᾶμα, τὸν δὲ νοῦν σκοπούμεθα.

Für den grossen Bruchteil des Volkes, den wir hier im Auge haben, müssen wir dieses Wort zum Ausgangspunkt unserer Darlegung nehmen; denn es ist von Wichtigkeit, zunächst darüber ins Klare zu kommen, wie so feine Speisen dem Gaumen desselben schmackhaft gemacht werden konnten. Wir vermeiden also aus guten Gründen den Ausweg, dass wir dem Dichter die Absicht unterschieben, er habe mit den Parodien nur auf den gebildeten Teil seines Auditoriums wirken wollen, weil dieser der tonangebende war. Das wäre denn doch ein nicht so ganz ungefährliches Experiment gewesen, vor allem aber unvereinbar mit dem Geist und der Tendenz der ganzen Dichtungsart. Fassen wir nun einmal zunächst ins Auge die parodistische Behandlung gewisser Aktionen in der Tragoedie. Da bedurfte es doch auch nicht für den Mann aus dem Volke eines Winkes mit dem Zaunpfahl, dass er hier das komische Zerrbild einer von ihm einmal kurz vorher oder auch früher geschauten tragischen Scene vor sich hatte, besonders wenn die letztere seinerzeit mit der nötigen Verve und dem nötigen Pathos gespielt worden war. So wenn Telephus in dem gleichnamigen Stücke des Euripides in seiner höchsten Not durch das Ergreifen des kleinen Orestes sich rettete — also eine Aktion im Brennpunkt der Handlung. Die kam doch auch dem einfachsten Manne sofort zum vollen Bewusstsein, wenn er in den Acharnern sah, wie Dikaeopolis dasselbe Manöver ausführte mit — dem Kohlenkorbe 327 ff. und nun auch noch ausserdem in Ton und Haltung das tragische Pathos imitierte: τὰ μεγάλα πάθη ὑποπαίζει τῆς τραγῳδίας, bemerken die Scholien dazu mit Recht! Und das begriff der erste Athener so gut wie der letzte, zumal sie ja Alle seit Jahren sozusagen eingeschult waren auf diese Spezialität der Komoedie. Wie viele ἀναγνωρίσεις waren nun schon seit Jahren an Aug und Ohr der gespannt aufhorchenden Masse vorübergegangen! Die charakteristischen Momente derselben sind die stürmischen inquisitorischen Fragen und das schliessliche Ausmünden in ein pathetisches Uebermass von Freuden oder Leiden. Eine ἀναγνώρισις komischen Stils begegnete also vertrauten Vorstellungen und konnte demnach auf sofortiges volles

Verständniss rechnen. So dürfte kaum irgend einer der auf diese Weise vorbereiteten und geschulten Athener die parodistische Pointe übersehen haben in der *ἀναγνώρισις*, die sich zwischen den beiden Sklaven abspielt Ran. 738 ff., welche den Neueren vollständig entgangen zu sein scheint. Gewiss — sie ist vollständig nach dem Zuschnitt der tragischen, wenn auch natürlich kürzer, gestaltet. „Zwei schöne Seelen finden sich.“ Man achte besonders auf die Schlussworte des Xanthias V. 754

ὦ Φοῖβ᾽ Ἄπολλον, ἔμβαλέ μοι τὴν δεξιάν,
καὶ δὸς κύσαι, καὶ αὐτὸς κύσον,

ein allerdings kurzer Freudenerguss, weil die Umstände einen längeren nicht erlauben V. 756 ff.

Wenn wir uns nun von den Aktionen abwenden und zu den Wortparodien übergehen, so müssen zunächst von den manchmal ganz isoliert stehenden oder auch in Verbindung mit andern auftretenden Einzelversen diejenigen Parodien geschieden werden, welche grössere oder kleinere Scenen der Tragoedien parodistisch persiflierten. Auch diese konnten auf ein volles Verständniss bei der breiten Masse treffen, insbesondere wenn die Tragoedien in nicht allzu weitem zeitlichen Abstand von den Komoedien lagen. So konnten z. B. alle diejenigen, welche im Jahre 412 der Aufführung der Helena und der Andromeda des Euripides beigewohnt hatten, sehr wohl und sofort die einzigartigen und grossstilischen Parodien der gleich im folgenden Jahre aufgeführten Thesmophoriazusen verstehen und bejubeln!

Wir müssen ferner auch an dem durch die Intensität der Bühnenwirkung vorbereiteten Verständniss festhalten bei gewissen Einzelversen und Einzelworten. Zu den ersten kann man gewisse *πολυθρύλητα ἔπη* rechnen, welche gleich bei der ersten Aufführung aufgefallen und Beifall oder Missfallen erregt hatten, wie z. B. die Ran. 1470 ff. angeführten. So kann man sich auch sehr gut denken, dass, wenn z. B. in den Myrmidonen des Aeschylus der Ruf des Achilleus (fr. 140 N²) irgendwie gross gespielt worden war

ὅπλων ὅπλων δεῖ,

es auch für die grosse Masse der Zuschauer bei entsprechendem Spiel nicht allzu schwer gewesen ist, die Parodie in Av. 1420

πτερῶν πτερῶν δεῖ

ganz gut herauszuhören.

Das Volk, die Masse, stellt nun die Frage *πόθεν ἐστὶ ταῦτα* nicht — dazu hat es im Theater selbst, wo ja im raschen Spiel die Parodien an seinem Ohr vorüberrauschen, auch gar keine Zeit, und ferner ist doch, wie bereits oben bemerkt S. 62, das Verständniss auch nicht um eines Haares Breite gefördert,

wenn der Mann aus dem Volke weiss, das stammt aus dem Telephus, das aus dem Hippolytus. Ja — *τὸν νοῦν σκοπούμεθα* — das ist die Hauptsache. Aber für das Erkennen der Parodie als solcher, dafür sorgte bei der nicht lesenden und nicht studierenden Masse das Ohr. An dieses schlug ja deutlich vernehmbar ein ganz anderer, scharf mit dem Ton der Komoedie überhaupt und der nächsten in anderer Form sich gebenden Umgebung kontrastierender Stil, und wenn man sich dazu noch denkt, dass diese Dissonanz durch Spiel und Gegenspiel der komischen Acteure noch besonders scharf herausgearbeitet wurde, dann hat man auch nicht das mindeste Recht, das häufige Vorkommen dieser Parodien als ein untrügliches Kriterium für die Verbreitung einer durch Lesen gewonnenen hohen litterarischen Bildung bei der grossen Masse des Volkes anzunehmen.

Freilich alle Funken werden nicht in gleicher Weise gezündet haben. Das verschlägt aber auch nicht das geringste, wenn bei dem Gros des Publikums die eine oder die andre Gabe unter den Tisch fiel. Aristophanes war litterarisch zu sehr interessiert und zu verbissen gegen Euripides, Lyriker und Musiker, die nicht nach seinem Geschmack waren, um nur solche blitzartig einschlagenden Parodien zu bringen. Hatte er ein *ἕρμαιον* glücklich ausfindig gemacht, das seine eigene Kritik siegreich bestanden, dann war das Bedenken gegen die Durchschlagskraft bei der breiten Masse sicherlich nicht mächtig genug, um es zu unterdrücken. Ganz ging dasselbe bei einem anderen Teil des Publikums ja doch nicht verloren.[1])

Wenn wir uns nun die Frage beantworten, in welchem Verhältniss ungefähr dieser litterarisch weniger gebildete Teil zu den Gebildeten stand und wie er massgebend etwa auf die poetische Gestaltung von Tragoedie und Komoedie einwirkte, so wollen wir zunächst an eine klassische Stelle aus dem Altertum anknüpfen.

Dionysius von Halikarnass spricht sich über die glückliche Wahl des gemischten Stiles durch Demosthenes Kap. 15 seiner Schrift über Dem. ed. Usener et Radermacher p. 160 also aus: „In einer Volksversammlung oder Gerichtssitzung oder sonstigen Vereinigung, wo gemeinverständliche Reden

[1]) Da in einem andern Zusammenhang andre Seiten der Parodienfrage beleuchtet werden sollen, so sei hier nur daran erinnert, dass, wie bekannt, die Philologen von Alexandria mit den reichen Mitteln ihrer Bibliothek vielfach nicht in der Lage waren, die Stücke, welchen die parodierten Verse entstammten, in einer alle Zweifel ausschliessenden Weise nachzuweisen. Wenn nun aber dem Dichter Aristophanes selbst Verwechselungen passieren können, wie die, von welchen uns die Scholien in fester und apodiktischer Weise berichten zu Thesmoph. 21 (cf. Soph. fr. 13 N² und Aristoph. fr. 308 K.) und Ran. 661, so wird man sehr gut thun, im Betreff der litterarischen Bildung des Volkes bedeutend modificierten und herabgestimmten Ansichten zu huldigen.

erfordert werden, sind weder alle redegewandt und feingebildet und im Besitz von Thukydides' Geist, noch alle unbedeutend und ohne Verständniss für den Bau schöner Reden, sondern da sind Bauern, Seevolk, Handwerker (cf. Xen. Mem. III, 7, 5 ff.); ihren Beifall erwirbt man durch einfacheren, gewöhnlicheren Ausdruck; denn scharf und fein Durchdachtes und Fremdartiges und Alles, was sie zu hören und zu sprechen nicht gewohnt sind, schafft ihnen Unlust (dagegen oben S. 18 u. 21 Anm. 1); und wenn eine besonders widerwärtige Speise und ebensolches Getränke den Magen beleidigt, so bereiten jene Dinge den Ohren Verdruss. Zu denjenigen dagegen, welche an Wirken im Staat und auf dem Markt gewöhnt sind und eine umfassende Bildung durchgemacht haben, kann man nicht reden, wie zu jenen andern. Die letzteren sind zwar den ersteren gegenüber sehr in der Minderzahl, wie jeder weiss, dürfen aber darum doch nicht unberücksichtigt bleiben.[1] Eine Rede nun, die auf die Minderheit der Gebildeten berechnet ist, wird auf die gewöhnliche und ungebildete Menge keinen überzeugenden Eindruck machen. Was aber der Masse der Unbedeutenden gefallen will, wird von den Feinsinnigeren verachtet werden. Dagegen wird eine Rede, welche auf die beiden Extreme des Auditoriums zu wirken sucht, das Ziel weniger verfehlen, und das ist die aus beiden Stilgattungen (der Hoheit des Thukydides und der Schlichtheit des Lysias) gemischte" (cf. Wilh. Schmid, der Atticismus p. 16).

Aber was ist bloss zahlenmässig betrachtet das Publikum einer Volksversammlung oder eines Gerichtshofes gegenüber den Tausenden eines vollen Theaters, gegenüber den *θεαταὶ ψαμμακόσιοι*, um mit Eupolis zu sprechen? (fr. 286 Ko.)[2] Wie müssen erst da die Unterschiede in Neigungen, Anschauungen, in Bildung und Geschmack hervorgetreten sein! Und diesem so vielfach und noch ganz anders wie in einer Volksversammlung gemischten Publikum, diesem Publikum, das sich ausser aus Bürgern und Metoeken auch aus Frauen und

---

[1]) *εἰσὶ μὲν οὖν ἴσως ἐλάττους οἱ τοιοῦτοι τῶν ἑτέρων, μᾶλλον δὲ πολλοστὸν ἐκείνων μέρος, καὶ τοῦτο οὐδεὶς ἀγνοεῖ.*

[2]) Gut und meines Wissens zum ersten Male wird von Burckhardt, Griech. Kulturg. III p. 215, der Einfluss des Theatergebäudes und der darin stattfindenden Massenversammlung auf die charakteristische Gestaltung des Dramas hervorgehoben. „Die Grösse dieser Räume, die nun auch sonst zu Festen und Volksversammlungen u. s. w. in Anspruch genommen wurden und die als Massstab für die freie Bevölkerung einer Stadt galten, wurde nun aber insofern verhängnissvoll, als sie nur mit einer Art von Stil verträglich war. Aus der Bedingung, einer ganzen Bevölkerung dienen zu müssen, kam das Drama nicht mehr heraus, es verblieb dazu verurteilt, die riesige Angelegenheit einer solchen zu sein." Also für das feinere Lustspiel z. B., welches kleine und intime Räume und einen Ausschuss geistig Auserwählter verlangt, waren diese Riesentheater nicht geschaffen, und so erklärt es sich sehr einfach, dass das griechische Lustspiel über die Typenkomoedie, die sich freilich auch später noch unter ganz anders gearteten Verhältnissen hält, nicht hinausgekommen ist. Cf. Körting, Gesch. des Theaters I p. 194. So gibt gewissermassen auch dafür das oben S. 19 citierte Wort des Aristoteles eine durchaus stichhaltige und ausreichende Erklärung.

Kindern, aus Sklaven und Fremden (cf. Albert Müller, B. A. p. 289 ff.) zusammensetzt, wird die Götterspeise der Aeschyleischen und Sophokleischen Tragoedie gereicht, ein litterarisches Produkt, in dem wir wenigstens auch nicht die geringste Spur eines gemischten Stiles zu erkennen vermögen, sondern Alles von Anfang bis zu Ende gestimmt auf die Grundmelodie des Ungewöhnlichen, des Hohen, des Erhabenen, weit hinausgehoben aus der Sphäre des Alltäglichen und Vertrauten! Ist das nicht Caviar für das Volk? für die grosse Masse? Die konventionelle Anschauung wird eine solche Fragestellung oder auch nur eine halbwegs bejahende Antwort perhorrescieren. Und doch kann diese Frage und ihre Beantwortung im Interesse einer richtigen Anschauung nicht leicht umgangen werden.

Die Prüfung aller in Frage kommender Momente, die zwingende Gewalt der Analogien auf mehr oder minder verwandten Gebieten des geistigen Schaffens und Erfassens verbürgt uns wohl die unumstössliche Wahrheit des Satzes, dass die Auserwählten ihres Volkes, die grossen tragischen Meister Aeschylus, Sophokles und in gewissem Sinne und erst recht Euripides nicht zu dem Volke herabstiegen, sondern dasselbe zu sich hinaufzuziehen versuchen, sie kommen von oben und rufen das Volk nach oben. Und diesem Grundsatz sind sie alle zugeschworen, bleiben sie alle treu, auch Euripides, wenn auch ganz in seiner Weise!

Und wenn man diese erhabenen Schöpfungen im Ganzen oder auch einzelne grosse Gestalten derselben für sich betrachtet und auf sich wirken lässt, so muss und kann das Urteil nicht anders lauten, als dass das Volk, in dessen Dienst sie sich stellten, ein geistig hochstehendes, für das Grosse und Erhabene empfängliches und dankbares war; denn nur so lässt sich die begeisterte und leidenschaftliche Teilnahme der ganzen Bürgerschaft für die edelsten Schöpfungen des Geistes erklären, von denen uns berichtet wird.

Aber Rückschlüsse aus denselben nicht bloss auf Geschmack und Urteil (cf. oben S. 41 ff.) der grossen Masse, sondern auch auf deren litterarischen Bildungsstand sind bedenklich und nicht minder gefährlich als diejenigen, welche man etwa aus den Dramen unserer Meister Goethe und Schiller, denen doch schon die Buchdruckerkunst ein ganz anderes Eindringen in die Masse und damit eine weit grössere Publicität verbürgte, auf den damaligen Bildungsstand der gesamten deutschen Nation machen würde; denn im scharfen Gegensatz zu der von Bernhardy Griech. Littg.[1] II, 2 S. 130 vertretenen Ansicht muss unbedingt daran festgehalten werden, dass die tragischen Dichter der Griechen in der guten Zeit nicht zu den Massen hinabstiegen, sondern dieselben zu sich hinaufzuziehen bemüht waren. Nur gewisse bei allen tragischen

Dichtern mehr oder minder scharf zum Ausdruck gekommene und gepflegte Eigentümlichkeiten berechtigen uns zu bündigen Schlüssen auf gewisse Grundzüge in den Anlagen des grossen Publikums, mit denen die Dichter rechneten. So lässt z. B. die wunderbare Gestaltung der Stichomythien, der pikante Reiz der Amphibolien verbunden mit den feinen Stichen der tragischen Ironie[1]) auf einen hellen und klaren Verstand schliessen, der in den Schlag auf Schlag folgenden Reden und Gegenreden Triumphe der menschlichen Denkkraft erkannte und bewunderte, im sofortigen Durchschauen des Dunklen und Doppelsinnigen ein gewisses Hochgefühl über seine eigene Einsicht lebhaft empfinden musste.

Mit diesen aus den Tragoedien zu uns sprechenden Zügen halte man nun andere Zeugnisse zusammen. Demosthenes, der sich niemals zum Schmeichler seines Volkes erniedrigte, hat ihm doch Ol. III, 32 das schöne Zeugniss ausgestellt: *καὶ γνῶναι πάντων ὑμεῖς ὀξύτατοι τὰ ῥηθέντα.* Aber noch einen bedeutenden Schritt weiter zu dem echten und rechten, dem warmen Lebensblut der Tragoedie, führt uns die gute Charakteristik bei Plutarch, welche neben diesem charakteristischen Zuge einer andern für das tragische Spiel geradezu wesentlichen Eigenschaft im Charakter der Athener gedenkt: praec. rei publ. ger. 799 C *οἷον ὁ Ἀθηναίων* (scil. *δῆμος*) *εὐκίνητός ἐστι πρὸς ὀργήν, εὐμετάθετος πρὸς ἔλεον, μᾶλλον ὀξέως ὑπονοεῖν ἢ διδάσκεσθαι καθ' ἡσυχίαν βουλόμενος.* Sind ja doch gerade in diesen Charakteranlagen der Grund und die Vorbedingungen für die begeisterte Vorliebe und die verständnissvolle Aufnahme des tragischen Spieles gegeben, welches *δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνει τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν.*

Neben dem *ἔλεος*, in dessen Behandlung Euripides, wenn er von „des Gedankens Blässe nicht angekränkelt“ in voller Hingebung seine Bahn wandelt, unübertroffen dasteht, ist es insbesondere das *πάθος* der *ὀργή*, welches im tragischen Konflikt übermächtig hervorbrechend einen mächtigen Widerhall bei Menschen von solcher Natur finden musste. Als vor einigen Dezennien im Wiener Burgtheater der Oedipus Tyrannus des Sophokles in musterhafter Dar-

---

[1]) Darüber lesen wir ein ganz merkwürdiges aesthetisches Verdikt in dem Scholion zu Soph. OT. 264. Oedipus spricht *ὥσπερ εἰ τοὐμοῦ πατρός: αἱ τοιαῦται ἔννοιαι οὐκ ἔχονται μὲν τοῦ σεμνοῦ, κινητικαὶ δέ εἰσι τοῦ θεάτρου, αἷς καὶ Εὐριπίδης πλεονάζει, ὁ δὲ Σοφοκλῆς πρὸς βραχὺ μόνον αὐτῶν ἅπτεται πρὸς τὸ κινῆσαι τὸ θέατρον.* Das ist ja ein hocharistokratischer Standpunkt, wenn ihm die Berücksichtigung dieses in *ἀγών* so wichtigen Faktors fehlerhaft und verwerflich erscheint. Durchaus berechtigt will es uns hingegen erscheinen, wenn eine Stimme aus demselben Lager sich kräftig und entschieden ausspricht gegen die collegia rhetorica der Euripideischen Tragoedie, welche dem Volk von diesen Früchten viel zu viel zu naschen gab. Kürzer und besser kann man diesen Fehler nicht treffen, als mit dem klassischen Ausdruck, welchen wir im Schol. zu Troad. 895 lesen: *καταφέρεται εἰς τὸ νόσημα τῶν ἀντιθέσεων.*

stellung vorgeführt wurde, da waren die berufensten und angesehensten Kritiker, soweit auch sonst ihre Meinungen auseinandergingen, über den einen Punkt einig: dass eine solche Gestaltung der Leidenschaft nach Sophokles nicht mehr geschaffen, eine solche Sprache der Leidenschaft nach Sophokles nicht mehr gehört worden sei. Und richtig: nach dieser Seite steht der *εὔκολος* Sophokles einzig und unübertroffen da. Und am höchsten in unserem Stücke. Dass eine so gewaltig erregte Scene wie die Teiresiascene noch übertroffen werden könnte durch die folgende, wo der Sturm noch ganz anders und noch wilder braust, sollte man nicht für möglich halten. Und doch ist sie dem Dichter in unvergleichlicher Weise gelungen. Also besass und übte der grosse Tragiker diejenige virtuose Nachahmungs- und Gestaltungskraft, auf welche Aristoteles in seiner Poetik cap. XVII 1455^a 30 ff. einen so hohen Wert legt.

Mit bewusster Absicht verzichten wir hier auf die Anführung der trivialen Theateranekdoten, welche bei der Behandlung unseres Gegenstandes in der Regel zur Beleuchtung des einen oder andern Zuges im Charakter des grossen athenischen Publikums angeführt werden; denn abgesehen von der heiklen Frage der Zuverlässigkeit verlieren sie sich zu sehr ins Einzelne und bieten auch an sich den bereits hervorgehobenen grossen Zügen gegenüber viel zu wenig. Lohnender dürfte es vielmehr sein, einmal in diesem Zusammenhang einigen Aeusserungen des Aristoteles in der Poetik näher zu treten und sie mit aller Vorsicht für unsere Frage auszunützen. Selbst wenn die mannigfaltigen Stimmen, die heute aus den Komoedien des Aristophanes und aus den Bruchstücken der andern Komiker vernehmlich zu uns sprechen, schweigen würden,[1]) einen Zug dürfen wir als in allen Regionen dieses lebhaften, regsamen, aber auch am Alten rasch übersättigten Volkes als im hohen Grade vorhanden annehmen. Das ist der Zug nach Abwechselung und Neuheit, nach Originalität auch auf diesem Gebiete, wie er festgelegt ist durch Aristoteles in der Poet. cap. 24 1495^b 31 *τὸ γὰρ ὅμοιον ταχὺ πληροῦν ἐκπίπτειν ποιεῖ τὰς τραγῳδίας.*

Wenn schon an sich der Mangel an Abwechselung die Tragoedie in Nachteil setzte gegen das hier weniger gebundene und freier sich bewegende

---

[1]) Den schärfsten Ausdruck hat der Ruf nach Neuheit und Originalität gefunden in den Worten des Komikers Antiphanes II p. 22 fr. 29 K.

ἐπὶ τὸ καινουργεῖν φέρου
οὕτως ἐκείνως, τοῦτο γιγνώσκων ὅτι
ἓν καινὸν ἐγχείρημα, κἂν τολμηρὸν ᾖ,
πολλῶν παλαιῶν ἐστι χρησιμώτερον.

Cf. auch Thukyd. I, 71.

Epos,[1]) so mussten insbesondere die Nachfolger der grossen tragischen Trias, durch welche doch auch schon mannigfaltige Formen in Anwendung gebracht und dadurch auch mit der Zeit verbraucht worden waren, sich diesem Ruf nach Neuheit und Originalität gegenüber in besonders misslicher Lage befinden und darum kühn dem Publikum zu Liebe neue Bahnen beschreiten. Das haben sie denn auch mit mehr oder minder Glück versucht. Nur bei einer Form begegneten sie, wie es scheint, der geschlossenen Opposition des an die von Aeschylus und besonders von Sophokles festgefügte Form der Tragoedie gewöhnten Volkes.

Wenn Aristoteles dreimal warnend seine Stimme erhebt gegen die eposähnliche, allzu stoffreiche Tragoedie Poet. 1449^b 12 ff., 1455^b 15, 1456^a 10 ff., so haben wir es sicher mit einem Abwege zu thun, welchen diese Epigonen einschlugen. „Da man immer wieder auf die schon oft behandelten Mythen zurückkam, bei denen die tragisch wirksamen Erfindungen bereits vorweggenommen waren, so lag es nahe, das Interesse des Publikums, das man durch Aufdeckung neuer Seiten des bekannten Mythos nicht mehr zu fesseln wusste, wenigstens durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Begebenheiten, durch die ein Drama gleichsam ein ganzes Epos erschöpfen sollte, wach zu erhalten, zumal die ehemals beliebte trilogische Auseinanderlegung eines Mythos in drei selbständige und doch verbundene Dramen längst ausser Gebrauch gekommen war.“ [2])

Aber damit hatten die Dichter kein besonderes Glück auf dem Theater: *ἢ ἐκπίπτουσιν* — sagt Aristoteles 1456^a 18 ff. — *ἢ κακῶς ἀγωνίζονται, ἐπεὶ καὶ Ἀγάθων ἐξέπεσεν ἐν τούτῳ μόνῳ.* Hat irgendwie das grosse Publikum bei der entscheidenden Beurteilung mitgesprochen, so ist ihm noch niemals ein glänzenderes Zeugniss ausgestellt worden, als es mit diesen Worten geschieht.[3])

---

[1]) *ὥστε τοῦτ' ἔχει τὸ ἀγαθὸν* (das Epos) *εἰς μεγαλοπρέπειαν καὶ τὸ μεταβάλλειν τὸν ἀκούοντα καὶ ἐπεισοδιοῦν ἀνομοίοις ἐπεισοδίοις.* Poet. l. l.

[2]) Vahlen, Beiträge zu Aristoteles Poetik II p. 144. Unter diesem Gesichtspunkt erklärt und begreift sich auch sehr wohl das Zurückgreifen auf historische Stoffe in späterer Zeit, worüber O. Ribbeck Rhein. Mus. 30 p. 145—161 gehandelt.

[3]) Wie man sonst auch immer von den Aristotelischen Ansichten über die Tragoedie denken und urteilen mag, eine Stimme sollte es eigentlich doch nur geben über die in cap. 7 u. 8 niedergelegten Erörterungen über das *ὅλον* und *ἕν*. Das ist die grösste Eroberung, die in der antiken Aesthetik je gemacht worden ist. Wer sich einmal so recht das *ἕν καὶ ὅλον* an dem Bau einer Sophokleischen Tragoedie hat aufquellen lassen, an einem Bau, aus dem kaum das kleinste Steinchen ohne Schädigung des Ganzen herausgenommen werden kann, und daneben auch fähig ist zum Rückschluss auf die Geisteskraft, welche diese höchste Vollendung geschaffen, der wird sich innig und herzlich freuen, wenn die Alexandrinischen Kritiker nach dieser Seite ein Paktieren nicht zuliessen, die Linien vielmehr scharf zogen — und jede Abweichung von ihr als einen Fehler und eine Sünde gegen die einmal für alle Zeiten kanonisierte Form bezeichneten. Darum kann das Urteil über die Phoenissen des Euripides Schol. ed. Schwartz I, p. 243

Hingegen fanden dieselben Dichter[1]) Gnade in den Augen des Publikums mit einer ganz andern und neuen Gestaltung der Tragoedie, welche allerdings nicht mehr auf der von Aristoteles geforderten Höhe stand, die uns aber einen hochinteressanten Einblick, wenn auch nicht in den litterarisch-aesthetischen Bildungsstand, so doch in den sittlichen Geist und die sittlichen Anschauungen des Gesamtpublikums gestattet, welche dasselbe ins Theater mitbrachte. Wir dürfen diese Seite um so unbedenklicher in unser Thema hereinziehen, als wir daraus mit voller Klarheit erkennen, dass bei diesem Publikum die litterarisch-aesthetische Instanz nicht immer die einzige und Ausschlag gebende war, sondern dass in dieser Volksseele noch ein ganz anderes Gefühl lebendig war, das mächtig nach Befriedigung rief und für dieselbe seine Dankbarkeit bezeugte. Wenn diese Dichter auch kein Glück hatten bei dem Publikum mit ihren von Stoff überladenen Tragoedien, so kamen sie doch bei ihren Peripetien und einfachen Handlungen zum Ziel und zwar in geradezu wunderbarer Weise, wenn sie dem Verlangen des Publikums Rechnung trugen. Das geschieht, wenn in ihren Stücken der Kluge, aber Böse getäuscht wird wie Sisyphus und wenn der Tapfere, aber Ungerechte unterliegt. Da ist eine leidvolle Handlung vorhanden, welche zugleich das Gerechtigkeitsgefühl befriedigt. Das scheint der Sinn der schwierigen Worte bei Aristoteles Poet. 1456^{a} 19 ff.[2]) Das ist eine ganz andere Tragoedienform, als diejenige, wie sie von dem Philosophen Kap. 13 bestimmt ist, eine Form, die ein sehr weiter Abstand von der ersteren trennt. Von allen Erklärern der Schrift ist ihr Vahlen so ziemlich allein gerecht geworden Beiträge II p. 146: „.. Jener Umsturz eines mit geistigen Vorzügen (*σοφός*) und sittlicher Tüchtigkeit (*ἀνδρεῖος* Kap. 15) ausgerüsteten Mannes erscheint darum nicht als unverdient, weil jenen Eigenschaften Bosheit und Ungerechtigkeit beigesellt sind. Aristoteles hatte (Kap. 13) bei der von ihm als die tragisch wirksamste ausgezeichneten Kompositionsform eine *ἁμαρτία*, und zwar eine folgenschwere, als Motiv des über den sittlich Guten hereinbrechenden Ungemachs gefordert, allein wir

---

τὸ δρᾶμά ἐστι μὲν ταῖς σκηνικαῖς ὄψεσι καλόν, ἔστι δὲ καὶ παραπληρωματικόν· ἥ τε ἀπὸ τῶν τειχέων Ἀντιγόνη θεωροῦσα μέρος οὐκ ἔστι δράματος. καὶ ⟨ὁ⟩ ὑπόσπονδος Πολυνείκης οὐδενὸς ἕνεκα παραγίνεται. ὅ τε ἐπὶ πᾶσι μετ' ᾠδῆς ἀδολέσχου φυγαδευόμενος Οἰδίπους προσέρραπται διὰ κενῆς nur derjenige bekämpfen, der sich nicht zu diesem hohen Standpunkt emporgerungen hat oder in der Tragikerexegese überhaupt keinen hat. Wir sagen dem gegenüber: Hoch das attische Publikum, wenn es *τούτῳ μόνῳ* den Agathon durchfallen liess.

[1]) Dass der Einfall von Heinsius für *στοχάζονται* den Singular zu schreiben und die ganze Auseinandersetzung allein auf den Agathon zu beziehen, ganz verfehlt ist, erkennt man deutlich daraus, dass in diesem Falle Aristoteles gleich darauf Z. 24 unmöglich geschrieben hätte *ἔστι δὲ τοῦτο εἰκός, ὥσπερ Ἀγάθων λέγει,* sondern sich sicherlich einer andern weniger nachdrücklichen Wendung bedient hätte

[2]) Im Grossen und Ganzen folge ich hier der Auffassung Vahlens in seinen Beiträgen II p. 145 ff. und edit.[3].

fanden dort, dass diese ἁμαρτία in sichtlichem Abstand von der ἀδικία und πονηρία entfernt blieb und dass sie eben darum, während sie das Ungemach begründet, doch den Leidenden nicht zum Bösewicht stempelt, sondern, ihn als einen ἀνάξιος δυστυχῶν darstellend, unser Mitleid mächtig anregt.“ Aber diese zweite der ersten gegenüber weniger intime und komplizierte Gestaltung liegt nun einmal dem natürlichen und einfachen Volksempfinden näher, und man erkennt daraus in einer jeden Zweifel ausschliessenden Weise: die ψυχαγωγία im Sinne des „aesthetischen Behagens“ wird in den Hintergrund gedrängt und überwältigt von einem andern Gefühle, das grossgezogen in der Schule des Lebens nur zu leicht dazu kommt, der Bühne eine ähnliche Aufgabe zuzumuten, wie dem Tribunal. Mächtiger als die hieratischen Stimmungen, welche aus den Tragoedien des Aeschylus an die Herzen der Zuschauer schlugen, muss gleich von allem Anfang an dieses Gefühl der ausgleichenden Gerechtigkeit gewesen sein, und es sind gewiss nicht die Epigonen allein gewesen, welche demselben Rechnung trugen. Hat ja doch dieser Kompositionsform eine allerdings von Aristoteles verworfene aesthetische Theorie den Primat zuerkannt Poet. 1453[a] 30. Sie hat den Beifall des grossen Stagiriten nicht gefunden, der sich vielmehr a. a. O. also ausspricht: „Nur die zweite Stelle gebührt der von manchen zum ersten Rang erhobenen Kompositionsform, welche, wie die Odyssee, eine Doppelkomposition und einen entgegengesetzten Ausgang für die Guten und Schlechten in sich schliesst. Ihre Bevorzugung verdankt sie der Gefühlsschwäche des Theaterpublikums; denn die Dichter bequemen sich hierin den Zuschauern an und trachten ihnen alles Peinliche zu ersparen.“ Zweifellos ist die Wirkung der ersteren Form eine grössere und sicherlich eine nachhaltigere, und hier hat Euripides richtig gesehen und richtig gegriffen. Aber, wenn nicht vorhanden, würden wir doch ungern diesen, beinahe hätte ich gesagt, etwas nüchternen, fast prosaischen Zug bei den athenischen Zuschauern vermissen, von dem die grossen Massen des modernen Theaterpublikums sich vielfach nicht bloss massgebend beeinflusst, sondern vollständig beherrscht zeigen.

Diese Beobachtung lässt uns auch nicht stillschweigend vorübergehen an einem interessanten Kapitel der Poetik, nämlich an Kap. XXV, in welchem die verschiedenen ἐπιτιμήματα gegen die Dichter und ihre Produkte eine umfassende und ausgezeichnete Darstellung gefunden haben. Aber eine eingehende Behandlung und Berücksichtigung der dort niedergelegten Urteile verbietet die einfache Erwägung, dass so ziemlich in allen nicht die Stimme des grossen Publikums zum Ausdruck kommt, sondern die Stimmen von Kritikern, die in ganz andern Kreisen zu suchen sind. Halt machen müssen wir dagegen und

etwas länger verweilen bei einer Instanz, die Aristoteles in seiner Rekapitulation 1461ᵇ 25 kurz in den Ausdruck *ὡς βλαβερά* zusammengefasst hat, worin man nur die sittliche Schädigung der Massen herauslesen kann.

Zunächst werden wohl die mehr oder minder gefährlichen und kühnen Worte aus dem Zusammenhang herausgerissen und damit ihrer eigentlichen Beziehung und richtigen Beurteilung beraubt Anstoss in den sogenannten gebildeten Kreisen erregt haben. Wir lernen heute, wenn wir selbstverständlich von der Kritik der Göttergestaltungen und der des Aristophanes absehen, als den ersten Vertreter des frommen Bildungsphilisteriums den Isokratesschüler Kephisodor kennen, von dem uns Athen. 122ᵇ berichtet: *Κηφισόδωρος γοῦν ὁ Ἰσοκράτους τοῦ ῥήτορος μαθητὴς ἐν τῷ τρίτῳ τῶν πρὸς Ἀριστοτέλην λέγει, ὅτι εὕροι τις ἂν ὑπὸ τῶν ἄλλων ποιητῶν καὶ σοφιστῶν ἓν ἢ δύο γοῦν πονηρῶς* (im sittlichen Sinn) *εἰρημένα .... Εὐριπίδῃ τε τὸ τὴν γλῶτταν ὀμωμοκέναι φάναι* (Hippol. 612) *καὶ Σοφοκλεῖ τὸ ἐν Αἰθίοψιν εἰρημένον* (fr. 25 N²).

> *τοιαῦτά τοί σοι πρὸς χάριν τε κοὐ βίᾳ*
> *λέγω, σὺ δ' αὐτὸς ὥσπερ οἱ σοφοὶ τὰ μὲν*
> *δίκαι' ἐπαίνει, τοῦ δὲ κερδαίνειν ἔχου.*

καὶ ἀλλαχοῦ δ' ὁ αὐτὸς ἔφη (Electra 61) *μηδὲν εἶναι ῥῆμα σὺν κέρδει κακόν.* Wir sehen, der Mann ist noch gnädig und beschränkt sich auf Weniges.

Gewiss sind ähnliche Stimmen schon früher laut geworden und sie waren sicher nicht verstummt, als Aristoteles seine Poetik schrieb, in welcher dieselben eine gründliche und man sollte meinen für alle Zeiten ausreichende Abfertigung gefunden haben. Es sind wahrhaft goldene Worte, womit in geradezu dogmatischer Weise die Dichter gegen den Eifer und Unverstand dieser Vertreter der Sittlichkeit gerechtfertigt und in Schutz genommen werden cap. 25 1461ᵃ 15 *περὶ δὲ τοῦ καλῶς ἢ μὴ καλῶς ἢ εἴρηταί τινι ἢ πέπρακται, οὐ μόνον σκεπτέον εἰς αὐτὸ τὸ πεπραγμένον ἢ εἰρημένον βλέποντα, εἰ σπουδαῖον ἢ φαῦλον, ἀλλὰ καὶ εἰς τὸν πράττοντα ἢ λέγοντα πρὸς ὃν ἢ ὅτε ἢ ὅτῳ ἢ οὗ ἕνεκεν, οἷον ἢ μείζονος ἀγαθοῦ, ἵνα γένηται, ⟨ἢ⟩ μείζονος κακοῦ, ἵνα ἀπογένηται.*

Der Schritt aus diesen engeren Kreisen der Gebildeten zu den breiten Schichten des Volkes ist uns leicht gemacht, wenn wir gewissen Nachrichten Glauben schenken, welche uns von einer lebhaften Indignation und einer nachdrücklichen Einsprache des ganzen Volkes gegen die in dieser Richtung anstössigen Worte und Vorgänge auf der athenischen Bühne zu berichten wissen. So weiss uns Seneca zu erzählen Epist. 115, 14: nec apud Graecos tragicos desunt, qui lucro innocentiam salutem opinionem mutent —

pecunia ingens generis humani bonum,
cui non voluptas matris aut blandae potest
par esse prolis, non sacer meritis parens.
tam dulce siquid Veneris in vultu micat,
merito illa amores coelitum atque hominum movet. (cf. fr. Eur. 324 N[2])

cum hi novissimi versus in tragoedia Euripidis pronuntiati essent, totus populus ad eiiciendum et actorem et carmen consurrexit uno impetu, donec Euripides in medium ipse prosiluit petens ut exspectarent viderentque, quem admiratori auri exitum pararet. Dabat in illa fabula poenas Bellerophontes.

Und Plutarch berichtet uns Amator c. 13, 4 756 C *ἀκούεις δὲ δήπου τὸν Εὐριπίδην ὡς ἐθορυβήθη ποιησάμενος ἀρχὴν τῆς Μελανίππης ἐκείνης*

Ζεὺς ⟨ὅστις ὁ Ζεύς,⟩ οὐ γὰρ οἶδα πλὴν λόγῳ

μεταλαβὼν δὲ χορὸν (?) *ἄλλον ἤλλαξε τὸν στίχον ὡς νῦν γέγραπται*

Ζεύς, ὡς λέλεκται τῆς ἀληθείας ὕπο;

Auch De audiendis poetis 19 E hören wir von demselben *Εὐριπίδης εἰπεῖν λέγεται πρὸς τοὺς τὸν Ἰξίονα λοιδοροῦντας ὡς ἀσεβῆ καὶ μιαρόν „οὐ μέντοι πρότερον ἐκ τῆς σκηνῆς ἤγαγον ἢ τῷ τροχῷ προσηλῶσαι."*

Aber man wird Nauck nur beistimmen können, wenn er diesen und ähnlichen Nachrichten mit berechtigtem Misstrauen begegnet und dabei auf die leeren Fabeleien hinweist, die man später von einzelnen Stücken des Euripides erzählte. Ist es doch bezeichnend genug, dass es nur Plutarch ist, Plutarch, der durch die Philosophie für jede richtige Auffassung und Würdigung der Poesie gründlich korrumpiert worden war, der uns diese Geschichten auftischt. Weiss uns doch derselbe auch die folgende Anekdote zu erzählen Ibid. 33 C von Antisthenes: *τοὺς Ἀθηναίους ἰδὼν θορυβήσαντας ἐν τῷ θεάτρῳ „τί δ' αἰσχρὸν εἰ μὴ τοῖσι χρωμένοις δοκεῖ" παραβάλλων εὐθύς „αἰσχρὸν τό γ' αἰσχρόν, κἂν δοκῇ κἂν μὴ δοκῇ."* Ueber den Wert derselben lässt die Doublette bei Stob. Flor. 5, 82 kaum einen Zweifel: *Εὐριπίδης εὐδοκίμησεν ἐν θεάτρῳ εἰπών „τί δ' αἰσχρὸν ἂν μὴ τοῖς γε χρωμένοις δοκῇ". καὶ ὁ Πλάτων ἐντυχὼν αὐτῷ „ὦ Εὐριπίδη, ἔφη, „αἰσχρὸν τό γ' αἰσχρόν, κἂν δοκῇ κἂν μὴ δοκῇ."* (fr. 18 N[2]).

Aber gerade mit der Ueberlieferung in dieser Form gewinnen wir einen Weg, um über die Reaktion von seiten des grossen Publikums klar zu werden. Dieselbe ist sicherlich nicht erfolgt in dem Sinne, wie die von Plutarch mitgeteilte Anekdote uns glauben machen könnte, sondern, wenn wir dem Stobaeus glauben dürfen, im umgekehrten. Darnach hat das Publikum beim Anhören des viel getadelten Verses aufgejubelt (*εὐδοκίμησεν*), und man wird am Ende

θορυβήσαντας gestützt auf die oben p. 29 Anm. 1 angeführte Stelle des Aristoteles auch in diesem Sinne auffassen müssen. Das lässt sich viel eher begreifen und scheint uns für die Physiognomie dieser Masse, wie wir sie z. B. in den Gerichtssälen kennen gelernt haben, viel wahrscheinlicher als das Gegenteil.

Und hierin lag die wirklich nicht zu unterschätzende Gefahr. Das grosse Publikum stand sicherlich nicht auf der Höhe, von der aus die in den oben S. 76 citierten Worten des Aristoteles niedergelegte richtige Beurteilung von Worten und Handlungen der agierenden Personen wie von selbst sich ergab. Im Gegenteil solche kühne Sätze, wie die aus Hippolytus[1]) und dem Aeolus (fr. 18), die konnten bald sehr leicht einen gefährlichen Kurs bekommen im bürgerlichen Leben und im höchsten Grade schädlich auf das sittliche Bewusstsein einwirken. Von dieser Seite betrachtet kann man sehr wohl die drastische Polemik des Aristophanes in den Fröschen 1470 ff. gerade gegen diese beiden Sentenzen begreifen, begreifen auch trotz der glänzenden Rechtfertigung des Euripides, wenn ein einfacher Bürger Hygiainon in einem Prozesse mit dem Dichter diesem den Vers aus Hippolytus als eine Asebie vorrücken kann Arist. Rhet. III, 15 1416^a 28.

Wenn wir nun zur Komoedie übergehen, um aus ihren Darbietungen einen Rückschluss auf den litterarischen Bildungsstand des Theaterpublikums zu machen, so wäre es wohl das Einfachste, die Dichter über ihr Publikum zu verhören; denn dieselben haben mit ihrem Urteil nicht zurückgehalten und lobende wie tadelnde Verdikte über das geistige Vermögen desselben abgegeben. Es sei hier nur erinnert an Equit. 233

τὸ γὰρ θέατρον δεξιόν

Nub. 522 Ran. 677 Kratin. fr. 323 Plato fr. 90, sowie an Vesp. 1049, Kratin. fr. 329 347 Alex. II p. 383 fr. 237 Telekl. fr. 4 K. erinnert. Dieselben sind aber ohne jede Bedeutung für uns, da ihnen der Wert eines objektiven Urteils nicht zugesprochen werden kann. Sie sind entweder ganz leere Komplimente zu Kaptivierung der Zuschauer gemacht wie oben S. 61 ff. oder Ausflüsse momentaner Stimmung oder besser gesagt Verstimmung nach unerwarteten Misserfolgen.

---

[1]) Gewiss zeigt eine solche Ausdeutung und Benützung der Worte des Hippolytus von der allergrössten Oberflächlichkeit und Dreistigkeit, welche über die vorliegende Situation und das nächste Wort nicht hinaussieht und dem ganzen Zusammenhang freiwillig seine Augen verschliesst. Das Gegenteil dieser in der ersten aufwallenden Leidenschaft gesprochenen und daraus hinlänglich gerechtfertigten Worte (cf. in derselben Scene V. 656 ff.) setzt ja Hippolytus in die That um, und darauf beruht ja der ganze Bau unseres Dramas. Also sündigt nicht Euripides, sondern das Publikum! Aber es sündigt. Euripides hätte sich nie zum Verkündigen einer solchen Moral herabgelassen. Selten liest man eine so vernünftige sachliche Bemerkung bei Valkenaer, wie die folgende zu V. 612 „Praeterea, ut erant tum mores Atheniensium, vereri debuerat Tragicus, ne ipsi, quos oderat, sycophantae rabulaeque forenses hac sententia sua saepius abuterentur."

Da nun dieser Weg für uns nicht gangbar ist, so müssen wir schon die Komoedien selbst und aus diesen wieder eine bestimmte Klasse derselben sprechen lassen und aus ihren Worten und Darbietungen unsere Schlüsse auf das Publikum ziehen.

Auch die Komoedie hat diesen *ψαμμακόσιοι θεαταί* nicht immer Alltagskost geboten, sondern ganz abgesehen von den Parabasen, in welchen teilweise in vollem Ernste und in ausführlicher Weise ganz intime Fragen der Litteratur, speziell der Komoedie erörtert werden, hat die ganze litterarische Bewegung der Zeit so mächtig auf die komischen Dichter eingewirkt, dass sie allen Ausströmungen derselben nachgingen und ihren Tendenzen entsprechend Zerrbilder derselben dem Publikum vorführten. So Kratin: *Ἀρχίλοχοι* (?) *Πυτίνη* (?); Aristophanes: Nub. (Acharner) — Thesmophoriazusen — Ran. — Gerytades — *ποίησις* — *Προαγών*; Ameipsias: Konnos — Sappho; Phrynichos: Konnos — *Μοῦσαι* (405 mit Ran.) — *Τραγῳδοὶ ἢ ἀπελεύθεροι*; Strattis: Kallipides — Kinesias; Platon: *Λάκωνες ἢ ποιηταί* — *Ποιητής* — *Σκευαί* — *Σοφισταί*; Pherekrates: *Κραταίπαλοι* — Cheiron; Eupolis: *Αἶγες* und *Κόλακες*; Telekleides: *Ἡσίοδοι*. (In der neueren Komoedie: Lakydes, cf. Hirzel, Herm. 18, 1—16.)

Welche Zumutungen nun von allen diesen Dichtern an das Auffassungsvermögen ihres Publikums gestellt wurden, können wir nur aus den erhaltenen Stücken des Aristophanes beurteilen. Die andern sind uns alle verloren gegangen. Den grössten Verlust bedeuten für uns wohl die Stücke des Phrynichus. Dieser feine und hochinteressante Komiker scheint sogar besser als Aristophanes das Problem im Agon gestellt zu haben, indem er nur den Sophokles und Euripides certieren liess.

Das Greifen und Vorführen dieser Stücke verbürgt uns einmal die unzweifelhafte und sichere Thatsache, dass ein weitgehendes Interesse für dergleichen Stoffe in den weiten und weitesten Kreisen des Volkes vorhanden gewesen sein muss; denn der Gedanke ist gleich von vornherein ausgeschlossen, dass bei Inangriffnahme solcher Probleme die Dichter nur die hohen und höchsten Regionen der Gebildeten im Auge gehabt hätten. Das wäre ein ganz unverzeihliches und sich bitter rächendes Vergreifen gewesen. Waren nun aber diese Stoffe populär, so verlangten sie ferner von dem Dichter, wenn er damit durchschlagenden Erfolg bei der Masse erringen wollte, auch eine populäre Behandlung.

Wie Aristophanes in den Fröschen sich diese Aufgabe zurecht legte und durchführte, ist teilweise bereits oben S. 52 mit Anm. 1 und 61 ff. dargelegt worden. Es wurde ferner schon früher darauf hingewiesen, dass er so ehrlich war, zu gestehen, in den Wolken den richtigen Ton nicht getroffen zu

haben S. 8 ff. Wir können aber aus diesen Komoedien noch eine andere wichtige Beobachtung gewinnen, die uns bekannt macht mit einer andern Seite des attischen Volkscharakters, der wir bisher noch nicht näher getreten sind.

Neben dem hellen und klaren Verstand, welcher im raschen Lösen der Aufgaben, wie sie die Tragoedie stellt, Triumphe feiert (vgl. oben S. 71 ff.), neben der Freude an reizenden Harmlosigkeiten[1]) wie sie der ganze erste Teil der Frösche in Hülle und Fülle bietet, — gewahren wir einen immer und immer und übermächtig hervorbrechenden Zug von derber Urwüchsigkeit und unerhörter, ungeschliffener, abstossender Rohheit.

Diesem Zuge haben die Tragiker einigmassen Rechnung getragen in ihren Satyrspielen — aber die volle und saftige Befriedigung desselben haben die Komiker alle, ohne Ausnahme, als ihre Domäne betrachtet!

Wenn es nur wahr wäre, was Aristophanes öfters so laut von sich rühmt in den Parabasen Nub. 538, 545 Pax. 740 oder Nub. 295 und Ran. 2

εἴπω τι τῶν εἰωθότων, ὦ δέσποτα,
ἐφ' οἷς ἀεὶ γελῶσιν οἱ θεώμενοι etc.,

dass er dem rohen Ton und den zotigen Witzen in der Komoedie ein Ende gemacht habe. Dazu hätte er ja in den höheren Aufgaben, wie sie die Wolken und die Frösche boten, reichlich Gelegenheit gehabt! Damit hätte er aber einfach dem ausgelassenen lustigen Spiel die Wurzeln und den Boden abgegraben, es wäre damit einfach vernichtet gewesen. Also sind das nichtssagende und leere Redensarten, oder aber der Geist seiner Konkurrenten muss auf diesem Gebiete Blüten getrieben haben, die, wir sind so ehrlich es auszusprechen, ein gütiger Himmel zum Ruhme des attischen Volkscharakters uns versagt hat.

Nach den über diese Sorte von Witzen ἀεὶ γελῶντες θεώμενοι brauchen wir nicht lange zu suchen. Das sind die Schichten des niedrigen und niedrigsten Volkes; denen mussten nun die Komiker alle ohne Ausnahme Konzessionen machen und das haben sie gethan, Aristophanes auch nicht um ein Haar weniger, als seine Vorgänger und Nachfolger!

Aber das Publikum der Komoedie zeigt ein doppeltes Gesicht: einmal dieses Extrem, das feine Speisen nur mit solchen Ingredienzien goutieren konnte, daneben das andere der feineren und gebildeteren Leute, welche die hohe Kunst des Dichters in Erfindung, Gestaltung, Durchführung seines Sujets im Ganzen, wie im Einzelnen voll und ganz begreifen und würdigen konnten. Aristoteles Politik 1342ª 20 hat diesen Gegensatz in Betreff der Musik scharf

[1]) Plato Leges. 658 C εἰ μὲν τοίνυν τὰ πάνυ σμικρὰ κρίνοι παιδία, κρινοῦσι τὸν τὰ θαύματα ἐπιδεικνύντα (sc. νικᾶν)· ἐὰν δέ γ' οἱ μείζους παῖδες, τὸν τὰς κωμῳδίας.

hervorgehoben ἐπεὶ δ' ὁ θεατὴς διττός, ὁ μὲν ἐλεύθερος καὶ πεπαιδευμένος, ὁ δὲ φορτικὸς ἐκ βαναύσων καὶ θητῶν καὶ ἄλλων τοιούτων συγκείμενος, ἀποδοτέον ἀγῶνας καὶ θεωρίας καὶ τοῖς τοιούτοις πρὸς ἀνάπαυσιν und zeigt sich damit von einer ganz anderen Weitherzigkeit, als Platon mit der ausgezeichneten Begründung Z. 35 ποιεῖ τὴν ἡδονὴν ἑκάστοις τὸ κατὰ φύσιν οἰκεῖον.

Eine glänzende Bestätigung dieser schon aus der richtigen Würdigung der gegebenen Verhältnisse resultierenden Anschauung liefern die Worte des Dichters selbst, welche wir Eccles. 1154 lesen:

σμικρὸν δ' ὑποθέσθαι τοῖς κριταῖσι βούλομαι,
τοῖς σοφοῖς μὲν τῶν σοφῶν μεμνημένους κρίνειν ἐμέ,
τοῖς γελῶσι δ' ἡδέως διὰ τὸ γελᾶν κρίνειν ἐμέ.

Wenn also der Dichter anstandlos eine solche Scheidung des Geschmackes schon bei den fünf Richtern, in deren Hand die Entscheidung liegt, ausspricht, um wie viel mehr ist man berechtigt, den Geschmack des grossen Publikums nach den angedeuteten beiden Richtungen sich differenzieren zu lassen.[1])

„Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“

war auch das Motto für sie und es hat vollendeten Ausdruck gefunden in einem schönen Fragment, das uns Athenaeus erhalten hat X, 3, Adespot. fr. 1330 K.

ἀλλ' ὥσπερ δείπνου γλαφυροῦ ποικίλην εὐωχίαν,
τὸν ποιητὴν δεῖ παρέχειν τοῖς θεαταῖς τὸν σοφόν,
ἵν' ἀπίῃ τις τοῦτο φαγὼν καὶ πιών, ὅπερ λαβὼν
χαίρει τις, καὶ σκευασία μὴ μί' ᾖ τῆς μουσικῆς.[2])

---

[1]) Wenn es im Folgenden heisst

μηδὲ τὸν κλῆρον γενέσθαι μηδὲν ἡμῖν αἴτιον,
ὅτι προείληχ',

so kann das dazu gehörige Schol. nicht mit Rutherford gelesen werden: ἐπεὶ ⟨αὐ⟩τοῦ πρώτου εἰπόντος ὡσπερεὶ ἐμιαίνετο τὰ ποιήματα [δὲ] τῶν ἑξῆς λεγόντων, dem ich wenigstens einen vernünftigen Sinn nicht zu entlocken wüsste, sondern es muss dem Sinn entsprechend geändert werden: ἐπεὶ αὐτοῦ πρώτου εἰπόντος ὡσπερεὶ ἐμιαίνετο τὰ ποιήματα διὰ τῶν ἑξῆς λεγόντων.

[2]) Droysen hat in seiner Uebersetzung der Wespen 1181 folgende treffende Bemerkung gemacht: „Es ist echt attisch, wenn der Alte immer weiter raisoniert und Witze macht und sich handhaben lässt. Es würde fruchtreich sein, den attischen Volkscharakter einmal von dieser Seite genauer zu verfolgen und sich nicht immer unter attischem Witz und attischer Bildung so etwas Ueberfeines und Gewähltes vorzustellen.“ Soviel man sieht, standen die alten Philologen von Alexandria nicht unter dem Banne dieses Vorurteils, wenn man ihre Bemerkung zu Nub. 64 also liest: δριμέα γὰρ καὶ ⟨οὐκ⟩ ἀστεῖα τὰ τῆς κωμῳδίας σκώμματα. Ganz dasselbe Bild dieses rohen und niedrigen Tones gewähren uns die Redner und in allererster Linie Demosthenes. Aristophanes zeichnet nicht fern von der Wirklichkeit, wenn er schon von den Rednern seiner Zeit sich dahin ausspricht Eccl. 142

καὶ λοιδοροῦνται ὥσπερ ἐμπεπωκότες.

Das Schimpflexikon des grossen Redners der Athener wollen wir nicht weiter in Kontribution setzen (cf. Frohberger zu Lys. X, 20). Aber die Stelle gegen Androtion XXII, 61 πότερ' οὖν οἴεσθε τούτων ἕκαστον

Diese in der angegebenen Weise stattgehabte Berücksichtigung dieses Elementes des Theaterpublikums von seiten der komischen Dichter überhebt uns denn auch der Frage, ob die vox populi bei Erteilung der Preise zur Geltung kam; denn die Absicht der Einwirkung in diesem Sinne liegt ja zu offenbar zu Tage; aber über die Art und Weise, wie sie sich Geltung verschafft, können bloss Vermutungen aufgestellt werden. So müssen wir denn der bei dem wichtigen Akte der Preisverteilung ausschlaggebenden Faktoren, also zunächst der Richter (*κριταί*), gedenken. So weisen die bekannten Worte Epicharms fr. 229 Kaib.

ἐν πέντε κριτῶν γούνασι κεῖται,

noch mehr aber die wiederholten Apostrophen der Komiker an die Richter, Nub. 1115 Av. 1101 Eccles. 1154 Eupol. fr. 223 und Pherekrat. fr. 96 K. uns an die erste und wichtigste Instanz, deren Fünfzahl für die Komoedie feststeht. Es ist stille Voraússetzung, dass die gewählten Männer natürlich zu dieser wichtigen Aufgabe vollständig befähigt waren! „Man wird irgend welche Vorsorge getroffen haben — bemerkt Sauppe[1]) — bei der Wichtigkeit, die man auf einen solchen Sieg legte, Männer zu Richtern zu bekommen, die durch eine etwas höhere Bildung für ein solches Urteil einigermassen befähigt waren.“ Man wählte — nach Alb. Müller BA. p. 369 — zum Richteramte geeignete Männer aus! Wir können nur wünschen, dass die Mitglieder des Rates, denen zunächst im Verein mit den Choregen die Designierung der Richter übertragen war, immer recht glückliche Griffe gemacht haben mögen.

μισεῖν καὶ πολεμεῖν αὐτῷ διὰ τὴν εἰσφορὰν ταύτην, ἢ τὸν μὲν αὐτῶν ὅτι πάντων ἀκουόντων ὑμῶν ἐν τῷ δήμῳ δοῦλον ἔφη καὶ ἐκ δούλων εἶναι, καὶ προσήκειν αὐτῷ τὸ ἕκτον μέρος εἰσφέρειν μετὰ τῶν μετοίκων, τῷ δὲ παῖδας ἐκ πόρνης εἶναι, τοῦ δὲ τὸν πατέρ' ἡταιρηκέναι, τοῦ δὲ πεπορνεῦσθαι τὴν μητέρα, τὸν δ' ἀπογράφειν ὅσ' ὑφείλετ' ἐξ ἀρχῆς, τὸν δὲ τὸ δεῖνα, τὸν δ' ὁμοῦ ῥητὰ καὶ ἄρρητα κακά, ἑξῆς ἅπαντας; zeigt uns den Redner mit dieser Schilderung der Persönlichkeit vollständig auf der Höhe des Komoedientones!

Wir hören dasselbe Lied von den Rednern in der Volksversammlung bei Andocides II, 4 *οἷς εἰθισμένοις ἤδη ἀναισχυντεῖν οὐδὲν διαφέρει εἰπεῖν τε καὶ ἀκοῦσαι τὰ μέγιστα τῶν κακῶν.* Nach diesem Gesichtspunkt wäre ein Gesetz, wie es in Aeschines' Rede gegen Timarchus fälschlich § 35 eingelegt ist, sehr wohl begreiflich: *τῶν ῥητόρων ἐάν τις λέγῃ ἐν βουλῇ ἢ ἐν δήμῳ ...... ἢ λοιδορῆται ἢ κακῶς ἀγορεύῃ τινά ἢ ὑποκρούῃ ἢ χρηματιζόντων ἀνεστηκὼς λέγῃ περί του μὴ ἐπὶ τοῦ βήματος ἢ παρακελεύηται ἢ ἕλκῃ τὸν ἐπιστάτην ἀφειμένης τῆς ἐκκλησίας ἢ τῆς βουλῆς, κυριευέτωσαν οἱ πρόεδροι μέχρι πεντήκοντα δραχμῶν καθ' ἕκαστον ἀδίκημα ἐπιγράφειν τοῖς πράκτορσιν.* Nicht weniger lebhaft also muss es in der *βουλή* zugegangen sein. Das zeigen uns diese Worte und Andoc. II, 15 I, 43 u. a. St. In diesem Falle stilisiert sogar die hohe Tragoedie nicht und zeichnet nach der Wirklichkeit. Man vgl. Soph. Aias 103

ἦ τοὐπίτριπτον κίναδος ἐξῆρου μ' ὅπου;

mit Andoc. I, 99 *πότερον, ὦ συκοφάντα καὶ ἐπίτριπτον κίναδος, κύριος ὁ νόμος ὅδ' ἐστὶν ἢ οὐ κύριος;* Cf. Plato Leg. 634 D ff. Rob. Pöhlmann, Aus Alt. u. Gegenw. S. 251 Anm. 2.

[1]) Ber. über die Verhandl. der kgl. sächs. Ges. der Wiss. zu Leipzig. Philol.-histor. Klasse. VII. Bd. 1855 S. 4.

Sie werden's wohl verstanden haben, wie jener Archon, der dem Sophokles den Chor verweigerte, zweifellos auf der höchsten Höhe aesthetischer Bildung stand. Schade, dass der Altmeister Kratinos bei seinem geharnischten Angriff fr. 15 und 18 K. den Namen desselben nicht verewigt hat. Wollen wir also an ihren Qualitäten nicht zweifeln! Stubenhocker, Bücherwürmer waren sie nicht, es waren vielmehr einfache Bauern; denn sonst hätte ja Aristophanes arg daneben geschossen Nub. 1116 ff., etwas ideal angehaucht, sonst könnte er nicht sprechen, wie er eben spricht Av. 1105

πρῶτα μὲν γάρ, οὗ μάλιστα πᾶς κριτὴς ἐφίεται,
γλαῦκες ὑμᾶς οὔποτ' ἐπιλείψουσι Λαυρειωτικαί

und was der Komiker noch weiter 1111 ff. in Aussicht stellt, eröffnet eine schöne Perspektive! [1])

Diese Männer, aus der Mitte der Bürgerschaft heraus gewählt, hatten nur über den dichterischen Wert des Stückes und die künstlerische Vollendung der Darstellung ein Gutachten abzugeben, also nur ein rein aesthetisches Urteil zu fällen. Das hat Sauppe a. a. O. S. 12 mit Heranziehung von Aristot. Rhet. 1416^a 28 sehr wahrscheinlich gemacht. Und das scheint uns auch ganz in der Ordnung zu sein.

Aber ihre Urteile, selbst wenn wir bei zufälliger Erhaltung der Konkurrenzstücke sie einmal einigermassen wenigstens zu kontrolieren in der Lage wären, können nicht unter den Massstab moderner Kritik gebeugt werden. Die Worte des Aristoteles Poet. 1450^b 16 *ἡ μελοποιία μέγιστον τῶν ἡδυσμάτων* und des Xen. Mem. III, 3, 12 *ἢ τόδ' οὐκ ἐντεθύμησαι ὡς, ὅταν γε χορὸς εἷς ἐκ τῆσδε τῆς πόλεως* (aus Athen) *γίγνηται, ὥσπερ ὁ εἰς Δῆλον πεμπόμενος, οὐδεὶς ἄλλοθεν οὐδαμόθεν τούτῳ ἐφάμιλλος γίγνεται οὐδ' εὐανδρία ἐν ἄλλῃ πόλει ὁμοία τῇ ἐνθάδε συνάγεται* — zeigen uns deutlich die Grenzen unseres Erkennens. Die so mächtigen und unmittelbaren Eindrücke auf Aug und Ohr der Richter wie der Zuhörer wirken nicht mehr auf unsere Sinne, entziehen sich eben dadurch unserer modernen Beurteilung gänzlich. Aber gerade auf Vortrag, Gesang, Tanz, überhaupt auf die ganze Aufführung der Chöre, mussten ja die Richter bei ihrem Entscheid ein Hauptaugenmerk legen. Sie waren ja in erster Linie die Preisträger [2]); das dramatische Moment des Stückes selbst,

---

[1]) Hingegen dürfen die Worte Nub. 524 *εἶτ' ἀνεχώρουν ὑπ' ἀνδρῶν φορτικῶν ἡττηθεὶς οὐκ ἄξιος ὤν* nicht mit einem der alten Erklärern von den Richtern verstanden werden. „Von Possenreissern aus dem Feld geschlagen" kann nur von seinen damaligen Konkurrenten Kratinos und Ameipsias verstanden werden. Damals war also auch Kratinos, welchen Aristophanes kurz vorher öffentlich in Equit. 526 so hoch feiert, bei ihm in Ungnade gefallen, wenn er ihm auch später wieder gerecht wurde Ran. 357.

[2]) Erich Bethe, Lektionsprogr. vom Sommersem. 1894 Rostock.

auf welches wir heute naturgemäss das Hauptgewicht legen müssen, konnte da sehr leicht etwas in den Hintergrund gedrängt werden. Wir denken ganz modern: die herrlichen Tragoedien und die lustigen Komoedien; Aristophanes in den Nub. 311 ff.:

ἦρί τ' ἐπερχομένῳ βρομία χάρις
εὐκελάδων τε χορῶν ἐρεθίσματα
καὶ μοῦσα βαρύβρομος αὐλῶν.

Wir müssen also so ehrlich sein mit Zacher zu gestehen, Verhandl. der 33. Philologenversammlung p. 64—73: „Weitaus in den meisten Fällen sind wir durchaus nicht im stande, uns ein einigermassen klares Bild von dem Vortrag eines Chores zu machen. So betrübend dieses Resultat ist, so zwingt uns unser wissenschaftliches Gewissen, es auszusprechen; denn es ist der deutschen Philologie nicht würdig, ein unsicheres, wenn auch glänzendes Phantasiegebilde mit dem trügerischen Schimmer wissenschaftlich exakter Forschung zu umkleiden."

Wie sich nun aber die Leistung einer Phyle in den Augen eines Richters von derselben Phyle spiegelte, das wollen wir hier nicht ausmalen. Aber auf einen andern Punkt soll hier aufmerksam gemacht werden. Die Friedenspredigt, welche Aristophanes in der Parabase Ran. 674 ff. durch den Chor an seine Mitbürger hält, liest man auch heute noch in Anbetracht der damaligen unseligen Verhältnisse nicht ohne die tiefste Ergriffenheit. Es ist wirklich ein schönes Stück, aber eben nur ein Stück neben vielen andern nicht weniger gelungenen Partien. Wir besitzen über dasselbe eine ganz untrügliche Ueberlieferung in der Hypothesis: *οὕτω δὲ ἐθαυμάσθη τὸ δρᾶμα διὰ τὴν ἐν αὐτῷ παράβασιν ὥστε καὶ ἀνεδιδάχθη ὥς φησι Δικαίαρχος.* Wenn nun Aristophanes, wie uns die Didaskalie in derselben Hypothesis lehrt, den ersten Preis bekam, so war doch auch dafür das Herausheben, die Bevorzugung einer Einzelnheit sicher nicht ohne Einfluss, ja vielleicht sogar von ausschlaggebender Bedeutung! Der Gedanke also war es, welchen der Dichter hier an einer Stelle seines Dramas anschlug und der mächtigen Widerhall fand in den Herzen seiner Zuhörer, der ihm wohl in erster Linie den Sieg verschaffte. Kommt nun allerdings die *διάνοια* bei Beurteilung poetischer Werke auch in Frage, so kann doch diese Betonung nur einen Momentes an einer einzigen Stelle nicht den Anspruch auf ein einspruchsloses aesthetisches Verdikt über das ganze Kunstwerk erheben.[1])

---

[1]) Wenn man die Stelle in den Wespen liest 539 und sieht, wie der Sohn sich Notizen macht 559, 576, 588, so kann man mit Sauppe a. a. O. S. 10 geneigt sein, das bei den Richtern öfters erwähnte *γραμματεῖον* (cf. Zenob. Cent. III, 64 *οἱ κριταὶ ἐν τοῖς γόνασιν εἶχον εἰς ἃ νῦν ἔτι γραμματεῖα γράφεται* — nach

Wunderbar wäre und darum ist es auch undenkbar, dass bei dem wichtigsten Akte des Agon, der Preiseverteilung, die Stimme des Volkes nicht zum Ausdruck gekommen wäre und die Richter vollständig selbständig und unabhängig von demselben gewesen wären, wenn auch Platon Legg. 659 B ff., 700 B ff. etwas Aehnliches andeutet. Das wichtigste Zeugniss für das „audiatur et altera pars“ steht zu lesen bei Aristoph. Av. 445

ὄμνυμ' ἐπὶ τούτοις, πᾶσι νικᾶν τοῖς κριταῖς
καὶ τοῖς θεαταῖς πᾶσιν.

Wie die Zuhörer und mit welchem Erfolg sie ihre Meinung den Richtern gegenüber bei diesem Akte zum Ausdruck brachten, darüber kann man nur Vermutungen aufstellen. Dass es aber geschehen ist, unterliegt keinem Zweifel. Sonst könnte der hocharistokratische Platon a. a. O. nicht von einer förmlichen *θεατροκρατία* sprechen, die freilich, und das kann vielleicht zum Ruhme Athens gesagt werden, in Sicilien und Italien ihren Höhepunkt erreichte. l. l. 659 B.

Wenn wir dem Aelian V. H. II, 13 glauben: *ἄκουσμα ἔδοξε ἥδιστον αἵδε αἱ Νεφέλαι καὶ ἐκρότουν τὸν ποιητὴν ὡς οὔ ποτε ἄλλοτε καὶ ἐβόων νικᾶν καὶ προσέταττον τοῖς κριταῖς ἄνωθεν Ἀριστοφάνην, ἀλλὰ μὴ ἄλλον γράφειν*, so hätten die Richter doch diesem stürmischen Verlangen der Masse gegenüber ein gehöriges Rückgrat gehabt. Aristophanes ist ja bekanntlich mit seinem Stücke durchgefallen. Das ist aber eine müssige und leere Erfindung, welche in der Wirklichkeit auch nicht den geringsten Halt hat; denn der Dichter selbst weiss weder in der Wolken- noch Wespenparabase auch nur ein Wort von diesem allgemeinen Jubel zu berichten. Im Gegenteil (cf. oben S. 8 ff.) sagt er ja, dass das Stück zu hoch gewesen sei für dieses Publikum und desswegen von demselben nicht nach Gebühr gewürdigt worden sei. In unzweideutiger Weise stellt er diesen *φορτικοὶ θεαταί* die andern gegenüber Vesp. 1049

ὁ δὲ ποιητὴς οὐδὲν χείρων παρὰ τοῖσι σοφοῖς νενόμισται,
εἰ παρελαύνων τοὺς ἀντιπάλους τὴν ἐπίνοιαν ξυνέτριψεν.

Gerne glauben wir dagegen an das häufige Vorkommen des *κροτεῖν, βοᾶν* (Plat. Pol. 492 B ff.), auch das *προστάττειν* ist nicht ganz unmöglich, wir glauben

---

der Verbesserung von Petersen Progr., Dorpat 1878 —) nicht bloss einzig und allein für die Abstimmung (Aelian. V. H. II, 13), sondern auch zur Notierung bemerkenswerter Partien bestimmt annehmen. Dagegen spricht freilich, worauf schon Alb. Müller a. a. O. p. 371, Anm. 2 aufmerksam machte, die Stelle in den Eccles. 1154, wo wir immer nur (1155 und bes. 1159 ff.) das *μεμνῆσθαι* betont sehen. Uebrigens kommen die von Bdelykleon dort gemachten Notizen in seiner Gegenrede nicht so zum Ausdruck, wie man es erwarten sollte. Wenn nicht Alles täuscht, hatten aber auch diese Unterbrechungen einen ganz andern Zweck, über welchen uns am besten das Schol. zu Aeschyl. Prom. 474 aufklärt: *μεσολαβοῦσι δὲ αἱ τοῦ χοροῦ τὴν ἔκθεσιν τῶν κατορθωμάτων, διαναπαύουσαι τὸν ὑποκριτὴν Αἰσχύλου* (*Προμηθέως* Oberdick).

auch an die von Plut. Kimon c. 8 berichtete φιλονεικία καὶ παράταξις τῶν θεατῶν, welche den Archon zu Kimon und seinen Genossen in der Strategie als Richtern greifen liess. Aber noch viel schwieriger als das βοῇ κρίνειν in der Spartanischen Apella (Thukyd. I, 87) muss dasselbe im athenischen Theater gewesen sein;[1]) denn dasselbe kann doch nicht selten sehr geteilt gewesen sein, so dass sich daraus schwer ein Urteil gewinnen lassen konnte. War die durch das Geschrei zum Ausdruck gekommene Stimmung eine allgemeine, da war die Sache nicht zweifelhaft, und nicht leicht mochte dagegen die Sondermeinung der Richter aufkommen; das war aber auch gefährlich, da die Richter für ihre Abstimmung verantwortlich waren (cf. Bergk, Gr. Lttg. III p. 59).

Wenn unser Wissen also sich in diesem Punkte bescheiden muss, so können uns doch Analogien aus dem politischen Leben zur Beleuchtung einer andern Seite unserer Frage wertvolle Aufschlüsse geben; denn es wäre nicht weniger wunderbar und ist darum undenkbar, dass das Volk hier immer rein spontan gehandelt hätte. Nein, so gut wie in der politischen Arena, hat es auch hier auf dem Gebiete des Schönen Stimmführer gegeben, so gut wie dort, hat auch hier die Leidenschaft der Parteinahme mitgesprochen. Das könnten wir von vornherein annehmen, selbst wenn uns diese Vermutung nicht durch Zeugnisse der Autoren bestätigt würde. Die Mittel, auf die vox populi einzuwirken, können mannigfaltige gewesen sein.[2])

Klar ausgesprochen, nicht bloss dunkel angedeutet wird ein solches Mittel in den Ach. 657, wo der Dichter von sich sagt:

φησὶν δ' ὑμᾶς πολλὰ διδάξειν ἀγάθ', ὥστ' εὐδαίμονας εἶναι,
οὐ θωπεύων οὐδ' ὑποτείνων μισθοὺς οὐδ' ἐξαπατύλλων
οὐδὲ πανουργῶν οὐδὲ κατάρδων, ἀλλὰ τὰ βέλτιστα διδάσκων.

Da finden wir also unter den verschiedenen Mitteln offen und frei das in der Regel wirksamste erwähnt, welches nur die ihm vom Schol. gegebene Deutung zulässt: οὐδέ τισι μισθὸν διδούς, ἵν' αὐτὸν ἐπαινέσωσιν.

Von einer ganz unerhörten Terrorisierung des Urteils des Volkes und der Richter durch Alcibiades berichtet uns Andocides[3]) IV, 20: ἐνθυμήθητε δὲ Ταυρέαν, ὃς ἀντιχορηγὸς ἦν Ἀλκιβιάδῃ παισί. κελεύοντος δὲ τοῦ νόμου τῶν

---

[1]) Was Bergk, Griech. Lttg. III, 58 Anm. 200 aus Vitruv. VII praef. § 6 anführt, kann für unsere Zeit nicht in Frage kommen.

[2]) Wir lassen hier absichtlich die von Sauppe a. a. O. so ausgezeichnet behandelte Stelle des Lys. IV, 3 und Dem. Mid. § 17 aus dem Spiele. Aber die oben S. 83 ausgeschriebene Stelle des Aristophanes scheint vielmehr noch eine speziellere, als eine allgemeine Auffassung zu fordern.

[3]) Die von H. E. H. Meier in seinen Opuscula academica I und II aus der Rede selbst gewonnenen Kriterien sind nicht ausreichend, um die Unechtheit derselben ausser allen Zweifel zu stellen.

χορευτῶν ἐξάγειν, ὃν ἄν τις βούληται ξένον ἀγωνιζόμενον, οὐκ ἐξὸν ἐπιχειρήσαντα κωλύειν, ἐναντίον ὑμῶν καὶ τῶν ἄλλων Ἑλλήνων τῶν θεωρούντων καὶ τῶν ἀρχόντων ἁπάντων παρόντων ἐν τῇ πόλει τύπτων ἐξήλασεν αὐτόν, καὶ τῶν θεατῶν συμφιλονικούντων ἐκείνῳ καὶ μισούντων (?) *τοῦτον, ὥστε τῶν χορῶν τὸν μὲν ἐπαινούντων, τοῦ δ' ἀκροάσασθαι οὐκ ἐθελόντων, οὐδὲν πλεῖον ἔπραξεν. ἀλλὰ τῶν κριτῶν οἱ μὲν φοβούμενοι οἱ δὲ χαριζόμενοι νικᾶν ἔκριναν αὐτόν, περὶ ἐλάττονος ποιούμενοι τὸν ὅρκον ἢ τοῦτον.*

Auch die Claque hatte, wie es scheint, eine dankbare Aufgabe Xen. Memor. I, 7, 2. *Ἐνθυμώμεθα γάρ, ἔφη, εἴ τις μὴ ὢν ἀγαθὸς αὐλητὴς δοκεῖν βούλοιτο, τί ἂν αὐτῷ ποιητέον εἴη. ἆρ' οὐ τὰ ἔξω τῆς τέχνης μιμητέον τοὺς ἀγαθοὺς αὐλητάς; καὶ πρῶτον μὲν ὅτι ἐκεῖνοι σκευήν τε καλὴν κέκτηνται καὶ ἀκολούθους πολλοὺς περιάγονται, καὶ τούτῳ ταῦτα ποιητέον· ἔπειθ' ὅτι ἐκείνους πολλοὶ ἐπαινοῦσι, καὶ τούτῳ πολλοὺς ἐπαινέτας παρασκευαστέον.* Man vgl. damit die oben S. 86 ausgeschriebene Stelle der Ach. 657.

Aber ganz nackt und unverblümt, wie es gemacht werden kann, sagt Timotheus dem ruhmsüchtigen Harmonides bei Lucian Dialog. XXIII c. 2: *εἰ μὲν οὑτωσί πως ἐς τὰ πλήθη παριὼν ἐπιδεικνύμενος ἐθέλοις πορίζεσθαι* (Anerkennung und Ruhm), *μακρὸν ἂν γένοιτο καὶ οὐδὲ οὕτως ἅπαντες εἴσονταί σε· ποῦ γὰρ ἂν εὑρεθείη ἢ θέατρον ἢ στάδιον οὕτω μέγα, ἐν ᾧ πᾶσιν αὐλήσεις Ἕλλησιν. ὡς δὲ ποιήσας γνωσθήσῃ αὐτοῖς καὶ ἐπὶ τὸ πέρας ἀφίξῃ τῆς εὐχῆς, ἐγὼ καὶ τοῦθ' ὑποθήσομαί σοι. σὺ γὰρ αὔλει μὲν καὶ πρὸς τὰ θέατρα ἐνίοτε, ἀτὰρ ὀλίγον μελέτω σοι τῶν πολλῶν.* Im Folgenden wird dann der kürzeste Weg dahin angegeben: *εἰ γὰρ ἐπιλεξάμενος τῶν ἐν τῇ Ἑλλάδι τοὺς ἀρίστους καὶ ὀλίγους αὐτῶν ὅσοι κορυφαῖοι καὶ ἀναμφιλόγως θαυμαστοὶ καὶ ἐπ' ἀμφότερα πιστοί· εἰ τούτοις, φησί, ἐπιδείξαιο τὰ αὐλήματα καὶ οὗτοι ἐπαινέσονταί σε, ἅπασιν Ἕλλησιν νόμιζε ἤδη γεγενῆσθαι γνώριμος ἐν οὕτω βραχεῖ.* Das Volk, heisst es weiter, ist autoritätsgläubig und bindet sein Urteil an die Aussprüche der Celebritäten, um dann mit den vielsagenden Worten zu schliessen: *ὁ γάρ τοι πολὺς οὗτος λεώς, αὐτοὶ μὲν ἀγνοοῦσι τὰ βελτίω, βάναυσοι ὄντες οἱ πολλοὶ αὐτῶν, ὅντινα δ' ἂν οἱ προὔχοντες ἐπαινέσωσι, πιστεύουσι μὴ ἂν ἀλόγως ἐπαινεθῆναι τοῦτον, ... καὶ γὰρ οὖν ἐν τοῖς ἀγῶσιν οἱ μὲν πολλοὶ θεαταὶ ἴσασι κροτῆσαί ποτε καὶ συρίσαι, κρίνουσι δὲ ἑπτὰ ἢ πέντε ἢ ὅσοι δή.*

Lucian hat vom Flötenspieler hinweg dem Thema die allgemeinere Wendung auf die *ἀγῶνες* überhaupt gegeben und mag da auch sein Ziel nicht allzuweit verfehlt haben. Die letzte Wendung jedoch *κρίνουσι δὲ κτλ.* können und dürfen wir für die klassische Zeit der Tragoedien und Komoedien nicht unterschreiben; denn das Urteil des Volkes, wenn es auch auf diese oder auf andere Weise missleitet war, musste gehört werden.

Wir haben zur Beantwortung unserer Frage nach dem litterarisch-aesthetischen Bildungsstand des attischen Theaterpublikums einen weiten Weg zurücklegen müssen. Die volle Identificierung des Dionysos in den Fröschen mit dem attischen Publikum hätte uns auf kürzerem Wege zu einer Antwort geführt. „Wie das Volk im Theater übt Dionysos die Kunstkritik unsicher und unwissend, aber gutmütig und mit einem natürlichen Sinn für Wahrheit“, bemerkt O. Benndorf, Beiträge zur Kenntniss des attischen Theaters.[1]) Aber die Missgeburten der aesthetischen von Dionysos geübten Kritik degradieren in unsern Augen Urteil und Geschmack des attischen Publikums in einer Weise, dass der Satz „die attischen Tragoedien waren wirklich Caviar für dieses Volk“, der sich als notwendige Konsequenz aus ihnen ergibt, einem Widerspruche nicht begegnen dürfte. Auch muss uns die oben S. 41 angeführte Stelle des Stückes von einer die Zuschauer so sehr herabsetzenden Gleichstellung warnen. Darnach wären ja Männer aus Athen die einzig richtigen und gegebenen Kampfrichter, aber die Bestellung derselben zu solchen scheitert an dem Widerspruche des Aeschylus, der ja bekanntlich in Unfrieden von denselben geschieden war. Sie hätten also nach der Fiktion des Dichters nur zu leicht Partei gegen ihn nehmen können. An ihre Stelle tritt also Dionysos, den erst recht sein blinde Eingenommenheit für Euripides zum Kampfrichter unmöglich machte. Es ist bezeichnend und den Intentionen des Aeschylusverehrers Aristophanes durchaus entsprechend, wenn nun der Gott, der gleich von Anfang nur an Euripides denkt und diesem auch das Wort gibt (V. 1469), nun durch den ἀγών zum Glauben an Aeschylus bekehrt wird. Wie hoch dieser unerwartete Umschlag von der aesthetischen Seite betrachtet zu werten ist, darüber gestatten die Worte V. 1414

τὸν μὲν (Euripides) γὰρ ἡγοῦμαι σοφόν, τῷ δ' ἥδομαι

und V. 1469

αἱρήσομαι γὰρ ὅνπερ ἡ ψυχὴ θέλει

keinen Zweifel. Und vollends seine Kunsturteile im Einzelnen! Nur wenige Stellen, wo Aristophanes seinem Zorne gegen die Dichter von „Jungathen“ die Zügel schiessen lässt, ausgenommen sind alle seine Urteile so ziemlich λῆρος „Schnickschnack“, „das denkt wie ein Seifensieder.“

Wie von einer Unterschätzung müssen wir uns aber auch auf der andern Seite vor der Ueberschätzung des Kunstverständnisses, des Kunst-

---

[1]) Man vgl. dazu: Welcker, Aeschyl. Trilogie p. 526, Bergk, Reliq. com. Attic. p. 152—156, Stallbaum, De persona Bacchi in Aristoph. Ran. Lips. 1839, Enger, Jhrb. f. Ph. u. P. 1856 p. 346 ff., Kock, Ibid. Suppl. III p. 103.

geschmackes und der ästhetisch-litterarischen Bildung derjenigen Kreise des Volkes hüten, die wir hier aufgesucht. Mit voller Evidenz ergibt sich die Unzulässigkeit einer allzu hohen Wertung nicht nur aus der unbefangenen Prüfung der gegebenen und oben dargelegten Verhältnisse, sondern auch aus der richtigen und einzig möglichen Auffassung und Deutung einiger in dieser Richtung ganz besonders bezeichnender Stellen des Aristophanes S. 61 ff. Man kann also von den Besuchern des attischen Theaters im 5. Jahrhundert noch in ganz anderem Sinne wie von der Gesamtzahl der Besucher moderner Theater von einem gemischten Publikum sprechen, das besonders seit der Einführung des *θεωρικόν* nach den unteren Schichten sich vermehrt haben mag, welchen die guten, aber auch theuren modernen Theater so ziemlich verschlossen bleiben. Und doch tragen die aus diesen Kreisen stammenden Zuhörer unserer Zeit vermöge der allgemeinen obligatorischen Volksschulbildung und durch die Möglichkeit, vermittelst der Lektüre von Werken der schönen Litteratur sich mit den Schätzen der Nation bekannt zu machen, in sich die Gewähr einer verdienten höheren Einschätzung.

Nun sind die meisten griechischen Philosophen rasch fertig damit, über diese Elemente den Stab zu brechen, und darum haben wir mit Absicht auf die Heranziehung vieler Urteile derselben verzichtet, weil der weite sie trennende Abstand dieselben vielfach zu einem zu sehr absprechenden und durchaus nicht objektiven Verdikte geführt hat. Freilich über die evidente Thatsache, dass die zwei Extreme bei der Zuhörermasse überall wirklich vorhanden sind, darf man sich nicht hinwegtäuschen lassen, und Aristoteles hat dieser Erkenntniss sich niemals verschlossen.[1]) Die *οἱ πολλοί* bilden einen Gegensatz zu den *οἱ χαρίεντες*, die *ἀπαίδευτοι* zu den *πεπαιδευμένοι*, die *φορτικοί* zu den *σοφοί*, *δεξιοί*, und zu den *ἐλεύθεροι καὶ πεπαιδευμένοι*.

Wie weit nun diese ungebildete Masse sich band und abhängig machte von dem Urteil der auch in litterarischen Dingen tonangebenden Gesellschaft, das vollständig oder auch nur annähernd zu ermitteln, wird uns nie gelingen. Aber ganz und gar urteilslos dürfen und wollen wir diese Masse nicht nennen! Wenn die populärste Schöpfung des attischen Geistes, die Komoedie, nicht nur hie und da in den Parabasen litterarische Fragen in ziemlich breiter Ausführung heranzieht, sondern auch diese Masse zum Genusse ganzer litterarischer Stücke (cf. S. 79) zu Gaste lädt, so müsste es doch mit argen Dingen zugegangen sein, wenn dafür bei der grossen Mehrheit des Publikums kein

---

[1]) Cf. Rhet. II, 21 1395^{b} 1 *ἔχουσι εἰς τοὺς λόγους βοηθείαν μεγάλην μίαν μὲν διὰ φορτικότητα τῶν ἀκροατῶν κτλ.*, cf. oben S. 75 und 1341 b 15 ff.

Interesse vorhanden gewesen, diese Gaben demnach nur auf Ohr und Geist des jedenfalls viel kleineren Kreises der Gebildeten allein berechnet gewesen wären. Freilich das soll nicht geleugnet werden: Wenn das Urteil in Frage kam, so war der volle Erfolg ganz und gar abhängig von der rechten Zubereitung der Speisen. Sie ist dem Aristophanes in den Fröschen in vorzüglicher Weise gelungen (S. 63 ff.), in den Wolken dagegen hat er nach seinem eigenen Geständniss in Ueberschätzung dieser Urteilsfähigkeit (S. 8 ff.) stark daneben gegriffen. Auch müssen wir Modernen, um der Urteilsfähigkeit dieser grossen Masse gerecht zu werden, uns von einem Fehler frei machen, der sich bei der philologischen Akribie nur zu leicht einstellt, von dem Fehler der übermässigen Betonung der Einzelnheiten. Die grosse Masse, Gebildete wie Ungebildete, entscheiden nach Anhörung der Stücke im Theater nur nach dem Eindrucke unmittelbar nach oder nicht lange nach der Aufführung. Da kommt einzig und allein nur das Urteil über die Wirkung des Ganzen oder auch ganz besonders gelungener grösserer Teile des Ganzen zum Ausdruck. Das Einzelne, wie es der gelehrte Philologe unter die Lupe nimmt, verschwindet, ist für den grössten Teil des Publikums im gewissen Sinne nicht vorhanden. Die Entscheidung über das Ganze als gelungenes oder misslungenes Stück nach dem unmittelbaren Eindruck vollzieht sich aber leichter und sicherer, als das langsam abwägende, an mancherlei Kenntnisse und Voraussetzungen sich gebunden haltende Urteil über das Einzelne.

Ist nun aber diese grosse Masse des Volkes im Besitze des *ἀδίδακτον τῆς φύσεως δῶρον*, im Besitze des Geschmackes, in dem Grade, wie er dem athenischen Volke zugesprochen werden muss, wird dann dieser Geschmack durch stetige Uebung noch weiter entwickelt und gefestigt, dann sind die hohen Tragoedien nicht reine Sphärenmusik für diese Masse, sondern sie werden, sofern die Grundstimmung ihrer Schöpfer nicht andere, dem Volke vollständig fremde und es abstossende Bahnen wandelt, auf ein mehr oder minder vollkommenes Verständniss auch bei ihr rechnen können.

Register.

Verbesserungen und Nachträge.

S. 38 Anm. lies statt VII, 53: I, 53 — S. 49 Anm. 1 statt fr. 32: fr. 36 — S. 56 2. Abs. statt 1351[b]: 1451[b] — S. 72 2. Abs. statt 1495[b]: 1459[b] — Zu S. 23 2. Abs. cf. Isocrat. XII, 70 (!?) — S. 29 1. Abs. Man vgl. die Worte Burkhardts, Gr. Kulturg. III, 380: „Im Gegensatz zu allen andern Philosophen verkehrte Sokrates mit Jedermann und brachte die Weisheit, die bei ihm kein System, sondern eine Denkweise war, auf die Gasse; wir haben es bei ihm mit der grössten Popularität des Denkens zu thun, die je versucht worden ist.“

Inhaltsverzeichniss.



Ueber

ein griechisches Giebelrelief.

Von

A. Furtwängler.

(Mit einer Tafel.)



Was wir von figürlichem Schmucke griechischer Giebelfelder besitzen, ist überaus spärlich. Jeder Zuwachs ist uns da sehr willkommen. Das Giebelrelief, das die beifolgende Tafel wiedergiebt, ist zwar in Italien gefunden und ward in Rom erworben; allein es ist, wie so manches schöne Relief in Rom, eine griechische Arbeit aus der besten Zeit. Der feinkörnige weisse Marmor scheint pentelisch; jedenfalls mutet die Arbeit so ganz attisch an, dass wir mit Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, dass das Giebelrelief ursprünglich aus Attika stammt.

Das köstliche Stück befindet sich gegenwärtig in der Sammlung des Herrn Dr. Hommel in Zürich.

Die Länge beträgt 0,80 und die grösste Höhe 0,25. Die Mittelfiguren des Reliefs sind etwa 0,17 hoch. Es ist also ein Giebel von sehr bescheidenen Dimensionen. Das Relief ist dem entsprechend auch ein sehr flaches.

Wir fragen zunächst, von welchem tektonischen Ganzen dieser kleine Giebel stammt. Dafür ist die Zurichtung des Marmorblockes zu beachten. Derselbe ist an der Unterseite 0,125, an den aufsteigenden Seiten 0,11 dick. Er ist nur an der Unterseite glatt gearbeitet; diese ist sauber geglättet, entbehrt aber jeder Spur der Befestigung auf ihrer einstigen Unterlage. Auch an den übrigen Seiten fehlt jede Spur jener Art; nirgends ein Loch für Klammer oder Dübel. Jene übrigen Seiten sind auch alle nur rauh behauen und können niemals in den Verband anderer Steinblöcke eingesetzt gewesen sein. Nur ein schmales Rändchen ist längs der aufsteigenden Giebelseiten vorne über den Köpfen der Figuren glatt gearbeitet. Der untere, das horizontale Giebelgeison andeutende Vorsprung ist mit einem kleinen vorspringenden Profil bekrönt. Der Reliefgrund, die Giebelrückwand liegt ca. 1 1/2 cm zurück. Die spitzen Ecken des Giebels fehlen; sie sind aber keineswegs abgebrochen, sondern waren in dem Marmor niemals vorhanden; auch hier, wo die Ecken anstossen sollten, ist der Block nur rauh behauen.

Der notwendig als einst vorhanden vorauszusetzende Giebelrahmen kann nicht aus Marmor und überhaupt nicht aus Stein bestanden haben.

Der kleine Giebel kann von nichts anderem stammen als von einem Grabmal. Die Betrachtung der Figuren wird uns das noch bestätigen. Wir wissen aber, dass in älterer Zeit in Attika ein Aufbau aus Lehmziegeln auf dem Grabe nichts Seltenes war. Man hat solche Lehmziegelbauten sogar noch wohlerhalten gefunden (Athen. Mittheil. XV, Taf. 9); bei reicheren Bauten dieser Art war wahrscheinlich auch Holz verwendet. Uns erhaltene attische gebrannte Thonplatten mit auf Begräbniss und Todtenklage bezüglichen Darstellungen stammen ohne Zweifel von solchen aus Lehmziegeln und Holz errichteten Grabbauten des sechsten Jahrhunderts (vgl. Wolters in *Ἐφημ. ἀρχ.* 1888, S. 189 ff.; Athen. Mittheil. 1891, S. 388; Antike Denkm. II, Taf. 9—11).

Zu einem solchen Baue muss einst auch unser Giebel gehört haben. Denn dass der uns erhaltene Marmorblock etwa der vollständige Aufsatz einer steinernen Stele gewesen sei, ist ausgeschlossen. Erstlich müssten dann an der Unterseite Dübellöcher vorhanden sein zur Befestigung auf der steinernen Unterlage. Zweitens aber ist eine Umrahmung des Giebels, wie schon bemerkt, notwendig vorauszusetzen. Das vorspringende Profil unten, die Andeutung des horizontalen Giebelgeisons muss sich fortgesetzt haben und verlangt auch die Umrahmung durch ansteigendes Giebelgeison. Die rauhe Bearbeitung der Oberseite der ansteigenden Flächen des Blockes beweist, dass diese nicht sichtbar war.

Die verlorene Umrahmung des Giebels mitsamt den fehlenden spitzen Ecken haben wir uns wahrscheinlich aus Holz zu denken. Die eigentliche Masse des Grabmals wird aus ungebrannten Lehmziegeln bestanden haben. Natürlich hat einst die Bemalung die Verschiedenheit des Materiales gemildert und dem Ganzen einen einheitlichen Charakter verliehen.

Im sechsten Jahrhundert hat man den künstlerischen Schmuck solcher Grabbauten von Lehm und Holz in Attika aus gebranntem Thone hergestellt. Es ist nur eine Folge der allgemeinen Entwicklung der attischen Kunst, wenn man später, wie unser Beispiel lehrt, dazu den Marmor verwendete.

Seinem Stile nach werden wir das Relief noch in das fünfte Jahrhundert, doch gegen das Ende desselben anzusetzen haben. Es lehrt uns, dass damals noch die alte Sitte der Lehm- und Holz-Bauten auf den Gräbern nicht ausgestorben war und dass man solche damals durch Einsetzen skulpierter Marmorplatten reicher zu gestalten wusste. Im vierten Jahrhundert ist mit dem Aufkommen der prunkvollen grossen Marmorstelen in Naiskos-Form die alte Sitte offenbar ganz geschwunden.

Im Museum zu Athen habe ich vergeblich nach einer Analogie zu unserem Relief gesucht und auch anderwärts habe ich keine gefunden. Häufig war demnach ein solcher Marmorschmuck eines aus schlichtem vergänglichen Materiales hergestellten Grabmales nicht. Um so merkwürdiger ist das uns erhaltene Stück, das im Altertum schon, wie so manches andere noch unscheinbarere griechische Relief, von einem kunstsinnigen Römer erworben und seiner ursprünglichen Aufstellung entrissen worden sein muss.

Im vierten Jahrhundert gab es in Attika ganz aus Marmor gearbeitete tempelartig gestaltete Grabbauten, die sicherlich auch skulpierte Giebelfelder trugen. Von dem Friese eines solchen in dorischem Stile gehaltenen Baues in Athen ist eine mit drei Relieffiguren gezierte Metope mit anschliessenden Triglyphen erhalten (Athen. Mittheil. XVIII, 1893, Taf. 1). Kleine skulpierte Giebelfelder befinden sich an den ganz aus pentelischem Marmor hergestellten, offenbar von attischen Künstlern gearbeiteten Prachtsarkophagen des vierten Jahrhunderts aus Sidon, dem der „Klagefrauen" sowol wie dem „Alexanders".[1])

Jene attische Grabmetope ebenso wie die beiden Giebel des Sarkophages der „Klagefrauen" stellen keine Handlung, sondern nur je drei weibliche Gestalten dar, die in Trauer oder trübes Sinnen versunken sind und — mit Ausnahme einer stehenden Figur der Metope — auf felsigem Boden, nicht auf Stühlen, sitzen.

Das Bildwerk unseres kleinen Giebels, zu dessen genauerer Betrachtung wir uns nun wenden, ist in mancher Beziehung den eben genannten Grabskulpturen verwandt. An den Enden sitzen zwei weibliche Gestalten, die sehr an jene erinnern, ebenfalls auf Felsen, nicht auf Stühlen. Doch unser Giebelrelief ist figurenreicher und nicht ganz ohne Handlung.

Es sind sechs Figuren dargestellt: ein eng verbundenes Paar in der Mitte; dann rechts und links zwei Frauen, welche den einen Fuss höher aufstellen auf einen Felsen. Dann an den beiden Enden die schon erwähnten auf Felsen sitzenden weiblichen Gestalten. Die Anordnung der Figuren im Raume ist jedoch nicht ganz symmetrisch; in der linken Hälfte sind sie lockerer und weiter gestellt, in der rechten dichter und gedrängter. Die sitzende Frau links ist näher der Ecke gerückt als die rechts; sie ist deshalb auch in den Proportionen kleiner gebildet als jene, indem die Giebelhöhe hier schon eine niedrigere ist (11 cm gegen 13 an der Stelle des Kopfes der rechts sitzenden).

---

[1]) Ueber den Kunstkreis, dem der sogenannte Alexandersarkophag entstammt, vergleiche meine Ausführungen in Denkmäler griechischer und römischer Skulptur für den Schulgebrauch, Handausgabe S. 98 f.

Die auf diese beiden Sitzenden folgenden spitzen Giebelecken hat der Künstler leer gelassen, da er liegende Figuren, die allein gepasst hätten, wol nicht brauchen konnte. Der Raum zwischen dem vorspringenden Profil und der Tympanonwand, der Giebelboden, ist hier, wo keine Figuren stehen, nur rauh behauen. Auch der Künstler des Sarkophages der „Klagefrauen“ hat die ganzen Ecken der Giebel leer gelassen.

Die Ungleichheit der beiden Seiten unseres Giebels erstreckt sich dann auch auf die folgenden beiden stehenden Frauen, die den einen Fuss höher aufstellen. Die rechts ist, indem sie der Mitte näher gerückt ist, etwas grösser als die links. Beide Mädchen sind nach der gleichen Seite, nach rechts hin gewendet, wodurch die Strenge der Symmetrie wiederum gelockert wird. Die Mittelgruppe ist in Bewegung; sie ist im Schreiten, und zwar nach rechts hin begriffen. Es ist eine stattliche Frau in Chiton und Mantel, den sie über den Hinterkopf gezogen hat und mit der Linken fasst; sie wird schräg von vorne gesehen und ist im Schreiten in der Richtung von hinten hervor schräg nach rechts aus dem Bilde heraus begriffen; ihr (zerstörter) Kopf ist im Profil nach rechts gebildet. Ein Jüngling legt ihr den linken Arm um die Schulter; er schreitet deutlich nach rechts und seine Beine sind im Profil gebildet; er trägt einen kurzen auf beiden Schultern aufliegenden, wie es scheint gegürteten Chiton. Von dem bartlosen Gesichte ist noch der Umriss kenntlich. Die Rechte fasst an das Gewand. Diese beiden Figuren sind in den Proportionen nicht grösser als die zunächst stehenden Frauen; ihre Köpfe reichten lange nicht bis zur Spitze des Giebels hinauf. Die Gruppe ist von der Mitte ein wenig nach rechts hin geschoben, um den Eindruck der Bewegung nach dieser Richtung hin zu verstärken.

Würde die rechts folgende Frau der Mitte zugewandt gebildet sein, so würde der Eindruck entstehen, als ob die Mittelgruppe eben auf diese Frau zuginge und diese ihr Ziel bezeichnete. Dies eben sollte offenbar vermieden werden. Darum wendet jene Frau dem Paar den Rücken und ist im Gespräche mit der rechts sitzenden dargestellt. Beide Figuren sind auch durch den Fels vereinigt, auf dem die eine sitzt und auf den die andere den linken Fuss aufstellt. Die stehende trägt Chiton und Mantel; in den Händen muss sie irgend etwas Leichtes, das durch die Malerei angedeutet war, wie einen Zweig oder Kranz getragen haben. Aehnliche Figuren kommen unzählig oft auf den attischen Vasen des freien Stiles und auf den unteritalischen vor. Auch das Motiv der rechts sitzenden ist ein auf diesen Vasen überaus häufiges: die rechte Hand aufstützend, wendet sie den Kopf nach der Mitte um; die Linke liegt auf dem Knie. Sie trägt nur den Mantel um den Unterkörper.

Die den Fuss aufstellende Frau der linken Seite ist aber dem Paare zu, nach der Mitte gewandt. Das Paar schreitet an ihr vorbei. Der grössere Zwischenraum zwischen ihr und dem Paare ist eben gewählt, um den Eindruck der Bewegung der Mittelfiguren nach schräg rechtshin hervorzurufen. Das Mädchen trägt dorischen gegürteten Peplos; die locker gehaltene linke Hand scheint nichts gehalten zu haben. Der linke Ellenbogen und der rechte Unterarm sind auf den linken Oberschenkel gestützt.

Keinen Teil an den übrigen Figuren nimmt das links sitzende Mädchen, das abgewandt in sich versunken auf einem Felsen sitzt, den Oberkörper vorbeugend und sinnend, die Rechte erhebend, die, lose gehalten, nichts trug. Das Mädchen ist mit dem Chiton und dem Mantel bekleidet.

Der Künstler hat deutlich den Eindruck erwecken wollen, dass das Paar der Mitte hereingeschritten kommt in einen Kreis von Gestalten, die ruhend auf Felsen sitzen oder stehen. Das herankommende Paar hat aber zu keiner dieser Gestalten engere Beziehung; geflissentlich suchte der Künstler dem Misverständniss, als ob das Paar auf eine bestimmte Figur zuschritte, vorzubeugen. Er will nur zeigen, dass das Paar in einen geschlossenen, mit sich selbst beschäftigten Kreis eintritt. Rechts zwei um einen Felsen gruppierte Mädchen, die im Gespräche begriffen sind, links eine ganz in sich versunkene Gestalt von trüber Stimmung; nur eines der Mädchen beachtet die heranschreitende Gruppe in voller Ruhe und aus einer gewissen Entfernung.

Die Bewegungen aller Gestalten sind still und gehalten. Es hängt wie ein leichter dunkler Schleier über der Stimmung des Ganzen. Am ausgeprägtesten ist der trübe Charakter in der allein mit sich selbst beschäftigten Eckfigur links. Diese erinnert unmittelbar an die ebenfalls auf Felsen gelagerten trauernden Gestalten der oben erwähnten Sarkophaggiebel und der Grabmetope.

Die Betrachtung des Figurenschmuckes unseres Giebels bestätigt also die Annahme, dass wir es mit dem Teile eines Grabmales zu thun haben. Allein wie sind die Figuren wol zu deuten?

Wir entbehren da leider jedes festen Haltes und sind nur auf Vermutungen gewiesen. Die nächste Frage, die sich erhebt, ist die nach dem Namen des Jünglings in der Mittelgruppe. Sein kurzer Chiton, seine Stellung und vor allem die Bewegung seiner Rechten, die an das Gewand zu fassen scheint, erinnern auffallend an den Hermes des berühmten Orpheus-Reliefs. Freilich fehlen die zum Hermes-Costüme gehörige Chlamys und der Petasos. Der letztere könnte indess bei der Flachheit des Reliefs leicht als im Nacken hängend nur durch Malerei angedeutet gewesen sein.

Wir haben erkannt, dass das Paar der Mitte eintritt in einen Kreis stiller Gestalten. Es können diese aber wol nur Bewohner der Unterwelt sein. Dass es nicht Figuren aus dem gewöhnlichen Leben sind, beweisen schon die Felsen, auf denen sie gruppiert erscheinen.

Halten wir die Deutung auf Hermes fest, die durch die Analogie des Orpheus-Reliefs nahe gelegt wird, so wäre hier also dargestellt, wie der Gott eine Verstorbene in die Unterwelt geleitet, hinein in den Kreis von anderen Verstorbenen, von Frauen, denen sich die neu Angekommene nun zugesellen wird. Diese Frauen erinnern an jene Gruppen, die Polygnot in seiner Nekyia geschildert hat. Sie unterhalten sich unter sich; eine andere ist in sich versunken; nur eine beachtet die neu herankommende.

Hermes ist der milde, freundliche Geleiter der Toten. Das Orpheus-Relief zeigt ihn, wie er sanft und still die Hand um den Arm der Eurydike legt, um ihr rechtes Handgelenk zu ergreifen und sie leise zum Hades zurückzuführen. Auf dem Giebelrelief sehen wir, wenn unsere Deutung richtig ist, wie Hermes die Hand um die Schulter der Verstorbenen gelegt hat[1]) und sie so, langsam schreitend, geleitet.

Eine bekannte Gruppe späterer Zeit bietet sich hier zum Vergleiche dar: die Gruppe von Ildefonso. Sie hat sicher sepulkrale Bedeutung. Sie ist freilich gewiss erst in eklektischer später Epoche, wol dem ersten Jahrhundert vor Christus, entstanden und benutzt als Vorbilder zwei ursprüngliche Einzelstatuen sehr verschiedenen Stiles ebenso wie die Orest-Elektra-Gruppe in Neapel. Aber wie diese geht auch jene Gruppe gewiss im Motiv und Grundgedanken der Gruppierung auf die grosse Malerei der polygnotischen Epoche zurück (vgl. im 50. Berliner Winckelmannsprogramm S. 137 und 161). Wir möchten vermuten, dass die Gruppe des Psychagogen Hermes, der eine Verstorbene geleitet, indem er die Hand auf ihre Schulter legt, eine Erfindung eben jener grossen Epoche ist und von dem Künstler unseres bescheidenen Giebelreliefs nur passend verwendet ward.

In der Gestalt des Hermes und dessen Bewegung der rechten Hand ist der Künstler offenbar beeinflusst von dem Schöpfer des Orpheus-Reliefs, den wir unter den hervorragendsten Meistern der Epoche des Parthenonfrieses zu suchen haben und als den ich Alkamenes vermutet habe (Meisterwerke S. 120). Unser Giebel ist ohne Zweifel etwas jünger als das Original des Orpheus-Reliefs war; doch wird er, wie wir schon bemerkten, gewiss noch dem fünften

---

[1]) Eine grosse Anzahl von Beispielen für dies Motiv hat L. Stephani gesammelt, besonders im Compte rendu 1859, 35 und 1861, 39; vgl. 1870/71, 163.

Jahrhundert angehören. Die zu Anfang von uns verglichenen attischen Arbeiten, die Grabmetope und die Giebel des sidonischen Sarkophages zeigen in den Motiven der Frauen eine dem vierten Jahrhundert charakteristische, ganz andere Weise: dort sind die Frauen tief schmerzbewegt und von einem starken Pathos erfasst. Sie sollen indess vermutlich wol auch eher Verstorbene andeuten als „Klageweiber“ darstellen, wie man gemeint hat. Diese auf Felsen ruhenden, offenbar idealen Gestalten mögen ursprünglich aus Unterweltsdarstellungen von der Art unseres Giebelreliefs herstammen.

Wie viele bedeutende grosse Schöpfungen der Gräberkunst müssen uns verloren sein dadurch, dass gerade die beste klassische Zeit in Attika sich mit Vorliebe der vergänglichen schlichten Materialien, des Lehms und Holzes für die Grabaufsätze bediente, deren Schmuck zumeist nur in Malerei bestand. Einen kleinen Ersatz dafür mag uns das hier veröffentlichte kostbare Giebelrelief bieten, das fern von der attischen Heimat auf italischem Boden zutage gekommen ist.







WAH S



GIEBELRELIEF

[illegible]EINLICH VON EINEM ATTISCHEN GRABMAL

LICHTDRUCK DER VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN A.-G., MÜNCHEN



Ein altchristliches Hypogeum

im Bereiche der

Vigna Cassia bei Syrakus.

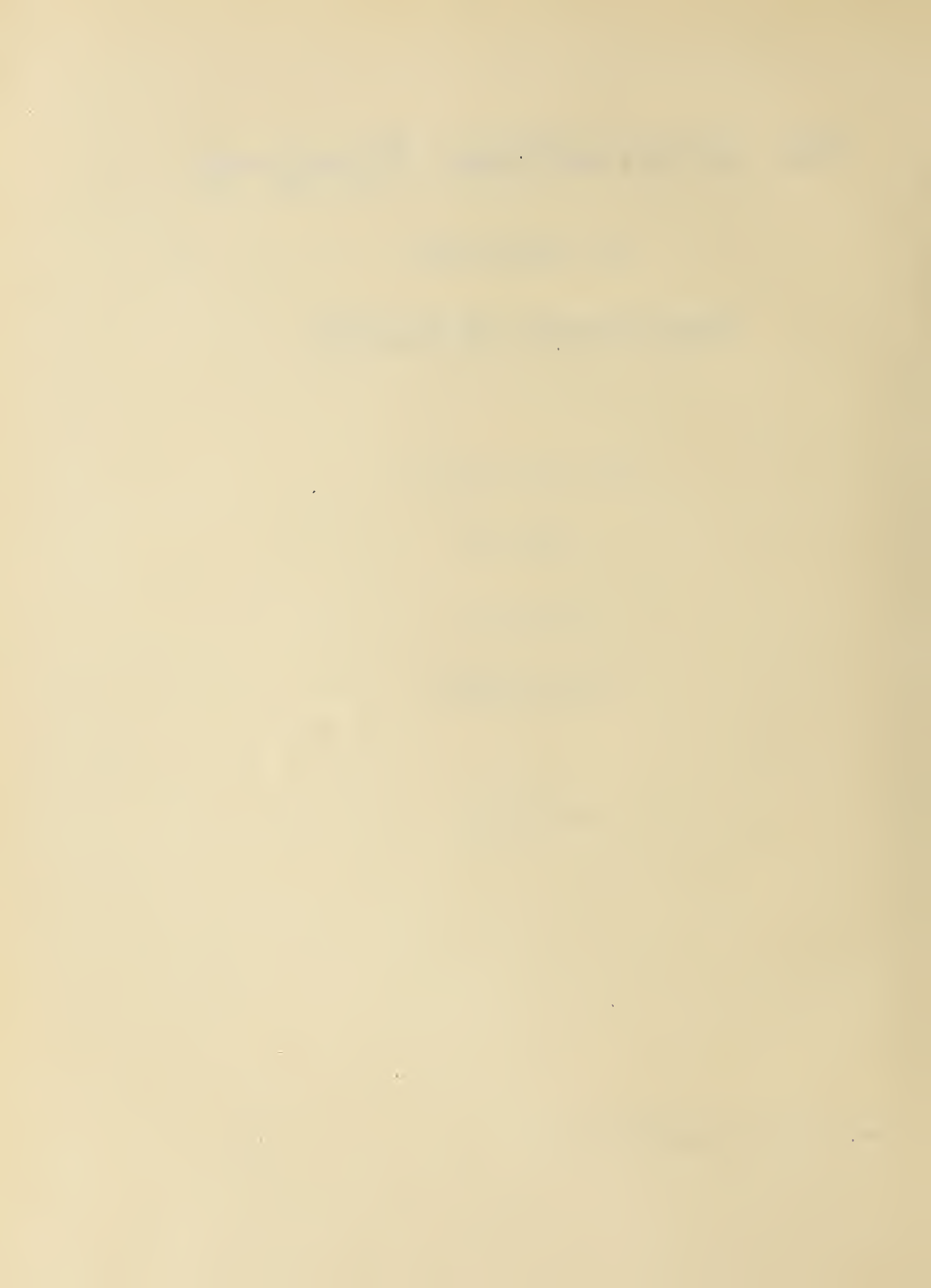
Unter Mitwirkung von

Paolo Orsi

beschrieben von

Joseph Führer.

(Mit 5 Tafeln.)



Einleitung.

Im Stadtgebiet des alten Syrakus ist innerhalb der südlichen Vorterrasse der Achradina abgesehen von der Nekropole von San Giovanni noch ein weiterer Katakombenkomplex von grosser Ausdehnung gelegen; dieser umfasst zwei Hauptgruppen von unterirdischen Begräbnisanlagen, welche heutzutage unter dem Namen Coemeterium der Vigna Cassia und Coemeterium von Santa Maria di Gesù zusammengefasst werden.

Auf die Existenz einer ausgebreiteten Coemeterialregion in unmittelbarer Nähe des Konventes von Santa Maria di Gesù wurde seit dem 17. Jahrhundert in vereinzelten literarischen Angaben hingewiesen.[1])

Eine hinlänglich deutliche Unterscheidung der beiden selbständigen Hauptgruppen aber lässt sich nur bei einem Autor des 18. Jahrhunderts erkennen, nämlich bei Cesare Gaetani, Conte della Torre.[2])

Indes war bis vor kurzem nur der westliche Abschnitt der gesamten Coemeterialregion ohne besondere Mühe zugänglich; die übrigen Teile des Katakombenkomplexes, welcher mehrere Stockwerke aufweist, waren noch grossenteils verschüttet.

Nur einzelne Luftschachte boten die Möglichkeit dar, in den einen oder anderen der unterirdischen Gänge hinabzusteigen und dort eine kurze Strecke vorzudringen. Diese Möglichkeit wurde auch hie und da von einheimischen Gelehrten und auch von Neugierigen benützt, wie schwache Ueberreste von Namensinschriften und Jahreszahlen bezeugen, welche mit dem Rauche von Kerzen oder Fackeln erzeugt wurden.

Jedoch kam man nicht zu einer genaueren Erforschung der eigenartigen Begräbnisanlagen. Denn selbst in den höher gelegenen Abschnitten der Coemeterialregion wäre die Untersuchung mancher mit Steinen und Erde gefüllter Korridore noch mit den grössten Mühsalen und Gefahren verbunden gewesen, ohne dass man auch nur den Verlauf aller Hauptgalerien festzustellen vermocht hätte; die tiefer gelegenen Teile aber waren in ihrer überwiegenden Mehrheit überhaupt noch gänzlich unzugänglich.

---

[1]) Vgl. Vincenzo Mirabella, Dichiarazioni della pianta dell' antiche Siracuse e d' alcune scelte medaglie d' esse e de' principi che quelle possedettero, (Napoli, 1613) pag. 43; Giuseppe Maria Capodieci, Antichi monumenti di Siracusa, t. I, (Siracusa, 1813) pag. 270 sq.; Domenico lo Faso Pietrasanta Duca di Serradifalco, Antichità della Sicilia, t. IV, (Palermo, 1840) pag. 191.

[2]) Vgl. Cesare Gaetani, Conte della Torre, Memorie intorno al martirio e culto di S. Lucia V. e M. Siracusana (herausgegeben von Pasquale Fugali, Siracusa, 1879) pag. 50 col. a und col. b.

Der erste Versuch einer summarischen Beschreibung der ohne besondere Schwierigkeiten betretbaren Teile des Katakombenkomplexes gelangte im Jahre 1880 zur Veröffentlichung.[1]) Es war der westliche Hauptabschnitt der Nekropole Cassia nebst den unmittelbar angrenzenden Teilen sowie ein Bruchstück aus der Mitte des gleichen Coemeteriums, welche Victor Schultze damals einer näheren Betrachtung unterzog.

Eben jener westliche Hauptabschnitt der Katakombe Cassia lieferte dann Paolo Orsi bei Ausgrabungen, welche er im Jahre 1893 vornahm,[2]) eine nicht unansehnliche Ausbeute an Grabinschriften. Dieser Umstand gab in Verbindung mit den Ergebnissen einer vorläufigen Recognoscierung in den weiter östlich gelegenen Abschnitten des Katakombenkomplexes Orsi die Veranlassung, auf Kosten der italienischen Regierung dortselbst Ausräumungsarbeiten in grösserem Stil zur Durchführung zu bringen.[3]) Diese Ausgrabungen, an welchen mir selbst teilzunehmen vergönnt war, wurden in den Monaten November und Dezember 1894 vollzogen und erfuhren auf meine Anregung hin im Februar 1895 noch einzelne Ergänzungen unter meiner eigenen Leitung.

Durch Orsis Ausräumungsarbeiten, welche in erster Linie die Sammlung des epigraphischen Materiales bezweckten, wurden die höher gelegenen Abschnitte der Nekropole von den dort aufgehäuften Schutt- und Erdmassen fast völlig befreit; in den tieferen Stockwerken aber wurde wenigstens die Verbindung zwischen allen irgendwie bedeutsamen Teilen hergestellt und soweit als möglich auch eine Untersuchung der wichtigsten Galerien bis auf ihre Sohle durchgeführt; ähnliche Arbeiten wurden dann, wenn auch in weit geringerem Umfange, auch in dem benachbarten Coemeterium von Santa Maria di Gesù vorgenommen, zu welchem Orsi einen Zugang durch einen halbverschütteten antiken Aquaedukt ausfindig machte.[3])

Eben dadurch aber, dass Orsis Ausgrabungen einerseits die unterirdischen Sepulkralanlagen von Santa Maria di Gesù, andererseits die Katakomben der Vigna Cassia leichter zugänglich machten, wurde mir selbst die Möglichkeit geschaffen, diese beiden Coemeterien, die zu den interessantesten von Syrakus und von ganz Sizilien zählen, einem ebenso eingehenden Studium und einer ebenso genauen Vermessung zu unterziehen, wie die Nekropole von San Giovanni, in welcher gleichfalls durch Orsi, der einen reichen Schatz von Inschriften dortselbst erhoben hat,[4]) Ausräumungsarbeiten in grösserem Umfang vorgenommen wurden. Meine Studienergebnisse über die drei Hauptcoemeterien von Syrakus sind in dem Werke „Forschungen zur Sicilia sotterranea“ am Ende des Jahres 1897 zur Veröffentlichung gelangt. Topographie und Architektur der Katakomben und alle Einzelheiten ihrer inneren Ausstattung sind daselbst eingehend erörtert. Zur Er-

---

[1]) Vgl. Victor Schultze, Archäologische Studien über altchristliche Monumente (Wien, 1880) S. 130 f. und S. 140—142.

[2]) Vgl. Paolo Orsi, Esplorazioni nelle catacombe di S. Giovanni ed in quelle della vigna Cassia presso Siracusa (= Notizie degli scavi del mese di luglio 1893), p. 300—314.

[3]) Vgl. P. Orsi, Notizie degli scavi del mese di maggio 1895, pag. 216.

[4]) Vgl. P. Orsi, Esplorazioni nelle catacombe di S. Giovanni ed in quelle della vigna Cassia presso Siracusa (Notizie degli scavi del mese di luglio 1893, pag. 276 sqq.); Nuove esplorazioni nelle catacombe di S. Giovanni nel 1894 in Siracusa (Notizie degli scavi del mese di dicembre 1895, pag. 477 sqq.); Insigne epigrafe del cimitero di S. Giovanni in Siracusa (Römische Quartalschrift, 9. Bd., 1895, pag. 299 sqq.); Gli scavi a S. Giovanni di Siracusa nel 1895 (Römische Quartalschrift, 10. Bd., 1896, pag. 1 sqq.).

läuterung aber dienen auf Grund exakter Vermessungen von mir hergestellte Pläne und Durchschnitte sowie photographische Innenansichten und Abbildungen von Skulpturen und Freskogemälden sowie von zahlreichen Inschriften und Werken der Kleinkunst.[1])

Bei der Auswahl dieser Beilagen sowie bei der Gestaltung des Textes wurde nun aber von einer eingehenderen Berücksichtigung eines Teiles der Nekropole Cassia, der hinsichtlich seiner inneren Ausstattung eine Sonderstellung einnimmt, infolge einer speziellen Vereinbarung mit Orsi abgesehen. Denn schon damals bestand die Absicht, die betreffende Sepulkralanlage, welche sich vor allem durch ihren Reichtum an Freskogemälden auszeichnet, zum Gegenstande einer besonderen Publikation zu machen, welche von mir und Orsi gemeinsam abgefasst werden sollte.[2])

Aeussere Umstände haben indes die Ausführung dieser Absicht wider Erwarten verzögert.[3]) Nunmehr aber mag das Versäumte in der Weise nachgeholt werden, dass ich zunächst in einem besonderen Kapitel Orsis Darlegungen in deutscher Bearbeitung vorführe, ehe ich selbst wiederum das Wort ergreife.

---

[1]) Joseph Führer, Forschungen zur Sicilia sotterranea. Mit Plänen, Sektionen und anderen Tafeln. (Aus den Abhandlungen der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften I. Cl., XX. Bd., Ill. Abth.) München, 1897.

[2]) Vgl. Joseph Führer, a. a. O., pag. 783 (= pag. 113 des Separat-Abdruckes), Anmerkung 2.

[3]) Vor allem kam hiebei in Betracht, dass ich durch das dankenswerte Entgegenkommen der hohen Centraldirektion des Kaiserlich deutschen archäologischen Institutes sowie der hohen Kgl. bayerischen Staatsregierung in den Stand gesetzt wurde, abermals eine Forschungsreise nach Sizilien zu unternehmen, welche vom 21. September 1899 bis zum 23. Juli 1900 mich von der Heimat ferne hielt.

Eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse dieser Studienreise findet sich in den Akten des fünften internationalen Kongresses katholischer Gelehrten zu München vom 24. bis 28. September 1900 (München, 1901), S. 384 ff.

Immerhin darf aber wohl auch an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass infolge meiner letzten Forschungsreise die Gesamtzahl der von mir genau untersuchten, aber noch nicht literarisch behandelten Begräbnisanlagen von Sizilien auf mehr als zweihundert gestiegen ist. Von mehr als siebzig Katakomben und Hypogeen von besonderer Eigenart habe ich exakte Pläne und zum Teil auch Sektionen aufgenommen, ebenso aber auch zahlreiche Photographien von Innenansichten, Freskogemälden, Inschriften und Werken der Kleinkunst. In analoger Weise bin ich bei einer Reihe von oberirdischen Sepulkralanlagen verfahren, welche auch ihrerseits in Hinsicht auf die Gestaltung der Grabstätten einen grossen Formenreichtum aufweisen. Endlich hat mir auch eine Anzahl von unterirdischen Kirchen und Kapellen der altchristlichen Zeit und der byzantinischen Periode Anlass zur Aufnahme von Grundrissen und Durchschnitten, sowie zur Herstellung von Photographien und Zeichnungen gegeben.

Leider aber haben sich bis jetzt nicht die Mittel gefunden, um die bedeutsamen Forschungs resultate in einem reich mit Tafeln ausgestatteten Werke publizieren zu können.

I. Kapitel.

Topographie, Architektur und innere Ausstattung des Hypogeums.

Orsi äusserst sich ungefähr folgendermassen:

„Wer den Gesamtplan der Nekropole Cassia[1]) näher prüft, wird etwa in der Mitte desselben mit blauer Farbe ein kleines Hypogeum angegeben finden, welches mit dem Buchstaben **M** bezeichnet ist."

„Die Entdeckung dieses Hypogeums war einem Zufall zu verdanken. Als ich am 15. November 1894 ,eines der höchstgelegenen Loculi-Gräber der Rotunde der Heraklia in der Katakombe **F** der Nekropole Cassia untersuchte und auf Grund der Wahrnehmung eines winzigen Durchbruches das Gestein näher prüfte, legte dessen Klang den Gedanken an die Existenz eines grösseren Hohlraums nahe, der sich hinter dem Loculus erstrecken musste. Ich machte eine kleine Oeffnung und fand meine Vermutung bestätigt. Bald konnte ich nach Erweiterung der Lücke in das Hypogeum eindringen, dessen Niveau etwas höher gelegen ist als die oberste Reihe der Loculi-Gräber der Rotunde der Heraklia."

„Wie alle Teile der Nekropole Cassia, so ist auch diese Begräbnisanlage in den Kalktuff eingearbeitet, aus welchem die südlichen Abstufungen der Achradina grösstenteils gebildet sind."

„Der Grundriss des Hypogeums ist auf dem Plane ersichtlich, mit welchem diese Monographie ausgestattet ist;[2]) den Aufbau der Sepulkralanlage veranschaulichen die beigegebenen Sektionen.[3]) Ein kleiner Korridor, der fast genau die Richtung Nord-Süd einhält, zeigt an seinem Südende oberhalb einer Stufe eine niedrige und ziemlich enge Pforte von oblonger Gestalt; an diese schloss sich nach aussen hin ursprünglich erst ein kurzer Gang und dann wohl eine kleine Treppe an, welche zum Niveau des Gartens emporführte."

„Im Innern des Hypogeums öffnen sich auf jeder Seite des allmählich sich verengenden Korridors, welcher eine anfängliche Breite von 1 m 22 cm, eine wechselnde Höhe von 1 m 78 cm — 1 m 63 cm und eine Gesamtlänge von nahezu 7 m hat, je 3 grössere Arcosolien von $2^1/_2 - 3^1/_2$ m Länge."

„Jede dieser Grabnischen umfasst 4—6 grössere Einzelgräber, welche sich unterhalb der Arcosolwölbung erstrecken. Ausserdem findet sich auch noch an der Rückwand der 2. und der 3. Grabnische an der Westseite des Ganges sowie an der rechten Laibung des zuletzt erwähnten Arcosols je ein Loculus für einen Erwachsenen."

---

[1]) Vgl. Joseph Führer, Forschungen zur Sicilia sotterranea, Tafel II.

[2]) Vgl. Tafel I, No. 1.

[3]) Vgl. Tafel I, No. 2—4 nebst der Erklärung der Tafel.

„Kleinere Loculi sind dann noch an beiden Laibungen der 3. Grabnische an der Westseite sowie an der linken Laibung des 1. Arcosols der Westseite und des 2. Arcosols der Ostseite eingearbeitet, ferner an der rückwärtigen Schmalseite der Galerie und an deren Ostwand zur Rechten und zur Linken der 3. Grabnische. Endlich sind auch noch an der Sohle des Ganges 5 Grabstätten für Erwachsene eingeschnitten.“

„Alle diese Gräber im Boden waren zur Zeit der Auffindung des Hypogeums noch völlig unverletzt; fast durchgängig unverletzt waren auch die kleineren Loculi; nur die grossen Gräber in den Arcosolien waren aufgerissen und durchwühlt und zwar manchmal nur in ganz oberflächlicher Weise. Offenbar ging also die Verwüstung, welche das Hypogeum erlitt, in aller Eile vor sich. Da nun hiebei auch die Freskogemälde, mit welchen zwei Arcosolien an der Westseite des Korridors geschmückt sind, geschont wurden und auch nicht ein Kopf zerstört wurde, so ist Anlass zu der Vermutung gegeben, dass die Eröffnung und Beschädigung der Gräber nicht, wie es sonst in ähnlichen Fällen die Regel ist, den Arabern zur Last gelegt werden darf, sondern in einer Epoche erfolgt ist, welche unserer Zeit weit näher liegt.“

„Unter allen Umständen aber war der Erhaltungszustand des Hypogeums bei seiner Entdeckung ein derartiger, dass es sich lohnt, die Beobachtungen vorzuführen, welche sich während der Ausgrabungen selbst ergaben.“

„Im ersten Arcosolium an der Westseite des Ganges waren sämtliche Grabstätten No. 1—5 aufgebrochen und durchwühlt; jedes Grab enthielt aber noch eine Anzahl von Skeletten, welche freilich in Unordnung gekommen waren. Der Loculus No. 6 an der linken Seite war leer. An der rechten Laibung des Arcosols fand sich innerhalb des breiten roten Bandes, welches die Mündung der Grabnische umsäumt, eine schwer verständliche Graffito-Inschrift, welche zu lauten scheint:[1])

ΛΙΒΕΡΙΟ
ΖΙΣΟΝ [2])

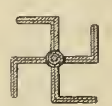
„Im mittleren Arcosol der Westseite ergab sich bei der Untersuchung der Gräber No. 7—10 folgender Befund: In Grabstätte No. 7 gewahrte man ein aus seiner ursprünglichen Lage gebrachtes Skelett, in Grab No. 8 zwei Skelette, deren Kopf an der Nordseite lag, zwei Skelette, die in umgekehrter Richtung gebettet waren, und zwei Kinderskelette in der Mitte. Am Boden der Grabstätte No. 9 fanden sich noch zwei Skelette in situ, deren Schädel an der Nordseite lagen; allein das Grab selbst war erbrochen und dann aufs neue mit einer Masse von Knochen gefüllt worden, die ganz in Unordnung geraten waren; offenbar waren diese von ihren ursprünglichen Ruhestätten in benachbarten Gräbern dorthin durch jene Individuen gebracht worden, welche das Hypogeum verwüstet und geplündert haben. In Grab No. 10 waren wiederum in Unordnung geratene Knochen von mehreren Individuen beigesetzt. Der Loculus Nr. 11 im Hintergrund des Arcosols war seines Inhalts beraubt.“

---

[1]) Vgl. Tafel IV, No. 1, rechte Seite, Mitte.

[2]) Möglicher Weise haben wir es hier mit einer Acclamation zu thun, welche die Lesung *Λιβέριε ζῖσον* (= *ζῆσον*) erfordert.

„In der dritten Grabnische an der gleichen Korridorseite waren wiederum sämtliche Verschlussplatten, die hier aus Ziegeln bestanden, zerbrochen und zertrümmert. Im übrigen war auf einzelnen von den Ziegelplatten, welche in diesem Arcosol und in den übrigen Grabnischen gesammelt wurden, die „Crux gammata“[1]) oder „svastika“ in einer Höhe und Breite von 7 cm eingedrückt und zwar in folgender Form:



„Im Innern der Grabstätten Nr. 12—17 fanden sich an der Nordseite kopfkissenartige Erhebungen des Gesteins. Die Skelette waren fast durchgängig noch an Ort und Stelle, je eines in jedem Grabe, und sie waren auch nur unwesentlich aus ihrer ursprünglichen Lage gebracht; einzig und allein im letzten Grabe fand sich ein Haufen von ungeordneten Knochen und ebenso im Loculus Nr. 18 der Rückwand.“

„Aus dem ersten Grabe zog man die Grundfläche einer kleinen Glasflasche mit einer nabelförmigen Vertiefung in der Mitte, aus einem anderen Grabe ein Stück einer Thonlampe; in der ganzen Längsrichtung des Arcosols stiess man auf Bruchstücke von Amphoren, welche mit frischem Kalk gefüllt gewesen waren, der zur Desinfektion diente, aber auch zum luftdichten Verschlusse der Grabplatten verwendet wurde.“[2])

„Der Loculus No. 19 an der linken Laibung des Arcosols war leer. Von Loculus No. 20 an der rechten Laibung der Grabnische waren die Verschlussplatten eingeschlagen; im Innern fanden sich die in Unordnung geratenen Knochen des Skelettes eines Erwachsenen, sowie Bruchstücke eines Glasgefässes mit kugelförmiger Wandung und nach obenhin sich erweiterndem Halse. Der Loculus No. 21 an der gleichen Arcosollaibung war noch uneröffnet; es ist der kleinste von allen; denn seine Gesamtlänge beträgt nur 35 cm; er enthielt zwei ganz winzige Skelette, deren Köpfe am Westende des Grabes lagen; offenbar handelt es sich hier um ein Zwillingspaar, das viel zu früh zur Welt gekommen war.“

„Für Kinder bestimmt waren auch die circa 67 cm langen Loculi-Gräber No. 22—25 an der nördlichen Schmalseite der Galerie. Zwei davon waren halbgeöffnet, zwei

---

[1]) „Bezüglich des immerhin seltenen Gebrauches der Crux gammata vgl. G. B. de Rossi, Roma sotterranea, t. II (1867), pag. 318; F. X. Kraus, Gesch. der christl. Kunst, Bd. I, (1896) pag. 130; Victor Schultze, Archaeologie der altchristlichen Kunst, (1895) pag. 267. In Syrakus vermochte ich die Crux gammata nur auf den eben genannten Ziegelplatten festzustellen sowie auf der Cementverkleidung eines Grabes von S. Giovanni. (Vgl. Paolo Orsi, Römische Quartalschrift, 10. Bd., 1896: Gli scavi a S. Giovanni di Siracusa nel 1895, p. 51, tav. III, No. 2.)“

[2]) „Ich habe oft in den grossen und in den kleinen Katakomben von Syrakus das Vorhandensein von Amphoren und Näpfen konstatieren können, welche in reichem Masse mit frischem Kalk gefüllt gewesen waren. Dieser wurde in Verbindung mit einer sehr geringen Quantität Sand dazu verwendet, die Verschlussplatten eines Grabes nicht bloss zu befestigen, sondern völlig zu bedecken; insbesondere galt dies von den Gräbern, deren Verschluss nach oben hin erfolgte. Die Bestimmung des Kalkes war also eine doppelte, insoferne er dazu diente, einen festen Mörtel zu bilden und andererseits auch verderbliche Ausdünstungen zu paralysieren.“

„Vgl. Paolo Orsi, Römische Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte, 9. Bd., 1895: La catacomba Führer nel predio Adorno-Avolio in Siracusa, pag. 470; 11. Bd., 1897: Di alcuni ipogei cristiani a Siracusa, pag. 479 sq., Tafel I, No. 10 und 11.“

andere noch hermetisch verschlossen und zwar mittels Ziegelplatten, auf welchen eine Kalkmörtelschicht angebracht war. In den erstgenannten beiden Gräbern fanden sich kleine in Unordnung gebrachte Knochen, im dritten und vierten Grabe aber je zwei kleine Skelette, deren Köpfe an der Ostseite des Grabes gebettet waren.“

„Die Loculi No. 26—30 sind wiederum über einander angebracht und nehmen den *Zwickel zur Linken* der vorderen Oeffnung des dritten Arcosols der Ostseite des Korridors ein. Das oberste Grab No. 26, das eine Länge von 70 cm hat, war mit einer Ziegelplatte geschlossen, über welcher noch eine Cementschicht angebracht war; in dieser war auf der rechten Seite ein 12 cm hohes *Monogramm* mit wagerechtem Querbalken zwischen zwei Kreuzen eingeritzt, von welchen das eine durch die ungewöhnliche Höhe des Längsbalkens, das andere durch die schräge Richtung des Querbalkens bemerkenswert ist:“

„Im Inneren des Loculus fand sich das Skelett eines Kindes, dessen Kopf am Nordende ruhte. Der Loculus No. 27, der eine Länge von 52 cm hat, war noch verschlossen; er enthielt die Skelette von zwei zu früh geborenen Kindern, welche in entgegengesetzter Richtung lagen.[1]) Der Loculus No. 28, welcher die gleiche Länge hat, war ebenfalls noch uneröffnet, und umschloss wiederum einen Embryo, dessen Kopf am Nordende des Grabes lag. Auch der Loculus No. 29, welcher 42 cm lang ist, war noch unberührt und enthielt abermals einen Foetus, dessen Kopf am Südende der Grabstätte ruhte. Uneröffnet war auch der 54 cm lange Loculus No. 30, dessen Inneres den gleichen Befund ergab wie No. 28.“

„Die Grabstätten No. 31—34 im *dritten* Arcosol an der Ostseite des Korridors waren durchgängig aufgebrochen; indes waren die Skelette nur wenig aus ihrer ursprünglichen Lage gebracht; es waren deren in den beiden ersten Gräbern je drei; die dritte Grabstätte umschloss eine Leiche, die vierte zwei. Die Köpfe ruhten durchgängig auf kissenartigen Erhebungen des Gesteins, die an der Nordseite der Grabstätten ausgespart waren. Im übrigen fanden sich in den Gräbern Bruchstücke von Thongefässen und Glasgefässen ohne besondere Bedeutung.“

„Die Loculigräber No. 35—36 waren in dem *Zwickel* zwischen dem 2. und dem 3. Arcosol der Ostseite des Ganges eingearbeitet. Das erste von den beiden Gräbern, dessen Oeffnung noch vollkommen verschlossen war, trug an der Front eine Graffito-Inschrift, welche überaus schwach eingeritzt und kaum wahrnehmbar war; das Epitaphium umfasst nur ein Monogramm mit horizontalem Querbalken und den Namen des Verstorbenen:

PINCIAN
NI

[1]) „Die Bestimmung der Skelette beruht auf einer näheren Prüfung der Gebeine durch einen Arzt. Schon bei den Ausgrabungen im Coemeterium von S. Giovanni habe ich bezüglich einzelner Loculi feststellen können, dass sie Embryos enthielten, eine Konstatierung, welche von ärztlicher Seite als richtig anerkannt worden ist.“

„Vgl. *Paolo Orsi*, Notizie degli scavi del mese di luglio 1893: Esplorazioni nelle catacombe di S. Giovanni . ., pag. 480.“

Dieser Pincia⟨n⟩nus war ein Kind von einigen wenigen Wochen, dessen Haupt am Nordende des 62 cm langen Hohlraumes lag. Der andere Loculus, welcher nur 48 cm lang war, schloss ein winziges Skelett ein, das vielleicht einem Embryo angehörte und wiederum den Kopf am Nordende des Grabes hatte."

„Innerhalb der zweiten Grabnische an der Ostseite der Galerie waren wiederum die Grabstätten No. 37—42 aufgerissen, die Skelette aber nicht stark in Unordnung gebracht. Nur beim letzten Grabe fehlte die Möglichkeit, die Zahl und die Lage der dort zur ewigen Ruhe gebetteten Toten festzustellen; sonst war die Verteilung der Leichen folgende: im ersten Grabe lagen drei, in der zweiten Grabstätte zwei, je eine aber in der dritten und vierten Grabstätte; in dem fünften Grab war ein Erwachsener und ein Kind bestattet. Letzteres war so gebettet, dass der Kopf im Süden ruhte; die gleiche Lage hatte eine der Leichen des ersten Grabes; im übrigen ruhte der Kopf stets an der Nordseite des Grabes. In den Erdmassen fand sich ein Fragment einer Inschrift

◇T

sowie Bruchstücke von rohen Thonkrügen mit eiförmigem Körper und nach oben hin sich erweiterndem Halse, die also jenen ähnlich waren, welche in grosser Zahl in der „sub divo" gelegenen Nekropole „Grotticelli" auf uns gekommen sind.[1]) Der Loculus No. 43 an der linken Laibung des Arcosols war noch uneröffnet; im Inneren des 56 cm langen Grabes hatten sich zwei kleine Skelette erhalten, deren Köpfe am Ostende des Hohlraumes ruhten."

„Im ersten Arcosol an der Ostseite des Ganges waren sämtliche Grabstätten No. 44—49 aufgerissen und durchwühlt und die Gebeine völlig in Unordnung gebracht."

„Hingegen waren die an der Sohle des Korridors eingeschnittenen Gräber No. 51—54 noch völlig unversehrt. Sie waren teils mit Ziegelplatten, teils mit Kalksteinplatten bedeckt, welche in Verbindung mit einer Cementschicht einen luftdichten Abschluss bildeten. Zwei von den Grabstätten, No. 50 und No. 51, enthielten nur ein einziges Skelett, dessen Kopf am Nordende lag; im Grabe No. 52 war ein Erwachsener und ein Kind bestattet, im Grabe No. 53 zwei Erwachsene und ein Kind; in der Grabstätte No. 54 war eine ganze Familie beigesetzt, nämlich vier Erwachsene und drei Kinder; inmitten ihrer Gebeine fand sich noch eine kreisrunde eiserne Schnalle mit samt ihrem Dorn."

„Die Länge dieser in der Bodenfläche eingeschnittenen Grabstätten betrug 1 m 80 cm bis 1 m 67 cm, ihre Tiefe im Durchschnitte einen halben Meter; dabei ist zu beachten, dass die Sohle einzelner dieser Gräber nur einen ganz geringfügigen Abstand (von circa 15 cm) von der Decke des darunter befindlichen Katakombenganges aufweist. Bei der geringen Stärke der dazwischenliegenden Gesteinsschicht war und ist also die Gefahr eines teilweisen Durchbruches gegeben."

„Im übrigen ist das Hypogeum von sämtlichen Teilen der Nekropole Cassia mit Ausnahme des westlichen Hauptabschnittes derselben am höchsten gelegen.[2]) Auch steht es

---

[1]) „Vgl. Paolo Orsi, Notizie degli scavi del mese di agosto 1896: Di una necropoli dei bassi tempi riconosciuta nella contrada „Grotticelli" in Siracusa, pag. 340.

[2]) Vgl. Joseph Führer, Forschungen zur Sicilia sotterranea, pag. 739 (69), No. XII.

Am Ende des Korridors beträgt der Abstand der Bodenfläche vom Nullpunkt des gesamten Katakombenkomplexes — 4 m 10 cm, der Abstand der Decke vom Nullpunkt aber — 2 m 47 cm. Der direkte

trotz seiner centralen Lage in keinerlei Verbindung mit den sonstigen Abschnitten der ausgedehnten Coemeterialregion. Bei dieser Abgeschiedenheit von dem übrigen Katakombenkomplex kann mithin die Sepulkralanlage von vorneherein eine gewisse selbständige Bedeutung beanspruchen."

„Die Mehrzahl der übrigen Begräbnisanlagen, aus welchen sich das Coemeterium der Vigna Cassia zusammensetzt, mündet auf eine grosse Felsenhalle, welche einst überdacht war und möglicher Weise „memoriae martyrum" enthielt, so dass sie vielleicht als Felsenkirche betrachtet werden darf. In einzelnen von diesen zum Teil ziemlich umfangreichen Katakomben,[1]) welche sich unmittelbar an den centralen Mittelraum der Nekropole anschliessen, haben wir nun aber gewiss die ältesten Bestandteile der Nekropole Cassia zu erkennen, welche zum Teil noch in die 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts hinaufreichen mögen."[2])

„Nach dem Friedensschlusse zwischen Staat und Kirche aber trat einerseits eine bedeutende Erweiterung des Coemeteriums nach Westen hin ein,[3]) andererseits erfolgte abgesehen von der successiven Eröffnung neuer Gänge innerhalb der schon bestehenden Begräbnisanlagen auch noch die Herstellung isolierter Hypogeen[4]) sowohl neben als auch unter und über den älteren Räumen. Dass nun aber auch das Hypogeum **M**, mit welchem wir uns hier besonders befassen, nicht vor dem 4. Jahrhundert hergestellt wurde, liesse sich von vorneherein schon auf Grund des Umstandes vermuten, dass man es nahe dem obersten Rande der Felsenschicht einarbeitete, welche sich über der Katakombe **F** erhob, und zwar in so geringem Abstande von den darüber gelegenen Räumen, dass die Ausnutzung der Sohle des Korridors für die ganze Sepulkralanlage gefährlich werden musste.[5]) Des weiteren spricht auch das Vorherrschen der Arcosolform an sich schon für einen jüngeren Ursprung des Hypogeums."[6])

„In gleicher Richtung beweiskräftig ist auch die verhältnismässig starke Ausnutzung der für Erwachsene bestimmten Grabstätten zur Beisetzung mehrerer Leichen."

„Durch das planimetrische Grundschema der kleinen Katakombe ist nun aber in unbestreitbarer Weise auch eine gewisse Verwandtschaft zu den zahlreichen Hypogeen des 5.—6. Jahrhunderts gegeben, welche in der Contrada dei Cappucini sich fanden und von mir vor kurzem näher erläutert wurden."[7])

Abstand von der oberhalb des Hypogeums gelegenen Gartenfläche ist indes noch geringer; denn das Niveau derselben liegt schon an der Ausmündung des Luftschachtes der Rotunde der Heraklia 65 cm unter dem Nullpunkt; in der Richtung gegen den Eingang des Hypogeums aber dacht sich das Terrain noch mehr ab. Zieht man die Stärke der Humusschicht in Betracht, so bleibt für die Felsmasse oberhalb des Hypogeums kaum eine Höhe von mehr als einem Meter.

[1]) Vgl. Joseph Führer, a. a. O., pag. 714 sqq. (44 sqq.) und Tafel II, Katakombe B, C, D, E, F, G und H.

[2]) Vgl. Joseph Führer, a. a. O., pag. 747 (77) sowie pag. 840 (170).

[3]) Vgl. Joseph Führer, a. a. O., pag. 746 sq. (76 sq.) und pag. 841 (171); vgl. auch Tafel II, Katakombe A.

[4]) Vgl. Joseph Führer, a. a. O., pag. 727 sqq. (57 sqq.), pag. 747 (77) nebst Anm. 5 sowie pag. 840 sq. (170 sq.); vgl. auch Tafel II, Katakombe J, K, L und M.

[5]) Vgl. oben S. 116.

[6]) Vgl. Joseph Führer, a. a. O., pag. 746 (76).

[7]) „Vgl. Paolo Orsi, Römische Quartalschrift . ., 11. Bd. (1897), pag. 475 sqq.: Di alcuni ipogei cristiani a Siracusa; 14. Bd. (1900), pag. 187 sqq.: Nuovi ipogei di sètte cristiane e giudaiche ai Cappuccini in Siracusa con aggiunta di qualche monumento ebraico della regione."

„Jene Hypogeen weisen nun allerdings an den Wandflächen keinerlei Dekoration auf und ebensowenig irgend ein christliches Symbol. Neben Lampen aber, welche durch den Schmuck des Monogrammes, bezw. des Kreuzes den christlichen Ursprung der Begräbnisanlagen zu erweisen schienen, fanden sich dort auch Lampen mit obscönen Darstellungen, welche die Vermutung nahelegten, dass es sich doch wohl eher um die Begräbnisstätten von Angehörigen häretischer und synkretistischer Sekten handle.[1]) In einem Falle aber wurde durch die Auffindung von ein paar Inschrifttafeln, von welchen die eine mit dem siebenarmigen Leuchter und ähnlichen Symbolen geschmückt ist,[2]) ausser Zweifel gestellt, dass das betreffende Hypogeum einer jüdischen Sekte zugewiesen werden muss.“ [3])

„Im Gegensatze zu jenen Sepulkralanlagen der Contrada dei Cappuccini, welche zum Teil jüdischen, zum Teil häretischen und synkretistischen Ursprungs sind, haben wir es nun bei dem Hypogeum **M** unzweifelhaft mit der Begräbnisstätte orthodoxer Christen zu thun. Denn wenn auch Lampen und Inschrifttafeln in der kleinen Katakombe gänzlich fehlen, so besitzen doch die Graffiti, welche uns Monogramme und Kreuze vor Augen stellen,[4]) hinlängliche Beweiskraft, und eine noch lebhaftere Sprache führt der Inhalt der Freskogemälde, welche dem Hypogeum vor allem Wert und Bedeutung verleihen.“

„Diese Gemälde, deren Beschreibung und Erörterung ich gerne meinem gelehrten und sachkundigen Kollegen Dr. Führer überlasse, leuchteten im Augenblicke ihrer Entdeckung grossenteils noch in frischen, lebhaften Farben, haben aber seither durch das Eindringen von Luft und Licht in starkem Masse gelitten. Da nun die Bilder überdies schon bei ihrer Auffindung mit feinen Rissen und Sprüngen durchsetzt waren, so ist ungeachtet der sorgfältigst durchgeführten Sicherungsmassregeln doch zu befürchten, dass die Fresken in wenigen Jahren nahezu gänzlich zu grunde gegangen sein werden.“ [5])

„Im übrigen verrät der Reichtum an Freskogemälden, welchen das Hypogeum **M** aufweist, dass dasselbe die Leichen von Persönlichkeiten umschloss, die einer höheren socialen Stellung sich erfreuten, mag diese nun auf den Besitz an irdischen Gütern oder auf den Adel der Geburt oder auf Macht und Einfluss und dergleichen gegründet gewesen sein. Wenn aber die hier Bestatteten thatsächlich der angesehensten Bevölkerungsklasse angehörten, so ist damit auch zur Genüge erklärt, warum dieselben in einer besonderen Sepulkralanlage beigesetzt sein wollten, aber doch nicht ausserhalb des Bereiches der ältesten Coemeterialregion, welche für die grosse Gemeinde der Gläubigen als letzte Ruhestätte bestimmt war.“

„Allerdings haben sich Marmorinschriften, welche man wenigstens auf einzelnen der hervorragendsten Gräber voraussetzen sollte, nicht erhalten; wurden solche bei der Plünderung und Verwüstung des Hypogeums verschleppt, so ist uns dadurch das beste Mittel entzogen worden, das die Entstehungszeit der Sepulkralanlage mit hinlänglicher Sicherheit zu

---

[1]) „Vgl. Paolo Orsi, Römische Quartalschrift . ., 11. Bd. (1897), pag. 492 sqq.; 14. Bd. (1900), pag. 203.“

[2]) „Vgl. Paolo Orsi, Römische Quartalschrift . ., 14. Bd. (1900), pag. 193 sqq.“

[3]) „Vgl. Paolo Orsi, a. a. O., pag. 203.“

[4]) Vgl. oben S. 115.

[5]) „In Voraussicht hievon hat die Direktion des Museo Nazionale zu Syrakus von mehreren der Gemälde farbige Kopien in natürlicher Grösse herstellen lassen; ein tüchtiger Maler, Signor Geremia di Scamo, welcher dem Personal der Direzione degli scavi zu Neapel angehört, war mit dieser Aufgabe betraut.“

bestimmen gestattet hätte. In annäherndem Masse wird sich allerdings die chronologische Fixierung auch aus der stilistischen Analyse der Freskogemälde ergeben, welche mein Kollege Dr. Führer auf sich genommen hat. Ich meinerseits glaube auf Grund der Gesamtheit der Beobachtungen, die sich mir aufdrängten, der Ueberzeugung Ausdruck verleihen zu können, dass man den Ursprung der Begräbnisanlage schwerlich über den Anfang des 5. oder das Ende des 4. Jahrhunderts nach Christi Geburt wird emporrücken können."

II. Kapitel.

Beschreibung der Freskogemälde des Hypogeums.

Die von Orsi mehrmals erwähnten Freskogemälde, welche dem Hypogeum **M** der Nekropole Cassia eine bevorzugte Stellung vor allen übrigen Bestandteilen des ausgedehnten Katakombenkomplexes verleihen, bilden den Schmuck des ersten und des zweiten Arcosoliums an der Westseite des Korridors. Eine ganz kurze Inhaltsangabe dieser Fresken habe ich in meinen „Forschungen zur Sicilia sotterranea" veröffentlicht;[1]) nunmehr mag eine ausführlichere Beschreibung folgen, welche zunächst die Malereien des 1. Arcosols der Westseite der Galerie bespricht und dann die Freskobilder der 2. Grabnische an der gleichen Gangseite behandelt.

1. Arcosol der Westseite.

Stirnwand.

Die Stirnseite des Arcosoliums ist mit Stuck bekleidet. Die Oeffnung der Grabnische selbst ist an der Vorderfront ringsum von einem verhältnismässig schmalen Band von roter Farbe begrenzt.

An der Wandfläche unterhalb der Arcosolöffnung aber war ein der Hauptsache nach dekorativ wirkendes Freskogemälde angebracht. Allein nur an der linken Seite und in der Mitte ist die Stuckschicht noch grossenteils erhalten; an der rechten Seite hingegen ist sie gänzlich abgefallen. Die Länge des unversehrt gebliebenen Teiles der Stuckschicht beträgt 1 m 44 cm, die Höhe 34 cm.

In der Mitte der ursprünglichen Komposition[2]) ist die Cista mystica abgebildet, ein aus Weidenruten geflochtener runder Korb mit schräg emporsteigenden Wandungen, die aus rautenförmig gekreuzten Gerten hergestellt erscheinen; auf dem Korbe liegt ein flachgewölbter Deckel aus dem gleichen Material; über diesen ist eine rote Binde gelegt, welche dem Anscheine nach aus dicken Wollfäden hergestellt ist und zu beiden Seiten des Korbes guirlandenartig herniederfällt; diese herabfallenden Enden weisen zwei Verzierungen auf,

---

[1]) Vgl. Joseph Führer, Forschungen zur Sicilia sotterranea, pag. 783/4 (113/4).

[2]) Vgl. Tafel II, No. 1.

von welchen es unsicher ist, ob sie knotenähnliche Verschlingungen oder eine Art Rosetten darstellen sollen.

Zur Linken des mystischen Korbes sind Rosen- oder Oleanderknospen mit hellgrünen Deckblättchen und dunkelroten Blüten angebracht.

Noch weiter nach links ist ein der Mitte zugewandter pfauenähnlicher Vogel wiedergegeben. Der Kopf ist zerstört. Die verhältnismässig kurze, gedrungene Gestalt zeigt am Unterkörper blaugrünes Gefieder. Die Flügel weisen innerhalb der bräunlich-violetten Umrisszeichnung hellbraune Füllfarbe nebst gelbgrauen Streifen auf. Vom Schweif ist nur noch ein geringer Teil erhalten; immerhin aber erkennt man noch blaue Augen innerhalb roter Konturen. Die beiden Füsse sind in bräunlich-violetter Färbung gegeben. An die Pfauengestalt reihen sich gegen links hin nochmals einige Rosen- oder Oleanderknospen an sowie eine kleine Guirlande aus rotem Wollfäden-Geflechte, welche wiederum mit rosettenähnlichen Verzierungen geschmückt ist.

Die analoge Dekoration zur Rechten des mystischen Korbes ist bis auf vereinzelte Rosen- oder Oleanderknospen zu grunde gegangen.

Im Innern des Arcosols schliesst sich zunächst an den Rand der Nischenöffnung wieder eine Einfassung durch ein breites rotes Band an.

Von diesem gingen ursprünglich an beiden Seiten zwei breite Horizontalbänder von gleicher Farbe aus; das eine war beiderseits unmittelbar über den Verschlussplatten der Grabstätten angebracht und ging bei deren Beseitigung bis auf wenige Spuren zu grunde; das andere Horizontalband läuft beiderseits circa 80 cm weiter oben am Beginn der etwas flachgedrückten Decke nach einwärts.

Das zwischen diesen Horizontalbändern gelegene Deckenfeld wird nach rückwärts hin wieder durch ein breites, rotes Band abgeschlossen, welches 1 m 72 cm von der roten Einfassung der Arcosolöffnung absteht. Da sich das Abschlussband des Deckenfeldes beiderseits nach unten hin bis zur Grabladenhöhe fortsetzte und überdies auch in der Mitte zwischen diesem rückwärtigen Abschlussbande und der Einfassung der Arcosolöffnung an jeder der beiden Laibungen ein rotes Vertikalband[1]) herniederging, so entstanden hier beiderseits zwei kleinere Felder, welche ebenso wie das umfangreiche Deckenfeld mit Freskogemälden geschmückt waren.

Deckenfeld.

Die Freskomalereien der Decke haben wiederum einen vorherrschend dekorativen Charakter.[2])

Das Deckenfeld nimmt nach rückwärts etwas an Breite ab (die vordere Breite beträgt 1 m 25 cm, die rückwärtige Breite 1 m 7 cm); ein schmaler, dunkelblauer Streifen, der durchgängig in einem Abstand von 5 bis 6 cm dem breiten, roten Einfassungsbande parallel läuft, schliesst die für bildliche Darstellungen bestimmte Fläche ein.

---

[1]) Die Breite der roten Bänder ist recht ungleichmässig. Das an der Arcosolkante entlang ziehende Band misst links 8 cm, rechts 12 cm; das diesem parallele mittlere Band links 8 cm, rechts 7 cm, das rückwärtige Abschlussband links 11 cm, rechts 10 cm; die Breite des oberen Horizontalbandes beträgt links 10 cm, rechts 12 cm; nur das untere Horizontalband hatte durchgängig 8 cm Breite.

[2]) Vgl. Tafel II, No. 2.

Von diesen bildlichen Darstellungen fällt zunächst in der Mitte des vorderen Abschnittes die gut gezeichnete Gestalt eines nach rechtshin gewandten Pfaues in die Augen, welcher den mit dem Federbusch geschmückten Kopf etwas nach unten geneigt hat und den mächtigen Schweif nach rückwärts senkt. Die Konturen des Vogels, zu dessen Füssen keinerlei Bodenfläche angedeutet ist, sind vielfach in rötlich-violetter Farbe gegeben. Das Gefieder erscheint tiefblau am Unterkörper, hingegen am Schweife und an den Flügeln sowie am Halse blaugrün; die Füsse sind bräunlich-violett wiedergegeben; jedoch ist ein Teil der Füsse nebst den angrenzenden Abschnitten von Unterkörper und Schweif durch Abfallen der Stuckschicht zerstört.

Eine zweite Pfauengestalt schmückt den rückwärtigen Abschnitt des Deckenfeldes. Die roten Füsse des Tieres, das sich in stolzer Haltung nach linkshin wendet, stehen dort unmittelbar auf der tiefblauen Umfassungslinie auf. Der Unterkörper zeigt blaugrünes Gefieder; die Flügel und der Schweif sind in rötlich-violettem Tone gegeben, während die Spiegelaugen wieder blaugrün gehalten sind.

Ausser den beiden Pfauen wird uns auf dem Deckenfeld auch noch ein dritter Vogel vor Augen geführt. An der rechten Seite bemerkt man nämlich in der Mitte die gedrungene Gestalt eines Rebhuhns; es ist nach rechts hin gewandt; das Gefieder ist in dunklem Rotbraun dargestellt; nur unter dem Halse zeigt sich ein bläulicher Schimmer. Die Füsse sind in grellem Hellrot gegeben.

Mehr noch als diese wenig naturgetreue Farbengebung stört den Beschauer die Anordnung, derzufolge dieses Rebhuhn zur tiefblauen Einfassungslinie der rechten Seite des Deckenfeldes senkrecht steht, während die beiden Pfauen sich vertikal über der rückwärtigen Einfassungslinie erheben.

Indes wurde ein einheitlicher Standpunkt bei der Ausschmückung des Deckenfeldes auch sonst nicht festgehalten.

Es tritt dies namentlich auch in der Verteilung der roten Guirlanden zu tage, welche man bei der Dekoration des Deckenfeldes zur Füllung des leeren Raumes verwandte.

So sehen wir eine langgestreckte Guirlande mit kurzen, herabfallenden Enden in dem Zwickel zur Linken oberhalb des vorderen Pfaues; eine andere Guirlande beginnt rechts von den Füssen dieses Pfaues und reicht in kühnem Schwung bis an den Kopf des Tieres, während von den Guirlanden-Enden das eine nach rückwärts, das andere nach links hin sich erstreckt; eine dritte Guirlande bildet unterhalb des genannten Pfaues einen länglichen Bogen, der nach linkshin geöffnet ist; endlich ist zwischen der zuletzt genannten Guirlande und der rechten hinteren Ecke des Deckenfeldes noch eine weitere Guirlande in der Weise angeordnet, dass sie einen Kranz bildet, von dem aus die Guirlanden-Enden in entgegengesetzten Bogen nach auswärts ziehen. Die Art, in welcher alle diese Guirlanden dargestellt sind, lässt es zweifelhaft erscheinen, ob es sich dabei um die Wiedergabe von Geflechten aus dicken Wollfäden handelt, oder um die Vorführung von Gewinden aus festeren Stoffen, die mit Bändern umwunden waren. Auch kehren öfter an den Guirlanden-Enden Verzierungen wieder, welche ebensowohl als knotenähnliche Verschlingungen, wie als eine Art Rosetten betrachtet werden können; für letztere Deutung spricht ein Kreuzesstern, welcher sich mehrfach in der Mitte einer blumenblätterartigen Umrahmung findet. Uebrigens sind auch isolierte Rosetten analoger Art vertreten; so ist z. B. eine derartige Rosette inmitten der kranzförmig geschlungenen Guirlande angebracht, eine andere aber oberhalb derselben;

wieder andere finden sich zu beiden Seiten des nach links gewandten Pfaues. Ausserdem sind durchgängig auch dunkelrote, mit hellgrünen Deckblättchen versehene Blüten, welche Rosen- oder Oleanderknospen ähneln, zur Füllung des Raumes verwertet, so z. B. zu beiden Seiten des Rebhuhnes, ferner zwischen den beiden Enden der kranzförmig geschlungenen Guirlande sowie links von dem Kopfe des rückwärtigen Pfaues u. s. w.

Laibung links, erstes Bild.

Das erste Feld der linken Arcosollaibung hatte bei einer Gesamtlänge von 90 cm eine ursprüngliche Höhe von 80 cm; heutzutage ist der untere Teil der Stuckschicht namentlich an der linken Seite des Oblongums völlig zerstört; aber auch der erhaltene Abschnitt ist zum Teil stark abgewetzt, zum Teil auch mit feinen Rissen und Sprüngen durchsetzt und somit in absehbarer Zeit dem Untergange verfallen.[1])

So ziemlich in der Mitte der oberen Hälfte des Feldes erblickt man ein nach rechts hin gewandtes Segelschiff. Der Schiffskörper, welcher in rotbrauner Farbe mit dunkelbrauner Innenzeichnung gegeben ist, zeigt einen spitz zulaufenden Vorderteil, während der Hinterteil in schräger Wandung emporsteigt; im übrigen ist das Schiff, das nur geringe Längenausdehnung aufweist und nur mässig über die grünblauen Fluten sich erhebt, von diesen in seinem rückwärtigen Abschnitt nicht unbeträchtlich emporgehoben.

Der in der Mitte des Schiffes emporragende Mastbaum trägt eine Raa mit aufgerefftem Segel, das in grün- und blaugrauer Farbe veranschaulicht wird; unmittelbar neben dem Mastbaum laufen drei Taue hernieder; je zwei andere Taue, die von der Segelstange auszugehen scheinen, sind am Vorderteil und am Hinterteil des Schiffes befestigt; endlich ist auch noch ein dünneres Tau, welches gleichfalls am Vorderteil des Schiffes vom Segel herniederhängt, in einem Bogen mehr nach der Mitte hin gegen den Mastbaum zu gezogen.

An Bord des Schiffes aber erscheinen zu beiden Seiten des Mastbaumes nur wenig über den Schiffsrand selber sich erhebend die Oberkörper von zwei männlichen Gestalten, deren Grössenverhältnisse nicht zu den kleinen Dimensionen des Schiffes passen. Von diesen Männern trägt der zur Linken des Beschauers eine Exomis, welche die rechte Schulter freilässt; bei dem zur Rechten ist keinerlei Bekleidung wahrzunehmen. Beide Männer sind dem Beschauer zugewandt. Sie haben dunkles Haar, das auf die Stirne hereinfällt und bei dem Manne zur Rechten braun, bei dem anderen fast völlig schwarz erscheint. Beiden Personen suchte der Künstler einen energischen Gesichtsausdruck zu geben; sie haben ihren Blick auf dasselbe Ziel gerichtet. Es wird uns der Moment vergegenwärtigt, in welchem Jonas über Bord geworfen wird. Der Erhaltungszustand des Bildes aber lässt es zweifelhaft erscheinen, ob beide Schiffer gleichmässig an diesem Akte beteiligt sind, oder ob etwa nur der zur Rechten Jonas an den Beinen gefasst hat, während der zur Linken ein schräg zur Wasserfläche herabreichendes Ruder hält. Auf jeden Fall war die Scene recht schablonenhaft dargestellt.

Jonas, der eben kopfüber hinabstürzt, ist völlig nackt gegeben. Von dem Körper ist nur noch ein bleicher, gelbgrauer Schimmer erhalten. Der Kopf aber ist nebst den vorgestreckten Armen bereits in dem weitaufgesperrten grellroten Rachen des nach links gewandten Seeungetüms verschwunden. Dieses ist drachenartig gestaltet; die Oberfläche des Körpers

---

[1]) Vgl. Tafel III, No. 1.

erscheint durchgängig in bläulich-grün-grauer Farbe; hingegen ist unter dem langgestreckten, steilaufragenden Ohr, das den hässlichen Kopf überragt, ein kammartiger Auswuchs in dunkelbrauner Farbe angedeutet, und ebenso ein nach aussen gesträubter Bart unter der Gurgel. Im übrigen ist der kühn aufsteigende Hals des Hippokampos stark nach rückwärts geworfen, der Brustkasten aber mächtig vorgewölbt; vom Unterkörper streben mehrfachgeteilte Flossen empor, die flügelartig gebildet sind. Der in dicken Ringelungen aufwärts gekrümmte Hinterteil endigt in einer mächtigen, dreifach gelappten Schwanzflosse, deren Unterabteilungen selbst wieder mehrfach gegliedert sind. Die lebensvolle, starkbewegte Haltung des drachenähnlichen Ungeheuers steht in scharfem Gegensatz zu der steifen Wiedergabe der menschlichen Figuren, bei welchen man ebenso sehr den Sinn für entsprechende Proportionen wie für eine organische Gliederung der sichtbaren Körperteile vermisst.

Unmittelbar über den in blaugrünen Linien angedeuteten Meeresfluten aber, von welchen sich das Seeungetüm abhebt, zeigen sich nahe dem rechtseitigen Bildrand ein paar Zweige, welche in halbgeöffneten Rosen- oder Oleanderknospen von dunkelroter Farbe enden, an denen auch die grünen Deckblättchen sichtbar sind. Ueber diesen Blumen aber ist wiederum eine rote Guirlande angebracht, deren herabfallende Enden von Rosetten ausgehen.

Spuren einer analogen Dekoration finden sich auch an der linken Seite des Bildes; indes ist nur der Verlauf der roten Guirlande noch einigermassen sicher zu verfolgen. Ausserdem sind am unteren Ende der Stuckschicht mit Mühe noch ein paar Reste von bläulich-grüngrauer Farbe wahrzunehmen, welche auf eine nochmalige Darstellung des Seeungeheuers schliessen lassen, sowie ein paar Flecken von hellem Braunrot, welche den Umrissen von zwei weit vorgestreckten Armen nebst der angrenzenden Schulterpartie zu entsprechen scheinen. Es war demgemäss an dieser Stelle wohl der Augenblick vorgeführt, in welchem Jonas von dem Ungetüm wieder ausgespieen wurde und an das nahe Gestade sich rettete.

Laibung links, zweites Bild.

Das zweite Feld an der linken Arcosollaibung, das bei einer Höhe von 80 cm circa 69 cm in der Breite misst, ist zwar auch seinerseits stark mit Rissen und Sprüngen durchsetzt, im übrigen aber doch von allen Feldern am besten erhalten. Nur die untere Ecke der Stuckschicht zur Linken ist völlig abgefallen; andererseits fehlt ein kleineres Stück des Stuckbelages auch an der unteren Ecke zur Rechten.[1]

In der Mitte des Feldes tritt uns die Gestalt Daniels entgegen, der uns in betender Haltung mit ausgestreckten Armen und emporgehobenen Händen vor Augen geführt wird. Seine Stellung ist noch verhältnismässig frei und ungezwungen.

Die Last des Körpers ruht auf dem linken Beine; demgemäss ist auch der Oberkörper ein wenig nach links ausgebaucht, der rechte Fuss ist seitwärts ein wenig vorgesetzt; auch der Kopf ist kaum merklich nach rechts gewandt.

Die Kleidung beschränkt sich auf eine Lendenschürze, welche in einem horizontalen Wulste sich um die Hüften legt, im übrigen aber den Körperformen sich anschmiegend bis zu den Knieen hinabreicht. Das Lendentuch ist im wesentlichen in graublauer Farbe wieder-

[1] Vgl. Tafel III, No. 2.

gegeben; ein Teil der Konturen aber ist schwarz gehalten. In schwärzlicher Farbe sind zum Teil auch die Umrisse der nackten Körperteile ausgeführt, während im übrigen ein dunkles Braun dem gleichen Zwecke dient. Letztere Farbe ist mehrfach auch verwertet, um die Modellierung des Fleisches, das sonst in einem rötlich-gelben Tone erscheint, besser zur Geltung zu bringen. Dadurch erhält die ganze Figur mehr plastische Rundung. Die Breite des Brustkastens, die Wölbung des Unterleibes, die straffe Gestaltung der Unterschenkel wird durch diese Verteilung von Licht und Schatten möglichst hervorgehoben.

Aber freilich sind nicht alle Teile hinlänglich gelungen. Insbesondere die Arme und Hände sowie die Partie unterhalb der rechten Schulter sind wenig naturgetreu wiedergegeben; auch die Zehen sind nur schematisch angedeutet.

Das unbärtige Antlitz ist von ziemlich üppigem, dunkelbraunem Haare umrahmt, das tief auf die Stirne herniederfällt.

Nase, Mund und Augen aber, zu deren Darstellung wieder ein dunkles Braun verwendet ist, sind in der Weise gebildet, dass wenigstens am Originale der Eindruck ruhiger Entschlossenheit sich ergibt.

Rechts und links von den Füssen Daniels ist je ein Löwe in bräunlich-gelber Farbe mit schwarzbrauner Innenzeichnung dargestellt. Die beiden Tiere sind einander in symmetrischer Entsprechung gegenübergestellt. Sie haben sich auf die Hinterbeine niedergelassen,[1]) den Vorderkörper aber emporgerichtet und den erhobenen Kopf dem frommen Dulder zugekehrt; ihr Rachen ist weit aufgesperrt, so dass die rote Zunge sichtbar ist; ihr grimmiges Wesen kommt auch sonst in ihrer gesamten Haltung zum Ausdruck. Drohend streckt das Ungetüm zur Linken die linke Pranke empor, das zur Rechten aber die rechte Pranke.

Indes wird die Gesamtwirkung der Scene durch das Missverhältnis zwischen der Grösse der menschlichen Gestalt und der Kleinheit der Löwen beeinträchtigt; denn letztere reichen kaum über die Kniee Daniels empor.

Im übrigen finden wir auch auf diesem Bilde wieder die gleichen Elemente zur Füllung des leeren Raumes verwendet wie auf dem ersten Felde der linken Laibung des Arcosols, nämlich Rosen- oder Oleanderblüten und Guirlanden. Ein Rosen- oder Oleanderzweig spriesst zwischen dem Kopf des Löwen zur Linken und dem Unterkörper Daniels empor; hinter dem Kopfe des Löwen zur Rechten aber erscheinen die Umrisse einer oval geformten Erhebung, von welcher wiederum mehrere Rosen- oder Oleanderzweige emporwachsen; aber nur die Blüten, die teils als geschlossene, teils als halbgeöffnete Knospen von roter Farbe mit grünen Deckblättchen erscheinen, gehen wirklich von den Zweigen selbst aus; die schmalen, grünen Blätter, die nach obenhin fast durchgängig abgerundet sind, sind oft in der Weise um die Blüten selber gruppiert, dass keinerlei Zusammenhang mit den Zweigen angedeutet ist.

Am oberen Ende der Bildfläche aber sehen wir eine Menge derartiger grüner Blätter völlig isoliert, ohne dass auch nur eine Blüte dazwischen angebracht wäre. Es galt hier, den Raum oberhalb zweier roter Guirlanden zu füllen, welche zur Rechten und zur Linken Daniels in angemessenem Abstand von dessen erhobenen Händen sich erstrecken. Die herabfallenden Enden dieser Guirlanden, welche sich nach unten hin nicht unwesentlich verbreitern, haben nur zur Rechten des Beschauers eine Art Rosette als Ausgangspunkt.

---

[1]) Von dem Löwen zur Linken des Beschauers ist nur der Vorderkörper erhalten; von dem Löwen zur Rechten fehlt das rückwärtige Ende samt dem Schweif.

Laibung rechts, erstes Bild.

Von dem Stuckbelage des ersten Feldes, das bei einer Länge von 86 cm eine Höhe von 80 cm hatte, ist nur mehr die obere Hälfte in der Höhe bis zu 37 cm erhalten; aber auch hier ist die Stuckschicht von vielfachen Rissen und Sprüngen in dem Masse durchzogen, dass die gänzliche Zerstörung der Bildfläche nur mehr eine Frage der Zeit ist.[1])

Das Freskogemälde, welches dieses Feld schmückte, war schon zur Zeit der Auffindung stark verblasst; heutzutage sind infolge des Einflusses von Luft und Licht manche Einzelheiten selbst nach vorhergehender Befeuchtung nur noch sehr schwer zu unterscheiden. Verhältnismässig am leichtesten erkennbar ist eine in perspektivischer Ansicht gegebene Grabaedicula an der rechten Seite der Bildfläche.

Ein paar Stufen führen hier zur Eingangsöffnung des Grabbaues empor, welche von schlanken Pilastern eingefasst wird. Auf den kaum mehr erkennbaren Kapitälen dieser Pilaster ruht ein Architrav, über welchem sich ohne weiteres Zwischenglied ein steiler Giebel erhebt. Das etwas zurücktretende Giebelfeld weist zwei dunkle Flecken auf, welche bei ihrer ovalen Form doch wohl eher schildartige Verzierungen als Fensteröffnungen darstellen sollen.[2]) Die Spitze des Giebels ist mit einem griechischen Kreuze geschmückt. Der dem Beschauer zugewandte Teil des Satteldaches zeigt zwei Reihen von Dachplatten von ungleicher Grösse und in beiden Reihen als unteren Abschluss der zusammenstossenden Fugen, welche eigentlich durch Deckplatten dem Auge entzogen sein sollten, ungleichmässig abgerundete Stirnziegel, von welchen die oberen durch kleinere Zwischenräume getrennt sind, während die unteren eine zusammenhängende Masse bilden.

Die von dem Dache überragte Längswand der Aedicula setzt sich der Hauptsache nach aus einer Reihe von Quaderschichten zusammen, welche über einem durchlaufenden Steinunterbau sich erheben und nach oben hin durch zwei durchlaufende Steinbalken abgeschlossen sind; im übrigen ist die Mauer an beiden Ecken von einem Pilaster eingefasst.

In der Eingangsöffnung des Grabbaues, bei dessen Darstellung dunkelrotbraune Farbe für die Konturenzeichnung, ein helles Rötlichbraun aber für die Wiedergabe der Flächen verwendet ist, zeigt sich nun aber die heutzutage fast völlig verblichene Gestalt des Lazarus und zwar in aufrechter Stellung; sie ist in das weisse Totengewand eingehüllt.

Dementsprechend finden wir links vor dem Grabeshause selbst auch den Erlöser in der Haltung wiedergegeben, in welcher er die Erweckung des Dahingeschiedenen vollzogen hat. Indes ist nur die obere Hälfte der Figur auf uns gekommen.

Die noch jugendliche Gestalt des Heilandes, dessen Umrisse in bräunlicher Farbe gegeben sind, während die geschlossene Aermeltunika dem Anscheine nach graugrüne Färbung aufwies, hat den rechten Unterarm gegen den Grabbau hin erhoben und deutet mit der emporgestreckten Virgula auf den wieder zum Leben Erweckten hin. Der Kopf des Heilandes aber ist in lebhafter Bewegung zurückgewandt, so dass das ovale, von verhältnismässig kurzem, braunem Haare umrahmte bartlose Antlitz dem Beschauer zugekehrt ist.

---

[1]) Vgl. Tafel IV, No. 1.

[2]) Vgl. die kreisrunde Verzierung des Giebels der Aedicula auf einem Fresko des Coemeterium SS. Petri et Marcellini sowie auf einem Bilde des Coemeterium Thrasonis bei Rom. Vgl. Raffaele Garrucci, Storia dell' arte cristiana nei primi otto secoli della chiesa, vol. II (Prato 1873), tav. 47, 2 und tav. 70, 1.

Noch weiter links tritt uns in etwas kleineren Verhältnissen die Gestalt des guten Hirten entgegen, von welcher wiederum das untere Drittel völlig zerstört ist. Die Figur war ganz en face gegeben; das unbärtige Gesicht war dem Anschein nach verhältnismässig schmal, das Haar ziemlich kurz; so weit sich aus den fast völlig verschwundenen Farbresten entnehmen lässt, trägt die Gestalt hellfarbige, geschlossene Aermeltunika, welche zwei vertikale Zierstreifen (clavi) an der Vorderseite aufweist.

Beide Hände halten, an die Brust angelehnt, die kreuzweise über einander gelegten Füsse eines jungen Rindes fest, dessen Körper auf den Schultern des guten Hirten ruht.

Die Kleinheit des Tieres, dessen Kopf deutlich sichtbare Hörner trägt, steht allerdings mit der Gestalt des Heilandes nicht im Einklang. Andererseits ist auch der Uebergang vom Vorderkörper des Rindes zu dessen Füssen ganz und gar verzeichnet.

Sowohl über der Gestalt des guten Hirten als über jener des Erlösers in der Scene der Erweckung des Lazarus ist eine grössere Guirlande von roter Farbe mit herabfallenden Enden angebracht, deren Ausgangspunkt durch eine Art Rosette geschmückt ist. Ueberdies sind auch Rosen- oder Oleanderknospen, von deren dunkelroter Blüte grüne Deckblättchen sich abheben, zur Füllung des leeren Raumes zwischen den beiden Figuren sowie links vom guten Hirten verwertet.

Laibung rechts, zweites Bild.

Von dem zweiten Felde der rechtseitigen Arcosollaibung, welches 80 cm lang und ebenso hoch war, ist wiederum nur die obere Hälfte der Stuckschicht in einer Höhe bis zu 43 cm auf uns gekommen; sie ist von starken Rissen durchzogen; auch ist die Oberfläche teilweise abgewetzt.[1])

Von dem Freskogemälde dieses Feldes aber waren schon 1894 nur noch schwache Spuren erhalten; heutzutage sind alle Farbreste nahezu gänzlich verblichen und nur nach vorhergehender Befeuchtung noch mit Mühe zu unterscheiden.

In der Mitte des Feldes war ursprünglich ein nach rechts gewandtes Reittier von brauner Farbe wahrzunehmen, von welchem auf der photographischen Abbildung nur Kopf und Hinterteil noch halbwegs deutlich erkennbar sind.

Ausserdem sieht man noch dürftige Ueberbleibsel einer jugendlichen Gestalt männlichen Geschlechtes, welche dem Anschein nach nach Frauenart auf dem Rücken des Tieres sass und die rechte Hand auf dessen hintere Flanke stützte, während die Linke wohl die Zügel hielt.[2]) Der bartlose Jüngling war mit einer graugrünen Aermeltunika bekleidet; sein ovales

---

[1]) Vgl. Tafel IV, No. 2.

[2]) Für völlig sicher kann diese Auffassung allerdings nicht gelten. Denn bei dem mangelhaften Erhaltungszustand des Bildes kommt die Haltung der Gestalt nicht klar zum Ausdruck. Andererseits erscheinen die Umrisse der Figur in grösserem Abstande von dem Kopfe des Reittieres, ohne dass sich noch deutlich eine lebhaftere Bewegung des letzteren erkennen liesse, durch welche eine Streckung des Halses bedingt wäre. Man könnte mithin auch auf die Annahme verfallen, es handle sich hier nicht um einen Reiter, sondern um eine vor dem Tiere stehende Gestalt. Allein dann würde die Grösse der Figur, welche ja den Kopf des Tieres weit überragt, eine noch bedeutendere sein und ihr Missverhältnis gegenüber dem Tiere und den beiden im Hintergrunde angedeuteten Oranten noch mehr Befremden erregen, zugleich aber auch die Erklärung des Bildes sich noch schwieriger gestalten.

Gesicht, welches verhältnismässig kurze Haare umrahmten, war zu drei Vierteilen dem Beschauer zugewandt.

Zur Rechten und zur Linken des Reiters stand, etwas mehr in den Hintergrund gerückt, eine Gestalt in betender Haltung, also mit ausgestreckten Armen und emporgerichteten Händen.

Die Figur zur Rechten des Beschauers ist fast vollständig erhalten, aber stark verblasst. Nur mit Mühe vermag man wenigstens am Originale nach vorausgegangener Benetzung des Bildes noch das schmale, von langen Haaren eingefasste Antlitz zu erkennen; deutlicher sichtbar ist die Kleidung, eine bis über die Kniee hinabreichende Aermeltunika von gelblich brauner Farbe; an den Füssen lässt sich dem Anscheine nach noch das Riemenwerk von Sandalen unterscheiden.

Im Gegensatz zu den jugendlich schlanken Formen dieser (vielleicht weiblichen) Gestalt erscheint die noch schlechter erhaltene Figur zur Linken des Beschauers in etwas breiteren, derberen Umrissen, die eher an einen Mann erinnern. Ihr Kopf ist fast gänzlich zerstört.[1]) Die Gewandung bestand aus einer bis zur Mitte der Waden hinabreichenden Tunika von grünblauer Farbe mit weiten Aermeln. Gegenwärtig ist der untere Teil der Gewandung, welche möglicherweise gegürtet war, samt den beiden Füssen infolge der Abbröckelung eines Teiles der Stuckschicht zu grunde gegangen; zur Zeit der Auffindung des Freskos hingegen war wenigstens der linke Fuss noch erhalten; irgendwelche Bekleidung aber war an dem Fusse nicht zu erkennen.[2])

Die Deutung der hier zur Darstellung gebrachten Figuren stösst um so mehr auf Schwierigkeiten, als der Erhaltungszustand derselben Irrtümer nicht völlig ausschliesst.

Mit Rücksicht darauf aber, dass dem ersten Gemälde an der linken Laibung des Arcosols, welches Jonasscenen vor Augen führte, an der rechten Seitenwand in der Erweckung des Lazarus sowie in dem guten Hirten Bilder aus dem neuen Testamente gegenübergestellt wurden, spricht immerhin eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, dass auch bei den weiter rückwärts folgenden Fresken der zur Linken gegebenen Danieldarstellung aus dem alten Testamente zur Rechten eine neutestamentliche Scene entsprochen habe. Unter dieser Voraussetzung kann, wenn wir es hier thatsächlich bei der Mittelfigur mit einem Reiter zu thun haben, angesichts der relativen Seltenheit von Reiterdarstellungen in den früheren Perioden der altchristlichen Kunst wohl am ehesten an eine brachylogische Wiedergabe des Einzuges Jesu in Jerusalem gedacht werden, die bisher auf Katakombenbildern nicht nachgewiesen ist.[3])

Die beiden Oranten würden in diesem Falle die Stelle der frohlockenden, Gott preisenden Menge vertreten,[4]) während sonst allerdings auf kurz gefassten Darstellungen der Scene,

---

[1]) Ob derselbe thatsächlich, wie ich ursprünglich annehmen zu können glaubte, eine phrygische Mütze trug, erscheint mir angesichts der sonstigen Kleidung der Figur recht zweifelhaft.

[2]) Nach einer Vorschrift des Pseudo-Athanasius De virginitate [ed. Maur., t. II, pag. 116] müsste man wenigstens bei weiblichen Oránten immer eine Bekleidung der Füsse durch Schuhe voraussetzen. Vgl. Jos. Wilpert, Die gottgeweihten Jungfrauen in den ersten Jahrhunderten der Kirche (1892), pag. 70.

[3]) Vgl. Joseph Strzygowski, Byzantinische Denkmäler, I. Band, Das Etschmiadzin-Evangeliar (Wien, 1891), S. 38 f.; Heinrich Detzel, Christliche Ikonographie, I. Bd. (Freiburg im Br., 1894), S. 320; Edgar Hennecke, Altchristliche Malerei und altkirchliche Literatur (Leipzig, 1896), S. 140.

[4]) Eine männliche Gestalt in Orantenstellung erscheint beispielsweise auch bei der Wiedergabe des Einzugs Jesu in Jerusalem auf einem Elfenbein-Relief der Maximians-Kathedra von Ravenna. Vgl. Gar-

wie sie einzelne Sarkophage darbieten, in der Regel ein Jüngling, der sein Gewand vor den Füssen der Eselin ausbreitet, sowie ein anderer, welcher zwischen den Aesten eines Baumes herniederschaut, als Beiwerk erscheinen.[1])

Immerhin wird aber durch die beiden Nebenfiguren der Deutung des Bildes auf den Einzug des Herrn in Jerusalem eine gewisse Wahrscheinlichkeit verliehen, welche anderen isolierten Reitergestalten, bei denen man an eine analoge Erklärung dachte, nicht in gleichem Masse innewohnt.[2]) Den Umstand aber, dass das Reittier auf unserem Fresko nicht mit hinlänglicher Deutlichkeit als Esel charakterisiert ist, sondern eher als Maultier oder selbst als Pferd aufgefasst werden kann, vermag man ebensowohl auf eine Anlehnung an das Evangelium des Markus (Kapitel 11, 1—11) oder des Lukas (Kapitel 19, 28—40) zurückzuführen, in welchen die Art des Füllens (πῶλος) nicht näher bezeichnet wird, als auch auf Nachlässigkeit oder Ungeschick des Künstlers.

Nach oben hin war das Fresko wiederum durch zwei rote Guirlanden mit herabfallenden Enden abgeschlossen, an deren Ausgangspunkt jeweils eine Rosette sich zeigte.

Ausserdem waren zur Füllung des leeren Raumes auch hier wieder halbgeöffnete Knospen von roten Rosen- oder Oleanderblüten mit grünen Deckblättchen angebracht; von diesen sind sechs in der linken Hälfte des Gemäldes wahrzunehmen, hingegen nur eine an der rechten Seite.

---

rucci, a. a. O., vol. VI (1880), tav. 415, No. 11 und tav. 418, No. 3 nebst pag. 21 sq. und A. Venturi, Storia dell' arte italiana, vol. I (Milano, 1901), fig. 302 (pag. 325).

[1]) Vgl. Anton de Waal, Der Sarkophag des Junius Bassus in den Grotten von St. Peter (Rom, 1900), S. 42 ff. Tafel I—II und Tafel X; A. Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 182 (pag. 196). Vgl. ausser diesem auch bei Garrucci a. a. O. (vol. V, 1879) tav. 322, 2 abgebildeten Sarkophage noch einen Sarkophag aus S. Agnese fuori le mura bei Rom (Garrucci, tav. 348, 1) sowie einen Sarkophag von Clermont (Garrucci, tav. 381, 2; Le Blant, Les sarcophages chrétiens de la Gaule (Paris, 1886), pl. XVIII, 3 und pag. 67 sq.).

Von etwas umfangreicheren Darstellungen des gleichen Vorganges sei das Relief des Adelphia-Sarkophages von Syrakus hervorgehoben. Vgl. Joseph Führer, Forschungen zur Sicilia sotterranea (1897), Tafel XII, No. 1 nebst S. 804 (134); A. Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 183 (pag. 197). Bezüglich der übrigen Sarkophagdarstellungen von grösserem Umfang vgl. die Aufzählung bei de Waal, a. a. O., S. 43, Anm. 3; vgl. beispielsweise auch den Sarkophag des Lateran-Museums bei A. Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 180 (pag. 194).

[2]) Vgl. z. B. die Darstellung auf dem Bruchstück eines Sarkophagdeckels von Arles bei Edmond Le Blant, Étude sur les sarcophages chrétiens antiques de la ville d'Arles (Paris, 1878), pag. 24 und pl. XII, fig. 1 sowie bei Garrucci, a. a. O. (vol. V, 1879), tav. 399, fig. 8.

Vgl. ferner das Relief eines Elfenbeinkammes aus Antinoë bei Joseph Strzygowski, Die christlichen Denkmäler Aegyptens [Römische Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und Kirchengeschichte, XII. Bd. (1898)], S. 9 ff. und Tafel I, No. 1.

Vgl. des weiteren den bildlichen Schmuck eines eucharistischen Löffels, welchen Faustino Arevalo 1794 in der Ausgabe des Carmen paschale von Sedulius zu l. III, v. 300 veröffentlichte und Fr. X. Kraus neuerdings wiederholt abbilden liess [R.-E. der christl. Alterthümer, II. Bd. (1886), fig. 187, S. 341; Gesch. der christl. Kunst, I. Bd. (1896), fig. 420, S. 521].

Vgl. endlich die ungemein primitive Darstellung auf einem Seidengewebe von Achmim aus dem 7—8. Jahrhundert n. Chr. G. bei R. Forrer, Die frühchristlichen Alterthümer aus dem Gräberfelde von Achmim-Panopolis (Strassburg i. E., 1893), S. 8 und S. 27, Tafel XVI, No. 12.

2. Arcosol der Westseite.

Wie das erste Arcosol der Westseite des Korridors, so hat auch die zweite Grabnische eine Ausschmückung durch Freskogemälde erfahren, wenn auch in geringerem Umfang.

An der Stirnseite des Arcosols sind Spuren von Freskomalereien nicht mehr zu erkennen. Nur der vorderste Abschnitt der Arcosolwölbung weist Reste von Bemalung auf. Es findet sich hier eine Stuckschicht in einer Gesamtbreite von circa 90 cm. Diese ist beiderseits mit einem 8—$8^1/_2$ cm breiten roten Bande eingefasst, das an der Vorderseite die Arcosolkante begleitet, an der Rückseite aber den Uebergang zu dem unverputzt gebliebenen Teile der Nischenwölbung markiert. Zwischen diesen parallel laufenden Bändern stellte zur Rechten und zur Linken ein anderes rotes Band von gleicher Breite, das unmittelbar über der Grabladenhöhe angebracht war, die Verbindung her; etwa 57—59 cm höher läuft nochmals ein rotes Band von 8 cm Breite in gleicher Richtung.

Es sind demgemäss durch die Einfassungsbänder im ganzen drei Felder geschaffen; ein oblonges Feld von 57 cm Höhe und 75 cm Länge findet sich an der linken Laibung des Arcosol; ihm gegenüber an der rechten Arcosollaibung erstreckt sich ein Feld von 74 cm Länge und 59 cm Höhe; dazu kommt ein Deckenfeld, dessen Breite 73 cm beträgt, während der gerade Abstand der unteren Einfassungsbänder an den beiden Schmalseiten sich auf 144 cm berechnet. Ein den roten Einfassungsbändern parallellaufender Zierstreifen von blauer Farbe aber bewirkt, dass die eigentliche Bildfläche des Deckenfeldes 56 cm in der Breite misst bei einer Längsausdehnung von 134 cm.

Deckenfeld.

Die Ausschmückung, welche das Deckenfeld erhalten hat, ist mit breitem Pinsel flüchtig hingeworfen,[1]) tritt uns aber noch heute in voller Frische und Lebendigkeit der Farben entgegen.[2])

Man erblickt in der Mitte des Feldes (vertikal zur vorderen Kante der Arcosolwölbung gestellt) ein hohes Gefäss (in der Form eines umgekehrten Kegelstumpfes) mit schmalem Boden und verhältnismässig breiter Oeffnung, die von einem wulstartigen Rande umgeben ist.

Aus diesem in dunkelrotbrauner Farbe gegebenem Gefässe spriessen üppige Blüten von roter Farbe hervor, hinter welchen schmale, grüne Blätter mit abgerundeten Enden sichtbar sind. Die Umrisse der dichtgedrängten Blumen und Blätter zeigen so laxe Formgebung, dass es unentschieden bleiben muss, ob der Künstler Oleanderblüten oder Rosen oder sonst eine Blumenart vor Augen stellen wollte.

Nach der obersten von diesen Blumen nun picken zwei einander gegenübergestellte Pfaue, deren mit einem Federbusch geschmückte Köpfe nur durch einen geringen Zwischenraum von einander getrennt sind. Ihr langgestreckter, verhältnismässig schmaler Körper ist etwas vorne übergebeugt; er ruht auf allzu hohen Füssen mit schräggestellten Zehen, deren Darstellung geringe Naturbeobachtung verrät. Denn während sich nach rückwärts zwei dicht übereinander stehende sporenartige Auswüchse erstrecken, ist nach vorne nur

---

[1]) Vgl. Tafel V, No. 1.

[2]) Für die photographische Reproduktion des Deckenfeldes war ein genügender Abstand nicht vorhanden. Demgemäss konnte das Fresko nicht in seiner ganzen Länge abgebildet werden.

eine langgestreckte Zehe sichtbar, welche erst unmittelbar vor ihrem Ende dem Anscheine nach sich nochmals gliedert.

Von den beiden Tieren zeigt das zur Rechten des Beschauers (also das an der linken Arcosollaibung) durchgängig kräftigere, stärkere Formen als das gegenüberstehende. Im übrigen ist bei der Wiedergabe der Pfaue beiderseits die gleiche Farbengebung erfolgt.

Die Füsse zeigen ebenso wie der Schnabel rote Farbe; das Gefieder ist im wesentlichen dunkelblau; die ungemein kurzen Flügel aber haben bräunlich-violette Grundfarbe mit gelbbrauner und blauer Innenzeichnung; der Schweif zeigt rotbraune Grundfarbe, aber weisse Augen in blaugrüner Umrahmung.

Der leere Raum unterhalb und oberhalb der beiden Pfaue ist durchgängig mit nachlässig gezeichneten Blumenranken der gleichen Art ausgefüllt, wie sie aus dem Gefässe in der Mitte emporwachsen; jedoch sind sowohl die Blüten, zu deren Darstellung zweierlei Nuancen von Rot verwendet wurden, als auch die grünen, langgestreckten, schmalen Blätter in grösseren Dimensionen gehalten.

Laibung links.

Von dem oblongen Feld an der linken Laibung des Arcosols ist der grösste Teil der Stuckschicht abgefallen,[1]) der Rest grossenteils arg beschädigt. Infolge dessen sind nur geringe Fragmente des ursprünglichen Freskogemäldes noch erkennbar.[2])

In der Mitte der Bildfläche ist ein Segel wahrzunehmen, das mit schräg emporsteigenden Tauen am Mastbaum befestigt ist und in voller Länge von der Raa herniederfällt. Links von dem in grauer Farbe mit rotbrauner Innenzeichnung wiedergegebenem Segel bemerkt man noch drei Taue, welche zum dunkelbraunen Schiffsvorderteil herabführen.

Vor dem Segel glaubte ich 1894 noch zwei unbärtige Gestalten zu erblicken, welche beide unverhältnismässig gross erschienen; die Figur zur Rechten war schon damals grossenteils zerstört, die Figur zur Linken hingegen, die etwas nach vorne übergebeugt erschien, ein wenig besser erhalten; bei beiden Gestalten war die Hautfarbe rotbraun, das Haar schwärzlich braun; die Augenbrauen stark gebogen, der Blick geradeaus gerichtet.

Die Wiedergabe dieser beiden Figuren auf dem Schiffe legte die Voraussetzung nahe, dass auch hier wie an der linken Laibung des ersten Arcosols der Augenblick dargestellt gewesen sei, in welchem Jonas über Bord geworfen wurde. Thatsächlich hoben sich denn auch links von dem Schiffe von den in dunklem Blaugrün angedeuteten Fluten noch einige Spuren der Umrisse des in grüner Farbe dargestellten Seeungetüms ab; insbesondere der zurückgeworfene Kopf des Ungeheuers mit dem weit aufgesperrten Rachen liess sich noch einigermassen unterscheiden. Von der Gestalt des Jonas selbst aber, welcher offenbar nach links hin ins Meer geschleudert wurde, hatte sich bis auf vereinzelte rotbraune Farbreste schon zur Zeit der Auffindung des Bildes jede Spur verloren. Im übrigen würde das an der rechten oberen Ecke der Bildfläche erhaltene Fragment des Freskogemäldes allein schon genügen, um den Beweis zu erbringen, dass die gesamte Darstellung sich auf Jonas bezogen haben muss. Denn dort wird uns die Laube vor Augen gestellt, unter welcher der Prophet ruhte, nachdem ihn das Seeungeheuer wiederum ausgespieen hatte. Die Laube wird uns

---

[1]) Die Höhe des rechts oben erhaltenen Stuckbelages beträgt nur 18 cm.

[2]) Vgl. Tafel V, No. 2.

durch ein auf vertikalen Pfosten ruhendes schräges Dach vergegenwärtigt, dessen Gitterwerk durch die Befestigung von Querstäben auf horizontal laufenden Stangen hergestellt ist. In den Zwischenräumen des bräunlichen Gitterwerkes zeigt sich grünes Kürbislaub; langgestreckte Kürbisfrüchte aber hängen von dem unteren Ende des Daches hernieder.

Der untere Teil der Laube ist völlig zerstört und demgemäss auch von der ruhenden Gestalt des Jonas selbst nichts mehr zu erkennen.

Laibung rechts.

Von dem oblongen Feld der rechten Laibung des Arcosols ist nur der oberste Abschnitt in einer Höhe bis zu 24 cm erhalten.[1])

Man erblickt hier in der Mitte das Fragment einer Darstellung des guten Hirten, welcher en face gegeben war. Die jugendliche, unbärtige Gestalt ist mit brauner Tunika bekleidet. Auf ziemlich hohem Halse erhebt sich ein Kopf von jüdischem Typus. Das stark gekräuselte Haar von rotbrauner Farbe legt sich gleichmässig um die Stirne. Die Augen, deren ausdrucksloser Blick geradeaus gerichtet ist, erscheinen lang und schmal, die Lippen wulstig; die Gesichtsfarbe ist durch ein schmutziges Graubraun angedeutet.

Auf den Schultern des guten Hirten ruht ein in Braunrot und Graubraun wiedergegebenes Kalb, dessen Umrisse recht wenig naturgetreu erscheinen; der Kopf des Tieres erinnert beispielsweise weit eher an ein Schwein, als an ein junges Rind. Während die Hinterfüsse des Kalbes über die linke Schulter des guten Hirten herabgezogen waren, sind die Vorderfüsse von der rechten Schulter verdeckt; ob sie unter dem rechten Arme durchgezogen waren, lässt sich nicht mehr entscheiden; indes lässt der enganliegende rechte Arm der ungemein schmalen Gestalt jene Annahme nicht wahrscheinlich erscheinen.

Zur Rechten und zur Linken des guten Hirten sind roh ausgeführte Guirlanden von roter Farbe angebracht; die herabfallenden Enden derselben, von welchen zum Teil noch dünne Fäden herabflattern, gehen nur an der der Mitte des Bildes zugewandten Seite von einer Art Rosette aus.

Oberhalb der beiden Guirlanden ist je eine rote Blume nebst grünen Blättern zur Füllung des leeren Raumes verwendet; unter den Guirlanden waren beiderseits mehrere Blüten nebst Blättern angebracht; sie alle aber zeigen dieselbe ungenaue Formgebung wie die Blumen im Deckenfelde.

---

[1]) Vgl. Tafel V, No. 3.

III. Kapitel.

Nähere Würdigung und chronologische Bestimmung der Gemälde des Hypogeums.

Aus einzelnen Andeutungen bei der Beschreibung der Gemälde des Hypogeums konnte bereits entnommen werden, dass die Ausführung der Fresken der beiden Arcosolien sicher von verschiedenen Händen stammt; auch bieten die einzelnen Bilder der beiden Grabnischen keinen genügenden Anhaltspunkt für die Annahme dar, dass wenigstens der Entwurf zu den Gemälden der beiden Arcosolien auf eine und dieselbe Persönlichkeit zurückgeführt werden müsste.

Immerhin aber wird wenigstens bei den Fresken an den Laibungen der 1. Grabnische der Eindruck einer gewissen Einheitlichkeit der Konzeption dadurch bewirkt, dass jede der dargestellten Scenen nach obenhin durch ein Paar roter Guirlanden abgeschlossen wurde, und zur Füllung des leeren Raumes durchgängig rosenähnliche Blumen zur Verwendung gelangten.

Diese eigenartige Verwendung von Guirlanden und Rosen- oder Oleanderblüten mag zunächst allerdings bei Vorführung von Scenen, wie sie hier vergegenwärtigt werden, Befremden erregen.

Wenn uns auf den Fresken gezeigt wird, wie Daniel in der Löwengrube von den wilden Tieren bedroht, und Jonas erst auf offenem Meere von dem Seeungetüm verschlungen und dann wieder in der Nähe der Küste ausgespieen wird, so steht der Schauplatz der dargestellten Ereignisse selbst geradezu im Widerspruche zu der Verwertung des genannten Dekorationssystems.

Das Gleiche gilt einerseits bezüglich des Gemäldes, auf welchem uns vorgeführt wird, wie Lazarus auf Geheiss des Erlösers das Grabgemach verlässt, und wie der gute Hirte das verlorene Tier auf seinem Rücken trägt, — andererseits bezüglich des Freskos, auf welchem uns dem Anscheine nach eine jugendliche Gestalt auf einem Reittier zwischen zwei Oranten entgegentritt.

Gleichwohl lässt sich die zunächst seltsam erscheinende Verwertung von Guirlanden und Rosen- oder Oleanderblüten auf den Bildern der beiden Arcosollaibungen recht wohl verstehen, wenn wir den Grundgedanken ins Auge fassen, welcher all den hier dargestellten Scenen gemeinsam ist.

Die wunderbare Errettung Daniels aus der Mitte der Löwen und Jonas' aus dem Bauche des Seeungeheuers galt den alten Christen ebenso wie des Lazarus Erweckung[1]) als Sinnbild der eigenen Auferstehung.[2])

[1]) Vgl. Edmond Le Blant, Les sarcophages chrétiens antiques de la ville d'Arles (Paris 1878), pag. (XVI), XXI, (XXVI), XXVIII sqq. Fr. X. Kraus, Gesch. der christl. Kunst, 1. Bd. (1896), pag. 70 sq., 80 sq., 140.

[2]) Vgl. Constit. Apostol. l. V, cap. 7 (alias 10): *ὁ καὶ Λάζαρον ἀναστήσας τεταρταῖον . . . . . , ὁ τὸν Ἰωνᾶν διὰ τριῶν ἡμερῶν ζῶντα καὶ ἀπαθῆ ἐξαγαγὼν ἐκ τῆς κοιλίας τοῦ κήτους . . . . . καὶ τὸν Δανιὴλ ἐκ στόματος λεόντων οὐκ ἀπορήσει δυνάμεως καὶ ἡμᾶς ἀνεγεῖραι.*

Aber auch die Gestalt des guten Hirten brachte den Gedanken an das Fortleben im Jenseits wenigstens indirekt zum Ausdruck,[1]) indem sie den einzelnen ermutigte, trotz seiner eigenen Verfehlungen gegen Gott dennoch auf dessen erbarmende Liebe und damit auch auf die Aufnahme in die Gemeinschaft der Heiligen zu hoffen.[2])

Endlich musste auch die brachylogische Wiedergabe des Einzuges Jesu in Jerusalem als ein Hinweis auf die eigene Aufnahme im himmlischen Jerusalem[3]) empfunden werden.[4]) Wenn nun aber alle die an den Laibungen des Arcosols angebrachten Freskogemälde klar und deutlich die sichere Hoffnung auf ein ewiges Leben wiederspiegeln, so konnte die Ueberzeugung von der Verwirklichung der Auferstehungshoffnung für die in der Grabnische selbst ruhenden Toten recht wohl auch dahin führen, dass man symbolisch auch gleich die Freuden des Paradieses mittels der dem festlichen Prunke irdischer Stätten der Lust und des Jubels entlehnten Guirlanden und rosenähnlichen Blumen zur Andeutung brachte,[5]) trotzdem ein derartiger Schmuck mit den darunter dargestellten Scenen wenigstens äusserlich nicht harmoniert.

Die zuversichtliche Annahme, dass den in dem Arcosol Bestatteten die Wonnen des Paradieses nicht versagt bleiben würden, kam dann auch noch auf dem Deckengemälde zum Ausdruck. Dort ist der Hinweis auf die Wohnstätte der Seligen, der in den Guirlanden und rosenähnlichen Blumen gegeben ist, noch verstärkt durch die Wiedergabe von zwei Pfauen, in welchen man ein Sinnbild der durch die geistige Wiedergeburt gewährleisteten Unsterblichkeit der Seele sah.[6]) Die gleichzeitige Darstellung eines Rebhuhnes widerspricht dieser Annahme nicht. Denn auch diesem Vogel wohnte, so selten auch sein Bild in der altchristlichen Kunst zur Verwertung gelangen mochte,[7]) doch gewiss nicht bloss eine rein

---

[1]) Vgl. Edmond Le Blant, a. a. O., pag. XXXIII sqq.; Fr. X. Kraus, a. a. O., S. 70 u. S. 80 ff. Joseph Wilpert, Schäden und Rückschritte auf dem Gebiete der christlichen Archäologie (Hist.-polit. Blätter für das kath. Deutschland, 122. Bd. (1898)), S. 502 f.

[2]) Vgl. eine charakteristische Stelle aus der Oratio post sepulturam des Sacramentarium Gelasianum: „Deum ..... fideliter deprecemur, ut ...... morte redemptum, debitis solutum, Patri reconciliatum, boni Pastoris humeris reportatum ...... Sanctorum consortio perfrui concedat“ bei Ludovicus Antonius Muratorius, Liturgia Romana vetus, t. I (Venetiis 1748), col. 751.

Vgl. auch die Worte eines Officium exsequiarum: *Τὸ ἀπολωλὸς πρόβατον ἐγώ εἰμι, ἀνακάλεσόν με, Σῶτερ, καὶ σῶσόν με* bei Jacobus Goar, *Εὐχολόγιον* sive Rituale Graecorum, editio secunda, (Venetiis 1730), pag. 425.

[3]) Vgl. Anton de Waal, Der Sarkophag des Junius Bassus, S. 45.

[4]) Vgl. im Breviarium Romanum die Stelle des Ordo commendationis animae, quando infirmus est in extremis: Hodie sit in pace locus tuus et habitatio tua in sancta Sion ..... Veniant illi obviam sancti Angeli Dei et perducant eum in civitatem coelestem Jerusalem. (Vgl. Ausgabe von Regensburg, 2. Teil, 1897, S. 232, col. b und S. 235, col. b.)

[5]) Vgl. de Waal bei Fr. X. Kraus, Real-Encykl. der christl. Alterthümer, 1. Bd. (1882), S. 148 f., S. 169 ff.

[6]) Vgl. de Waal in der Real-Encyklopädie der christl. Alterthümer von Fr. X. Kraus, 2. Bd. (1886), S. 615 ff.; Fr. X. Kraus, Geschichte der christl. Kunst, 1. Bd. (1896), S. 111 f.

[7]) In Syrakus selbst scheint ein Rebhuhn auch noch an der Laibung eines Arcosols der Katakombe N des Coemeteriums von Santa Maria di Gesù zur Darstellung gelangt zu sein. Vgl. J. Führer, Forschungen zur Sicilia sotterranea (1897), S. 784 (114), C, II. Ebenso sind auch an der Vorderseite eines Loculus der Katakombe unter der Kirche Santa Lucia abgesehen von einer Reihe von rosenähnlichen Blumen noch drei Vögel von gelbbrauner Farbe aufgemalt, welche Rebhühnern gleichen.

In Rom finden wir im Baptisterium des Lateran an der Decke des nach dem Evangelisten Johannes benannten Oratoriums innerhalb des von Papst Hilarius (461—468) gestifteten Mosaikschmuckes zwei Paare

dekorative Bedeutung inne.[1]) Allerdings muss die eigenartige symbolische Auslegung, welche an die Erwähnung des Rebhuhns im griechischen Physiologus angeknüpft ist,[2]) hier völlig ausser Acht gelassen werden. Aber da man die paradiesischen Gefilde mit den mannigfachsten Vögeln sich belebt dachte, so konnte man hier den Pfauen ebenso gut einmal ein Rebhuhn beigesellen, wie man sonst auch Vögel von phantastischer Farbenpracht des Gefieders bald mit einem Pfau verband, bald für sich allein verwandte, um unter gleichzeitiger Verwertung von Blumen oder Guirlanden oder auch Weinranken auf das himmlische Eden hinzuweisen.[3])

In dem Fresko aber, das an der Vorderfront des Arcosols unterhalb der Oeffnung der Grabnische selbst angebracht war, wurde dadurch, dass abgesehen von Rosen- oder Oleanderblüten und Pfauen in centraler Stellung auch der mit einer Guirlande bedeckte mystische Korb vor Augen geführt wurde, in einer für die Gläubigen selbst leicht verständlichen Weise darauf hingewiesen, worin man die festeste Bürgschaft für die Berechtigung der Auferstehungshoffnung erblickte. Die korbartige Cista mystica erinnerte an die Eucharistie,[4]) durch welche den Mitgliedern der christlichen Gemeinde nach einer schon von Ignatius sowie auch von Irenaeus und Clemens von Alexandrien bezeugten Vorstellung ein *φάρμακον ἀθανασίας*, eine *ἀντίδοτος τοῦ μὴ ἀποθανεῖν*, dargereicht wird[5]) kraft der Verheissung des Herrn: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage.“ [6])

Deutlich genug kommen also in dem gesamten Freskenschmuck des Arcosoliums eschatologische Gedanken zur Geltung.

---

von Rebhühnern, zwischen welchen je ein mit Früchten gefülltes Gefäss sich erhebt, als Pendant zu analog angeordneten Paaren von Tauben, Enten und Papageien, während die Mitte der gesamten Komposition das durch den Kreuzesnimbus gekennzeichnete Lamm Gottes einnimmt. Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. IV (1877), tav. 238, pag. 46 sq.; Pératé, L'archéologie chrétienne (1892), fig. 142, pag. 214; A. Venturi, a. a. O., vol. 1, fig. 107 (S. 120).

[1]) Vgl. Münz in der Real-Encyklopädie der christl. Alterthümer von Fr. X. Kraus, 2. Bd., S. 960 f.

[2]) Vgl. J. B. Pitra, Spicilegium Solesmense, t. III (Parisiis 1855), pag. 338 sqq. Veterum Gnosticorum in Physiologum allegoricae interpretationes. *Φυσιολόγος* . . . pag. 453 sq. *Περὶ πέρδικος*. Vgl. auch Joseph Strzygowski, Der Bilderkreis des griechischen Physiologus, des Kosmas Indikopleustes und Oktateuch (Leipzig 1899), S. 26.

[3]) Vgl. beispielsweise J. Führer, Forschungen zur Sicilia sotterranea, S. 781 (111), No. XIV, 1 und 2 sowie S. 773 (103), No. II, 1 b über Fresken der Nekropole Cassia bei Syrakus; S. 766 (96), No. V, 2 über ein Fresko des Coemeteriums von San Giovanni.

[4]) Vgl. des hl. Hieronymus epist. CXXV, 20 ad Rusticum monachum: Nihil illo ditius qui corpus Domini canistro vimineo, sanguinem portat in vitro.

Innerhalb eines Korbes aus Weidengeflecht sind auf dem berühmten Doppelbild an der Wand eines Cubiculums des nach der hl. Lucina benannten Annexes der Katakombe von S. Callisto bei Rom auch beide Elemente der hl. Eucharistie zur Darstellung gelangt; in dem Korbe, der in Verbindung mit einem am Boden liegenden Fisch gebracht ist, ist bekanntlich ein mit Wein gefülltes Glas erkennbar, während darüber mehrere Brote aufgehäuft sind. Vgl. de Rossi, Roma sotterranea, vol. I (1864), tav. VIII nebst S. 323 und S. 348 ff.; Garrucci, a. a. O., vol. II, tav. 2, 1 nebst pag. 8; Théophile Roller, Les catacombes de Rome, vol. I, Paris (1881), pl. XVII nebst pag. 98 sq.; Joseph Wilpert, Schäden und Rückschritte auf dem Gebiete der christl. Archäologie (Hist.-polit. Blätter für das kath. Deutschland, 122. Bd. (1898)), S. 498 f.

[5]) Vgl. Victor Schultze, Archäologische Studien über altchristliche Monumente (1880), S. 54; Archäologie der altchristlichen Kunst (1895), S. 173 f. Vgl. auch J. Wilpert, Fractio panis (1895), S. 73 f.

[6]) Vgl. Evang. Johannis, Kap. 6, 55.

Aber trotz der Einheitlichkeit der Idee, welche sämtliche einzelne Darstellungen beherrscht, sind doch die Elemente, aus welchen sich die Gesamtdekoration zusammensetzt, keineswegs einheitlichen Ursprungs.

Zunächst würde man allerdings in Erwägung des Umstandes, dass Syrakus in den Zeiten seiner Selbständigkeit Jahrhunderte lang ein Hauptcentrum griechischer Kultur auf Sizilien gewesen ist und auch nach Christi Geburt trotz der römischen Herrschaft nach dem Zeugnisse der Inschriften an der griechischen Sprache festgehalten hat,[1]) von vorneherein am ehesten zu der Annahme geneigt sein, dass in der künstlerischen Ausschmückung, welche die unterirdischen Begräbnisanlagen dortselbst erhalten haben, unbedingt griechischer Geist sich besonders klar und deutlich verraten müsse.

Diese Voraussetzung aber könnte weder in Bezug auf die Gesamtheit der syrakusanischen Coemeterien, noch auch im Hinblick auf das von uns näher behandelte isolierte Hypogeum als thatsächlich berechtigt anerkannt werden.

In Wahrheit handelt es sich nämlich beiderseits um eine eigenartige lokale Entwicklung, für welche eine Kreuzung verschiedenartiger Einflüsse von grundlegender Bedeutung war.[2])

Die Mehrzahl der aus dem alten und neuen Testamente entnommenen Bilder unserer kleinen Katakombe weist eine unverkennbare Anlehnung an die Darstellungsweise auf, welche uns in analogen Bildern des römischen Kunstbereiches entgegentritt, innerhalb dessen eine gewisse selbständige Entwicklung sicher auch dann anzunehmen ist, wenn der Ursprung der beliebtesten Typen des christlichen Altertums auf den griechischen Orient, insbesondere Alexandria zurückgeführt werden muss.[3])

Freilich ergibt sich nirgends eine so weit gehende Uebereinstimmung, dass eines der Gemälde geradezu als Kopie eines der auf uns gekommenen Fresken oder sonstigen Bildwerke der ewigen Stadt selbst oder ihrer Einflusssphäre bezeichnet werden könnte.

Aber trotz mancherlei mehr oder minder starker Abweichungen in Einzelheiten sind bezüglich der Hauptgrundzüge der Komposition überraschende Aehnlichkeiten mit Darstellungen des römischen, beziehungsweise occidentalen Kunstkreises nicht zu übersehen.

Am deutlichsten tritt das bei der Wiedergabe Daniels zwischen den Löwen zu tage.[4])

Die Haltung des Propheten, der die Arme zum Gebete erhoben hat, und die symmetrische Anordnung der in viel zu kleinem Massstab vorgeführten Löwen, welche mit geöffnetem Rachen Daniel zugekehrt sind und auch mit einer der vorderen Pranken ihn bedrohen, entsprechen vollständig der Art und Weise, wie diese Scene namentlich auf römi-

---

[1]) Eine Zusammenstellung sämtlicher bisher von Mommsen, Kaibel, Orsi, Strazzulla und Führer veröffentlichten Inschriften der christlichen Katakomben von Syrakus führt zu dem Ergebnis, dass mehr als 500 griechischen Epitaphien nur wenig über 60 lateinische Inschriften gegenüberstehen.

[2]) Eine prägnante Zusammenfassung der bei der Würdigung der Hauptkatakomben von Syrakus ohne weiteres zu tage tretenden divergierenden Einflüsse gibt Joh. Ficker auf Grund von Joseph Führers Forschungen zur Sicilia sotterranea in der Zeitschrift für bildende Kunst, neue Folge, X. Bd. (1899), S. 270 f.

[3]) Vgl. Fr. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, I. Bd. (1896), S. (77), 81 f., 84 (450); Joseph Strzygowski, Orient oder Rom, Leipzig (1901), S. 2.

[4]) Vgl. Tafel III, No. 2.

schen Freskogemälden[1]) mehrmals dargestellt wird.[2]) Hingegen findet sich dort kein unmittelbar entsprechendes Analogon zu dem bis nahe an die Kniee hinabreichenden Lendenschurz, der Daniel auf unserem Fresko gegeben ist.[3])

Auf dem Jonasbilde[4]) steht wenigstens die in Anlehnung an das klassische Vorbild des Hippokampos durchgeführte Darstellung des Seeungetüms,[5]) sowie die Art und Weise,

---

[1]) Vgl. Edgar Hennecke, Altchristliche Malerei und altkirchliche Literatur, Leipzig (1896), S. 57 (und auch S. 129, 134, 220 f.). Vgl. von den dort aufgeführten Fresken insbesondere ein Bild des Coemeterium SS. Petri et Marcellini und zwei Gemälde des Coemeterium Domitillae bei Garrucci, a. a. O. vol. II, tav. 43, 1, sowie tav. 23, 2 und tav. 32, 2. Vgl. auch de Rossi, Bull. di arch. crist., serie IV, anno IV (1886), tav. III, No. 2 nebst pag. 15 sqq. (Fresko eines Cubiculums nahe dem Grabgemach der Scipionen); Bull. di arch. crist., serie II, anno IV (1873), tav. I - II nebst pag. 19 (Gemälde der Area zwischen dem Coemeterium Thrasonis und dem Coemeterium Jordanorum).

[2]) Von Werken der Kleinkunst weist in den Hauptgrundzügen der Darstellung der bildliche Schmuck eines dem 3. Jahrhundert zugeschriebenen Silberdiskus des Medaillen-Kabinets im Vatikan grössere Aehnlichkeit auf: indes ist Daniel dort nackt wiedergegeben und die Löwen haben keine der Vorderpranken erhoben. Vgl. J. Wilpert, Di un dischetto argenteo rappresentante Daniele fra i leoni, Nuovo Bulletino di archeologia cristiana, serie VI, anno I (1895), pag. 114 sq. nebst tav. I, No. 3.

Auf römischen Sarkophagen finden sich zwar mehr oder minder entsprechende Parallelen zur Gesamthaltung Daniels und zur Stellung der beiden Löwen, es fehlt jedoch dort das Detail der von jedem der beiden Tiere erhobenen Vorderpranke; ausserdem sind der Scene dort meist Begleitfiguren, wie z. B. Habakuk beigegeben.

Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. V (1879), tav. 358, 3; tav. 368, 2; tav. 384, 3; tav. 398, 4; tav. 365, 2; tav. 367, 3 [= Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 185 (pag. 199) und fig. 184 (pag. 198)]. Abgesehen von diesen römischen Sarkophagen — neben welchen auch noch ein Steinsarg von Verona erwähnt werden kann (vgl. Garrucci, a. a. O., vol. V, tav. 333, 1) — weisen auch Sarkophage von Arles eine Uebereinstimmung in den Hauptzügen der Darstellung auf. Vgl. Edmond Le Blant, Les sarcophages . . . d'Arles, pl. VI, pl. VIII, pl. XX, 2; Garrucci, a. a. O., vol. V, tav. 366, 2 und 3; tav. 384, 2. Auf einem Fragment eines Steinsarges von Soissons aber, welches hinsichtlich der Haltung des Daniel eine Abweichung gegenüber unserem Fresko zeigt, erstreckt die Uebereinstimmung in der Stellung des einen der beiden Löwen, welcher allein erhalten blieb, sich auch auf die erhobene Vordertatze. Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. V, tav. 403, 5; Edmond Le Blant, Les sarcophages chrétiens de la Gaule, Paris (1886), pag. 15.

[3]) Mit einem schmalen Lendentuch ist Daniel auf einem dem Anfang des 4. Jahrhunderts angehörigen Fresko des Coemeterium Ostrianum bekleidet. Vgl. Garrucci, t. II (1873), tav. 64, 2 nebst S. 67. J. Wilpert, Die Katakombengemälde und ihre alten Copien (Freiburg i. Br. 1891), S. 63; Die gottgeweihten Jungfrauen in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche (Freiburg i. Br. 1892), S. 66 (nebst Tafel II, No. 5).

Irrtümlich ist ein derartiges schmales Lendentuch bei Daniel auf der Abbildung der Schmalseite eines römischen Sarkophages angebracht, welchen Paul Aringhi veröffentlichte (Roma subterranea novissima, t. II (1651), S. 401); vgl. Heuser in der Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer von Fr. X. Kraus, 1. Bd. (1882), S. 344. Vgl. dagegen Garrucci, a. a. O., vol. V (1879), tav. 318, 3 nebst S. 36.

Mit Exomis bezw. Tunika bekleidet erscheint Daniel auf einem Gemälde des Hypogeums der Flavier im Coemeterium Domitillae, auf einem Fresko der Area der hl. Lucina im Coemeterium Callisti und auf einem Bilde der Cappella Greca im Coemeterium Priscillae, mithin auf den ältesten Darstellungen dieses Gegenstandes, während wir vom 3. Jahrhundert an den Propheten auf Fresken gewöhnlich nackt wiedergegeben finden.

Vgl. G. B. de Rossi, Bull. di arch. crist. 1864, pag. 42, No. 2; La Roma sotterranea crist., vol. I, tav. X; Garrucci, a. a. O., vol. II, tav. 19, No. 2 und tav. 2, No. 5; J. Wilpert, Fractio panis (Freiburg i. Br. 1895), S. 3 f. nebst Tafel IX.

[4]) Vgl. Tafel III, Nr. 1.

[5]) Vgl. Edmond Le Blant, Les sarcophages . . . d'Arles, pag. XI; Hennecke, a. a. O., S. 61; Otto Mitius, Jonas auf den Denkmälern des christlichen Altertums (Freiburg i. Br. 1897), S. 32 f.

in welcher das Ungeheuer den kopfüber schräg hinabstürzenden Propheten in seinen Rachen aufnimmt, im Einklang mit der Wiedergabe des Meerdrachens sowie der nackten Menschengestalt auf Katakombenfresken[1]) der ewigen Stadt.[2])

Auch für das Missverhältnis zwischen den Proportionen der menschlichen Figuren und der geringen Grösse des Fahrzeuges sowie für die naturwidrige Stellung des aufgerefften Segels in der Längsachse des Schiffes fehlt es in der Zahl der Freskogemälde der unterirdischen Coemeterien Roms sowie auch innerhalb der Sarkophagreliefs[3]) keineswegs an Parallelen.[4])

Für die Wiedergabe der Erweckung des Lazarus[5]) ist wiederum ein Schema gewählt, welches insbesondere auf römischen Fresken[6]) uns wiederholt begegnet:[7]) Der Heiland

---

[1]) Eine genauere Uebereinstimmung der Gesamtkomposition ist allerdings bei keinem der von Hennecke und Mitius aufgezählten Fresken festzustellen.

[Vgl. Hennecke, a. a. O., S. 62 (bezw. S. 58 ff.); Mitius, a. a. O., S. 14 ff., insbesondere S. 21 f.]

Bezüglich der Art des Sturzes des Propheten aber bietet ein Fresko des Coemeterium Ostrianum (vgl. Garrucci, a. a. O., vol. II, tav. 64, 2) verhältnismässig am meisten Aehnlichkeit dar; jedoch ist dort die Zeichnung viel freier und lebensvoller; auch erscheint dort Jonas noch in voller Gestalt, während auf dem syrakusanischen Bilde Kopf und Arme des Propheten bereits im Rachen des Ungetüms verschwunden erscheinen, eine Eigentümlichkeit, die in Darstelluugen der gleichen Scene auf römischen Sarkophagen öfter wiederkehrt (vgl. Garrucci, a. a. O., vol. V (Prato 1879), tav. 367, 3; tav. 397, 5; tav. 404, 3 u. s. w.) und auch auf einem Goldglase von Köln (vgl. Garrucci, a. a. O., vol. III (1876), tav. 169, 1) sich findet.

[2]) Von den römischen Sarkophagen weisen manche wenigstens in Hinsicht auf die Wiedergabe des Seeungetüms eine weitgehende Uebereinstimmung mit unserem Fresko auf. Vgl. z. B. Garrucci, a. a. O., vol. V, tav. 301, 2; tav. 397, 10; tav. 307, 1 (= Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 179 (pag. 193)). Vgl. auch Mitius, a. a. O., S. 47 f.

Ein gallischer Sarkophag bietet auch ein Analogon bezüglich der Zahl der Schiffer und ihrer Anordnung dar, zeigt aber weit grössere Lebhaftigkeit in Bezug auf ihre Haltung. Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. V, tav. 301, 4; Edmond Le Blant, Les sarcophages chrétiens de la Gaule, Paris (1886), pl. XXVI, 2. Das Gleiche gilt hinsichtlich der Darstellung des schon erwähnten Goldglases von Köln. Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. III, tav. 169, 1.

[3]) Vgl. Mitius, a. a. O., S. 24 und S. 26, sowie S. 54 f.

[4]) Vgl. z. B. von Fresken Garrucci, a. a. O., vol. II, tav. 78, 2 (vgl. auch tav. 76, 1; tav. 79, 1; tav. 64, 2); vgl. ferner tav. 6, 2 und tav. 9, 2. Vgl. auch Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 12 und 13 (pag. 15 und 16). Vgl. von Skulpturen Garrucci, a. a. O., vol. V, tav. 301, 2 und tav. 307, 1 (= Venturi, a. a. O.. vol. I, fig. 179 (pag. 193)); vgl. ferner auch Garrucci, vol. V, tav. 301, 4.

[5]) Vgl. Tafel IV, No. 1.

[6]) Vgl. André Pératé, La résurrection de Lazare dans l'art chrétien primitif (Mélanges G. B. de Rossi (1892)), pag. 271 sq.; Edgar Hennecke, a. a. O., S. 78 f.; Georg Stuhlfauth, Die altchristliche Elfenbeinplastik (Archäologische Studien zum christlichen Altertum und Mittelalter, 2. Heft, 1896), S. 140 f. (vgl. S. 124).

[7]) Vgl. beispielsweise Garrucci, a. a. O., vol. II, tav. 57, 2 nebst S. 61 (Fresko des Coemeterium SS. Petri et Marcellini); Giov. Batt. de Rossi, Roma sotterranea, t. III (1877), tav. VIII, 1 nebst S. 77 f. (Fresko des Coemeterium Callisti); Bulletino di archeologia cristiana, serie III, anno IV (1879), tav. I—II nebst pag. 95 (Fresko des Coemeteriums der Domitilla); Bull. di arch. crist., serie IV, anno IV (1886), tav. II, No. 1 nebst pag. 15 (Gemälde eines Cubiculums nahe dem Grabgemach der Scipionen).

Vgl. ferner J. Wilpert, Madonnenbilder aus den Katakomben (Römische Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte, 3. Jahrg. (1889)), S. 290 f. nebst Tafel VI (Gemälde von der Frontwand eines Arcosols im Coemeterium Domitillae).

Vgl. auch de Rossi, Bull. di arch. crist., serie IV, anno VI (1888), tav. 8 nebst pag. 105 (Freskofragment des Coemeteriums der Priscilla, auf dem die Scene durch Beifügung der Schwester des Lazarus erweitert war).

steht schräg vor der Front der schmalen Grabädicula, zu deren Eingang mehrere Stufen emporführen; in der Eingangsöffnung aber erscheint die Gestalt des vom Tode Erweckten.[1])

Während jedoch Lazarus sonst in der Regel in Mumienform vor Augen geführt wird, war er hier, wenn anders die schwachen Farbreste, die sich erhalten haben, nicht täuschen, in der Weise dargestellt, dass er, in weisse Linnen eingehüllt, die Arme seitwärts erhoben hatte.[2])

Andererseits war auch die Haltung des Erlösers, soweit sich nach dem Befunde des Oberkörpers urteilen lässt, hier etwas bewegter als sonst bei der Wiedergabe der gleichen Scene auf Gemälden in der Regel[3]) zu beobachten ist.[4])

Endlich tritt bei unserem Fresko auch deutlich genug zu tage, dass es sich hier wie

---

[1]) In den wichtigsten Hauptgrundzügen der Darstellung weist auch ein Relief der Lipsanothek von Brescia, welche aus der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr. G. stammt, Uebereinstimmung mit unserem Freskobild auf. (Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. VI, tav. 443 nebst pag. 65; Fr. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, 1. Bd., fig. 386 nebst S. 502 ff. Vgl. dazu Georg Stuhlfauth, a. a. O., S. 39 ff.; A. Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 276 (pag. 291) nebst pag. 456 sqq., insbes. pag. 460.)

Von anderen Elfenbeinschnitzereien steht die Lazarusscene auf einem der beiden Buchdeckel des Domschatzes von Mailand unserem Fresko noch nahe. (Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. VI, tav. 455 nebst S. 81; G. Stuhlfauth, a. a. O., S. 66 ff.; A. Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 389 (pag. 425) nebst pag. 509 sqq.)

Indes weist diese Darstellung, welche in der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts entstanden ist, eine Erweiterung des ursprünglichen Schemas auf, indem neben Christus noch eine knieende Frau in flehender Haltung, nämlich Maria Magdalena, die Schwester des Lazarus, sowie ein Jünger beigefügt erscheinen.

In ähnlicher Weise ist die Wiedergabe der Erweckung des Lazarus auch auf der Mehrzahl der einschlägigen Sarkophagdarstellungen gestaltet, von welchen das Relief eines Steinsarges, der bei S. Maria Maggiore in Rom gefunden wurde, besonders hervorgehoben werden mag. (Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. V, tav. 313, 4 nebst S. 26; vgl. auch Garrucci, vol. V, tav. 365, 2 = Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 185 (pag. 199)). Im übrigen ist bei dieser Klasse von Denkmälern an Stelle der Aedicula mit vorgelagerter Treppe fast durchgängig nur die Fassade eines Grabdenkmales vor Augen geführt, und häufig jede Andeutung von Stufen beiseite gelassen.

(Vgl. Hytrek in der Real-Encyklopädie der christl. Alterthümer von Fr. X. Kraus, 2. Bd., S. 286 sq.)

[2]) Zwei Darstellungen des Coemeterium Callisti in Rom (im Cubiculum A_2 und A_6) sowie ein Bild der Cappella greca im Coemeterium Priscillae zeigen nur insoferne eine gewisse Aehnlichkeit, als auch dort Lazarus nicht in Mumien-Gestalt, sondern nur in das Grabtuch mehr oder minder eingehüllt erscheint. Die Gesamtauffassung, Stellung und Haltung der Figur ist aber auf jenen aus dem Ende des 2., bezw. dem Anfang des 3. Jahrhunderts stammenden Fresken der Katakombe des Callistus sowie auf dem noch dem ersten Drittel des 2. Jahrhunderts zugewiesenen Gemälde der Cappella Greca wesentlich verschieden. Vgl. Giov. Batt. de Rossi, Roma sotterranea, t. II (1867), tav. XIV und tav. XV nebst S. 344 sowie Garrucci, a. a. O., vol. II, tav. 9, 1 nebst S. 15 und tav. 5, 5 nebst S. 11; vgl. auch J. Wilpert, Die Malereien der Sacramentskapellen in der Katakombe des hl. Callistus (Freiburg i. Br. 1897), S. 27 und S. 32 nebst S. 31 ff.

Vgl. ferner J. Wilpert, Fractio panis (Freiburg i. Br. 1895), S. 4 f., S. 29 ff. und S. 78 nebst Tafel XI.

[3]) Man vergleiche jedoch die ausschreitende Stellung des Heilandes bei Garrucci, a. a. O., vol. II, tav. 57, 2; tav. 40, 1; tav. 25; ferner tav. 51, 1; tav. 53, 1; tav. 57, 1.

[4]) Von Sarkophag-Darstellungen finden sich bezüglich der Haltung Christi Analoga bei Garrucci, a. a. O., vol. V, tav. 313, 4; tav. 361, 1 und tav. 379, 2 und 3.

auch in analogen Fällen[1]) nicht um die getreue Nachahmung eines wirklichen Grabbaus, sondern nur um ein trübes Erinnerungsbild handelt.[2]) Dafür spricht der Aufbau der Langseite der Grabädicula, sowie die Eigentümlichkeit der Bedachung und die Gestaltung des Giebels.[3]) In dem Kreuzesschmuck der Giebelspitze aber liegt ein grober Anachronismus vor,[4]) dessen Bedeutung für die chronologische Fixierung der gesamten Freskenreihe wir später zu würdigen haben.

Hinsichtlich der Darstellung des guten Hirten[5]) ist wiederum eine Uebereinstimmung mit römischen Katakombenbildern wenigstens in Hinsicht auf die Gesamthaltung,[6]) sowie in Bezug auf die mit vertikalen Längsstreifen (clavi) geschmückte Kleidung[7]) zu verzeichnen. Hingegen bieten sich für die Art und Weise, in welcher vom Pastor bonus die kreuzweise gelegten Beine des auf den Schultern ruhenden Tieres mit beiden Händen festgehalten werden, dem Anscheine nach einzig und allein[8]) auf ausserrömischen Skulpturen Analoga[9])

---

[1]) Vgl. Joseph Strzygowski, Orient oder Rom (Leipzig, 1901), S. 96—98 und Tafel IV. Es sind dort Darstellungen von Gebäuden mit Giebeldach und einer an der Schmalseite vorgelagerten Treppe näher gewürdigt, welche am Rande des aus Aegypten stammenden Danielstoffes des Berliner Kunstgewerbe-Museums eingewoben sind und fast durchgängig die Bezeichnung *Μαρτύριον* tragen, mithin als Grabkirchen erscheinen, welche zu Ehren von Blutzeugen errichtet wurden.

[2]) In welchem Masse derartige stereotype Architekturbilder weitere Verbreitung fanden, geht daraus hervor, dass auch für Tempel analoge Darstellungen von kleinen Giebelbauten mit vorgelagerter Treppe nicht nur in der griechischen Josua-Rolle des Vatikans, die dem 5—6. Jahrhundert entstammt, sondern auch noch in dem lateinischen Utrechter Psalter, welcher allem Anschein nach im 9. Jahrhundert in der Schule von Rheims entstanden ist, zur Verwendung gelangten. Vgl. einerseits Garrucci, a. a. O., vol. IV (1877), tav. 220, 2 nebst pag. 28 sq., andererseits Anton Springer, Die Psalter-Illustrationen im frühen Mittelalter (VIII. Bd. der Abhandlungen der philol.-histor. Classe der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissensch.), Leipzig (1880), Tafel IX zu Psalm 127; Tafel IV zu Ps. 43; N. Kondakoff, Histoire de l'art byzantin considéré principalement dans les miniatures, vol. I (Paris 1886), Abbildung auf S. 1 zu Ps. 149. J. J. Tikkanen, Die Psalterillustration im Mittelalter, 1. Bd., 3. Heft (1900), S. 181/2 nebst Anm. 1 und S. 184 ff. sowie Figur 209 zu Psalm 86 (und Figur 208 zum Canticum Simeonis).

[3]) Vgl. oben S. 125.

[4]) Ein ähnlicher Anachronismus ist innerhalb eines Reliefs der Schmalseite eines Sarkophages des lateranischen Museums zu Rom zu konstatieren; dort ist im Hintergrunde der Darstellung der Ankündigung der Verleugnung Petri durch Christus ausser anderen Gebäulichkeiten auch ein Kuppelbau wiedergegeben, der von einem schrägschenkligen Monogramme überragt wird. Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. V, tav. 323, No. 5 nebst pag. 46.
(Nicht erkennbar ist dieses Detail bei Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 57 (pag. 74).)

[5]) Vgl. Tafel IV, No. 2.

[6]) Vgl. Edgar Hennecke, a. a. O., S. 91 ff., insbes. S. 94. Auch Sarkophagreliefs bieten Aehnlichkeiten dar. Vgl. René Grousset, Le bon pasteur et les scènes pastorales dans la sculpture funéraire des chrétiens (Mélanges d'archéologie et d'histoire, V. année (1885)), pag. 161 sqq., insbes. pag. 163.

[7]) Vgl. E. Hennecke, a. a. O., S. 96 und S. 128 f.

[8]) Vgl. Heuser in der Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer von Fr. X. Kraus, 2. Bd. (1886), S. 588 ff., insbes. S. 592.

[9]) Uebereinstimmung mit dieser Haltung der Hände zeigt einerseits eine Reliefdarstellung eines Hirten auf einem Steincippus von Nîmes, welchen Le Blant für heidnischen Ursprungs zu halten geneigt ist (vgl. E. Le Blant, Les sarcophages chrétiens de la Gaule, pag. 112 und pl. XXXVI, fig. 3), ferner die Gestalt des Pastor bonus auf einer Sarkophagwand von Montrezat bei Nîmes (vgl. E. Le Blant, a. a. O., pag. 107 nebst pl. XXIX, fig. 2) und endlich bis zu einem gewissen Grad auch die Figur des guten Hirten an der Vorderfront eines Sarkophages von Pisa (vgl. Garrucci, a. a. O., vol. V, tav. 298, 1 nebst S. 7 f.).

dar. Ganz und gar beispiellos aber ist es,[1]) dass der gute Hirt entgegen dem Wortlaut der einschlägigen biblischen Stellen und der daran anknüpfenden Erörterungen von Kirchenvätern[2]) nicht ein Lamm oder Schaf, sondern ein junges Rind auf dem Rücken trägt.

Es erweckt diese Art der Darstellung, während man sonst nicht selten die Figur des Pastor bonus mit statuarischen Bildwerken, die den Hermes κριοφόρος vor Augen führen, in Parallele setzt,[3]) unwillkürlich die Erinnerung an die archaische Statue des sogenannten Kalbträgers (μοσχοφόρος) im Akropolis-Museum zu Athen, bei der auch die Füsse des Tieres in ganz analoger Weise mit beiden Händen an der Brust festgehalten werden.[4]) Gleichwohl kann irgendwelche Abhängigkeit von jener Kunstschöpfung schwerlich angenommen werden.

Auch muss es fraglich bleiben, ob die Wahl des auf den Schultern getragenen Tieres nur durch eine Laune des Künstlers oder durch tiefere Erwägungen bedingt war.

Denkbar aber könnte es immerhin erscheinen, dass die tiefgehenden Differenzen, welche zwischen den Montanisten und Novatianern einerseits und den Vertretern der römischen Kirche andererseits Jahrhunderte hindurch[5]) in Hinsicht auf die Behandlung der schweren Sünder sowie in Bezug auf die während einer Verfolgung von ihrem Glauben Abgefallenen bestanden, hin und wieder den Anlass zu einer Veränderung in der Darstellung des guten Hirten gegeben haben. Thatsächlich hat man auch schon aus dem Umstande, dass auf ein paar Goldgläsern der Pastor bonus auf den Schultern statt eines Lammes oder Schafes einen Widder trägt,[6]) und dass er auch auf einzelnen Freskogemälden mit einer Ziege auf dem Rücken erscheint,[7]) die Schlussfolgerung gezogen, dass eine derartige Wiedergabe des guten Hirten, dessen Gestalt an sich schon die Lehre von der Möglichkeit der Bekehrung und der Pflicht der Zulassung aller reumütigen Sünder zur Busse und zu den Gnadenmitteln der Kirche vergegenwärtige,[8]) in noch schärferer Weise einen Protest gegen die rigorosen Tendenzen der Montanisten und ähnlicher Sekten zum Ausdruck bringe,[9]) welche die schweren

---

[1]) Vgl. Carl Maria Kaufmann, Die sepulcralen Jenseitsdenkmäler der Antike und des Urchristentums (Forschungen zur monumentalen Theologie und vergleichenden Religionswissenschaft, I. Bd., Mainz 1900), S. 144, Anm. 3.

[2]) Vgl. E. Hennecke, a. a. O., S. 244 ff.

[3]) Vgl. z. B. Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 19 und 20 (pag. 23) nebst pag. 34 sqq. Vgl. dagegen Victor Schultze, Archäologie der altchristlichen Kunst S. 172 f.; Fr. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, 1. Bd., S. 102.

[4]) Vgl. Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 18 (pag. 23); Karl Woermann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, 1. Bd. (1900), S. 261 nebst Abbildung auf S. 262; Maxime Collignon-Eduard Thraemer, Geschichte der griechischen Plastik, 1. Bd. (1897), fig. 102 nebst S. 226 ff.

[5]) Vgl. z. B. Fr. X. Funk, Lehrbuch der Kirchengeschichte, 3. Aufl., 1898, S. 82 ff.

[6]) Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. III (1876), tav. 175, 4 und 9 nebst pag. 135 sqq.

[7]) Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. II (1873), tav. 44, 1 nebst pag. 52 und tav. 76, 2 nebst pag. 82 (Gemälde aus dem Coemeterium SS. Petri et Marcellini und aus dem Coemeterium Priscillae). Vgl. auch Joseph Wilpert, Ein Cyclus christologischer Gemälde aus der Katakombe der Heiligen Petrus und Marcellinus (1891), S. 11; Die gottgeweihten Jungfrauen in den ersten Jahrhunderten der Kirche (1892) S. 52.

[8]) Vgl. Fr. X. Kraus, Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer, 2. Bd. (1886), S. 592 Spalte a und S. 593 Spalte a.

[9]) Fr. X. Kraus hob zur Begründung seiner Ansicht ausdrücklich die auf Melito zurückgeführte Gleichstellung von hirci und reprobi, haedi und peccatores hervor.

Sünder für immer aus der kirchlichen Gemeinschaft ausschlossen. Der gleiche Gedanke könnte mithin auch dort nahe gelegt erscheinen, wo wir an Stelle eines Lammes oder Schafes ein junges Rind auf den Schultern des Pastor bonus erblicken.[1])

Im Gegensatz zu den bisher aufgezählten Gemälden biblischen Inhalts, welche trotz mancher mehr oder minder bedeutsamer Eigentümlichkeiten dennoch eine unleugbare Verwandtschaft mit Darstellungen des römischen Kunstkreises zeigen, scheint das Bild, in welchem ich eine kompendiöse Darstellung des Einzuges Jesu in Jerusalem erblicken zu können glaube,[2]) eher auf byzantinische Einflüsse hinzudeuten.

Wenigstens steht die Art und Weise, wie der noch im früheren, unbärtigen Typus gegebene Heiland hier allem Anscheine nach gleich einer Frau mit auf einer Seite herabhängenden Füssen auf dem Reittiere sitzt, im Widerspruch zu der auf römischen Sarkophagen und verwandten Darstellungen eingehaltenen Gepflogenheit, hingegen im vollen Einklang mit der auf Bildwerken des Ostens vertretenen Auffassung.[3])

Die sonstige Ausgestaltung der Scene aber[4]) lässt freilich eine weitergehende Abhängigkeit von irgend einem nachweisbaren Vorbild nicht erkennen und bietet demgemäss auch ihrerseits einen Beleg für die Eigenart der in unserem Hypogeum vertretenen Kunstrichtung dar.

Im übrigen könnte man sich versucht fühlen, wenigstens einen indirekten Hinweis auf byzantinische Einflüsse auch in den symmetrisch zu beiden Seiten des mystischen Korbes angeordneten Pfauen für gegeben zu erachten, welche sich ursprünglich an der Stirnseite des Arcosols unterhalb der Nischenöffnung fanden.[5])

Denn durch diese Darstellung, zu welcher durch andere Katakombenbilder von Syrakus selbst Analoga dargeboten sind,[6]) werden wir immerhin lebhaft an Reliefs auf ravennatischen Sarkophagen erinnert, bei welchen uns symmetrisch angeordnete Pfaue zu beiden

---

[1]) Ein literarisches Zeugnis dafür, dass etwa die Ausdrücke boves, tauri oder vituli in ähnlicher Weise wie hirci oder haedi von Kirchenschriftstellern zur bildlichen Bezeichnung schwerer Sünder gebraucht worden seien, vermag ich nicht beizubringen. Vgl. indes Heuser in der Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer von Fr. X. Kraus, 2. Bd., S. 518 f.

[2]) Vgl. Tafel IV, No. 2.

[3]) Vgl. Joseph Strzygowski, Byzantinische Denkmäler, 1. Bd. (Wien, 1891): Das Etschmiadzin-Evangeliar, S. 38 f.; Die christlichen Denkmäler Aegyptens (Römische Quartalschrift, 12. Bd., 1898), S. 13; E. Dobbert, Zur byzantinischen Frage. Die Wandgemälde in S. Angelo in Formis (Jahrbuch der Kgl. preussischen Kunstsammlungen, 15. Bd., 1894), S. 149 ff.; Arthur Haseloff, Codex purpureus Rossanensis (Berlin-Leipzig 1898), S. 91 ff.

[4]) Dass ein Relief der Maximians-Kathedra von Ravenna eine Parallele zu der Beigabe von Oranten auf unserem Fresko darbietet, wurde schon oben S. 127, Anm. 4 erwähnt.

[5]) Vgl. Tafel II, Nr. 1.

[6]) Zwei Pfaue, zu beiden Seiten des mystischen Gefässes angebracht, bilden den Hauptschmuck der Wandfläche unterhalb der Oeffnung der Grabnische der Marcia in der Nekropole Cassia; vgl. Joseph Führer, Forschungen zur Sicilia sotterranea (1897), Tafel X, No. 1 nebst S. 773, S. 787 und S. 796 f. (103, 117 und 126 f.).

An der Laibung eines Arcosols der Katakombe Cassia sind einmal auch ein Pfau und eine Art Fasan zu beiden Seiten eines Gefässes dargestellt, aus welchem Rosenzweige emporspriessen. Vgl. Joseph Führer, a. a. O., S. 780 f. (110 f.), No. XIV, 1 Ende.

Seiten eines Gefässes entgegentreten,[1]) während sie noch häufiger zu beiden Seiten eines oft von einem Kreise oder Kranze umschlossenen Monogrammes oder auch eines Kreuzes uns begegnen.[2]) Eine Einwirkung vonseiten der byzantinischen, beziehungsweise orientalisch-christlichen Kunst auf derartige ravennatische Kunstwerke aber gilt hervorragenden Forschern als unbestreitbar.[3])

Die Bildhauerkunst von Ravenna weist übrigens noch weitere Parallelen zu der Darstellung auf unserem Fresko auf.

Zwei Pfaue zu beiden Seiten eines Gefässes, aus welchem Ranken emporspriessen, sind als Bestandteil des Innenschmuckes sowohl in S. Apollinare in Classe als auch in S. Apollinare nuovo verwertet.[4])

Des weiteren begegnen uns in der Stuckverzierung einer Seitennische neben einem der Fenster des in der 1. Hälfte des 5. Jahrhunderts reich ausgeschmückten Baptisteriums der Orthodoxen zu Ravenna (= S. Giovanni in fonte) Pfaue zu beiden Seiten eines mit Früchten gefüllten Korbes.[5])

---

[1]) Vgl. vor allem das Relief auf einem Sarkophagdeckel von Ravenna bei Garrucci, a. a. O., vol. V, tav. 391, Nr. 2.

Vgl. ausserdem auch Garrucci, a. a. O., tav. 390, No. 2 (Relief an der Vorderfront eines Steinsarges) = Charles Diehl, Justinien et la civilisation byzantine au VI[e] siècle, Paris (1901), fig. 83 (pag. 221) = Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 212 (pag. 224) = Walter Goetz, Ravenna (1901), Abb. No. 86 (S. 83). Vgl. auch die Schmalseite eines Sarkophages von Fusignano (in der Nähe von Ravenna) bei Garrucci, a. a. O., vol. V, tav. 393, No. 3.

[2]) Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. V, tav. 311, No. 5; tav. 337, No. 2; tav. 389, No. 2 und No. 4; tav. 393, No. 2 und No. 3; tav. 391, No. 3 = Ch. Diehl, a. a. O., fig. 78 (pag. 201) = Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 209 (pag. 221). Vgl. auch Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 211 (pag. 223).

Vgl. auch Giov. Batt. de Rossi, Coperchio di sarcofago rinvenuto presso Ravenna con scultura effigiante una croce cereofora (Bulletino di archeologia cristiana, V serie, anno II (1891), tav. VII nebst pag. 105 sqq.) [Schmalseite eines Sarkophagdeckels mit zwei auf Stufen stehenden Pfauen zu beiden Seiten eines Kreuzes, von dessen Querbalken die Buchstaben *A* und *Ω* herniederhangen.]

[3]) Vgl. insbesondere C. Bayet, Recherches pour servir à l'histoire de la peinture et de la sculpture chrétiennes en Orient avant la querelle des iconoclastes (Paris, 1879), pag. 80 sq., pag. 113 sqq., pag. 117; L'art byzantin (Paris, 1892), pag. 82 sq., pag. 88, pag. 102 sqq.; Ed. Dobbert, Das Abendmahl Christi in der bildenden Kunst bis gegen den Schluss des 14. Jahrhunderts (Repertorium für Kunstwissenschaft, 14. Bd., 1891), S. 184; Joseph Strzygowski, Byzantinische Denkmäler, 1. Bd.: Das Etschmiadzin-Evangeliar (1891). S. 50; Arthur Haseloff, Codex purpureus Rossanensis (1898), S. 128. Vgl. ferner Ch. Diehl, a. a. O., pag. 641 sqq. Vgl. auch Victor Schultze, Archäologie der altchristlichen Kunst (München, 1895), S. 258 ff. Vgl. dagegen Fr. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, 1. Bd. (1896), S. 254.

[4]) Vgl. Ch. Rohault de Fleury, La Messe. Études archéologiques sur ses monuments, vol. IV (Paris, 1883), pl. 279, fig. 5 nebst pag. 86 col. b (Basrelief innerhalb einer halbkreisförmigen Umrahmung in S. Apollinare in Classe; eine Angabe über die Art des Denkmals fehlt); vol. III, pag. 88, col. a und vol. IV, pl. 280, fig. 4 nebst pag. 78 col. a und b (Basrelief einer Seitenkapelle von S. Apollinare nuovo). Vgl. Venturi, a. a. O., fig. 210 (pag. 222). Vgl. ausserdem auch noch Ch. Rohault de Fleury, a. a. O., vol. III, pl. 222 und pag. 88. (Transenne der gleichen Kapelle: zwei Pfaue zu beiden Seiten eines reichgeschmückten Kreuzes mit oblonger Umrahmung, welche durchgängig von Rankenwerk eingefasst ist, das einem unmittelbar unter dem Kreuze stehenden Gefässe entspriesst.) Vgl. auch Ch. Diehl, a. a. O., fig. 129 (pag. 373) sowie die Abbildung No. 106 bei Walter Goetz, Ravenna (1901), S. 93.

[5]) Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. VI (1880), tav. 406, 8 nebst S. 6. Vgl. auch Victor Schultze, Archäologie der altchristlichen Kunst, S. 205 ff.; Fr. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, 1. Bd., S. 428 f.

In dem Ornamentstreifen aber, welcher sich an der Vorderfront der Maximians-Kathedra von Ravenna unmittelbar unterhalb der Sitzfläche findet, führen uns die spätestens um die Mitte des 6. Jahrhunderts entstandenen Elfenbeinschnitzereien zu beiden Seiten eines Monogrammes, welches die Auflösung „S. Maximiano episcopo“ verlangt,[1]) symmetrisch einander gegenübergestellte Pfaue vor Augen und zwar inmitten von Weinranken, in deren Geäste Vögel und allerlei andere Tiere erscheinen.[2])

Auch in diesen Werken sieht man nun aber Erzeugnisse griechischen Geistes.[3])

Abgesehen von diesen Skulpturen mag noch der Rest eines Mosaiks erwähnt werden, das 1841 in Ravenna nahe der heute zerstörten Kirche S. Severo gefunden wurde und gegenwärtig in der Accademia delle Belle Arti aufbewahrt wird. Auch hier werden uns zwei Pfaue zu beiden Seiten eines breiten Gefässes vor Augen geführt.[4])

Aehnliche Darstellungen haben sich innerhalb der Einflusssphäre der byzantinischen Kunst auf italischem Boden auch sonst noch mehrfach erhalten.

So zeigt das Relief einer Schranke der Tribüne des Hauptschiffes der Marcus-Kirche in Venedig in prächtiger Ausführung zwei Pfaue zu beiden Seiten eines kelchähnlichen Gefässes, aus welchem Ranken mit Laubwerk und Blüten sich erheben; das eine der beiden Tiere pickt eben nach einer der Blüten, das andere hingegen wendet den Kopf ab.[5])

Abgesehen von diesem Werke, welches spätestens dem Ende des 7. Jahrhunderts entstammt, findet sich auch noch an der Aussenseite der Schatzkammer der Kirche eine Stein-

---

[1]) Gewöhnlich wird diese Kathedra mit dem Erzbischof Maximianus von Ravenna († um 556) in Verbindung gebracht. Hingegen setzt Venturi, a. a. O., vol. I, pag. 466 sqq. (insbes. pag. 475), die Elfenbeinschnitzereien noch in die ersten Dezennien des 5. Jahrhunderts; er bezieht die Inschrift auf einen Bischof Maximianus von Konstantinopel (um 431). Indes steht diese Annahme in Widerspruch zu der Wahl lateinischer Buchstaben für die in Monogramm-Form gegebene Dedikations-Inschrift.

[2]) Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. VI, tav. 414 A nebst S. 17 f.; Fr. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, 1. Bd., fig. 388 nebst S. 504 ff. Vgl. auch Victor Schultze, Archäologie der altchristlichen Kunst, S. 129 f.; Georg Stuhlfauth, Die altchristliche Elfenbeinplastik, S. 86 ff.; Émile Molinier, Histoire générale des arts appliqués à l'industrie du Ve à la fin du XVIIIe siècle, t. I (Ivoires), Paris (1896), pl. VII sowie pag. 67 sqq.; Ch. Diehl, a. a. O., fig. 208 nebst pag. 653 sq.; Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 278 (pag. 294) und fig. 281 und 282 (pag. 298 sq.); Walter Goetz, Ravenna (1901), Abbildung No. 110 und 112 nebst S. 89 f.

[3]) Vgl. bezüglich der Ausschmückung des Baptisteriums der Orthodoxen in Ravenna V. Schultze, a. a. O., S. 207; Ed. Dobbert, Zur Geschichte der altchristlichen und der frühbyzantinischen Kunst (Repertorium für Kunstwissenschaft, 21. Bd., 1898), S. 97 unter Berufung auf das in russischer Sprache erschienene Werk von E. K. Redin, Die Mosaiken der ravennatischen Kirchen, 1896.

Vgl. in Bezug auf die Kathedra des Maximianus, welche man in neuerer Zeit mit der syro-ägyptischen Kunstentwicklung der frühbyzantinischen Epoche in Verbindung bringt, Ed. Dobbert, Zur Geschichte der Elfenbeinsculptur (Rep. f. K.-W., 8. Bd., 1885), S. 173; C. Bayet, L'art byzantin (1892), pag. 92 f.; André Pératé, L'archéologie chrétienne (1892), S. 345 ff., insbes. aber Molinier, a. a. O., pag. 67, pag. 69, pag. 73; Hans Graeven, Frühchristliche und mittelalterliche Elfenbeinwerke in photographischer Nachbildung (Serie II): Aus Sammlungen in Italien (Rom, 1900), No. 41 (S. 26) und No. 62—63 (S. 34); Ch. Diehl, a. a. O., pag. 654. Vgl. ferner Walter Goetz, a. a. O., S. 89; Venturi, a. a. O., vol. I, pag. 475. Vgl. hingegen G. Stuhlfauth, a. a. O., S. 84 f.; Fr. X. Kraus, a. a. O., S. 504.

[4]) Vgl. Rohault de Fleury, La Messe, vol. IV (1883), pl. 279, fig. 1 nebst pag. 81 col. b.

[5]) Rohault de Fleury, La Messe, t. III, pag. 83, No. VI und pag. 84, No. VI nebst pag. 87, sowie t. IV, pl. 288 nebst pag. 79 b.

platte aus karolingischer Zeit mit der Darstellung von zwei Pfauen zu beiden Seiten eines Gefässes, dem Ranken mit Blüten entspriessen.[1])

Ausser diesen Skulpturen, welche vielleicht aus dem Osten nach Venedig gebracht wurden, mögen auch noch zwei Reliefs des Domes von Torcello Erwähnung finden, die an der Brüstungswand der Säulenreihe angebracht sind, welche den Altarraum vom Hauptschiff trennt.

Beiderseits ist innerhalb einer Einfassung durch ein Rosettenband auf einem achteckigen Pfeiler eine tiefe Schale mit weiter Oeffnung wiedergegeben, aus welcher zwei symmetrisch einander gegenüberstehende Pfaue trinken, welche auf Rankenwerk sich erheben.[2])

Die Vorbilder für diese Reliefdarstellungen, welche heutzutage[3]) dem Anfang des 11. Jahrhunderts zugeschrieben werden,[4]) glaubt man in dem plastischen Schmuck von Elfenbeinkästchen aus dem 9. oder 10. Jahrhundert zu erkennen,[5]) deren Darstellungen selbst wieder als Nachahmungen byzantinischer Werke betrachtet werden.

Im übrigen haben sich Analoga zu dem in Frage stehenden Freskobild unseres Hypogeums auch aus weit früherer Zeit in einem Gebiete erhalten, das oströmischen Einflüssen unbestreitbar direkt unterworfen war.

So treffen wir zwei Pfaue inmitten von Rankenwerk zu beiden Seiten eines Gefässes auf einer architektonischen Skulptur Syriens, welche dem 5. oder 6. Jahrhundert ihren Ursprung verdankt.[6])

Ausserdem scheinen zwei pfauenartige Vögel zu beiden Seiten eines aus einem Kreise emporsteigenden Kreuzes an der Rückwand eines Arcosols einer der gleichen Periode angehörigen Grabkammer von Chéf-à' Amer (Cafarnao) in Palästina aufgemalt zu sein.[7])

Allein auch auf einem bleiernen Wassergefäss in Eimerform, welches bei Tunis gefunden wurde und dadurch besonderes Interesse darbietet, dass es durch die Vereinigung beliebter Typen christlicher Skulptur und solcher von profanem, beziehungsweise heidnischem Gepräge einen Rückschluss auf den Synkretismus an der Wende des 4. und 5. Jahrhunderts

---

[1]) Rohault de Fleury, a. a. O., t. III, pl. 231 nebst pag. 86, col. b und pag. 87, No. L.

[2]) Rohault de Fleury, a. a. O., t. III, pl. 229, No. 1 und pl. 243 nebst pag. 90 sq. und pag. 118, col. b; vgl. t. IV, pag. 89, col. a.

[3]) Rohault de Fleury setzte noch das Ende des 7. Jahrhunderts als Entstehungszeit dieser Reliefplatten an.

[4]) Vgl. Hans Graeven, Ein Reliquienkästchen aus Pirano (Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses, 20. Bd., Wien, 1899), S. 8; Adamo ed Eva sui cofanetti d' avorio bizantini (L'arte [già Archivio storico dell' arte], anno II (1899), pag. 297/8); Venturi, a. a. O., vol. I, pag. 524.

[5]) Vgl. z. B. das Relief eines Elfenbeinkästchens des Museo civico in Pisa, abgebildet von H. Graeven, L'arte, anno II (1899), fig. 1, pag. 298.

[6]) Le Cte Melchior de Vogüé, La Syrie centrale. Architecture civile et religieuse du Ier au VIe siècle (Paris, 1865—1877), t. I, pl. 45 nebst pag. 90 (Relief eines Thürsturzes an einem Gebäude von Dana); C. Bayet, L'art byzantin (Paris, 1892), fig. 27 nebst pag. 84 und 88; Ch. Diehl, a. a. O., fig. 184 (pag. 583) sowie pag. 648.

[7]) Vgl. G. B. de Rossi, Bull. di arch. crist., serie V, anno I (1890), tav. I—II nebst pag. 5 sqq.

gestattet, sind wiederum zwei Pfaue zu beiden Seiten eines Gefässes uns vor Augen gestellt, aus dem sie zu trinken scheinen.[1])

Andererseits finden sich verwandte Darstellungen doch auch auf gallischen Sarkophagen[2]) und Inschrifttafeln[3]) sowie auf einem Steinsarge von Pavia.[4])

Ueberdies sind auch auf Freskogemälden von christlichen Hypogeen, deren künstlerische Ausstattung Verwandtschaft mit den Erzeugnissen der coemeterialen Kunst Roms zeigt, ähnliche Motive verwertet worden.

So bilden in einer aus der Mitte des 4. Jahrhunderts stammenden Grabkammer nahe der Stadt Sopianae in Pannonia inferior, dem heutigen Fünfkirchen in Ungarn, symmetrisch angeordnete Pfaue zu beiden Seiten einer mit Blumen gefüllten und mit Bändern umwundenen Vase einen zweimal vertretenen Bestandteil der Dekoration der Decke des Cubiculums.[5])

In einem Hypogeum aus dem Ende des 3. Jahrhunderts aber, das bei Cagliari in Sardinien sich fand, sind zu beiden Seiten einer von einem roten Bande umschlossenen Marmorinschrift auf einen Familienvater Munatius Irenaeus zwei Pfaue einander gegenübergestellt, über welchen die Worte „pax tecum sit cum tuis“ aufgemalt wurden.[6])

---

[1]) Vgl. Giov. Batt. de Rossi, Secchia di piombo trovata nella reggenza di Tunisi (Bull. di arch. crist., anno V (1867), pag. 77 sqq. nebst Abbildung 1 auf beigegebener Tafel); Garrucci, a. a. O., vol. VI (1880), tav. 428, No. 1—2 und pag. 33 sq.; Edmond Le Blant, Les ateliers de sculpture chez les premiers chrétiens (Mélanges d'archéologie et d'histoire, vol. III (1883), pag. 445 sq. nebst pl. X); V. Schultze, Arch. der altchristl. Kunst (1895). S. 277 nebst Anm. 3; Fr. X. Kraus, Geschichte der christl. Kunst, 1. Bd. (1896), S. 241 f. nebst Abbildung 198.

[2]) Vgl. Edmond Le Blant, Les sarcophages chrétiens de la Gaule (Paris, 1886), pl. VI, No. 2 nebst pag. 23 sq.: Marmorsarkophag der Kathedrale von Vienne mit eingravierter Abbildung eines Gefässes, aus welchem Reben nebst Trauben emporspriessen, während beiderseits ein Pfau nach den Beeren pickt. [Vgl. auch pl. XXIV, No. 3 nebst pag. 87: Steinsarg von Angoulême mit ähnlichem Motive.] Vgl. auch pag. 58: Fragment eines Sarkophagdeckels aus Charenton du Cher mit der Darstellung eines von einem Kranze umschlossenen schrägschenkeligen Monogrammes mit *A* und *Ω* zwischen zwei Pfauen; Étude sur les sarcophages chrétiens antiques de la ville d'Arles (Paris, 1878), pag. 70, No. 78: Schmalseiten eines Sarkophagdeckels vom Jahre 553 n. Chr. G. mit je einem von einem Kreis umschlossenen Monogramm zwischen zwei Pfauen.

[3]) Vgl. Edmond Le Blant, Inscriptions chrétiennes de la Gaule antérieures au VIIIe siècle (1856), t. I, pl. 8, No. 34 nebst S. 135 ff.; No. 60 (Inschrift auf den Presbyter Romanus); t. II. pl. 70, No. 423 nebst S. 302, No. 546 (Inschrift auf Eusebia „religiosa magna“); S. 584 f., No. 689 (Inschrift auf Uranius vom Jahre 491): diese drei Inschriften zeigen eine Darstellung des mystischen Gefässes zwischen zwei Pfauen. Vgl. ausserdem t. I, pl. 34, No. 214 nebst S. 430, No. 326 (Darstellung eines von einem Kreise umschlossenen schrägschenkeligen Monogrammes mit *A* und *Ω* zwischen zwei Pfauen).

[4]) Vgl. Rohault de Fleury, a. a. O., vol. III, pag. 87, col. b u. pag. 90, col. b; vol. IV. pl. 291, fig. 2 nebst pag. 95, col. a (Sarkophag aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts): zwei Pfaue aus einem Gefäss trinkend, das von einem Kreuz überragt wird.

[5]) Emerich Henszlmann, Die altchristliche Grabkammer in Fünfkirchen (Mittheilungen der k. k. Centralkommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, XVIII. Bd. (1893)), S. 57 ff. nebst Tafel I; Giov. Batt. de Rossi, Bull. di arch. crist., serie II, anno V (1874), pag. 150 sqq. nebst Tafel VII.

[6]) Giov. Batt. de Rossi, Cubicoli sepolcrali cristiani adorni di pitture presso Cagliari in Sardegna (Bull. di arch. crist., serie V, anno III (1892), pag. 130 sqq., insbesondere pag. 132, pag. 136, pag. 139 sq. nebst tav. V).

Ueberdies sind nun aber auch zu Rom selbst Fresken auf uns gekommen, welche zwei Pfaue in symmetrischer Stellung zu beiden Seiten eines centralen Zwischengliedes[1]) uns vor Augen führen.

So zeigte ein Gemälde aus dem Ende des 3. Jahrhunderts, welches einen Loculus der Arenaria zwischen dem Coemeterium Thrasonis und dem Coemeterium Jordanorum schmückte, ursprünglich zwei Pfaue zu beiden Seiten einer Guirlande, über welcher in roten Buchstaben die Inschrift „[M]arcianeti [i]n pace“ angebracht war.[2])

Ebenso hat sich in einem aus dem 3. Jahrhundert stammenden Cubiculum des Coemeteriums der hl. Lucina, eines Abschnittes der Katakombe des Callistus, eine Wanddekoration erhalten, welche unter zwei langgestreckten Guirlanden, zwischen denen eine dritte sich tiefer herniedersenkt, zwei einander gegenübergestellte Pfaue aufweist.[3])

Ebenso treten uns zwei Pfaue in symmetrischer Anordnung auch zu beiden Seiten einer dem 2. Jahrhundert angehörigen Inschrifttafel an der Rückseite eines der beiden Arcosolien im Cubiculum des Ampliatus entgegen, welches de Rossi als einen der ältesten Bestandteile des Coemeteriums der Domitilla betrachtet.[4])

Endlich sind in dem nach den Acilii Glabriones benannten Abschnitt des Coemeteriums der Priscilla auf einem aus dem 2. Jahrhundert stammenden Fresko an der Decke einer grösseren Nische am Fusse der ursprünglichen Treppe zwei Pfaue zu beiden Seiten eines Kantharos einander gegenübergestellt, während Spuren einer ähnlichen Komposition auch an der Rückwand einer Nische einer benachbarten Galerie sich fanden.[5])

Es ergibt sich demgemäss die Notwendigkeit, die Verwertung symmetrisch zu beiden Seiten eines Korbes, eines Gefässes und dergleichen angeordneter Pfaue der christlichen Kunst des gesamten römischen Reiches und nicht der oströmischen Kunstübung allein zuzu-

---

[1]) Ohne centrales Zwischenglied sind symmetrisch angeordnete Pfaue zu beiden Seiten der Arcosolöffnung an der Hauptwand des sogenannten Cubicolo dei cinque santi im Coemeterium der hl. Soteris, einem Bestandteil der Katakombe des Callistus, zur Verwertung gelangt, um im Verein mit Blumen und Fruchtzweigen und mancherlei Vögeln auf das Paradies als Aufenthaltsort der fünf zur Darstellung gebrachten Oranten hinzuweisen.

Vgl. Giov. Batt. de Rossi, La Roma sotterranea cristiana, t. III (1877), tav. I—III nebst pag. 49 sqq.; André Pératé, L'archéologie chrétienne (1892), fig. 72 nebst pag. 114 sq.; Fr. X. Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, 1. Bd. (1896), fig. 12 nebst S. 49; Horace Marucchi, Éléments d'archéologie chrétienne, vol. I (Notions génerales), Paris (1899), Abbildung auf pag. 275; vol. II (Itinéraire des catacombes), Paris (1900), Abbildung auf pag. 159.

[2]) Vgl. Giov. Batt. de Rossi, Scoperte nell' arenaria tra i cimiteri di Trasone e dei Giordani sulla via Salaria nuova (Bull. di arch. crist., serie II, anno IV (1873)), pag. 5 sqq., insbesondere pag. 19 nebst tav. I—II.

[3]) Vgl. Giov. Batt. de Rossi, La Roma sotterranea cristiana, t. I (1864), tav. XVI nebst S. 327; Garrucci, a. a. O., vol. II (1873), tav. 3, No. 3 nebst S. 9.

[4]) Vgl. de Rossi, Scavi nel cimitero di Domitilla (Bull. di arch. crist., III serie, anno V (1880)), pag. 169 sqq.; Il cubicolo di Ampliato nel cimitero di Domitilla, (l. l., III serie, anno VI (1881)), pag. 57 sqq., insbes. pag. 62 nebst tav. III—IV; André Pératé, a. a. O., fig. 27 (pag. 56); Marucchi, a. a. O., vol. II, Abbildung auf pag. 123.

[5]) Vgl. Giov. Batt. de Rossi, L' ipogeo degli Acilii Glabrioni nel cimitero di Priscilla (Bulletino di archeologia cristiana, serie IV, anno VI (1888/89)), pag. 15 sqq., vgl. insbes. pag. 30 (vgl. auch pag. 12 nebst tav. III).

(Vgl. auch A. de Waal, Manius Acilius Glabrio (Röm. Quartalschrift, 4. Jahrg. (1890)), S. 305 ff., insbes. S. 308.

schreiben und ebenso wie die gleichfalls häufige Verwendung symmetrisch einander gegenübergestellter Tauben als Nachklang der in der dekorativen heidnischen Kunst oft genug geübten Gepflogenheit einer symmetrischen Anordnung von Tiergestalten überhaupt, wie z. B. Löwen, Sphinxen, Greifen und insbesondere auch Vögeln[1]) verschiedener Art zu betrachten.

Bezüglich des Deckengemäldes,[2]) auf welchem ausser ein paar Pfauen und einem Rebhuhn insbesondere Guirlanden in regelloser Anordnung sowie rosenähnliche Blumen zur Dekoration verwendet sind, stehen mir vollständig entsprechende Analoga nicht zu Gebote. Indes fehlt es nicht an Beispielen, welche wenigstens eine teilweise Uebereinstimmung darbieten.

So finden wir regellos verteilte Guirlanden ausserhalb Syrakus selbst[3]) vor allem auf dem Deckengemälde des schon erwähnten[4]) Arcosols eines Hypogeums von Cagliari in Sardinien[5]) und zwar in Verbindung mit Rosen sowie im Anschluss an kleinere Vögel; ausserdem treffen wir regellos angeordnete Guirlanden nebst rosenähnlichen Blüten auch auf Bildern römischer Katakomben.[6]) In symmetrischer Anordnung aber treten uns Guirlanden im Verein mit rosenähnlichen Blüten nicht nur für sich allein,[7]) sondern auch gerade

---

[1]) Vgl. Pasquale d'Amelio-Edoardo Cerillo, Pompei. Dipinti murali scelti (1887), tav. VII (symmetrisch angeordnete Pfaue oberhalb sich kreuzender Goldstäbe); tav. IX (symmetrisch angeordnete Pfaue und Tauben, dazwischen eine Statuette; symmetrisch angeordnete Schwäne, dazwischen eine Maske mit Arabesken); tav. XII (symmetrisch angeordnete Tauben, dazwischen ein fächerartiges Ornament); tav. XIV (symmetrisch angeordnete Pfaue und Wasservögel ober Guirlanden, welche von einem Becken ausgehen). Pasquale d'Amelio-A. Sogliano, Nuovi scavi di Pompei. Casa dei Vettii (1898), tav. VIII (symmetrisch angeordnete Pfaue und Wachteln, dazwischen Arabesken).

[2]) Vgl. Tafel II, No. 2.

[3]) In Syrakus ist die Decke eines Grabgemaches der Nekropole Cassia ausschliesslich mit regellos angeordneten Guirlanden und rosenähnlichen Blumen geschmückt.
Vgl. J. Führer, a. a. O., S. 779 (109), No. VIII, 4.
Ausserdem finden sich regellos verteilte Guirlanden auch auf einem Fresko an der Laibung eines Arcosols der Katakombe Cassia, welches dic Darstellung einer weiblichen Orans in reichem Prunkgewande und mehrerer Vögel von grellfarbigem Gefieder aufweist. Vgl. J. Führer, a. a. O., S. 781 (111), No. XIV, 2.

[4]) Vgl. oben S. 145 nebst Anmerkung 6.

[5]) Vgl. G. B. de Rossi, Bull. di arch. crist., serie V, anno III (1892), pag. 133 und pag. 139 sq.

[6]) Solche Guirlanden in regelloser Verteilung sind im 4. Jahrhundert nach Chr. G. an einer für Loculigräber bestimmten Wandfläche des Coemeterium Thrasonis aufgemalt worden und zwar in Verbindung mit rosenähnlichen Blumen und symmetrisch angeordneten Vögeln sowie der Gestalt einer Orans. Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. II, tav. 73, No. I nebst S. 79; Théophile Roller, Les catacombes de Rome (Paris 1881), vol. I, pl. 46, No. 1 nebst S. 286. Auch im Coemeterium SS. Petri et Marcellini sind Guirlanden in regelloser Anordnung nebst einzelnen Blumen auf einer kaum vor dem fünften Jahrhundert entstandenen Darstellung des thronenden Christus zu finden, an dessen Seite die Apostel Petrus und Paulus stehen; ebenso sind Guirlanden auch neben den Gestalten von vier Heiligen eingestreut, welche ebendortselbst zu beiden Seiten des auf dem mystischen Berge stehenden Lammes vor Augen geführt werden. Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. II, tav. 58, No. I; Roller, a. a. O., vol. II, pl. 85, No. 3 nebst S. 283 ff.

[7]) Vgl. z. B. G. B. de Rossi, La Roma sotterranea cristiana, t. III (1877), tav. XIII nebst S. 79 über ein Fresko der Katakombe der hl. Soteris, eines Annexes des Coemeterium Callisti zu Rom.

in Verbindung mit Pfauen[1]) und dergleichen[2]) auf dem Festland von Italien öfter entgegen. Ebendortselbst treffen wir auch Gegenstücke zu dem eigenartigen Abschluss, welchen in unserem Hypogeum[3]) Scenen aus dem alten und dem neuen Testamente durch Doppel-Guirlanden und rosenähnliche Blumen erhalten haben.[4])

Im übrigen ist die häufige Verwertung der beiden eben genannten dekorativen Elemente für Sizilien selbst geradezu charakteristisch.

Guirlanden nebst rosenähnlichen Blumen erscheinen zum Teil allein,[5]) zum Teil als

---

[1]) Vgl. G. B. de Rossi, La Roma sotterranea cristiana, t. I (1864), tav. XVI nebst S. 327 und Garrucci, a. a. O., vol. II (1873), tav. 3, No. 3 über ein schon früher (S. 146 nebst Anm. 3) erwähntes Gemälde des Coemeteriums der hl. Lucina in Rom. [Vgl. auch Roller, a. a. O., t. I, pl. IV, 2 und pl. V, 1 nebst S. 11 ff. über Fresken eines jüdischen Grabgemaches der Via Appia bei Rom.]

Vgl. ferner Garrucci, a. a. O., vol. II, tav. 104, No. 1 und tav. 92, No. 2 sowie Victor Schultze, Die Katakomben von S. Gennaro dei Poveri in Neapel (Jena 1877), S. 47 f. und S. 25 über zwei Fresken von Neapel.

[2]) In Verbindung mit symmetrisch angeordneten Tauben finden sich Doppelguirlanden nebst Zweigen mit rosenähnlichen Blüten in einem Arcosol des Coemeteriums des Callistus zu Rom oberhalb der Umrahmung von zwei Gemälden, welche de Rossi auf das Verhör und die Verurteilung von Martyrern bezog, während Wilpert in der einen Scene die Verurteilung der beiden Alten durch Daniel und die Befreiung der Susanna erkennt, das andere nur fragmentarisch erhaltene Fresko aber als die Wiedergabe des Quellwunders des Moses betrachtet. Vgl. G. B. de Rossi, Roma sotterranea, t. II (1867), tav. XIX und tav. XX, No. 2 nebst (S. 219 ff.), S. 267; Garrucci, a. a. O., vol. II, tav. 16, No. 2; J. Wilpert, Die Malereien der Sacramentskapellen in der Katakombe des hl. Callistus (1897), fig. 7 und 8 nebst S. 11 ff.

[3]) Vgl. Tafel III, No. 1 und 2; Tafel IV, No. 1 und 2; vgl. auch Tafel V, No. 3.

[4]) Für die unmittelbare Verbindung derartiger Elemente von dekorativem, bezw. symbolischem Charakter mit Darstellungen biblischer Scenen, die unter freiem Himmel sich abspielen, bietet sich zunächst ein Analogon dar in einem Freskobild einer der Katakomben von S. Gennaro bei Neapel. Auch dort findet sich oberhalb einer Wiedergabe von Daniel in der Löwengrube, bei welcher der Prophet in persischer Tracht erscheint, zur Rechten und zur Linken eine Guirlande. Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. II (1873), tav. 94, No. 2.

Ebenso sind auf einer Darstellung der Epiphanie, welche im Coemeterium Domitillae bei Rom auf uns gekommen ist, zum oberen Abschluss des Gemäldes, auf welchem der in der Mitte thronenden Madonna mit dem Jesuskinde von beiden Seiten her je zwei Magier mit ihren Geschenken sich nähern, sechs rote Guirlanden verwendet, von welchen die beiden mittleren in ihrer tiefsten Ausbuchtung nochmals den Stützpunkt für herabhangende Gewinde bilden. Vgl. G. B. de Rossi, Immagini scelte della Beata Vergine Maria tratte dalle Catacombe Romane (Roma 1863), tav. II und tav. III; Garrucci, a. a. O., vol. II, tav. 36, No. 1; Liell, Die Darstellungen der allerseligsten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria auf den Kunstdenkmälern der Katakomben (Freiburg i. Br., 1887), Tafel III nebst S. 227 ff.; J. Wilpert, Die Katakombengemälde und ihre alten Copien (Freiburg i. Br., 1891), Tafel 21; Marucchi, Éléments d'archéologie chrétienne, vol. I (1899), pag. 318, vol. II (1900), pag. 125.

Ein guirlandenartig drapiertes Tuch hingegen sehen wir oberhalb eines Gemäldes des Coemeterium Priscillae bei Rom, welches den unter der Laube ruhenden Jonas uns vor Augen führt. Vgl. Garrucci, a. a. O., vol. II, tav. 76, No. 1.

Eine Parallele anderer Art bieten Reliefdarstellungen christlicher Sarkophage des südwestlichen Galliens dar. Es erscheinen dort hinter der Wiedergabe Daniels zwischen den Löwen mehrmals halb zurückgeschlagene Vorhänge. Vgl. Edmond Le Blant, Les sarcophages chrétiens de la Gaule (1886), pag. 83 sq. [Sarkophag der Kirche Saint-Hilaire zu Poitiers]; pag. 117 sqq. = pl. XXXIV [Sarkophag von Saint-Guillem du Desert]; pag. 136 sq. = pl. XLVIII, 3 [Sarkophag von Le Mas Saint-Antonin].

[5]) Vgl. z. B. den Freskenschmuck einer Grabkammer der Katakombe Cassia bei Syrakus. J. Führer,

Beigabe[1]) zu anderen Darstellungen, auf welchen namentlich auch Pfaue uns wiederholt entgegentreten, oft genug innerhalb der cömeterialen Kunst Trinakriens. In anderen Fällen finden wir daselbst entweder Guirlanden[2]) oder rosenähnliche Blüten,[3]) sei es in selbständiger Verwendung oder sei es als Bestandteil einer grösseren Komposition.

---

a. a. O., S. 778 f. (108), No. VIII, 1—3. Vgl. auch ein paar Gemälde des Coemeteriums von S. Maria di Gesù bei Syrakus. J. Führer, a. a. O., S. 784 (114), No. I; S. 785 (115), No. VI.

Fünf abwechselnd über einander greifende rote Guirlanden nebst rosen- bezw. oleanderähnlichen Blüten bilden den Schmuck einer Arcosollaibung einer Katakombe in einem Garten hinter der Chiesa dei Niccolini bei Marsala. Ebendortselbst weist eine andere Grabnische eine Dekoration der Decke durch drei rote Guirlanden und eine grössere Anzahl vollentfalteter rosenähnlicher Blumen auf.

[1]) Vgl. beispielsweise eine Reihe von Fresken der Nekropole San Giovanni bei Syrakus: J. Führer, Forschungen zur Sicilia sotterranea (1897), S. 766 (96), No. IV; S. 767 f. (97 f.). No. VIII, 1* u. 2, d u. e; S. 768 f. (98 f.), No. IX* und No. XI, 1, b*; S. 769 f. (99 f.), No. XII, 1, c* und 2, b; S. 770 f. (100 f.), No. XIV; S. 771 (101), No. XV, 3.

Vgl. auch ein paar Gemälde der Katakombe Cassia bei Syrakus: J. Führer, a. a. O., S. 778 f. (108 f.), No. VII, 1 und 2.

Vgl. des weiteren ein Katakombenbild von S. Maria di Gesù bei Syrakus: J. Führer, a. a. O., S. 785 (115), No. V, 1*.

⟨Ein beigesetzter Stern * weist bei dieser und den beiden folgenden Aufzählungen auf die Darstellung von Pfauen hin.⟩

Auch in einer kleinen Katakombe im Garten hinter der Chiesa dei Niccolini bei Marsala ist an einer Arcosollaibung eine rote Guirlande unterhalb eines roten Kranzes mit gelblichgrünen, flatternden Bändern angebracht, der freie Raum aber durch rote, rosenähnliche Blüten und grünes Laubwerk teilweise ausgefüllt.

[2]) Eine rote, mit grüner Schleife gezierte Guirlande, von der grüne Bänder herniederhangen, schmückt die rechte Laibung der 2. Grabnische an der Nordseite eines Cubiculums westlich der Eingangsgalerie der Katakombe Frangapani bei Girgenti.

Für die Beigabe von Guirlanden zu anderen Darstellungen aber bieten die Hauptkatakomben von Syrakus Belege dar.

Vgl. z. B. ein Fresko der Nekropole von S. Giovanni: J. Führer, a. a. O., S. 767 (97). No. VI.

Vgl. auch ein paar Gemälde der Katakombe Cassia: J. Führer, a. a. O., S. 773 (103), No. II, 1, a* sowie S. 778 (108), No. VI.

[3]) Rosenähnliche Blumen nebst grünen Blättern schmücken beispielsweise die Rückwand eines Arcosols eines halbzerstörten Hypogeums im Garten hinter der Chiesa dei Niccolini bei Marsala, ebenso die Rückwand und die Laibung eines Arcosols an der Westseite der Eingangsgalerie der Katakombe Frangapani bei Girgenti und die Rückwand einer Grabnische in dem halbeingestürzten östlichen Teile der gleichen Katakombe.

Für die Verwendung von rosenähnlichen Blüten und grünen Blättern als Beigabe zu anderen Darstellungen finden sich mehrere Belege in den Hauptkatakomben von Syrakus. Vgl. z. B. ein Bild der Katakombe von S. Giovanni: J. Führer, a. a. O., S. 771 (101), No. XV, 1*. Vgl. ausserdem ein Fresko der Nekropole Cassia: J. Führer, a. a. O., S. 780 (110), No. XII, 1. Vgl. auch ein Gemälde des Coemeteriums von S. Maria di Gesù: J. Führer, a. a. O., S. 785 (115), No. II.

Ausserdem sind solche rosenähnliche Blumen nebst grünen Blättern neben drei rebhuhnähnlichen Vögeln in einem Hypogeum unter der Kirche Santa Lucia bei Syrakus zur Darstellung gelangt, ferner neben einem mit Säulen geschmückten Palaste in einer kleinen Katakombe nächst der Kirche S. Lucia, des weiteren neben einer grossen roten Phantasiepflanze und einem grünen Doppelzweig an einer Arcosollaibung der Eingangsgalerie des Coemeterium Frangapani bei Girgenti, endlich neben weidenden Schafen unterhalb einer Inschrifttafel in einer Katakombe im Garten hinter der Chiesa dei Niccolini bei Marsala sowie unterhalb der Wiedergabe eines Schiffes im Sturm in einem Hypogeum, das dem vorhergenannten benachbart ist.

Die Verwertung eines derartigen schmückenden Beiwerkes ist indes keineswegs auf Begräbnisstätten beschränkt gewesen, bei denen ein christlicher Ursprung entweder unzweifelhaft feststeht oder doch bisher mit mehr oder minder grosser Wahrscheinlichkeit vorausgesetzt wurde.

Denn auch in einem bei Marsala von mir aufgefundenen Hypogeum, welches durch die Darstellung von Europa auf dem Stiere sowie von einem tanzenden Satyr sicher als heidnischen Ursprungs gekennzeichnet wird,[1]) vermochte ich die Verwendung von rosenähnlichen Blumen nebst grünen Blättern zum Schmucke von Arcosolwandungen nachzuweisen. Wir haben es also bei diesem in Sizilien besonders beliebten dekorativen Elemente der sepulkralen Malerei mit antikem Gemeingut zu thun, welches allerdings je nach dem religiösen Standpunkt des einzelnen auch noch eine besondere Auslegung erfahren konnte.

Das Gleiche gilt aber auch von den Guirlanden, deren Entlehnung aus dem auch bei heidnischen Begräbnisstätten[2]) zur Verwertung gelangten hellenistisch-römischen Dekorationssystem[3]) einem Zweifel nicht unterliegen kann.

Für die Beurteilung der Entstehungszeit der bisher behandelten Fresken des 1. Arcosoliums der Westseite unseres Hypogeums liessen sich schon aus einzelnen Andeutungen bei der Beschreibung der einzelnen Bilder manche Anhaltspunkte entnehmen. Es sind Werke aus der Epoche des allmählichen Verfalles der Kunst, die uns hier entgegentreten.

Ganz abgesehen davon, dass bei jedem Fresko ein anderer Massstab zu grunde gelegt wurde, so dass insbesondere fast sämtliche menschliche Figuren in verschiedener Grösse erscheinen, stehen auch innerhalb der einzelnen Bilder selbst die Proportionen der verschiedenen Gestalten nicht mit einander im Einklang. Die Schuld daran trägt zum Teil

---

[1]) Das grossenteils zerstörte Grabgemach liegt jenseits der Bahnlinie nach Trapani nördlich der Chiesa dei Niccolini innerhalb eines Gartens, der zu einer Ziegelei gehört.

[2]) Ein paar Beispiele mögen genügen:

Von Stierschädeln herniederfallende Guirlanden finden sich am Fries des Grabmales der Caecilia Metella an der Via Appia bei Rom.

Durch Guirlanden verbundene Pilaster zeigt ein Grab in Tempelform an der Herkulaner Strasse vor Pompeji.

Von Putten gehaltene Guirlanden schmücken allem Anschein nach den Unterbau und die Mitte der Langseite eines tempelartigen Grabmals auf einem der Reliefs des im lateranischen Museum zu Rom aufgestellten Denkmals der Haterier, welches auch die Verwendung von Guirlanden zur Dekoration der Paradebetten von Verstorbenen vor Augen führt.

Eroten, welche Blumengewinde tragen, finden sich auch an den Ecken der Vorderfront des Pasiphae-Sarkophages im Louvre zu Paris.

Von Putten festgehaltene Guirlanden treten uns auch als Umrahmung einer Maske und zweier Büsten an der Vorderseite eines Kindersarkophages entgegen, welcher 1885 nahe der Via Salaria bei Rom gefunden wurde.

Von Greifen gehaltene Guirlanden zieren die Schmalseiten des Aktaion-Sarkophages im Louvre zu Paris, während dessen Front von Horen gehaltene Fruchtgewinde aufweist.

[3]) Vgl. Karl Woermann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker, 1. Bd. (1900), S. 406/7, 408, 442, 461. Vgl. beispielsweise auch August Mau, Pompeji in Leben und Kunst, Leipzig (1900), Tafel XI, ferner fig. 266 und fig. 268 sowie fig. 194; Pasquale d'Amelio, Pompei. Dipinti murali scelti, tav. III, IV, V, VIII, X, XII, XIV, XV, XVI, XVIII, XIX.

die mangelhafte Kenntnis der Perspektive,[1]) zum Teil auch eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Forderung der Naturwahrheit.[2])

Ueberdies fehlt auch bereits der Sinn für die organische Durchbildung und Gliederung des menschlichen Körpers.[3])

Aber auch die Wiedergabe der Tiere ist dort, wo es sich um Vierfüssler handelt, sowohl in Hinsicht auf die Gesamterscheinung als auch in Bezug auf die Gestaltung einzelner Teile nicht frei von grösseren Mängeln,[4]) während bei der Darstellung von Vögeln weniger die Zeichnung als die Farbengebung mehr oder minder stark gegen die Naturtreue verstösst.[5])

Auch bei der Vorführung vegetabilischer Elemente kommt nicht genaue Naturbeobachtung zur Geltung.[6])

Endlich zeigt auch die Art und Weise, wie leblose Gegenstände uns vor Augen gestellt werden, von geringer Beobachtungsgabe und von Ungeschick in der Wiedergabe des Gesehenen.[7])

---

[1]) Man beachte auf dem 2. Gemälde an der rechten Laibung der 1. Grabnische (Tafel IV, No. 2) das Missverhältnis zwischen der Reitergestalt im Vordergrund und den zu beiden Seiten derselben erscheinenden Oranten, auf dem 1. Gemälde derselben Wandfläche aber (Tafel IV, No. 1) den auffallenden Grössenunterschied zwischen der Figur des Erlösers und der am Eingang der Grabädicula sichtbaren Gestalt des Lazarus.

[2]) Belege hiefür bieten alle vier Gemälde der Laibungen des 1. Arcosols dar: Man vergleiche das Grössenverhältnis zwischen Daniel und den Löwen (Tafel III, No. 2) oder zwischen der Bemannung des Schiffes und dem Schiffskörper selber (Tafel III, No. 1) oder zwischen dem guten Hirten und dem Rinde auf seinem Rücken (Tafel IV, No. 1) oder zwischen der als Jesus gedeuteten Gestalt und dem Reittier (Tafel IV, No. 2). Auch die zur Raumfüllung verwendeten rosenähnlichen Blumen und deren Blätter stehen zum Teil durch ihre Grösse in scharfem Gegensatz zu den sonst auf den Bildern vor Augen geführten Gegenständen.

[3]) Man fasse vor allem (auf Tafel III, No. 1) den Oberkörper der Schiffer ins Auge, bei welchen der Hals und der Ansatz der Arme ganz verkümmert erscheinen, ferner die mittlere Partie des Leibes von Jonas, die fast jeder Wölbung und Rundung ermangelt, des weiteren (auf Tafel III, No. 2) die Hände und Arme und die rechte Seite des Brustkorbes von Daniel sowie dessen Unterschenkel, ausserdem (auf Tafel IV, No. 2) die Hände und Arme der Oranten zu beiden Seiten der Reiterdarstellung u. a. m.

[4]) Es mag in dieser Beziehung vor allem auf die ungemein ungeschickte Wiedergabe des Rindes auf den Schultern des guten Hirten (Tafel IV, No. 1) hingewiesen werden, da dort der Uebergang von der Brust des Tieres zu dem Beine und die Streckung des Fusses selbst in einer ganz und gar unmöglichen Weise dargestellt ist; ausserdem sei das Reittier auf dem angrenzenden Bilde (Tafel IV, No. 2) hervorgehoben, bei welchem der Vorderkörper stark gestreckt, der Kopf aber wenig charakteristisch erscheint; des weiteren sei auf die ganz schablonenhafte Ausführung der beiden Löwen in der Danielscene (Tafel III, No. 2) die Aufmerksamkeit gelenkt.

[5]) Es gilt dies vor allem von der Darstellung des Rebhuhnes auf dem Deckengemälde (Tafel II, No. 2) sowie von dem pfauenartigen Vogel an der Stirnseite des Arcosoliums (Tafel II, No. 1). Vgl. oben S. 121 und S. 120.

[6]) Man erinnere sich der flüchtigen Zeichnung der zur Raumfüllung verwendeten rosenähnlichen Blumen und der zum Teil isoliert gegebenen Blätter, die namentlich auf der Danielscene (Tafel III, No. 2) und auf dem Jonasbilde (Tafel III, No. 1) deutlich wahrnehmbar ist, sowie der unbestimmten Umrisse der auf dem Deckengemälde (Tafel II, No. 2) zwischen den Guirlanden und Rosen eingestreuten vollentfalteten Blüten.

[7]) Es mag hier auf die oberflächliche Skizzierung der Guirlanden auf den verschiedenen Einzelbildern verwiesen werden, ferner auf das Schiffssegel in der Jonasdarstellung (Tafel III, No. 1), das parallel zur Langseite des Fahrzeuges und nicht der Breite nach befestigt erscheint, und des weiteren

Für einzelne von den aufgeführten Fehlern und Mängeln liessen sich nun allerdings auch aus früheren Perioden der Entwicklung der christlichen Kunst Analogien in grösserer Menge beibringen;[1]) in ihrer Gesamtheit aber geben sie uns das Recht, mit dem Ansatz für die Entstehungszeit der Fresken des 1. Arcosoliums mindestens bis ins 4. Jahrhundert herabzugehen. Durch den Umstand aber, dass die Giebelspitze der Grabädicula in der Lazarusscene mit einem griechischen Kreuz bekrönt erscheint,[2]) werden wir an das Ende des 4. oder den Anfang des 5. Jahrhunderts verwiesen. Dieser Zeitansatz steht nicht in Widerspruch zu der Thatsache, dass die nächsten Parallelen zu der Mehrzahl der in dem Hypogeum dargestellten Scenen immerhin noch durch Fresken römischer Katakomben dargeboten werden, während die Analogien, welche auf Sarkophagen und anderen Bildwerken jüngeren Ursprungs sich finden, meist die Stufe einer weiter vorgeschrittenen Entwicklung repräsentieren.

Andererseits kann aber bei jener chronologischen Fixierung, welche auch die Anbringung einer Lendenschürze bei der Wiedergabe des nackten Daniel leichter verständlich macht,[3]) auch die Wahl eines Gegenstandes auf einem der Fresken, die sonst befremden müsste, nicht mehr auffällig erscheinen: ich meine die Darstellung des Einzugs Jesu in Jerusalem, einer Scene, welche bisher auf Katakombenbildern noch gar nicht nachgewiesen war,[4]) wohl aber in einer allerdings wesentlich verschiedenen Ausgestaltung auf Sarkophagreliefs[5]) sowie auf späteren Steinskulpturen, Holz- und Elfenbeinschnitzereien, Miniaturen und Geweben.[6])

---

auf den Grabbau in der Lazarusscene (Tafel IV, No. 1), wo in naturwidriger Weise zwei Längsbalken übereinander den oberen Abschluss der Langseite bezeichnen, auf dem Dache aber zwei Reihen von Stirnziegeln über einander sichtbar sind, ohne dass gleichzeitig auch eine Bedeckung der Fugen der Dachziegel angedeutet wäre, während der Giebel der Aedicula direkt ohne Zwischenglied über den Eckpilastern sich aufbaut.

[1]) Vgl. z. B. J. Wilpert, Die Malereien der Sacramentskapellen in der Katakombe des hl. Callistus (1897), S. 30. [2]) Vgl. Tafel IV, No. 1.

[3]) Während Daniel auf Fresken bis zum Anfang des 3. Jahrhunderts bekleidet, dann aber nackt dargestellt zu werden pflegte, zeigen ihn insbesondere ravennatische und gallische Sarkophagreliefs der späteren Jahrhunderte wiederholt auch mit einer Gewandung angethan.

Vgl. J. Wilpert, Bull. di arch. crist., serie VI, anno I (1895), pag. 114 sq.: Fractio panis (Freiburg i. Br., 1895), S. 3; Edgar Hennecke, a. a. O., S. 57 nebst Anm. 2.

[4]) Vgl. oben S. 127 nebst Anm. 3.

[5]) Vgl. oben S. 128 nebst Anm. 1 sowie S. 141 nebst Anm. 3.

[6]) Vgl. die Reliefdarstellung au der einen der beiden (wahrscheinlich aus Pola in Istrien entführten) vorderen Ciboriums-Säulen am Hauptaltar der Markus-Kirche in Venedig, welche früher mit Rücksicht auf den Charakter der erst nachträglich beigesetzten Inschriften ins 11. statt ins 6. Jahrhundert gesetzt wurden [Garrucci, a. a. O., vol. VI (1880), tav. 496, No. 3 nebst pag. 176 und Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 250 (pag. 263) sowie fig. 247 (pag. 260) nebst pag. 445 sqq.].

Vgl. das Holzrelief von al-Muʿallaka in Kasr es-Samaa (bei Alt-Kairo) [Joseph Strzygowski, Die christlichen Denkmäler Aegyptens (Röm. Quartalschrift, 12. Bd. (1898)), Tafel II, No. 1 nebst S. 17 ff.].

Vgl. das fünfteilige Elfenbein-Diptychon in Etschmiadzin [Joseph Strzygowski, Byz. Denkmäler, 1. Bd. (1891), Tafel I, No. 1 nebst S. 38 f.; Charles Diehl, Justinien (1901), fig. 207 (pag. 652)].

Vgl. aber auch das fünfteilige Elfenbein-Diptychon in Paris [Garrucci, a. a. O., vol. VI, tav. 458, No. 2 nebst S. 85].

Die Freskogemälde der 1. Grabnische dem Anfang des 5. Jahrhunderts zuzuweisen wird übrigens auch noch durch den sonstigen Befund des Hypogeums empfohlen.[1])

Eine nähere Würdigung des bildlichen Schmuckes, welchen das 2. Arcosol an der Westseite des Korridors aufweist, führt zunächst zu dem Ergebnis, dass auch hier die gleichen Grundgedanken, wie auf den Bildern der 1. Grabnische zum Ausdruck gelangten.

Dadurch, dass an den Laibungen des Arcosols einerseits der gute Hirte,[2]) andererseits ein paar Jonasscenen[3]) wiedergegeben wurden, wurde auch hier wiederum die bestimmte Erwartung von dem Fortleben der Seelen im Jenseits angedeutet.[4])

Wenn hiebei abgesehen von dem Augenblicke, in welchem Jonas in den Rachen des Seeungetüms gestürzt wird, auch jene Scene zur Darstellung kam, in welcher der Prophet unter der Kürbislaube sich der Ruhe hingibt, so wurde hiedurch in stärkerem Masse noch als dies bei der in der 1. Grabnische gewählten Scene der Ausspeiung des Jonas durch das Ungeheuer[5]) der Fall war, der Gedanke nahegelegt, die auf die Schicksale des Propheten sich gründende Auferstehungshoffnung mit den im Todesschlummer ruhenden Angehörigen selbst in Beziehung zu setzen.[6])

Die Ueberzeugung von dem Eingang der Verstorbenen in das Paradies aber hat nicht nur nach dem Vorbild des in der 1. Grabnische für die einzelnen biblischen Scenen gewählten Beiwerkes[7]) auch hier wieder durch die der Darstellung des guten Hirten bei-

---

Vgl. ferner die Maximians-Kathedra von Ravenna [Garrucci, a. a. O., vol. VI, tav. 418, No. 3 nebst S. 21 f., Hans Graeven, Frühchristl. und mittelalterl. Elfenbeinwerke (Serie II). Aus Sammlungen in Italien (1900), No. 63 (nebst S. 34), Charles Diehl, a. a. O., fig. 175 (pag. 543) und Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 302 (pag. 325) nebst pag. 468].

Vgl. des weiteren eine Miniatur des mit silbernen Lettern auf Purpurpergament geschriebenen Evangelien-Codex von Rossano [Arthur Haseloff, Codex purpureus Rossanensis, Tafel II nebst S. 20 f. und S. 91 ff., Charles Diehl, a. a. O., fig. 45 (pag. 120) und Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 135 (pag. 146)].

Vgl. auch eine Miniatur des syrischen Rabulas-Codex vom Jahre 586 [Garrucci, a. a. O., vol. III (1876), tav. 137, No. 2 nebst S. 60 und Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 152 (pag. 162)].

Vgl. endlich ein ägyptisches Gewebe von Achmim-Panopolis [R. Forrer, Die frühchristlichen Alterthümer aus dem Gräberfelde von Achmim-Panopolis (Strassburg i. E., 1893), Tafel XVI, No. 12 nebst S. 27].

Abgesehen von den eben angeführten Bildwerken, auf welchen Christus nach Frauenart auf dem Reittiere sitzend vor Augen gestellt wird, mag noch Erwähnung finden einerseits ein Elfenbeinrelief eines Buchdeckels des Domschatzes von Mailand [Garrucci, a. a. O., vol. VI, tav. 454 nebst S. 79 f. und Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 388 (pag. 424)], andererseits eine Miniatur des Cambridge-Evangeliars [Garrucci, a. a. O., vol. III, tav. 141, No. 2 nebst S. 67]. Beide Darstellungen zeigen den Erlöser in der regelmässigen Reiterstellung.

[1]) Ich erinnere an die isolierte Lage des Hypogeums, das nahe dem obersten Rande der Felsenschicht innerhalb des Katakombenkomplexes der Vigna Cassia nachträglich eingetieft wurde, ferner an die Uebereinstimmung, die in Hinsicht auf Grundriss und Aufbau mit anderen Sepulkralanlagen der Spätzeit besteht, des weiteren an die starke Ausnutzung mancher Grabstätten, sowie insbesondere an die Graffiti der kleinen Katakombe, unter welchen nicht nur das Monogramm mit horizontalem Querbalken uns zweimal entgegentritt, sondern auch bereits zwei Kreuze mit verlängerter Vertikalhasta sich finden.

[2]) Vgl. Tafel V, No. 3. [3]) Vgl. Tafel V, No. 2.

[4]) Vgl. oben (S. 131 und) S. 133 nebst Anm. 1 u. 2 sowie (S. 130/1 u.) S. 132 nebst Anm. 1 u. 2.

[5]) Vgl. oben S. 123 nebst Tafel III, No. 1.

[6]) Vgl. Orazio Marucchi, Di un importante sarcofago cristiano rinvenuto nella chiesa di s. Maria Antiqua nel Foro romano (Notizie degli scavi del mese di maggio 1901), pag. 276.

[7]) Vgl. oben S. 133 und Anm. 5 nebst Tafel III, No. 1 und No. 2 und IV, No. 1 und No. 2.

gegebenen Guirlanden und rosenähnlichen Blumen ihren bestimmten Ausdruck gefunden, sondern insbesondere auch durch das Deckengemälde,[1]) auf welchem wiederum die beiden Pfaue,[2]) die inmitten üppiger Blütenranken selbst an den aus einem topfartigen Gefäss aufspriessenden Blumen picken, auf die Freuden der im Jenseits Verklärten hinzuweisen bestimmt sind.[3])

Analogien zu der letztgenannten Darstellung wurden bereits bei der Besprechung des Freskenschmuckes der 1. Grabnische nachgewiesen. Ausser einem Gemälde der Katakombe Cassia bei Syrakus[4]) kommt hier vor allem ein Fresko an der Decke eines Hypogeums von Fünfkirchen in Ungarn in Betracht,[5]) des weiteren eine eingravierte Zeichnung auf einem Marmorsarkophage von Vienne[6]) sowie verschiedene Skulpturen von Ravenna,[7]) Venedig[8]) und Dana in Syrien.[9])

Von den nur fragmentarisch erhaltenen Jonasbildern, welche die linke Arcosollaibung schmückten,[10]) zeigt die Scene der Auswerfung des Propheten, bei welcher das Segel des Schiffes voll entfaltet gegeben ist, in eben diesem Detail, welches im Widerspruch zu dem in der biblischen Erzählung enthaltenen Hinweis auf den tobenden Sturm und das brandende Meer steht, eine gewisse Verwandtschaft mit der auf Sarkophagen fast durchgängig festgehaltenen Art der Darstellung des gleichen Ereignisses.[11])

Hingegen näherte sich die Wiedergabe des der Ruhe pflegenden Propheten allem Anscheine nach wiederum dem auf römischen Katakombenbildern fast stets zu tage tretenden Typus.[12]) Denn während auf Sarkophagen bei dieser Scene eine einfache Kürbisstaude erscheint,[13]) haben wir es hier mit einer aus Stangen und Latten errichteten Laube zu thun, an welcher die Ranken der Pflanze sich zu einem schattigen Dache verschlingen, während darunter die flaschenförmigen Früchte herniederhangen.

Eine Abweichung gegenüber den römischen Freskobildern aber ist insoferne zu konstatieren, als dort[14]) das Laubdach meistens auf vier Stangen ruht und mehr oder minder wagerecht[15]) oder auch gewölbt[16]) erscheint, während es hier von einem vertikalen Gerüst

---

[1]) Vgl. Tafel V, No. 1. [2]) Vgl. oben S. 129 f.

[3]) Vgl. oben S. 133 nebst Anmerkung 6 sowie auch de Waal bei Fr. X. Kraus, Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer, I. Bd. (1882), S. 169 ff.

[4]) Vgl. oben S. 141 nebst Anmerkung 6, Absatz 2.

[5]) Vgl. oben S. 145 nebst Anm. 5. [6]) Vgl. oben S. 145 nebst Anm. 2.

[7]) Vgl. oben S. 142 nebst Anm. 4; vgl. auch S. 143 nebst Anm. 1—3.

[8]) Vgl. oben S. 143 nebst Anm. 5. [9]) Vgl. oben S. 144 nebst Anm. 6.

[10]) Vgl. Tafel V, No. 2.

[11]) Vgl. Otto Mitius, Jonas auf den Denkmälern des christlichen Altertums (1896), S. 54.

Vgl. z. B. von römischen Sarkophagen die Abbildungen bei Garrucci, a. a. O., vol. V (1879), tav. 301, 2; tav. 307, 1 (= Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 179 (pag. 193)); Garrucci, tav. 316, 4; tav. 320, 1; tav. 380, 4; tav. 384, 3; tav. 397, (10 und) 11.

[12]) Vgl. Mitius, a. a. O., S. 57. [13]) Vgl. Mitius, a. a. O., S. 36 f.

[14]) Vgl. Edgar Hennecke, Altchristliche Malerei und altkirchliche Literatur (1896), S. 63.

[15]) Vgl. z. B. Garrucci, a. a. O., vol. II (1873), tav. 8, 6; tav. 9, 6; tav. 41, 2; tav. 50, 1; tav. 54, 1; tav. 63 (= Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 14 (pag. 17)); Garrucci, a. a. O., vol. II, tav. 66, 2; tav. 71, 1; tav. 78, 2; vgl. auch tav. 73, 1.

[16]) Vgl. z. B. Garrucci, a. a. O., vol. II, tav. 16, 1: tav. 22, 5; tav. 35, 1 und 2; tav. 56, 2; tav. 62, 1; tav. 64, 2; Venturi, a. a. O., vol. I, fig. 12 (pag. 15).

schräg emporsteigt. Ob auch die Wiedergabe der Gestalt des Jonas irgend welche Eigentümlichkeit aufwies, muss angesichts der Zerstörung der unteren Hälfte der Bildfläche ganz dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber war der nackte Körper des Propheten in dem der Spätzeit der christlichen Kunst eigentümlichen derben Rotbraun gegeben, welches nach den schwachen Ueberresten der Scene der Auswerfung dortselbst bei den Gestalten der Schiffer zur Verwendung gelangte.[1])

Auch bezüglich der Darstellung des guten Hirten[2]) an der rechten Laibung der Grabnische ist der Erhaltungszustand zu mangelhaft, als dass sich ein sicheres Urteil über alle Einzelheiten der ursprünglichen Komposition fällen liesse.

Gegenüber den sonst bekannten Abbildungen des Pastor bonus aber nimmt das uns hier erhaltene Gemälde-Bruchstück immerhin eine gewisse Sonderstellung ein.

Vor allem darf wohl auf den jüdischen Typus hingewiesen werden, welchen der Künstler gegen die sonstigen Gepflogenheiten[3]) dem unbärtig wiedergegebenen Heilande verliehen hat.

Abgesehen von der Darstellung des bärtigen Christus auf dem Gemälde der Marcia in der Nekropole Cassia[4]) ist mir kein Pendant zu einer derartigen das ethnographische Moment berücksichtigenden Wiedergabe des Erlösers bekannt geworden. Allerdings kommt diese Eigentümlichkeit, aus welcher man immerhin noch auf ein gewisses Mass von künstlerischer Leistungsfähigkeit schliessen könnte, infolge des abscheulichen Kolorites der Hautfarbe des guten Hirten, die in schmutzigem Graubraun gegeben ist, weniger zur Geltung.

Uebrigens fehlt auch für die Wahl eines Kalbes statt eines Lammes oder Schafes, das sonst dem Pastor bonus beigegeben wird, ebenso jedwede Parallele auf christlichen Bildwerken, wie für die Wahl des jungen Rindes[5]) auf dem einschlägigen Fresko des ersten Arcosoliums.[6])

Der Gesamteindruck des Bildes aber wird auch noch durch ein paar weitere Besonderheiten ungünstig beeinflusst, für welche ich Analoga nicht beizubringen vermag. Es sei in dieser Beziehung zunächst der seltsamen Kopfbildung des vom guten Hirten getragenen Tieres gedacht, welche eher den Gedanken an ein Schwein als an ein Kalb nahelegte, während doch die braunrote Farbe erstere Deutung als unmöglich erscheinen lässt. Ausserdem sei die Art und Weise hervorgehoben, in welcher auf unserem Fresko die Vorderfüsse des Tieres allem Anscheine nach frei hinter dem Rücken des Pastor bonus herabhangend gedacht sind, wiewohl dieser keineswegs die in diesem Falle unbedingt nötige gebückte Haltung aufweist.

Wie diese Schwächen, so verrät auch die laxe Formgebung, welche bei den zur Raumfüllung verwendeten Blumen und Blättern zu tage tritt, und die rohe Skizzierung der gleichfalls nur durch Farbenkleckse angedeuteten Guirlanden ein hohes Mass von Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit oder auch Ungeschick.

---

[1]) Vgl. oben S. 130. [2]) Vgl. Tafel V, No. 3.

[3]) Vgl. Heuser in der Real-Encyklopädie der christl. Alterthümer, 2. Bd., S. 588 ff.; Hennecke, a. a. O., S. 91 ff.; Nikolaus Müller, Christusbilder (Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Auflage, 4. Bd. (Leipzig, 1898)), S. 73 ff.

[4]) Vgl. Joseph Führer, Forschungen zur Sicilia sotterranea, Tafel X, No. 1 nebst S. 774 f. (104), No. II, 3.

[5]) Vgl. Tafel IV, No. 1. [6]) Vgl. oben S. 123 und S. 140 nebst Anm. 1 und 2.

Die gleichen Eigenschaften treten uns auch bei einer näheren Prüfung des Deckengemäldes entgegen, dessen überraschende Farbenfrische nicht über die Mängel der Ausführung hinwegtäuschen kann.[1])

Man beachte die eigentümliche Gestaltung der beiden Pfaue mit ihren langgestreckten Körpern, kleinen Flügeln und allzu hohen, formlosen Füssen sowie der zum Teil ganz willkürlichen Farbengebung; insbesondere aber lenke man sein Augenmerk auf die völlig unbestimmte Gestaltung der Blumenranken, bei welchen unklare Umrisse und verschwommene Innenzeichnung sich vereinigen, um die Festsetzung der Art, welcher die vor Augen geführten Blüten angehören, geradezu unmöglich zu machen.

Wenn nun aber auch die Mängel und Fehler, welche in den Freskomalereien des 2. Arcosoliums der Westseite sich zeigen, es offenkundig erscheinen lassen, dass hier der Niedergang der Kunst in noch stärkerem Masse sich fühlbar macht als bei dem bildlichen Schmuck der 1. Grabnische, so ist damit doch kein Anlass gegeben, bei der chronologischen Fixierung dieser in künstlerischer Hinsicht tiefer stehenden Gemälde noch beträchtlich über den Anfang des 5. Jahrhunderts hinabzugehen. Denn der nicht unerhebliche Gegensatz, in welchem die genannten Bilder zu den Fresken der 1. Grabnische stehen, lässt sich zur Genüge aus der Verschiedenheit der Individualität der beiderseits in Frage kommenden Künstler oder vielmehr Kunsthandwerker erklären.

Im übrigen ist die Bedeutung der in unserem isolierten Hypogeum der Nekropole Cassia erhaltenen Fresken, trotzdem ihnen in ihrer überwiegenden Mehrzahl weder ein hoher Kunstwert zukommt, noch auch ein hervorragendes Mass von Originalität eigen ist, dennoch eine bis zu einem gewissen Grade einzigartige: Weder unter den übrigen Bestandteilen des Katakombenkomplexes der Vigna Cassia, noch innerhalb des daran grenzenden Coemeteriums von Santa Maria di Gesù, noch in der Nekropole von San Giovanni oder in einem der sonstigen Hypogeen von Syrakus und ebensowenig in irgend einer von den mehr als 200 Katakomben und kleineren Sepulkralanlagen des übrigen Sizilien, welche ich seit dem Jahre 1892 näher untersucht habe, findet sich ein zweites Mal wie hier ein Cyklus von Gemälden, welche alle von ein und demselben eschatologischen Grundgedanken beherrscht sind. Ja selbst für eine einfache Gegenüberstellung irgend welcher Scenen des alten und des neuen Testaments ist unter allen Katakombenfresken von ganz Sizilien ein weiteres Beispiel nicht vertreten.[2])

---

[1]) Vgl. Tafel V, No. 1.

[2]) Nur zu einzelnen Bildern des biblischen Cyklus lassen sich wenigstens innerhalb des Coemeteriums der Vigna Cassia bei Syrakus noch ein paar Parallelen nachweisen:

Bruchstücke von drei Jonasscenen haben sich an Teilen eines Mörtelbelages erhalten, welcher von der Verkleidung eines Loculusgrabes in einem der älteren Bestandteile der Nekropole Cassia stammt. Vgl. Joseph Führer, Forschungen zur Sicilia sotterranea (1897), S. 777 (107), No. V, 1—2.

Zwei Darstellungen des guten Hirten sind neben den Gestalten weiblicher Oranten an Loculigräbern des gleichen Katakombenganges noch in situ auf uns gekommen. Vgl. J. Führer, a. a. O., Tafel X, No. 2 und Tafel XI, No. 1 nebst S. 776 f. (106 f.).

Das Fragment eines Pastor bonus zwischen zwei Oranten findet sich an einem Loculusverschluss der unmittelbar angrenzenden Katakombe. Vgl. J. Führer, a. a. O., S. 780 (110), No. X, 2. Ausserdem wird uns der gute Hirte auf einem Fresko einer Arcosollaibung vor Augen geführt, welche gleichfalls einem der ältesten Bestandteile des Coemeteriums der Vigna Cassia angehört. Vgl. J. Führer, a. a. O., S. 780 f. (110 f.), No. XIV, 1.

Um so mehr ist es zu beklagen, dass vonseiten des Ufficio Regionale dei Monumenti zu Palermo nichts geschehen ist, um die wertvollen Gemälde vor gänzlicher Vernichtung zu bewahren.

Thatsächlich ist das Hypogeum, welches wie der gesamte Katakombenkomplex der Vigna Cassia in Privatbesitz geblieben ist, gegen Beschädigungen durch unbefugte Hände ebensowenig gesichert wie gegen das Eindringen von Steinen und Erde, Schlamm und Wasser. Die Folgen hievon machen sich schon jetzt in sehr starkem Masse geltend, wie ich bei meinem letzten Besuche der Begräbnisanlage im Juli 1900 mit Bedauern konstatieren musste; tritt keine Abhilfe ein, so sind die interessanten Fresken binnen kurzem völlig zerstört!

Erklärung der Tafeln.

Tafel I.

Massstab 1 : 100.

No. 1. Grundriss des Hypogeums **M** der Nekropole Cassia bei Syrakus.

No. 2. Längsschnitt durch das Hypogeum, nahe der Westseite des Korridors genommen.

No. 3. Längsschnitt durch die Begräbnisanlage, nahe der Ostseite des Ganges genommen.

No. 4. Querschnitt durch die beiden Arcosolien am Eingang des Hypogeums, von innen gesehen. Zu No. 1—4 vgl. S. 112 ff.

Tafel II.

No. 1. Gesamtansicht des ersten Arcosols an der Westseite des Ganges; an der Stirnseite ursprünglich zwei Pfaue zu beiden Seiten des mystischen Korbes. Vgl. S. 119 f., S. 134, S. 141 ff.

No. 2. Deckengemälde dieser Grabnische: zwei Pfaue und ein Rebhuhn inmitten von Guirlanden und Blumen. Vgl. S. 120 ff., S. 133 f., S. 147 ff.

Tafel III.

No. 1. Erstes Fresko an der linken Laibung des ersten Arcosols der Westseite: Jonasscenen. Vgl. S. 122 f., S. 132, S. 136 f., S. 150 f.

No. 2. Zweites Gemälde an dieser Laibung: Daniel zwischen den Löwen. Vgl. S. 123 f., S. 132, S. 135 f., S. 150 ff.

Tafel IV.

No. 1. Erstes Fresko an der rechten Laibung der ersten Grabnische der Westseite: Die Auferweckung des Lazarus; der gute Hirte. Vgl. S. 125 f., S. 132 f., S. 137 ff., S. 150 ff.

No. 2. Zweites Gemälde an dieser Laibung: Der Einzug Jesu in Jerusalem (?). Vgl. S. 126 ff., S. 132 f., S. 141, S. 150 ff.

Tafel V.

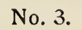
No. 1. Deckengemälde des zweiten Arcosols an der Westseite des Korridors: zwei Pfaue inmitten von Blumenranken zu beiden Seiten eines Gefässes mit Blumen. Vgl. S. 129 f., S. 155 f.

No. 2. Fresko an der linken Laibung dieser Grabnische: Bruchstücke von Jonasscenen. Vgl. S. 130 f., S. 153 ff.

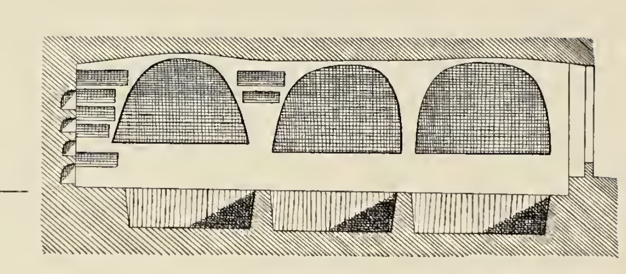
No. 3. Gemälde an der rechten Laibung des Arcosols: Fragment der Darstellung des guten Hirten. Vgl. S. 131, S. 153, S. 155.

Inhaltsverzeichnis.

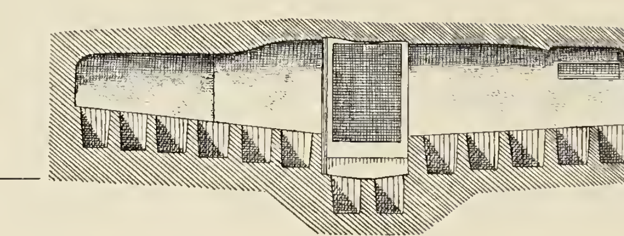
No. 1.



No. 2.



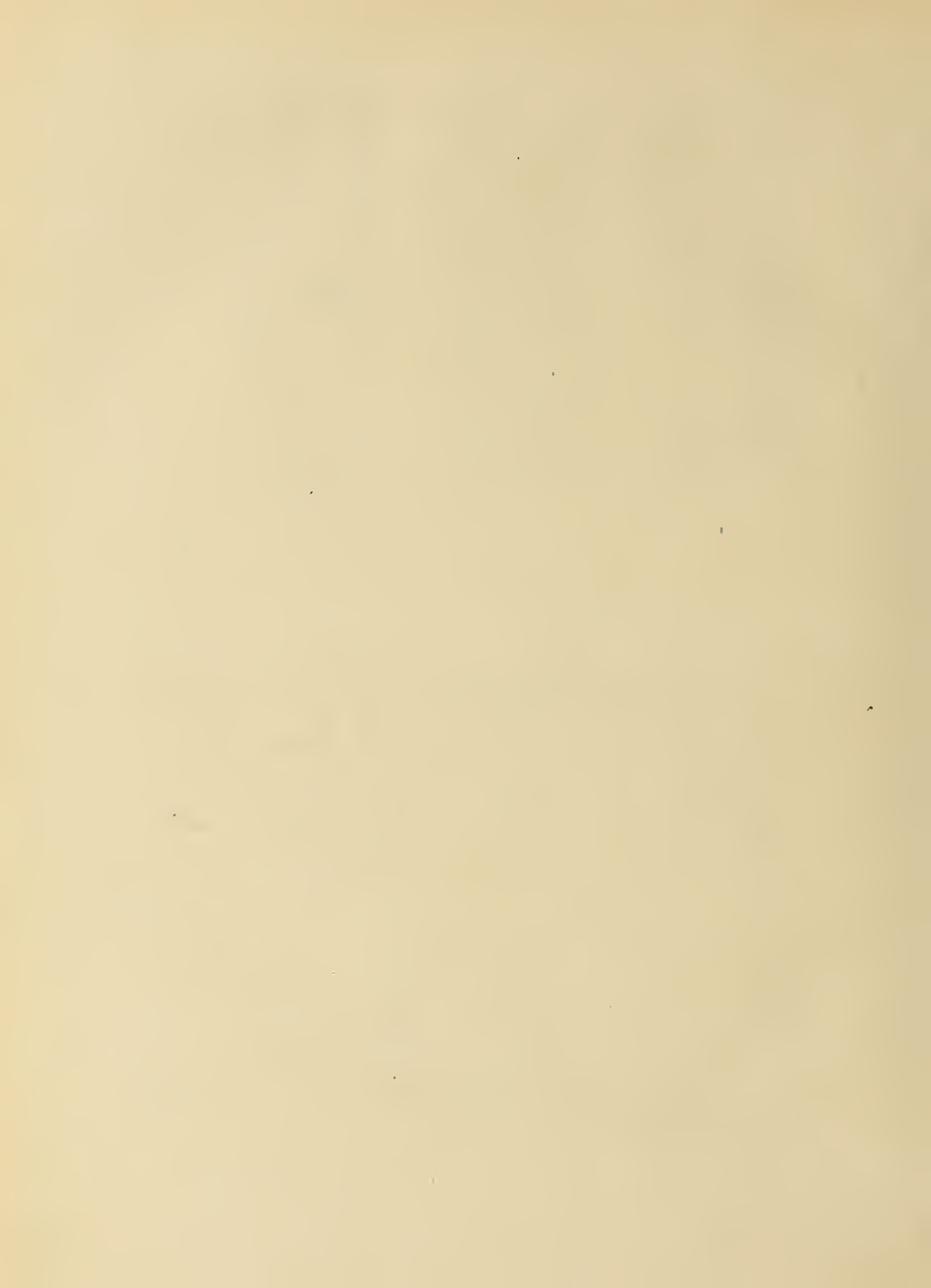
No. 3.



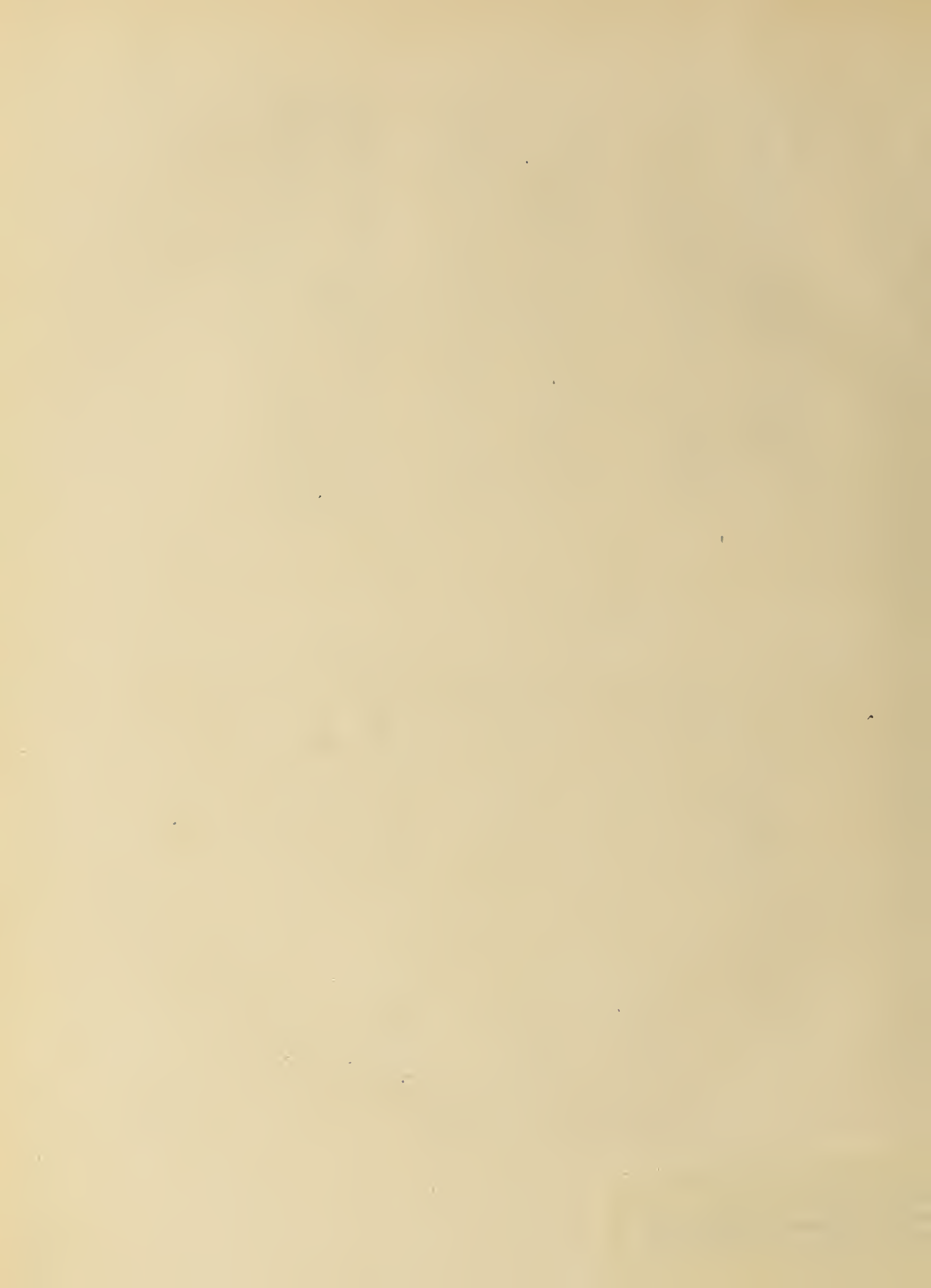
No. 4.

AUFNAHME UND ZEICHNUNG VON J. FÜHRER.

AUTOTYPIE VON A. BRUCKMANN IN MÜNCHEN.



Berichtigung. Die Worte „und Zeichnung" auf Tafel II bis V sind irrtümlich aus Tafel I übernommen und daher zu tilgen!





No. 1.

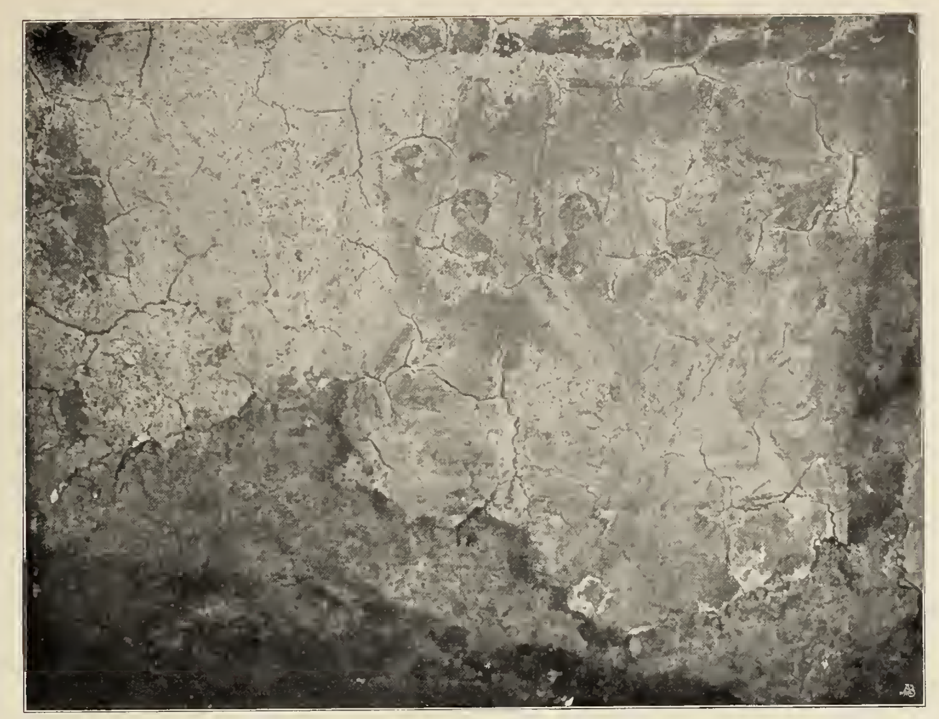


No. 2.

AUFNAHME UND ZEICHNUNG VON J. FÜHRER.

AUTOTYPIE VON A. BRUCKMANN IN MÜNCHEN.





No. 1.



No. 2.

AUFNAHME UND ZEICHNUNG VON J. FÜHRER.

AUTOTYPIE VON A. BRUCKMANN IN MÜNCHEN



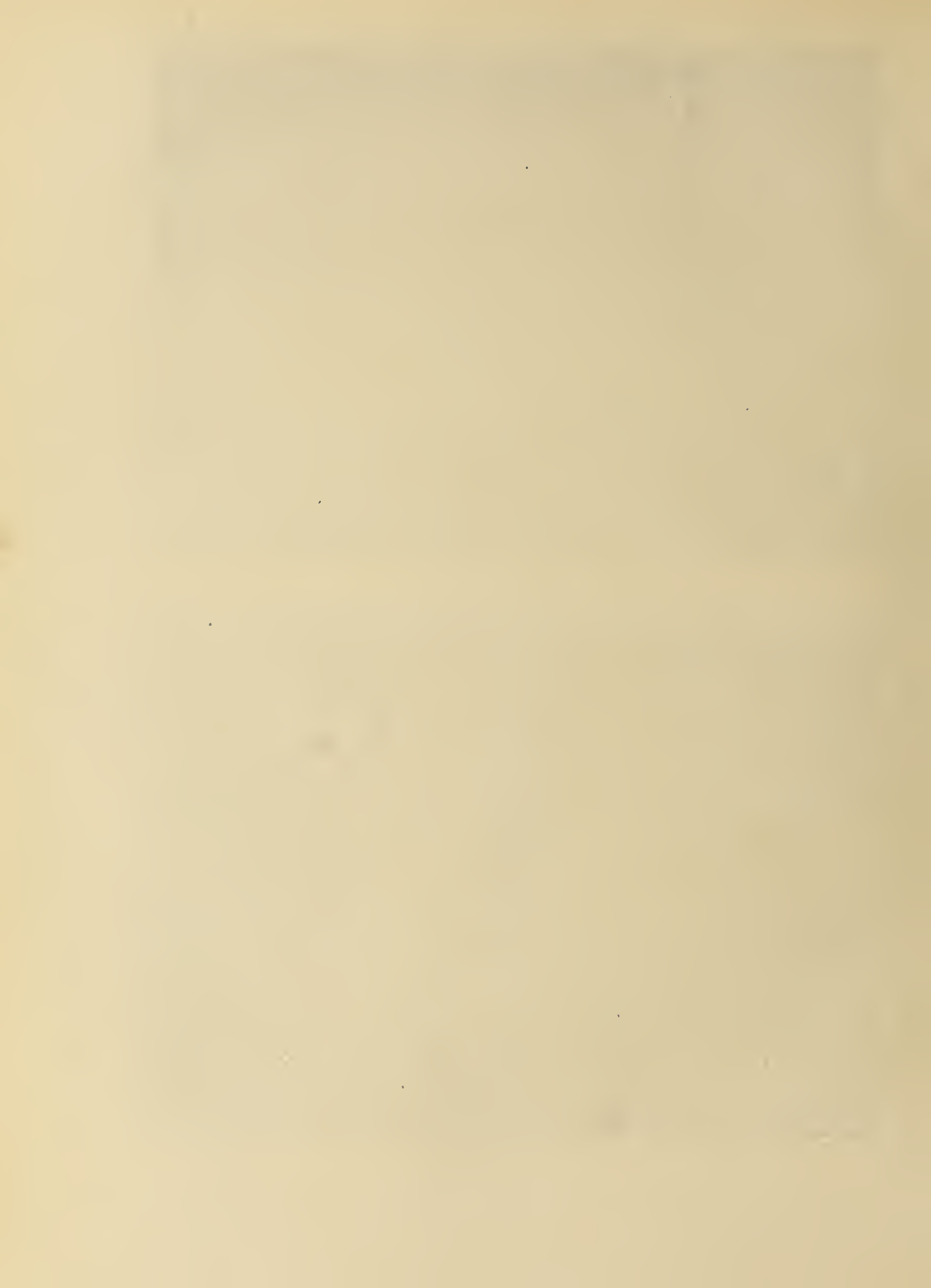


No. 1.



No. 2.

AUFNAHME UND ZEICHNUNG VON J. FÜHRER. AUTOTYPIE VON A. BRUCKMANN IN MÜNCHEN.





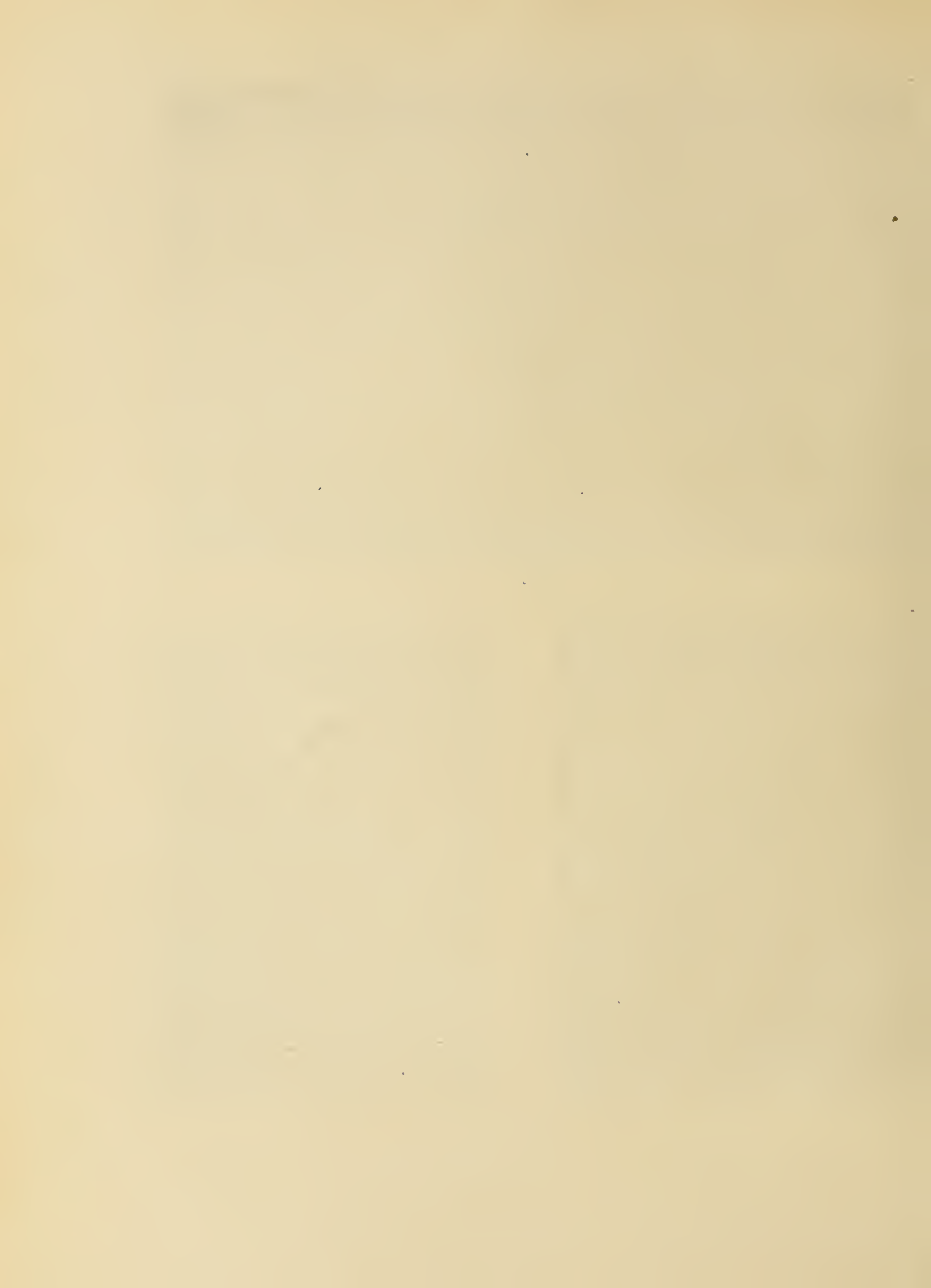
No. 1.



No. 2.



No. 3.



Die Umschreibung
des Perfektums im Deutschen
mit **haben** und **sein.**

Von

Hermann Paul.



Während die transitiven Verba das umschriebene Perf. sämtlich mit *haben* bilden, wird bei den intransitiven teils *haben*, teils *sein* verwendet. Adelung, der hierüber zuerst eingehend gehandelt hat, sagt in seinem Umständlichen Lehrgebäude I, S. 823: „Die Hauptregel ist freylich, dass diejenigen Intransitiva, wobey das Subject thätig, oder doch mehr thätig als leidend gedacht werden muss, *haben*, diejenigen aber, wobey es leidend, oder doch mehr leidend als thätig vorgestellet wird, *seyn* bekommen." Diese Regel ist nicht sowohl aus den Thatsachen abstrahiert, als vielmehr a priori konstruiert. Es liegt dabei die Vorstellung zu Grunde, dass diejenigen Intransitiva, die wie die Transitiva das Perf. mit *haben* umschreiben, eben darum mit den letzteren eine nähere Verwandtschaft haben müssten. Die Schwierigkeiten, die sich bei der Anwendung ergaben, konnten Adelung nicht entgehen. Er suchte sich aber darüber hinweg zu helfen, oft auf eine recht gezwungene Art. Und so haben seine Anschauungen weiter fortgewirkt. In dem Banne derselben befinden sich fast alle, die nach Adelung über die Frage gehandelt haben, J. Grimm nicht ausgeschlossen. Das hat trotz manchen richtigen Erkenntnissen im einzelnen das Durchdringen einer richtigen Gesamtauffassung verhindert. So stellt noch neuerdings Wunderlich in seinem Deutschen Satzbau ²I, S. 213 die, wie sich uns ergeben wird, ganz falsche Behauptung auf, dass für die Verwendung von *haben* und *sein* der Gegensatz von Thätigkeit und Zustand massgebend sei; und er behauptet dies im ausdrücklichen Gegensatz zu Behaghel, der in der Zeitschr. f. deutsche Philol. 32, 72 schon auf den richtigen Gesichtspunkt für die Beurteilung hingewiesen hatte.

Unter diesen Umständen scheint eine zusammenfassende Untersuchung über die Frage dringendes Bedürfnis. Materialien dazu konnte ich den folgenden früheren Behandlungen entnehmen: Adelung, Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache § 429—433. J. Grimm, Deutsche Grammatik IV, Neuer Abdruck S. 187 ff. Kehrein, Grammatik der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrh. III § 47. W. Grimm, Graf Rudolf², S. 23 (Anm. zu Gᵇ 20). Erdmann, Grundzüge der deutschen Syntax I, S. 107 ff. Wunderlich, Der deutsche Satzbau ² I, 202 ff. Im Deutschen Wörterbuche ist zweimal im Zusammenhange über den Gegenstand gehandelt, unter *haben* 4² 71—4 und unter *sein* 10, 315—9 (an letzterer Stelle von richtigeren Gesichtspunkten aus).[1]) Der an diesen Orten zusammengetragene Stoff liess sich nicht unerheblich aus der Darstellung der einzelnen Verba in den Wörterbüchern vermehren, die freilich ein durchgängiges planmässiges Achten auf die Verwendung von *haben* und *sein* vermissen lassen, abgesehen von Sanders. Dazu kommt, was ich direkt aus den Texten und aus Beobachtung der gesprochenen Sprache gesammelt habe. Ich

---

[1]) Wegen der Auffassung ist noch lobend hervorzuheben Götzinger, Die deutsche Sprache I, S. 474 ff., wo aber nur wenig Material gegeben wird.

wünschte, dass dieses beträchtlicher wäre, als es in der kurzen Zeit, seitdem ich systematisch darauf geachtet habe, werden konnte. Indessen glaube ich nicht, dass sich durch reicheres Material die Grundzüge verschieben können.

Wollen wir geschichtlich vorgehen, so müssen wir den Ausgang nehmen von dem Gebrauch des Partizipiums als reines oder prädikatives Attribut. Denn für diese Funktion sind die Partizipia eigentlich geschaffen. Für das Prädikat stand das Verbum finitum zur Verfügung. Die Partizipialumschreibungen sind erst jüngeren Ursprungs.

Unser sogenanntes Part. Perfecti ist von Hause aus ein reines Adjektivum, das erst allmählich in das Verbalsystem eingegliedert ist und an dem Genus- und Tempusunterschied bis zu einem gewissen Grade Anteil gewonnen hat. Die Entwickelung hat dahin geführt, dass die Partizipia der transitiven Verba passiv geworden sind, während von intransitiven attributive Partizipia nur in aktivem Sinne vorkommen. Dass auch von transitiven Verben Reste von Partizipien mit aktivem Sinne erscheinen, berührt uns hier nicht weiter.

Wie steht es nun mit dem Tempus. Die Bezeichnung Part. Perfecti ist irreführend. Ein Adj. bezeichnet entweder eine dauernde Eigenschaft oder einen vorübergehenden Zustand. Im letzteren Falle versteht es sich von selbst, dass der Zustand in der Zeit besteht, auf die das Verb. fin. weist, ausser wo das Gegenteil durch Beisätze ausdrücklich hervorgehoben wird, vgl. *ein ehemals blauer Rock, ein früher beliebtes Spiel.* Nicht anders verhält es sich mit unserm Part.

Wollen wir dasselbe darauf hin betrachten, so wird eine Unterscheidung für uns wichtig, die in den slavischen Sprachen eine so grosse Rolle spielt, und auf die man in den germanischen Sprachen zunächst durch die Beobachtungen über die Partikel *ga-* (*ge-*) hingewiesen ist. Wir wollen dafür die aus der slavischen Grammatik übernommenen Bezeichnungen Verba perfectiva und imperfectiva beibehalten. Das Imperfektivum bezeichnet einen Vorgang in seinem Verlaufe, seiner Dauer. Das Perfektivum enthält die Beziehung auf einen bestimmten Moment. Es drückt entweder den Abschluss eines Vorganges oder das Geraten in einen Zustand aus. Man könnte danach zwei Klassen unterscheiden. Der Unterschied kommt aber für die Funktion des Partizipiums so wenig wie für den Gebrauch der Partikel *ga-* in Betracht.

Von den einfachen Verben können noch jetzt viele und konnten früher noch mehr sowohl perfektiv als imperfektiv gebraucht werden. Namentlich gilt dies von den transitiven. Die Zusammensetzung mit Präpositionen, die von Hause aus Richtungsbezeichnungen waren, bewirkt normaler Weise perfektiven Sinn. Indem eine solche Partikel *ga-* (*ge-*) ihren sonstigen Bedeutungsinhalt eingebüsst hatte, war in der älteren Sprache ein Mittel gegeben, die perfektive Natur des Verb. zum Ausdruck zu bringen. Dieses Mittel ist allmählich wieder verloren gegangen. Für das Part. versagt es schon im Ahd., indem die Partikel *ga-* bei demselben fest geworden ist, gleichviel ob das Verb. perfektiv oder imperfektiv ist.

Betrachten wir nun unter Berücksichtigung dieses Gesichtspunktes zunächst das Part. Passivi, so kann sich dieses entweder an perfektive oder an imperfektive Funktion des Verb. anschliessen. Im letzteren Falle verhält es sich temporal genau wie das Part. Präs. Aktivi. Man vgl. z. B. *die von vier Männern getragene Last, das von Säulen getragene Dach, das am Zügel gehaltene Pferd, das heiss geliebte Kind, mein hochgeschätzter Freund, mit tiefgefühltem* (*-empfundenem*) *Danke.* Dagegen für das Part. eines Perfektivums ist die

Bezeichnung Part. Perf. insofern gerechtfertigt, als es auf einen schon vollzogenen Vorgang geht. Nichtsdestoweniger drückt es aber auch einen zu der Zeit, um die es sich handelt, noch bestehenden Zustand aus, den Zustand, welcher die Nachwirkung des durch das Verb. bezeichneten Vorganges ist. Es wird nicht etwa gebraucht, um anzugeben, dass der Vorgang überhaupt einmal stattgefunden hat. *Ein begossener Pudel* ist nicht ein Pudel, der einmal begossen worden ist, sondern einer, der noch nass ist in Folge des Begiessens; *ein beladener Wagen* ist ein Wagen, auf dem sich die Last noch befindet, *eine geladene Flinte* eine solche, aus der die Ladung nicht wieder herausgenommen oder abgeschossen ist, *ein besetzter Platz* einer, der noch nicht wieder frei geworden ist.

Partizipia, die imperfektivisch gebraucht werden können, sind ausser den schon angeführten z. B. die folgenden: *gestützt, gedrückt, gedrängt, geplagt, gequält, geführt, geleitet, gelenkt, geschoben, gezogen, getrieben, geschüttelt, gehetzt, gejagt, gesucht, gekannt, verkannt, geahnt, geachtet, verachtet, gehasst, gepriesen, geehrt, verehrt, geschützt, geduldet, gepflegt, gehegt, gehätschelt, geliebkost, gestört, geängstigt, angesehen, angeschaut, angestaunt, angefeindet, angefochten, angezweifelt, bearbeitet, beargwöhnt, beaufsichtigt, bedauert, bemitleidet, beklagt, bejammert, betrauert, beweint, bedient, bedroht, befehdet, befehligt, beengt, befühlt, belastet, begafft, beschaut, betrachtet, belauscht, belauert, befürchtet, begehrt, beglückt, begünstigt, behandelt, misshandelt, behindert, behütet, bewacht, beschirmt, beschützt, belagert, belacht, belächelt, belästigt, bekämpft, bestritten, benagt, benutzt, beschienen, bestrahlt, besonnt, beschnuppert, beschattet, bespült, bestürmt, betrieben, bevormundet, bewirtet, bemuttert, bewohnt, bewundert, erhofft, ersehnt, erstrebt, erwartet, verabscheut, verfochten, verteidigt, verfolgt, verhöhnt, verspottet, verlacht, versehen* (Amt und dergl.), *vertrieben* (Waare), *vertreten, verwahrt, verwaltet, umstanden, umflattert, umflossen, umkreist, umrankt, umschwebt, umspielt, umschattet, umworben, überragt, überdauert, überwacht, unterhalten, unterstützt.*

Viele können daneben perfektivisch gebraucht werden, vgl. *der von einem Knaben geführte* (*geleitete*) *Blinde — schon an den Rand des Verderbens geführt, fand er doch noch ein Rettungsmittel; ein von vier Pferden gezogener Wagen — die ans Land* (*aus dem Wasser*) *gezogene Leiche.* Die Mehrzahl allerdings erscheint, von besonderen Ausnahmsfällen abgesehen, nur perfektivisch, auch wo das Verb. imperfektivisch gebraucht werden kann. So kann z. B. *backen* sein „zu Ende backen“ oder „mit Backen beschäftigt sein“; aber *gebackene Fische* sind solche, an denen das Backen vollzogen ist. Aehnlich verhält es sich mit *gekocht, gesotten, geschmort, gebraten, geröstet, gebraut, gewaschen, gescheuert, gesalzen, gepökelt, gedörrt, geräuchert, geheizt, gemalen, gerieben, gebügelt, genäht, geflickt, geschnürt, gestrickt, gestickt, geflochten, gewunden, gedreht, gedrechselt, geschmiedet, gebaut, gezimmert, genagelt, gekeltert, gewebt, gesponnen, gemalt, gezeichnet, geschrieben, gedruckt, gestrichen, geputzt, geschmückt, geprüft* und vielen andern, namentlich auch mit den aus Adjektiven abgeleiteten wie *getrocknet, gewärmt, gekühlt, gebleicht, geglättet* etc.

Manche Verba können entweder einen einmaligen Anstoss ausdrücken, durch den ein Zustand herbeigeführt wird, oder eine fortdauernde Wirkung, vgl. *erleuchten, beleuchten, erfreuen, ergötzen, belustigen, betrüben, beunruhigen, ärgern, betäuben, berühren, bewegen, bezaubern* u. a. Je nachdem das Part. sich dann an die erstere oder die letztere Verwendung anschliesst, ist es perfektiv oder imperfektiv; der Unterschied verwischt sich aber leicht.

Bei manchen Verben, die von Hause aus perfektiv sind, ist später eine imperfektive Verwendung entwickelt, indem sie nun das Aufrechterhalten der Wirkung ausdrücken, deren

Herbeiführung sie ursprünglich bezeichneten. So ist *die Männer umgaben* (*umringten*) *ihn* ursprünglich = „sie stellten sich um ihn herum“, kann jetzt aber auch sein = „sie standen um ihn herum“. Zum Subj. von *umgeben* kann auch ein lebloser, unthätiger Gegenstand gemacht werden, der in andern Fällen nur als Mittel neben einem thätigen Subjekte gedacht wird. Man kann nicht bloss sagen *er umgab die Stadt mit einer Mauer,* sondern auch *eine Mauer umgiebt die Stadt.* Im letzteren Falle ist das Verb. immer imperfektiv. Ein entsprechendes Verhältnis haben wir bei nicht wenigen Verben, vgl. *er verband die beiden Ufer durch eine Brücke — eine Brücke verbindet die beiden Ufer;* ferner *Bande der Freundschaft verknüpfen mich mit ihm; ein Eid bindet* (*fesselt*) *mich; die Alpen scheiden* (*trennen*) *Deutschland von Italien; das Meer begrenzt die Nordseite der Stadt; das Gebirge beschränkt die Aussicht; der Mantel verhüllt ihn, hüllt ihn ein; der Wall deckt uns vor den Geschossen der Feinde; frisches Grün bedeckt die Erde; Wolken verdecken die Sonne; die Erde birgt grosse Schätze; der Strauch verbirgt mich ihm; Hügel umschliessen die Stadt; ein Gelübde verschliesst mir den Mund; ein Schlagbaum versperrt die Strasse.* Für den Sinn des Part. ist es dann ziemlich irrelevant, ob es an den perfektiven oder an den imperfektiven Sinn des Verb. angeschlossen wird.

Auch einige Ausnahmsfälle bestätigen die Regel, dass das Part. einen noch fortdauernden Zustand bezeichnet. Zu dem imperfektiven *brauchen* giebt es ein adjektivisches *gebraucht* in perfektischem Sinne. Aber man wendet auch dieses nicht an um auszudrücken, dass überhaupt einmal eine Benutzung stattgefunden hat, sondern es liegt darin, dass Spuren des Gebrauches hinterblieben sind. Entsprechend verhält es sich mit *getragen,* vgl. schon bei Walther v. d. Vogelw. *getragene wât.*

Ich habe mich zunächst an neuhochdeutsche Verhältnisse gehalten, um mich auf das lebendige Sprachgefühl stützen zu können. Die der älteren Sprache sind nicht wesentlich davon verschieden. Präsentisch gebraucht wird im Got. z. B. *fraisans* = *πειραζόμενος*: *fraisans fram Satanin* Marc. 1, 13; *fraisans fram diabulau* Luc. 4, 2; *haldans: hairda sweine haldana at þamma fairgunja* Marc. 5, 11; ähnlich Matth. 8, 30; Luc. 8, 32. Substantiviertes *laisiþs* bedeutet „Lehrling“, „Schüler“, vgl. Joh. 6, 45; Gal. 6, 6.

In prädikativer Verwendung, deren Ausbreitung auf Kosten des alten Passivs erfolgte, und die dieses verdrängte und ersetzte, konnte das Part. zunächst keine andere Bedeutung haben, als in attributiver. Es entspricht seiner Doppelnatur, dass im Got. *ist* zur Umschreibung sowohl des Präs. als des Perf., *was* zur Umschreibung des Imperf. sowohl wie des Plusqu. gebraucht wird, während die Umschreibung mit *warþ* den griechischen Aorist wiedergiebt. Auch in den ältesten althochdeutschen Denkmälern überwiegt noch die Umschreibung mit *uuesan* für das Präs. Erst allmählich kommt *uuerdan* zur Herrschaft, dem jetzigen Gebrauch entsprechend, und nun wird *uuesan* (*sîn*) auf die Umschreibung des Perf. beschränkt. Diese Umschreibung nimmt ihren Ausgang von dem perfektiven Gebrauch des Part. Zur Entstehung eines wirklichen Perf. war aber noch eine Funktionsverschiebung erforderlich. Das indogermanische Perf. konnte ein noch in der Gegenwart fortdauerndes Resultat eines in die Vergangenheit fallenden Vorgangs ausdrücken, aber auch einen Vorfall der Vergangenheit ohne Rücksicht darauf, ob er ein Resultat in der Gegenwart hinterlassen hat. Delbrück (Vgl. Syntax 4, 177) hält die erstere Funktion für die ursprüngliche. Ich glaube kaum, dass diese Auffassung richtig ist. Aber mit dem umschriebenen Perf. verhält es sich wirklich so, dass es aus einer Resultatsbezeichnung zu

einem Tempus der Vergangenheit geworden ist, wobei also das Part. eine Funktion erlangte, die es in attributiver Verwendung nicht hatte. Hierbei ist aber die Entwickelung nicht stehen geblieben, indem statt des zunächst verwendeten *ist* im eigentlichen Perf. *ist worden* eingetreten und so die Umschreibung des Pass. mit *werden* ganz durchgeführt ist. Die frühesten Beispiele finden sich im Anfang des 13. Jahrh., vgl. *nu was ez ouch über des jâres zil, daz Gahmuret geprîset vil was worden dâ ze Zazamanc* Parzival 57, 29. Erst allmählich ist diese Perfektbildung zur Herrschaft in Süddeutschland gelangt und dann durch die Grammatiker als die allein richtige hingestellt. Die norddeutsche Umgangssprache ist bei der älteren einfacheren stehen geblieben. Die neue Bildung bietet den Vorteil, dass nun das eigentliche Perf. von der Resultatsbezeichnung unterschieden werden kann, vgl. *der Würfel ist geworfen* (*worden*), *die Leiche ist bestattet* (*worden*), *es ist geboten, verboten, erlaubt* (*worden*).

Wenden wir uns jetzt zu dem aktiven Part. der Intransitiva. Hier gilt für die Perfektiva wieder, dass das Part. das Resultat des Vorganges bezeichnet. Von den Imperfektiven aber wird ein Part. in attributiver Verwendung überhaupt nicht gebraucht, und das ist ganz natürlich. Nach der Analogie der passivischen Partizipien müsste dasselbe ja eine Funktion haben, die von der des Part. Präs. in nichts unterschieden wäre. Es wäre also eine ganz überflüssige Bildung. Denn es kann anderseits ebensowenig wie das passive Part. ausdrücken, dass ein Vorgang überhaupt einmal stattgefunden hat. Man kann daher nicht sagen *ein gelaufener Hund*, auch nicht mit solchen Bestimmungen wie *ein lange, zwei Stunden, angestrengt gelaufener Hund*, wohl aber *ein zugelaufener, ein entlaufener Hund, die eingelaufenen Nachrichten, die aufgelaufenen Schulden, das angelaufene Fenster*, auch *das in den Hafen, vom Stapel gelaufene Schiff*. Wenn Thümmel (6, 97) sagt *dein langgedauertes Dasein*, so ist das eine fehlerhafte Neuerung.

So ist es dann natürlich, dass auch als Prädikat nur das Part. von perfektiven Verben gebraucht werden konnte. Nur diese konnten auf solchem Wege zur Bildung eines aktiven Perfektums gelangen. Man findet bei den Grammatikern, die darüber gehandelt haben, angegeben, dass im älteren Ahd. nur die Umschreibung des Perf. mit *sein*, nicht die mit *haben* vorkommt. Dadurch kann man leicht zu dem Irrtume verleitet werden, dass die Verba, die später das Perf. mit *haben* bilden, dasselbe früher mit *sein* gebildet hätten. So verhält es sich nicht. Vielmehr konnte von denselben überhaupt kein Perf. gebildet werden. Die Verba, von denen schon aus dieser Zeit ein Perf. mit *sein* belegt ist,[1]) sind sämtlich Perfektiva.

Auf eine andere Weise sind die Transitiva zu einem aktiven Perf. gelangt. Bei ihnen wurde zuerst (seit ca. 800) *haben* (oder ahd. *eigan*) angewendet. Bekanntlich bedeutet eine Umschreibung wie *ih habên iz funtan* ursprünglich „ich habe es als etwas Gefundenes“. Auch diese Perfektbildung ist also ursprünglich Resultatsbezeichnung, was nicht nur aus der Natur des Part. folgt, sondern sich auch aus dem dabei verwendeten Verb. fin. ergiebt. Um etwas dem indogermanischen Perf. Gleichwertiges zu schaffen, bedurfte es noch der gleichen

---

[1]) Die aus Otfrid sind aufgezählt bei Erdmann, Syntax Otfrids I § 371. Nach ihm wären es Verba des Verharrens in einem Zustande und des Uebergangs in einen andern. Zur ersteren Klasse werden gerechnet *biliban* und *liggan*. Was das letztere betrifft, so ist der einzige Beleg, an den er gedacht haben kann *uuio bi nan gilegan uuas thaz uuâr* III, 23, 49, wo *gilegan* noch ganz adjektivische Resultatsbezeichnung zu *giligan* = „zum Liegen kommen“ ist (s. u.). Ueber *bilîban* s. u.

Funktionsverschiebung wie beim Pass. Diese setzt schon eine Verdunkelung des ursprünglichen Sinnes voraus. Daraus ergab sich weiter eine Gliederungsverschiebung, indem z. B. in dem oben angeführten Beispiel *iz* als abhängig von *habên funtan* empfunden wurde nach Analogie der Abhängigkeit von *finden* oder *fand*. Diese Umdeutung findet ihren sprachlichen Ausdruck darin, dass das Part. nicht mehr wie ursprünglich mit dem Objektsacc. kongruiert (vgl. z. B. bei Otfrid *sie eigun mir ginomanan liobon druhtîn mînan*), sondern immer in der flexionslosen Form steht.

Der letzte Schritt war nun eine Uebertragung der so gewonnenen Bildungsweise auf diejenigen Intransitiva, von denen bis dahin kein Perf. gebildet werden konnte. Als Vorstufe dazu können wir solche Fälle betrachten, in denen neben einem transitiven Verb. das Obj. nicht ausgedrückt ist. Dafür haben wir zwei Belege schon bei Otfrid: I, 25, 11 *lâz iz sus thuruhgân, sô wir eigun nu gisprochan* und III, 18, 36 *nu gene al eigun sus gidân* (nun jene alle so gethan haben). Aber erst bei Notker finden wir die frühesten hochdeutschen Belege für die Umschreibung mit *haben* bei Intransitiven. Auch bei ihm sind die Belege noch nicht zahlreich, und bei dem ein halbes Jahrhundert jüngern Williram habe ich keinen einzigen gefunden. Früher hat sich die Entwickelung auf niederdeutschem Boden vollzogen. Im Heliand findet sich die Umschreibung mit *haben* bei vier Intransitiven: *fâhan* (= greifen), *faruuirkian, libbian, gangan.*[1])

Nach diesem Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung versteht es sich eigentlich von selbst, wie ursprünglich die Verteilung von *haben* und *sein* bei den Intransitiven gewesen ist. Die Grundregel ist, wie dies Behaghel a. a. O. angedeutet hat: Die Perfektiva bilden das Perf. mit *sein*, die Imperfektiva mit *haben.*[2]) Um dies einzusehen, muss man natürlich zunächst eine richtige Vorstellung von dem Unterschiede zwischen perfektiven und imperfektiven Verben haben. Es zeigt sich dabei, dass in manchen Fällen eine für uns zunächst befremdliche Auffassung stattgehabt hat. Berücksichtigt muss ferner werden, dass leicht eine Verschiebung der Auffassung in Verbindung mit einer sonstigen Verschiebung der Bedeutung eintreten konnte. Besonders aber sind die ursprünglichen Verhältnisse dadurch in Verwirrung geraten, dass, wo bei demselben Verbum ursprünglich der Regel gemäss *haben* und *sein* wechselte, später Ausgleichung zu Gunsten des einen eingetreten ist, und zwar überwiegend zu Gunsten von *sein.*[3]) Dabei sind auch mundartliche Unterschiede

---

[1]) S. Behaghel, Syntax des Heliand § 301. Wenn Behaghel weiterhin bemerkt, dass ausser diesen vieren sämtliche neutrale Verba *uuesan* annehmen, so ist das sicher falsch. Es kann natürlich keine Rede davon sein, dass von sämtlichen Verben die Perfektumschreibung belegt ist. Man sollte bei der sonst so ausführlichen Darstellung erwarten, dass die wirklich vorkommenden Umschreibungen vollständig aufgezählt wären.

[2]) Diese Regel gilt ursprünglich auch für das Niederländische, Englische und Skandinavische, erst durch die spätere Entwickelung sind Unterschiede entstanden. Auch bei den romanischen Sprachen wird man von einer entsprechenden Grundlage auszugehen haben.

[3]) Unbegreiflich ist mir, wie Wunderlich (S. 202) das Gegenteil behaupten kann. Zwar ist *haben* später aufgetreten als *sein*, aber das geschah doch nicht auf Kosten des letzteren (s. oben S. 165), und seitdem beide überhaupt konkurrieren, ist *haben* nur unter besonderen Umständen an die Stelle von *sein* getreten. Die Fälle möchte ich wohl kennen lernen, in denen, wie Wunderlich behauptet, das Verbum substantivum manchen Posten, den es in den Mundarten längst eingebüsst hat, nur noch in der Schriftsprache festhält.

entstanden, indem in Süddeutschland *sein* ein beträchtlich grösseres Gebiet gewonnen hat als in Norddeutschland. Ausserdem finden sich noch manche Ausweichungen in Folge der Abstumpfung des Sprachgefühls, für die sich nicht immer eine Veranlassung angeben lässt. Betrachten wir nun die vorliegenden Verhältnisse im Einzelnen.

Imperfektiv und darum das Perf. mit *haben* bildend sind bei weitem die meisten nichtzusammengesetzten Verba, vgl. *arbeiten*, *spielen* (ursprünglich nicht transitiv), *ackern*, *bohren*, *hobeln*, *meisseln*, *fiedeln*, *geigen*, *pfeifen*, *kegeln*, *kugeln*, *speisen*, *schmausen*, *frühstücken*, *grasen*, *klopfen*, *pochen*, *beten*, *betteln*, *flehen*, *schmeicheln*, *kosen*, *danken*, *höhnen*, *spotten*, *fluchen*, *trotzen*, *werben*, *streben*, *trachten*, *zielen*, *buhlen*, *blicken*, *schauen*, *gaffen*, *horchen*, *lauschen*, *forschen*, *staunen*, *streiten*, *kämpfen*, *hadern*, *ringen*, *fechten*, *zanken*, *klagen*, *trauern*, *jammern*, *jubeln*, *scherzen*, *spassen*, *schimpfen*, *grollen*, *zürnen*, *wüten*, *rasen*, *toben*, *schmollen*, *herrschen*, *dienen*, *hausen*, *hausieren*, *hantieren*, *gaukeln*, *zaubern*, *hexen*, *lügen*, *trügen*, *heucheln*, *sündigen*, *frefeln*, *prangen*, *prunken*, *prahlen*, *trauen*. Diese Wörter und ähnliche, die eine willkürliche Thätigkeit bezeichnen, sind es vornehmlich, die das Vorurteil begünstigt haben, dass es eben diese Aktivität sei, was die Umschreibung des Perf. durch *haben* veranlasst habe. Daneben aber stehen andere, bei denen es schon seine Bedenken hat, eine besondere Aktivität in ihnen zu finden, wie *fasten*, *feiern*, *faulenzen*, *jungen*, *kalben*. Ferner andere, bei denen das Subj. zwar eine thätige Person sein kann, eben so gut aber eine Sache, ein Umstand, wie *helfen*, *nützen*, *schaden*. Eine grosse Gruppe unter den Verben, die das Perf. mit *haben* umschreiben, bilden diejenigen, die die Erzeugung eines Schalles bezeichnen, vgl. *sprechen*, *reden*, *rufen*, *schreien*, *bellen*, *blöken*, *brummen*, *flüstern*, *gackern*, *gacksen*, *girren*, *glucksen*, *grunzen*, *heulen*, *jauchzen*, *lispeln*, *keuchen*, *klappern*, *klatschen*, *klimpern*, *knirschen*, *knurren*, *krächzen*, *krähen*, *kreischen*, *lallen*, *lärmen*, *murmeln*, *murren*, *plappern*, *plärren*, *plaudern*, *poltern*, *röcheln*, *schluchzen*, *schmatzen*, *schnarchen*, *schnarren*, *seufzen*, *stammeln*, *stöhnen*, *stottern*, *wiehern*, *winseln*, *zirpen*, *brausen*, *dröhnen*, *hallen*, *klirren*, *knallen*, *knarren*, *knistern*, *krachen*, *prasseln*, *rasseln*, *rauschen*, *sausen*, *säuseln*, *schallen*, *zischen*, *zischeln* u. a. Unter diesen sind zwar wieder viele, die eine willkürliche Thätigkeit bezeichnen, aber auch viele, die daneben oder ausschliesslich ein unwillkürliches Geräusch ausdrücken, das von leblosen Gegenständen ausgehen kann. Grösstenteils nicht willkürlich sind Zustände des menschlichen und tierischen Körpers und Vorgänge an demselben wie *leben*, *wachen*, *schlafen*, *frieren*, *hungern*, *dürsten*, *schmachten*, *lachen*, *weinen*, *gähnen*, *husten*, *niesen*, *schaudern*, *bluten*, *schwitzen*, *eitern*, *schielen*; vollends Vorgänge an Pflanzen wie *grünen*, *blühen*, *knospen*, *welken*. Dazu kommen Vorgänge, die auf Geruchs-, Geschmacks-, Gesichtssinn wirken, wie *schmecken*, *riechen*, *stinken*, *duften*, *rauchen*, *dampfen*, *scheinen*, *blinken*, *glühen*, *glimmen*, *schimmern*, *strahlen*. Ein Subj., das als thätig gedacht werden könnte, fehlt durchaus bei Ausdrücken für Naturerscheinungen, wie *regnen*, *schneien*, *hageln*, *blitzen*, *donnern*, *stürmen*, *dämmern*. Endlich bilden gerade diejenigen Verba, die das unveränderte Verharren in einem Zustande bezeichnen, das Part. mit *haben*, vgl. *rasten*, *ruhen*, *weilen*, *wohnen*, *harren*, *warten*, *säumen*, *zaudern*, *zögern*, *haften*, *stocken*, *ragen*, *dauern*.

Normalerweise gehören hierher auch die Verba, die ein Sichhinundherbewegen ohne Ortsveränderung bezeichnen, vgl. *beben*, *zittern*, *zucken*, *zappeln*, *wackeln*, *wanken*, *schwanken*, *schlottern*, *nicken*, *winken*, *wogen*, *schwirren*, *flackern*, *flammen*, *lodern*. Wie diese unter

bestimmten Voraussetzungen doch Perfektiva werden können, darüber werden wir weiter unten zu handeln haben.

Gegenüber der grossen Zahl von Imperfektiven giebt es nur wenige Simplicia, denen der perfektive Sinn an sich anhaftet. Hieher gehören *werden*, *kommen*, *sterben*, *bersten*, *schmelzen*. Auch diese können allerdings unter Umständen imperfektiven Sinn annehmen, vgl. *er liegt im Sterben*, *die Sache ist noch im Werden*, *er kommt* = „er naht sich"; im Perf. aber ist das ausgeschlossen.

Die Hauptmasse der Perfektiva wird durch die Zusammensetzungen gebildet. Zunächst gehören hierher eine Anzahl solcher, zu denen das Simplex untergegangen oder nur in einer ganz abweichenden Bedeutung erhalten ist: *geschehen*, *genesen*, *gedeihen*,[1]) *gelingen*, *geraten*, *missraten*, *verderben*, *entrinnen*; *erschrecken* (*aufschrecken*, *emporschrecken*);[2]) *erlöschen*, *verlöschen*, *auslöschen*;[3]) *versiegen* (erst in neuerer Zeit aus dem alten Part. *versigen* zu mhd. *versîhen* entwickelt); *ersticken*;[4]) *verwesen*; *ein-*, *ver-*, *zusammenschrumpfen*;[5]) dazu das jetzt veraltete *bekleiben* = „Wurzel fassen" (viele Beispiele für Umschreibung des Perf. mit *sein* im D. Wb.). Ableitungen aus Adjektiven, die nur in Zusammensetzungen mit *er-* oder *ver-* üblich geblieben sind, wie *erblassen*, *verblassen*, *erbleichen*, *verbleichen*, *erblinden*, *ergrimmen*, *erkalten*, *erwarmen*, *erröten*, *erschlaffen*, *erstarken*, *ermatten*, *veralten*, *verarmen*, *verharschen*, *verrohen*, *versauern*, *verstummen*, *verwildern*, dazu das Part. *vergilbt*; auch einige dergleichen Ableitungen aus Substantiven: *verkalken*, *verkohlen*, *verknöchern*, *verunglücken*, dazu die Partizipia *versteinert*, *verjährt*.

Die aufgeführten Perfektiva bilden von jeher bis jetzt das Part. mit *sein*. Doch fehlt es bei einigen nicht an Ausweichungen. Schon im Mhd. finden wir eine solche bei *geraten*: *des sun wol gerâten hât* (im Reim auf *stât*) Erec 2914; dagegen Umschreibung mit *sein* z. B. Gregorius 203, Willehelm 423, 26 und sonst. Dazu aus dem 16. Jahrh.: *derhalb hat* [*er*] *die that unterwunden*, *und hat im auch glücklich geraten* Hans Sachs (Keller) 11, 55, 14. Im Anhd. nicht ungewöhnlich ist die Umschreibung mit *haben* bei *gelingen*. Sie findet sich bei Lu.: *es hat jnen gelungen, das sie das gesetz erhielten* 1. Macc. 2, 47; *hette jm solcher anschlag gelungen* Werke (Jenaer Ausg.) 5, 335ᵃ; doch nicht durchgängig, vgl. Hiob 9, 4, Ap. 26, 22. Andere Belege: *inen hat gar wol gelungen* Liliencron, Histor. Volksl. 206ᵇ 9; *es hatte jnen vbel gelungen* Agricola 217; *es hat mir auch nit übel gelungen* Frischlin, Wendelgard IV, 1; *ihm hats beinahe gelungen* Lied von 1619 im Anz. des germ. Mus. 12, 58; *doch hat es mir so weit gelungen, dasz* etc. Simplicissimus (nach Kehrein). Noch Schiller sagt (Göd. II, 9, 22) *wie weit ihrs gelungen hat*. Ein Beispiel für *misslingen* findet sich bei Liliencron, Hist. Volksl. 163, 37: *im hat daran mislungen*. Mit *geraten* und *gelingen* ist *glücken* nahe verwandt. Das Wort ist eine Ab-

---

[1]) Das einfache Wort ist nur noch mundartlich.

[2]) Einfaches *schrecken* ist selten und poetisch. Auch im Mhd. ist *schrecken* nur in dem ursprünglichen Sinne „springen" etwas häufiger. Ein Part. **geschrocken* dürfte nirgends vorkommen, auch nicht **auf-*, **emporgeschrocken*.

[3]) Einfaches *löschen* ist wieder nur poetisch, auch im Mhd. schon selten, und das Part. **geloschen* wohl unerhört.

[4]) Einfaches *sticken* in entsprechendem Sinne nur mundartlich (nordd.).

[5]) Einfaches *schrumpfen* kommt nur selten vor.

leitung aus dem Subst. *Glück* und im Mhd. noch selten. Jetzt ist wohl die Umschreibung mit *sein* das Gewöhnliche; mir ist sie allein geläufig. Aber im 18. Jahrh. scheinen sich auffallender Weise beide Umschreibungen die Wage zu halten. Nach Adelung wird das Perf. eben so oft mit *haben* als mit *sein* gebildet. Dazu stimmen auch die von Sanders beigebrachten Belege. Aus älterer Zeit vgl. *Fehlet dem die offt erfahrne kunst, dem sie bey andern hat so vielmahl wohl geglücket* Hoffmannswaldau V, 102. Aus neuerer: *da es aber auf zwei nicht geglückt hat* Scheffel, Eckeh., Kap. 10. Auch zu *missglücken* bemerkt Adelung: „auch mit *haben*."

Für diese Ausweichungen weiss ich keinen andern Grund anzugeben, als dass das Sprachgefühl unsicher geworden ist. Hervorheben aber muss ich, dass gerade bei diesen Verben von einer besonders aktiven Natur gar keine Rede sein kann. Etwas Derartiges wird man demnach wohl auch nicht geltend machen dürfen mit Rücksicht auf ein von Kehrein aus Aventin angeführtes Beispiel: *Wenn Gott diesem nicht fürkommen hett* (vorgebeugt hätte). Eher wird man sagen können, dass hier das Verb. imperfektiv geworden ist, indem nicht an das Resultat, sondern an die Anstalten zur Herbeiführung des Resultates gedacht ist. Höchst lehrreich aber ist das von Wunderlich aus Senders Chron. von Augsburg angeführte Beispiel: *Nach sant Urlichs hat der sterbent angefangen . . und um sant Michels tag hat es am aller festosten gestorben . . und sind überall hier in summa in dieser zeit gestorben 2327 personen.* Bei dem merkwürdigen unpersönlichen Gebrauch von *sterben* handelt es sich eben um Schilderung eines Zustandes. Bei der Angabe des Endergebnisses greift der Verf. natürlich wieder zu der üblichen Umschreibung mit *sein.*

Untergegangen ist *erwinden* = „umkehren", daher „nur bis zu einem bestimmten Punkte gehen", „bei einem bestimmten Punkte wovon ablassen", vgl. *er ist von hellu iruuuntan* Otfrid V, 4, 47; *daz got wære erwunden sîner grôzen barmunge* Wernhers Maria (Fdgr. 169, 38); *wan wære sis erwunden* Wolfram, Tit. 155, 2; *wære ich an den stunden an der verte erwunden* Konrad, Otte 711; *dô solt er an den vriunden sîn erwunden* MSH II, 234[a]; *an im ist warlich nichts erwunden* Schmelzl, Zug ins Ungerland 8[b]. Dazu vgl. man *unerwunden sîn* = „noch nicht abgelassen haben", s. Mhd. Wb. III, 679, 27.

In diese Gruppe gehört auch bleiben = mhd. *belîben*, das von jeher (schon bei Otfrid) und, so viel ich sehe, ausnahmslos das Perf. mit *sein* bildet. Von unserem Sprachgefühle aus scheint es freilich ein Durativum zu sein wie nur irgend eins. Aber ursprünglich drückt es das Endergebnis aus, das bei einem Vorgange, einem Bemühen herauskommt. Dies ist am deutlichsten in solchen Fällen, wo das Resultat ein von dem früheren verschiedener Zustand ist. Wir sagen *er blieb stehen* nicht bloss von jemand, der schon vorher dagestanden hat, sondern auch von jemand, der bis zu dem betreffenden Zeitpunkte in Bewegung gewesen ist. Entsprechend verhält es sich mit *haften, hangen, kleben, stecken bleiben.* Wir sagen ferner *er blieb Sieger im Kampfe.* Damit vgl. *daz si dâ herren belîben* Tristan 429. Auch mit adjektivischem Prädikat ist eine solche Verwendung im Mhd. noch möglich, vgl. *sol ich seneder frô belîben, sô sult ir von mir vertrîben, sælic wîp, die nôt, sô wirde ich frô* Neifen 22, 2. Auch *übrig bleiben* muss noch hierher gerechnet werden. Von hieraus begreift es sich, dass das Wort im Schwedischen und Dänischen die Bedeutung „werden" angenommen hat. Es lässt sich in dieser Verwendung am nächsten mit dem oben erwähnten *bekleiben* vergleichen. Aber auch da, wo es sich auf ein Beharren in dem bisherigen Zustande bezog, wurde es ursprünglich perfektiv gefasst. Denn es wurde zunächst

nur gebraucht, wo dies Beharren irgend wie in Frage gezogen war. So ist z. B. *er blieb sitzen* soviel wie „er stand nicht auf, wiewohl Veranlassung dazu gegeben war“. Die Richtigkeit dieser Auffassung wird bestätigt durch das analoge Verhalten anderer Verba, die gleichfalls das Nichteintreten einer Veränderung bezeichnen, vgl. weiter unten *beharren, verharren, beruhen; gesitzen* (mhd.), *besitzen* (mhd.); *bestehen.*

Besonders lebendig zeigt sich das Sprachgefühl noch da, wo einfachen Verben, die einen Zustand bezeichnen, Zusammensetzungen mit *er-*, *ver-*, *zer-*, *ent-*, *ab-*, *auf-* etc. gegenüber stehen, die dann das Geraten in einen Zustand bezeichnen. Es heisst *er hat gebebt, aber er ist erbebt;* Sanders zitiert: *dass innerhalb 24 Stunden das Erdreich bei 140 Malen erbebt ist* Stumpf: *wer nie erbebt wäre vor dem Anblick des Todes* Gutzkow; dagegen *nachdem lange der Boden erbebt hatte, hörten die Erschütterungen plötzlich auf* Humboldt, wo aber *erbeben*, wie das danebengesetzte *lange* zeigt, imperfektiv wie *beben* gebraucht ist. Man sagt ferner *es hat geblitzt*, aber *der Gedanke ist aufgeblitzt; die Blume hat geblüht — ist erblüht, aufgeblüht, verblüht; das Haus hat gebrannt — ist abgebrannt, verbrannt, der Braten ist angebrannt, der Zorn ist entbrannt; das Wasser hat gedampft — ist verdampft,* nach Adelung *die Feuchtigkeiten sind abgedampft, die Feuchtigkeit ist ausgedampft; die Blätter haben an dem Baume gedorrt — sind verdorrt; das Meer hat gedunstet — das Wasser ist verdunstet; er hat gedürstet — ist verdürstet; er hat gehungert — ist verhungert; er hat gefroren — ist erfroren, verfroren, eingefroren, das Wasser ist gefroren, der Fluss ist zugefroren, die Nase ist ihm abgefroren, ich bin ganz durchgefroren; das Licht hat geglänzt — ist erglänzt; das Feuer hat noch geglommen — ist erglommen, verglommen* (viele Beispiele im D. Wb.), Adelung: *die Kohlen sind abgeglimmt; der Ofen hat geglüht — die Leidenschaft ist erglüht, verglüht; der Ton hat geklungen — ist erklungen, verklungen* (vgl. dazu *abgeklungner Liebe Trauerpfänder* Goethe); *es hat gekracht — das Geschäft ist verkracht; das Pferd hat gelahmt — sein Eifer ist erlahmt; die Fackel hat geleuchtet — ist noch einmal aufgeleuchtet; er hat lange gekranket* (Butschky, jetzt *gekränkelt*) *— ist erkrankt; er hat lange gesiecht — ist dahin gesiecht; er hat gelebt — ist aufgelebt* (*verlebt* adjektivisch); *das Holz hat gemodert — ist vermodert; er hat genickt — ist eingenickt; der Ofen hat geraucht — der Zorn ist verraucht; der Wald hat gerauscht — die Klänge sind verrauscht; ich habe geschaudert — bin zusammengeschaudert* (Götzinger); *der Gesang hat geschallt — ist erschollen, der Mann ist verschollen; die Sonne hat geschienen — er ist erschienen; das Brot hat geschimmelt — ist verschimmelt; er hat geschlafen — ist eingeschlafen, entschlafen; er hat geschlummert — ist eingeschlummert, entschlummert; er hat geschmachtet — ist verschmachtet; er hat gewacht — ist aufgewacht, erwacht; er hat danach geschnappt — das Schloss ist abgeschnappt* (Adelung, Müllner), *die Thür ist zugeschnappt, die Stimme, er ist übergeschnappt; er hat vor Kälte gestarrt — ist erstarrt; er hat gestaunt — ist erstaunt; es hat getaut — der Fluss ist aufgetaut; der Gesang hat getönt — ist ertönt; die Blume hat gewelkt — ist verwelkt, abgewelkt* (Adelung); *er hat gezittert — ist erzittert.*[1]) Auch zu *saufen* und *trinken*, die transitiv gebraucht werden können, werden Perfektiva gebildet: *er ist ertrunken* (*vertrunken*), *ersoffen* (*versoffen*).

---

[1]) Sanders führt an aus Joh. v. Müller: *seid auch ihr über der hohen Muse Sophoklis erzittert;* dagegen aus Gryphius: *die Mittel, die ich oft für feste Pfeiler acht, die haben leider all erzittert.*

Dagegen werden die Zusammensetzungen mit *aus* in dem Sinne „bis zu Ende“ nicht als Perfektiva behandelt, vgl. *das Feuer hat ausgebrannt, die Blume hat ausgeblüht, er hat ausgelebt, ausgerungen, ausgetobt.* Adelung schreibt auch vor *die Rosen haben abgeblühet* (= *ausgeblüht*), *er hat abgetobet.* Er verlangt *haben* auch für einige Zusammensetzungen mit *ver-*, die in ihrer Bedeutung denen mit *aus-* nahe kommen. Nach ihm soll man sagen *der Geruch ist verduftet*, aber *der Bisam hat verduftet, die Blume ist verblühet*, aber *der Baum, die Pflanze hat verblühet.* Er verlangt *haben* für *verbluten* mit Berufung auf 2 Macc. 14, 46: *da er gar verblutet hatte*, dem aber der nicht selten adjektivische Gebrauch von *verblutet* gegenüber steht, welches sich allerdings auch zu dem reflexiven *sich verbluten* stellen liesse. Der Adelungschen Regel entsprechend sagt auch Goethe *sobald der Gesang verklungen hat* (12, 200); *wenn die Wogen verbraust hatten* (Ausg. l. H. 14, 272) gegen *sobald der erste Sturm der Unterjochung verbrauset war* Fallmereyer (Sanders). Vgl. ferner *als schon alle Kanonen versaust hatten* Hebel (Sanders) gegen *ich hoffe die zween irrtümer sollen nun schier versauset sein* Luther (ib.); *sobald mein Schmerz vertobt hatte* Pfeffel (Sanders).

Frühzeitig in's Schwanken geraten ist der Gebrauch bei *verzagen* und *verzweifeln.* Die ältere Umschreibung mit *sein* ist bei *verzagen* im Mhd. häufig zu belegen, vgl. z. B. *die ê verzaget wâren* Iwein 3720, *si wânde er wære dran verzagt* (es wäre ihm leid geworden) A. Heinrich 1006.[1]) Dazu stimmt der adjektivische Gebrauch von *verzaget* (*unverzaget*), der schon im Mhd. häufig ist und sich bis jetzt erhalten hat. Aber schon seit dem 13. Jahrh. tritt daneben *haben*, vgl. *daz si alle verzaget hânt* (im Reim auf *gânt*) Mai u. Beaflor 163, 21; *si heten beide verzagt* Wolfd. B 683; *die leut möchten verzagt hân* Chron. d. deutschen Städte 5, 32, 7; *als wann sie verzagt vnd verzweiffelt hett* Aventin (nach Kehrein); *Rom hat in keinem vnglück nicht verzagt* ib.; *sie hatten schon verzagt, dasz sie nicht würde widerkommen* Judith 13, 14. Gegenwärtig wird das umschriebene Perf. wohl überhaupt gemieden. Von *verzweifeln* ist gleichfalls der adjektivische Gebrauch des Part. im Mhd. nicht selten und bis jetzt üblich geblieben. Aber im Perf. tritt frühzeitig *haben* auf; vgl. *des si genâren, des heten si verzwîvelt nâch* Iwein 2541; aus dem 15. und 16. Jahrh. bringt Kehrein (S. 38) ziemlich viele Beispiele. Doch hat sich daneben *sein* behauptet, vgl. *di vil nâch ê vorzwîvilt wârn* Jeroschin 26149; *da ist er an seinem leben verzweifflet* Sender (vgl. Wunderlich S. 212). Aus der neuern Zeit führt Sanders ziemlich viele Beispiele an, worunter aus Goethes Wanderjahren: *er wäre an den Verschränkungen, die er vor sich fand, fast verzweifelt.*

Mehrmals erscheint *haben* statt des auch jetzt üblichen *sein* bei *einwurzeln: Und hat so hart gewurtzelt ein* Hans Sachs Fastn. 4, 470; *ich hab eingewurzelt bei einem geehreten volk* Sirach 24, 16. Vereinzelte Abweichungen sind *also hab ich vor dir erschienen* Dietenbergers Bibel, Ps. 63, 3; *do haben sie erzittert vor vorcht* vierte Bibelübersetzung, Ps. 14, 5.

Für unser jetziges Gefühl auffallend, aber nach dem, was oben über *bleiben* bemerkt ist, begreiflich ist es, dass auch *beharren* und *verharren* perfektiv gefasst werden konnten. Vgl. *das Städtle, das bisher an der Stadt Zürich beharret war* Stumpf, Schweiz. Chron. (Sanders); *ein Mann wie Berengarius . . wäre bei der bekannten und gelehrten Wahrheit, Trotz allen Gefahren, dreissig, vierzig Jahre beharret* Lessing 11, 79, 21; *wenn sie schlechter-*

---

[1]) Mhd. in gleicher Verwendung *erzagen*, vgl. *und was erzaget von der rede* Konrad Troj. 19093.

dings darauf beharret wäre Wieland (D. Wb.); *wann er in derselben verharret were* Schuppius (D. Wb.); *er sei lange mit ihm in eifrigster Unterredung verharrt* Heinr. König (Sanders). Doch ist auch *haben* immer daneben gebraucht, namentlich von Luther. Nach Adelung hat *beharren haben*, auch häufig *sein*, *verharren sein*, nicht so richtig *haben*.

Wie beharren wurde früher auch *beruhen* gebraucht. Vgl. *wir sind aber darauf beruhet, dass . .* Churfürst Moritz bei Melanchthon (D. Wb.); *sie sein fast auf meiner Meinung beruhet* Schweinichen (ib.).

Dieselbe Wirkung wie die das Resultat bezeichnenden Partikeln hat auch ein prädikatives Adjektivum, vgl. *er ist ganz blau gefroren.* Weitere Beispiele für diese Wirkung werden uns noch im Folgenden begegnen.

Es giebt aber auch Verba, die als Simplizia mit deutlicher Unterscheidung sowohl imperfektiv als perfektiv gebraucht werden und dementsprechend beide Umschreibungen nebeneinander zeigen. Im Mhd. wird denselben allerdings in perfektivem Sinne meistens *ge-* vorgesetzt, eine Unterscheidung, die aber für das Part. nicht in Betracht kommt.

In doppeltem Sinne wird noch jetzt in der Schriftsprache *knieen* gebraucht = „auf den Knieen liegen", wozu *ich habe gekniet,* und = „sich auf das Knie werfen", wozu *ich bin gekniet,* am gebräuchlichsten allerdings *ich bin niedergekniet.* Beispiele für korrekten Gebrauch ohne *nieder* im D. Wb. V, 1430: *als der Burg Hohentwiel eigene Leute seid ihr geknieet, als . . Freie erhebt euch* Scheffel; *die Sannel war neben ihn gekniet* O. Ludwig. Ein mhd. Beispiel für korrektes *haben: het er gekniet alsô vil ze kirchen alsô zuo dem spil* Renner 11308. Andere Beispiele aber zeigen, dass das Sprachgefühl in Schwanken geraten ist, vgl. *er hat nider gekniet vnd sich gelagert wie ein lewe* 1 Mose 49, 9; *er habe für dem Herren nidder gekniet* Wicel (nach Kehrein); anderseits *als die complet ist ausgewesen, sind vil andechtiger frauen da im chor kniet* Sender (nach Wunderlich); jetzt ist wohl südd. *er ist gekniet* herrschend. Nicht mit voller Sicherheit kann als Ausweichung betrachtet werden die im D. Wb. VII, 767 aus Goethe angeführte Stelle *ein Brief, vor dem ich niedergekniet und den hohen . . Sinn angebetet habe;* denn hier könnte man vielleicht ein *bin* ergänzen.

Wie *knieen* verhält sich *hocken.* Im Oberd. wird es jetzt auch da, wo es einen schon bestehenden Zustand bezeichnet, mit *sein* verbunden.

Vor allem kommen hier drei der häufigsten Verba in Betracht, *liegen*, *sitzen*, *stehen.* Diese werden im Mhd. einerseits imperfektiv gebraucht in dem heute in der Schriftsprache üblichen Sinne, anderseits perfektiv = „zum Liegen kommen" („niederfallen"), „sich setzen", „zum Stehen kommen" („sich stellen", „treten"). Im letzteren Falle wird Zusammensetzung mit *ge-* angewendet, aber keineswegs immer.[1]) Im ersteren Falle bilden sie das Perf. ursprünglich mit *haben,* im letzteren mit *sein.* In der Weiterentwickelung scheiden sich Nord- und Süddeutschland. Dort geht die perfektive Verwendung ausser in Zusammensetzungen verloren und damit die Umschreibung durch *sein*, hier erhält sich die Umschreibung durch *sein* mit der perfektiven Verwendung, greift frühzeitig über ihr ursprüngliches Gebiet hinüber und gelangt schliesslich zur Alleinherrschaft, nicht nur in den Mundarten, sondern auch

[1]) Vgl. über den perfektiven Gebrauch jetzt Wiessner, Beitr. z. Gesch. d. deutschen Spr. 26, 423 ff.

in der gebildeten Umgangssprache, und ist daher auch bei süddeutschen Schriftstellern häufig (allgemein z. B. bei Scheffel). Diese Entwickelung müssen wir im einzelnen verfolgen.

liegen. Mhd. (mnd.) Beispiele für die Umschreibung mit *haben: he hête gelegin di nacht bî sîner amîen* Eilhard 7488; *aldâ der konine selve wolde hân inne gelegen* Eneide 8269; *als der bî vrouwen hât gelegen* Reinmar, MF 152, 4 (so BC, *ist* E). Dagegen bedeutet *ich bin gelegen* zunächst „ich liege", vgl. z. B. *ouch was gelegen dâ bî der zuhtlôse Keiî* Iwein 89. Hieran schliesst sich der noch jetzt auch in der Schriftsprache übliche adjektivische Gebrauch von *gelegen,* vgl. *der Ort ist am Meere gelegen* (auch *belegen*), *es war ihm sehr gelegen* (*ungelegen*); *seine Wohnung ist sehr abgelegen; es ist ihm sehr angelegen, er lässt es sich angelegen sein;* mhd. ist *gelegen* auch = „benachbart". Weiter fungiert dann *ich bin gelegen* als Perf. zu *geligen* mit verschiedenen Bedeutungsschattierungen. So = „niederkommen": *sein fraw wær gelegen* Suchenwirt 4, 525; vgl. *die Frau ist gelegen peperit* Steinbach, noch mundartlich; = „zu Falle kommen": *der stein der was gelegen* Nib. 437, 5; *sô sît ir schiere gelegen* Iwein 5016; *si sint mir alle noch gelegen* Barlaam 217, 5; *hiest von tjoste gelegen Segramors* Parzival 305, 2; *nu ruoche in got genâden, die dâ sint gelegen* Kudrun 918, 1; *ir ist hie vil gelegen, die uns slahen wolten* ib. 1450, 2; *dô ich tôt wære gelegen, dô hulfet ir mir von sorgen* Iwein 4258; *ir müezet mir die gelten die vor iu tôt sint gelegen* Nib. 1982, 3; *dâ wâren tôt gelegen die Rüedegêres helde* ib. 2164, 2; *daz er und sîn gesinde ist hie gelegen tôt* ib. 2168, 2; *diu vil michel êre was dâ gelegen tôt* ib. 2315, 1; *sît sô hôher prîs ist tôt gelegen* Willehalm 345, 26; *ir geltet mir die tôten die vor iu sint gelegen* Wolfdietrich A. 598, 4; in übertragenem Sinne = „zu Ende kommen", „aufhören": *die wîle was der vride gelegen* Herbort 8713; *der schal der was geswiftet, der dôz der was gelegen* Nib. 1844, 1; *dô was ir übermüeten vil harte ringe gelegen* Nib. 253, 4; *daz iuwer hôchverten ist alsô gelegen* ib. 443, 2; *ez ist an sîme lîbe al mîn vreude gelegen* ib. 996, 4; *dô was gelegen ringe sîn grôziu schœne und ouch sîn leben* ib. 1003, 4; *unser einem oder uns beiden ist daz geuden gar gelegen* Erec 9066; *hie mite was ouch im gelegen diu sprâche und des herzen kraft* Gregorius 266; *im was al hôher muot gelegen* Willehalm 112, 13; *disiu hôchvart diu ist gelegen* Tristan 7084; *swie sîn prîs wære gelegen* Wigalois 292, 8; *ûf den strâzen und ûf den wegen was diu wagenvart gelegen* Helmbrecht 1920; *ir tanzen und ir springen was vil schiere dô gelegen* Konrad, Troj. 16481; *manlîch hôchgemüete, wie bistu gelegen* MSH II 71[a]; *die kalten rîfen sint gelegen* ib. 80[a]; *im ist daz clappern noch nit gelegen* Mone, Schauspiele II, 322, 3411; *mir was ganz mein red gelegen* Folz, Zschr. f. d. Altert. 8, 513, 97; noch im 16. Jahrh.: *der stolz war in gelegen schon* Liliencron, Hist. Volksl. 538, 47. In dem Sinne „sich absichtlich niederlegen" scheint *geligen* im Mhd. selten zu sein, während in den oberd. Mundarten *liegen* noch jetzt diesen Sinn haben kann, doch vgl. *dô Ênêas der degen an sîn* (*sînem* M) *bedde was gelegen* Eneide 12706. Aber auch das Eindringen von *sein* an die Stelle von *haben* beginnt schon sehr früh, und *sein* überwiegt in Oberdeutschland schon seit dem 12. Jahrh., vgl. *daz ich ie mit ir geredete oder nâhe bî sî gelegen* Meinloh MF 15, 8; *ob friundîn wær bî im gelegen, het er minne gepflegen, daz wære im senfte unde guot* Parzival 628, 5 (in diesen beiden Beispielen liesse sich *gelegen* allenfalls noch perfektiv fassen); *mit küchenvarwem velle was er ûf einer hackebanc die naht . . gelegen* Wolfram Wh. 201, 25; *si wâren die vart* (während des Zuges) *alsô gelegen* ib. 238, 23; *dô gebunden was der degen und eine wîle was gelegen durch ruowe und einen slâf getet, dô entwachte er* Wigalois 215, 7. Vollends herrscht später *sein* bei

oberdeutschen Schriftstellern. Beispiele bei Kehrein S. 36, Sanders II 136[c], D. Wb. VI 1000[3], X 315[ab], Wunderlich S. 212. Auch bei Goethe kommt *sein* vor, vgl. *die französischen Prinzen waren da lange im Quartier gelegen* (s. D. Wb.). Es drängt sich mitunter auch bei Schriftstellern ein, in deren Heimat es nicht üblich ist, vgl. *die verwüsten stedte, so fur vnd fur zerstöret gelegen sind* Jes. 61, 4; *das er schon vier tage im grabe gelegen war* Joh. 11, 17; *wo sie mit zerstreutem Haar Tag und Nacht gelegen war* Stolberg I, 256 (im Balladenstil); *selbst wenn ihr nicht Louis Armand im Sinne gelegen wäre* Gutzkow nach Sanders (Einfluss seines Aufenthalts in Schwaben?).

Unter den Zusammensetzungen bildet *erliegen* das Perf. selbstverständlich mit *sein: ich wäre dieser Wonne nicht erlegen* Klopstock M. 14, 318, häufig *er ist seinen Wunden, den Anstrengungen erlegen;* mhd. Beispiele bei Lexer. Ausnahme: *Niemals haben noch meiner Unsterblichkeit Kräfte Gerichten, die Jehovah mir gab, erlegen* Klopstock M. 13, 29. Desgleichen im Mhd. intransitives *beligen* = „liegen bleiben“, vgl. *unde ist alsô under wegen ze mînem vater belegen* Iwein 6046; *derst dâ belegen alsô vil* Willehalm 256, 2; *sîner drîzec tûsent was dâ tôt wol diu zwei teil belegen* ib. 27, 21; *sint mîne mâge tôt belegen* ib. 51, 5; *den herren und mâge wârn belegen tôt* ib. 106, 5; *die dâ tôt wârn belegen* ib. 107, 4; *ir man der wære belegen tôt* ib. 115, 18; *im wæren zweinzec tûsent tôt ûz sîn eines rîche aldâ belegen* ib. 258, 10. Mhd. *entligen* = „sich weglegen“, vgl. *dô si wâren entlegen* Passional 91, 71. Auch bei *unterliegen* sollte man ausschliesslich *sein* erwarten, doch findet sich *haben* nicht selten, vgl. *so hat denn auch jenes grosse Genie . . der kleinstädtischen Denkungsart unterlegen* Thümmel 6, 153; *hast du nicht dem Schwert deines Gegners im Kampf unterlegen?* H. Kleist, Zweikampf; *hast du dem Grafen nicht unterlegen?* ib.; *sie hat unterlegen, um sich aus der Asche wiederzugebären* Mundt (nach Sanders). Zu dem nicht selten in gleichem Sinne gebrauchten *únterliegen: ohne je . . ihren Forderungen untergelegen zu haben* Thümmel 2, 5. Auch Adelung führt *unterliegen* als ein Verb. auf, das im Perf. nur *haben* hat. Anders zu beurteilen ist das von Wunderlich aus Bismarks Erinnerungen angeführte Beispiel: *bei den rein preussischen Civil-Diplomaten, welche der Wirkung militärischer Disciplin garnicht oder unzureichend unterlegen hatten.* Hier ist *unterliegen* wie sonst *unterstehen* durativ gebraucht, folglich *hatten* ganz in der Ordnung, ebenso wie in dem von Sanders aus Karmarsch angeführten Beispiele *ob die letzten Anteile Wein auch der Gährung unterlegen haben.* Wenn es dagegen bei Stumpf (s. Sanders) heisst *da er keiner andern oberkeit unterlegen wäre,* so ist das Part. adjektivisch gebraucht. Aehnlich wie mit *unterliegen* verhält es sich mit *obliegen* in dem jetzt veralteten Sinne „die Oberhand bekommen“. Das Ursprüngliche ist die Umschreibung mit *sein,* vgl. *sô was der selbe küene degen vil starken risen obgelegen* Konrad, Troj. 6874 und ebenso sonst im Mhd. Auch später: *du hast . . gekempfet, vnd bist obgelegen* 1 Mos. 32, 28; *dasz die Saracenen uns Christen immer sind obgelegen* Luther (Sanders); *wie sie schier obgelegen waren* Fronsperger; *der Pabst . . ist also den fürsten und herrn . . obgelegen* Aventin; *dasz ich ihnen Widerstand gethan und obgelegen bin* Schweinichen. Dagegen: *wir hatten den Syrakusanern im Gefecht die mehreste Zeit obgelegen* Heilmann, Thucydides. Nach Adelung hat *obliegen* = „siegen“ *sein,* im Hochdeutschen auch *haben.* Zu einem sonst nicht nachweisbaren intransitiven *überliegen* gehört das adjektivische *überlegen.*

Den sonstigen Zusammensetzungen liegt der durative Sinn zu Grunde, und sie bilden daher das Perf. ursprünglich nur mit *haben,* später im Oberdeutschen mit *sein,* vgl. *anliegen,*

aufl., ausl., beil., obl. in dem Sinne „sich womit abgeben“ oder „als Pflicht zukommen“, *únterl.* = „unter etwas liegen“, *vorl.* Beispiele für oberdeutsche Verwendung von *sein: bin ich bittend ihm angelegen, mich . . zu entlassen* Rückert (nach Sanders); *er wär . . den studiis obgelegen* Kirchhof, Wendunmut; *sagt uns dabei, was uns zu thun obgelegen sei* Ayrer; *als wäre ihr obgelegen, einzugestehen* Finck (nach Sanders).

sitzen. Wie in den übrigen germanischen Dialekten (vgl. *geseten hæfdon* Beowulf 2104) wird auch im Hochdeutschen *sitzen* in dem jetzigen schriftsprachlichen Sinne mit *haben* verbunden, vgl. *nu hân ich selten hie gesezzen bî decheinem man* Parzival 438, 20; *ich hân für wâr hie gesezzen manec jâr* ib. 563, 20. Dagegen bedeutet *gesezzen sîn* zunächst „sitzen“, vgl. *daz dû dâr gesezzen bist ad dexteram patris* Notker, Ps. 8, 2; *swaz ritter dô gesezzen was über al den palas* Parz. 236, 23; *swie hôhe er nu sî gesezzen* Gregorius 1325 (unechter Einschub); *und ist gesessen zur rechten auf dem stuhl gottes* Ebräer 12, 2; so noch jetzt oberd., Belege aus Schriftstellern bei Sanders II, 1110ª. Daraus abgeleitet ist die Bedeutung „angesessen sein“, „seinen Wohnsitz haben“, vgl. *ez was ein küneginne gesezzen über sê* Nib. 325, 1. Viele Beispiele im mhd. Wb. IIᵇ 330ª und bei Lexer unter *gesezzen.* Diese Verwendung ist auch schon ahd. (s. Graff VI, 287) und alts. (s. Wadsteins Glossar). Sie erstreckt sich in's Nhd., vgl. die Zusammensetzungen *erbgesessen, hofg., hausg., dorfg.* etc. bei Sanders II, 1110ª. Allgemein ist *angesessen,* seltener *eingesessen.* Im Mhd. bedeutet *gesezzen sîn* auch „benachbart sein“, vgl. *den die im gesezzen sint* Lanzelet 3877; weitere Belege im Mhd. Wb. IIᵇ 330ᵇ und bei Lexer. Aus der Grundbedeutung entspringt die Perfektumschreibung = „sich gesetzt haben“, vgl. *dâ hiez si in sitzen an. und dô er was gesezzen* Iwein 1217; *der künic was gesezzen und Prünhilt diu meit* Nib. 572, 1; *si wâren niht gesezzen vol* Krone 23034; *der meie ist ûf ein grüenez zwî gesezzen* Neidhard 24, 24; *ein guotez ros . . dar ûf was schiere gesezzen Heime* Alphart 3, 3; ähnlich ib. 38, 3. 443, 3. 191, 1. Daran schliesst sich der attributive Gebrauch bei Walther 115, 29 *waz wolde ich dar gesezzen.* Endlich aber kann *gesezzen sîn* auch Perf. zu *gesitzen* = „sitzen bleiben“ sein, vgl. *sît unser keiner sîne sach, oder swie wir des vergâzen, daz wir stille gesâzen* (*sâzen* Lachm. nach Ada), *dô möht ouch ir gesezzen sîn* Iwein 135. Dass in diesem Sinne das Verb. perfektiv ist, ergiebt sich schon aus der Zusammensetzung mit *ge-*, vgl. z. B. *die zwêne tiurliche gomen gesâzen kûme beide, zehant erschrac von leide Iweret umbe daz, wan im dâ vor nie gesaz kein ritter mit der wârheit, der im ze rosse widerreit* Lanzelet 4483; andere Beispiele Mhd. Wb. IIᵇ 386ª 17; Wiessner, Beiträge 26, 437. 8. Also eine klare Bestätigung dessen, was oben unter *bleiben* geäussert ist.

Das Umsichgreifen der Umschreibung mit *sein* auf Kosten von *haben* beginnt nicht so früh wie bei *liegen.* Das älteste Beispiel, das ich gefunden habe, ist merkwürdigerweise md.: *dô si und ir man entsamt gesezzen wâren an der ê ein ganz jâr* Passional K. 460, 31. Seit dem 15. Jahrh. wird *sein* häufig. Beispiele aus den Bibelübersetzungen bei Kehrein S. 36, aus Senders Chronik bei Wunderlich S. 212. Auch Lu. hat *sein* neben *haben: wer sich setzt, da er gesessen ist* (neuere Ausgg. *hat*) 3 Mos. 15, 6; *bin ich doch teglich gesessen bey euch* Matth. 26, 55; *ein füllen, auf welchem nie kein mensch gesessen ist* (neuere Ausgg. *hat*) Marc. 11, 2. Auch Opitz schreibt *dasz ich Plato für und für bin gesessen über dir* (wohl Einfluss seines Aufenthaltes in Süddeutschland). Beispiele aus Gessner, Wieland, Goethe, Hebel, Börne, Meissner bei Sanders II, 1110ª unter c, auch eins aus Claudius.

Der Fall, dass umgekehrt *haben* an die Stelle von *sein* getreten ist, findet sich in der Livländ. Reimchron. 2862: *als er hæte ungegurt ûf daz phert gesezzen.*

Unter den Zusammensetzungen werden auch in der Schriftsprache perfektiv gebraucht *absitzen, aufs.* (vgl. auch *einem aufgesessen sein*), seltener *einsitzen.* Selbstverständlich hat dann das Perf. *sein.* Im Mhd. kommt dazu intransitives *besitzen*, welches wie *gesitzen* = „sitzen bleiben" gebraucht wird, vgl. *ern dorfte sîn besezzen niht ûfem ors aldâ er saz* Parz. 74, 16; *den heiden was gar leide, daz der kristen was besezzen* Koloczaer Kod. S. 204, 499. Daraus abgeleitet ist der Sinn „zur Unthätigkeit, Unproduktivität kommen", vgl. *diu erde was sô harte besezzen* (gab keinen Ertrag mehr) Kaiserchron. 15542; *ir sît gar besezzen iwer künste* Krone 2138. Luther braucht *besessen* = *angesessen: einen tagelöhner, der nirgend besessen ist* Sirach 37, 14.

stehen. Mhd. Beispiele für Umschreibung mit *haben* dem jetzigen norddeutschen Gebrauche gemäss: *diu tür diu vil selten het gestanden unverspart* Eraclius 3901; *ich hân dâ bî gestanden und gesezzen* Reinmar von Zweter 60, 7; *die alle haben nách grôzen êren gestanden* Pontus und Sidonia (md. 15. Jahrh.). Mit *sein* verbunden bezeichnet das Part. auch hier zunächst einen noch bestehenden Zustand; *gestanden sîn* ist also = „stehen", vgl. *daz bette vuor von sîner stat, daz ê was gestanden* Parz. 567, 3. Als Perfektumschreibung im Mhd. *gestanden sîn* in verschiedenen Bedeutungsschattierungen. Es bezeichnet eine Ortsveränderung und kann dann durch *treten* übersetzt werden: *mit der marcgrâvinne gestanden an die zinne was vil manic schœniu meit* Klage L. 1405; *Rennewart der starke man was wol ins aren nest erzogen . . und gestanden ûf den dürren ast* Willehalm 189, 20; *ob iemen anders wære wider sie gestanden* Krone 3537; *nu was diu künegîn zeinem venster gestanden* Krone 10183; *si wâren von den rossen gestanden ûf den sant* Kudrun 1574, 1; *her Hagene was gestanden nider ûf den sant* ib. 150, 3; *si wâren allenthalben an daz stat gestân* ib. 861, 1. In diesem Sinne ist es noch oberd. (vgl. die Beispiele bei Sanders II 1192[c] unter 3), selbstverständlich mit *sein* im Perf. Es bezeichnet den Uebergang aus sitzender oder liegender Stellung in stehende: *si wâren von den betten al geliche gestân* Nib. 1789, 4; uneigentlich *swenne du von den sunden bist gestanden* Grieshabers Pred. 2, 6. Es bezeichnet das Zuruhekommen aus einer Bewegung: *den küenen wîganden diu ors wâren gestanden* Parz. 706, 6; *dâ drî mûle mit ir kraft under wærn gestanden, zwischen sînen handen truog erz als ein küsselîn* Willehalm 188, 13. Im Oberd. dringt aber *sîn* auch schon früh an die Stelle von *hân.* Zwar nicht hierher zu rechnen werden die Fälle sein, in denen der Sinn = „beistehen" ist: *Gunther mit den sînen wære mir gestanden mit willigen handen* Klage 469; *daz si mit kraft Troiæren gestanden gerne wæren* Konrad, Troj. 36730; denn hier liegt nicht die Bedeutung „bei einem stehen", sondern „zu einem treten" zu Grunde, wie sich schon daraus ergiebt, dass das Präs. dazu *gestân*, nicht *stân* lautet. Doch vgl. Stellen wie *froun Camillen sarc wær drûfe wol gestanden* Parz. 589, 9; *nu was sie vrouwen eine gestanden ûf einem steine* Krone 11102; *nu ist er gar manic zît in dem jâmer gestanden* ib. 19302; *alsô ist ez her gestanden* ib. 3888; *wære ez an in gestanden* ib. 5542; *daz âne dach sô manigen tac gestanden ist* Bruder Wernher (Bartsch, Ld. 41, 14). Aus der Uebergangszeit zum Nhd.: *hertzog Erenst von Lunenburg und der landtgraff von Hessen sind nit im chor gestanden* Sender (nach Wunderlich); *in grosser gefar bin ich gestanden* Tewerdank 48, 70; dazu die Beispiele bei Kehrein S. 37. Auch Luther ist *sein* nicht fremd geblieben, vgl. *wie ich fur dir gestanden bin* Jer. 18, 20; und später noch findet es sich auch

bei Schriftstellern, die im übrigen nicht oder wenigstens nicht ausschliesslich unter der Herrschaft süddeutschen Sprachgebrauchs stehen, vgl. *dasz hier Petrodava . . gestanden sei, meinen etliche* Opitz (D. Wb.); *man war mit ihm . . in gutem Vernehmen gestanden* Goethe 35, 47, 5; *wenn . . mehrere in dem Wahn gestanden wären* Le. 12, 25, 23. Dazu vgl. den adjektivischen Gebrauch: *des neben den Figuren gestandenen Gedichts* Goethe, Briefe 21, 421, 24.

Von den intransitiven Zusammensetzungen kommen einige wohl ausschliesslich in imperfektiver Verwendung vor: *bevor-, dahin-, entgegen-, nach-, vor-, wider-, zurückstehen, überstehen, unterstéhen*, mhd. *missestân.* Auch bei diesen steht natürlich der norddeutschen Umschreibung mit *haben* die süddeutsche mit *sein* gegenüber. Beispiele für die letztere: *ein grosses Glück, das mir noch bevorgestanden wäre* Wieland (Sanders); *wie St. Peter der vorgestanden ist* Tschudi (Kehrein), *so er seim gebit wol wer vorgestanden* Fischart (ib.); *im mohte sus nieman widerstanden sîn* Züricher Jahrb. 92, 9 (Mhd. Wb.), *der anfechtung bist du widerstanden* Geiler (Kehrein), *so sind die Griechen dem heiligen Vater . . allzeit tapferlich widerstanden* Fischart (Sanders). Andere sind ausschliesslich perfektiv und bilden daher von jeher das Perf. mit *sein: entstehen, (auf-)erstehen (arstantan, astantan* schon ahd. und as.), *únterstehen* (= „untertreten"). Mhd. (auch anhd., und jetzt noch mundartlich) ist *verstân* = „zum Stehen kommen", vgl. *mîn âder brast . . diu ist kûme iezuo verstanden* Tristan 15221; *an den daz menstruum ê zît ist verstanden* Arzneibuch (Mhd. Wb.). Ferner = „durch zu langes Stehn verfallen", vgl. *iemer in der helle bruot müezen si verstanden dem tiuvel sîn ze phanden* Martina (nach dem Mhd. Wb., das Zitat stimmt nicht), *dem sind verstanden seine pfand* H. Sachs (Sanders). Andere kommen perfektiv und imperfektiv vor, und danach bestimmt sich die Umschreibung, vgl. *er ist davon abgestanden* (mhd. z. B. *der sint sie uns abe gestân* Ludwigs Kreuzf. 3972), *das Bier ist abgestanden*, veraltet, *der postpott ist gleich vom pferd abgestanden* Ayrer — *der Stuhl hat weit von der Wand abgestanden; er ist vom Sitze aufgestanden, das Volk ist gegen ihn aufgestanden* — *der Regenbogen hat auf dem Boden aufgestanden; er ist aus dem Dienst ausgestanden* (südd.) — *die Waren, die Schulden haben lange ausgestanden; er ist in den Dienst eingestanden* (südd.), *er ist für ihn eingestanden* (als Stellvertreter, als Bürge) — *das Zünglein der Wage hat eingestanden.* Südd. ist natürlich auch hier Verallgemeinerung von *sein.* Vereinzelte Ausweichung nach der entgegengesetzten Seite: *sumelîch ze vruo hâte des morgens ûf gestân* Livl. Reimchron. 3859.

Besondere Erörterung verdienen *anstehen, beistehen, zustehen, bestehen.* *anstehen* ist zweifellos perfektiv im Sinne von „antreten", daher *sie sind zum Tanze angestanden;* anderseits imperfektiv im Sinne von „passen", „geziemen", daher *ein solches Benehmen hätte mir schlecht angestanden.* Wenn in dem letzteren Sinne *sein* verwendet wird, so ist das wieder die süddeutsche Ausgleichung, vgl. *ein Hausfreund wie X wäre ihr besesser angestanden* Wieland; noch andere Citate bei Sanders II 1193c 3 u. 4; allerdings auch bei Claudius *dass es diesen Stellvertretern nicht weniger gut angestanden wäre, ihr grosses Werk im Stillen zu treiben.* Zweifelhaft dagegen könnte man sein bei *anstehen* = „zaudern", „Bedenken tragen". Zu Grunde liegt aber hier die Bedeutung „zum Stehen kommen", daher auch bei norddeutschen Schriftstellern des 18. Jahrh. Umschreibung mit *sein.* Sanders führt an: *wir sind einige Zeit bei uns angestanden, ob . .* Klopstock, *er würde ebensowenig angestanden sein, ihn zu ermorden* Engel. Anderseits sind wir jetzt geneigt, das Verb. durativ zu fassen, und nordd. wird daher das Perf. jetzt wohl allgemein mit *haben* gebildet. Sanders führt schon aus Rabener an: *dass sie noch angestanden haben, ihn glücklich zu machen.* Entsprechend

verhält es sich mit *beistehen*, mit dem wir jetzt auch durativen Sinn verbinden. Ursprünglich aber liegt die Bedeutung „beitreten“ zu Grunde (vgl. *beispringen*), was sich schon daraus ergiebt, dass es mhd. fast immer *bî gestân* heisst. Perf. mit *sein: mich hât gelücke her gesant und ist mir hie gestanden bî* Konrad, Troj. 37445; *du bist mir beygestanden* Abraham a St. Klara (Kehrein); vgl. auch *wär man in helfleich pestanden pei* Liliencron, Hist. Volksl. 39, 89. Doch hat daneben vielleicht schon frühzeitig die Auffassung „bei einem stehen“ gegolten, und es erscheint *hân* schon bei dem Teichner (s. Mhd. Wb.): *daz du mir hâst bî gestân*. Adelung giebt an *beistehen* mit *haben*, oberd. mit *sein*; Sanders gewöhnlich mit *haben*, vereinzelt mit *sein*. *zustehen* ist sicher perfektiv in dem jetzt nicht mehr üblichen Sinne „zu Teil werden“, „widerfahren“, vgl. *dir sind . . viel seltsamer Unfäll . . zugestanden* Schaidenreisser (Sanders). Hieraus wird der jetzige Sinn „gebühren“ entstanden sein, in dem man es nordd. mit *haben* verbindet, vgl. *zukommen*.

Intransitives *bestân* bedeutet im Mhd. „Stand halten“, „bleiben“. Dass es in diesem Sinne perfektiv gefasst wird, kann nach dem, was bei *bleiben* bemerkt ist, nicht Wunder nehmen. Vgl. *sô wære er in dem paradîse bestân* Genesis Diemer 15, 21; *bî im wære Kriemhilt hendeblôz bestân* Nib. 1066, 3; *deheiner hovereise bin ich selten hinder in bestân* ib. 1726, 4; *alles mînes trôstes des bin ich eine bestân* ib. 2266, 4; *von den in was bestanden zen Hegelingen manic rîcher weise* Kudrun 1076, 4; *wan diu tarnkappe, si wæren tôt dâ bestân* Nib. 431, 4; *die sint mit in bestanden tôt in hiunischen landen* Klage 1826; *in wære niht bestanden an vihe* Genesis Diem. 103, 36; *der schilt dâ niht bestanden was* (an seiner Stelle geblieben) Parz. 603, 18; *wârn diu houbt am bûche bestanden* Teichner 9; *der trôst was in vil verre zen Hiunen bestanden* Klage 1412; *in dem herzen dîn ist der geloube niht bestân* Passional K. 106, 77; *wand er mit êren was bestân* ib. 629, 69. Dazu vgl. den adjektivischen Gebrauch in *bestanden sîn eines dinges* „etwas verwirkt haben“. Die jetzt in Norddeutschland übliche Umschreibung mit *haben*, eine Folge der veränderten Auffassung, ist erst allmählich in den verschiedenen Verwendungsweisen durchgedrungen. Vgl. *eine ansehnliche Stadt, die sich auch wol hat Königen widersetzen, auch wider sie lange bestanden ist* Michrälius (D. Wb.); *bestanden ist das reich nicht durch eigne kraft* Luther (Sanders) — *die früher erwähnte Gesellschaft war noch immer bestanden* Goethe (D. Wb.), wozu die bei Goethe nicht seltene attributive Verwendung zu vergleichen ist, z. B. *das lange bestandene gute Verhältnis* 35, 142, 3, *unseres immer gut bestandenen Verhältnisses* Briefe 16, 1, 17, substantiviert *alles bisher Bestandene* 36, 332, 10 — *in welchem won vnd aberglauben si dann bestanden sein bisz anno MCCCCLXX* Frank, Weltbuch 120[a]; *derselbige . . ist nicht bestanden in der warheit* Joh. 8, 44 — *sie war auf der Feuerprobe bestanden* Stilling (Sanders); *dieses Mädchen ist sehr wohl bestanden* Goethe (D. Wb.); *alle jene . . Sachwalter . . sind schlecht genug gegen die verfängliche Beredsamkeit seines Kummers bestanden* Schiller (D. Wb.); vgl. weitere Citate bei Sanders II 1194[c] unter 10 — *dass deiner Reisen Zeit auf nichts bestanden sei als bloss auf Eitelkeit* Opitz (D. Wb.) — *wie oft bin ich darauf bestanden* Lessing (D. Wb.); *wenn die Weiber darauf bestanden wären* Wieland (D. Wb.); *er aber sei darauf bestanden* Goethe 43, 76, 17; auch Adelung giebt an *er ist darauf bestanden* — *der alten Kirch-Vater Beredsamkeit ist sehr darin bestanden* Bödiker-Frisch, Grundsätze (1729), S. 316. Daneben findet sich aber *bestanden haben* auch schon bei Goe.

Von *kleben* wird jetzt in der Schriftsprache das Perf. mit *haben* gebildet, doch im Oberd. mit *sein*. Die Ursache dieser Abweichung ist wieder, dass das Wort ursprünglich

nicht nur das Andauern, sondern auch das Eintreten des Zustandes bezeichnen konnte. Das beweisen die im D. Wb. V, 1046 unter II f. angeführten Stellen für *an* mit dem Acc. neben *kleben*. Deutlich ist wenigstens die aus Logau: *Calvus, der ganz kahl am Kopfe, meint man werd ans Holz noch kleben* (an den Galgen kommen). Auch Hildebrand bemerkt im D. Wb.: „*kleben* ist *hærere* und *hæreseere*", fügt aber hinzu „beides oft schwer trennbar". Den Eintritt des Zustandes zu bezeichnen, soweit er unwillkürlich war, stand der älteren Sprache die Zusammensetzung *bekleben* zur Verfügung, womit das starke Verb. *bekleiben* (s. oben) zu vergleichen ist. Von diesem wird das Perf. mit *sein* gebildet, vgl. *daz im dikein werdekeit mit der wîhe was beklebet* Passional K. 595, 21; *ist etwas in meinen henden beklebt* Hiob 31, 7; *mein gebein sind beklebet an meiner haut* Luther (D. Wb.). Dafür ist später *kleben bleiben* eingetreten. Jetzt kann *festkleben* noch ingressiv gebraucht werden. Ganz richtig ist daher bei Heyse (Nov. 15, 197); *der Leib sei herabgefallen, die arme Seele aber droben festgeklebt.* Indem das einfache Wort später nur durativ gefasst wurde, blieb nur die Umschreibung mit *haben* übrig, die schon im Mhd. nachzuweisen ist, vgl. *ich hete dir vaste zuo geklebet* Ava (Diemer) 263, 8. Die oberdeutsche Umschreibung mit *sein* wird aus der älteren ingressiven Verwendung abzuleiten sein. Möglich ist aber, dass auch die passive Verwendung des transitiven *kleben* mitgewirkt hat.

Im Mhd. stehen nebeneinander *swîgen* = „schweigen" und *geswîgen* = „verstummen". Im Perf. zeigt sich der Unterschied an den verschiedenen Umschreibungen, vgl. z. B. einerseits *owê jâ het ich baz geswigen* Walther 118, 10, anderseits *geswigen sint die nahtegal* Dietmar, MF. 37, 32, *sît diu von Hagenouwe . . der werlde alsus geswigen ist* Tristan 4779; viele weitere Beispiele im Mhd. Wb.; schon bei Notker (Ps. 118, 15) *ungeswîget pin ich an dinen geboten.* Im Nhd. ist die inchoative Verwendung untergegangen, auf ihr beruht der adjektivische Gebrauch von *verschwiegen,* den man nicht zu transitivem *verschweigen* stellen darf. Ebenso verhielt sich das synonyme, frühzeitig untergegangene *dagen* zu *gedagen,* vgl. *du möhtest wol gedaget hân, und wære dir êre liep* Nib. 792, 2 — *wie sît ir alle alsus gedaget* Konrad, Troj. 19130. Dazu vgl. das adjektivische *unverdaget* „nicht schweigsam" bei Hartmann, Greg. 1427.

Bei *platzen* ist ursprünglich je nach der Verwendung *haben* und *sein* möglich. Adelung giebt an: *es hat geplatzt,* wenn es sich um den Laut des Platzens handelt; aber *die Blase ist geplatzt, er ist hingeplatzt.* Allgemein üblich ist von diesen Verwendungsweisen jetzt eigentlich nur *die Blase ist geplatzt* etc., wobei *sein* selbstverständlich ist. Schon im Mhd. üblich ist die letzte von Adelung angegebene Gebrauchsweise, vgl. *und sint die wolfe niht ûf in geplatzet* Hadamar 514; *umb die sache was er über in geplazt* Malagis 71[a].

Als Verba, die bald imperfektiv, bald perfektiv gebraucht werden können, sind die meisten aus Adjektiven abgeleiteten zu betrachten. Bei der Mehrzahl kann ich noch die Umschreibung mit *haben* neben der mit *sein* nachweisen, wobei ein Unterschied nicht immer klar hervortritt, weil für die subjektive Auffassung ein ziemlicher Spielraum bleibt. Doch zeigt sich die Neigung zur Verallgemeinerung des letzteren, was auch dadurch begründet ist, dass dem Perf. die imperfektive Verwendung weniger gemäss ist als dem Präs. oder Imperf. — *alte(r)n.* Aus dem Mhd. kann ich nur einen Beleg für *sein* beibringen, bei dem es sich deutlich um ein Resultat handelt: *sô widerjunge ich swaz ich galtet bin in leiden jâren* Singenberg (Schw. Ms.) 16, 6. Dagegen verlangt Adelung für *alten, altern, älteln* schlechthin *haben.* Das D. Wb. giebt richtiger an *er hat (ist) früh gealtert.* Beispiele für

haben: so sehr habt ihr gealtet, wenigstens um zehn Jahre J. Gotthelf (Sanders); *auch diese frischen rundbäckigen Kinder hatten gealtert* Goethe (ib.); *[die Siebenschläfer] hatten nur um eine einzige Nacht gealtert* Musäus (ib.); *sie mag wohl vor der Zeit gealtert haben* Schiller, M. Stuart 2, 9; *es schien, als hätten selbst die Häuser gealtert* Heine (Sanders); *das dunkelbraune Auge scheint kaum gealtert zu haben* Auerbach, Dorfgesch. 3, 134; *ihr habt gealtert* Tieck (Sanders). Mit *sein: mein Vater ist nicht gealtert* Schiller, Picc. (Erdmann); *Karolina war in diesen wenigen Monaten um Jahre gealtert* Stahr (Sanders); *du bist nicht seit der Zeit gealtert noch ergraut* Rückert (ib.) etc. Natürlich heisst es *ist veraltet* (früher auch *eraltet*). — *bleichen* nach Adelung mit *haben*. Erdmann: *das Haar hat gebleicht.* Vgl. *ein schwarzer Moor, der aber wieder gebleichet hat* Felix Weisse (Sanders). Natürlich *ab-, er-, verbleichen* mit *sein.* — *dorren.* Kehrein zitiert aus der vierten Bibel: *der schnitt der erd hat gedorret; min krafft hat gedorret alls der scherb.* Adelung und Sanders geben *sein* an, man wird jetzt aber schwerlich sagen *ist gedorrt,* sondern nur *ist verdorrt.* — *faulen* mit *haben: der lendner het gefult* vierte Bibel, Jer. 13, 7. Adelung verlangt *sein,* Sanders dagegen *haben,* doch, wo der bewirkte Zustand ausgedrückt werden soll, *sein,* wozu als Beispiel aus Goethe angeführt wird: *Schindeln, die durch die Jahreszeit ganz schwarz gefault und vermoost sind;* hierbei kommt das prädikative Adj. in Betracht, s. oben S. 172. Natürlich *ver-, an-, abfaulen* mit *sein,* vgl. schon mhd.: *die vinger manegem wâren gevûlet abe* Liechtenstein 336, 7. — *heilen* nach Sanders mit *sein* und *haben.* Für letzteres bildet er das Beispiel: *die Wunde hatte schon etwas geheilt, aber du hast den Schorf wieder abgekratzt.* Natürlich *ver-, an-, zuheilen* mit *sein.* — *nahen* mit *haben: min leben hat genahet der helle* vierte Bibel, Ps. 88, 4. Sanders giebt *sein* an, und ich habe aus der neueren Zeit keine abweichenden Belege gefunden. — *reifen.* Steinbach: *ich habe gereifet.* Adelung, der im Lehrgebäude nur *haben* angiebt, schwankt im Wörterbuche und bezeichnet *haben* nur als im Hochdeutschen am gewöhnlichsten. Das D. Wb. führt aus Birken an: *ein ähre hat gereiffet.* Man wird auch jetzt noch sagen können *die Trauben haben schon ziemlich gereift,* dagegen nur *sind völlig gereift.* Vgl. das adjektivische *gereift.* Auffallend: *die Kirschenblust . ., wann sie erreifet hat* Auerbach (Sanders). — Für *trocknen* geben Adelung und Sanders nur *sein* an. Man wird aber sagen: *die Wäsche hat gut getrocknet.*

Aehnlich verhält es sich mit einigen aus Substantiven abgeleiteten Verben. *arten.* Im Mhd. gewöhnlich mit *sein: daz du nâch im geardet bist* Herbort 12789; *daz selbe ir von mir geartet ist* Tristan 9938. Dazu das adjektivische *geartet,* das auch schon mhd. ist. Dagegen *diu doch adellîchen geartet hât . . von dem edeln stamme* Martina 205, 34. Adelung meint, *arten* scheine *haben* zu erfordern; er hilft sich dann mit der Annahme, dass *er ist so geartet* von einem veralteten Transitivo komme. Selbstverständlich können *ab-, aus-, entarten* (veraltet *verarten*) nur *sein* haben. Für *nacharten* giebt Adelung *sein,* auch *haben* an. — *rosten* hat nach Adelung *haben,* bei vielen auch *sein.* Ebenso giebt Sanders *haben* und *sein* an. Doch wird man jetzt wohl sagen *das Eisen hat gerostet,* aber *ist verrostet,* nur mit einem prädikativen Adj. *gerostet,* vgl. die von Sanders angeführten adjektivischen *grün gerostet, schwarz gerostet.*

Andere sich ähnlich verhaltende Verba sind die folgenden. *gären.* Adelung und das D. Wb. (s. II c) geben nur *haben* an, aber Sanders richtig daneben *der Wein ist klar gegoren, ist zu Essig gegoren;* ferner *Most ist ungegorner Wein.* Man sagt ferner der Regel gemäss *das Bier hat ausgegoren* (zu Ende); aber richtig ist wieder *ach ja mein täglich Bier*

ist köstlich auszgegohren Weisse (D. W. X, 316); ebenso adjektivisch mit anderem Sinne: *kein Schattenspiel, im Sitz der Phantasie aus Weindunst ausgegoren* Wieland (Sanders). Beispiele für *vergären* mit *sein* im D. Wb. Adelung verlangt natürlich wieder *der Most hat vergohren* (= ausgegoren). — *wachsen.* Adelung und Sanders geben nur *sein* an, die ältere Sprache kennt aber auch *haben*, vgl. *du hâst gewahsen über den luft* Sigeher, MSH II, 360[b]; *wir hond gewachszen vnd zu genommen in tugenden* Geiler (Kehrein); *denn fast seer hatten die wasser gewahszen* Dietenbergers Bib. (ib.); *also hat das evangelium am allerstärksten gewachsen, beide an der zahl der gleubigen vnd an wunderbarlicher kraft* Luther (D. Wb.); mit Wechsel: *ouch als dî zît von anegenge hât gewachsin an der lenge, sus sîn gewachsin an mêrunge diss ordins vorbezeichenunge* Jeroschin 719. Es liegt aber in der Natur der Sache, dass das Perf. meistens ein Resultat ausdrückt und daher schon im Mhd. überwiegend mit *sein* gebildet wird, vgl. z. B. *sin geuuahsen flores* Williram; *von zwein estin die uzir eineme stamme gewassen sint* Wackernagels Leseb. 192, 10; *er was nu sô gewahsen daz er ze hove reit* Nib. 25, 1. Daher auch häufiger adjektivischer Gebrauch von *gewahsen.* Die Zusammensetzungen haben natürlich erst recht *sein.* Doch richtig ist *er hat ausgewachsen* „hat aufgehört zu wachsen“ gegen *er ist ausgewachsen* „ist zu seiner völligen Grösse gewachsen“; vgl. *Ihr Körper kann Ihren Jahren nach noch nicht ausgewachsen haben* Lessing I, 350, 16. — *keimen.* Adelung stellt es unter die Verba mit *haben*, fügt aber in Klammer bei „auch bey einigen *seyn.*“ Sanders stellt einen Unterschied zwischen *haben* und *sein* auf und bildet die Beispiele: *nachdem die Gerste gekeimt hat, wird sie gedarrt — die Gräser waren eben aus der Erde [hervor-] gekeimt.* Dazu zitiert er aus Gutzkow: *sah . ., dass die Blätter sich schon gelb färbten . ., gedachte des Frühlings, in dem sie gekeimt waren.* Lessing sagt I, 242, 16 *den ungekäumten Samen.* Natürlich *auf-, ent-, erkeimen* mit *sein.* — *spriessen, sprossen.* Adelung giebt für beide *sein* an, Sanders dagegen verlangt für sie die gleiche Behandlung wie für *keimen.* Jetzt wird das Perf. von den einfachen Wörtern kaum gebildet, *entspriessen, entsprossen* verlangen natürlich *sein.* — *quellen.* Adelung: *das Wasser hat den ganzen Tag gequollen — die Erbsen sind gequollen; das Wasser ist aus der Erde gequollen.* Auch Sanders erkennt *haben* neben *sein* an und giebt ein Beispiel aus Fichte: *hat ihr nicht auch seitdem immerfort und bis auf diesen Tag die Quelle des ursprünglichen Lebens fortgequollen.* Das Wort ist übrigens mit einem Teile seiner Verwendungsweisen unter die Bewegungsbezeichnungen zu stellen, s. weiter unten. — *schwinden.* Schmeller (Bair. Wb. II, 637) zitiert aus einem Mirakel von 1605: *der Anna N haben jre Arm geschwunden.* Derselbe giebt auch an *es hat mir geschwunden* = „ich bin ohnmächtig geworden“. Sonst aber finde ich nur *sein*, auch in dem letzterwähnten Sinne schon mhd. — Auch *schwellen* wäre nach seiner Bedeutung hierher zu stellen, ich habe aber nur Umschreibung mit *sein* gefunden.

Zu den Verben, die eine doppelte Auffassung zulassen, gehört ursprünglich auch *träumen* = „im Traum erscheinen“ — „im Traume vorschweben“. Im Mhd. erscheint daher das Perf. mit *sîn* oder *hân*, ersteres aber häufiger. Vgl. einerseits: *mir ist sô getrômot* Rother 2331; *wie im waz getrômt* Grieshabers Predigten I, 98; *dir ist niht wol getrômt* ib.; *mir ist getroumet von im unsanfte* Stricker, Kl. Ged. 3, 32; *in ist ze suoze von ir gote getroumet* Lohengrin 5056; *dar zuo müeze im von eijern sîn getroumet* Reinmar v. Zweter 222, 12; *mir ist getroumet ab der guoten* MSH II 168[a]; *mir ist getroumet hînte von angestlicher nôt, wie allez daz gefügele in dem lande wære tôt* Nib. 1449, 3; *mir ist getroumet*

swârc . ., wie ich in einem rôten belliz solde sîn Reinhard Fuchs 67; *mir ist getroumet hînte von dir, dîn muot der stê von hinne* Neidhard 16, 28; *swie vil dir sî getroumet* Helmbrecht 616; *daz ez ime getroumet was* Krone 12171; *und wolte im sagen mære, waz im getroumet wære* Tristan 13546; *ob er ie ritter wart und alle sîne umbevart die heter in dem mære als ez* (Lachm. *als* nach A) *im getroumet wære* Iwein 3568; *ich wânde, swaz mir ist geschehen, daz wære mir getroumet gar* Konrad, Troj. 14185; *ist mir getroumet mîn leben?* Iwein 3577; *ist mir mîn leben getroumet?* Walther 124, 2; *al die troume sint ein wint die mir noch getroumet sint* Helmbrecht 618; *und hæte gar den troum für niht der ime was getroumet dort* Konrad, Engelhard 5555. Anderseits: *ez mocht etlichem swær dise naht han getrompt* Liedersaal VI, 225, 574; *saget waz iu getroumet habe* Milstätter Genesis 80, 32; *mir hât getroumet michel tugent* Iwein 3517. Ein deutlicher Unterschied lässt sich nicht mehr feststellen, nur dass Wendungen wie *ist mir mîn leben getroumet* = „ist mein Leben nur ein Traum gewesen" keine Stelle mit *haben* gegenüber steht. Später herrscht *haben*, schon bei Luther, vgl. 1 Mose 40, 8. 9. 16. 41, 15. 32.

Die Verba, die eine Fortbewegung bezeichnen, bilden jetzt das Perf. fast ausschliesslich mit *sein*. Ursprünglich aber haben sie beide Umschreibungen. Wurde die Bewegung nach ihrem Verlaufe vorgestellt, so war *haben* am Platze; wurde das Eintreten oder der Abschluss der Bewegung vorgestellt, *sein*. Der Unterschied ist auch schon frühzeitig von Grammatikern beachtet, wenn auch nicht immer ganz zutreffend formuliert. Gewöhnlich wird das Vorhandensein oder Fehlen einer Richtungsbestimmung als ausschlaggebend betrachtet. So heisst es schon bei Bödiker-Frisch (1729) S. 140: „Wenn ein Wort zu setzen absolute, ohne Bewegung auf ein gewisses Ziel oder an den Ort, so brauchet man *ich habe;* wenns aber bedeutet motum ad locum, die Bewegung an einen Ort, so setzet man *ich bin.* Als: *Ich habe schon mein Theil geritten, ich bin nach Stettin geritten. Ich habe mein Tage viel gereiset, ich bin nach Hamburg gereiset.*" Vgl. dazu Adelung § 430, 5. 431, 2; J. Grimm S. 190; Erdmann S. 108; Wunderlich S. 206 ff. In der Tradition der Grammatiken und Wörterbücher hat sich diese Unterscheidung länger bewahrt, als im wirklichen Gebrauch. Die einzelnen Verba verhalten sich übrigens keineswegs gleich. Bei einigen ist *haben* früher und völliger zurückgetreten als bei andern. Es bleibt daher ein Bedürfnis, die Entwickelung genauer zu verfolgen.

fahren. Beispiele für Umschreibung mit *haben* aus dem Altn. und Ags. bei Grimm S. 191. Hochdeutsche für *fahren* in eigentlichem Sinne: *sô sie dô gefaren habetôn fone erdo ûf cênzeg unde zueinzeg unde sehs tûsent louftmâlo* Notker, Marc. Cap. II, 35; *nu hân ich unrehte gevarn* (mich verirrt) Kaiserchron. 5056; *er hette gevarn durch diu lant* Herbort 220; *si hatten verre genuoc gevarn* Livl. Reimchron. 1567. Damit vgl. z. B. *sît Fridebrant ist hin gevarn* Parz. 25, 2; *ich was durch wunder ûz gevarn* Walther 102, 15; *die sint gevarn vor uns dar* Barlaam 34, 14. Der Regel zu widersprechen scheint Nib. 293, 4 *durch wes liebe die helde her gevarn hân*, sowie die Lesart von A Nib. 401, 3 *durch dich mit im ich her gevarn hân.* Allein, wenn hier auch eine Zielbestimmung daneben steht, so tritt doch die Vorstellung von der Erreichung des Zieles zurück hinter der des Beweggrundes, worauf der Nachdruck liegt. Allerdings ist das ein Fall, in dem das Sprachgefühl schwanken konnte, vgl. die analoge Stelle 400, 2: *durch die dîne liebe sîn wir gevarn her.* Das entsprechende Schwanken findet sich in Strickers Karl: *sît ich verre her gevarn hân* 4470 gegen *er was*

verre dar gevarn 5243. Vgl. noch Krane 2752: *ich hân durch dînre minnen heil varen ûz der heiden her.* Mit Acc. der Erstreckung steht *varn* Apollonius 4923: *ich hân daz mer gevarn und den sê.* Mit Acc. des Inhalts Parz. 366, 9 *ich hân gevarn manege vart.* Merkwürdig bei Berthold I, 23, 30: *die müezent alle die vart varn, die du gevarn hâst unde bist.* Umgekehrt könnte man vielleicht ein Uebergreifen von *sein* finden Nib. 496, 1: *dô si gevarn wâren volle niun tage;* indessen ist hier die Wahl wohl durch *volle* gerechtfertigt. Noch Adelung giebt an: *wir haben den ganzen Tag gefahren.*

Besser noch behauptet sich die Umschreibung mit *haben* bei der uneigentlichen Verwendung „sich benehmen", „verfahren". Vgl. *sîd si wider in baz habe gevaren danne wider andere* Notker, Boethius II, 39; *vuanda êr netuot der man penitentiam, êr er bechennet uuieo er gefaren habêt* ib. Ps. 31, 1; *die stolzen Burgonden habent sô gevarn* Nib. 231, 3; *swie ich mit worten hân gevarn* Iwein 7685; *nu hânt ir sô mit mir gevarn* ib. 3160; *er hat nicht recht gefaren, wann er ist meineid* Liliencron, Hist. Volksl. 35, 2; *ich hab mit euch gefahren, wie ein vater mit seinem kind* Luther (D. Wb.); *in solchen sachen haben sie nicht gefahren nach menschen dünken* ib.; *wa ist ein weltlicher kunig gewesen, der so weltlich vnd prechtig yhe gefaren hat* Lu., An den Adel S. 40; *hast du genarret und zu hoch gefahren* Spr. 30, 32; *dasz bisher mein herr schweher hat zu hart gefahren gegen eim rat* Ayrer (D. Wb.); *meinst du, ich wisse nicht, wie du und deine gesellen mit mir gefahren habt* ib. Vereinzelte Ausweichung: *er ist an ir gefaren als ein wicht* Liliencron, Hist. Volksl. 179, 208. Entsprechend wird die im Mhd. nicht seltene Verbindung *mite varn* = „mit einem verfahren" behandelt, vgl. *er nehabet uns nieht mite gefaren nâh unseren sundon* Notker, Ps. 102, 10; *he hât hem ovele mede gevaren* Eneide 4463; *ir hânt uns minneclîche beiden unverschult gevarn mite* Flore 7694. Auch noch nhd.: *warumb hat der herr diesem lande und diesem hause also mitgefahren* 2 Chron. 7, 21; *also habt ihr den töchtern Israel mitgefahren* Susanna 57 (beide Stellen in neueren Ausgg. geändert); *haben mir mein petschirring gnommen und mir gar übel mitgefahren* Ayrer (D. Wb.); *die Gallier, denen sie biszhero sehr hart mitgefahren hatten* Bünau (D. Wb.); *weil ich meinem eignen Sohne so hart mitgefahren habe* Lessing 4, 128, 6; *er hat ihm übel mitgefahren* Adelung. Beispiele für die Umschreibung mit *sein* führt das D. Wb. schon aus Luther und Seb. Frank an. Desgl. das jüngere *verfahren*, vgl. *was sie nicht fortbringen können, haben sie erbärmlich niedergesäbelt und mit solcher unaussprechlichen und unmenschlichen Tyrannei verfahren* Reichsschluss von 1662 (D. Wb.); *dass ich mit deinem Knechte in Zorne hart verfahren habe* Lessing 4, 125, 13; *hätte er so verfahren, wie seine Tadler es verlangen* ib. 9, 117, 21; *er soll mit . . Irrtümern nur darum so säuberlich verfahren haben* ib. 12, 92, 31; *man hat mit ungeheuren Executionen verfahren* Goethe (Sanders); *wahrscheinlich hat Händel damit wie mit der Bibel verfahren* Goethe, Briefw. mit Zelter 5, 353; *man hat zu rasch verfahren* Schiller, Karlos 5, 4; *würdig hast du stets mit uns verfahren* ib. Wall. Tod 3, 15; *sie haben ganz consequent verfahren* Kant (D. Wb.). Weitere Beispiele aus Schleiermacher, Alexis, Gutzkow, Kohl, Danzel bei Sanders I, 393[b]. Doch gebrauchen Lessing, Goethe, Schiller daneben auch die Umschreibung mit *sein*, die schon bei Leibnitz vorkommt. Adelung: *sein*, auch häufig *haben*. Endlich auch mhd. *missevarn* = „falsch verfahren": *swer dich mit ûbele erweget, der hat harte misseuarin* Rolandsl. 266, 25; *hânt si mit der rede missevarn* Kaiserchron. 13415; *sint ich sô openbâre missevaren hân weder den Troiân* Eneide 11403; *ob ein andriu missevaren hât, daz endecket niht mîn missetât* Eraclins 3847; *der hât beide*

an mannen unde an wîben missevarn Walther 14, 31; *sus hân ich, herre, missevarn* Parz. 488, 20; *wan ich an iu, tiurer helt, missevarn hân* Krone 17985; *sô hânt ir an mir missevarn* Reinfrid 16405; *er hât ouch missevarn* Passional K. 253, 1; *wann hett ich missgefarn gen gott* Ackermann aus Böhmen 20, 17. Dagegen bedeutet *du bist missevarn* (Winterstetten, Lieder IV, 26) „du bist in die Irre geraten".

Eine andere uneigentliche Verwendung ist *er fährt so* = „es ergeht ihm so". Auch diese verlangt zunächst *haben*, vgl. *sone hetet ir nicht wol gevarn* Iwein 1495; *der hât wol gevarn; er ist ein sælic muoterbarn* Wigalois 199, 17; *son hiet ich hie niht wol gevarn* ib. 209, 34; *wie hât Gahmurctes sun gevarn?* Parzival 434, 4. Jetzt herrscht *sein* (schon bei Wieland, Winkelmann, Goethe).

Ueber *fortfahren* giebt Heyne an: „*ich bin fortgefahren* (im Wagen); *ich habe fortgefahren zu schreiben;* doch auch *ich bin in meiner Rede fortgefahren*". Adelung schreibt vor *haben fortgefahren zu arbeiten.* Das entspricht unserer Grundregel, doch schon Lessing schwankt: *dass die alten Artisten immer fortgefahren haben, den Tod nach einer genauen Aehnlichkeit mit dem Schlafe zu bilden* 11, 27, 22 — *dass der beichtende Dichter in diesem Tone fortgefahren wäre* 4, 270, 11; *bin ich in meinem Complimente fortgefahren* 6, 407, 5. Sanders schreibt *haben* vor, giebt aber ein Beispiel aus Seume mit *sein: schade, dass man nicht in dem Tone fortgefahren ist.*

gehn. Beispiele für Umschreibung mit *haben* aus dem Altn. und Ags. s. bei Grimm S. 191. Das Beispiel aus dem Heliand (5795) *sô thiu frî habdun gegangan te them gardon* zeigt auffallenderweise schon ein Uebergreifen von *haben* in das Gebiet von *sein.* Dagegen sind die mir aus dem älteren Mhd. bekannt gewordenen Beispiele durchaus korrekt, vgl. *daz ich mîne vüeze setzen müeze dâ mîn vrouwe hât gegân* Hamle MSH I, 112[b]; *ir habet ummer sedir hie in dem lande gegangen, biz ir nu sît gevangen* Oberge 8455; *nu hât gegangen mîner künsten ruote* (Sinn nicht ganz klar) Wizlaw MSH III, 23[a]; *ez hât in Nîflande gegân im wol ze hande* Livl. Reimchron. 8085. Die Belege stammen allerdings alle aus mitteldeutschen oder hochdeutsch schreibenden niederdeutschen Autoren. Aus spätmhd. und altnhd. Quellen, meistens wieder, aber nicht ausschliesslich mitteldeutschen, sind viele Beispiele beigebracht bei Kehrein S. 34 und im D. Wb. IV, 1, 2381 unter I, 2[e], einige auch bei Wunderlich S. 206[1]. Die meisten derselben stimmen gleichfalls zu der ursprünglichen Regel, vgl. *haben die alten auf holtzen brucken gangen, wir kunden auch noch darauff gehen* v. Kötteritz (bei Luther); *haben wir nicht in einerley fusstapffen gegangen* 2 Kor. 12, 18 (neuere Ausgg. *sind*); *er hat sich nicht vorstellet, hatt gangen wie sunst* Luther 9, 667; *als die zwei allervornehmste männer, die jemals auf erden gangen haben* Schuppius; *alse der cins von aldere gegangen hat unde furbaz gehin sal* Cod. dipl. Sax. (14. Jahrh.). Unter den von Kehrein angeführten Fällen sind mehrere mit einem Acc. der Erstreckung, der doch vielleicht auf die Wahl von *haben* eingewirkt haben könnte, z. B. aus Geiler *sie haben gegangen die wege der boszhafftigkeit.* Ein Uebergreifen von *haben* liegt vor in Stolle's Erfurter Chron.: *die sust nicht uz deme huse hetten gegangen.* Dagegen ist *haben* korrekt neben *zur Schule gehen* u. dergl. trotz der Zielbezeichnung, insofern es sich auf ein wiederholtes Gehen, auf ein dauerndes Verhältnis bezieht, vgl. schon im Renner 17861: *daz ich vier und sehzich jar ze schulen han gegangen;* jüngere Belege im D. Wb. 2382 oben. Entsprechend *ich han all mein tag zu acker gangen* Fastnachtsspiele 344, 18. Besonders lange hat sich *haben* erhalten für die uneigentliche Verwendung in *es geht ihm wohl, schlecht* etc.,

vgl. *wie wir denn sehen, das es gangen hat* Luther. Weitere Belege aus Chr. Reuter, Stilling, Tischbein im D. Wb., wo auch angegeben wird, dass man noch jetzt in Sachsen und Thüringen sage *wie hat es denn immer gegangen?* Für noch eine andere besondere Anwendung zeugt Adelung: *der Teich ist* (*hat*) *zu viel gegangen.* Noch jetzt ist *der Teich hat gegangen* nordd., z. B. im Magdeburgischen, wo nicht wie in anderen niederdeutschen Gegenden das Perf. mit *haben* auch sonst noch verwendet wird. Sanders giebt an *der Teich hat nicht ausgegangen.* — Für Verwendung von *haben* in einer Zusammensetzung haben wir einen sehr alten Beleg bei Notker (Boethius III, 65) *mit temo einen argumento, sô si begonda, habêt si allên finuen follegangen* (dagegen *nu birn uuir in sîn gezelt kegangen* Psalm 131, 7). Umschreibung mit *haben* könnte man auch bei *mit-*, *nach-*, *vor-* und *umgehen* erwarten, ich vermag dieselbe aber nicht nachzuweisen. Nur giebt Adelung an *es hat in dem Hause umgegangen* (= gespukt). Von Hause aus perfektiv ist natürlich *abgehen*, aber in dem Sinne „mangeln“ gewinnt es imperfektiven Charakter; so erklärt sich *sô hæte im niht gegangen abe des besten lobes ûf erden* Konrad, Troj. 6556, wo nur D. *wer* hat. Ebenso ist *ergehen* zunächst Resultatsbezeichnung, aber in Verbindung mit Adverbien unterscheidet es sich nicht mehr wesentlich von einfachem *gehen*, und so begreift es sich, dass *haben* neben *sein* auftritt, vgl. *wie hat es Euch ergangen* Teuerdank 37, 52; *wie hats ergangen* H. Sachs (D. Wb.); *so lange dir es hat nach deinem Wunsch ergangen* Opitz (ib.).

wallen (= ahd. *wallon*) mit *haben: hâst du iht verre gewallet durch diu fremden lant?* Wolfdietrich B. 400, 3; dagegen in der Antwort (401, 3) mit *sein: ich bin vil verre gewallet durch diu fremden lant.* Umschreibung mit *sein*, wo man *haben* erwarten sollte, auch Bit. 254: *wâ gewallet wære* (: *mære*) *dirre wâre gotes degen.* Mystiker I, 153, 10 *daz si gewallet wêren* bedeutet wohl „dass sie fort gewandert wären“. Ein spätes Beispiel für *haben: seitdem, sagt mir die Uhr, hab ich zum Grabe zwei Stunden nur gewallt* A. W. Schlegel (Sanders).

wandeln. Für Umschreibung mit *haben* bringt Kehrein (S. 37) reichliche Beispiele aus der sogenannten vierten Bibelübersetzung (doch aus dieser auch *ich byn gewandelt den weg*), Geiler, Wicel. Zahlreich sind die Fälle bei Luther, vgl. *der noch nie gewandelt hatte* (von einem Lahmen) Ap. 14, 8; *so lange wir bey ihnen gewandelt haben* 1 Sam. 25, 15; *bist du in den grund des meers kommen und hast in den fussstapfen der tiefen gewandelt* Hiob 38, 16; *durch allen weg, daher ihr gewandelt habt* 5 Mose 1, 31; *die richtig vor sich gewandelt haben* Jes. 57, 2; *habe ich gewandelt in eitelkeit* Hiob 31, 5; *wie er denn vor dir gewandelt hat in wahrheit und gerechtigkeit* 1 Kön. 3, 6; *wie ich vor dir gewandelt habe in der wahrheit* Jes. 38, 3; *er hat gewandelt unter den menschen* Erlanger Ausg. 7, 85; selbst *hast du nirgend hin gewandelt* (nach Sanders). Aus späterer Zeit: *von tausend und mag sein dreyhundert Jahren ab hat stets von Hand auf Hand gewandelt Assurs Stab* Opitz 4, 296; *Gottes Sohn hat auf Erden gewandelt* Arndt, Christentumb S. 91; *ich habe unbemerkt und arm in der Welt dahingewandelt* Stilling 1, 47; *dass ihr im Irrtum gewandelt hättet* Forster (Sanders); *sie haben die breite Strasse des Herkommens nachgewandelt* Jahn (Sanders); *wo sie je gewandelt hätte* Rückert (nach Kehrein). Seit dem 18. Jahrh. aber überwiegt wohl *sein*, vgl. Sanders II, 1477[c]. Doch giebt noch Adelung an: „*wandeln* mit Bezeichnung des Ortes *seyn*, ohne denselben *haben*“.

wandern ist ein ursprünglich mitteldeutsches Wort, das erst gegen Ende des 13. Jahrh. auftaucht. Belege mit *haben: wir söllen wandern als christus hat gewandert* Albr. v. Eyb

(Kehrein); *wir haben gewandert in dem hausz gottes* ib.; *das zween gesellen mit einander gewandert haben* Agricola (Kehrein); *wie Christus und S. Peter mit einander gewandert haben* ib. (Sanders); *weil du so weit wilt gewandert haben auf deim Handwerk* Fischart, Kehrab zum Glückh. Schiff 709; *hatte in seinen jungen Jahren lange gewandert* Wieland (Sanders); *ihr habt schon weit aus der Nachtherberge gewandert* Voss (Sanders); *niemand., der auf dem Feld der Synonymik nur einigermassen gewandert hat* Weigand, Wb. der Syn. 2, V. Adelung giebt die gleiche Regel an wie für *wandeln*. Doch sagt schon Mathesius gegen diese Regel *einen deutschen Sachsen, der gewandert war*.

Zu *marschieren* bemerkt Adelung: „1. *Seyn*, mit Bezeichnung des Ortes. 2. *Die Armee hat den ganzen Tag marschiert*, auch häufig *seyn*." In Uebereinstimmung damit Sanders „*Er hat* (oder *ist*) *tüchtig marschiert, ist in zwei Tagen hierher marschiert*." Dagegen bei *spazieren* kennt Adelung nur *sein*.

Zu dem erst gegen Ende des 18. Jahrh. auftretenden *pilgern* braucht An. Grün (L. Ritter 15) noch *haben*: *viel hab ich schon gepilgert*. Sanders verlangt *haben* und *sein* der Regel gemäss.

laufen. Beispiele für *haben*: *der hacken hân ich manegen tac geloufen nâch* Hartmann, MF. 210, 15; *als ich mit grosser eyl gelauffen hab wol tusend meyl* Hätzlerin II, 49, 53; *das ich sterker bin, und mehr darnach gelaufen und gearbeitet habe, denn jr alle drei* Luther (D. Wb.); *der ich nicht vergeblich gelauffen, noch vergeblich gearbeitet habe* ib., Phil. 2, 16; *auff dasz ich nicht vergeblich lieffe oder gelauffen hette* Gal. 2, 2; *ich hab gelaufen und gerannt, dasz ichs zusammenbracht* Luther (Erl. Ausg.) 64, 37; *er hat mit sein brudern gesprungen vnd gelauffen* Agricola, Sprichw. 236; *die döchter haben auff der mawr hin vnd her gelauffen* Dietenbergers Bibel, 1 Mos. 49, 22; *die frauen haben 200 schridt um ain barchat tuoch gelauffen, gesellen und knecht haben auch um ein barchat tuoch gelauffen* Sender (Wunderlich); *wer selig in den Himmel dringt, der hat recht wohl gelaufen* S. Dach (Sanders); *ich war ein fleissiger Mann, hab über Land und Sand gelaufen* Stilling 4, 84; *ihr habt gelaufen und ihr habt gesprungen* Freiligrath 2, 178. Dagegen, wo der Abschluss der Bewegung ausgedrückt werden soll, steht von Anfang an *sein*, vgl. z. B. *für* (vorbei) *was geloufen und geriten daz her* Parzival 342, 1. Noch Grimm hält die Unterscheidung aufrecht: „*ich bin gelaufen*, aber *das Pferd hat stark gelaufen*". Desgl. Sanders. Doch ist schon Adelung weniger entschieden: „*wir haben den ganzen Tag gelaufen*, auch *sind*". Weiter bemerkt er: „Wenn es sich begatten bedeutet, bekommt es allemahl *haben*". Ferner: *dass Fass hat gelaufen*. Die gleiche Vorschrift bei Sanders II, 49^{b} e, wohl dem allgemeinen Gebrauch entsprechend, jedoch mit der richtigen Einschränkung *der Topf ist übergelaufen, das Fass ist ausgelaufen* = „leer gelaufen" im Gegensatz zu *das Fass hat ausgelaufen* = „leckt nicht mehr" (51^{a} 3).

reiten. Mit *haben* der Regel gemäss: *die recken von dem Rîne die habent sô geriten* (im Turnier) Nib. 233, 3; *ich hân vil geriten, mir ist hînt ruowe nôt* Helmbrecht 1040; *der wirt het selbe vil gestriten und dicke ûf den lîp geriten* Iwein 4393; *er hete ofte vil gestriten, durch manheit ûf den lîp geriten* Wigalois 18, 25; *der koninc gerne hete geriten unde kegin den helt gestriten* Demantin 1777; *ich hân vruo unde spâte dar nâch geriten wol zehen jâr* Wigalois 90, 17; *der hett fast geritten ûf den von Hôhenlôch in dem krieg* Chron. der deutschen St. 4, 64, 2; *bin ich nicht deine eselin, darauf du geritten hast zu deiner zeit bis auf diesen tag* 4 Mos. 22, 30; *hab ich von jugend auf nicht auf wilden*

Pferden geritten Zachariä, Phaeton 1, 165; *so hab' ich nie geritten* Goethe 12, 226; *wär sie allein gewesen, sie hätte schärfer geritten* ib., Ausg. l. H. 10, 11; *er hat gut geritten* Tieck (Sanders); *du hast seitdem geritten und geschwärmt* Freiligrath (Sanders); *als er geritten hatte, wie es Fürsten ehrt* Simrock (Sanders). Damit vgl. man die regelrechte Verwendung von *sein* in Fällen wie *alsô bin ich dan geriten* Wigalois 70, 3; *wir wâren geriten an dise stat* ib. 129, 7; *dô der künic Sigemunt wolde sîn geriten* Nib. 1017, 1 (hier steht zwar keine Ausgangs- oder Zielbestimmung daneben, aber es handelt sich um den Aufbruch); *mit urloube er dô wolte• gegen dem lande sîn geriten* Wigalois 110, 14. Fälle von Unsicherheit finden sich schon im Mhd., und zwar solche, in denen im Gegensatz zu der späteren Zeit *hân* bevorzugt wird. Ein Fall wie *wand ich vriuntlîche in ditze lant geriten hân* Nib. 2029, 4 rechtfertigt sich wohl dadurch, dass der Nachdruck auf *vriuntlîche* ruht. An den folgenden Stellen ist es der Beweggrund, um den es sich handelt: *und sagen iu diu mære, war nâch wir her geriten hân* Nib. 1169, 4; *ich sage iu, warumbe ich her geriten hân* Biterolf 8389; *sô hân ich in der Hiunen lant durch iuwer liebe her geriten* ib. 4294. Dass aber unter gleichen Bedingungen andere Auffassung möglich war zeigt Nib. 103, 4 (wahrscheinlich von dem Ueberarbeiter C*): *ez ensîn niht kleiniu mære, darumbe er her geriten ist.* Eine entschiedene Abweichung von der Regel ist *von der heide grüene soltestu geriten hân* Alphart 23, 4; *ir cilet hin durch den tan, durch den ich her geriten hân* Suchenwirt 24, 79. Ein frühzeitiges Uebergreifen von *sein* könnte man finden im Wigalois 21, 28: *si wâren geriten zwelf tage . des drîzehenden morgens fruo kômen si geriten zuo einem wazzer.* Doch liegt die Rechtfertigung hier vielleicht darin, dass auf den Abschluss des Reitens hingewiesen wird. Adelung hat noch die Unterscheidung, aber schon mit einigem Schwanken: „*wir haben den ganzen Tag geritten,* bey vielen auch *seyn . . . es hat noch niemand auf diesem Pferde geritten; hast du nie geritten*“.

traben. Adelung: „*haben*, aber mit Bestimmung des Ortes *seyn: er ist zur Thür hinaus getrabet.* So auch *trappen*“. Bei Sanders finde ich nur 2 Beispiele für *sein: nur wäre er nicht als Elephant mit zermalmenden Schritten über unsere verdorbene Erde getrabt* Thümmel; *ich bin dir zu Fuss nach getrabt* Hebel gegen die Regel.

schreiten. Aus dem Mhd. kenne ich nur ein Beispiel mit *sein,* das der Regel gemäss ist: *dô was der lange tac geschriten enwec biz ûf nône* Konrad, Troj. 26434. Adelung giebt nur *sein* an. Doch vgl. *ich hatte . . schon zu einem recht langen Briefe geschriten* Goethe (Brief an Kästner).

waten. Im Ags. mit *haben: gewaden hæfde* Beow. 220. Im Mhd. der Regel entsprechend: *wan sie in kumber hât geweten* Krone 11700; dagegen *ich bin ze der kristallen ouch under stunden geweten* Tristan 17117; *wan daz zuo ime was geweten ein engel* Georg 33ª. Adelung: 1. *ich bin durch den Fluss gewatet.* 2. *wir haben den ganzen Tag gewatet.* Sanders zitiert aus Chamisso: *ich habe . . gewatet in Sünden bis an die Knie.* Aber schon Schiller gebraucht *sein,* wo nach der Regel *haben* erfordert würde (2, 133, 18): *Bin ich doch ohnehin schon bis an die Ohren in Todsünden gewatet.* Heyne zitiert aus Treitschke: *bis über die Kniee war er im Blut gewatet.*

schwimmen. Clajus giebt in seiner Grammatik an: *ich habe vel bin geschwummen;* Steinbach und Gottsched nur *bin;* Adelung kennt wieder beides, für *haben: das Holz hat auf dem Wasser geschwommen, wir haben den ganzen Tag geschwommen.* Belege für *haben: die voran geschwimt haben* Wicel (Kehrein); *ich hab ein igel im bauch: der musz ge-*

schwummen haben Fischart (D. Wb.); *dann er het sonst geschwummen wie eyn wetzstein* ib.; *hier hat die Jugend . . sich geübt . . geschwummen und gekämpft* Opitz (D. Wb.); *in allen Wassern hatte er geschwommen* Prutz (Sanders). Im D. Wb. wird noch an der ursprünglichen Regel festgehalten, jedoch auch bemerkt, dass der Norden *haben*, der Süden *sein* bevorzuge. Durchgängig bewahrt hat sich wohl *haben* in übertragener Verwendung wie *sein Auge hat in Thränen geschwommen, der Boden hat von Blut geschwommen, es hat mir vor den Augen geschwommen.*

schliefen. Adelung giebt nur *sein* an, und dieses wird von vornherein vorgewogen haben, weil es gewöhnlich als Resultatsbezeichnung gebraucht wurde, vgl. z. B. *da was ein schlang usz der muren geschloffen* Pauli 169; *ich bin in kein harnisch nie gesloffen* B. Waldis, Esop 1, 55, 9. Dagegen *eins mals, da er het lang geloffen und durch vil dicker hecken geschloffen* ib. 4, 2, 8.

Mit *schlüpfen* verhält es sich entsprechend. Adelung kennt wieder nur *sein.* Mir ist kein Beleg für Umschreibung mit *haben* bekannt geworden.

schleichen. Beispiele für *haben: du hâst vor mir dicke geslichen* Keller, Gedichte (Mhd. Wb.); *die durch swindekeit aldâ geslichen heten disen nâ* Passional K. 91, 85. Dagegen natürlich *ouch. was si heimelîchen dar geslichen in den boumgarten* Konrad, Engelhard 2956. Adelung nur *sein.*

gleiten mit *haben: mein tritt hette vil nahe geglitten* Ps. 73, 2; *mancher junger Fuss vor mir geglitten hat* Hoffmannswaldau (Kehrein). Adelung: „1. *ich bin geglitten.* Auch oft *haben.* 2. *er hat den ganzen Tag auf dem Eise geglitten.* Heute wohl nur mit *sein*, da es nicht leicht ohne Ausgangs- oder Zielbestimmung vorkommt.

steigen. Ein mhd. Beispiel mit *haben*: *der tugende grât, den uns dîn sun vor gestigen hât* Ulrich von Albertus 1592; die Verwendung von *haben* ist wohl nicht erst durch den Acc. des Terrains veranlasst. Ebensowenig wohl in der von Sanders aus Schweinichen zitierten Stelle: *dass ich manchmal des Tages die hohe Stiege . . zu viermalen gestiegen habe.* Korrekte Beispiele mit *sein: dâ was der degen Irolt ûf einen boum gestigen* Kudrun 1144, 2; *unser aller sælekeit diu was ein lützel ûf gestigen* Tristan 5835. J. Grimm setzt an: *ich habe gestiegen und gestiegen, bis ich auf den Berg kam; ich bin auf den Turm gestiegen.* Aber Adelung giebt nur *seyn* an. Bei Anwendung auf die Begattung gilt *haben* (s. *springen*), vgl. *die Füllen der Esel, so noch nicht gestiegen haben* Ryff (Sanders).

klettern. Adelung: 1. *er ist auf den Baum geklettert, ist herum geklettert.* 2. *er hat den ganzen Tag geklettert.* Dazu stimmt der Gebrauch Goethes (s. Sanders u. D. Wb.): *ich habe gestern Tag und Nacht auf dem Gebirg herumgeklettert — die Knaben waren auf die Kutsche geklettert; Felix, der umher geklettert war.* Dagegen für *klimmen* giebt Adelung nur *seyn* an.

kriechen. Aus dem Mhd. kann ich nur ein Beispiel für Umschreibung mit *sein* anführen, welches der Regel entspricht: *der Prâbant wær ouch gern ze Gêrfridolt gekrochen* Lohengrin 5386. J. Grimm stellt auf: *die Ameise hat so lange gekrochen, bis sie aus der Schachtel kam, sie ist über meine Hand gekrochen.* Damit stimmt Sanders, der die Sätze bildet: *das Kind hat lange gekrochen, ehe es zu gehn anfing; er hat vor dem Gönner gekrochen und sich bis in den Staub gedemüthigt.* Doch verstösst z. B. Schiller (s. D. Wb.) gegen die Regel: *dennoch würde die Empörung nur schüchtern und still am Boden ge-*

krochen sein. Adelung kennt Umschreibung mit *haben* nur für figürlichen Gebrauch: „*er hat vor ihm gekrochen,* wo aber auch *seyn* gebraucht wird“.

rinnen. Adelung kennt Umschreibung mit *haben* nur für den Fall, wo das Subj. vertauscht ist: *das Fass hat den ganzen Tag geronnen, das Licht hat geronnen.* Mir ist kein Beleg anderer Art vorgekommen.

fliessen. Adelung: 1. *die Thränen sind ihm aus den Augen geflossen.* 2. *das Wasser hat den ganzen Tag geflossen; die Röhre, die Quelle hat geflossen.* Für den Fall der Subjektsvertauschung steht wohl *haben* fest, vgl. auch Sanders: *das Geschwür, die Wunde hat geflossen.* Ausserdem zitiert Sanders aus Tiedge: *hier im Bach hat Menschenblut geflossen.* Merkwürdig ist die Umschreibung mit *haben* im Leben der Elisabeth: *dâ aller heilekeite fluz dicke ûz geflozzen hâte.*

strömen. Gewöhnlich mit *sein*, doch wo Ausgang und Ziel nicht in Betracht kommt, ist *haben* am Platze; vgl. *unsere Thräne hätte voller geströmt* Engel (Sanders).

rieseln. Nach Adelung mit *haben*, was nicht schlechthin richtig ist. Man wird sagen *der Bach hat laut gerieselt* und namentlich unpersönlich *es hat gerieselt* (fein geregnet), in welchem Falle auch ein Objektsacc. daneben stehen kann, vgl. *als wenn es linde Schnee-Flocken gerisselt hätte* Simplicissimus, Kurz 4, 172, 6. Aber unter andern Bedingungen wird *sein* erfordert, vgl. *es* (das Blut) *war in grössern Massen die Nacht auf eine Strohmatte gerieselt* Gutzkow (Sanders).

sickern. Adelung: „*der Wein ist aus dem Fasse gesickert,* aber *das Fass hat gesickert*“. Aehnlich Kampe.

triefen, tropfen etc. Adelung: „*träufeln, träufen, triefen, tröpfeln, tropfen,* ohne Bestimmung des Ortes, *haben,* mit derselben *seyn*“. Sanders: *der Schweiss ist von der Stirne getrieft* (Beispiel aus Luther: *daher ist das neue testament aus Mose geflossen und getroffen, wie der regen aus der wolke*) — *die Stirn hat von Schweiss getrieft.* Entsprechend müssen auch *träufeln, tropfen, tröpfeln* bei Subjektsverschiebung stets mit *haben* verbunden werden. Dagegen verlangt Adelung wieder für *abtriefen, -tropfen, -tröpfeln* richtig *sein;* vgl. *die abgetropften Häute* Knapp, Technologie (nach Sanders).

fliegen. Mhd. Beispiele für *haben*: *ieglîcher wolde daz dâ baz sîn habech geflogen hæte* Erec 2063; *wenn der track geflogen hat* Megenberg 268, 31. Dagegen *du bist ein teil zu hô gevlogen* Passional K. 441, 50, wo ein Resultat ausgedrückt wird, wenn auch keine Zielbezeichnung daneben steht. Adelung giebt an: „*seyn;* aber ohne Bemerkung des Ortes *die Fahnen haben den ganzen Tag geflogen*“. J. Grimm: *der Vogel hat den ganzen Tag geflogen, ist über die Mauer geflogen.* Dazu stimmt *gleichsam als wan si geflogen hätte* Zesen, Rosamund, Neudr. S. 106. Sanders führt aus Immermann an: *die Fahnen, die auf dem Hinzuge so lustig im Winde geflogen hatten;* hier ist *haben* um so mehr berechtigt, weil es sich um gar keine Ortsveränderung handelt.

fallen scheint von Hause aus perfektives Verb. zu sein = „zu liegen kommen“. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn schon im Mhd. das Perf. fast immer mit *sein* umschrieben wird. Doch vgl. *sêre* (schlimm) *hâte er gevallen* Graf Rudolf G[b] 20; *want he also sere gefallen hatte von der muren, daz he nit darvon komen mochte* Limburger Chron. An diesen Stellen lässt sich wohl *haben* auf Grund der allgemeinen Regel rechtfertigen. Vielleicht auch *unser heilant huob mich bî der rehten hant, daz ich niht gevallen hân* Teichner (Grimm) und *ich hab nun gefallen schon* (*schon* im heutigen Sinne) Teuerdank 29, 49 und

jedenfalls *der ieger sich hart gefallen hat* ib. 66, 95 wegen des reflexiven Acc. Entschieden gegen die sonst geltende Regel sind *du hâst gefallen auf mich* Wolkenstein 116, 1, 3; *gestern hat uns schier ein stein auf den kopf gefallen* Luther (nach Erdmann); *als er aber nichts ausrichtet, hat er dem Keiser zugefallen* Sleydan 115ª. Aus der modernen Sprache aber ist mir kein Beispiel von *haben* bekannt geworden, wiewohl für Fälle wie *der Fluss, der Barometer, der Preis fällt* die Umschreibung mit *haben* der allgemeinen Regel gemäss sein würde. Den Zusammensetzungen kommt natürlich erst recht *sein* zu, nur *gefallen* und *missfallen* haben in ihrer jetzigen Bedeutung, nachdem der ursprüngliche Sinn verdunkelt worden ist, *haben* angenommen. Im Mhd. wird noch *sein* gebraucht: *ich wæn daz allez sîn gesanc . . sî got niht sô wol gevallen, sô im daz ein muoz missevallen* Wälscher Gast 11221. In der Anm. zu dieser Stelle wird noch zitiert *wer in dar zuo wær gevallen* Ottokar 515ª; ferner *einen rât, der was in wol gevallen* Livländische Reimchron. 3786, wo aber *gevallen* wohl eher der Inf. ist; die ausserdem aus dem Lanzelet angeführte Stelle gehört nicht hierher. Das D. Wb. giebt noch ein Beispiel aus Meister Eckart an: *waz ir ie getâtent dar inne ir iuch selben gevallen sît oder den liuten.*[1]) Ein Beispiel für *missevallen: daz ez den fürsten allen wære harte missevallen* Krone 11083.

Von *sinken* sind mir aus dem Mhd. nur Belege für die Umschreibung mit *sein* bekannt, die aber der allgemeinen Regel entsprechen, vgl. *sô sît ir nie sô tief gein dem niderlande gesunken* Berthold I, 262, 29; *daz ors was în gesunken* Krone 177ᵇ. Ob Umschreibung mit *haben* daneben bestanden hat, bleibt zweifelhaft. Ebenso verhält es sich mit *sîgen*, vgl. *doch wære er wider nider gesigen* Gregorius 120. Adelung kennt für *sinken* nur *sein*.

straucheln, mhd. einfacher *strûchen*. Beispiele aus der älteren Sprache mit *sein: dô was gestrûchet Hagene vor sînen hant zetal* Nib. 927, 1; *si dûhte ein sælec lûne, daz Hector was gestrûchet hin* Konrad, Troj. 4131; *ir was ein michel teil dernider gevallen und gestrûchet* ib. 25553; *daz jener von dem laste vil nâch gestrûchet was* Erec 9267. Mit *haben: dô begunde er sich des schamen daz er gestrûchet hæte* Konrad, Troj. 4157; *ich aber hette schier gestrauchelt mit meinen füszen* Psalm 73, 2; *mein fusz hat gestrauchelt* ib. 93, 18. Adelung erklärt sich S. 828 für *sein*, dagegen giebt er S. 852 an „*haben* und *sein*, welches notwendig ist, wenn der Ort bezeichnet wird, *ich bin über den Stein gestrauchelt*“. Auch Sanders giebt *haben* neben *sein* an.

stolpern. Kehrein führt aus Abraham a S. Clara an: *er hat gestolpert*. Adelung: „mit Bezeichnung des Ortes *seyn: er ist zur Thüre hinaus gestolpert;* ausser dem auch wohl *haben: das Pferd hat gestolpert, er hat im Gehen gestolpert*“. Sanders: *sein, haben*.

folgen. Mit diesem Verb. verhält es sich anders als mit den bisher besprochenen. Es bezeichnet eine im Verhältnis zu der eines anderen Gegenstandes sich gleich bleibende Bewegung, ist daher von Hause aus imperfektiv. Dementsprechend wird im Mhd., wenigstens bis 1400, das Perf. nur mit *haben* umschrieben, vgl. die Belege bei J. Grimm 192 und in den Wörterbüchern. Auch Luther gebraucht, so weit ich sehe, nur *haben*, abgesehen von Marc. 10, 28: *wir haben alles verlassen, vnd sind dir nachgefolget*, wo *sein* wohl dadurch

[1]) Auch bei *behagen* erscheint im Mhd. Umschreibung mit *sîn*, indem es eigentlich auf den Moment geht, in dem das Wohlgefallen entsteht, vgl. *si müeste wol sîn behaget eim manne der halbtôt wære* Lanzelet 5532.

gerechtfertigt ist, dass es auf den Beginn der Nachfolgerschaft geht. Doch tritt seit dem 15. Jahrh. *sein* neben *haben* auf. Kehrein bringt S. 34 neben vielen Belegen mit *haben* auch einige mit *sein.* Weitere Belege für *haben* aus dem 16., 17. Jahrh. im D. Wb. 3, 1879; vgl. auch *wie dieser bapst . . seinem herrn Christo und seinem vorfahren Petro hab nachgefolgt* Kirchhof, Wendunmuth 372[b]. Noch Lessing gebraucht *haben,* vgl. *diesem Exempel haben hernach andere Comödienschreiber gefolgt* 4, 473, 11; *ausser dieser allgemeinen Ordnung hat der Herausgeber noch einem ihm eignen Entwurfe gefolgt* 4, 208, 10; *über dieses hat der H. v. C. auch alle Personalstreitigkeiten vermieden und auch in diesem Stück dem Herrn Bayle nicht gefolget* 4, 222, 22; *endlich habe ich Ihnen gefolgt und bin gestern in dem Niccolinischen Schauplatze gewesen* 5, 68, 16; *ich werde nie dem Papa mit mehrern Vergnügen gefolgt haben* Juden 22 (ursprüngliche Fassung); vgl. ausserdem D. Wb. a. a. O. Doch verwendet er ebensowohl *sein,* z. B. *dass Herr Klopstock dem Exempel des Homers gefolget wäre* 5, 83, 31; *die erstre Auslegung . ., welcher ich in der Uebersetzung gefolgt bin* 5, 301, 35. Ebenso hat Wieland *haben* und *sein* nebeneinander, s. die Belege im D. Wb. Und noch länger hält sich *haben.* Das D. Wb. bringt einen Beleg aus Wagners Kindermörderin, Sanders solche aus Stilling, Fichte, Z. Werner u. a. Das Eintreten von *sein* wird durch die Analogie der übrigen Bewegungsverba veranlasst sein. Gelegentlich konnte es allerdings auch wirklich perfektivisch werden, vgl. ausser dem oben aus Luther angeführten Beispiele die übertragene Verwendung in Fällen wie *er ist ihm in der Regierung, im Amte, im Tode gefolgt.* Bis jetzt erhalten hat sich *haben* in Sätzen wie *das Kind hat gefolgt* ohne dativische Bestimmung. Das ist auch für Adelung schon der einzige Fall, während er vorschreibt *ich bin seinem Rate gefolgt.*

weichen. Im Mhd. Wb. und bei Lexer werden nur Fälle von Umschreibung mit *sîn* verzeichnet, und diese scheint auch der Natur des Wortes gemäss, auch wenn kein Ausgangspunkt oder Ziel angegeben wird. Vgl. *ê wâren im diu wangen mit ræte bevangen . ., nu swarz und in gewichen* Gregorius 3433; *em was wichen dat swert in sîner hende* Karlmeinet 84, 17; *sîn schône was* (*w. von jm* Wickram) *gewichen* Albrecht von Halberstadt X, 326. Damit vgl. man den attributiven Gebrauch: *diz was ein merwunder von verrens dar gestrichen und nu hin gewichen bî die liute* Passional K. 334, 30. Dagegen erscheint in der Zeit des Uebergangs vom Mhd. zum Nhd. nicht selten *haben: den haben wir zu keiner stundt gewichen* 4. Bibel, Gal. 2, 5; *nun hatt sein treu unnd sein stätigkeit von jm gewichen* Pontus D 3[b]; *die Eselin hat mich gesehen, vnd mir drey mal gewichen, Sonst wo sie nicht fur mir gewichen hette, so wolt ich dich auch jtzt erwürget . . haben* Luther, 4 Mos. 22, 33; *hat mein gang gewichen aus dem wege* Hiob 31, 7;[1]) *dasz der Mähren Oberster . . mit seinem Volk . . gewichen und ausgesetzt hätte* Zinkgräf (Sanders). Adelung kennt nur *sein.* Berechtigt ist *haben,* wenn nicht das Resultat, sondern das Bemühen zu weichen ausgedrückt werden soll. So erscheint im Mhd. sogar zu *entwîchen* einmal Umschreibung mit *haben,* Gregorius 413: *heten si der entwichen,* d. h. „hätten sie sich bemüht“, nicht „wäre es ihnen gelungen der auszuweichen“.

Für mhd. *geswîchen* mit Dat. = „einen in Stich lassen“ scheint die Auffassung als Perfektivum am angemessensten. Demgemäss heisst es auch: *daz ist mir nie geswichen in aller dirre nôt* Nib. 2122; *wie al mîn kraft in kurzer vrist geswachet und geswichen ist*

[1]) Doch braucht Luther auch *sein,* vgl. Hesek. 44, 10, 1. Kön. 22, 24; Ps. 44, 19.

Tristan 9474. Dazu das adjektivische *ungesuichen* Rolandsl. 94. 5; Parzival 767, 24. Merkwürdigerweise aber bildet Notker das Perf. mit *haben: uuanda si mir aber nû gesuichen habet* Boethius I, 1; *unde si imo ouch noh ze tâte gesuichen nehabe* ib. II, 39.

fliehen. Beispiele mit *haben: und wære ich gewesen bî, ich hete geflohen, swie küene ich sî* Erec 6681; *von Karkassûn Trohazzabe geflohen het wênec ê* Willehalm 432, 30; *diu vor hetten gevlohen, diu sprungen alle her wider* Laurin A 1477; *dô hete er gerne geflogen* Heinrichs Tristan 5587 (im Mhd. Wb. unrichtig unter *fliegen* gestellt). Selbst mit einer Zielbestimmung: *wand er mit sînen pfaffen hete vor Constantîne dar geflohen* Konrad, Sylvester 1291. Im Mhd. Wb. und bei Lexer ist kein Fall von Umschreibung mit *sîn* verzeichnet.

rudern kann als Bezeichnung einer andauernden Thätigkeit nur mit *haben* verbunden werden. Indem aber die Vorstellung der durch die Thätigkeit herbeigeführten Fortbewegung hinzutritt, stellt sich die Umschreibung mit *sein* an. So giebt Adelung an: 1. *sie haben den ganzen Tag gerudert, die Änten haben mit den Füssen gerudert.* 2. *er ist davon gerudert.* Dem entspricht der jetzige Gebrauch.

Mit *segeln* verhält es sich ähnlich, doch ist das Gefühl für die Unterscheidung nicht mehr so sicher. Adelung: „1. *wir haben den ganzen Tag gesegelt, das Schiff hatte schnell gesegelt;* auch häufig *seyn.* 2. *wir sind bei der Insel vorbey gesegelt, das Schiff ist nach Frankreich gesegelt*“. Scherzhaft wird *absegeln* = „sterben“ gebraucht. Steinbach giebt für das einfache Wort an *er ist gesegelt mortuus est.*

Einige von Hause aus transitive Verba wurden frühzeitig gewohnheitsmässig ohne Nennung des Objekts gebraucht. Sie erschienen in Folge davon als intransitiv gebraucht und folgten dann der Analogie der eigentlichen Intransitiva in der Verwendung von *sein* neben dem ihnen ursprünglich allein zukommenden *haben*, und auch bei ihnen erlangte *sein* allmählich das Uebergewicht oder die ausschliessliche Herrschaft.

sprengen vom Reiter = „das Ross springen machen“. Im Mhd. Wb. und bei Lexer findet sich kein Beleg für Perfektumschreibung. Kehrein führt an aus Agricola *er hat in der not vom felssen mit dem gaul in die Saal gesprenget,* aus Seb. Frank *er hat in ein wasser gesprengt vnd sich ertrenckt.* Hier könnte also eine Nachwirkung des ursprünglich transitiven Sinnes vorliegen, da sonst *sein* erfordert würde. An solche Nachwirkung ist um so eher wegen der sonstigen Fortdauer der transitiven Verwendung zu denken. Aber jetzt ist, soviel mir bekannt ist, *sein* allein üblich.

rennen, wozu gleichfalls das Ross zu ergänzen ist. Beispiele für *haben: wir suochen unser vînde und haben her nâch gerant* (*wir haben unsern vînden dâ her nâch gerant* C) Nib. 1543, 2; *ir habt gerennet vor mir* Wilh. v. Oesterreich (nach Lexer); *das ich vnnd das ander volck mein denselben hetten nach gerenndt* Teuerdank 93, 78; *ich hab gelaufen und gerannt* Luther (s. *laufen*); *so haben . . acht graven vnd freiherren . . gerannt vnd gestochen* Zimmersche Chron. I, 272[17]; *wer mit dem ersten Spiess hat lang genug gerennet* Rachel 3, 1. Dagegen *sein: dâ wæren für gerant vil unkunder geste* Nib. 1235, 1; *nu bin ich von den Hiunen gein Burgenden gerant* Rosengarten D 554, 2; *in die herberge er wolt den Walhen sîn gerant* Ludwigs Kreuzfahrt 7877. Das Verb. folgt also schon im Mhd. der Regel für die Intransitiva. Adelung giebt noch an: *wir haben den ganzen Tag gerannt.* Doch zeigt

sich Uebergreifen von *sein* schon bei Zachariä (s. Sanders): *sechs Meilen war es schon im schnellen Tritt gerennt.*

Mhd. *erbeizen* bedeutet eigentlich „(das Pferd) beissen, d. h. fressen lassen", daher „absteigen". Wenn es intransitiv genommen wurde, konnte es nur perfektiv gefasst werden. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn wir der Umschreibung mit *sein* begegnen, vgl. *dâ ich dicke bin erbeizet* Parzival 184, 29; *er was erbeizet vor* Wigalois 221, 39; *si was erbeizet ûf den plan* Konrad, Troj. 1280; *daz wir niht . . sîn erbeizet ûf den sant* ib. 7093. An der letzten Stelle hat die Hs. A *hand* für *sîn.*

setzen (wobei ursprünglich wohl auch das Pferd hinzuzudenken ist). Anfänglich mit *haben: darauff haben die räth so fast an hertzog Wilhelm gesetzt* Chron. d. deutschen Städte 23, 178; *bald haben sie . . auf jrem bauch vber den Rein gesetzt* Fischart (D. Wb.); *also hat er sein Volck anführend mehr ergötzet und mitten in die Feind* (*stehts sigreich*) *selbs gesetzet* Weckherlin Nr. 287, 532; *Poliarchus hatte an das Land gesetzt* Opitz (D. Wb.); *ob Mars . . noch zweymal mehr so arg gesetzet hätt an dich* Fleming (D. Wb.); *wir hatten über die Maas gesetzt* Goethe (D. Wb.); *über den Euripus hab' ich gesetzt* Schiller, Iphig. 181; *das Pferd hat über den Graben gesetzt, durchgesetzt durch den Fluss* Adelung. Weitere Zitate bei Sanders II, 1083[a] (24[e]). Jetzt ist wohl *sein* allgemein durchgedrungen.

kehren. Auch hier ist der intransitive Gebrauch wohl dadurch entstanden, dass Ross, Wagen oder dergleichen hinzugedacht wurde. Aber eine Nachwirkung der transitiven Natur scheint schon im Mhd. nicht mehr vorhanden zu sein. Es kommt zwar *haben* vor, wo es der allgemeinen Regel für die Intransitiva gemäss ist: *und wære er iender gewesen dâ, zwâre er hæte gekêret sâ* Ulrichs Tristan 546, 26. Dagegen heisst es *si ist rehte zuo gekêret* Iwein 1590; *ir wæret vür* (vorbei) *gekêret* ib. 6097; *ob er ze Kriechen wære gestrichen und gekêret* Konrad, Troj. 7114; *sumerwunne ist hin gekêret* Ulr. v. Winterstetten L. XII, 1; *wir sîn missekêret* Rabenschlacht 373. In der Uebergangszeit vom Mhd. zum Nhd. ist allerdings *haben,* wie Kehreins Sammlungen zeigen, nicht ganz selten, aber wahrscheinlich nicht anders zu erklären, als sonstige Anomalien dieser Epoche, vgl. *sy hat nit vff einen augenblick heymkeret* vierte Bibel; *sie hond wider vmbkert* Geiler; *er hat vom Jagen umbkehrt* Opitz; *noch haben sie nit widderkeret von jhren wegen* Dietenbergers Bibel; *da er zum haus Micha ein wenig eingekeret hett* ib.; *er habe bey diesem Cavalier einkehrt* Moscherosch. Später herrscht *sein* durchaus. Nur die Zusammensetzung *verkehren* in der intransitiven erst modernen Verwendung macht eine Ausnahme, was jedenfalls eine Folge des Bedeutungswandels und der Verdunkelung des ursprünglichen Sinnes ist. Schon Adelung giebt an: *ich habe in meinem Leben viel mit ihm verkehrt.* Doch vgl. *doch bist du wochenlang mit ihr verkehrt* Geibel (D. Wb.). Dazu die adjektivische Verwendung: *einen mit fremden Sitten verkehrten Herrscher* Lohenstein (D. Wb.).

Bei *lenken* ist *haben* erhalten geblieben. Doch für *einlenken* schreibt Sanders die Unterscheidung für *haben* und *sein* nach der Regel für die Intransitiva vor und giebt Belege für *sein: gerne wäre Blasedow eingelenkt* Gutzkow; *einige sind wirklich eingelenkt* K. Raumer.

Für intransitives *schwenken* schreibt Sanders *haben* und *sein* nach der Regel für die Intransitiva vor. Schwerlich wird man anders sagen als *er ist abgeschwenkt.*

Mhd. *wenken* ist schon im Ahd. durchaus intransitiv. Eine Nachwirkung ursprünglich transitiver Bedeutung braucht man nicht zu sehen Parzival 774, 3: *het er gein in gewenket;* denn *gein in* ist hier nicht Richtungsbezeichnung, sondern bedeutet „in seinem Ver-

halten ihnen gegenüber“, der Gebrauch entspricht also der Regel für die Intransitiva. Vgl. dagegen *mîn lîp gein werltlîcher schame iemer sî gewenket* ib. 269, 12. Eher könnte man eine Stelle aus dem Passional (K. 432, 27) geltend machen, in der bei *entwenken haben* gebraucht wird: *die ôren mîn niht wol haben entwenket, in in sî vil geschenket gelust mit lûteme dône.* Doch ist es hier wohl die uneigentliche Verwendnng, die *haben* möglich gemacht hat.

schweifen erscheint erst im Nhd. intransitiv. Sanders: *haben, sein.* D. Wb.: umschriebenes Perf. wird meist mit *sein* gebildet.

stechen. In der Wendung *in die See stechen* ist das Schiff als Obj. hinzuzudenken. Dennoch sagt man jetzt wohl allgemein *er ist in die See gestochen.*

landen. Dass dies Verb. ursprünglich nur transitiv war, wird schon dadurch erwiesen, dass die ältere Form *lenden* ist (noch jetzt oberd.). Daher mhd. Umschreibung mit *haben: unser vrouwe hât gelendet ze dem himelischen stade* Konr. v. Heimesfurt, Himmelfahrt 1110. Wo Umschreibung mit *sein* vorliegt, ist die Konstruktion passivisch zu fassen, z. B. *iz ist inoch unnâch unser grôz ungemach laider gelendet* (zu Ende gebracht) Rolandslied 256, 9; *dô was daz urlinge gelant* Parzival 41, 28. Auch im Nhd. ist *haben* noch häufig: *auf dieser Rückreise habe er erst in Sicilien gelendet* Gebauer bei Lessing 8, 140, 25; *die Schiffer . . haben wirklich gelandet* Gessner (D. Wb.); *mit dem Fürsten . ., der gestern an unserm Ufer gelandet hat* ib.; *ein algierischer Korsar habe vorigen Tages an dieser Küste gelandet* Schiller 4, 236, 7; *die Türken hätten in der Krim gelandet* Forster (Sanders); *als er wieder Boden erfasst und so zu sagen gelandet hatte* Hebel (ib.); *das Evangelium, nachdem es aus Jerusalem über das mittelländische Meer in Italien gelandet hatte* ib.; *der Kommenden, die dort gelandet hatten* Giesebrecht (Sanders). Adelung: „*die Truppen sind gelandet;* bey vielen auch *haben*“.

Auch *schiffen* ist vielleicht hierher zu stellen. Doch ist es nicht so sicher, dass die intransitive Verwendung aus der transitiven hervorgegangen ist. Als Belege für Umschreibung mit *haben* führt Kehrein an: *do sie hetten geschiffet von papha* vierte Bibel, Ap. 13, 13; *nachdem sie hinüber geschifft hatten* Dietenbergers Bibel, Matth. 14, 34. Dagegen Umschreibung mit *sein* schon bei Konrad, Partenopier 12733: *nu daz er ûf daz wazzer hie geschiffet was,* wo sich kaum passivische Verwendung annehmen lässt. Vgl. auch *wer ist vber meer geschiffet* Baruch 3, 30. In neuerer Zeit herrscht *sein* ausschliesslich.

reisen. Ahd. *reisôn* bedeutet zurecht machen. Daher ist die Bedeutung „aufbrechen“ entstanden, woraus sich die jetzige Bedeutung und die in der älteren Sprache übliche „einen Kriegszug machen“ entwickelt hat. Schon in der mittelhochdeutschen Zeit scheint der ursprüngliche Sinn völlig vergessen zu sein, und die Umschreibung entspricht derjenigen der intransitiven Bewegungswörter. Mit *haben: und haben die nu alle wol gereiset* MSH 3, 288[b]; *daz er sô rehte zuhtielich gereist het mit irm her* Suchenwirt 4, 511; *vnglück hat mir nachgereiszt* Hätzlerin II, 46, 14; *ich hab offt gereiset* 2 Cor. 11, 26; *einem andern, der gereiset hat* Butschky (D. Wb.); *wer nicht viel gereiset hat* Pers. Baumgarten (ib.); *was gilt bey uns ein Mann, der nicht gereiset hat* Fleming 202; *sehr viele reisten nun im Geist und überredten sich, als hätten sie gereist* Gellert 1, 46; *du hast genug gereist, gesehen* Günther (Sanders); *der viel gereist und die Welt gesehen hat* Klinger (ib.); *dass er vor einem Jahr . . diesen Weg zuerst gereist hatte* Stilling (ib.); *ein Mann, der erst in Handels-, dann in politischen Geschäften viel gereist hatte* Goethe (ib.). Dagegen mit *sein: daz dî brûdir und ir volc . . wârin algemeine gereisit ûz* Jeroschin 7810; und so fernerhin. Adelung kennt noch

den Unterschied, aber als schon ins Schwanken geraten: „*seyn*, mit Bemerkung des Ortes. *haben* ohne dieselbe: *wir haben Tag und Nacht gereiset, der Mensch hat gereiset.* Aber noch häufiger *seyn*". Schon Lessing sagt (4, 158, 27) *wenn Philokrat mit einer Gelegenheit gereiset wäre*, wo man allerdings *reisen* = „abreisen" fassen könnte. Gegen die ursprüngliche Regel ist auch der adjektivische Gebrauch von *gereist* (*weitgereist, vielgereist*), der schon im 18. Jahrh. ganz geläufig ist und bis ins 17. zurückgeht.

aufbrechen, wobei ursprünglich die Zelte hinzuzudenken sind, jetzt mit *sein*, anhd. aber mit *haben: man solte mir gehorchet und nicht von Kreta aufgebrochen haben* Ap. 27, 21; *haben noch in Babylone nit aufgebrochen* S. Frank (D. Wb.).

rücken. Bei der intransitiven Verwendung, die schon im Mhd. gewöhnlich war, ist wohl ursprünglich das Lager, die Zelte u. dergl. hinzuzudenken. Ein mhd. Beispiel für Umschreibung mit *sein: er was gewassen unde gekârt, unde in sulh aldir geruoht* Pilatus 352, wo schwerlich passive Konstruktion anzunehmen ist. Adelung: „1. *der Zeiger ist weiter gerückt, die Sonne ist höher gerückt, die Truppen sind in das Lager gerückt.* 2. *er hat herausgerückt, mit dem Gelde*". Namentlich wird *sein* verwendet bei *an-, aus-, ein-, vor-, nachrücken.* Dagegen heisst es natürlich: *er hat an der Thür gerückt, er hat mit dem Bauer gerückt* (im Schachspiel). Auch *er hat gerückt* von jemand, der auf einer Bank Platz macht. Dagegen wieder: *sie sind zusammengerückt.*

streichen. Die intransitive Verwendung wird aus der transitiven hervorgegangen sein, indem als Obj. ursprünglich das Terrain hinzuzudenken war, über welches hin die Bewegung stattfand. Beispiele für Umschreibung mit *haben* aus dem Mhd.: *er hâte gestrichen sêre* Krone 17542; *ich hân dir vil gestrichen nâch* Barlaam 42, 21; *nu hân ich dir gestrichen nâ* Passional K. 323, 2; *die vor uns hânt gestrichen ûf der künste pfaden* Frauenlob MSH II, 349[a]. Diese entsprechen auch der Regel für die ursprüngliche Intransitiva; auch wohl noch: *ich hete manege mîle des tages dar gestrichen* Parzival 491, 24, indem hier der Nachdruck auf *manege mîle* liegt. Vgl. dagegen mit *sein* wieder der allgemeinen Regel gemäss: *der herzoge von Brâbant ist gestrichen in diz lant* Parzival 67, 24; *dô ich für den Rôhas durch âventiure gestrichen was* ib. 496, 16; *ich bin her über sê gestrichen* Konrad, Troj. 15187; *ob er ze Kriechen wære gestrichen* ib. 7114; *zuo der vil manec fürste balt gestrichen ist von lande her* ib. 1361; *erne wolte dan alein gestrichen sîn dâ hin* Krone 3287; *die vische sind lîht ûz dem bach gestrichen ûf die sæte* Liedersaal 3, 219, 78. Sogar: *durch des küneges klage sô ist er nâch gestrichen* Iwein 4723 (*sîn* ist wohl gewählt, weil er noch auf der Fahrt begriffen ist); *ob du durch âventiure alsus verre bist gestrichen* Parzival 767, 23; *dô was si manic mîle gestrichen und geriuschet* Konrad, Troj. 11154. Von einer Nachwirkung der ursprünglichen transitiven Natur des Verb. ist also nichts zu spüren. Adelung giebt *sein* an, auch *er ist zehn Jahre im Lande herumgestrichen.* Nur für eine Verwendung verlangt er *haben:* „*die Fische haben gestrichen* geleichet, *die Hündinn hat gestrichen* sich begattet".

streifen. Die intransitive Verwendung verhält sich wohl zu der transitiven ähnlich wie bei *streichen.* Adelung: „*seyn*, noch häufiger *haben, die Feinde haben über die Gränze gestreifft, haben bis an die Thore gestreifft*" (hier also in dem Sinne „einen Streifzug machen"). Sanders unterscheidet: *jemand hat in fremdem — ist in fremdes Gebiet gestreift.*

Auch *wischen* wird hier einzureihen sein. Umschreibung mit *sein: wand er mit dem trunke alsô wolde in in sîn gewischet* Passional K. 459, 5; *er wäre ins Schloss gewitscht* Ber-

lichingen (Sanders); *ich bin selbst einmal darauf gewischt* Wagner, Kindermörderin (ib.). Selbstverständlich *er ist entwischt* etc.

dringen ist ursprünglich nur transitiv = „drängen". Die intransitive Verwendung ist dadurch entstanden, dass der weggedrängte Gegenstand unausgedrückt geblieben ist. Deutlich ist dies in einem Falle wie *ich hân gedrungen unz ich niht mê dringen mac* Walther 20, 7; weniger schon in dem folgenden Beispiele: *du hâst hôhe ûf gedrungen* Eberhard v. Sax, MS I, 29[b]. Die Umschreibung mit *haben* erhält sich in *ich habe darauf gedrungen;* vgl. damit die ungewöhnliche Fügung *das er darnach wedder gesonnen noch gedrungen hat* Luther (D. Wb.). Dagegen schon nicht unangefochten bleibt *ich habe in ihn gedrungen,* wie Sanders vorschreibt; vgl. *wenn man in ihn gedrungen wäre, sich umständlicher zu erklären* Lessing 10, 347, 27; auch Heyne giebt an: *ich bin in ihn gedrungen, mir sein Geheimnis zu offenbaren.* Sonstige Beispiele für *haben: hat dieser Heldenarm selbst durch den Feind gedrungen* Lohenstein (D. Wb.); *oft schon hab ich durchgedrungen* Gessner (Sanders). Im übrigen wird zu *dringen durch* oder *in etwas,* also auch zu *durch-, eindringen,* wo es auf den Erfolg ankommt, das Perf. mit *sein* umschrieben, vgl. *er ist vom tode zum leben hindurch gedrungen* Joh. 5, 24; *und ist also der tod zu allen menschen durchgedrungen* Römer 5, 12; *wo die Ueberzeugung schon durchgedrungen ist* Kant; *denn die Kunde war auch in des Klosters Mauern eingedrungen* Schiller, Braut 1647.

jagen. Grundbedeutung „verfolgen". Es behält *haben* in der speziellen Verwendung in Bezug auf die Thätigkeit des Jägers, auch wenn es intransitiv gebraucht wird; auch bei uneigentlichem Gebrauche: *er hat dem Gelde nachgejagt.* Nur wo es von eiliger Bewegung gebraucht wird, folgt es der Analogie der übrigen Bewegungswörter. Adelung: 1. *er ist davon gejagt.* 2. *er hat den ganzen Tag gejagt.* Sanders bildet das Beispiel: *der Reiter hat fürchterlich gejagt, um zur rechten Zeit hier zu sein, und so ist er denn in zwei Stunden von Berlin hierher gejagt.*

Es giebt eine Anzahl von Verben, die zwar eine Bewegung bezeichnen, aber eine Bewegung, mit der nicht notwendig eine Entfernung vom Ausgangspunkte als Endresultat verbunden ist, indem eine wiederholte Rückkehr zu demselben möglich ist. An diesen lässt sich die allgemeine Regel meist besonders deutlich erkennen.

springen. Mit *haben: die tochter herodias was ingangen vnd het gesprungen* 4. Bibel, Marc. 6, 22; *die haben schon was Rechts gesprungen* Goethe, Faust 4125; *sie haben getanzet und gesprungen* Adelung; *das Blut — hoch hat es gesprungen* Z. Werner (Sanders); *ihr habt gesprungen* Freiligrath (s. *laufen*). Insbesondere schreibt Adelung vor: *die Fontäne hat den ganzen Tag gesprungen.* Entsprechend Sanders (II, 1154[a]): *weil Röhren gesprungen sind, haben heute die Wasser nicht gesprungen.* Noch jetzt ist wohl *haben* allgemein bei Anwendung auf die Begattung, vgl. *die Böcke haben gesprungen capri coiverunt cum capellis* Stieler. Dagegen wird neben Ausgangs- und Richtungsbestimmung von Anfang an *sein* verwendet, vgl. *du bist ûze der wurzele iesse ein gerte ûz gesprungen.* Desgl., wo es = *zerspringen* ist, vgl. *wær im enzwei gesprungen daz swert an sîner hende* Konrad, Troj. (nach Mhd. Wb.). Heute überwiegend *sein,* auch wo früher *haben* üblich war, vgl. *wie bin ich neulich noch mit ihr am Maienfest gesprungen* Langbein (Sanders). Die Zusammensetzungen werden stark zur Verallgemeinerung von *sein* beigetragen haben, vgl. *er ist auf-, ab-, aus-, eingesprungen, entsprungen* etc.

hüpfen. Adelung: 1. *wir haben den ganzen Tag gehüpfet und gesprungen.* 2. *er ist in die Höhe gehüpfet.* Sanders: *er hat auf einem Beine gehüpft, bis er müde geworden ist; er ist über den Graben gehüpft.* Dazu stimmt *wie hat mein Herz gehüpft* Rückert (nach Erdmann). Dagegen finde ich in älteren Belegen *haben* auch, wo *sein* erwartet wird: *diu* (bezogen auf *sêle*) *von dem wîne darûf gehüpfet hât* Steinmar HMS II, 154[b]; *wenn er über die schrift gehüpft hat* Luther (D. Wb.).

tanzen bildet das Perf. mit *haben,* nur wenn die Ortsveränderung ausdrücklich hervorgehoben werden soll, mit *sein: sie sind ins Haus (hinein-) getanzt* Sanders.

Ebenso *hinken,* vgl. mhd. *heil hât im gehunken* Krone 1349. Adelung: „*er hat gehinket,* aber *er ist davon, nach Wien gehinket*". Sanders: *er ist ins Haus gehinkt.* Ferner *humpeln,* worüber ich in den Wörterbüchern keine Angabe finde.

flattern. Adelung: „*haben,* aber mit Bemerkung des Ortes *seyn: er ist herein geflattert*". Sanders: *der Vogel hat geflattert, ist ins Nest geflattert.* D. Wb.: *die Vögel sind aufgeflattert.* Sanders zitiert aus J. Gotthelf *die Mägde waren ausgeflattert.* Natürlich müssen *verf., zerf.* das Perf. mit *sein* bilden, vgl. *wenn das grün erhitzet, so ist das dürr verfladert* Lehmann (D. Wb.).

schweben. Adelung giebt nur *haben* an, und dieses ist normaler Weise zu erwarten, vgl. z. B. *habe ich weniger auf einem stürmischen Meer die Zeit geschwebet* Goethe, Clavigo; *aus dem lieblichen Wahne, in dem er bisher geschwebt hatte* Schiller 8, 340, 24. Nur für die Fälle, wo eine Ortsveränderung einbegriffen wird, scheint *sein* korrekt, vgl. *festlich ist der Freude Schall durch dies hohe Haus geschwebet* Uhland, Harfnerlied (I, 5) 1; *ist aufgeschwebt* Stahr (Sanders). Damit vgl. attributive Verwendung wie *mein entschwebter Geist* Matthisson, *die Entschwebten* Bürger (s. D. Wb.). Selbst bei Ortsveränderung gebraucht *haben* Thümmel (5, 221): *die Stellen . ., über die Klarens Füsse geschwebt hatten.* Dagegen steht in dem einzigen mir bekannt gewordenen mhd. Beispiele *sein,* wo man *haben* erwartet: *wær daz geswebt hôch sam sîn prîs* Willehalm 48, 25. Und so noch später: *der Stern . . ist immerzu in der Höhe geschwebt* Abraham a S. Clara (Sanders).

Für *wanken* giebt Adelung nur *haben* an, Sanders hat nichts. Sicher aber muss man sagen *er ist davon, weiter gewankt* u. dergl. Unter *schwanken* giebt Sanders an: *sein Fuss, Tritt, er hat geschwankt; er ist ins Haus (hinein) geschwankt,* vgl. unten *rasen.* Für *wackeln* = „sich wackelnd fortbewegen" verlangt Sanders *sein.*

taumeln. Adelung: „*haben,* aber mit Bestimmung des Ortes *seyn: er ist zur Thüre hinaus getaumelt.* Sanders zitiert aus Wieland: *ich wäre zu Boden getaumelt;* aus Mügge: *die schlaftrunken vom Sitze aufgetaumelt war.* Zu *torkeln,* wofür Adelung *haben* angiebt, zitiert Sanders aus der Gartenlaube: *wie er weggetorkelt ist von mir.*

beben. Vgl. *Festlich ist der Freude Schall. durch dies hohe Haus geschwebet und ein dumpfer Wiederhall aus der Gruft emporgebebet* Uhland, Harfnerlied 1. Sanders zitiert: *ist hinweggebebt zu ihrer Schlummerhöhle* Herder; *itzt war er vorübergebebt* Gessner; *seine kräftige Natur war zurückgebebt* Kompert; dagegen der Regel widerstreitend: *dieser Anblick, von dem er würde zurückgebebt haben* Engel.

Ueber *schaudern* finde ich keine Angabe, aber nach meinem Sprachgefühl heisst es *ich bin zurückgeschaudert* gegen *ich habe, mich hat geschaudert.*

zittern. Ein hierher gehöriges Beispiel führt Sanders aus Wieland an: *von deines Lebens Laub ist Blatt auf Blatt entzittert.*

flammen, sonst mit *haben*, aber bei Angabe einer Ortsveränderung mit *sein: der Blitz ist vom Himmel geflammt* Sanders; *der Blitz ist herabgeflammt* Erdmann; *dass der Brand von Persepolis nicht bloss aus einer rohen absurden Völlerei entglommen sei, vielmehr aus einem solchen Tischgespräch aufgeflammt* Goethe (Sanders).

Ebenso *flackern*, vgl. *wär' ich nicht so wie ein Irrwisch umhergeflackert* Brachvogel (Sanders). Ferner *lodern* (wie Sanders angiebt), vgl. *dass eine leidenschaftliche Eifersucht in ihr aufgelodert war* Lewald (Sanders); dagegen *das Blut — hoch hat es gesprungen . . empor hat's gelodert* Z. Werner (Sanders).

wallen (das ursprünglich starke Verb.). Adelung giebt nur *haben* an. Ohne Verknüpfung mit einer Richtungsbezeichnung wird es jetzt wohl auch nicht anders gebraucht. Im Mhd. erscheint das Part. auch sonst als Resultatsbezeichnung adjektivisch: *zipern und auch gallen mit einander haiss gewallen* Ring 15ª 5; *swer ist sô ganz und sô guot und sô mit stæte ensamt gewallen* Wälscher Gast 14743. Für *aufwallen* giebt Adelung *sein* an. Doch vgl. *ihr Herz hatte hoch aufgewallt* F. Lewald (Sanders). Man wird auch sagen: *das Wasser ist empor, in die Höhe gewallt.* Mhd. und anhd. ist *erwallen*, vgl. *alsam ist in erwallen daz honec mit der gallen* Gregorius 455.

stürmen: es hat gestürmt, aber er ist den Berg hinabgestürmt, ins Zimmer gestürmt und dergl.

schwärmen, ursprünglich von Bienen gebraucht, dann mit *haben: die Bienen haben geschwärmet* Stieler. Von hieraus entwickeln sich einerseits übertragene Verwendungen, bei denen überhaupt keine Vorstellung von Bewegung mehr übrig bleibt und daher nur *haben* möglich ist, vgl. *dasz er ein wenig geschwermet* (einer ketzerischen Lehre gehuldigt) *hat am sakrament* Luther, Erl. Ausg. 8, 357ª, *er hat die ganze Nacht geschwärmt, er hat für Schiller geschwärmt;* anderseits die Vorstellung einer unstäten Bewegung, wobei *sein* schon im 18. Jahrh. üblich ist, wiewohl Adelung nur *haben* angiebt, vgl. *er ist in der Welt herumgeschwärmt* Lessing 3, 351, 24; *der Bursche ist draussen herumgeschwärmt* Kotzebue (D. Wb.).

Bei einigen Verben ist der Eintritt von *sein* statt *haben* die Folge einer Subjektsvertauschung. Das D. Wb. giebt an, wohl dem allgemeinen Gebrauche gemäss: *Blut ist aus ihm geschwitzt; das Wasser ist durch den Krug geschwitzt.* Adelung: *aller Wein ist aus dem Fasse geleckt;* ebenso Sanders. Wir haben also hier das umgekehrte Verhältnis wie bei *laufen, rinnen, fliessen, sickern, triefen, tropfen, tröpfeln*, die bei Subjektsverschiebung stets *haben* verlangen. Von Hause aus transitiv ist *spritzen.* Wird das Obj. dabei nicht ausgedrückt, so bleibt doch *haben* im Perf., wird aber die Flüssigkeit, die ursprünglich als Obj. gesetzt wurde, zum Subj. gemacht, so tritt *sein* ein. Adelung giebt an: *das Blut ist aus der Wunde, der Kot ist an das Kleid gespritzt — die Röhre, die Spritze hat gespritzt.* Man wird auch sagen: *es hat gespritzt* = „fein geregnet". Ebenso wird es sich mit *sprühen* verhalten, das wohl wie mhd. *spræjen* zunächst transitiv war. Es heisst demnach: *es hat gesprüht* „fein geregnet"; *er hat von Witz gesprüht;* aber *Feuer ist aus seinem Auge gesprüht.* Zweifelhaft ist es, ob bei *sprudeln* die transitive Verwendung die ältere ist. Jedenfalls muss man auch bei diesem Worte den entsprechenden Unterschied machen, vgl. Sanders II, 1157ᶜ, wenn es auch Adelung unter die Verba rechnet, die nur *haben* erfordern.

Manche Geräuschbezeichnungen können mit Richtungsangaben verbunden zu Bewegungsbezeichnungen werden und bilden dann statt des ihnen sonst zukommenden *haben* das Perf. mit *sein*. Sanders giebt an: *der Champagner hat stark gebraust, als er eingeschenkt wurde; der Pfropfen ist abgesprungen, und der Champagner ist aus der Flasche (heraus) gebraust; das Pferd hat gebraust; das Pferd ist über den Graben gebraust.* Vgl. ferner *sie ist vor mir vorbey gerauscht* Adelung, *die Dame ist durch den Saal gerauscht* Sanders, *es sei etwas die Schneckenstiege heraufgerauscht* J. Kerner (Sanders), *doch ist der schwindelnde Taumel endlich vorübergerauscht* Klopstock, M. 6, 269; *der Wagen ist ins Thor (hinein) gerumpelt* Sanders; *ein solcher Sturmwind ist . . über das neue Schloss gesauset* J. Paul (Sanders), *ist wie 'ne Lawe fortgesaust* Reithard (ib.); *er ist hinweg geschnurrt* Bolz, Terenz (D. Wb.), *der auf Kollekte hier durchgeschnorrt ist* Kürnberger (Sanders). Ebenso wird man sagen müssen: *er ist die Treppe hinab gepoltert; ein Wagen ist vorbeigerasselt; er ist zur Thür hinaus gerumpelt; das Wasser ist in den Abgrund hinabgetost* u. dergl.

Noch andere Verba, die von Hause aus keine Bewegungsbezeichnungen sind, werden in bestimmten Verwendungsweisen dazu und nehmen dann auch *sein* statt des ursprünglich allein möglichen *haben* an. Zu diesen gehört *irren*. Adelung giebt an: „1. einen Fehler oder Irrtum begehen, *ich habe geirret.* 2. irre gehen, *er ist im Walde herum geirret,* wo es aber doch zuweilen mit *haben* gebraucht wird". Nach Sanders sollen in der letzteren Verwendung *haben* und *sein* nebeneinander gelten, der allgemeinen Regel für die Bewegungsbezeichnungen entsprechend. Nach meinem Sprachgefühl ist dabei nur *sein* zulässig. Es scheint aber erst allmählich durchgedrungen zu sein; die vierte Bibel hat: *wir haben geirret von dem weg der warheit* Weish. 5, 6. Ferner *rasen*. Adelung giebt nur *haben,* dagegen Sanders verlangt *sein,* „wenn die Ortsveränderung hervorgehoben wird". Bei ihm die Belege: *berauscht . . war er nach Hause geschwankt, war auf den Fortunaball gerast* Gutzkow; *in einen Abgrund hinuntergerast ist er* G. Freytag. Auch *toben, tollen, wüten* könnten so gebraucht werden. Adelung giebt für *lauschen* an: „2. sich schleichend nähern, *seyn: einzeln sind wir durch verschiedene Thore einher gelauscht* Weisse"; das D. Wb. weiss nichts davon. Hierher gehören volkstümliche Wendungen wie *er ist abgedampft* (*wir sind durch die Länder gedampft* Erdmann), *abgeblitzt, ausgekniffen, ausgekratzt.* Lessing sagt (4, 106, 5) *auf dem Rückwege bin ich bey meinem Bruder eingesprochen* nach der Analogie von *einkehren.* Nach Sanders bildet F. Lewald das Perf. von *vorsprechen* mit *sein.* Aehnlich ist *kaum sind die jungen Laffen einmal hingerochen* Lessing 3, 426, 4. Reis, Beitr. zur Synt. der mainzer Mundart, giebt an, dass bei *machen* = „reisen" die Mundart das Verb. *sein* gebrauche, z. B. *der is uff Frankfort gemacht.* Soviel ich beobachtet habe, ist das überall der Fall, wo dieser Gebrauch von *machen* üblich ist.

Schon früher ist *eilen* zu einer Bewegungsbezeichnung geworden. Die Grundbedeutung ist „sich beeifern".[1]) Gegenwärtig gilt *sein* neben *haben* der Regel entsprechend, vgl. *er hat mit der Sache geeilet — er ist von hier geeilet* Adelung; *ich habe mit der Arbeit geeilt — ich bin in die Stadt geeilt* Götzinger; *er hat geeilt, zu seinen Eltern zu kommen — er ist in die Arme seiner Eltern nach Haus geeilt* Sanders. Nach dem ursprünglichen Sinne

[1]) Daher ist die von Ihre herrührende und allgemein angenommene Zusammenstellung mit anord. *il* „Fusssohle" zu verwerfen; desgl. die von Kluge weiter daran angeknüpfte Beziehung zu lat. *ire.*

war nur *haben* möglich und dies hat sich auch zunächst noch behauptet in den Fällen, wo jetzt *sein* gilt, vgl. *daz ich von dem ritter geîlet han* 7 weise Meister (Keller) 178, 19; *hat mein fuss geeilet zum betrug* Hiob 31, 5; *ich hab zu meinem gesellen geeilet* Scheidenreisser (Sanders); *er hat zu Pferd dahin geeilt* A S Clara (Kehrein); *er hat jhme nachgeeilet* ib. Andererseits findet sich *sein* auch ohne Angabe von Ziel oder Ausgangspunkt: *Melanie war so geeilt, so hastig vorübergeschritten* Gutzkow (Sanders).

Manche ursprünglich transitive Verba sind auf andere Weise daneben zu intransitiver Verwendung gelangt, als die oben S. 192 ff. besprochenen.

treiben. Wo es von Pflanzen scheinbar intransitiv gebraucht wird, ist ursprünglich ein Obj. hinzuzudenken, und das Perf. muss mit *haben* gebildet werden. Im Mhd. wird es vom Reiter gebraucht, wobei also wieder das Pferd zu ergänzen ist. Damit hat aber schwerlich die neuhochdeutsche Verwendung wie *das Holz treibt im Strome* etwas zu schaffen. Bei dieser kommt die Regel für die intransitiven Bewegungswörter zur Anwendung. Nach meinem Sprachgefühl würde ich sagen *das Holz hat im Strome getrieben*, aber *ist ans Ufer getrieben.* Belege stehen mir nicht zu Gebote.

stürzen erfordert als Intransitivum immer *sein.* Wo es = „umfallen" ist, ist es natürlich perfektiv. Wo es für eine heftige Bewegung gebraucht wird, hat es immer eine Zielbestimmung neben sich. Uebrigens ist die intransitive Verwendung wahrscheinlich erst durch Umdeutung des passiven *er ist gestürzt* entstanden, eine Erklärung, die vielleicht auch auf *treiben* anzuwenden ist.

schiessen. Die intransitive Verwendung reicht weit zurück. Da bei ihr fast immer Ausgangspunkt oder Ziel angegeben wird, so ist die Umschreibung mit *sein* allgemein. Ein mhd. Beleg: *ich bin ûf geschozzen als eín luftic cêderboum* Frauenlob, Leich I, 13, 3. Auch das veraltete *erschiessen* „gedeihen" hat *sein,* vgl. *pediu ist mir rehto irscozzen* Notker (Graff); *dîn sælde wol erschozzen ist* Konrad, G. Schmiede 1952; *uns ist niht wol erschozzen gelücke* ib., Troj. 12448; *sus ist dîn kunst erschozzen* Heinzelein, Johannse 74; *wær ir lôn gegen mir baz erschozzen* Ulr. v. Winterstetten 38, 23; *wie solichs zu vil guten erschossen ist* Landtag von 1514 (Schmeller). Dagegen mit *haben: das denen von Bern wol erschossen hat* Diebold Schilling (Kehrein). Mit merkwürdigem Wechsel: *so das korn recht hat ergossen und gar wol erschossen . . so spricht er, es sey ubel erschossen* Teufels Netz 9383.

schlagen behält *haben*, auch wenn kein Acc. daneben steht, solange es als die gleiche Thätigkeitsbezeichnung empfunden wird wie das Transitivum. Man sagt also *er hat auf den Tisch, in die Hände geschlagen, der Vogel hat mit den Flügeln geschlagen;* auch mit leblosem Subj.: *die Welle hat an den Fels, der Ton hat an mein Ohr, der Blitz hat in die Eiche, die Glocke hat geschlagen.* Erst, wo es zu blosser Bewegungsbezeichnung geworden ist, tritt *sein* auf, jedoch auch da nicht, der Regel entsprechend, wenn es sich um eine Hinundherbewegung ohne Ortsveränderung handelt. Es heisst also: *der Puls, das Herz hat ihm stärker geschlagen, das Gewissen hat ihm geschlagen;* dagegen: *er ist hingeschlagen, er ist mit dem Kopfe an einen Stein geschlagen, die Flamme ist zum Himmel geschlagen, der kalte Brand ist zu der Wunde geschlagen, das ist ihm in die Gedärme, in die Glieder geschlagen, er ist aus der Art, nach seinem Vater geschlagen.* Von Zusammensetzungen können entsprechend gebraucht werden: *aufsch.*, vgl. *die Flamme ist aufgeschlagen, er ist mit dem Kopfe aufgeschlagen, die Ware ist aufgeschlagen; absch.*, vgl. *die Ware ist ab-*

geschlagen; aussch., vgl. *die Weide ist ausgeschlagen, die Kälte, die Wand ist ausgeschlagen, etwas ist zum Vorteil, zum Schaden ausgeschlagen; einsch.*, vgl. *das Unternehmen ist nach Wunsch eingeschlagen; fehlsch.; nachsch.*, vgl. *er ist seinem Vater nachgeschlagen; umsch.*, vgl. *der Wagen, der Wind, die Stimmung ist umgeschlagen; zusammensch.*, vgl. *die Wellen sind über ihm zusammengeschlagen.* Abweichungen in Folge von Unsicherheit des Sprachgefühls kommen vor. Vgl. *das das korn nit meer dañ aiñ schilling hat abgeschlagen* Geiler (Kehrein); *der Flachs hatte eher ab- als aufgeschlagen* J. Gotthelf (Sanders, vgl. noch bei ihm II, 939[a] u.); Adelung: „*abschlagen.* Im Hochdeutschen gemeiniglich mit *haben; die Kälte, das Getreide hat abgeschlagen,* im Oberd. mit *seyn,* welches freylich angemessener ist. So auch *aufschlagen*". Ferner: *er hat weder seinem Vetter noch Anherrn nachgeschlagen* Aventin (Kehrein). Besonders findet sich *haben* bei *fehlsch.* ähnlich wie bei *geraten, gelingen* (s. oben S. 168): *ihr gutes Hoffen hat theils ihnen fehl geschlagen* Hoffmannswaldau V, 105; *dass es fehlgeschlagen hat* Lenz, Sold. III, 10; das D. Wb. giebt an: *alle seine Hoffnungen sind* oder auch *haben ihm fehlgeschlagen;* Sanders als niederrheinisch: *die Spekulation hat gut eingeschlagen, hat fehlgeschlagen.* Bei *durchsch.* unterscheidet Adelung: „1. *die Dinte ist* (auch wohl *hat*) *durchgeschlagen.* 2. *das Papier hat durchgeschlagen*".

treten behält *haben,* solange die Vorstellung des Stossens, Berührens mit dem Fusse im Vordergrunde steht, also *er hat der Schlange auf den Kopf, ihm auf die Hühneraugen getreten;* vgl. mhd. *der zügel gein der erden seic: dâ hete daz ors durch getreten* Parzival 445, 15. Dagegen wo die Vorstellung einer Fortbewegung mittelst des Auftretens in den Vordergrund trat, konnte die Analogie der sonstigen Bewegungsbezeichnungen wirksam werden. Dann konnte wie bei diesen *sein* zunächst in den Fällen eintreten, in denen es sich um Beginn oder Abschluss der Bewegung handelte. Und so herrscht es in der modernen Sprache, vgl. *er ist ans Fenster, aus der Thür, in den Orden getreten, er ist mir näher getreten; er ist ab-, an-, auf-, aus-, ein-, über-, unter-, zurückgetreten* etc. Die Ersetzung von *haben* durch *sein* hat sich aber erst allmählich vollzogen. Das Mhd. liefert noch Beispiele für *haben: hete ein bote hin getreten* Passional 316, 24; *ich habe getreten vor got* ib. 390, 88; *heten si kristen gelouben bekant, si heten nimmer dâ von getreten* Renner 14660; *heten drîzic dürftige im zuo getreten* ib. 17900; noch bei Geiler: *die nu frölich eingetreten hat in ain beschawendes leben* (Kehrein); bei Schedel: *hat dieser Papst einem Erzdiakon des Papsttums abgetreten* (Sanders). Dagegen schon mit *sein: ich bin getreten unde komen vil gar in leides orden* Konrad, Alexius 1248; *an dich vrôlich ist getreten gesunder lîp* Passional K. 26, 68; *wand er ûf was getreten* (aufgestiegen) *an lande unde an gûte* ib. 279, 26; *si wâren niender ûz getreten* Wigalois 9248; bei Luther herrscht *sein,* vgl. z. B. *er ist mitten unter euch getreten* Joh. 1, 26; *sie sind von dem wege getreten, den ich jhnen geboten* 2 Mose 32, 8. Wo es ohne Bezeichnung von Ausgangspunkt oder Ziel gebraucht wurde, musste zunächst *haben* bleiben, vgl. *ich hab . . in meiner Vorfahren Fussstapfen getreten* Weidner (17. Jahrh., Sanders). Demgemäss wird im Mhd. von *missetreten* „einen falschen Tritt thun" das Perf. mit *haben* gebildet, vgl. *dar an hât si missetreten* Krone 11699; *daz ich hân wider in sus missetreten* Konrad, Partenopier 7247; *daz du sêre missetreten hâst ûz keiserlîchem prîse,* ib., Sylvester 2472; *hât er aber missetreten mit ungelimpfe an dheiner stat* Heinr. v. Neuenst., Apollonius 12743 (? nach dem Wörterbuch 112743); *daz sie mê dan zeiner stunt mit mannen hete missetreten* ib. 14812; *Jôsêp missetrûwete unsere vrowen und hâte sorge daz si missetreten hete* Mystiker I, 28, 32; nur vereinzelt *sein: nu sich, wie*

dîn wîsheit ist missetreten Passional K. 182, 44. Schwankend ist jetzt das Sprachgefühl in Fällen wie *er hat* (*ist*) *in den Kot getreten.*

stossen behält *haben*, so lange es eine mit Absicht ausgeführte Thätigkeit bezeichnet, vgl. *der Ochse hat mit den Hörnern gestossen*, *der Falke hat auf die Taube gestossen*, *er hat ins Horn gestossen*, *wir haben* (*mit dem Glase*) *angestossen.* Es bekommt *sein*, wenn es das zufällige Geraten auf einen Gegenstand ausdrückt, nicht aber deshalb, weil es dann weniger aktiv ist, sondern weil es dann immer auf den Moment geht, in dem ein Gegenstand an den andern gerät. Adelung giebt an: *das Schiff ist auf den Grund gestossen; wir sind auf Schwierigkeiten gestossen.* Entsprechende Verwendung bei den Zusammensetzungen *auf-*, *zu-*, *zusammenstossen.* Ueber *anstossen* bemerkt Adelung: „am häufigsten mit *haben.* Allenfalls könnte man sagen *ich bin im Finstern angestossen*, *das Schiff ist an einen Felsen angestossen*, aber *er hat in seinem Amte angestossen . . der Acker hat an den Weg angestossen*". Bei dem letzten Beispiele ist es klar, dass *anstossen* hier wieder durativ geworden ist. Wo *anstossen* = „Anstoss erregen" ist. hat das Verblassen der Grundbedeutung *haben* veranlasst. So verlangt auch *verstossen* ebenfalls *haben.* Vgl. auch *dass ein Grieche da angestossen hätte* (= „einen Fehler gemacht hätte") Lessing 5, 248, 36.

brechen und *reissen* sind auf zweierlei Art intransitiv geworden. Die eine haben wir in Fällen wie *das Eis bricht, das Seil reisst.* Hier ist der Sinn perfektiv und Umschreibung mit *sein* selbstverständlich wie bei *bersten.* Anderseits werden sie von einer heftigen Bewegung gebraucht, und da dann immer entweder Ausgangspunkt oder Ziel angegeben werden, so ist gleichfalls *sein* zu erwarten. Vgl. *dîn lop daz ist gar wünneclich vür allen prîs gebrochen* Konrad, G. Schmiede 1916; *der Mord ist in des Tempels Heiligtum gebrochen* Schiller (D. Wb.); *da sind ihr die Thränen vom Auge gebrochen* Wildenbruch (Heyne). Zusammensetzungen: *anb.* (*der Tag ist angebrochen*), *einb.* (*Dunkelheit ist ein-* [*herein-*] *gebrochen*, dagegen *der Dieb hat eingebrochen*, an den transitiven Gebrauch anzuschliessen), *ausb.* (*ein wetter ist*, *er ist in Thränen ausgebrochen*), *durchb.*, *hervorb.* Einfaches *reissen* in entsprechender Verwendung ist jetzt veraltet, doch vgl. *ein reissender Strom* u. dergl. Noch allgemein üblich sind *einr.* und *ausr.*, vgl. *die Gewohnheit ist eingerissen*, *er ist ausgerissen.* In der älteren Sprache erscheint von diesem *reissen* das Perf. merkwürdiger Weise zuweilen mit *haben: da hat die Frage in die gantze Welt gerissen, wie man künde selig werden* Luther (D. Wb.); *doch stärcker hat mein freyer geist gerissen auff weiszheit zu* Tscherning (ib.). Dagegen sind wohl an die transitive Verwendung anzuschliessen Stellen wie *Domitianus . . hat grissen nach gut* Aventinus (D. Wb.); *für heute hatten solche Erschütterungen tief in sein Herz hineingerissen* J. Paul, Hesperus.

Eine eigentümliche Stellung nimmt *eintreffen* ein. Wir sagen jetzt *die Post*, *die Prophezeiung ist eingetroffen*, wie es sich für eine intransitive Resultatsbezeichnung gehört. Der ursprüngliche Sinn des Wortes aber ist „in das Ziel treffen", vgl. *er hat in das Schwarze getroffen.* Der transitiven Natur von *treffen* gemäss blieb auch bei *eintreffen* zunächst *haben*, vgl. *wie aber hat der Ausgang eingetroffen* Gryphius, Karolus St. (Erdmann); *was unsre Feder schreibt von ungewissem Hoffen — hat auf gewisse Masz bey ihnen eingetroffen* Hoffmannswaldau V, S. 105; *diese Scherzprophezeiung hat so wenig eingetroffen* Canitz (Sanders); *wie oft hat es mit deinem Hoffen, wie oft mit meinem eingetroffen?* Lessing I, 112; *hat meine traurige Ahnung eingetroffen?* Mendelssohn (Sanders); *es hat alles eingetroffen* Iffland, Hagestolzen IV, 6; *so hat also doch unsere Prophezeiung eingetroffen* Schiller an

Goethe (D. Wb.); Sanders zitiert noch Seume. Daneben Umschreibung mit *sein* schon bei Wieland. Von *zusammentreffen* ist mir nur Umschreibung mit *sein* bekannt.

Noch einige Verba sind zu besprechen, bei denen *haben* und *sein* neben einander erscheinen, während man nur das eine oder das andere erwarten sollte.

begegnen erscheint am frühesten = unserem *widerfahren*, wobei also ein Ereignis das Subj. bildet. Hierzu ist das Perf. mit *sein* schon im Mhd. belegt: *si heten an ir brůdere garnet suaz in ware begagenet* Genesis, Fdgr. 63, 31; *waz ir begênet was* Passional 94, 73. So auch später, soviel ich sehe, ausnahmslos. Zuweilen auch ohne Dat., vgl. *was mag wohl begegnet sein* Goethe (D. Wb.). Ursprünglich md. ist es in dem Sinne „von verschiedenen Seiten her auf einander treffen“. Da es sich auch in dieser Verwendung auf einen Moment bezieht, so sollte man gleichfalls nur *sein* erwarten, welches jetzt als korrekt gilt und z. B. schon bei Luther erscheint, vgl. *mit alle dem heere, dem ich begegnet bin* 1 Mose 33, 8. Daneben kommt aber schon seit dem 16. Jahrh. häufig *haben* vor, vgl. *barmhertzigkeit vnd warheit haben einander begegnet* Dietenbergers Bib. Ps. 85, 11; *wisse, dasz dir gott begegnet hat* Agricola, Spr. 9[a]; *hat mir ein Mensch begegnet* Pers. Rosenthal 3, 14; *es hatten ihnen etliche Soldaten begegnet* Pers. Reiseb. 1, 4; *sie haben mir begegnet* Lenz, Soldaten III, 8; *nur einem Traurigen hab' ich begegnet* Schiller, Jungfrau III, 4 (2703); *seit der zeit habe ich ihm zwar zwei oder dreimal begegnet* Heine (Sanders). Ganz in der Ordnung ist natürlich *haben*, wo das Verb., wie häufig, mit dem Acc. verbunden wird, vgl. *haben Sie ein Schauspiel reizender Unschuld begegnet?* Goethe (Sanders); *ein Gärtner hatte den Prinzen dort begegnet* Schiller; *selten hab' ich ihn auf dieser Strasse begegnet* Kleist, Schroffenstein 2222; noch weitere Beispiele bei Sanders I, 555[c]. Reis, Beitr. zur Synt. der mainzer Mundart giebt an *ich hab em begegnet.* Oefters ist nicht auszumachen, ob Acc. oder Dat. gemeint ist, vgl. *die Gesellschaft hatte sich eben wieder begegnet* Goethe (D. Wb.); *sie hatten einander auf der Bahn des Ruhms und am Throne begegnet* Schiller (ib.). Der Ursprung der Umschreibung mit *haben* kann aber nicht aus dem transitiven Gebrauche abgeleitet werden, da sie früher erscheint als dieser. Vielmehr wird die Umschreibung mit *haben* dem Uebergang vom Dat. zum Acc. den Weg gebahnt haben. Wenn es nicht gelingt, einen zureichenden Grund für ihr Eintreten in dieser Verwendung zu finden, so ist sie vollkommen gerechtfertigt, wo *begegnen* = „feindlich entgegentreten ist“, vgl. *hätte . . das Schwert ergriffen und dem . . Feinde so begegnet, wie es Pflicht und Gewissen verlangten* Heine, Salon (Sanders); so auch in dem daraus abgeleiteten Sinne „Vorkehrungen wogegen treffen“, vgl. *einem dritten Fall hatte Lykurgus nicht begegnet* Schiller 9, 146, 3. Ebenso ist *haben* begreiflich, wo *einem begegnen* = „einen so und so behandeln ist“ (s. oben *verfahren*), vgl. *niemand hat mir das geringste böses gethan oder mir mit Widerwillen begegnet* Pers. Baumgarten 4, 27; *die ihm unfreundlich begegnet haben* Rabener (Sanders); *welcher . . der Laura sehr verächtlich begegnet hatte* Lessing 3, 331, 5; *hat man jemals einem Frauenzimmer . . so begegnet?* ib. I, 351, 16; *dass ich ihr noch freundlich begegnet hätte* Goethe an Zelter 3, 162; *denen Rom im Glück herrisch begegnet hatte* JvMüller (Sanders); *dem hat nie das Leben freundlich begegnet* Körner (Hempel) 76. Auch in diesem Sinne kommt es übrigens mit dem Acc. vor, vgl. *welche ihn mit so vieler Grausamkeit begegneten* Lessing (Sanders); und auch hier sind zweifelhafte Fälle möglich, vgl. *er hatte Philinen mit entschiedener Verachtung begegnet* Goethe (Sanders). Doch kommt auch bei diesem Sinne *sein* vor,

vgl. *Heinrich war ihnen auf dem italienischen Feldzug sehr gebieterisch begegnet* Schiller (D. Wb.).

tagen in der Bedeutung „Tag werden" gehört zu den Verben, die normaler Weise perfektiv sind. Wir sollten daher *sein* statt *haben* erwarten. Dazu stimmt auch der Gebrauch im Mhd., vgl. *dô ez vil kûme was getaget* A. Heinrich 904 und mit bestimmtem Subj. *dô in der næhste morgen fruo was getaget in daz lant* Biterolf 1015. Ebenso bei den Zusammensetzungen: *dô ez was ertaget* Iwein 5867; *als ez vruo was ertaget* Lanzelet 7171; *an mir ist der prîs betaget* Barlaam 217, 24; *an den vil sælden was betaget* ib. 59, 38; *daz in der hôhen sælekeit betaget hiute sî mîn leben* Konrad, Alexius 325. Noch weitere Beispiele bei Lexer und in dem Glossar zu Heinrich von Neustadt, welches allein fünf Belege bietet. Aus dem Nhd. dagegen ist mir von *tagen* nur Umschreibung mit *haben* bekannt. Zur Erklärung könnte man daran denken, dass das Verbum doch auch imperfektiv gebraucht werden kann = „es ist im Begriff Tag zu werden". Wahrscheinlich aber ist die Analogie der anderen Impersonalia, die Naturerscheinungen bezeichnen, massgebend gewesen. Kaum kommt eine Angleichung an *tagen* = „Beratung halten" in Betracht.

münden, erst am Ende des 18. Jahrh. üblich geworden, sollte als Perfektivum *sein* erfordern. Sanders giebt *haben* an; doch führt das D. Wb. aus Rückert an: *die Flüsse alle sind ins Meer gemündet.*

Durch Bedeutungsverschiebung ist *gelangen* perfektiv geworden. *langen* und *gelangen* sind erst allmälich in ihrer Bedeutung differenziert. Im Part. fallen sie zusammen. In den älteren Bedeutungen „sich erstrecken bis zu einem Punkte" und „die Hand wonach ausstrecken" wird das Perf. mit *haben* gebildet gerade wie von *reichen.* Dagegen in dem Sinne, der jetzt an *gelangen* haftet, wo es also die Erreichung eines Zieles ausdrückt, hat es als Perfektivum *sein* angenommen wie *kommen.* Desgleichen *anlangen* wie *ankommen.* Der Uebergang ist aber allmählich erfolgt. Im 16. Jahrh. finden wir noch *haben,* vgl. *als hetten wir nicht gelanget bis an euch* 2 Kor. 10, 14; *was sie selbs gesehen hatten vnd was an sie gelanget hatte* Esther 9, 26; *so an einem rate gelangt hat — als an einen erbern rat gelangt hat — es hat an die rethe gelanget* Nürnberger Polizeiordnungen (D. Wb.); *darnach hat es auch an die Teutschen gelanget — wie sie dann an uns gelangt haben* Paracelsus (ib.).

Eine nur scheinbare Ausnahme von der Regel, dass die Imperfektiva das Perf. mit *haben* bilden, zeigt sich bei *rasten* im Mhd. Wo *gerastet* neben *sîn* steht, ist es = „durch Rasten erholt, wieder zu Kräften gekommen", ist also adjektivische Resultatsbezeichnung, vgl. *wære gerastet im sîn hant* Klage 1597; *daz ouch gerastet wârn ir phert* Livl. Reimchron. 5239; *daz dir wol wære gerastet daz gevidere dîn* Oswald 1924. Daher auch Parallelsetzung mit einem reinen Adj.: *sô müed noch ungeraster bin ich nie gewesen* Hätzlerin II, 42, 92; Verbindung mit *werden: dô ich sus wart gerastet in gotes namen* Väterbuch (Lexer); attributive Verbindung: *so vare wir gerastet an daz mere* Diemer 49, 17 und sonst. Zur Bildung eines Perf. wird auch im Mhd. *haben* verwendet, vgl. *nu hete der kristen her gerastet* Lohengrin 6088. Ebenso ist adjektivisches *geruowet* = „ausgeruht" im Mhd. häufig.

hangen, das in der Schriftsprache das Prät. mit *haben* bildet, hat im Oberdeutschen *sein.* Sanders zitiert dafür (I, 688[c]) Stellen aus Haller und Auerbach. Vgl. ferner *so war ich nie an dir gehangen* Hölderlin 2, 67; *ich bin dem wollust angehangen* H. Sachs (Kehrein); *alle die seinem vatter angehangen waren* Dietenbergers Bibel 1. Makk. 3, 2. Zur Erklärung liesse sich vielleicht geltend machen, dass *hangen* doch zuweilen perfektiv = „sich anhängen"

erscheint, vgl. *ein steifes Anhangen ans Religionssystem* Stilling 4, 32. Hierher wird auch gezogen werden müssen: *Höhere Geister sehen die zarten Spinneweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen, und vielleicht an die entlegensten Gränzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen* Schiller 3, 6, 3; denn man kann hier *anhängen* wohl nicht gut passivisch fassen. Anderseits und vielleicht zuerst könnte die passivische Verwendung von *gehangen* eingewirkt haben. Vgl. z. B. eine Stelle wie *fest waren wir* (die Locke und ich) *an sie gehangen* Goethe 1, 47, 1, wo es ohne Veränderung des Sinnes auch heissen könnte *hängten wir uns an sie* oder *hingen wir an ihr.* Für *nachhängen* giebt Adelung an: „*haben*, bey vielen auch *seyn*". Das Wort ist von Hause aus keine Zusammensetzung von *hangen*, sondern gehört zu mhd. *hengen*, ist aber jetzt an intransitives *hangen* angelehnt.

Wie von *hangen* wird im Oberd. von intransitivem *stecken* das Perf. mit *sein* gebildet, vgl. *es könne keiner den andern . . richten, er sei denn in ihm gestocken* Zinkgräf (Sanders); *ich bin diese drei Wochen über immer zu Hause gesteckt* Wieland (ib.); selbst aus Luther zitiert Sanders drei Stellen. Auch hier könnte Umdeutung aus passivem Gebrauch des von Hause aus transitiven *stecken* angenommen werden. Anderseits kommt in Betracht, dass im mhd. *gestecken* auch in dem Sinne von „stecken bleiben" gebraucht werden kann. Hierher gehört auch eine Stelle aus Grieshabers Predigten (I, 51), an der also die Umschreibung mit *sein* der ursprünglichen Regel entspricht: *ich bin gestechet in dem tiefem laime. herre da suͦche mich uñ lose mich dar ûz.* Ebenso wird *bestecken* = „stecken bleiben" gebraucht; dazu Umschreibung mit *sein: daz wazzer begunde dicken von des nebels kraft alsô vaste, daz wol ein schaft dar inne bestecket wære* Wigalois 177, 9; *sîn ros was als ein bechstein erstarret und bestecket* ib. 174, 12; *ez was în gesunken . . unde was dar inne bestact* Krone 14447; *einem wolve ein bein bestecket was in sîner keln* Renner 1978; *ob ein wagen in dem feld wer umb gefallen oder besteckt* Städtechroniken 2, 258, 34; *als wer er in der flucht mit dem gaul besteckt* Seb. Frank, Chron. 241[a].

Es ist aber kaum noch nötig, für die Verwendung von *sein* im Oberd. bei Verben, die einen schon bestehenden Zustand ausdrücken, in jedem einzelnen Falle eine besondere Ursache zu suchen. Es scheint allmählich eine durchgreifende Umbildung des Sprachgefühls erfolgt zu sein. So giebt Binz, Zur Syntax der baselstädtischen Mundart, S. 70 geradezu an, dass die Verba, welche die Ruhe an einem Orte ausdrücken, das Perf. mit Hilfe von *si* bilden. Nach ihm sagt man in Basel sogar *i bi im Heu gschlofe, si sind im klai Basel gewohnt,* während ohne eine solche Ortsbestimmung bei *schlafen* und *wohnen haben* angewendet wird.

Die grösste Schwierigkeit macht *sein.* Die Grammatiker und Lexikographen wundern sich meistens, dass bei diesem Verb. neben der in unserer Schriftsprache geltenden Umschreibung mit *sein* auch die mit *haben* vorkommt. Uns muss vielmehr umgekehrt die Umschreibung mit *sein* befremden. Dieselbe ist auch anfänglich nur hochdeutsch. Im Altn., Ags., Afries. herrscht *haben*, s. Grimm S. 189. Ebenso im Mnd. und Mnl., s. ib. S. 188 und Nachtrag S. 1261. Allerdings bleibt *sein* dem Mnd. nicht ganz fremd und hat in den heutigen niederd. Mundarten ziemliche Ausbreitung erlangt; aber daneben behauptet sich immer noch *haben,* s. D. Wb. 10, 317. Aehnlich verhält es sich in den neuniederländischen Mundarten. Auch in einen grossen Teil des mitteldeutschen Sprachgebietes greift ursprünglich *haben* hinüber, vgl. ausser Grimm Weinhold, Mhd. Gr.², 385. Mhd. Wb. III, 765[b] 44. Lexer III, 799. Es erscheint nicht bloss bei hochdeutsch schreibenden Niederdeutschen wie

Eilhard und Brun v. Schonebeck, sondern auch im Rother, bei Wernher vom Niederrhein, im Karlmeinet, in der Vorbewisinge (ndrheinisch), in der Seele Trost, der Erlösung, im Passional, ja sogar in Denkmälern, deren Verfasser in der Nähe des oberdeutschen Gebietes zu Hause waren, in dem ostfränkischen Ernst D. und in dem von mir herausgegebenen Gedichte Tristan als Mönch, welches wahrscheinlich in Südfranken an der Grenze des Alemannischen entstanden ist, vgl. 538 *und hete ouch lobelîche dâ vor gewesen* und 810 *ich hân durch iuwer minne . . manigen tac gewesen bereit.* Im Flore 6322, wo der Herausgeber mit H. schreibt *dô wolte Clârîs sîn gewesen*, bietet B. *hân gewesen.* Auch Luther ist *haben* nicht ganz fremd geblieben, vgl. *darumb hett nie kein heylge szo küne gewest* Weim. Ausg. I, 220, 9.

Als selbstverständlich ist bei unseren Erörterungen immer vorausgesetzt, dass, wenn Intransitiva transitiv werden, das Perf. nicht mehr mit *sein*, sondern mit *haben* gebildet wird. Doch hat nicht jeder Acc. diese Folge. Das Mass des Raumes und der Zeit neben Verben der Bewegung wird vom Sprachgefühl nicht als Obj. gefasst. Man sagt daher: *er ist drei Meilen, drei Stunden gegangen.* Auch die Angabe des Terrains, über das sich eine Bewegung erstreckt, hat keinen Einfluss. Es heisst: *ich bin den Weg gegangen*; schon bei Luther *jr seid den weg vorhin nicht gegangen* Jos. 8, 4; ferner *er ist die neue Strasse geritten, gefahren.*

Eine Ausnahme scheint das landschaftlich weit verbreitete *ich bins vergessen.* Aber *vergessen* regiert ursprünglich den Genitiv. Das Perf. wird allerdings im Mhd. wie jetzt in der Schriftsprache mit *haben* gebildet, aber daneben besteht ein adjektivisches *vergezzen* in aktivem Sinne (vgl. *sündic lîp vergezzen* Walther), was gar nichts Auffälliges ist, da das Verbum keinen Objektsacc. regiert. Das adjektivische *vergessen* dauert auch im Nhd. fort, gegenwärtig noch in Zusammensetzungen wie *ehrv.*, *pflichtv.*, *gottv.* Daran schliesst sich *ich bins vergessen* an, worin *es* zu fassen ist wie *ich bins zufrieden.* Ebenso darf das im Mhd. häufige *enbizzen sîn* = „gefrühstückt haben" nicht auffallen, da *enbîzen* den Gen. regiert.[1]) Desgleichen das adjektivische *genozzen* = „ohne Schaden erlitten zu haben", was sich an *geniezen eines dinges* „Vorteil wovon haben" anschliesst.[2])

Den Verben, die in Folge von Zusammensetzung transitiv werden, gebührt *haben.* Doch tritt bei einem Teile derselben, und zwar solchen, die eine Fortbewegung bezeichnen, nicht selten das dem einfachen Worte zukommende *sein* auf.

Unter den festen Zusammensetzungen gehören hierher die mit *durch* und *um.* Beispiele für *durch: er ist durchfaren weite land* Soltau, Hist. Volksl. 2, 59, 21 (D. Wb.); *dass wir den ganzen . . Chersones der Länge nach durchfahren waren* Kohl (Sanders); *wie unsere Erdkugel grosse Umwälzungen durchgangen ist* W. v. Humboldt (Sanders); *wie wol er doch durchlaufen ist viel land* Murner (D. Wb.); *durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn* Klopstock, Oden II, 1, 2 und 3, 55; *die Betrachtung, dass die Eigenschaften, Kühnheit und Glück, den alten Schriftstellern häufig beigelegt werden, wäre ich durchlaufen, und*

---

[1]) Daneben seltener *enbizzen hân,* vgl. *dô si enbizzen hâten* Amis 1235; *si heten enbizzen* Heinrichs Tristan 5945.

[2]) Das Perf. dazu aber wird immer mit *haben* umschrieben, vgl. z. B. *ouch het er maneger tugende genozzen* Wolfram, Tit. 14, 2.

nochmals durchlaufen Herder IV, 244; *den Pfad, den wir so schnell durchlaufen sind* Forster (Sanders); *sind wir nun die ganze Reihe durchlaufen* A. v. Humboldt (Sanders); *da weite Gefild er durchwallt ist* Voss, Il. 5, 597; *ich sei nun den Apennin durchwandelt* Seume (Hempel) 2, 105; *der so die Welt durchwandert ist* Tieck, Don Quix.[5] 2, III; *wie mühsam bist du die Irrgänge einer falschen Weisheit durchwandert* Engel (Sanders); *ich muss durchwandert sein ganz andern Raum* Rückert (Kehrein, vgl. noch Sanders II 1479[c] u.); *er ist die ganze Welt durchstrichen und durchwandelt* Maaler 95[b]; *mancher Länder, die er durchstrichen war* Heinse, Ard. 1, 237; *die Felder alten Ruhms bin ich durchschlichen, Skamanders Feld, die Höhn auf Gargara, die sel'gen Inseln hab' ich bang durchstrichen* L. Schefer, Abschied von Griechenland; *ich bin das Land der Politik in meinem Leben so wenig durchreist* Mendelssohn (Sanders); *genug bin ich die Welt durchreist* Matthisson (ib.); *Frankreich, das er . . durchreist war* Forster (ib.); *ich bin schon das Erzgebirge durchreiset* Tieck (ib.); *von dort aus bin ich Frankreich in zwei Richtungen durchreiset* H. Kleist an Henriette 29. Juli 1804; *do sie die gantze Insel durchzogen waren* Dietenbergers Bibel, Ap. 13, 6; *ist viel Länder und Völker durchzogen* Schaidenreisser (Sanders); *dass Kaiser Ferdinand viele Provinzen . . mit den Waffen durchzogen war* Woltmann (ib.); *ohne die niedern Stufen des Schuldienstes durchkrochen zu sein* Garve (ib.); *da ich den Waterloo recht durchkrochen bin* Merck (ib.); *er ist Frankreich durchflogen* ib. (ib.); *er ist diese Länder nicht durchflogen* Fichte (ib.).

Beispiele für *um: ich bin die Stadt umfahren und umgangen* Goethe, Briefe 12, 213, 16; *nachdem wir den kleinen See umgangen waren* K. Müller (Sanders); *endlich bin ich einen guten Teil der Stadt umwandelt* Zelter (ib.); *dreimal bin ich zwar die grosse Troja umlaufen* Bürger (ib.); *die Welt bin ich umreist* A. W. Schlegel, Werke (1846) 2, 336; *wenn ich die ganze Welt umschifft wäre* Lessing 3, 296, 13. Beides, *um* und *durch* nebeneinander: *ich bin vm̄gangen die erd vn̄ bin sie durchgangen* vierte Bibel, Job 2, 2 gegen *ich hab vmgangen die erd vn̄ hab sie durchgangen* Job 1, 7.

Auch bei *übergehen* findet sich *sein*, vgl. *er mag die übrigen um so viel eher übergangen seyn* Lessing 6, 417, 15 gegen *ich habe keinen einzigen übergangen* ib. 27; *Lowth wäre sie* (die Untersuchung) *gern übergangen* Mendelssohn (Sanders).

Ein vereinzeltes sonstiges Beispiel findet sich bei J. R. Fischer in Bayerns Mundarten I, 190[b] 8: *sonder jeder sein Freund mit List mit Geitzen hindergangen ist.*

Von unfesten Zusammensetzungen kommen zunächst wieder die mit *durch* in Betracht, bei denen ein starkes Schwanken besteht, vgl. *wir sind die Jahrbücher . . genau durchgegangen* Klopstock (D. Wb.); *den Schulen, die du zu Smyrna durchgegangen bist* Wieland (ib., dagegen an anderer Stelle *worin ich alle Stufen durchgegangen habe*); *wenn ich einen Tempel nach dem andern durchgegangen wäre* Lessing 10, 352, 17; *ein Mann, der länger gelebt, ist verschiedene Epochen durchgegangen* Goethe (Sanders, an andern Stellen hat Goe. *haben*, z. B. Briefe 13, 256, 27. 16, 104, 3. 21, 200, 5); *jener Philosoph, der bekanntlich sehr verschiedne Stufen der Bildung durchgegangen war* Fichte (Sanders); *die schon viele Wandlungen durchgegangen sind* Tieck (ib.); *er ist die Zimmer alle durchgegangen* Sanders; *er ist* (*hat*) *die Arbeit mit seinem Schüler genau durchgegangen* ib.; *sie waren das kleinere Leben . . durchgewandelt* Klopstock, Mess. 9, 335; *dass das Naturrecht nicht nur alle möglichen Triebe der menschlichen Natur, die ganze Psychologie, sondern auch alle erdenkliche Formeln nach und nach durchgewandert ist* Schelling (Wackernagels Leseb. III[b] 1096, 23):

der Körper, der die Linie durchgelaufen ist Kant (D. Wb.); *nachdem der Gelehrte den Kreis der Wissenschaften durchgelaufen ist* ib.; *ich bin bereits die ganze Stadt nach Ihnen durchgerannt* Lessing (Sanders); *sonder Straucheln . . bist du durchgerannt die langen Schranken* Kosegarten (ib.); *zweimal . . war die Sonne durchgereiset ihre Bahn* Logau (ib.); *wenn ich meine Spanne Raum durchgekrochen bin* Göckingk (ib.); *eine Reihe willigen Schwestern, die alle der flatterhafte Horaz durchgeschwärmt ist* Lessing 5, 285, 7; *mein Sehnen ist die Himmel durchgedrungen* A. W. Schlegel, Ged. (1800), 166. Adelung bemerkt: „*wie oft hab ich nach dir die Fluren durchgestrichen* Gellert, wo *bin* stehen sollte".

Ferner finden sich Beispiele bei *an: ouwê nu minne und ouwê man! wie sît ir mich gevallen an mit alsô maneger arbeit* Tristan 1396; *den sind sie angefallen* Sender, Augsb. Chron. 358; in anderem Sinne: *die stete und diu kastel diu in wâren an gevallen von sînen vordern allen* Tristan 5213. Aus jüngerer Zeit kommt in Betracht *angehen*, vgl. *mich ist nichts angegangen*, nach Adelung Ausdruck der Jäger, wenn ihnen kein Wild in den Schuss gekommen ist; *dass ich bereits den Pellegrin angegangen bin* (um Geld) Chamisso (Sanders); *was ist er euch angegangen?* J. Gotthelf (ib.). *anwandeln: eine Grille, die ihn angewandelt sein mochte* Goethe (Sanders); steht der Acc. statt des Dat., so ist natürlich *sein* berechtigt, vgl. *was ist dir angewandelt?* Tieck.

Von Zusammensetzungen mit *ein* kommen *eingehen* und *einschlagen* (s. oben unter *schlagen*) in Betracht, bei denen ein starkes Schwanken besteht. Vgl. *das ich diesen frieden also ingangen bin* Aimon (D. Wb.); *alle fürsten vnd alles volck, die solchen bund eingangen waren* Jeremias 34, 10; *dass sie eine schwere Verpflichtung eingegangen waren* F. Lewald (Sanders); dagegen *weil der französische und deutsche Geist . . niemals einen wunderbareren Wettstreit eingegangen haben* Goethe, Briefe 20, 228, 11; dazu die passivische Verwendung des Part.: *eingegangene Verpflichtungen.* Sanders bemerkt: „Für 2 (d. h. mit Acc.) gilt meist *sein,* doch scheint *haben* korrekter". Ferner: *ob ich nicht viel lieber einen ganz anderen Weg eingeschlagen wäre* Lessing 9, 268, 11; *das ich auf eine sonderbare Art verfahren, und nicht sofort den gewöhnlichsten Weg eingeschlagen bin* Möser 6, VII; *diesen Weg bin ich eingeschlagen* Kant 2, 6; *alle Wege, die man bisher eingeschlagen ist* ib. 3, 302; Adelung: *wir haben* (vielleicht besser *sind) diesen Weg eingeschlagen.*

Unter den Zusammensetzungen mit *aus* = „zu Ende" vermag ich die Umschreibung mit *sein* nachzuweisen bei *auslaufen: wie ich alle land was uszgeliffen in Tütschland* Th. Plater (D. Wb.); *darumb bin ich all Land auszgloffen* J. R. Fischer, Bayerns Munda. I, 164ᵇ 29.

Im 18. Jahrh. werden die Zusammensetzungen mit *vorbei* und *vorüber* häufig mit dem Acc. konstruiert. In Folge davon scheint das Gefühl für die Perfektumschreibung in Schwanken geraten. Mir stehen allerdings nur ein paar Beispiele zur Verfügung: *kein Geschöpf bist du vorbeigegangen* Herder, Ideen; *dass er die gewöhnlichen . . Verwirrungen gerade vorübergegangen war* ib. (Sanders); — *weil man das Wahre, das Wesentliche, das Beglückende vorübergegangen hat* Törring, Agnes Bernauerin I, 2.

Verzeichnis der besprochenen Verba.

Grundfragen

der melischen Metrik der Griechen.

Von

W. Christ.



Von verschiedenen Seiten schon bin ich angegangen worden, meine Metrik der Griechen und Römer, die im Jahre 1874 in erster und 1879 in zweiter Auflage erschienen ist, neu zu bearbeiten und den zwei Auflagen eine verbesserte dritte hinzuzufügen. Ich kann mich dazu nicht entschliessen, hauptsächlich weil mir dem Siebziger diese Arbeit zu beschwerlich ist. Ich könnte mich nicht mit einer blossen Revision begnügen, ich müsste einige Teile neu hinzufügen und müsste eine ausgedehnte Litteratur, die in neuerer Zeit namentlich in Bezug auf statistische Festsetzungen und den speciellen Gebrauch einzelner Dichter stark in die Halme geschossen ist, berücksichtigen. Ich kann mir zwar aus der statistischen Vielgeschäftigkeit unserer Tage keine sehr grosse Ausbeute für die Erkenntnis der metrischen Gesetze und ihrer geschichtlichen Entwicklung versprechen. Die Zahl allein ist noch kein wissenschaftlicher Gradmesser und kann geradezu täuschen, wenn man aus kleinen, leicht vom Zufall herrührenden Zahlenunterschieden weitgreifende Schlüsse auf bewusste Ziele der Dichter ableitet. Auch glaube ich nicht, dass man die Geheimnisse der Kunst besser den inschriftlichen Knittelversen der Handwerker als der geschulten Praxis der grossen Dichter ablauschen kann. Aber gleichwohl müssten bei einer Neuauflage meiner Metrik alle die einschlägigen Schriften benützt und nachgeprüft werden, und dazu fehlt mir in meinen Jahren die Zeit und Neigung. Auf der anderen Seite aber habe ich keineswegs in den letzten zwanzig Jahren diese Disciplin, der ich ehedem meine Hauptkraft widmete, völlig ausser Acht gelassen. Umgekehrt habe ich, angeregt durch freundliche Zusendungen von Fachgenossen, die neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der Metrik aufmerksam verfolgt, manches neu hinzugelernt, noch öfter mich in meiner früheren Auffassung bestärkt gefunden. Wenn ich jetzt zwar nicht mit einer neuen Bearbeitung meiner Metrik, aber doch mit einer Besprechung der Hauptfragen der metrischen Theorie der griechischen Melik hervortrete, so bewegt mich dazu zumeist die wachsende Verwirrung, die in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Metrik eingerissen ist.

Von wenig Einfluss auf meinen Entschluss waren die Angriffe, die gegen mich persönlich erhoben wurden. Wenn der inzwischen verstorbene Professor Aug. Rossbach in der Vorrede zur dritten Auflage (1889) seiner Griechischen Metrik p. LV mich einen Eklektiker nennt, der Westphals grosse Errungenschaften mit sehr wenigen und unbedeutenden eigenen Beobachtungen, aber mit um so mehr Polemik in kleinen und kleinlichen Dingen zu einem Handbuch verarbeitet habe, so kann ich auf das bewundernde Lob hinweisen, das ich den Entdeckungen des genialen Mannes stets gezollt habe. Es ist mir nie eingefallen den grossen Verdiensten Westphals meine kleinen Nachlesen zur Seite zu stellen, aber das Recht zur Kritik lasse ich mir nicht nehmen und in der Kritik kommt man bekanntlich durch

Eingehen aufs Einzelne weiter als durch allgemeines Räsonnement. Wenn aber unlängst ein anderer Breslauer Professor, Norden, in der Recension von Schroeders Pindarausgabe (Deutsche Lit.-Zeit. 1901 N. 6) mit einem mitleidigen Seitenblick von der Unzulänglichkeit meiner metrischen Theorie spricht, so möge er statt in dickleibigen Büchern über den Stil der antiken Kunstprosa von Gorgias bis Balzac erst auf dem alten Wege philologischer Einzelforschung die Berechtigung zu seinen hochfahrenden Urteilen darthun. Aber, wie gesagt, persönliche Angriffe haben mich nicht bestimmt nochmals die Feder zur Begründung metrischer Kardinalfragen zu ergreifen: ich nehme mir das Recht zur Kritik, kann aber auch kritische Urteile anderer über meine Arbeiten ertragen. Aber etwas anderes ist es, wenn eine neue Theorie sich aufthut und mit dem Reiz der Neuheit die alte Lehre umzustossen sich herausnimmt; da heisst es entweder den Plan räumen oder tapfer sich zur Wehr setzen.

Was die neue Theorie wolle und wie sie entstanden und gewachsen, das hat ein guter Kenner der griechischen Metrik und Lyrik, der vor anderen Metrikern den Vorzug praktischer Kenntnis der modernen Musik voraus hat, Hugo Jurenka in dem Aufsatz, die neuen Theorien der griechischen Metrik, in Zeitschr. für die österr. Gymnasien 1901 dargethan. Systematisch durchgeführt ist die neue Theorie von dem französischen Gelehrten P. Masquerai in dem Buche Traité de métrique grecque (Paris 1901), das unter der Aegide von H. Weil erschienen ist. Wie das metrische Schema einer Ode Pindars nach der neuen Lehre aussieht, kann man am besten aus der neuesten Pindarausgabe O. Schroeders (Lips. 1900) erfahren, der schon zuvor der Philologenversammlung in Bremen (Verh. d. 45. Vers. deutscher Philol. 1899) die Grundzüge seiner Auffassung der daktylo-epitritischen Verse vorgetragen hatte.

Nicht viel will in der neuen Lehre die Aenderung gebräuchlicher Namen bedeuten, so viel Aufhebens man auch damit macht. So wird das Wort logaödisch bemängelt und auf die Verse beschränkt, in denen mehrere Daktylen mit Trochäen verbunden sind. Aber das Wort ist ganz richtig gebildet und wird auch passend, wenn etymologisch richtig aufgefasst, von gemischten oder aus Daktylen und Trochäen bestehenden Versen im Allgemeinen gebraucht: *λογαοιδός* steht im Gegensatz zu *αὐλῳδός* und *κιθαρῳδός* und bedeutet einen, der die Melodieweise nicht mit den Tönen der Flöte oder Kithara, sondern mit der Stimme vorträgt; logaödisch werden daher auch ganz passend diejenigen Verse genannt, denen eine Melodie, und zwar keine einförmige sondern eine kunstvollere zugrunde liegt, die also nicht zum Herdeklamieren (*καταλογή*), sondern zum Singen bestimmt sind; eine Melodie, die diesen Namen verdient, lässt sich aber ungleich besser gemischten Versen anpassen als solchen, die aus lauter gleichen Füssen bestehen. Ob blos ein Daktylus oder mehrere in einem gemischten Metrum vorkommen, ist für die Sache ganz gleichgültig. Wenig auch verschlägt es, ob die alten Grammatiker den Sinn des Wortes richtig erfasst und dasselbe immer richtig angewendet haben: wir wollen doch nicht in Ewigkeit der Krücke der Alten und gar der alten Grammatiker bedürfen. Grossen Anstoss erregte auch bei den Neuesten der Name Daktylo-Epitriten, so dass Gleditsch in der neuesten (3. Aufl. 1901) Bearbeitung seines Handbuches der Metrik der Griechen und Römer immer nur von sogenannten Daktylo-Epitriten redet. Das Wort ist allerdings eine Neubildung und zu seinem Lobe lässt sich nicht viel sagen, aber doch dieses, dass es gleich in dem Hörer die richtige Vorstellung der Elemente weckt, aus denen der Vers besteht. Aber wer das Wort, weil es nicht bei den Alten vorkommt, perhorresciert, nun der möge ein anderes Wort wie enhoplisch oder chorionisch gebrauchen,

aber er glaube nicht viel mit dieser Namensänderung erreicht oder gar damit einer neuen Theorie die Bahn gebrochen zu haben. Mehr Verwirrung droht die Aenderung des Namens Synkope anzurichten. Man verstand bisher unter synkopierten Versen solche, in denen eine oder mehrere Thesen unterdrückt sind; nun versteht Jurenka unter Synkope die Rückung, in Folge deren ein Iambus für einen Trochäus oder ein Diiambus für einen Choriambus und umgekehrt eintritt. Wenn nur nicht mit dieser Veränderung eine ähnliche Verwirrung wie mit der Rückkehr zur alten Bedeutung von Arsis und Thesis eintritt! Mit solchem Rütteln an Kleinigkeiten und Namen wird wahrlich die Ehre unserer Wissenschaft bei Fernerstehenden nicht gefördert.

Auch durch die hohen Namen, mit denen sich die neue Theorie schmückt, lasse man sich nicht täuschen. Den Namen Studemund, der in der griechischen Metrik seine meiste Zeit mit der Bearbeitung wertloser Kompilationen des byzantinischen Mittelalters vergeudete, kann man füglich hier ganz beiseite lassen.[1]) Wilamowitz hat zwar in der schneidigen Abhandlung de versu Phalaeceo in Mélanges Weil (1898) die ionische Messung des phaläkischen Hendekasyllabus aufgestellt:

— ⏒́ — | ⏑ ⏑ — ⏑ | — ⏑ — — |

aber dabei wohlweislich die korrekte Ueberlieferung der griechischen Verse mit beginnendem Trochäus bezweifelt und den römischen Dichter Catull, von dem wir doch allein zusammenhängende Gedichte in Hendekasyllaben haben, aus der Betrachtung ausgeschlossen; begreiflich, da er uns doch nicht in dem Verse

arida modo pumice expolitum

die Betonung arída zumuten wollte. Ueberdies ersehe ich mit Genugthuung aus seinem neuesten Werk, Griechisches Lesebuch, dass er doch in der Analyse der Daktylo-Epitriten sich nicht in dem Fahrwasser von Blass und Schroeder bewegt. Blass hat allerdings nicht blos schon früher (Jahrb. f. cl. Phil. 1886 p. 455) mit jener feinen Gelehrsamkeit, die wir alle an ihm schätzen, gegen den Namen Daktylo-Epitriten polemisiert, sondern neuerdings auch in dem Kap. III der Praefatio seiner Bacchylidesausgabe die mangelnde Responsion in Strophen bacchylideischer Gedichte aus der Zerlegung der daktylischen Tripodie in einen Choriambus und Ionikus — ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — — | zu erklären gesucht. Aber jene auffällige Erscheinung und die ähnlichen Fälle bei Pindar, die Schroeder in der Appendix seiner Pindarausgabe zusammengestellt hat, lassen sich auch, insofern sie überhaupt aufrecht zu erhalten und nicht durch leichte Aenderungen zu entfernen sind, auf dem alten nur erweiterten Wege der durch die Analogien unserer Melodien hinlänglich geschützten Anaklasis erklären, nötigen nicht zu der wunderbaren neuen Theorie. Da indes die neue Lehre immer mehr anzieht und Jurenka ganz, Gleditsch zum grössten Teil in das Lager der Reformer übergetreten sind, so habe ich es für geboten gehalten die alte Böckh-Westphalische Lehre, zu der ich nach wiederholter ruhiger Ueberlegung unentwegt stehe, tiefer und ausgreifender zu begründen und so der neuen Theorie, auch ohne in eine direkte Polemik einzutreten, das Wasser abzuschneiden.[2])

---

[1]) Deshalb nehme aber doch auch ich gerne Notiz von den Ansichten Studemunds über die Iktenstellen, die Luthmer De choriambo et ionico a minore (1884) aus den Vorlesungen Studemunds mitteilt.

[2]) Durch die Güte des Verfassers ist mir noch vor Thorschluss der Aufsatz von Fr. Leo zur neuesten

Mehr noch als das Aufkommen einer neuen Theorie hat mich zu einer nochmaligen Prüfung der Hauptsätze meiner Metrik der immer mehr um sich greifende Skepticismus in fast allen Fragen der melischen Metrik bewogen. Es ist richtig, dass die Westphalianer, um mit diesem Namen die Anhänger der drei- und mehrzeitigen Längentheorie zusammenzufassen, sich oft leicht durch Annahme metrischer Licenzen mit offenbaren Textkorruptelen abfanden und noch öfter ihrer Theorie zulieb Fehler der Ueberlieferung annahmen, wo weder Sinn noch Sprachform einen berechtigten Grund zur Anzweiflung bot. Selbst Gleditsch, dessen Buch über die Cantica der sophokleischen Gesänge (2. Aufl. 1883) mit Recht im In- und Ausland geschätzt ist, hat gar oft in Strophe und Antistrophe den überlieferten Text zu ändern und mit Interpolationen zu verunstalten gewagt, blos weil eine ungewöhnliche Tripodie sich zwischen Tetrapodien schob oder sonst eine ungewöhnliche metrische Form in den Weg trat. Man konnte sich daher nicht wundern, wenn die Philologen strengerer Observanz kopfscheu wurden und sich um die Konjekturen der Metriker wenig kümmerten. Aber so weit durften sie nicht gehen, dass sie aus Unwillen über schlechte Konjekturen der Metriker nun alles für unsicher hielten und auch in ganz sicheren Fällen über die Einsprache der Metriker und selbst über deren Versteilungen zur Tagesordnung d. i. zu den Fehlern der alten Kolometrie übergingen. Wir Metriker nehmen mit grösstem Dank die sichere Grundlage hin, die uns Wecklein für den Text der Tragiker durch sorgsame Vergleichung und Klassificierung der Handschriften geboten hat, aber wir vermissen mit Bedauern Mitteilungen über die Kolenabteilung der massgebenden Handschriften[1]) und dürfen in ähnlicher Weise wie einst Lachmann gegenüber den damaligen Herausgebern des Cicero uns darüber beklagen, dass er in den melischen Partien die Sätze und Vorschläge der Rhythmiker ignoriert hat; auch H. Schmidt hat hier oft das Richtige gefunden oder doch den richtigen Weg zur Verbesserung gezeigt.

Ein besonderer Skepticismus macht sich, und nicht blos unter den Herausgebern, bezüglich der Ikten breit. Es gibt jetzt Ausgaben, in deren metrischen Schematen gar keine Ikten mehr vorkommen, wie die Ausgaben des Pindar von Schroeder und des Bacchylides von Blass; es gibt solche, in denen die Schemata mit ihren bestimmten, klar ins Auge fallenden Länge- und Kürzezeichen durch allgemeine Umschreibungen in Worten ersetzt werden, wie die Ausgaben des euripideischen Herakles von Wilamowitz und der sophokleischen Elektra von Kaibel; es gibt andere, wie die der Anthologia lyrica von Hiller und Crusius, in denen jeder Fuss seinen Iktus hat, unter der Voraussetzung, dass es Doppelfüsse und Kola mit rhythmisch verteilten und unterschiedenen Ikten (Hauptiktus und Nebenikten) gar nicht gebe; ganz gewöhnlich endlich hört man sagen, dass nach dem Verlust der alten

---

Bewegung in der griechischen Metrik, in Neue Jahrb. f. d. cl. Alt. 1902 S. 157—168 zugekommen. Der gewiegte Kritiker ist natürlich zu umsichtig, als dass er sich der Einsicht in die Schwierigkeiten der neuen Lehre ganz verschlösse; aber auch er kommt derselben und namentlich den Aufstellungen von Wilamowitz sehr weit entgegen. Der Vers im metrischen Fragment von Oxyrhynchos

πτερὰ δ' ἄγνα παρ' Ἔρωτος Ἀφροδείτα

ist natürlich ionisch zu messen; aber ist er auch ein Phalaikcios? Dass der ägyptische Grammatiker ihn dafür ausgab, beweist noch nichts; Catull hätte sicherlich demselben nicht zugestimmt.

[1]) Ich beziehe mich bei meinen Angaben im Folgenden auf Aufzeichnungen, die mir seinerzeit mein lieber Schüler Dr. Zipperer, jetzt Rektor in Münnerstadt, über die Kolometrie der codd. Ven. 471 und 468 gemacht hat.

Melodien es überhaupt eitle Mühe sei die Ikten der lyrischen Partien bestimmen zu wollen. Ich verkenne nicht die Schwierigkeit der Sache, namentlich in Bezug auf die Hermannische Basis und die Unterscheidung der Choriamben und Ioniker. Aber so schlimm bis zur Verzweiflung steht es doch nicht; wir haben zwar die Melodien nicht mehr, aber wir haben das metrische Skelett, das für die Setzung der Ikten, besonders bei den Alten, die anfangs ausschliesslich und auch später noch in der Regel den Iktus an die Länge banden,[1]) von mindestens gleichem Einfluss war, und wenn wir nur ernstlich in der begonnenen Analyse auf Grund der natürlichen Gesetze und der überlieferten Anzeichen weiter schreiten, so werden wir auch für die logaödischen Versmasse, nicht blos die daktylo-epitritischen, die noch vermissten Normen finden. Stünde es wirklich so schlecht um unser Wissen von der Zerfällung der Verse in Kola und von der Verteilung starker und schwacher Ikten in den einzelnen Kolen, dann könnten wir gleich den Schlüssel aufs Grab legen und auf das rhythmische Lesen antiker Verse ganz verzichten. Aber ehe wir so weit in der Verzweiflung gehen, ziemt es sich doch nochmals alle Kräfte anzustrengen, um aus dem unsicheren Tasten herauszukommen und auch für die Stelle der Ikten feste Anhaltspunkte zu gewinnen.

Unter diesem Gesichtspunkt also möchte ich meine nachfolgenden Untersuchungen betrachtet sehen; sie verzichten nicht auf das Streben auch Neues zu bringen, aber sie wollen in erster Linie Sätze, die man schon früher aufgestellt und gelegentlich auch angewendet hat, auf ihre Durchführbarkeit prüfen. Denn auf diesen Punkt muss ich immer wieder zurückkommen, wenn auch Rossbach a. O. behauptet, dass dieses alles schon von Westphal, der seine Gedanken bis in die äussersten Konsequenzen mit mathematischer Folgerichtigkeit durchgedacht habe, geschehen sei. Es kommt nicht blos auf die Konsequenzen an: die Philologie ist eine historische Wissenschaft, und da fragt es sich, ob das in den erhaltenen Dichtungen vorliegende Material zu den von uns aufgestellten Sätzen stimmt und wie wir uns mit den Ausnahmen abfinden wollen, ob durch Emendation des überlieferten Textes oder durch Modifikation unserer Sätze. Zuerst also haben wir geprüft, ob und wie weit auch in den lyrischen Partien die dipodische Messung und die darauf basierte vierfüssige Anlage der Iambo-Trochäen und Logaöden durchführbar sei. Es ist dieses die allerwichtigste Frage, auf deren unbefangene und allseitige Prüfung wir nicht genug dringen können. Sodann haben wir untersucht, ob und wo eine beginnende Länge oder syll. anc. als Auftakt zu nehmen oder als Teil des ersten Taktes anzusehen sei. Diese schwer wiegende und schwer zu entscheidende Frage hat die bisherige Metrik so gut wie ganz zurseite liegen lassen, insoweit sie nicht den Knoten dadurch, dass sie im Widerspruch mit unserer Musik jede Annahme eines Auftaktes abwies, mit dem Schwerte zerhieb. Drittens beschäftigten wir uns mit dem Fortgang des Rhythmus über den Versschluss hinaus oder über die Vereinigung mehrerer Verse zu einem grösseren Ganzen. Auch hier war noch manches ganz neu in Angriff zu nehmen, aber trotz eifrigen Bemühens mussten wir uns doch gestehen, dass wir hier noch keine abschliessende Arbeit liefern konnten; über die Stelle und Grösse der Pausen innerhalb der Strophen und über das Verhältnis der Sinnschlüsse zu den metrischen Schlüssen haben wir wohl in dem Anhang manche Andeutungen gegeben, aber zu einer vollständigen

[1]) Vom Gegenteil geht Wilamowitz, comment. metr. I p. 8 f. aus. Aber warum hätten dann die griechischen Dichter im Gegensatz zu den modernen so mannigfache Versformen erfunden? Was Wilamowitz praeiudicata opinio nennt, trifft vielmehr auf seine eigene Meinung zu.

Behandlung fehlen noch die nötigen Vorarbeiten. Denn die 18 Beispiele des Anhangs sind natürlich nur Proben aus verschiedenen Versgattungen, die den Gegenstand nicht erschöpfen. Auch einen anderen Punkt haben wir nicht ausführlich behandelt, sondern nur gelegentlich gestreift, nämlich die Frage, in welchem Umfang alte beliebte Metra der älteren Melik in die geänderte Kompositionsweise des 5. Jahrh. mit herübergenommen wurden. Hier werden wir erst klar sehen, wenn jemand die grosse Aufgabe einer geschichtlichen Darlegung der metrischen Formen der Griechen gelöst haben wird. Wir haben dazu nur Lineamente gegeben.

Die vorliegenden Untersuchungen sind keine Eintagsarbeit; schon lange trage ich mich mit den behandelten Problemen, und schon seit Jahren schwebte mir die Arbeit vor, die allerdings erst nach und nach, oft nicht ohne Verwerfung früherer Versuche Gestalt und Ordnung gefunden hat. Da hörte und las ich im vergangenen Herbst, dass die Göttinger Gesellschaft der Wiss. eine ähnliche Preisaufgabe ausgeschrieben hat.[1]) Die Thatsache freute mich, da ich daraus entnahm, dass doch auch andere Philologen die neueste Lehre von Weil, Blass, Schroeder, Wilamowitz nicht so unbedingt anzunehmen geneigt sind. Anfangs gedachte ich geradezu diese meine Arbeit der hohen Gesellschaft als Lösungsversuch vorzulegen. Aber davon bin ich doch bald wieder abgekommen. Denn abgesehen davon, dass man als Siebziger nicht mehr so leicht unter die Konkurrenten geht, weicht doch auch die Preisaufgabe in der gestellten Fassung nicht wenig von den mir vorschwebenden Zielen ab. Ich hätte daher jedenfalls noch eine teilweise Umarbeitung und Ergänzung vornehmen müssen; ich hatte aber so viel schon an der Abhandlung herumgearbeitet, dass ich mit derselben endlich einmal zum Abschluss kommen wollte. Ich veröffentliche daher die Abhandlung auf einem anderen Wege, würde mich aber sehr freuen, wenn einer der Preisbewerber auch diese meine Arbeit in den Kreis seiner Untersuchung und Kritik ziehen würde.

---

[1]) Die Preisaufgabe lautet: Durch die Arbeiten der letzten Jahrzehnte, neuerdings vornehmlich aus Anlass der neugefundenen Papyrustexte ist die metrische Forschung in eine neue Bewegung geraten. Es scheint an der Zeit die Grundlage der lyrischen Metrik einer durchgehenden Prüfung zu unterziehen. Die Gesellschaft wünscht eine auf Beobachtung der ältesten Texte gegründete, auf die Erkenntnis des historischen Zusammenhangs gerichtete Untersuchung der wichtigsten im lesbischen und ionischen Liede, der chorischen Lyrik, den lyrischen Teilen des Dramas angewendeten Formen unter Berücksichtigung der hellenistischen und der älteren römischen Poesie.

I.

Dipodische Messung.

1. Ich beginne mit trivialen Sätzen, um mir den Weg zu Schwierigerem zu bahnen. Wir pflegen in der Regel — Wilamowitz nehme ich aus[1]) — von Tetrapodien, Pentapodien, Hexapodien der griechischen Lyrik zu sprechen; so pflegten die Alten nicht zu sagen; sie benannten die Kola und Verse der Melik entweder nach der Zahl der Silben, sprachen also von einem *Φαλαίκειον ἐνδεκασύλλαβον, Σαπφικὸν ἐννεασύλλαβον,* oder benannten die Kola der Melik geradeso wie die Verse des Dialoges nach Doppelfüssen, nannten also eine Tetrapodie *δίμετρον,* eine Hexapodie *τρίμετρον,* und setzten zu *δίμετρον* und *τρίμετρον* nur noch die Adjektive *ἀκατάληκτον, καταληκτον, βραχυκατάληκτον,* je nachdem alle 4 oder 6 Füsse vollständig waren oder von dem letzten Metron ein Teil, ein grösserer oder kleinerer, fehlte. Auf die Namen kommt nicht viel an; aber hinter den Namen versteckt sich hier ein grosser sachlicher Unterschied. Unseren Benennungen liegt die Messung nach Einzelfüssen (*κατὰ μονοποδίαν* oder schlechtweg *κατὰ πόδα*) zugrund; die antike Benennung hat die Zusammenfassung zweier Einzelfüsse zu einem Doppelfuss oder Schritt (*κατὰ διποδίαν ἢ βάσιν ἢ μέτρον*) zur Voraussetzung; in ihrem System hatten also, von den seit alter Zeit nach Einzelfüssen gemessenen Daktylen abgesehen, Kola aus 3 einfachen Füssen, zumal solchen, deren letzter unvollständig war, keinen Platz. Wir halten uns heutzutage nicht mehr absolut an die Theorie der alten Metriker gebunden, aber so viel Bedeutung muss doch auch noch für uns ihre Lehre haben, dass uns Bedenken aufstossen, wenn wir bei unserer metrischen Analyse auf katalektische Tripodien kommen oder in den Texten und metrischen Schematen derartigen Tripodien und Pentapodien begegnen. Es handelt sich also hier nicht wie in so manchen Quisquilien der Grammatiker um einen Wortstreit, sondern um eine Sache von weittragender, nicht blos die Metrik, sondern auch die Textkritik berührender Bedeutung.

2. Hatten nun die alten Metriker Recht, wenn sie die anapästischen, trochäischen, iambischen Reihen und ebenso die logaödischen, d. h. diejenigen, in denen den Trochäen ein irrationaler oder kyklischer Daktylus beigemischt ist, nach Dipodien massen? Eine einfache Antwort auf diese Frage gibt es nicht; wir müssen Zeiten und Dichter unterscheiden und die Stellen, in welchen dipodisch nicht messbare Kola vorkommen, kritisch prüfen. Wir müssen uns auch auf Fälle gefasst machen, wo ein ausnahmsloses, streng durchgeführtes Gesetz nicht vorliegt, aber gleichwohl eine so grosse Mehrheit für die dipodische Messung sich herausstellt, dass erst recht die Ausnahmen Verdacht erregen oder doch zu näherer Umgrenzung nötigen. Und so stellen wir denn zunächst fest, dass weitaus die meisten Strophen der scenischen Dichter ohne allen Anstand sich jenem Gesetz der dipodischen Messung fügen. Blos zur Veranschaulichung dessen geben wir einige Beispiele aus verschiedenen Dichtern und verschiedenen Versarten; der Kundige mag sie überschlagen.

---

[1]) Es freut mich in dieser Sache auf einer Seite mit dem ideenreichen Gelehrten zu stehen; ich gehe nur in einem Punkt über ihn hinaus, insofern ich im Einklang mit den alten Metrikern auch die Logaöden dem gleichen Gesetz unterstelle.

Aesch. Agam. 184—91 (= 176—83):

καὶ τόθ' ἡγεμὼν ὁ πρέσ-	–́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
βυς νεῶν 'Αχαικῶν,	–́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
μάντιν οὔτινα ψέγων,	–́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
ἐμπαίοις τύχαισι συμπνέων,	–́ — –́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
εὖτ' ἀπλοίᾳ κεναγγεῖ βαρύ-	–́ ⏑ — –́ ⏑ — –́ ⏑ —
νοντ' 'Αχαικὸς λεώς,	–́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
Χαλκίδος πέραν ἔχων	–́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
παλιρρόχθοις ἐν Αὐλίδος τόποις.	⏑ –́ — –́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —

Eur. Hel. 330—47:

ΕΛ.	φίλαι, λόγους ἐδεξάμαν·	⏑ –́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
	βᾶτε βᾶτε δ' εἰς δόμους,	–́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
	ἀγῶνας ἐντὸς οἴκων	⏑ –́ ⏑ — ⏑ –́ —
	ὡς πύθησθε τοὺς ἐμούς.	–́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
ΧΟ.	θέλουσαν οὐ μόλις καλεῖς.	⏑ –́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
ΕΛ.	ἰὼ μέλεος ἁμέρα.	⏑ –́ ⏑ ⏑⏑ –́ ⏑ —
	τίν' ἄρα τάλαινα, τίνα λόγον	⏑ ⏑́⏑ ⏑ — ⏑ ⏑́⏑ ⏑ —
	δακρυοέντ' ἀκούσομαι;	⏑́⏑ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
ΧΟ.	μὴ πρόμαντις ἀλγέων	–́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
	προλάμβαν', ὦ φίλα, γόους.	⏑ –́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
ΕΛ.	τί μοι πόσις μέλεος ἔτλα;	⏑ –́ ⏑ — ⏑ ⏑́⏑ ⏑ —
	πότερα δέρκεται φάος	⏑́⏑ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
	τέθριππά θ' ἁλίου κέλευθά τ' ἀστέρων,	⏑ –́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
	ἢ 'ν νέκυσι κατὰ χθονὸς	–́ ⏑ ⏑⏑ ⏑ –́ ⏑ —
	τὰν νύχιον ἔχει τύχαν;	–́ ⏑ ⏑⏑ ⏑ –́ ⏑ —
ΧΟ.	ἐς τὸ φέρτερον τίθει	–́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
	τὸ μέλλον, ὅ τι γενήσεται.	⏑ –́ ⏑ ⏑⏑ ⏑ –́ ⏑ —

Soph. Oed. Col. 1211—23 (= 1224—38):

ὅστις τοῦ πλέονος μέρους	–́ ⏓ —⏑ ⏑ –́ ⏑ —
χρῄζει, τοῦ μετρίου παρείς,	–́ ⏓ —⏑ ⏑ –́ ⏑ —
ζώειν, σκαιοσύναν φυλάσ-	–́ ⏓ —⏑ ⏑ –́ ⏑ —
σων ἐν ἐμοὶ κατάδηλος ἔσται.	–́⏑ ⏑ —⏑ ⏑ –́ ⏑ — ⏑
ἐπεὶ πολλὰ μὲν αἱ μακραὶ	⏑́ ⏓ —⏑ ⏑ –́ ⏑ —
ἁμέραι κατέθεντο δὴ	–́ ⏑ —⏑ ⏑ –́ ⏑ —
λύπας ἐγγυτέρω, τὰ τέρ-	–́ ⏓ —⏑ ⏑ –́ ⏑ —
ποντα δ' οὐκ ἂν ἴδοις ὅπου,	–́ ⏓ —⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑
ὅταν τις ἐς πλέον πέσῃ	⏑ –́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
τοῦ δέοντος· ὁ δ' ἐπίκουρος ἰσοτέλεστος,	–́ ⏑ — ⏑ ⏑́⏑ ⏑ — ⏑ ⏑́⏑ ⏑ — ⏑
"Αϊδος ὅτε μοῖρ' ἀνυμέναιος	⏑́⏑ ⏑ ⏑⏑ ⏓ ⏑́⏑ ⏑ — ⏑
ἄλυρος ἄχορος ἀναπέφηνε,	⏑́⏑ ⏑ ⏑⏑ ⏑ ⏑́⏑ ⏑ — ⏑
θάνατος ἐς τελευτάν.	⏑́⏑ ⏑ — ⏑ –́ —

Aristoph. Ach. 1150—61 (= 1162—73):

Ἀντίμαχον τὸν Ψακάδος, τὸν ξυγγραφῆ, τὸν μελέων ποιητήν,
ὡς μὲν ἁπλῷ λόγῳ κακῶς ἐξολέσειεν ὁ Ζεύς,
ὅς γ' ἐμὲ τὸν τλήμονα Λήναια χορηγῶν ἀπέλυσ' ἄδειπνον·
ὃν ἔτ' ἐπίδοιμι τευθίδος δεόμενον, ἡ δ' ὠπτημένη
σίζουσα πάραλος ἐπὶ τραπέζῃ κειμένη
ὀκέλλοι, κᾆτα μέλλοντος λαβεῖν αὐτοῦ κύων
ἁρπάσασα φεύγοι.

—́ ⏑ ⏑ ⊔ —́ ⏑ ⏑ — ⏑̄ —́ ⏑ ⊔ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⊔́ ⏓ ∧
—́ ⏑ ⏑ ⊔ ⏑ —́ ⏑ ⊔ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⊔́ — ∧
—́ ⏑ ⏑ ⊔ —́ ⏑ ⏑ ⊔ —́ ⏑ ⏑ ⊔ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⊔́ ⏓
⏑ ⏑́⏑ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ — ⏑ ⏑́⏑ ⏑ — ⏑̄ —́ ⏑ —
⏑̄ —́ ⏑ ⏑⏑ ⏑ ⏑́⏑ ⏑ — ⏑̄ —́ ⏑ —
⏑ ⊔́ ⊔ —́ ⏑ — ⏑̄ —́ ⏑ — ⏑̄ —́ ⏑ —
—́ ⏑ — ⏑ ⊔́ — ∧

Pindar O. V epod.:

ἵπποις ἡμιόνοις τε μοναμπυκίᾳ τε,
τίν τε κῦδος ἁβρὸν
νικάσαισ' ἀνέθηκε καὶ ὃν πατέρ' Ἄ- κρων ἐκάρυξε καὶ
τὰν νέοικον ἕδραν.

⊔́ ⊔ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑
—́ ⏑ — ⏑ ⊔́ — ∧
⊔́ ⊔ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ ⊔ —́ ⏑ ⊔ —́ ⏑ ⊔
—́ ⏑ — ⏑ ⊔́ — ∧

Die vorstehenden Beispiele zeigen zunächst nur, dass in ihnen die dipodische Messung ohne jeden Anstand durchgeführt werden kann. Dass dieses allgemein der Fall war, kann natürlich aus einer so geringen Anzahl von Beispielen nicht gefolgert werden. Aber ich habe das ganze Material nach dieser Richtung durchgearbeitet und kann versichern, dass nur verhältnismässig wenige Verse der dipodischen Messung widerstreben. Schon dieses muss gegen Analysen, welche im bunten Wechsel Tetrapodien und katalektische Tripodien aufweisen, misstrauisch machen. Aber wir haben noch andere Beweise, welche für die Methode der alten Metriker, die iambisch-trochäischen und logaödischen Verse der Melik in Doppelfüsse zu zerlegen, sprechen.

3. Die Skandierung nach Doppelfüssen hat bekanntlich in den iambisch-trochäischen Versen des Dialoges und der iambischen Poesie dadurch ihren äusseren Ausdruck gefunden, dass der erste Trochäus rein ist, der zweite aber auf eine syll. anceps ausgeht (—́ ⏑ — ⏓). Das ist durchgängige Regel in den iambischen Trimetern und trochäischen Tetrametern des Dialogs. In den melischen Partien hingegen pflegen alle Füsse einer iambisch-trochäischen Reihe rein zu sein, und das ist offenbar der Hauptgrund, weshalb die neueren Metriker in der Melik eine aus 4 Füssen bestehende Reihe lieber als Tetrapodie denn als Dimeter bezeichnen. Aber die Regel der Reinheit sämtlicher trochäischer und iambischer Füsse ist nicht ohne Ausnahme, und da trifft es sich nun, dass auch in der Melik sich eine syll. anc.

gerade nur an den Versstellen findet, die in dem Dialog eine syll. anc. zur Regel haben. Die Fälle gelten als Ausnahmen, sind aber keineswegs so selten als man gewöhnlich sagen hört.[1]) Hier die Fälle aus der Parodos der euripideischen Helena

μόλοιτ' ἔχουσαι τὸν Λίβυν (170)
λωτὸν ἢ σύριγγας αἴλινον κακοῖς (171)
μουσεῖά τε θρηνήμασι ξυνῳδά (174).

Aber auch in anderen Stücken erlaubt sich Euripides, und nicht blos er, sondern auch die anderen scenischen und lyrischen Dichter die gleiche Freiheit, wie

Phoen. 1743	*τάλαιν' ἐγὼ σῶν συγγόνου θ' ὑβρισμάτων*
Eur. Iph. A. 281	*οὓς Ἐπειοὺς ὠνόμαζε πᾶς λεώς*
Eur. El. 1193	*λέχε' ἀπὸ γᾶς Ἑλλανίδος*
Soph. OC. 1221	*Ἄιδος ὅτε μοῖρ' ἀνυμέναιος*
Aesch. Ag. 984	*χρόνος δ' ἐπεὶ πρυμνησίων ξυνεμβολαῖς*
Alcman 5, 78	*οὐ γὰρ ἁ καλλίσφυρος.*

Zufall wird es aber doch gewiss nicht sein, dass gerade in dem 2. und 4. Fuss einer trochäischen Reihe, nicht auch in dem 1. und 3. eine syll. anc. vorkömmt; erklärt aber wird diese Erscheinung einfach, wenn auch in melischen Partien nach Dipodien gemessen und nur in Folge einer strengeren Observanz seltener ein irrationaler Fuss zugelassen wurde.

4. Auf den gleichen Grund ist es zurückzuführen, wenn die Dichter durch 2 dreizeitige Längen nur die 2 zu einer Dipodie zusammengehörenden Füsse, nicht etwa auch den 2. und 3. oder 4. und 5. Fuss einer trochäischen Reihe zu ersetzen sich erlaubten, wie Pind. P. I 3, Aesch. Eum. 920, Eur. Or. 965

πείθονται δ' ἀοιδοὶ σάμασιν
ῥυσίβωμον Ἑλλάνων ἄγαλμα δαιμόνων
ἰακχείτω δὲ γᾶ Κυκλωπία.

Bei der Beliebtheit, welcher diese rhythmische Figur bei den Tragikern sich erfreute, ist die Beschränkung auf die zu einer Dipodie gehörigen Füsse gewiss nicht bedeutungslos. Die Regel ist ausnahmslos und beweist also, dass bei dem Bau der betreffenden Verse und ihrer Umgebung die Dichter die dipodische Messung vor Augen hatten. Die beiden letzten Argumente gelten allerdings zunächst nur für die iambisch-trochäischen Kola; da aber diese ganz gewöhnlich mit glykoneischen Versen verbunden sind und mit denselben in symmetrischer Responsion stehen, so haben die Beweise indirekt auch für die logaödischen Verse und Strophen Kraft. Wenn bei diesen wie bei dem Glykoneion die zwei letzten Einzeltakte eine andere Gestalt wie die zwei vorderen haben, so beweist dieses nur, dass das ganze viergliederige Kolon einen einzigen musikalischen Satz bildet, steht aber der Zerlegung des

---

[1]) Rossbach sagt auch in der dritten Auflage seiner Griech. Metrik S. 195 von den Trochäen der Tragödie: „es wird durch Vermeidung der irrationalen Thesen ein scharf ausgeprägter Rhythmus gewahrt, der überall reine Trochäen im strengen dreizeitigen Takte zum Träger hat.“ Aehnliches von den iambischen Reihen wird behauptet S. 247. In der Aufzählung der iambischen Strophen des Euripides fehlt dann, aus welchem Grunde ist nicht ersichtlich, die Helena ganz.

Ganzen in jene der Form nach wohl verschiedene, dem Zeitumfang aber nach gleiche Teile nicht im Wege.

5. Ausserdem lässt sich für die Regel der dipodischen Messung auch noch anführen, dass unsere Kola häufig im Aufzug des Chors, wie in der Parodos der Antigone, und bei Marschbewegungen auf der Bühne, wie in der Andromache 501—44, vorkommen. Denn hier war der dipodische Bau für die den Gesang begleitende Bewegung einzig angemessen, dieweil nun einmal der Mensch nur 2 Beine hat und unwillkürlich bei dem Gang rechts und links zu einer Einheit verbindet. Die Iamben und Glykoneen der Parodos und der Marschgesänge sind aber ganz geradeso gebaut wie die in den übrigen Chorgesängen und Monodien; was also von jenen gilt, kann auch diesen nicht abgesprochen werden.

Man könnte noch die Verbindung iambischer und glykoneischer Kola mit ionischen, choriambischen und kretischen anführen, da die letzteren zweifellos zusammengesetzte Takte sind und also auch die ersteren der gleichen Klasse angehören werden. Man könnte auch auf die Analogie der anapästischen Dimeter hinweisen, deren dipodische Messung niemand in Zweifel zieht, wiewohl bei ihnen ebensowenig wie bei den reingehaltenen trochäischen Tetrapodien die Zusammenfassung von je 2 einfachen Füssen zu einem Doppelfuss einen äusseren Ausdruck gefunden hat. Aber die angeführten Gründe sind schon schwerwiegend genug, um die dipodische Messung der iambisch-trochäischen und logaödischen Verse auch in den melischen Partien als wahrscheinlich, ja als sicher erscheinen zu lassen. Bei nicht wenigen Philologen ist aber ein solches Misstrauen in die Ergebnisse der rhythmischen Forschung eingetreten, dass sie nur die aus der Gestalt des Einzelfusses von selbst sich ergebenden Ikten anerkennen. So bezeichnen Hiller und Crusius in der Anthologia lyrica eine akatalektische trochäische Tetrapodie mit

–̇ ⏑ –̇ ⏑ –̇ ⏑ –̇ ⏑

Wozu hier die Punkte? Dass ein Trochäus den Iktus auf der Länge hat, weiss auch ein Anfänger; was braucht es da noch eines Punktes auf der Länge? Da lobe ich mir doch noch mehr diejenigen, die jede Iktusbezeichnung unterlassen oder aus heiliger Scheu vor den Ikten die Zerfällung der Verse durch Vertikalstriche oder Kommata ausdrücken. Wir hingegen behalten, gestützt auf die dargelegten Gründe, das alte Verfahren bei und zeichnen nach wie zuvor den ersten von 2 zusammengehörenden Füssen durch den Iktus aus.

II.

Daktylische Tripodien neben Tetrapodien.

1. In der Zusammenfassung mehrerer Einzelfüsse zur höheren Einheit eines zusammengesetzten Fusses herrschte bei den Griechen gleich von vornherein ein tiefgreifender Unterschied zwischen den einzelnen Taktgeschlechtern. In den Iamben und Trochäen sowie in den Logaöden, die sich, wie bereits Horaz erkannte,[1]) aus den Iamben entwickelt hatten, herrschte die Dipodie und die aus ihr durch Verdoppelung entstandene Tetrapodie. In den Daktylen war die Tripodie zuhaus, die das erste Element des Hexameters bildete[2]) und in dem Pentameter zur selbständigen Geltung kam. Es waren die Daktylen nicht das einzige Versmass, in dem Tripodien gebildet wurden; auch mehrere alte volkstümliche Weisen mit Auftakt, wie

Ἐρασμονίδη Χαρίλαε ⏒ —́ ◡ ◡ — ◡ ◡ — ⏓
ʹτὸν ἡμέτερον τρόπον ⏒ —́ ◡ ◡ — ◡ —

und ebenso der Dochmius wie

ὤμοι ἐγὼ πόνων — ◡ ◡ —́ ◡ —

waren tripodische Kola, aber diese traten doch ganz zurück gegen den massenhaften Gebrauch der daktylischen Tripodien. Woher dieser Unterschied des tetrapodischen und tripodischen Baus der Kola gekommen sei, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; er kann mit alten, aus der Fremde übernommenen Melodien zusammenhängen; er kann aber auch daher stammen, dass zu iambischen und anapästischen Weisen geschritten, zu daktylischen von einem stehenden Sänger gesungen wurde. Aber die Frage des Ursprungs lassen wir beiseite liegen; genug dass der Unterschied seit den Anfängen der griechischen Poesie bestanden hat. Anfangs gingen vermutlich diese beiden Systeme unvermittelt nebeneinander her, die einen dichteten nur in daktylischen Tripodien und Hexametern, die anderen nur in iambischen, dipodisch gemessenen Tetrapodien und Oktopodien. Aber diese Scheidung blieb nicht immer bestehen: die beiden Systeme näherten sich einander und wurden mit einander verbunden. Die dipodische Gliederung errang die Oberhand; sie war die natürlichere, da eben der Mensch auch zwei Beine, zwei Augen, zwei Hände hat. Wäre der Hexameter und die Elegie nicht gewesen, so wäre wohl schon bald nach Anakreon, dem erfinderischen Verbreiter dipodischer Verse, die Tripodie ganz von der Bildfläche verschwunden. So hatte die Vorliebe für dipodisch gebaute Verse nur die Folge, dass auch in die daktylischen Verse

---

[1]) Hor. ep. I 19, 28: temperat Archilochi musam pede mascula Sappho, temperat Alcaeus, sed rebus et ordine dispar. Man kann daraus schliessen, dass auch Horaz den Glykoneus und ähnliche Verse in zweisilbige Füsse — ◡ | — ◡ | ◡ — | ◡ — | zerlegt hat.

[2]) Dass die daktylische Tripodie nicht erst durch Zerteilung des Hexameters entstanden, sondern das ursprüngliche, volksmässige Element desselben gewesen ist, ist eines der feststehenden Resultate von Useners Altgriechischem Versbau.

die Dipodie, Tetrapodie und Oktopodie einzogen. Wir werden im Anhang daktylische Strophen attischer Dramatiker zergliedern, die ganz nach den Regeln dipodischer Lieder gebaut sind; aber schon der erste chorische Dichter der Griechen, Alkman, hatte daktylische Gedichte nach der Norm der dipodischen gedichtet. Bei Aeschylus begegnet uns auch eine neue Art daktylischer Fünffüssler, die die Geltung eines *τρίμετρον δακτυλικὸν βραχυκατάληκτον* hatten, also die dipodische Messung voraussetzten:

´⏑ ⏑ —⏑ ⏑ ´⏑ ⏑ —⏑ ⏑ ´ —

πλὴν Διὸς εἰ τὸ μάταν ἀπὸ φροντίδος ἄχθος (Ag. 166).

Seltener war der andere Fall, dass der tripodische Bau aus den daktylischen Versen in die trochäischen eindrang. Doch auch er kam vor. Denn in dem archilochischen Vers

Ἐρασμονίδη Χαρίλαε   χρῆμά τοι γέλοιον

wird man doch wohl das zweite Glied einfach als eine trochäische Tripodie (´— ⏑ — ⏑ — ⏑̄), nicht als ein *δίμετρον βραχυκατάληκτον* (´— ⏑ — ⏑ ´— ⏑̄) auffassen müssen, zumal wenn aus ihm, wie ich schon früher aufgestellt, der lateinische Saturnius

⏑ ´— ⏑ — ⏑ — ⏑̄, ´— ⏑ — ⏑ — ⏑̄

malum dabunt Metelli   Naevio poetae

entstanden ist. Ausserdem ist auch wohl der Dochmius ⏑ — — ⏑ — nicht blos verwandt mit der trochäischen katalektischen Tripodie, wie sie uns im Aias 418 vorliegt

ὦ Σκαμάνδριοι   γείτονες ῥοαί,

sondern geradezu aus derselben durch Umrückung (Synkope in modernem Sinn) des ersten schwachbetonten Fusses entstanden. Aber immerhin war bei der minderen Beliebtheit der Tripodie das Uebergreifen der alten daktylischen Bauart in die iambisch-trochäischen Verse seltener.

2. Eine andere Art der Annäherung der beiden Systeme bestand darin, dass man geradezu Kola der beiden Versarten miteinander zu einer Periode verband. Den ersten Schritt zu dieser Verbindung that Archilochus, indem er auf einen iambischen Trimeter eine katalektische daktylische Tripodie als Epodus folgen liess, wie fr. 96

ἐρέω τιν' ὑμῖν αἶνον, ὦ Κηρυκίδη,
ἀχνυμένη σκυτάλη.

In seine Fussstapfen trat Alkman, indem er in fr. 1 nur ein wenig über die epodische Anlage hinausging:

Μῶσ' ἄγε, Μῶσα λίγεια πολυμμελές,
αἰενάοιδε, μέλος
νεοχμὸν ἄρχε παρσένοις ἀείδην.

Daraus schuf dann Stesichorus seine daktylo-epitritischen Verse und Strophen. Denn das ist der natürliche, geschichtliche Hergang der Dinge, so natürlich, dass man kaum begreift, wie Blass und Schroeder auf den Gedanken kamen die daktylischen Tripodien Pindars

auf das Prokrustesbett von ionischen oder choriambischen Doppelfüssen zu spannen.[1]) Auf eine weitläufige Widerlegung der neuen Theorie gehe ich nicht ein, *ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ.* Der geschichtliche Verlauf der griechischen Metrik und der von Pindar O. III 5 bezeugte dorische Charakter der Daktylo-Epitriten geben uns einen deutlichen Fingerzeig, dass wir Stesichorus an Archilochus und Alkman und nicht an Anakreon und die Ionier anzuknüpfen haben. Entscheidend aber ist, dass die Griechen in den ältesten Zeiten ausnahmslos den Iktus an eine lange Silbe banden und auch später noch, nachdem sie auch auf eine kurze Silbe den Iktus zu setzen sich erlaubten, dieses nur thaten, wenn die Kürzen Vertreter einer Länge waren und neben den Kürzen auch noch die ursprüngliche Länge in Gebrauch blieb, wie in

μέγαν ὄκνον ἔχω καὶ πεφόβημαι
πτηνῆς ὥς ὄμμα πελείας.

Hat doch das alte Kriegslied der Spartaner

ἄγετ' ὦ Σπάρτας εὐάνδρω
κοῦροι πατέρων πολιατᾶν

noch gar keine Auflösung der betonten Länge in zwei Kürzen und damit auch noch keinen Iktus auf einer Kürze. Wie sollte also Stesichorus schon Versfüsse gebraucht haben, in denen der gute Taktteil regelmässig durch Kürzen ausgedrückt war? Die Anhänger der neuen Theorie suchen sich freilich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, dass sie gar keine Ikten setzen. Aber ohne Ikten gibt es keine Versfüsse, und wenn Blass und Schroeder statt Ikten zu setzen durch andere Zeichen die daktylische Tripodie teilen in — ◡ ◡ — | ◡ ◡ — — |, so beginnt doch immer der zweite Takt mit einer Kürze, muss man also auch den Iktus oder Nachdruck auf diese Kürze legen.[2]) Freilich kommt durch die Verbindung von daktylischen und epitritischen oder trochäischen Elementen eine gewisse Unruhe in den Vers, die

---

[1]) Richtig ist allerdings, dass schon alte Metriker, auf deren Theorie sich Blass und Schroeder stützen, die mit Auftakt versehenen Tripodien — — ◡ ◡ — ◡ ◡ — und teilweise auch die einfachen daktylischen Tripodien in ionische und choriambische Basen zerlegten; aber die können für uns nicht massgebend sein, da sie, von dem Vorherrschen dipodischen Baus der lyrischen Verse ausgehend, womöglich alles in Doppelfüsse (*βάσεις*) zu zwingen suchten, ohne historischen Sinn und ohne Einblick in den Unterschied des zu ihrer Zeit herrschenden Versbaus von dem älteren.

[2]) Da meine Opposition sich hauptsächlich darauf stützt, dass zwei nicht aus Auflösung einer Länge entstandene Kürzen nicht Träger des Iktus sein können, so bleibt nur für den Prosodiakos oder die Fälle, wo der daktylischen Tripodie eine Länge vorausgeht, freie Hand. Hier ist die Möglichkeit einer doppelten Messung gegeben

— ᷄— ◡ ◡ — ◡ ◡ — — . . .
᷄— — ◡ ◡ ᷄— ◡ ◡ — — . . .

und ich nehme die zweite zwar nicht für Pind. P. XII, aber doch für einzelne besondere Fälle an, wie für Pind. P. I 4

᷄— — ◡ ◡ ᷄— ◡ ◡ — ◡̄ ᷄— ◡ —

Die Stellen mit beginnenden Kürzen wie ◡ ◡ — — — ◡ — — Pind. O. VII 1 u. 6, ◡ ◡ — ◡ ◡ — — P. III ep. 9, die auf Leo a. O. 159 besonderen Eindruck gemacht zu haben scheinen, lasse ich vorerst ausser Betracht, da sie ihre specielle Stelle im Anfangs- und im Schlussvers einer Strophe hatten und mit der Kopflosigkeit der Verse an dieser Stelle zusammenhängen.

man an den gesetzmässigen, konservativen Doriern nicht erwartet. Aber in dem alten Sparta blühten nach dem berühmten Ausspruch Pindars neben dem Rate der Greise auch die Reigen und Gesänge der Jugend, und ein Aufblühen der Musik war vor Erfindung ganz neuer Weisen und Takte bei den Griechen kaum anders möglich als dass man von der eintönigen Wiederholung desselben Fusses und Verses zur Mischung der Verse und Kola überging.

Freilich ist mit der Feststellung der Thatsache einer alten Verbindung daktylischer Tripodien mit schweren trochäischen Dipodien (Epitriten) noch keine Erklärung der rhythmischen Möglichkeit einer solchen Verbindung verschiedenartiger Kola gegeben. Aber wenn ich auch glaube, dass hier, wenn nicht durchweg, so doch sicher in den zum Marsch gedichteten Gesängen wie Pind. P. XII und Soph. Trach. Parodos, irgend ein Ausgleich stattgefunden haben wird und auch heutzutage noch mit vorsichtiger Wahrscheinlichkeitsberechnung gefunden werden kann, so gehe ich doch in dieser Abhandlung auf diese subtile Frage nicht ein,[1]) sondern begnüge mich mit der Feststellung des Thatsächlichen und verwahre nur die alte Schule vor dem Vorwurf, dass sie sich selbst das Grab grabe, weil sie verschiedene Wege des Ausgleichs und der Zeitmessung einschlage. Wir haben eben nun einmal keine Melodien noch bestimmte Zeugnisse, und da bleibt uns nichts anderes übrig als der unsichere Weg des blossen Versuches.

Die Daktylo-Epitriten waren in der chorischen Poesie, speciell bei Pindar das beliebteste und häufigst gebrauchte Metrum. Bei den scenischen Dichtern der Attiker, bei den Tragikern und noch mehr bei den Komikern sind sie entschieden zurückgetreten; nur teilweise erhielten sie sich hier noch in ihrer alten Reinheit, wie wenn Aristophanes in den Rittern 1264

τί κάλλιον ἀρχομένοισιν ἢ καταπαυομένοισιν

einen Anklang an alte beliebte Liedweisen anstrebte. Meistens erlitten sie eine Umgestaltung, die sie den damals beliebteren und gebräuchlicheren Logaöden oder dipodisch gebauten Metren näherten. Charakteristisch ist, dass bereits Aeschylus und Simonides ihre daktyloepitritischen Strophen mit einem Ithyphallikus oder brachykatalektischen trochäischen Dimeter, den Pindar noch ganz von seiner Muse fern hielt, zu schliessen liebten.[2]) Aber auch sonst haben die Tragiker und besonders Euripides ihre daktylo-epitritischen Strophen so den logaödischen angenähert, dass sich dieselben ohne besondere Kühnheit mit den Hilfsmitteln dreizeitiger Längen und Einrechnung der Pausen in das Gefüge dipodischer Metra bringen lassen. In der Metrik[2] p. 593 habe ich bereits auf die merkwürdige Epode Eur. Androm. 790—801 hingewiesen, in der der erste Teil aus Daktylo-Epitriten, der zweite aus vierfüssigen Iamben und Glykoneen besteht; in dem Anhang werde ich noch andere Beispiele des jüngeren Baues daktylo-epitritischer Strophen vorführen.

3. Ich komme zu einer verwandten, für die scenischen Dichter wichtigeren Frage, der Einmischung daktylischer Tripodien in iambisch-trochäische oder logaödische Tetrapodien. Die daktylischen Tripodien sind teils akatalektisch teils katalektisch; die ersteren kommen

---

[1]) Wie ich darüber denke, habe ich in meiner Metrik[2] p. 584 und in den Prolegomena meiner Pindarausgabe p. XLV und LVII dargethan, und im Wesentlichen habe ich an diesen Darlegungen nichts zu ändern.

[2]) Aesch. Prom. 436; vgl. Eur. Andr. 777, Alc. 441; Simonid. fr. 40.

hier weniger in Betracht, da dieselben als brachykatalektische Dimeter (—́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏓) betrachtet und mit den übrigen dipodisch messbaren Kolen in Einklang gebracht werden können. Ebenso macht es einen Unterschied, ob die daktylische Tripodie vereinzelt steht oder ob mehrere aufeinander folgen, da im letzteren Fall die Tripodien zusammen eine für sich stehende Periode innerhalb der Strophe bilden können. Beispiele dafür sind:

Aesch. Agam. 720—26 =:[1])

ἔϑρεψεν δὲ λέοντος ἶ-	⏑́ ⏒ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ —
νιν δόμοις ἀγάλακτα βού-	—́ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ —
τας ἀνὴρ φιλόμαστον,	—́ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ — ∧ ‖
ἐν βιότου προτελείοις	—́⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ —
ἅμερον, εὐφιλόπαιδα	—́⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏓
καὶ γεραροῖς ἐπίχαρτον·	—́⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ — ‖
πολέα δ' ἔσχ' ἐν ἀγκάλαις	⏑́⏑ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —
νεοτρόφου τέκνου δίκαν,	⏑́⏑ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —
φαιδρωπῶς ποτὶ χεῖρα σαί-	—́ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ —
νοντα γαστρὸς ἀνάγκαις.	—́ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ — ∧ ‖

Eur. Troad. 1094—9 =, nach kretischer Periode:

κυανέαν ἐπὶ ναῦν	—́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
εἰναλίαισι πλάταις	—́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
ἢ Σαλαμῖν' ἱερὰν	—́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
ἢ δίπορον κορυφὰν	—́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
Ἴσϑμιον, ἔνϑα πύλας	—́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
Πέλοπος ἔχουσιν ἕδραι.	⏑ ⏑́⏑ ⏑ — ⏑ —́ —

Eur. Hel. 1495—7 =, Anfang der Strophe:

μόλοιτέ ποϑ' ἵππιον ἅρμα	⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑
δι' αἰϑέρος ἱέμενοι	⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
παῖδες Τυνδαρίδαι.	—́ — — ⏑ ⏑ —

Diesen Gruppen daktylischer Tripodien stelle ich zur Seite die Verbindung von drei trochäischen katalektischen Tripodien in einem päonischen Gedicht Pindars O. II ep. 2

—́ ⏑ — ⏑ — ⏑́⏑ ⏑ — ⏑ — —́ ⏑ — —

ἐν δίκᾳ τε καὶ παρὰ δίκαν ἀποί- ητον οὐδ' ἄν,

wobei zu beachten ist, dass ähnlich wie in der Stelle der Helena ausserdem eine vereinzelte Tripodie vorkommt O. II ep. 3

⏑́⏑ ⏑ — —́ ⏑ — ⏑ — ⏑́⏑ ⏑ — —́ ⏑ —

Χρόνος ὁ πάντων πατὴρ δύναιτο ϑέμεν ἔργων τέλος.

---

[1]) Durch das Zeichen = will ich andeuten, dass die gleichen Verse in der Antistrophe vorkommen, was für die Sicherheit der Analyse nicht ohne Bedeutung ist und deshalb von mir angemerkt wird.

An die Gruppen von drei oder mehreren Tripodien reiht sich die Verbindung von zwei Tripodien zu einem Vers, dem sogenannten Pentameter:

τόν ποτε Δηλιάσιν	*καρποφόροις γυάλοις* (Iph. T. 1235)
τοῦτο διαμπερὲς οὖς	*ἵκετ' ἅπερ τι βέλος* (Cho. 480)
οἷος ἐμοὶ τρέφεται	*τοῖσδ' ἐνὶ δώμασι παῖς* (Nub. 1158)
οἴστρῳ ἐρεσσομένα	*φεύγει ἁμαρτίνοος* (A. Suppl. 541)
ὦ φίλος, ὦ φίλε Βακ-	*χεῖε, ποῖ οἰοπολῶν* (Cycl. 74).

4. Nun kommt aber auch eine einzelne katalektische Tripodie vor; ihre Hauptstelle ist vor dem Schlusskolon, wie:

Aesch. Pers. 131 =, nach Kretikern:

τὸν ἀμφίζευκτον ἐξαμείψας	⏑ –́ ⌞ –́ ⏑ – ⏑ ⌞́ –
ἀμφοτέρας ἅλιον	–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⌞
πρῶνα κοινὸν αἴας.	–́ ⏑ – ⏑ ⌞́ ⌞

Aesch. Prom. 164 =, nach dipodischen Iamben:

θέμενος ἄγναμπτον νόον	⏑́⏑ ⏑ – ⏓ –́ ⏑ ⌞
δάμναται οὐρανίαν	–́ ⏑⏑ – ⏑ ⏑ –
γένναν οὐδὲ λήξει.	–́ ⏑ – ⏑ –́ –

Eur. Troad. 589:

μόλοις, ὦ πόσις μοι.	⏑ –́ – ⏑ –́ –
βαᾷς τὸν παρ' Ἅιδα	⏑ –́ – ⏑ –́ –
παῖδ' ἐμὸν, ὦ μελέα.	–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⌞
σᾶς δάμαρτος ἄλκαρ.	–́ ⏑ – ⏑ ⌞́ –

Eur. Andr. 137 =:

γνῶθι δ' οὖσ' ἐπὶ ξένας	–́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⌞
δμωὶς ἐπ' ἀλλοτρίας	–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⌞
πόλεος,[1] *ἔνθ' οὐ φίλων τιν' εἰσορᾷς.*	⏑́⏑ ⏑ ⌞ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ –

Eur. Hel. 464 =:

ξὺν Δηλιάσιν τε κούραις	– –́⏑ ⏑ – ⏑ ⌞́ –
Ἀρτέμιδός τε θεᾶς	–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
χρυσᾶν ἄμπυκα τόξα τ' εὐλογήσω.	–́ ⏓ –⏑ ⏑ –́ ⏑ – ⏑ ⌞́ –

Im Anfang einer dipodisch messbaren Strophe, wie oft in reinen daktylischen Strophen (s. Arist. Nub. 275, Eur. Phoen. 784), steht eine solche vereinzelte Tripodie:

---

[1]) Schmidt und Wecklein lesen *πόλεως* und ziehen dieses zu dem vorausgehenden Vers. Zur obigen Analyse stimmt die Kolometrie meiner Hss.

Aristoph. Thesm. 1048:

ὦ κατάρατος ἐγώ, —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
τίς ἐμὸν οὐκ ἐπόψεται . ⏑⏑́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —
πάθος ἀμέγαρτον ἐπὶ κακῶν παρουσίᾳ; ⏑ ⏑⏑́ ⏑ — ⏑ ⏑⏑́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —

Eur. Androm. 471 =:

οὐδὲ γὰρ ἐν πόλεσιν —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
δίπτυχοι τυραννίδες —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —
μιᾶς ἀμείνονες φέρειν. ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —

An anderen beliebigen Stellen steht die daktylische Tripodie:

Eur. Hel. 525:

ταλαίφρων ἄφιλος φίλων ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ —
παντοδαπᾶς ἐπὶ γᾶς —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
πόδα χριμπτόμενος εἰναλίῳ ⏑⏑́ ⏑̄ ⏑⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ —
κώπᾳ Τρῳάδος ἐκ γᾶς. —́ ⏑̄ — ⏑ ⏑ —́ —

ebenso Eur. Suppl. 598 f. =.

Durch öftere Verwendung unseres Kolons an verschiedenen Stellen charakterisiert ist die Strophe

Eur. Iph. Aul. 1475—97:

ἄγετε με τὰν Ἰλίου ⏑ ⏑⏑́ ⏑ — —́ ⏑ —
καὶ Φρυγῶν ἑλέπτολιν· —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —
στέφεα περίβολα δίδοτε φέρετε· ⏑ ⏑⏑́ ⏑ ⏑⏑ ⏑ ⏑⏑́ ⏑ ⏑⏑ ⏑
πλόκαμος ὅδε καταστέφειν· ⏑⏑́ ⏑ ⏑⏑ ⏑ —́ ⏑ —
χερνίβων τε παγάς. —́ ⏑ — ⏑ —́ —
ἑλίσσετ' ἀμφὶ ναὸν ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑
ἀμφὶ βωμὸν Ἄρτεμιν, —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —
τὰν ἄνασσαν Ἄρτεμιν, —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —
τὰν μάκαιραν· ὡς ἐμοῖσιν, εἰ χρεών, —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —
αἵμασι θύμασί τε —́ ⏑⏑ — ⏑ ⏑ —
θέσφατ' ἐξαλείψω. —́ ⏑ — ⏑ —́ — ‖
ὦ πότνια πότνια μᾶτερ, ὡς δάκρυά γέ σοι ⏑̄ ⏑⏑́ ⏑ ⏑⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ ⏑⏑́ ⏑ —
δώσομεν ἁμέτερα· —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
παρ' ἱεροῖς γὰρ οὐ πρέπει. ⏑⏑́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —
ὦ νεάνιδες, — ⏑ — ⏑ —
συνεπαείδετ' Ἄρτεμιν ⏑⏑́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —
Χάλκιδος ἀντίπορον, —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
ἵνα τε δόρατα μέμονε δᾷα ⏑⏑́ ⏑ ⏑⏑ ⏑ ⏑⏑́ ⏑ — ⏑
δι' ἐμὸν ὄνομα τᾶσδε γᾶς[1] ⏑⏑́ ⏑ ⏑⏑ ⏑ —́ ⏑ —
στενοπόροισιν ὅρμοις. ⏑⏑́ ⏑ — ⏑ —́ — ‖

[1]) Ueberliefert ist *τᾶσδ' Αὐλίδος*, was vollständig gegen das Versmass ist, weshalb ich *Αὐλίδος* als Glosse zu *τᾶσδε γᾶς* ansehe. In ähnlicher, nur gewaltsamer Weise korrigierte Schmidt den metrischen Fehler mit *ὄνομ' ἐν Αὐλίδος*.

Weniger fallen ins Gewicht diejenigen katalektischen Tripodien, auf die ein anakrusischer Vers folgt, so dass die katalektische Tripodie zu einer vollständigen ergänzt werden kann, wie

Eur. Troad. 823:

Ζανὸς ἔχεις κυλίκων — ́ ◡ ◡ — ◡ ◡ — ́
πλήρωμα, καλλίσταν λατρείαν — — ́ ◡ — — — ́ ◡ — —

Troad. 566:

Ἑλλάδι κουροτρόφῳ — ́ ◡ ◡ — ◡ ◡ — ́
Φρυγῶν δὲ πατρίδι πένθος. ◡ — ́ ◡ ◡◡ ◡ — ́ —

und ähnlich Tro. 834. 1081, Eur. Suppl. 835, Arist. Lys. 1302.

Mag man aber auch von den angeführten Versen einen und den andern durch Korrektur oder andere Messung eliminieren, fest bestehen bleibt die Thatsache, dass die scenischen Dichter und insbesondere Euripides eine katalektische daktylische Tripodie neben und unter iambisch-trochäischen und logaödischen Tetrapodien zu setzen sich erlaubten.

In Pindar finden sich zwei Stellen, in denen eine daktylische katalektische Tripodie dipodisch messbaren Kolen beigemischt ist, nämlich O. XIV 8

— ́◡ ◡ —◡ ◡ ⊔ — ́ ◡ — ◡ — ́ ◡ ⊔ — ́◡ ◡ —

κοιρανέοντι χορούς   οὔτε δαῖτας ἀλλὰ πάν-   των ταμίαι

und N. VI ep. 1

— ́◡ ◡ ⊔ — ́◡ ◡ —◡ ◡ ⊔ ◡́◡ ◡ —

ἴχνεσιν ἐν   Πραξιδάμαντος ἑὸν   πόδα νέμων.

Aber ich lege denselben kein besonderes Gewicht bei, da bei Pindar überhaupt in logaödischen Strophen häufiger Tripodien vorkommen und deshalb die zwei Fälle nicht imstande sind eine Sonderstellung der daktylischen Tripodien zu rechtfertigen.

Aber besondere Beachtung verdient es, dass selbst bei Plautus, der sonst so strenge in seinen Komödien die dipodische Messung durchgeführt hat, sich einige katalektische daktylische Tripodien finden,[1]) nämlich einmal in Verbindung mit einer nachfolgenden anakrusischen Tripodie Curc. 96, 97 und Cas. 644

— ́ ◡ ◡ — ◡◡ —, — — ́ ◡ ◡ — ◡◡ —

flos veteris vini meis naribus obiectust,
eius amor cupidam me huc prolicit per tenebras.
iam tibi istuc cerebrum dispercutiam, excetra tu,

dann aber auch vereinzelt, wie Cas. 873, Curc. 120

vostra foris crepuit.
em tibi anus lepida.   salve oculissume homo.

So gross also war die Beliebtheit jenes alten daktylischen Kolon; forterhalten aber hat sich dasselbe bis in die neuere Komödie durch die auch von den alexandrinischen Gelehrten anerkannten zwei Metra Iambelegus und Elegiambus.

---

[1]) Aufgedeckt wurden dieselben zuerst von Bücheler Rh. M. 39 (1884) 285 und 40, 173. 199.

5. In der Metrik handelt es sich wie in allen empirischen und historischen Disciplinen in erster Linie um die Feststellung der Thatsache. Dieser Aufgabe glauben wir oben genügt zu haben. An zweiter Stelle fragt es sich, wie man die Thatsache zu erklären hat. Vor 40 Jahren, als man dem anapästischen Monometer durch Pausen den Wert eines Dimeter zu geben sich unterfing, würde man sich nicht gescheut haben, auch unsere katalektische Tripodie durch Recken und Strecken auf den Umfang einer Tetrapodie zu bringen, etwa durch die Messung

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — — oder — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ∧

Heutzutage, wo die Wissenschaft der Metrik sehr ernüchtert und wesentlich zu der Behutsamkeit Hermanns zurückgekehrt ist, wird man so etwas nicht mehr wagen dürfen: zur Annahme einer längeren Pause gibt der Sinn fast an keiner der angeführten Stellen einen Anhalt, und sechszeitige oder gar achtzeitige Längen haben selbst die Rhythmiker der römischen Kaiserzeit nicht angenommen. Auf diesem Weg kommen wir also nicht zum Ziel; aber vielleicht kommen wir auf einem andern Weg weiter. Wir haben bekanntlich bei Aristides de mus. § 37 W. die merkwürdige Lehre von den *πόδες δωδεκάσημοι κατὰ περίοδον*, wonach man die Kola, in denen den iambisch-trochäischen Füssen ein Daktylus beigemischt ist, nach unserer Terminologie die logaödischen Kola in zweisilbige Einzelfüsse zerlegte. Diese Zergliederung hatte wohl, von der ihr zugrunde liegenden Verkennung des kyklischen Daktylus abgesehen, die praktische Bedeutung, das Nebeneinander der verschiedenen Formen des Glykoneus

— ◡ ◡ — ◡ — ◡ — — ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — — ◡ ◡ —

zu erklären, da alle diese in 4 Füsse von zusammen 12 Zeiten zerlegt werden konnten. Auch die daktylische Tripodie, wenn vollständig, hatte 12 Zeiten und liess sich nach jener Theorie der zweisilbigen Einzelfüsse in 4 Füsse zerlegen:

— ◡ | ◡ — | ◡ ◡ | — —

Diese Eigenschaft liess die daktylische akatalektische Tripodie als gleichwertig mit dem Glykoneus und der trochäischen Tetrapodie erscheinen, so dass ihr Nebeneinander keinen Anstoss mehr erregen durfte. Liess man aber die akatalektische Form der daktylischen Tripodie zu, so konnte in ihrem Gefolge sich leicht auch die katalektische Tripodie einschleichen, die man um so weniger abweisen mochte, da sie in Bacchyl. V 11 und 14 geradezu für die akatalektische Tripodie stellvertretend eintrat und obendrein durch ihren Ausgang besser an den polyschematischen Glykoneus (— ⏓ — ⏓ — ◡ ◡ —) anklang. Die ganze Lehre war verkehrt, da sie die Natur des unter Trochäen eingemischten Daktylus verkannte, und da die daktylische Tripodie ein für allemal nur 3, keine 4 Hebungen hatte. Aber die musikalischen Theoretiker haben nun einmal den feinen Unsinn der zweisilbigen Analyse ausgesponnen, und da ist es doch nicht zu kühn zu vermuten, dass dieses schon in der Zeit des Euripides geschah.[1]) Auch der Versuchung war ich ausgesetzt die Gleichstellung der daktylischen Tripodie mit einem Glykoneus durch ein Beispiel zu erweisen, nämlich durch die zwei in Strophe und Antistrophe sich gegenüber stehenden Verse Eur. Or. 813 und 825

---

[1]) Kühn allerdings ist eine andere Vermutung, die ich nur in den Noten vorzutragen wage, dass nämlich das *ἀνὰ τὸ δωδεκαμάχανον* in dem bitteren Spott des Aristophanes Ran. 1327 über die Mele des Euripides mit dem *ποὺς δωδεκάχρονος* der Rhythmiker zusammenhängt.

ὁπότε χρυσέας ἔρις ἀρνὸς | ἤλυθε Ταντιλίδαις.
κακοφρόνων τ' ἀνδρῶν παράνοι | α· θανάτου γὰρ ἀμφὶ φόβῳ.

Aber die Verse der Strophe *ὁπότε χρυσέας ἔρις ἀρνὸς ἤλυθε Ταντιλίδαις οἰκτρότατα θοινάματα καὶ σφάγια γενναίων τεκέων* geben doch auch durch die schwer verständliche grammatische Struktur Anlass zu Bedenken, da man eher die auch metrisch zulässige Fassung

ὁπότε χρυσέας δι' ἔριν ◡́◡ ◡ — ◡ —́◡ ◡ ⏓
ἀρνὸς ἦλθε Ταντιλίδαις —́ ◡ — ◡ —́◡ ◡ —

erwartet. Jedenfalls ist mir der überlieferte Text zu unsicher, als dass ich durch dessen Verteidigung und die damit verbundene Annahme einer ungewöhnlichen Responsion meiner Theorie mehr schaden als nützen möchte.

6. Der Erörterung über die daktylische Tripodie inmitten dipodischer Kola der iambisch-trochäischen und logaödischen Taktart muss ich noch einen Anhang über die daktylische Tripodie neben daktylischen Tetrapodien hinzufügen. Wir haben oben gesehen, dass dem daktylischen Versbau von Hause aus die Tripodie eigen war, dass aber später in Folge der umsichgreifenden Vorliebe für dipodischen Versbau die Dipodie, Tetrapodie und Oktopodie auch in die daktylischen Strophen sich einschlichen. Damit stellte sich aber auch bei den scenischen Dichtern ein Konflikt beider Systeme ein, indem namentlich Euripides die alte daktylische Tripodie neben den neuen daktylischen Tetrapodien in derselben Strophe gebrauchte. Das ist befremdend, ist geradezu eine rhythmische Verirrung; aber die Thatsache steht nun einmal, wie wir gleich sehen werden, fest, so dass höchstens nur um die Ausdehnung derselben gestritten werden kann. Wir geben also zunächst das Thatsächliche.

Dipodisch gemessenen Daktylen ist als Einleitung (*προῳδικόν*) eine katalektische Tripodie vorausgeschickt. Das bekannteste und sicherste Beispiel bietet die daktylische Parodos der Wolken V. 275 ff. Dieselbe beginnt mit

Ἀέναοι Νεφέλαι.

Darauf folgen mit

ἀρθῶμεν φανεραὶ δροσερὰν φύσιν εὐάγητον
πατρὸς ἀπ' Ὠκεανοῦ βαρυαχέος
ὑψηλῶν ὀρέων κορυφὰς ἐπὶ
δενδροκόμους, ἵνα
τηλεφανεῖς σκοπιὰς ἀφορώμεθα

lauter dipodisch gemessene Verse.

Diesem Beispiel stelle ich zur Seite die Monodie der Antigone in Eur. Phoen. 1485 ff.

οὐ προκαλυπτομένα
βοτρυχώδεος ἁβρὰ παρηίδος οὐδ'
ὑπὸ παρθενίας τὸν ὑπὸ βλεφάροις
φοίνικ', ἐρύθημα προσώπου.

Denn mit der Abteilung

οὐ προκαλυπτομένα βοτρυχώδεος
ἁβρὰ παρηίδος οὐδ' ὑπὸ παρθενίας

würde man, wie ich bereits in meiner Metrik[2] p. 237 bemerkte, nur anstössige Verse erhalten, entweder eine unstatthafte daktylische Pentapodie oder eine fehlerhafte Tetrapodie ohne Wortschluss.

Auch in Phoen. 784 ff. möchte man die Abteilung

ὦ πολύμοχθος Ἄρης,
τί ποθ' αἵματι καὶ θανάτῳ κατέχει
Βρομίου παράμουσος ἑορταῖς;

der handschriftlichen Teilung

ὦ πολύμοχθος Ἄρης, τί ποθ' αἵματι
καὶ θανάτῳ κατέχει Βρομίου παράμουσος ἑορταῖς;

vorziehen, um in der Antistrophe

ὦ ζαθέων πετάλων πολυθηρότα-
τον νάπος Ἀρτέμιδος χιονοτρόφον ὄμμα Κιθαιρών

die anstössige Wortbrechung zu vermeiden.

Dem tripodischen Proodikon stellt sich als Gegenpartner ein gleiches Epodikon gegenüber Eur. Phoen. 353

ὄλοιτο τάδ', εἴτε σίδαρος
εἴτ' ἔρις εἴτε πατὴρ ὁ σὸς αἴτιος,
εἴτε τὸ δαιμόνιον κατεκώμασε
δώμασιν Οἰδιπόδα,

wenn hier nicht mit dem Cod. Marcianus 468 (F) *Οἰδιπόδαο* statt *Οἰδιπόδα* zu lesen ist.

An vorletzter Stelle steht, wie so oft in logaödischen oder iambisch-trochäischen Strophen, eine daktylische Tripodie zwischen Tetrapodien Phoen. 1572

ηὗρε δ' ἐν Ἠλέκτραισι πύλαις τέκνα
λωτοτρόφον κατὰ λείμακα λόγχαις[1])
κοινὸν ἐνυάλιον
μάτηρ ὥστε λέοντας ἐναύλους
μαρναμένους . . .

Sonst findet sich noch die Aufeinanderfolge zweier katalektischer Tripodien und einer nachfolgenden Tetrapodie Aesch. Suppl. 541—3 =

οἴστρῳ ἐρεσσομένα
φεύγει ἁμαρτίνοος,
πολλὰ βροτῶν διαμειβομένα

(es folgen Choriamben) und ähnlich Eur. Troad. 256—8

ῥῖπτε, τέκνον, ζαθέους
κλῇδας, ἀπὸ χροὸς ἐνδυ-
τῶν στεφέων ἱεροὺς στολμούς,

---

[1]) Unbegreiflicher Weise zieht Nauck in seiner Ausgabe *λόγχαις* in die folgende Zeile, was in gleicher Weise den metrischen Gesetzen und der handschriftlichen Kolometrie widerspricht.

welchen Bildungen sich noch vergleichen lässt die verwandte Verbindung einer auf einen Trochäus ausgehenden Tripodie mit einem nachfolgenden tetrapodischen Kolon Eur. Herc. 1029 f. und 1032 f.

ἴδεσθε, διάνδιχα κλῇθρα
κλίνεται ὑψιπύλων δόμων.
ἴδεσθε, τά[1]) τέκνα πρὸ πατρὸς
ἄθλια κείμενα δυστάνου

und ähnlich Eur. Androm. 826 f. =, Orest. 1256 f. =.

Die Verse, in denen nach reinen daktylischen Tetrapodien oder Hexapodien zwei zu einem Vers verbundene schwere d. i. auf einen Spondeus ausgehende Tripodien folgen, wie Eur. Suppl. 274. 283. 285

οὓς ὑπὸ τείχεσι Καδμείοισιν ἀπώλεσα κούρους.
παῖδας ἐν ἁλικίᾳ τᾷ σᾷ κατίδῃς ἱκετεύω.
γούνασιν ὧδε πίτνω τέκνοις τάφον ἐξανύσασθαι

ziehe ich gar nicht heran, da in ihnen die Tripodien, wofür ihre Stellung am Schluss von Abschnitten spricht, durch Dehnung des Spondeus zu Tetrapodien erweitert werden können und müssen

⏑́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ ⊔́ ⊔ ⏑́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ ⊔́ ⊔

Im übrigen wird für die Verbindung daktylischer Tripodien und Tetrapodien in daktylischen Strophen die gleiche Freiheit in Daktylo-Epitriten massgebend gewesen sein. Denn in der letzteren Strophengattung war die daktylische Tripodie, wie wir oben sahen, das ursprüngliche Mass. Aber schon Pindar wandte ausser der daktylischen Tripodie auch die daktylische Tetrapodie an P. IV 4 und ep. 5, N. I 6 und ep. 2, N. V ep. 2, und dem Beispiele Pindars sind dann die scenischen Dichter der Attiker gefolgt wie Sophokles im Ai. 172 f. =

ἦ ῥά σε Ταυροπόλα Διὸς Ἄρτεμις,
ὦ μεγάλα φάτις, ὦ
μᾶτερ αἰσχύνας ἐμᾶς.

Eur. Androm. 1024 f.

Ἰλιάδαι βασιλῆες
οὐδ' ἔτι πῦρ ἐπιβώμιον ἐν Τροίᾳ θεαῖσιν.

Aristoph. Ran. 679 =

φιλοτιμότεραι Κλεόφωντος, ἐφ' οὗ δὴ
χείλεσιν ἀμφιλάλοις
δεινὸν ἐπιβρέμεται
Θρῃκία χελιδών.

Wir fassen die verzweigten Auseinandersetzungen dieses Kapitels dahin zusammen, dass wohl die Tripodien und Tetrapodien verschiedenen Klassen von Versmassen angehören, dass

[1]) *τά* für *τάδε* rührt von Hermann her; das überlieferte *τάδε* widerstrebt ebenso dem Metrum wie das von Wilamowitz in der ersten Aufl. dafür gesetzte *δὲ τά*.

aber die attischen Dichter und besonders Euripides das Nebeneinander von daktylischen Tripodien und trochäischen oder logaödischen Tetrapodien, vielleicht in Anbetracht ihrer gleichen Grösse (*μέγεθος*), nicht ausschlossen, und dass auch in daktylischen Strophen die alte daktylische Tripodie neben der jüngeren Tetrapodie sich forterhielt. Beide Freiheiten waren Abweichungen von dem alten regelrechten Versbau, dürfen aber von uns in der Textkritik nicht beanstandet und in der metrischen Analyse nicht durch ungewöhnliche Messungen beseitigt werden.

III.

Tripodien und Pentapodien des ungleichen Taktgeschlechtes.

1. Ich habe die daktylische Tripodie, weil sie eine Sonderstellung einzunehmen scheint,[1]) gesondert behandelt. Ich wende mich nun zu den übrigen Tripodien, indem ich es denjenigen, die jene Sonderstellung nicht anerkennen, überlasse beide Kapitel zu kombinieren. Auch hier nehme ich zuerst diejenigen Stellen aus, an denen mehrere Tripodien hintereinander stehen, da diese die Vereinigung zu einer eigenen Periode neben anderen dipodischen Perioden zulassen, wie Soph. El. 243—6 nach einem daktylisch-anapästischen System mit tripodischer Clausula:

εἰ γὰρ ὁ μὲν θανὼν γᾶ τε καὶ οὐδὲν ὢν
κείσεται τάλας, οἱ δὲ μὴ πάλιν
δώσουσ' ἀντιφόνους δίκας.

Eur. Phoen. 1023—25 =, nach dipodischen Trochäen:

μιξοπάρθενος δάιον τέρας
φοιτάσι πτεροῖς χαλαῖσί τ' ὠμοσίτοις.

Aehnlich Orest. 992—4 =, 1458—9, Hipp. 125—7, Med. 846—7, Soph. OR. 1208—10, Ai. 401—5, Pind. O. I ep. 1.

---

[1]) Ich habe mich hier behutsam ausgedrückt, weil doch auf der anderen Seite beide Arten von Tripodien

— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — und — ⏑ — ⏑ — oder —⏑ ⏑ — ⏑ —

im Gebrauch viele Aehnlichkeiten haben und sogar neben einander in der gleichen Periode vorkommen, wie

Eur. Hipp. 135—7 =

τριτάταν δέ νιν κλύω
τάνδε κατ' ἀμβροσίου
στόματος ἁμέραν

Eur. Med. 846—8 =

πῶς οὖν ἱερῶν ποταμῶν
ἢ πόλις ἢ φίλων
πόμπιμός σε χώρα.

2. Auch hier kommen wie im daktylischen Metrum öfter zwei Tripodien hintereinander vor, die zum Teil geradezu durch Synaphie zu einem Vers verbunden sind:

— ⏑ — ⏑ ⏗   — ⏑ — ⏑ —

δῆλα μὲν, φίλοι,	δῆλά γ' ἀλλ' ὅμως (Alc. 218)
ἐκάλεσ' ἐκάλεσα[1])	βαρβάρῳ βοᾷ (Phoen. 679),

ebenso Phoen. 686, Ag. 104 =:

— ⏒ —⏑ ⏑ ⏗   — ⏑ ⏕ ⏑ —

παρθένων ἐπὶ λέκ-	τροις ἃ νόμος ἔχει (Tro. 324 =)

— ⏒ —⏑ ⏑ ⏗   — ⏑ —⏑ ⏑ —

εὗρε. τῷ καὶ ἐγὼ	καίπερ ἀχνύμενος
θυμὸν αἰτέομαι	χρυσέαν καλέσαι (Pind. I. VIII 5),

ebenso Pind. P. II ep. 3, scol. 1, 4.

—⏑ ⏑ — ⏑ ⏗   —⏑ ⏑ — ⏑ —

λυσανίας πατρῴ-	ων μεγάλων κακῶν·
ὃν κάλεσον τρέχων	ἐνδόθεν ὡς ἐμέ (Nub. 1063 f.).

Diese Doppeltripodien müssen in der Frage über die Zulässigkeit der Tripodien ausser Betracht bleiben, da der ganze Vers dipodische Messung zulässt:

ˊ— ⏑ — ⏑ ˊ— — ⏑ ˊ— ⏑ —
ˊ— ⏑ —⏑ ⏑ ˊ— — ⏑ ˊ— ⏑ —
ˊ—⏑ ⏑ — ⏑ ˊ— —⏑ ⏑ ˊ— ⏑ —

Das führt zur Skandierung der asklepiadeischen Verse. Horaz hat nach den Anzeichen der Cäsur den kleinen Asklepiadeus in zwei dreifüssige Kola zerlegt:

ˊ— — —⏑ ⏑ —   ˊ—⏑ ⏑ — ⏑ —

Maecenas atavis   edite regibus

und den grossen Asklepiadeus in drei Kola, zwei dreifüssige, und ein zweifüssiges:

ˊ— — —⏑ ⏑ —   ˊ—⏑ ⏑ —   ˊ—⏑ ⏑ — ⏑ —

nullam Vare sacra   vite prius   severis arborem

Aber das war nicht die Messung des Hephästion, der dieselben in Doppelfüsse, Antispaste, zerfällt, und nicht die der scenischen Dichter der Attiker, die dieselben in Verbindung mit dipodischen Versen gebrauchen. So stehen zwei Asklepiadeen zwischen drei glykoneischen Perioden bei Aristoph. Equ. 559 f.:

---

[1]) Die syll. anc. am Schluss ist nicht unmöglich, aber mit leichter Aenderung lässt sich die regelmässige Form herstellen: ἐκάλεσ' ἐκάλεσ' ἃ βαρβάρῳ βοᾷ.

ἵππι᾽ ἄναξ Πόσειδον, ᾧ   –́⏑ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ ⌴
χαλκοκρότων ἵππων κτύπος   –́⏑ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ ⌴
καὶ χρεμετισμὸς ἀνδάνει   –́⏑ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ ⌴
καὶ κυανέμβολοι θοαὶ   –́⏑ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ ⌴
μισθοφόροι τριήρεις,   –́⏑ ⏑ — ⏑ –́ — Λ ‖
μειρακίων θ᾽ ἅμιλλα λαμ-   –́⏑ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ ⌴
πρυνομένων ἐν ἅρμασιν   –́⏑ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ ⌴
καὶ βαρυδαιμονούντων·   –́⏑ ⏑ — ⏑ –́ — Λ ‖
δεῦρ᾽ ἔλθ᾽ ἐς χορόν, ὦ χρυσοτρίαιν᾽, ὦ   –́ ⏒ —⏑ ⏑ –́ —⏑ ⏑ –́ ⌴
δελφίνων μεδέων Σουνιάρατε,   –́ ⏒ —⏑ ⏑ –́ —⏑ ⏑ –́ ⏓ Λ ‖
ὦ Γεραίστιε παῖ Κρόνου   –́ ⏑ —⏑ ⏑ –́ ⏑ ⌴
Φορμίωνί τε φίλτατ᾽, ἐκ   –́ ⏑ —⏑ ⏑ –́ ⏑ ⌴
τῶν ἄλλων τε θεῶν Ἀθη-   –́ ⏒ —⏑ ⏑ –́ ⏑ ⌴
ναίοις πρὸς τὸ παρεστός.   –́ ⏒ —⏑ ⏑ –́ — Λ ‖

Wenn so leicht die zwei mitten drin stehenden eilfsilbigen Verse in der Weise, wie ich gethan habe, mit den übrigen Kolen des schönen Reiterliedes unter einen Takt gebracht werden können, so wird man doch nicht zweifeln, dass diese Skandierung die richtige und einzig richtige ist, hier so wenig wie in dem neu in Delphi gefundenen Päan des Philodamos, dessen Aehnlichkeit mit dem Reiterlied des Aristophanes schon der erste Herausgeber Weil, Bull. de corr. hell. XIX 411 anzumerken nicht versäumt hat; siehe Anhang No. 7.

Diesen beiden durchsichtigen Fällen füge ich noch eine dritte Strophe an, in der gleichfalls ein Asklepiadeus mit dipodischen Kolen und darunter auch ionischen verbunden ist, Eur. Ion 1229—1243:

οὐκ ἔστ᾽ οὐκ ἔστιν θανάτου   παρατροπὰ μελέᾳ μοι·
φανερὰ γὰρ φανερὰ τάδ᾽ ἤδη
σπονδᾶς ἐκ Διονύσου βοτρύων θοᾶς ἐχίδνας
σταγόσι μιγνυμένας φόνῳ.
φανερὰ θύματα νερτέρων,   συμφοραὶ μὲν ἐμῷ βίῳ,
λεύσιμοι δὲ καταφθοραὶ δεσποίνᾳ.
τίνα φυγὰν πτερόεσσαν ἢ   χθονὸς ὑπὸ σκοτίων μυχῶν
πορευθῶ, θανάτου λεύσιμον ἄταν ἀποφεύγουσα, τεθρίππων[1])
ὠκιστᾶν χαλᾶν ἐπιβᾶσ᾽   ἢ πρύμνας ἐπὶ ναῶν;

[1]) Die Konjektur von Wecklein *ἀποφεύγουσ᾽ ἢ τεθρίππων* ist mit dem ausser Frage stehenden ionischen Bau des Verses unvereinbar; sie wird aber auch von dem Sinne nicht verlangt: der Chor fragt zuerst, ob er in die Luft oder unter die Erde fliehen soll, und stellt dann davon unabhängig eine zweite Alternative, ob mit dem Wagen oder zu Schiff. Daher genügt es, nach *ἀποφεύγουσα* ein Komma zu setzen, um die zweite Frage von der ersten zu trennen.

—́ ⏒ — ⏒ —́⏑ ⏑ ⊔ ⏑́⏑ ⏑ —⏑ ⏑ —́ —
⏑⏑́ ⏑ — ⏑ ⏑́⏑ ⏑ — ⏒
—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ —
⏑⏑́ ⏑ —⏑ ⏑ —́ ⏑ ⊔
⏑⏑́ ⏑ —⏑ ⏑ —́ ⏑ ⊔ —́ ⏑ —⏑ ⏑ —́ ⏑ ⊔
—́ ⏑ —⏑ ⏑ —́ ⏑ ⊔ —́ ⏒ ⊔
⏑⏑́ ⏑ —⏑ ⏑ —́ ⏑ ⊔ ⏑́⏑ ⏑ —⏑ ⏑ —́ ⏑ —
⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ —
—́ ⏒ — ⏒ —́⏑ ⏑ ⊔ —́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ —

Aehnlich wie mit dem kleinen Asklepiadeus verhält es sich mit dem grossen Asklepiadeus und den anderen, diesen verwandten Metren, wie in der zweiten Strophe des berühmten Hymnus auf Athen, OC. 694—706 =:

ἔστιν δ' οἷον ἐγὼ γᾶς Ἀσίας οὐκ ἐπακούω
οὔτ' ἐν τᾷ μεγάλᾳ Δωρίδι νάσῳ Πέλοπος πώποτε βλαστόν,
φύτευμ' ἀγήρατον αὐτόποιον,
ἐγχέων φόβημα δαΐων,
ὃ τᾷδε θάλλει μέγιστα χώρᾳ
γλαυκᾶς παιδοτρόφου φύλλον ἐλαίας·
τὸ μέν τις οὔτε νεαρὸς οὔτε γήρᾳ
συνναίων ἁλιώσει χερὶ πέρσας· ὁ γὰρ εἰσαιὲν ὁρῶν κύκλος
λεύσσει νιν μορίου Διὸς χἀ γλαυκῶπις Ἀθάνα.

—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ —
—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ —⏑⏑ —́ —
⏑ —́ ⏑ ⊔ —́ ⏑ — ⏑ —́ —
⏒ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —
⏑ —́ ⏑ ⊔ —́ ⏑ — ⏑ —́ —
—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ —
⏑ —́ ⏑ — ⏑ ⏑⏑́ ⏑ — ⏑ —́ —
—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ —
—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ ⏑ ⊔ —́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ ⏓

Die vorstehende Analyse steht zwar nicht nach allen Seiten sicher, da in den Versen 2 und 7 der Text der Antistrophe mit dem der Strophe nicht vollständig übereinstimmt; aber da ist der Mangel der Kongruenz entweder durch Emendation zu beseitigen oder als nicht unerlaubt ruhig hinzunehmen; gegen die Richtigkeit der dipodischen Messung selbst ist daraus keineswegs ein Argument abzuleiten.

Die Asklepiadeen und die verwandten Verse enthalten also nur scheinbar Tripodien, thatsächlich sind sie so skandiert worden, dass die Tripodien nicht zur Geltung kamen, sondern die Verse als Ganzes in Dipodien zerfielen, wie

—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — (Ran. 324 in ion. Str.)
—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — (Phil. 175. 715)
—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ — (Ai. 629, OC. 701)
—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ — (OC. 694)
—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — (OC. 704)
—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏒ (Rhes. 366)
—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ — (Ion 1232).

Hephästion stellt bereits, wie oben gesagt, die dipodische Messung auf, nur dass er als Grundmass hier wie in dem verwandten Glykoneus den Antispast annimmt. In berechtigter Abneigung gegen den unrhythmischen Antispast nahm Hermann lieber choriambische Messung an, indem er dem ersten Choriambus seine sogenannte Basis vorausgehen liess. Also auch er, der grosse Begründer der modernen Metrik, legte dem Hauptstock ein dipodisches Metron zu grund. Wenn wir ihm nicht durchweg folgen, so bewegen uns die starken Bedenken, die von fast allen Metrikern der Neuzeit gegen jene Hermannische Basis geltend gemacht wurden. Indes muss ich doch offen bekennen, dass mir selbst die dipodische Messung der Asklepiadeen für die ältere Zeit, also speciell für die Asklepiadeen des Alkäus

ἦλθες ἐκ περάτων γᾶς ἐλεφαντίναν
λάβαν τῶ ξίφεος χρυσοδέταν ἔχων

nicht ganz ausser Frage steht. Die lesbischen Dichter hatten nämlich noch nicht jene starke Abneigung gegen die Verbindung von dipodischen Kolen mit tripodischen, die wohl durch Anakreon aufkam und von dort auf die scenischen Dichter Attikas überging. Ich gebe also zu, dass Alkäus sich vielleicht den von ihm erfundenen Asklepiadeus aus zwei katalektischen Tripodien zusammengesetzt dachte; schade nur, dass weder bei ihm noch bei den Attikern die Cäsur einen festen Ausschlag gibt. Denn es stehen Verse mit verschiedener Cäsur unmittelbar neben einander, wie Alc. fr. 37 und 43

— ⏗ — ◡ ◡ —, — ◡ ◡ — ◡ — und — ⏗ — ◡ ◡ — —, ◡ ◡ — ◡ —

ἦλθες ἐκ περάτων γᾶς ἐλαφαντίναν.
κτένναισ' ἄνδρα μαχαίταν βασιλήϊων.

— ⏗ — ◡ ◡ —, — ◡ ◡ —, — ◡ ◡ — ◡ — und — ⏗ — ◡ ◡ — —, ◡ ◡ — —, ◡ ◡ — ◡ —

τέγγε πλεύμονα οἴνῳ· τὸ γὰρ ἄστρον περιτέλλεται.
πλέαις κακ κεφαλᾶς, ἀ δ' ἐτέρα τὰν ἐτέραν κύλιξ.

Erst der Dichter der Skolien (no. 17. 18. 19) und nach ihm Horaz haben in die Cäsuren dieser Verse feste Regeln gebracht.

3. Ich komme nun zu dem Hauptgegenstand dieses Kapitels, zu den vereinzelt stehenden katalektischen Tripodien. Dabei schliesse ich aber zwei Arten aus, erstens diejenigen, auf die ein anakrusischer Vers folgt, wie Hipp. 127

ποταμίᾳ δρόσῳ
τέγγουσα θερμᾶς δ' ἐπὶ νῶτα πέτρας,

denn diese gehen eben durch die ergänzende Silbe im Anfang des folgenden Verses aus katalektischen Tripodien in akatalektische über; und zweitens diejenigen, deren erstem Fuss eine lange Silbe vorausgeht, wie *εἴην ὅθι δαΐων* (OC. 1044); denn auch bei diesen ist es zweifelhaft, ob sie noch akatalektische Tripodien sind, da möglicher Weise, um mich ganz vorsichtig zu äussern, jene beginnende Länge kein Auftakt ist, sondern mit zum ersten Fuss gehört. Ausserdem bemerke ich gleich einleitend, dass bei den hier zu besprechenden Tripodien sehr viel auf die Stellung ankommt, die sie in der Strophe oder Periode einnehmen. Ich werde daher unterscheiden: 1) Tripodien im Eingang einer Periode (*προῳδικά*), 2) Tripodien am Schluss einer Periode (*ἐπῳδικά* oder clausulae), 3) Tripodien an vorletzter Stelle (*παρατέλευτα*), 4) sonstige Tripodien.

Als Proodikon geht eine iambische Tripodie voraus Iph. Aul. 233

καὶ κέρας μὲν ἦν — ⏑ — ⏑ —
δεξιὸν πλάτας ἔχων —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —

Iph. Aul. 256 =

τοῖς δὲ Κάδμος ἦν — ⏑ — ⏑ —
χρύσεον δράκοντ᾽ ἔχων —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —

Iph. Aul. 1491

ὦ νεάνιδες,[1]) — ⏑ — ⏑ —
συνεπαείδετ᾽ Ἄρτεμιν ⏑⏑́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —

Med. 155 =

εἰ δὲ σὸς πόσις — ⏑ — ⏑ —
καινὰ λέχη σεβίζει —́⏑ ⏑ — ⏑ —́ —

Ion 503

ἵνα τεκοῦσα τις ⏑⏑ ⏑ — ⏑ —
παρθένος, ὦ μελέα, βρέφος —́⏑ ⏑ —⏑ ⏑ —́ ⏑ —

In ähnlicher Weise ist eine logaödische Tripodie (— ⏑ —⏑ ⏑ — oder —⏑ ⏑ — ⏑ —) als Proodikon gebraucht[2])

Aesch. Suppl. 630 =, nach anapästischem System:

νῦν ὅτε καὶ θεοὶ —⏑ ⏑ — ⏑ —
Διογενεῖς κλύοιτ᾽ εὐκταῖα γένει χεούσας —́⏑ ⏑ — ⏑ —́ — —́⏑ ⏑ — ⏑ —́ —

Phil. 177 =

ὦ παλάμαι θεῶν, —⏑ ⏑ — ⏑ —
ὦ δύστανα γένη βροτῶν —́ ⏑̄ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ —

Choeph. 345 =

εἰ γὰρ ὑπ᾽ Ἰλίῳ —⏑ ⏑ — ⏑ —
πρός τινος Λυκίων, πάτερ —́ ⏑ —⏑ ⏑ —́ ⏑ —

ebenso Phil. 1090, Rhes. 367, Hipp. 545.

Die Stelle eines Proodikon vertritt eine iambische Tripodie mit vorausgehendem kurzen Auftakt Ag. 198 =

ἐπεὶ δὲ καὶ πικροῦ ⏑ — ⏑ — ⏑ —
χείματος ἄλλο μῆχαρ —́⏑ ⏑ — ⏑ —́ —

---

1) So nach cod. P Wecklein. Hermann schrieb ohne Grund *ἰὼ ἰὼ νεάνιδες.*

2) Die Kola —⏑ ⏑ — ⏑ — und ⏑⏑ ⏑ — ⏑ — können auch als Dochmien gefasst werden, und werden so vielfach gefasst, so dass die Herausgeber auch von einem Dochmius und einer nachfolgenden Tetrapodie oder Hexapodie reden.

S. El. 479 =

ὕπεστί μοι θράσος[1])	⏑ — ⏑ — ⏑ —
ἁδυπνόων κλυοῦσᾳ	⏑́ ⏑ — ⏑ —́ —
ἀρτίως ὀνειράτων	—́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —

ebenso Ion 112 =, Suppl. 778 =, El. 167 =, Pind. O. IX 1.

4. Als Epodikon oder Clausula finden wir eine iambische Tripodie verwendet in dem hübschen Lied der spartanischen Jungfrauen Lys. 1307

τᾷ σιῶν χοροὶ μέλοντι	—́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ — ⏑
καὶ ποδῶν κτύπος.	—́ ⏑ — ⏑ —

Lys. 1215

ἁγῆται δ' ἁ Λήδας παῖς ἁγνά	— —́ —, — —́ —, — —́ —,
χοραγὸς εὐπρεπής.	⏑ —́ ⏑ — ⏑ —

Iph. A. 295 =

ἄιον καὶ ναυβάταν	—́ ⏑ — ⏑̄ —́ ⏑ —
εἰδόμαν λεών.	—́ ⏑ — ⏑ —

Aesch. Suppl. 137 =

ἀχείματον μ' ἔπεμπε σὺν πνοαῖς φίλαις,	⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —
οὐδὲ μέμφομαι.	—́ ⏑ — ⏑ —

Hec. 168 =

πήματ', ἀπωλέσατ' ὠλέσατ', οὐκέτι μοι βίος	—́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑
ἀγαστὸς ἐν φάει.	⏑ —́ ⏑ — ⏑ —

ähnlich Hec. 210, Andr. 799.

Die Tripodie bildet die Clausula eines Verses:

—́ ⏑ — —́ ⏑ — ⏑ —

νερτέρων [Περσέφασσα] καλλίπαις θεά (Or. 964 =).[2])

⏑ —́ ⏑ — —́ ⏑ — ⏑ —

ἔμελλεν εἴσω μέλαν ξίφος (Or. 1472).

⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —

ἔκλησε δ' ἄλλον ἄλλοσ' ἐν στέγαις (Or. 1448).[3])

Die logaödische Clausula —⏑ ⏑ — ⏑ — gleicht ebenso wie die iambische mit Auflösung der ersten Länge ⏑ ⏑ ⏑ — ⏑ — einem Dochmius, so dass man leicht eine solche Tripodie lieber für einen Dochmius halten möchte. Das macht aber keinen Unterschied, da ja, wie

[1]) Der entsprechende Vers der Antistrophe ist unsicher; ich schreibe dem Sinn, nicht dem Metrum zulieb *πρὸ τῶνδέ τοι θράσος* (*τοί μ' ἔχει* Laur.). Die Bedenken und Aenderungen von Gleditsch und Kaibel halten nicht Stand.

[2]) Der Vers steht nicht ganz fest, da um ihn zu erhalten, *Περσέφασσα* in der Strophe auszuwerfen, und in der Antistrophe *φοινία ψῆφος ἐν πόλει* (*πολίταις* codd.) zu schreiben ist.

[3]) Hermann schreibt gegen die Hss. *ἐν στέγαισιν,* ohne dringende Not.

wir oben sahen, auch der Dochmius als ein dreifüssiges Kolon zu fassen ist. Solche Tripodien oder Dochmien finden sich z. B. S. El. 243 und Hec. 185 nach anapästischen Dimetern, ferner S. El. 121 =

φεῦ φεῦ τῶν σχετλίων πόνων — ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ —
καὶ στυγερᾶς ζόας. — ⏑⏑ — ⏑ —

Aesch. Cho. 786 =

τὸ σῶφρον εὖ μαιομένοις ἰδεῖν ⏑ — ⏑ — —⏑ ⏑ — ⏑ —

Sehr häufig sind die tripodischen Versschlüsse bei Pindar, wie O. I 6

ἄλλο θαλπνότερον ἐν ἁμέρᾳ φαεννὸν ἄστρον ἐρήμας δι' αἰθέρος.

— ⏑ — ⏑ ⏑⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —⏑ ⏑ — — ⏑ — ⏑ —

ferner O. IV ep. 5, XIV 9. P. VIII 7, X 4 und 6, N. III 3, IV 5. I. VII 5 und ep. 7, I. VIII 10; ebenso Bacchyl. XVIII 7.

Die Tripodien im Anfang (*προῳδικά*) und am Schluss (*ἐπῳδικά*) von Versen und Perioden erregen am wenigsten Anstoss, da sie eine doppelte Entschuldigung zulassen. Denn einmal nehmen die Einleitungs- und Schlusskola überhaupt eine privilegierte Stellung ein, so dass auch eine Abweichung von der dipodischen Messung der übrigen Glieder der Periode nicht allzusehr auffallen darf. Sodann bietet sich auch für beide Fälle eine plausibele rhythmische Erklärung: jede Periode schliesst mit einer Pause; wenn daher im Worttext das Schlusskolon (clausula) nur $2^1/_2$ Füsse hatte, so konnten in der begleitenden Musik die fehlenden $1^1/_2$ Füsse durch die über die Textpause sich erstreckende Modulation ausgefüllt werden. Im Anfang der Periode aber war die andere Möglichkeit geboten, dass die Musik früher anhob und der Sänger mit dem Text erst bei dem zweiten Halbtakt einfiel. Stützend fällt für diese Annahme die auch sonst wahrnehmbare ähnliche Textgestalt Pindars in die Wagschale. Denn in mehreren Oden O. VII, XIII, P. IX, N. X, I. VII ist der erste Vers der Strophe ein sogenannter *ἀκέφαλος στίχος* d. i. einer, dessen erstem Kolon der Kopf fehlt, so dass z. B. statt der vollständigen Form — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — — nur die vorn verstümmelte ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — — vorhanden ist. Recht bezeichnend ist, dass auch eine daktylo-epitritische Strophe der Tragödie mit einem solchen kopflosen Vers beginnt, nämlich Hec. 905

σὺ μέν, ὦ πατρὶς Ἰλιάς
τῶν ἀπορθήτων πόλις οὐκέτι λέξει.

Bezüglich der tripodischen Clausula verdient es überdies Beachtung, dass sich eine solche auch bei den altlateinischen Komikern findet, wiewohl diese sonst so konsequent die dipodische Messung durchgeführt haben, wie Plaut. Pseud. 1285

vox viri pessumi | me exciet foras — ⏑ — — ⏑ — | — ⏑ — ⏑ —

Ebenso wenig wie die Tripodien am Anfang und am Schluss der Perioden sprechen gegen die Regel der dipodischen Messung die ganz vereinzelt stehenden, einen in sich abgeschlossenen Gedanken enthaltenden Tripodien, wie wenn im Ion. 222 der Tempelknabe dazwischen singt

οὐ θέμις, ὦ ξένοι,

oder der Dichter in Aristoph. av. 945 das Citat des pindarischen Hyporchems abbricht mit der Aufforderung

ξύνες ὅ τοι λέγω.

5. In den bis jetzt besprochenen Fällen haben wir für den Gebrauch einer katalektischen Tripodie neben Tetrapodien oder sonstigen dipodischen Versen eine Erklärung und Rechtfertigung beizubringen gesucht. Nun bleiben allerdings noch einige Dutzend von Fällen übrig, wo die bisherigen Entschuldigungsgründe versagen. Ich gehe dabei rasch über die Stellen weg, wo sich die anstössige Tripodie leicht durch bessere Kolometrie beseitigen lässt und auch in den sorgfältigeren Ausgaben meist schon beseitigt ist, wie

Ag. 424 f.

παραλλάξασα διὰ χερῶν βέβακεν | ὄψις οὐ μεθύστερον

⏑ –́ – –́ ⏑ ⏑⏑ ⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ –

nicht: παραλλάξασα διὰ χερῶν
βέβακεν ὄψις οὐ μεθύστερον

Choeph. 322

τέκνον φρόνημα τοῦ θανόντος οὐ δαμάζει

⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ – ⏑̄

nicht: τέκνον φρόνημα τοῦ
θανόντος οὐ δαμάζει

Phil. 1132

ἄρθμιον ὧδέ σοι οὐκέτι χρησόμενον τὸ μεθύστερον

–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑

nicht: ἄρθμιον ὧδέ σοι
οὐκέτι χρησόμενον τὸ μεθύστερον

Trach. 893

ἔτεκ' ἔτεκε μεγάλαν ἁ
νέορτος ἅδε νύμφα

nicht: ἔτεκεν ἔτεκεν μεγάλαν
ἁ νέορτος ἅδε νύμφα

Herc. 768

βέβακ' ἄναξ ὁ καινός, ὁ δὲ παλαίτερος

nicht: βέβακ' ἄναξ ὁ καινός,
ὁ δὲ παλαίτερος

Herc. 776 mit Hermann's Umstellung von ἔτλα

χρόνου γὰρ οὔτις τὸ πάλιν εἰσορᾶν ἔτλα

nicht: χρόνου γὰρ οὔτις ἔτλα
τὸ πάλιν εἰσορᾶν

Heracl. 356

μεγαληγορίαισι δ' ἐμὰς φρένας οὐ φοβήσεις

nicht: μεγαληγορίαισι δ' ἐμὰς
φρένας οὐ φοβήσεις

Bacch. 875

βροτῶν ἐρημίαις σκιαροκόμου τ' ἐν ἔρνεσιν ὕλας

6. Von Tripodien die nicht wegkorrigiert werden können, gibt es, abgesehen von Pindar, der hier eine abweichende Stellung einnimmt,[1]) nur ganz wenige und diese stehen fast alle an vorletzter Stelle (*παρατέλευτα*), nämlich Ant. 104 =

ἐφάνθης ποτ', ὦ χρυσέας
ἁμέρας βλέφαρον,
Διρκαίων ὑπὲρ ῥεέθρων μολοῦσα.[2])

Ant. 860 =

ἁμετέρου πότμου
κλειναῖς Λαβδακίδαισιν.

Oed. Col. 129 =

τᾶνδ' ἀμαιμακετᾶν κορᾶν,
ἃς τρέμομεν λέγειν
καὶ παραμειβόμεσθ' ἀδέρκτως.

Alc. 971 =

φάρμακα πολυπόνοις
ἀντιτεμὼν βροτοῖσιν.

ferner Ai. 1209, Iph. A. 208, Hec. 473, Bacch. 117.

Von den vorbezeichneten Stellen kann die aus OC. 129 leicht mit der dipodischen Gliederung in Einklang gebracht werden, da das nachfolgende Kolon mit einem Daktylus anfängt, so dass sich für die zwei Kola zusammen die Skandierung ergibt

–́◡ ◡ — ◡ –́ —◡ ◡ –́ ◡ — ◡ –́ —

Auch in den Stellen Ai. 1209 und Bacch. 117 lässt sich die erste Silbe des nachfolgenden Kolon rhythmisch zum vorausgehenden ziehen und auf solche Weise die katalektische Tripodie in eine minder anstössige akatalektische verwandeln

–́◡ ◡ — ◡ –́ ∧ ◡ –́ — ◡ ◡ –́ ◡ —

Aber an den übrigen Stellen ist auch diese Aushilfe versperrt und bleibt nur die Ausflucht, dass die Dichter in dem Streben durch ein kurzes Parateleuton den Periodenschluss einzuleiten, statt der gesetzlich zulässigen daktylischen Tripodie auch eine logaödische dem Schlussvers vorauszuschicken sich erlaubten.

Die langwierige Untersuchung, in der wir die Ausnahmen von der dipodischen Gliederung zu konstatieren und zu entschuldigen suchten, wird manchen Leser so peinlich berühren, dass er es vorziehen möchte die Regel, von der man doch so viele Ausnahmen und Einschränkungen annehmen müsse, lieber gar nicht gelten zu lassen und Tripodien neben Tetra-

---

[1]) Pindar hat mitten im Vers Tripodien O. I ep. 3. O. XIV 4 und 5. P. VI 5. P. VII ep. 4. P. X 4 und ep. 6. N. III 7 und ep. 3. I. VIII 7; er scheint eben noch mehr Gebrauch von der älteren Freiheit der Lyriker, welche Tripodien neben dipodischen Versen duldeten, gemacht zu haben.

[2]) Darüber Näheres im Anhang unter No. 7, wo die ganze Strophe zergliedert ist. — In den Versen, in denen an zweiter Stelle eine Länge steht, wie Ant. 136 und Hec. 473, liesse sich auch durch dreizeitige Messung der beginnenden Längen helfen

–́ — –́ ◡ —

aber ich habe meine grossen Bedenken gegen dreizeitige Messung einer Länge, an deren Stelle sonst eine Kürze oder syll. anc. steht.

podien einfach ruhig hinzunehmen. Gegenüber einer solchen Laxheit muss ich aber doch betonen, dass die Ausnahmen, wenn es ihrer auch ein paar Dutzend gibt, doch nur einen verschwindenden Bruchteil bilden von den Versen und Strophen, die sich der Regel fügen, und dass dem unbefangenen Kritiker überall neben den ausnahmslosen Gesetzen auch Neigungen der Sprache und Autoren begegnen, die zwar Ausnahmen nicht absolut ausschliessen, aber doch im grossen Ganzen die Sprache und Dichtung beherrschen. Man klagt, dass für die logaödischen oder äolischen Strophen noch nicht so sichere Regeln wie für die daktylo-epitritischen aufgefunden sind; um so mehr thut man unrecht, wenn man die entschiedene Neigung der Dichter zum dipodischen Aufbau der Logaöden zurseite schiebt und nicht von ihr aus bessere Einsicht in den Bau der logaödischen Gesänge zu gewinnen sucht. Zwei Vorschriften ergeben sich jedenfalls aus unserer Untersuchung für den Metriker und Kritiker: erstens dass er in iambisch-trochäischen und logaödischen Gedichten wo immer möglich dipodische Kola und Perioden zu gewinnen suche, und zweitens dass er auf der anderen Seite sich hüte in den proodischen, epodischen und vorletzten Gliedern mit Konjekturen dipodische Anlage zu erzwingen.

7. Pentapodien. In engstem Zusammenhang mit den Tripodien stehen die Pentapodien: insoweit jene neben dipodischen Versen unzulässig sind, sind es auch diese;[1]) der Unterschied besteht nur darin, dass Fünffüssler überhaupt eine weit seltenere Anwendung in der antiken Poesie hatten. Vollständige Pentapodien können als brachykatalektische Trimeter keinem Anstand begegnen: sie kommen am meisten zum Abschluss einer dipodischen Periode vor, wie Ag. 105

κύριός εἰμι θροεῖν ὅδιον κράτος αἴσιον ἀνδρῶν
ἐκτελέων· ἔτι γὰρ θεόθεν καταπνείει

Phoen. 248

κοινὸν αἷμα, κοινὰ τέκεα
τᾶς κερασφόρου πέφυκεν Ἰοῦς.

Aeschylos gebraucht auch gern die daktylische Pentapodie mit schliessendem Spondeus als *παρατέλευτον* vor dem Schlusskolon, wie Ag. 174

Ζῆνα δέ τις προφρόνως ἐπινίκια κλάζων
τεύξεται φρενῶν τὸ πᾶν.

Anstoss aber muss die unvollständige Pentapodie neben dipodischen Versen erregen, da sie in ein dipodisches Mass ebenso wenig wie die katalektische Tripodie gebracht werden kann. Beachtenswert ist, dass ein alter Dichter selbst, Aristophanes in den Fröschen 1313 und 1340 die Unregelmässigkeit dieser Bildung andeutet, indem er in das Potpourri fehlerhafter Verse der modernen Lyrik auch zwei logaödische Pentapodien V. 1313 und 1340 einmischt:

αἵ θ' ὑπωρόφιοι κατὰ γωνίας
ὡς ἂν θεῖον ὄνειρον ἀποκλύσω.

---

[1]) Die Pentapodien bei Sophokles und Euripides sind neben den Tripodien vollständig zusammengestellt in den sorgfältigen Dissertationen von Walt. Berger De Sophoclis versibus logaoedicis, Bonn 1864, und Alb. Groeppel De Euripidis versibus logaoedicis, Lipsiae 1890.

Gesichert gleichwohl sind in unseren Texten folgende Pentapodien:

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —

δυσσεβίας μὲν ὕβρις τέκος ὡς ἐτύμως (Eum. 534 =)
τῶν μεγάλων Δαναῶν ὕπο κληζομέναν (Ai. 225 =)
ὤλεσεν ὤλεσε Πέργαμα Δαρδανίας (Hel. 384)
Ἰλιόθεν δ' ἔκλυόν τινος ἐν λιμέσιν (E. El. 452 =)
ἱζόμενος μελέας ἐπὶ φυλλοκόμου (Av. 742)
Οὐρανίδα γόνον εὐρυμέδοντα Κρόνου (Pind. P. III 4)
Ἀμφιτρυωνιάδαν θρασυμήδεα φῶθ' (Bacchyl. XVI 15).

Diese Versform darf wohl nach der grossen Zahl von Belegen als gesichert gelten, wenn auch teilweise eine andere Messung versucht werden könnte und insbesondere die Fälle, wo der nachfolgende Vers mit einem Vortakt beginnt wie P. III 4, nicht zur Klasse der katalektischen Verse zählen. Aber der Gebrauch von trochäischen Pentapodien darf aus diesen daktylischen Pentapodien noch nicht gefolgert werden, da den daktylischen Reihen nicht von Hause aus die dipodische Messung eigen war.

◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ —

σὲ μὲν οὖν καταλεύσομεν, ὦ μιαρὰ κεφαλή (Ach. 285).

Dieser anapästische Vers, dem der Chor alsdann Kretiker und Päonen nachfolgen lässt, muss im raschesten Tempo gesprochen werden, so dass ein Fuss auf den andern folgt, nicht zwei zu einer Dipodie verbunden werden (Messung *κατὰ πόδα*, nicht *κατὰ διποδίαν*).

◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ⏓ —

Μενέλα· διὰ γὰρ πυρὸς ἦλθ' ἑτέρῳ λέχει (Andr. 487 =)
μεγαλαγορίαν ὑπεράνορα κοιμίζεις (Phoen. 184)
ἵνα Βάκχιος ἀμφιπύρους ἀνέχων πεύκας (Ion. 716)
χθόνιον μετὰ Περσεφόνας τ' ἐδόκουν ναίειν (Ion. 1442)
βάρος ἀντίπαλον δακρύοισιν ἁμιλλᾶται (Herc. 1209).

Diese Verse kommen bei der Frage über dipodische Messung nur wenig in Betracht, weil fast durchweg ein Vers mit Auftakt, der zur Ergänzung des vorausgehenden Fusses gezogen werden kann, nachfolgt, und weil meist die vorletzte Silbe lang ist, wodurch für den Schluss die Möglichkeit einer anderen Messung sich ergibt.

—◡ ◡ —◡ ◡ —◡ ◡ — ◡ —

τᾷδέ με τᾷδε με πρόσλαβε κουφίσας (Trach. 1025 =).

Der Vers steht in Umgebung von Dochmien und hat darin seine Entschuldigung.

— — — ◡ —◡ ◡ — ◡ —

ἐμπαίζουσα λείμακος ἁδοναῖς (Bacch. 866 =).

Dass der Vers, der den Schluss eines Absatzes bildet, als katalektische Pentapodie gefasst werden müsse, ist nicht ausgemacht, da die zwei ersten Silben in Strophe und Antistrophe lang sind, also auch als Doppelspondeus (— —) gefasst werden können. Im übrigen bildet der Vers den Schluss einer Periode, so dass er durch seine Stellung eine ähnliche Entschuldigung hat wie die Schlusstripodie.

— ⌣ — ⌣ — ⌣ — ⌣ ⌣

ἐξερῶ μέγ' οἷον οὔτινα (Ai. 425).

Dieses Beispiel ist ganz unsicher, da ein Vers mit Auftakt folgt, der also zur Ergänzung des vorausgehenden Verses gezogen werden kann.

⌣ — ⌣ — ⌣ — ⌣ — ⌣ —

Auch diese Versform ist nicht sicher: in Phoen. 337

σὲ δ', ὦ τέκνον, καὶ γάμοισι δὴ κλύω
ζυγέντα παιδοποιὸν ἁδονὰν
ξένοισιν ἐν δόμοις ἔχειν

folgt auf die Pentapodie ein Auftakt, der also zur Ergänzung der vorausgehenden Pentapodie gezogen werden kann; Pers. 552

Ξέρξης δὲ πάντ' ἐπέσπε δυσφρόνως

hat Dindorf, um die Disharmonie mit den vorausgehenden Dimetern

Ξέρξης μὲν ἄγαγεν, τοτοῖ,
Ξέρξης δ' ἀπώλεσεν, τοτοῖ,

zu beseitigen, Ξέρξης als Interpolation hinausgeworfen und geschrieben

τὸ πᾶν τ' ἐπέσπε δυσφρόνως.

Phoen. 1715

ΟΙ. ἰδοὺ πορεύομαι τέκνον,
σύ μοι ποδαγὸς ἀθλία γενοῦ.
ΑΝ. γενόμεθα γενόμεθ' ἄθλιαί
γε δῆτα Θηβαιᾶν μάλιστα παρθένων

ist wohl eine Pentapodie nach vorausgehender Tetrapodie überliefert, lässt aber die naturgemässe Symmetrie zwischen den Worten des Oedipus und denen der Antigone vermuten, dass, wie schon Hermann angenommen hat, in V. 1715 ein Fuss (*σὺ δή, σύ μοι*.. Hermann, *σὺ δῆτα μοι* Westphal, *σὺ δ' ἀθλίου γενοῦ ποδ. ἀθλία* Hartung) ausgefallen ist.

Was sonst noch von katalektischen Pentapodien überliefert ist und in den Ausgaben steht, lässt sich ohne Schwierigkeit, zum Teil durch blosse Aenderung der Kolometrie wegemendieren. Ich schreibe also

Tro. 290

βέβακα δύσποτμος οἴχομ' ἁ
τάλαινα δυστυχεστάτῳ

statt βέβακα δύσποτμος, οἴχομαι
ἁ τάλαινα δυστυχεστάτῳ.

Iph. Taur. 1149

εἰς ἔριν ὀρνυμένα πολυποίκιλα
φάρεα καὶ πλοκάμους περιβαλλομένα γένυσιν
ἐσκίαζον ⟨ὦπα.⟩

statt εἰς ἔριν ὀρνυμένα πολυποίκιλα φάρεα
καὶ πλοκάμους . . . . .

Iph. Aul. 285

Τάφιον ἦγεν ὧν Μέγης ἄ-
νασσε Φυλέως λόχευμα

statt Τάφιον ἦγεν ὧν Μέγης ἄνασσε
Φυλέως λόχευμα.

Choeph. 641

διαὶ Δίκας· τὸ μὴ θέμις [γὰρ οὐ]
λὰξ πέδοι πατούμενον.

Im Allgemeinen bestätigt auch dieses Kapitel die entschiedene Vorliebe der attischen Dichter für dipodische Messung der iambisch-trochäischen Verse und die daraus folgende Unsicherheit der katalektischen Tripodien und Pentapodien.

IV.

Versanfang.

1. Nichts bereitet dem Metriker bei Aufstellung metrischer Schemata mehr Verlegenheit als die Frage, wo der rhythmische Lauf seinen Anfang nehme und auf welche Silbe der erste Iktus zu setzen sei. Die Verlegenheit wächst dadurch, dass es sich nicht blos um unser Taktgefühl handelt, sondern auch um die Frage, ob die Alten beim Taktieren gleich verfahren seien. In der Natur der Sache liegt es, dass wir in der Erörterung dieser Fragen scheiden zwischen Reihen, die mit einer kurzen, also unbetonten Silbe beginnen, und solchen, die mit einer langen, und demnach voraussichtlich betonten Silbe anfangen. Aber diese Scheidung schon lässt sich nicht reinlich durchführen. Denn viele Reihen beginnen mit einer syll. anc.; ob aber eine lange Silbe zu Anfang einer Reihe eine wirkliche Länge oder eine irrationale von dem Werte einer syll. anc. sei, lässt sich nur dann mit einiger Sicherheit bestimmen, wenn viele gleiche Verse vorliegen oder mit anderen Worten, wenn das Gedicht aus mehreren Strophen besteht. Das ist aber durchaus nicht immer der Fall; umgekehrt sind die Fälle häufiger, wo der Strophe nur eine Antistrophe oder selbst gar keine gegenübersteht. Indem wir aber über die Schwierigkeit dieser Vorfrage ganz weggehen, wollen wir zuerst diejenigen Reihen behandeln, die mit einer kurzen oder zweifelhaften Silbe beginnen.

Da gilt nun bekanntlich bei uns Modernen die einfache Regel, dass der rhythmische Satz mit der ersten Hebung anfängt und dass, wenn der ersten Hebung eine unbetonte Silbe oder Note vorangeht, diese als Auftakt von der rhythmischen Reihe abgesondert und vor den ersten Taktstrich gesetzt wird. Diese Methode ist so einfach und gibt eine so gleichmässige Richtschnur für alle Verse, dass sie allgemeine Anerkennung verdient, die Poesie derjenigen Völker nicht ausgenommen, deren Theoretiker zur Erkenntnis dieses einfachen Gesetzes noch nicht gekommen waren. Aber fragen müssen wir doch immer, ob auch die Griechen schon dieses Verfahren kannten. Da müssen wir nun allerdings gestehen, dass dieses nicht ausgemacht ist, dass vielmehr die griechischen Musiker den Auftakt nicht abgesondert, sondern alle rhythmischen Reihen mit der ersten Silbe, mochte diese kurz oder lang sein, begonnen zu haben scheinen. Aber ich sage nur ‚scheinen‘, und betone diesen

reservierten Ausdruck namentlich dann, wenn man unter den Alten nicht blos die Grammatiker und Metriker des Altertums, sondern auch die massgebendsten Leute, die Dichter und Schöpfer der poetischen Formen versteht. Die griechischen Musiker haben allerdings die drei Arten des Rhythmus (*γένη ῥυθμοῦ*), das *γένος ἴσον, διπλάσιον, ἡμιόλιον*, auch *δακτυλικόν, ἰαμβικόν, παιωνικόν* genannt (so Aristoxenus rhythm. elem. p. 300 Mor.), haben also an zweiter Stelle den Ausdruck *τροχαϊκόν*, den wir nach unserer Theorie vorziehen würden, nicht gebraucht; aber thaten sie dieses mit Rücksicht auf irgend eine rhythmisch-musikalische Theorie oder nur deshalb, weil in ihrer Poesie die Iamben vorherrschten und an der Spitze der Dichter des zweiten Rhythmengeschlechts der Iambograph Archilochus stund? Es haben ferner schon die Dichter, nicht erst die Grammatiker, gern die ionischen Verse auf ⏑ ⏑ — oder auf einen katalektischen Ionikus schliessen lassen, wie Euripides in der Parodos der Schutzflehenden

ἱκετεύω σε γεραιὰ γεραιῶν ἐκ στομάτων πρὸς γόνυ πίπτουσα τὸ σόν

⏑ ⏑ ⏑́ — ⏑ ⏑ ⏑́ — ⏑ ⏑ ⏑́ — ⏑ ⏑ ⏑́ — ⏑ ⏑ ⏑́ — ⏑ ⏑ ⏑́ ∧

Aber that dieses Euripides, weil er es als Norm betrachtete, dass ein Vers katalektisch schliessen müsse, und dieser Norm in den Ionikern nur genügen zu können glaubte, wenn er die rhythmische Reihe mit den Kürzen beginnen lasse? Möglich; aber andere und ältere Dichter thaten dieses nicht. Sicher hat Alkäus in dem berühmten von Horaz nachgeahmten Gedicht

ἔμε δείλαν, ἔμε πάσαν κακοτάτων πεδέχοισαν

die Reihe mit einem vollen Ioniker enden lassen, und auch Aeschylos noch verschmähte den Ausgang auf einen katalektischen Ionikus, wenn er auch statt des vollen Ionikus des Alkäus andere Schlussformen liebte, wie in den Persern 70

λινοδέσμῳ σχεδίᾳ πορθμὸν ἀμείψας | Ἀθαμαντίδος Ἕλλας.

Wie wenig aber schon zur Zeit des Alkäus die Theorie, dass jede rhythmische Reihe von der ersten Silbe an zu zählen sei, allgemein feststund, sieht man am besten aus dem dritten Vers der von ihm benannten Strophe

⏓ ⏑́ ⏑ — ⏓ ⏑́ ⏑ — ⏓

λαῖφος δὲ πᾶν ζάδηλον ἤδη

Das ist ein hyperkatalektischer und damit ein regelwidriger Vers, wenn die Skandierung mit der ersten Silbe beginnt; er fügt sich aber der Regel, wenn man die erste Silbe, so wie wir es zu thun pflegen, als Auftakt absondert und somit den ganzen Vers als akatalektischen Dimeter mit vorausgehendem Auftakt betrachtet. Dabei ist noch besonders zu beachten, dass es überhaupt hyperkatalektische Verse nur im iambischen Rhythmus gibt, hier aber selbst noch bei Plautus.

Wir halten also unsererseits nicht blos an der Bentley-Hermann'schen Lehre vom Auftakt als der naturgemässen und praktisch empfehlenswertesten fest, sondern behaupten, dass auch die älteren und die besten Dichter der Griechen von ihr in der Praxis des Dichtens ausgingen. Aber die Theoretiker, das wollen wir zugeben, haben das andere Verfahren, in jedem Vers mit der ersten Silbe den Takt beginnen zu lassen befolgt, und dieses wahrscheinlich nicht erst in Alexandrien sondern schon in Athen und schon zur Zeit des Sophokles und Euripides. Das letztere schliesse ich daraus, dass um diese Zeit zu den alten hübschen Versen

des aufsteigenden ionischen Rhythmus die lendenlahmen, uns so unsympathischen fallenden Ioniker (Ionici a maiore) kamen und dass der aus der Verkennung des Auftaktes entsprungene Satz, dass die erste Silbe dieses Ionicus a maiore auch kurz sein dürfe,[1]) bereits faktische Anwendung bei den Dichtern und selbst bei Sophokles gefunden hat in den ionischen Tetrametern OR. 885 f.

Δίκας ἀφόβητος οὐδὲ δαιμόνων ἕδη σέβων
κακά νιν ἕλοιτο μοῖρα δυσπότμου χάριν χλιδᾶς.

Aber mag dem sein wie es wolle, aus praktischen und rationellen Gründen halten wir in dem Falle, dass der Vers mit einer Kürze oder einer zweifelhaften Silbe beginnt, an der Bentley-Hermannischen Lehre von dem Auftakt fest und notieren demnach vor wie nach den iambischen Vers

⏓ ⁝ –́ ⏑ – ⏓ –́ ⏑ – ⏓ –́ ⏑ – . . .

ohne deshalb das verschiedene Ethos der Iamben und Trochäen zu verkennen oder gar die Gesetze des daktylischen Versbaus auf den anapästischen übertragen zu wollen.[2])

Nicht so einfach stellt sich die Sache, wenn die Reihe mit einer Länge anfängt. Auch hier zwar ist der Weg geebnet, wenn auf die beginnende Länge eine Kürze folgt, wie in den trochäischen und daktylischen Versen; aber schwer fällt die Entscheidung, wenn der Vers mit zwei langen Silben beginnt. Wer da sagen wollte, dass dann die erste Länge eine Scheinlänge sei, in der That aber die Bedeutung einer syll. anc. habe, nähme doch die Sache zu leicht und beachtete zu wenig die faktischen Verhältnisse. In einem iambischen Trimeter können einmal dem ersten vollständigen Fuss zwei Kürzen als Auftakt vorausgehen

⏑⏑ ⁝ –́ ⏑ – ⏓ –́ ⏑ – ⏓ –́ ⏑ –

aber unerhört wäre es, wenn alle Trimeter eines Prologs mit zwei Kürzen begännen. Ebenso muss ein unbefangener Beobachter stutzig werden, wenn ein logaödischer Vers durchweg statt mit einer syll. anc. mit einer Länge anhebt. Solche Fälle gibt es aber, und da muss man denn doch sich fragen, ob denn jene beginnende Länge wirklich ein Auftakt und nicht vielmehr ein Teil des ersten Fusses ist, ob, um einen konkreten Fall anzuführen, der Vers

– – ⏑ ⏑ – . . . .

mit einem Daktylus und vorausgehender Anakrusis beginnt und nicht vielmehr mit einem Ionicus a maiore. In diesem Dilemma wird man aber um so eher zur Klarheit kommen, je grösser die Zahl der zum Vergleich sich bietenden Verse ist. Wir gehen also hier von Pindar aus, wo der Strophe nicht blos eine Antistrophe gegenübersteht, sondern oft zehn und mehr. Vorausgeschickt sei nur noch, dass die ganze Erscheinung mit der zunehmenden, auch in der Prosa hervortretenden Neigung, den Satz lieber mit einer langen als kurzen Silbe zu beginnen, zusammenzuhängen scheint.

2. Zuerst also stellen wir diejenigen Kola und Verse Pindars zusammen, die durchweg äusserlich mit einem Ionicus a maiore beginnen:

---

[1]) Hephaest. c. 15: *τῆς ἰωνικῆς καὶ βραχεῖαν τὴν πρώτην δεχομένης.*

[2]) Auch F. Leo, Zur neuesten Bewegung in der griech. Metrik S. 163 stimmt in das Feldgeschrei gegen die Bentley-Hermannische Lehre vom Auftakt nicht ein, spricht sich aber gegen den Ausdruck Anakrusis aus, weil man musikalische Termini in metrischen Dingen nicht ohne Not anwenden soll. Warum dieses Verbot? Die Lehre der alten Metriker ist eben dadurch auf so viele Abwege gekommen, dass sie sich von der Musik trennte; und wir sollten ihnen folgen?

— — ⏑⏑ | — ⏑ ⏗ |

O. I ep. 6 in 4 Strophen; P. XI ep. 3 in 4 Str.; N. VII 6 u. 7 in 10 Str.

— — ⏑⏑ | — ⏑ ⏑ — |

O. XIII ep. 1 in 5 Str.; O. IV ep. 4 u. 7 in je 1 Str.

— — ⏑ ⏑ | — ⏑ — ⏑ | ⏗ —

N. II 2 in 5 Str.; I. VII 4 in 6 Str.; ebenso Bacchyl. XIX 11 in 2 Str.

— — ⏑⏑ | — ⏑ — ⏑ |

N. III 1 in 8 Str.

Es beginnen ferner durchweg mit einem Antibacchius

— — ⏑ | — ⏑ ⏗ |

O. IV 8 in 2 Str.; O. XIV 9 in 2 Str.

— — ⏑ | —⏑ ⏑ ⏗ |

P. VIII 3 in 10 Str.; P. II ep. 7 in 4 Str.; P. X ep. 4 u. 5 in je 4 Str.; P. XI 2 in 8 Str.; N. IV 3 in 12 Str.

— — ⏑ | — ⏑ — ⏑ | . . .

N. III 5 in 8 Str.

— — ⏔ | — ⏔ —⏑ ⏑ | — ⏑ — ⏑ | ⏗ — |

P. VIII ep. 6 in 5 Str.

Bei dieser überwältigenden Zahl von Belegen hört eigentlich das Schwanken auf; hier ist die beginnende Länge keine syll. anc. und kein Auftakt, sondern gehört mit zum ersten Fuss. Wenn vorsichtige Kritiker gleichwohl nicht fest einzustimmen wagen, so hat dieses seinen Grund wohl darin, dass an anderen Stellen die erste Silbe nicht immer lang ist. Auch hier indes wird es darauf ankommen das Verhältnis der sich entgegenstehenden Fälle in Zahlen kennen zu lernen und die Abweichungen kritisch zu prüfen.

⏓ — ⏑ | — ⏑ ⏗ | . . .

I. VIII 10, im Schlussvers; hier steht in 6 Str. die geforderte Länge; nur in V. 10 steht *γε Ταντάλου λίθον*, was gewiss verderbt ist, wie auch Schroeder annimmt, wenn gleich eine evidente Verbesserung noch nicht gefunden ist.

⏓ — ⏔ | —⏑ ⏑ ⏗ | . . .

P. X ep. 3 und N. IV 2. In dem ersteren Gedicht stehen zwei Versen mit beginnender Länge zwei mit beginnender Kürze gegenüber; von den letzteren ist aber V. 17 mit Leichtigkeit schon von Moschopulos korrigiert, wenn sich auch Schroeder der Einsicht des byzantinischen Grammatikers verschliesst; auch V. 69 ist von Triklinios korrigiert, aber nicht mit gleicher Evidenz. Zu beachten ist ausserdem, dass auch die beiden folgenden Verse, ep. 4 und 5, mit — — ⏑ —⏑ ⏑ — beginnen und dieses Mal ausnahmslos in allen 6 Strophen. In dem zweiten Gedicht N. IV 2 sind in 12 Str. zwei Verse mit beginnender Kürze überliefert, V. 42 und 90; in dem ersten *ἔδωκε πότμος ἄναξ* empfiehlt sich die Besserung *ἄνδωκε* statt *ἔδωκε,* in dem zweiten *ὁ σὸς ἀείσεται παῖ* schlage ich für die offenbar korrupte Lesart jetzt vor *ἄεισ' ὁ σὸς τότε παῖ.*

⏓ — ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏗ |

O. IX 2; hier hat unter 8 Strophen nur die eine, Str. γ', die anstössige Kürze *θύγατρ' ἀπὸ γᾶς Ἐπειῶν*; die Konjektur des Triklinios *τὰν παῖδ'* statt *θύγατρ'* hat wenig Wahrscheinlichkeit, vielleicht diente die zwiespältige Natur des Vokals *υ* zur Entschuldigung.

⏓ — ⏑⏑ | — — |

O. IV 9; eine syll. anc. im Anfang würde sich ergeben, wenn man mit Schroeder sich scheute, die homerische Nebenform *Οὐλυμπιονίκαν* für die in den alten Hss. überlieferte Form *Ὀλυμπιονίκαν* herzustellen.

⏓ — ⏑⏑ | — ⏑ — ⏑ | ⏗ ⏓

N. IV 8, Schlussvers; hier haben 11 Str., nachdem V. 88 das überlieferte *θάλησε* mit Sicherheit entweder gebessert oder richtiger gemessen ist, die verlangte Länge; widerstrebend ist nur V. 64, den ich mit der von Schroeder in den Text aufgenommenen Konjektur *καὶ* (*τε* codd.) *δεινοτάτων* nicht zu heilen wage.

⏓ — ⏑ ⏑ | —⏑ ⏑ — ⏑ | — ⏑ ⏗ |

N. VI 7, Schlussvers; unter 6 Versen bietet blos einer, V. 51 *χαμαὶ καταβὰς Ἀχιλεὺς ἀφ' ἁρμάτων*, im Anfang eine Kürze, die leicht mit der in meiner Ausgabe vorgeschlagenen Konjektur entfernt werden kann.

Fragt man nun, wie die Silben des ersten Taktes mit den darauffolgenden Doppeltakten in Einklang gebracht werden können, so liegt es nahe zu messen:

⏗́ —⏑ ⏑ oder — — ⏑ ⏑ und ⏗́ — ⏑

Diese Messung würde ich auch unbedingt billigen, wenn nicht die wenn auch äusserst selten zugelassene, so doch immer nicht ausgeschlossene Anfangskürze im Wege stünde. Für diese Verse schlage ich also, da die bezeichnete Form nur am Kopfe des Verses vorkommt, die kopflose Messung ∧ ⏓ — ⏑ und ∧ ⏑ —⏑ ⏑ vor und habe nichts dagegen, wenn einer diese Messung, um die beiden so nah verwandten Formen nicht zu trennen, für alle Fälle in Anwendung bringt. Der Deutlichkeit wegen habe ich oben, um keine der beiden Möglichkeiten auszuschliessen, die sechszeitigen Doppeltakte mit Vertikalstrichen, statt durch Ikten angedeutet. Will man aber auf die Ikten nicht verzichten, so wird man entweder mit dem Setzen der Ikten erst bei dem zweiten Doppeltakt beginnen

— — ⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ — . .

oder im ersten Doppeltakt nur den Iktus des zweiten einfachen Fusses, und zwar zum Ausdruck der geringeren Stärke mit einem Punkt bezeichnen

— —̇ ⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ . .

Den beiden sechszeitigen Anfangstakten — — ⏑⏑ und ∧ — — ⏑ stellen sich noch zwei weitere Formen zur Seite, die ich doch kurz erwähnen muss. Es kann nämlich erstens den zwei Längen eine Anakrusis vorausgeschickt werden. Dann ergeben sich die beiden neuen Formen

⏑ —́ —⏑ ⏑ —́⏑ ⏑ —

ἐπειδὴ τὸν ὑπὲρ κεφαλᾶς (I. VIII 9)

⏑ —́ — ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —

φύονται δὲ καὶ νέοις ἐν ἀνδράσιν (O. IV ep. 8).

Zweitens findet sich nicht selten statt der ersten Länge eine Doppelkürze, wie

⏑⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — und ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — und ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ — —

τὸ μὲν Ἀρχιλόχου μέλος (O. IX 1, N. III ep. 5)
Δαναοῦ πόλιν ἀγλαοθρόνων (N. X 1)
τίνι τῶν πάρος ὦ μάκαιρα Θήβα (I. VII 1)
στεφανῶν ἀρετᾶν τε δεξιωτάταν ὀπαδόν (N. III 8).

Auch hier liegt es nahe den ersten Doppeltakt für einen Ionicus a maiore mit aufgelöster erster Länge zu erklären ⏑⏑ — ⏑ ⏑. Aber ein definitives Urteil über diese Messung wird man sich doch erst bilden dürfen, wenn man auch die entsprechenden Beispiele anderer Dichter in Betracht gezogen hat, wovon später.

Mit der Besprechung der pindarischen Formen habe ich in der Hauptsache auch schon den Gebrauch der scenischen Dichter umfasst. Denn diese bleiben wesentlich bei den schon von Pindar ausgebildeten Formen stehen; sie unterscheiden sich von dem pindarischen Vorbild wesentlich nur dadurch — und das ist überhaupt bedeutsam für das Verhältnis der Dramatiker zu den Lyrikern — dass sie gewisse Formen öfter hintereinander wiederholen, und dass sie einzelne Formen mit Vorliebe und fast typisch an bestimmten Stellen und in bestimmter Verbindung gebrauchen. Von diesen Gesichtspunkten aus bespreche ich gleichsam zur Ergänzung des Gesagten den Gebrauch der scenischen Dichter.

Ehe eine Kunst verfällt, pflegt sie noch eine Nachblüte dadurch hervorzubringen, dass sie von den vielen Formen, die eine schöpferischere Vergangenheit geschaffen, die schönsten auswählt und in populäre, leicht fassbare Verbindung mit einander bringt. Die populärste Verbindung ist aber die Wiederholung des gleichen Kolon mit einer leichten Variation am Schluss oder am Anfang und Schluss. Das ist die Form des von den attischen Dramatikern, besonders aber von dem volkstümlichsten derselben, von Aristophanes im Anschluss an Anakreon ausgebildeten *σύστημα ἐξ ὁμοίων*. Zu einem solchen System wurde nun auch das Telesilleion — — ⏑ ⏑ — ⏑ — zusammen mit seiner katalektischen Form — — ⏑ ⏑ — — gebraucht. Als hübsches Beispiel setze ich das Chorlied der in die Ekklesia ziehenden Frauen Eccl. 289—299 her, indem ich nach Weise der alten Metriker das Ende der einzelnen Perioden mit einer Paragraphos bezeichne:

	χωρῶμεν εἰς ἐκκλησίαν,	*ὦνδρες· ἠπείλησε γὰρ*
290	*ὁ θεσμοθέτης, ὃς ἂν*	*μὴ πρῴ πάνυ τοῦ κνέφους*
	ἥκῃ κεκονιμένος	*στέργων σκοροδάλμῃ,* —
	βλέπων ὑπότριμμα, μὴ	*δώσειν τὸ τριώβολον.* —
	ἀλλ', ὦ Χαριτιμίδη	*καὶ Σμίκυθε καὶ Δράκης,*
	ἕπου κατεπείγων, —	
295	*σαυτῷ προσέχων ὅπως*	*μηδὲν παραχορδιεῖς*
	ὧν δεῖ σ' ἀποδεῖξαι. —	
	ὅπως δὲ τὸ σύμβολον	*λαβόντες ἔπειτα πλη-*
	σίοι καθεδούμεθ', ὡς	*ὰν χειροτονῶμεν* —
	ἅπανθ' ὁπόσ' ἂν δοκῇ	*ταῖς ἡμετέραις φίλαις.*
300	*καίτοι τί λέγω; φίλους*	*γὰρ χρῆν μ' ὀνομάζειν.* —

Auch die Tragiker gebrauchen das von der Dichterin Telesilla benannte Metrum in öfterer Wiederholung, wie Soph. OC. 1044—9 =, wo nur an vorletzter Stelle ein vollerer dimeter epitritus steht:

εἴην ὅθι δαΐων	*ἀνδρῶν τάχ' ἐπιστροφαὶ*
τὸν χαλκοβόαν Ἄρη	*μίξουσιν ἢ πρὸς Πυθίαις*
ἢ λαμπάσιν ἀκταῖς.	

Statt der Länge im Anfang erlauben sich die Dramatiker und besonders Aristophanes öfter als Pindar eine Kürze zu setzen. Eine Kürze steht so bei Aristophanes ausser an den Stellen des oben ausgeschriebenen Liedes noch Equ. 1114. 1119. 1120. 1123. 1128, Pax 1336. 1338. 1340. 1346. 1357, Av. 1737, Thesm. 981.[1])

Sodann haben besonders gern die Tragiker unser Kolon in der doppelten Form — —⏑ ⏑ — ⏑ — und — — ⏑ —⏑ ⏑ — mit Glykoneen zu einer Periode oder Strophe verbunden, entweder so dass sie die Strophe mit einem solchen Kolon einleiteten und abschlossen, wie Soph. OR. 1186—94 =

ἰὼ γενεαὶ βροτῶν,	*ὡς ὑμᾶς ἴσα καὶ τὸ μη-*
δὲν ζώσας ἐναριθμῶ. —	
τίς γάρ, τίς ἀνὴρ πλέον	*τᾶς εὐδαιμονίας φέρει*
ἢ τοσοῦτον ὅσον δοκεῖν	*καὶ δόξαντ' ἀποκλῖναι; —*
τὸν σόν τοι παράδειγμ' ἔχων,	*τὸν σὸν δαίμονα, τὸν σόν, ὦ*
τλᾶμον Οἰδιπόδα, βροτῶν	*οὐδὲν μακαρίζω. —*

oder dass sie zwei solcher Kola hintereinander gebrauchten, wie Eur. Ion 461 f.

Φοιβήιος ἔνθα γᾶς
μεσσόμφαλος ἑστία,

oder endlich dass sie mit einem solchen Kolon als Proodikon eine Periode von der andern schieden, wie Eur. Hel. 1508 =

ναύταις εὐαεῖς ἀνέμων	*πέμποντες Διόθεν πνοάς·*
δύσκλειαν δ' ἀπὸ συγγόνου	*βάλετε βαρβάρων λεχέων, —*
ἂν Ἰδαίων ἐρίδων	*ποιναθεῖσ' ἐκτήσατο, γᾶν*
οὐκ ἐλθοῦσά ποτ' Ἰλίου	*Φοιβείους ἐπὶ πύργους. —*

Ich habe zuerst den verschiedenen Gebrauch unseres offenbar beliebten und populären Kolons zusammengestellt, um mir nun erst ein Urteil über seine Messung zu erlauben. Hätten wir lauter Verse wie die der Hekuba 475 f.

ὤμοι τεκέων ἐμῶν,
ὤμοι πατέρων χθονός,

so würde ich ohne Bedenken die von den alten Metrikern aufgestellte ionische Messung billigen

—́ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ — oder —́ —⏑ ⏑ —́ ⏑ —

---

[1]) Eine syll. anc. steht auch in Soph. OR. 468. 868. 885. 897, Eur. Heracl. 765, Iph. A. 581.

Aber die zahlreichen Fälle, wo die erste Silbe kurz oder zweifelhaft ist, besonders aber diejenigen, wo unser Kolon eine neue glykoneische Periode einleitet, in welchem Falle eine leere Zeit zur Scheidung der Perioden fast gefordert, jedenfalls sehr am Platze ist, machen mich doch geneigter im Anfang des Kolon eine leere Zeit anzunehmen, das ganze Kolon also zu messen

Λ ⏓ –⏑ ⏑ – ⏑ ⊔

Darnach gehörte also unser Kolon nicht zu den reinen Ionikern. Wie es mit den Versen der Telesilla stund, lässt sich nicht sagen, da wir kein ganzes Gedicht von ihr haben und das ausgehobene Musterkolon uns keine Garantie giebt, dass die Dichterin nirgends im Anfang eine syll. anc. zugelassen habe. Aber wie kamen die alten Theoretiker dazu, unser Kolon, auch wenn die erste Silbe kurz war und daher nicht den Iktus hatte, unter die Ioniker einzureihen? Ich denke, das erklärt sich am einfachsten durch die Annahme, dass in unserem Kolon unter allen Umständen die drittletzte Silbe den Hauptiktus hatte und dass dann die Metriker, indem sie den beliebten *πούς ἑξάσημος* zugrunde legten, das Ganze nicht als eine Tripodie mit vorausgehendem Auftakt fassten, sondern als einen Dimeter, dessen erstes Metrum entweder vollständig war – – ⏑ ⏑ oder die Ergänzung durch eine leere Zeit im Anfang zuliess Λ ⏓ – ⏑ ⏑. Mit unseren Noten lässt sich das nicht genau wiedergeben, aber am nächsten der Wahrheit wird doch die Messung kommen

Λ⏑ –̇⏑ ⏑ | –̈ ⏑ ⊔̇ |

Das besprochene Kolon bildet auch den Ausgang zu einem längeren Vers und zu dem beliebtesten unter den trochäischen und ionischen Versen, zu einem Tetrameter, wofür das berühmteste Beispiel Soph. OR. 885—888 = 899—903

στρ. *εἰ δέ τις ὑπέροπτα χερσὶν ἢ λόγῳ πορεύεται,*
Δίκας ἀφόβητος οὐδὲ δαιμόνων ἕδη σέβων,
κακά νιν ἕλοιτο μοῖρα δυσπότμου χάριν χλιδᾶς.
ἀντ. *οὐκέτι τὸν ἄθικτον εἶμι γᾶς ἐπ' ὀμφαλὸν σέβων*
οὐδ' ἐς τὸν Ἀβαῖσι ναὸν οὐδὲ τὰν Ὀλυμπίαν,
εἰ μὴ τάδε χειρόδεικτα πᾶσιν ἁρμόσει βροτοῖς.

–́ ⏑ ⏑⏑ ⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⊔
⏓ – ⏑⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⊔
⏓ – ⏑⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⊔

Ich bekenne offen, dass diese Verse, deren symmetrischer Bau offenkundig ist, wenn ihn auch neuerdings wieder Rossbach in der dritten Auflage der Griechischen Metrik S. 716 verkennt, mich am meisten in der oben vorgetragenen Messung des Telesilleion bestärkt haben. Gleditsch, der in seinem Buche Die Cantica der sophokleischen Tragödien S. 84 die Tetrameter mit uns anerkennt, aber gleichwohl bei der älteren Lehre von einem den logaödischen Tripodien vorausgehenden Vortakt stehen bleibt, sieht sich zur nachstehenden Messung genötigt

⏒ –́ ⏑⏑ – ⏑ –́ ⏓ Λ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ –

Aber damit sind gleich drei Abweichungen von dem einfachen Textbestand verbunden, die dreizeitige Messung der 7. Silbe, die Erhebung der Kürze an 8. Stelle zu einer syll. anc., die Einfügung einer Pause mitten in den Vers. Das ist doch des Guten zu viel verlangt.

Da halten wir uns lieber an die Lehre der Alten und speciell des Hephästion, der c. 15 ausdrücklich lehrt, dass der Ionicus a maiore an erster Stelle auch eine Kürze dulde (*τῆς ἰωνικῆς καὶ βραχεῖαν τὴν πρώτην δεχομένης*). Freilich in dieser Allgemeinheit kann der Satz nicht zu Recht bestehen, und die Neueren thun nicht gut daran, wenn sie wie Jurenka, Die neuen Theorien der griech. Metrik S. 21 geradezu die Regel aufstellen, der Ionicus a maiore habe die Grundform ⏓ — ⏑ ⏑ und der Ionicus a minore die Grundform ⏓ ⏑ — —. Der zweite Satz stützt sich für die klassische Zeit auf wenige verderbte Stellen,[1]) und der erste muss auf den ersten Fuss eingeschränkt und mit der nur an dieser Stelle zulässigen Entschuldigung eines kopflosen Versanfangs gerechtfertigt werden.[2]) Die Regel scheint abstrahiert zu sein aus dem sapphischen Vers

⏓ — ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓

εὐμορφοτέρας Μνασιδίκα τᾶς ἀπάλας Γυρίννως.
ἀσαροτέρας οὐδαμά πω, Ἤραννα, σέθεν τυχοῖσα.

ob mit Recht, steht nicht fest. Ich wenigstens ziehe die choriambische Messung

⏒ —́ ⏑ ⏑ ⏗ —́ ⏑ ⏑ ⏗ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ —́ —

entschieden der ionischen vor

⏓ — ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏒

---

[1]) In OC. 215 *τίνος εἶ σπέρματος ὦ | ξεῖνε φώνει πατρόθεν* hat schon Triklinios durch die leichte Korrektur *ξένε* alles in Ordnung gebracht, und auch in Phil. 1185 *ὦ ξένοι μείνατε πρὸς θεῶν* ziehe ich den Heilversuch von Gleditsch, der *ὦ* vor *μείνατε* einsetzt, der von Wilamowitz, Isyllos p. 153 aufgestellten Theorie vor.

[2]) Ich habe also die Form ⏓ — ⏑ ⏑ nicht für den Ionikus im Allgemeinen gelten gelassen, sondern auf den ersten Fuss einer metrischen Reihe beschränkt und aus den hier geltenden Specialbedingungen zu erklären gesucht. Noch vor dem Druck dieses Bogens kommt mir das neue von Schubart Sitzb. d. pr. Ak. 20. Febr. 1902 publicierte Gedicht der Sappho zu Gesicht, das diese meine Behauptung umzustossen scheint. Hier entsprechen sich nämlich im Anfang der Strophe die Verse

νῦν δὲ Λύδαισιν ἐνπρέπεται γυναι
πάντα περρέχοισ' ἄστρα, φάος δ' ἐπι
ἀ δ' ἐέρσα κάλα κέχυται τεθαλ

so dass, wenn man die Silben 5—8 des eilfsilbigen Verses als mittleren Doppelfuss gelten lässt, sich für denselben das Schema ⏓ — ⏑ ⏑ ergiebt. Aber so muss und so darf man den Vers nicht messen, da die 5. Silbe nur dann kurz ist, wenn an 4. Stelle eine Länge steht. Es ergeben sich daher für den Vers die zwei sich entsprechenden Schemata

—́ ⏑ ⏗ —́ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ —
—́ ⏑ — ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ —

Das ist eine neue, bisher gänzlich unbekannte Art der Responsion. Aber das Gedichtchen hat auch noch die Responsion des regelrechten und polyschematistischen Glykoneus

σχει θάλασσαν ἐπ' ἀλμύραν	— ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ —
κεσσιν ὡς ποτ' ἀελίω	— ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ —

für die man bisher kein Beispiel aus Sappho kannte. Gerade für die Vielgestaltigkeit respondierender Verse scheint uns jeder Tag Neues zu bringen, damit aber auch neue Einblicke in die rhythmische Geltung der Silben zu gewähren. Aus unserem Fall ersehen wir, dass in der That die vier Silben des Ionicus den genauen Wert von ⏗ — ⏑ ⏑ hatten; wir können dann weiter vermuten, dass über den dreizeitigen Längen zwei Gesangsnoten stunden; denn so ist am ehesten die Stellvertretung von ⏗ durch — ⏑ zu erklären.

da der brachykatalektische Versausgang ungleich beliebter war als der akatalektische, worüber Näheres im folgenden Kapitel. Aber wenn auch Sappho jenen Vers nicht ionisch mass, so muss doch für Sophokles der Satz angenommen werden, dass nach seiner Anschauung in einem ionischen Vers der erste Fuss statt durch — — ⏑ ⏑ auch durch ⏓ — ⏑ ⏑ ausgedrückt werden konnte.

Wir wenden uns nun zu der zweiten Form des sog. ionischen Dimeter ⏑⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ —. Wie nämlich in glykoneischen Strophen neben dem ersten Glykoneus und Pherekrateus auch die Kola — —⏑ ⏑ — ⏑ — und — —⏑ ⏑ — — vorkommen, so finden sich in denselben glykoneischen Strophen auch die Kola ⏑⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — und ⏑⏑ — ⏑ ⏑ — — und zwar zumeist, was noch mehr zur Vergleichung der beiden Verse anleitet, an denselben Stellen, im Anfang und am Ende von Perioden. Besonders belehrend ist nach dieser Richtung die Strophe Eur. Heracl. 748—58 =

γᾶ καὶ παννύχιος σελά-	—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ ⏑ —
να καὶ λαμπρόταται θεοῦ	—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ ⏑ —
φαεσίμβροτοι αὐγαί,	⏑⏑ —̇⏑ ⏑ —́ — ∧
ἀγγελίαν μοι ἐνέγκατ',	—́⏑ ⏑ —⏑ ⏑ —́ ⏓
ἰακχήσατε δ' οὐρανῷ	⏑ — —⏑ ⏑ —́ ⏑ —
καὶ παρὰ θρόνον ἀρχέταν	—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ ⏑ —
γλαυκᾶς τ' ἐν Ἀθάνας.	⏓ —̇⏑ ⏑ —́ — ∧
μέλλω τᾶς πατριώτιδος	—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ ⏑ —
γᾶς, μέλλω καὶ ὑπὲρ δόμων	—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ ⏑ —
ἱκέτας ὑποδεχθείς,	⏑⏑ —⏑ ⏑ —́ — ∧
κίνδυνον πολιῷ τεμεῖν σιδάρῳ.	—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ — ∧

Dasselbe Kolon ⏑⏑ —⏑ ⏑ — — findet sich in glykoneischen Strophen Heracl. 373, Or. 838. 1004, Alc. 253, und in ähnlicher Weise kommt statt des gewöhnlichen Glykoneion die Form vor

⏑⏑ —̇ ⏑ ⏑ —́ ⏑ —

ἱκετεύσατε δ' ὦ κόραι
τὸ παλαιὸν Ἐρεχθέως (Ion 468 f.)

ebenso E. Suppl. 778, E. El. 699, Bacch. 421,[1]) Hec. 635, Iph. A. 582, Aristoph. Thesm. 1020, Eccl. 972.

Bei dieser Gleichheit der Verwendung liegt der Gedanke nahe, auch diese beiden Kola auf das Schema eines ionischen Dimeters zurückzuführen und in den beiden ersten Kürzen die Auflösung der ersten Länge eines Ionicus a maiore zu erblicken

⏑⏑̄ — ⏑ ⏑ | — ⏑ — | und ⏑⏑̄ — ⏑ ⏑ | — — ∧ |

Möglich dass wirklich so die Musiker des 5. Jahrh. lehrten und die Dichter glaubten, doch muss ich bemerken, dass ein sicherer Beweis dafür nicht erbracht ist, da sich keine Stelle findet, wo die Kola ⏓ — ⏑ ⏑ — — und ⏑⏑ — ⏑⏑ — — einander in Strophe und Antistrophe entsprechen.

---

[1]) So in der Antistr. *ἴσα δ' ἔς τε τὸν ὄλβιον.* Das in der Strophe 406 überlieferte *Πάφον θ' ἂν ἑκατόστομοι,* was sachlich unmöglich ist, muss dann mit Meineke und Nauck korrigiert werden in *χθόνα θ'*.

Ist aber wirklich in glykoneischen Strophen das Kolon ◡◡ — ◡ ◡ — ◡ — als eine Stellvertretung des ionischen Dimeter — — ◡ ◡ — ◡ — betrachtet worden, so ist dasselbe selbstverständlich auch der Fall, wenn das Kolon sich in anderer Umgebung findet, wie in E. El. 167, Alc. 908—10, Herc. 640—2, Androm. 1034, Rhes. 362, Aristoph. Av. 453. 458.

Dem Kolon ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ — stellen sich dann weiter mehrere Verse mit gleichem Eingang zur Seite, nämlich

◡ ◡ — ◡ ◡ —́ — ◡ ◡ —́ — ◡ ◡ —́ ◡ —

βροδοπάχεες ἄγναι Χάριτες, δεῦτε Διὸς κόραι (Sapph. 67)
ὑπὸ παντὶ λίθῳ σκορπίος, ὦ 'ταῖρ', ὑποδύεται (Scol. 17)

◡ ◡ — ◡ ◡ —́ — ◡ ◡ —́ — ◡ ◡ —́

φανερὰ γὰρ ἐπ' αὐτῷ πτερόεσσ' ἦλθε κόρα (OR. 509)

◡ ◡ — ◡ ◡ —́ ◡ — ◡ —́ —

ἐπιδέμνιος ὡς πέσοιμ' ἐς εὐνάν (Hec. 927)
κορυφᾶς Διὸς ὦ μάκαιρα Νίκα (Ion 457)
τὸν ἀνάλιον οἶκον οἰκετεύοις (Alc. 437)
πολὺ δὴ πολὺ δὴ γυναῖκ' ἀρίσταν (Alc. 442)

◡ ◡ — ◡ ◡ —́◡ ◡ — ◡ —́ —

σοφίαν ἐδιδάξατο καὶ δυσαύλων (Ant. 367).

Auch hier kann man den bezeichneten Versen mit beginnender Doppelkürze andere mit beginnender Länge zur Seite setzen wie

— — ◡ ◡ —́◡ ◡ — ◡ —́ —

χαίρουσά μοι εἰν 'Αίδα δόμοισιν (Alc. 436)
μή μοί ποτε σὺν κακῷ φανείης (Hipp. 526—8).

Aber wenn selbst alle diese Verse die Dichter, durch falsche Lehre verleitet, ionisch massen, so war doch nie der erste Doppelfuss ein echter Ioniker. Denn dann müsste man die erste Kürze mit dem Iktus versehen, was man doch nicht so leicht billigen wird. Wir haben eben nur eine Ausnahmsform des ersten Fusses, nicht eine allgemeine Regel für den Bau der Ioniker.

3. Basis Hermanniana. Es ist Regel in der alten wie neuen Theorie, dass der Iktus der ersten in der Hebung stehenden Silbe an Stärke über die anderen hervorragt. In Folge dessen vertritt nach der Lehre der Alten von zwei zu einem Doppelfuss vereinten Trochäen oder Iamben der erste Fuss die Stelle der *θέσις*, der zweite die der *ἄρσις* —̤ ◡ —̤ ◡. Unter den Neueren haben mehrere dieses Verhältnis dadurch ausgedrückt, dass sie den ersten Iktus mit zwei Accenten bezeichneten. Das ist des Guten zu viel; so stark wird nicht der eine Iktus vor dem anderen hervorgetreten sein; aber wir können doch immer sagen, dass der erste Iktus in der Regel eine überragende Stellung einnahm. Aber nur in der Regel; es gab Ausnahmen und Abschwächungen beim Recitieren und im Gesang. Der Vortrag der homerischen Rhapsoden wäre eintönig und langweilig geworden, wenn sie immer die erste Silbe des Verses mit einem Bombenknall losgeschossen hätten. Der Dichter selbst verbat sich dieses, indem er im ersten Fuss auch unbetonte Worte setzte und ausser Daktylen

und Spondeen hie und da auch irrationale Füsse, Trochäen, Tribrachen und Iamben, zuliess,[1]) wie

Αἶαν Ἰδομενεῦ τε, κακοῖς ἐπεὶ οὐδὲ ἔοικε (Ψ 493)
συνεχές, ὄφρα κε θᾶσσον ἀλίπλοα τείχεα θείη (Μ 26)
ἐπειδὴ νῆας τε καὶ Ἑλλήσποντον ἵκοντο (Ψ 2).

Noch mehr mochte die Melodik in der lyrischen Poesie ein Anschwellen des Accentes und damit ein Herabdrücken des Iktus des ersten Fusses empfehlen. Die äolischen Dichter, Sappho und Alkäus, haben auf solche Weise eine eigene Form von *Αἰολικὰ ἔπη* ausgebildet, die im ersten Fuss ein unbetontes *δισσύλλαβον ἀδιάφορον* hatten und demnach bald mit einem Trochäus bald einem Iambus und bald selbst einem Pyrrhichius anhuben:

. . ⏑́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ . . . . .

ἔρος δ' αὖτέ μ' ὁ λυσιμέλης δονεῖ
γλυκύπικρον ἀμάχανον ὄρπετον.
Ἄτθι σοὶ δ' ἐμέθεν μὲν ἀπήχθετο.

In der uns erhaltenen Poesie gehen in ähnlicher Weise dem Daktylus der Glykoneen, Hendekasyllaben und verwandter Kola bald ein Trochäus, bald ein Spondeus, bald ein Iambus (nicht Pyrrhichius) voraus, und indem nun Gottfr. Hermann diese Art logaödischer Kola mit den *Αἰολικὰ ἔπη* zusammenstellte, fand er in dem ersten Fuss dieser Verse eine Art Vortakt (praeludium),[2]) so dass erst mit dem zweiten Fuss oder dem Daktylus der Rhythmus fest einsetze. Die Lehre ist fein erdacht, sie hatte gewiss auch für die Zeit des äolischen Dichterpaares Geltung; aber für die Dichtungen Pindars und der Dramatiker, überhaupt für die Zeit, in der die dipodische Messung auch auf die äolischen Verse ausgedehnt wurde, lässt sie sich nicht aufrecht erhalten. Abgesehen von dem Namen Basis, der im Altertum eine andere Bedeutung hatte und den Doppelfuss (passus) im Gegensatz zu dem Einzelfuss (pes) bedeutete, zeigt auch unzweifelhaft der parallele Gebrauch des Glykoneus und der trochäischen Tetrapodie, ferner die Gleichstellung des reinen Glykoneus mit dem polyschematischen, endlich die Anwendung der Glykoneen in Marschgesängen, dass der erste Fuss des Glykoneus nicht ausserhalb des Rhythmus stund und dass mit Recht Hephästion und die alten Theoretiker den Glykoneus als katalektischen Dimeter und den Hendekasyllabus als brachykatalektischen Trimeter bezeichneten. Es mag in

ὦ τόξον φίλον, ὦ φίλων χειρῶν ἐκβεβιασμένον

der Iktus des ersten Fusses nicht so stark wie sonst vor dem des zweiten hervorgetreten sein, aber der erste Fuss stand nicht ausserhalb des Rhythmus, war kein Vortakt, sondern erster Fuss einer vierfüssigen Reihe. Darüber kann heutzutage ein Zweifel nicht mehr bestehen, und ich begreife den energischen Ton, mit dem der leider zu früh verstorbene Kenner der Musik und Litteratur, Erw. Rohde, jeden Gedanken an eine Berechtigung der Hermannischen

---

[1]) Ueber Verse der Art s. Hartel Hom. Unt. III 70 ff., Schulze Quaest. ep. 411 ff., Solmsen Unters. z. gr. Laut- u. Verslehre 130.

[2]) Hermann, Elem. doctr. metr. p. 69: iure videmur existimare hoc quasi praeludium quoddam et tentamentum numeri deinceps secuturi.

Basis zurückwies. Dass dem beginnenden Trochäus in der Strophe oft, nicht bei Pindar, aber bei den Dramatikern, ein Iambus in der Antistrophe entspricht, muss als fortschreitende Freiheit in der Behandlung dieses beliebten Kolon hingenommen werden, darf aber nicht den Ausgangspunkt einer aus vielen anderen Gründen unmöglichen Lehre bilden. Fraglich ist es nur, wie man den Anfang des Kolon zu messen und zu accentuieren habe, wenn statt des irrationalen Trochäus ein Iambus steht. Bei Pindar, der sich noch nicht die Freiheit nahm diesen Iambus mit einem Trochäus respondieren zu lassen,[1]) halte ich es auch heute noch für das Richtige, als ersten Volltakt einen Ionicus a maiore anzunehmen und demselben einen Auftakt vorauszuschicken, also den Vers O. I 1

ἄριστον μὲν ὕδωρ ὁ δὲ χρυσὸς αἰθόμενον πῦρ

so zu messen

⏑ –́ — ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⎵ –́ ⏑̄ —⏑ ⏑ –́ —

Bei den Dramatikern aber, die jenen Iambus mit einem Trochäus respondieren liessen, will ich gegen die heutzutage beliebte Accentuierung der beginnenden Kürze des Iambus

⏑́ — —⏑ ⏑ –́ ⏑ —

keine Einwendung erheben. Sie lässt sich freilich aus der antiken Theorie und der sonst von den Dichtern geübten Praxis nicht erklären, aber sie hat das Gute, dass durch sie in alle Glykoneen eine gleichmässige Betonung kommt. Und da für sie wenigstens aus der modernen Musik Analogien beigebracht werden, so schliesse ich mich dem Urteil der besser Unterrichteten[2]) an, glaube aber mit der Betonung –̤ ⏑̄ —⏑ ⏑ –̤̇ ⏑ — am meisten die *ἀγωγή* des alten Rhythmus zu treffen.

4. Beginnender Dispondeus. Der Annahme eines Vortaktes haben wir bei den Versen, die mit der sogen. Hermannischen Basis beginnen, entsagt, aber etwas ähnliches findet sich doch in der griechischen Poesie. Ich finde das Aehnliche zunächst in den Versen, die mit zwei Längen, welche den Umfang einer Dipodie oder einer Basis im antiken Sinne haben, beginnen. Solche Verse gibt es zweifellos; eines der sichersten Beispiele ist Pind. P. I 3

–́ ⎵ –́ ⏑ — — –́ ⏑ —

πείθονται δ' ἀοιδοὶ σάμασιν.

Die ganze Ode ist in Daktylo-Epitriten gedichtet, und da würde unser Vers ganz aus dem Gefüge herausfallen, wenn man in ihm nicht den beginnenden zwei Längen auf die bezeichnete Weise den Wert eines Epitrit gäbe. Gleditsch hat in seinem Buch Cantica

---

[1]) Die Freiheit findet sich aber schon bei Bacchyl. XIX 15 u. 33.

[2]) Zu beachten ist, dass sich die iambische Form der sogen. Basis häufig nach einem akatalektischen Vers findet, wie Hel. 516

ἃ χρήσασ' ἐφάνη 'ν τυράννοις
δόμοις, ὡς Μενέλαος οὐ

Hec. 640

κοινὸν δ' ἐξ ἰδίας ἀνοίας
κακὸν τᾷ Σιμουντίδι γᾷ.

Das hat vielleicht seinen Grund darin, dass man sich ⏑ — als eine Verkürzung von ⏑⏑̲ ⏑̄ dachte, so dass davor eher eine akatalektische Dipodie — ⏑ — ⏑̄ stehen konnte, indem die fehlende Kürze im Anfang des zweiten Kolon den Ueberschuss von Zeit, den der akatalektische Schluss des ersten Kolon verlangte, ausglich.

der soph. Trag. sehr oft von dieser Messung auch bei Glykoneen Gebrauch gemacht, wenn dieselben im ersten Fuss in Strophe und Antistrophe einen Spondeus haben. Ich wage nicht so weit zu gehen, da doch der Gebrauch des Spondeus statt des irrationalen Trochäus, auch wenn er in Strophe und Antistrophe vorkommt, gleichwohl auf Zufall beruhen kann. Aber manchmal doch machen die umgebenden Verhältnisse die Annahme einer dispondeischen Basis sehr wahrscheinlich, wie in Aesch. Pers. 855 =

παντάρκης ἀκάκας ἄμαχος βασιλεύς
—́ ⊔ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ —

und ebenda V. 863 =, 866 =, 879 =, 884 =, da die reinen Daktylen der daktylischen Verse jenes Liedes offenbar dipodisch zu messen sind, zu dieser Messung aber einzig die Einleitung durch einen Doppelspondeus stimmt; ferner Eur. Alc. 89 =

οὐ μὰν οὐδέ τις ἀμφιπόλων —́ ⊔ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
στατίζεται ἀμφὶ πύλας. ⏓ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
εἰ γὰρ μετακύμιος ἄτας — —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — —

wo auf ähnliche Weise drei daktylische Tripodien durch einen solchen schweren Spondeus eingeführt werden, womit man den gleichen Gebrauch des einleitenden Dispondeus vor vier logaödischen Kolen in Pind. I. VII 5 vergleiche. Unbedenklich sodann wird man eine solche Basis annehmen dürfen in trochäischen Strophen, wenn den trochäischen Dipodien ein Spondeus vorausgeht, wie Iph. A. 253—5

Βοιωτῶν δ' ὅπλισμα ποντίας
πεντήκοντα νῆας εἰδόμαν
σημείοισιν ἐστολισμένας

Cycl. 614 u. 620

ἤδη δαλὸς ἠνθρακωμένος
κἀγὼ τὸν φιλοκισσόφορον Βρόμιον.

5. Beginnender Iambus. Viel schwerer zu erklären sind die Fälle, wo einer trochäischen oder logaödischen Reihe ein Iambus vorhergeht. Hier gilt es, zuerst die Thatsache festzunageln; ich werde daher zuerst die betreffenden Beispiele geben, dabei aber zugleich auch den vorausgehenden Vers mit anführen, da nur so ersehen werden kann, ob der Iambus ausser dem Takt steht:

Choeph. 362 =, am Schluss

μόριμον λάχος περαίνων ⏑⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ —
χεροῖν πεισιβρότῳ τε βάκτρῳ ⏑ — —⏑ ⏑ — ⏑ — —

Choeph. 469 f. =

αἱματόεσσα πλαγά. —́⏑ ⏑ — ⏑ —́ —
ἰὼ δύστον' ἄφερτα κήδη, ⏑ — —⏑ ⏑ — ⏑ — —
ἰὼ δυσκατάπαυστον ἄλγος ⏑ — —⏑ ⏑ — ⏑ — —

Eum. 156 =

ἐμοὶ δ' ὄνειδος ἐξ ὀνειράτων μολὸν ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —
ἔτυψεν δίκαν διφρηλάτου ⏑ — — ⏑ — ⏑ — ⏑ —

Pers. 575 =, am Schluss

τεῖνε δὲ δυσβάυκτον   –́⏑ ⏑ — ⏑ –́ —
βοᾶτιν τάλαιναν αὐδάν   ⏑ — — ⏑ — ⏑ — —

Sept. 745 =

αἰῶνα δ' ἐς τρίτον μένει·   — –́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
Ἀπόλλωνος εὖτε Λάιος   ⏑ — — ⏑ — ⏑ — ⏑ —

A. Suppl. 97 =, am Schluss

ἀφ' ὑψιπύργων πανώλεις βροτούς,   ⏑ –́ ⏑ — –́ ⏑ — –́ ⏑ —
βίαν δ' οὔτιν' ἐξοπλίζει.   ⏑ — — ⏑ — ⏑ — —

Eur. Suppl. 804, am Schluss

προσηγόρημα ματέρων   ⏑ –́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
προσαυδῶ σε τὸν θανόντα   ⏑ — — ⏑ — ⏑ — ⏓

Eur. Suppl. 924, am Schluss[1])

γηροβοσκὸν οὐκ ἔχω   –́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
τεκοῦσ' ἁ τάλαινα παῖδα.   ⏑ — — ⏑ — ⏑ — ⏓

Med. 137 =, zum Schluss

οὐδὲ συνήδομαι, ὦ γύναι, ἄλγεσι δώματος   –́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏓
ἐπεί μοι φίλον κέκρανται   ⏑ — — ⏑ — ⏑ — —

Androm. 1017 =, am Schluss nach akat. Vers

τάλαιναν μεθεῖτε Τροίαν   ⏑ — — ⏑ — ⏑ — —

Herc. 386 =, zu Anfang einer neuen Periode

περῶν δ' ἀργυρορρύταν Ἕβρον   ⏑ — — ⏑ — ⏑ — ⏑ —

ferner Choeph. 383, Trach. 210, Or. 1012, Iph. A. 1531, Iph. T. 394, sodann Pind. O. I 2, P. II ep. 8 (Anapäst statt Iambus wie Hipp. 740), N. VI 5, Bacchyl. XIX 15.

Wie hat man sich nun diese auffallende Form des Rhythmus zu erklären? Da man sich nur schwer zur Annahme eines ausserhalb des Rhythmus stehenden Elementes entschliessen wird, so möchte man fast hier zu dem verrufenen Antispast seine Zuflucht nehmen, um den man doch an einigen Stellen wie Troad. 560 ff.

λόχου δ' ἐξέβαιν' Ἄρης,   κόρας ἔργα Παλλάδος·
σφαγαὶ δ' ἀμφιβώμιοι   Φρυγῶν, ἐν δὲ δεμνίοις
καράτομος ἐρημία

und Aristoph. Thesm. 1095

φίλαι παρθένοι, φίλαι

nicht herumkommt. Aber wenn auch der Vergleich mit jenen scheinbaren Antispasten zutreffend ist, so unterscheiden sich doch unsere Verse von jenen dadurch, dass in ihnen mit

---

[1]) Wilamowitz, comment. metr. I 12 entgeht dem Vers durch andere Versteilung, wobei er aber eine anstössige trip. catal. *μόχθον ἀθλίας* in die Stelle bringt. Aehnlichen Anstoss erregt die ebenda p. 20 angenommene Tripodie Tro. 1295 *λέλαμπεν Ἴλιον,* wofür ich unbedenklich den tadellosen Dochmius *λέλαμπ' Ἴλιος* setze.

der 3., nicht 2. Silbe die dipodisch gemessene Reihe beginnt, wenn man nicht eine akatalektische Schlussfigur

⏑ ⏑́ — ⏑ ⏑́ ⏑ — ⏓

annimmt. Einer solchen Messung würde ich aber, namentlich mit Rücksicht auf die Verse ⏑ — — ⏑ — ⏑ — ⏑ —, die Annahme eines vorangehenden Dochmius von der Betonung ⏑ — —́ ⏑ — . . . oder die Messung mit beginnender leerer Zeit ∧ ⏑ — —́ ⏑ — . . . entschieden vorziehen. Diese Betonung passt nämlich gut zum Ausdruck des Umbiegens zum Schluss, aber zuzugeben ist dann, dass dieser Zweck besser, im Einklang mit der dipodischen Gliederung, erreicht wurde durch die andere, dem Euripides geläufigere Form ⏑ —́ ⏑ — —́ ⏑ — ⏑ —́ —.

6. Einleitung durch einen Daktylus. Eine beliebte Art musikalischer Komposition war es bei den Griechen wie bei anderen Völkern, einen Gesang durch ein kleines Praeludium (*προῳδικόν*) einzuleiten. Dasselbe musste zwar an den Grundton und Rhythmus der Hauptmasse anklingen, hatte aber doch die selbständigere Stellung eines Vorspiels. Besonders in den choriambischen und ionischen Strophen waren solche Proodika beliebt, die Proodika blieben, auch wenn sie, wie nicht selten, mit dem Hauptteil durch Synaphie verbunden waren. Beispiele mögen das erläutern. In der Parodos des Prometheus V. 128 ff. geht, ähnlich wie Prom. 397 u. Sept. 720, den fortlaufenden Ionikern das Proodikon ⏓ — ⏑ — — *μηδὲν φοβηθῇς* voraus. In Prom. 149. 397, Sept. 720, E. El. 480 ist dasselbe nicht durch Wortschluss von dem folgenden Vers geschieden:

νέοι γὰρ οἰακονόμοι κρατοῦσ' Ὀλύμπου.
στένω σε τᾶς οὐλομένας τύχας Προμηθεῦ.
πέφρικα τὰν ὠλεσίοικον θεὸν οὐ θεοῖς ὁμοίαν.
ἁλὸς ποτανοῖσι πεδίλοισι φυὰν Γοργόνος ἴσχειν.

Ein ähnliches ebenfalls auch durch Synaphie verknüpfbares Proodikon vor Ionikern ist — ⏓ —⏑ ⏑, wie Bacch. 113, Ran. 326, Ai. 1199 (nach dem Muster von Alkäus fr. 42—50):

μαλλοῖς ἀμφὶ δὲ νάρθηκας ὑβριστάς.
ἐλθὲ τόνδ' ἀνὰ λειμῶνα χορεύσων.
πρὶν μὲν ἐννυχίων δείματος ἦν μοι προβολά.

Dasselbe lässt sich zwar durch die Messung

—́ ⏓ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ —

mit dem Folgenden unter einen Takt bringen, hat aber doch immer mehr die Geltung einer Einleitung. Mit den Ionikern nahe verwandt sind die Bacchien, auch diese haben ein solches Vorspiel, das eng mit den folgenden reinen Bacchien verknüpft ist in OR. 649 =

πιθοῦ θελήσας φρονήσας τ' ἄναξ λίσσομαι.

Vor Choriamben und den verwandten Glykoneen geht öfter eine logaödische Tripodie als solches Proodikon voraus, wie Phil. 177

ὦ παλάμαι θεῶν,
ὦ δύστανα γένη βροτῶν,
οἷς μὴ μέτριος αἰών.

Rhes. 367

ὦ φίλος, εἴθε μοι
σᾷ χερὶ καὶ σῷ δορὶ πράξας τάδ' ἐς οἶκον ἔλθοις.

Waren schon diese Proodika manchmal mit dem folgenden Hauptvers durch Synaphie verknüpft, so erscheint nun vollends ein einleitender Daktylus vor Ionikern als Teil des Verses in Fällen wie Pers. 648 = (ähnlich 633 =)

ἦ φίλος ἀνήρ, φίλος ὄχθος· φίλα γὰρ κέκευθεν ἤθη

— ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ —

Phil. 1181

μὴ πρὸς ἀραίου Διὸς ἔλθῃς, ἱκετεύω. μετριάζ'

— ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ [1])

Nub. 955

νῦν γὰρ ἅπας ἐνθάδε κίνδυνος ἀνεῖται σοφίας [2])

— ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ — — ⏑ ⏑ —

Thesm. 109 in einem ionischen Lied

Φοῖβον ὃς ἱδρύσατο χώρας

— ⏑⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ —

Auf Grund dieser Verse und des rhythmischen Zusammenhangs der Kola OC. 129 f.

ἃς τρέμομεν λέγειν | καὶ παραμειβόμεσθ' ἀδέρκτως

—́⏑ ⏑ — ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ —

wage ich denn auch die Anfangsverse

ἔστιν ἐν οὐρανῷ βεβακώς (Heracl. 910 =)
ὦ χθονία βροτοῖσι Φάμα (S. El. 1066 =)
ἆρά ποτ' αὖθις ἁ παλαιά (Rhes. 360 =)

so zu messen, dass der beginnende Daktylus ein Vorspiel zu der mit dem ersten Trochäus anfangenden dipodischen Reihe ist:

—⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ —

Wahrscheinlich ging die Neigung, einen Daktylus, einen reinen oder anakrusischen, einer ionischen oder logaödischen Reihe vorauszuschicken, noch viel weiter und darf man auch in Versen wie

δεινὰ μὲν οὖν δεινὰ ταράσσει σοφὸς οἰωνοθέτας (OR. 843)
Κρονίδα βασίληος γένος Αἴαν τὸν ἄριστον πεδ' Ἀχιλλέα (Alc. 63)

die ersten 3 oder 5 Silben als Präludium absondern in folgender Weise:

— ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́
⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ —

Damit entfernen wir uns allerdings von dem oben S. 254 aufgestellten Versuch, in dem zweiten Vers die ersten zwei Kürzen als Auflösung der ersten Länge eines Ionicus a maiore

---

[1]) Gleditsch, Cant. 179 misst den Vers choriambisch; aber dagegen spricht hier deutlich der durchgängige Mangel einer Cäsur nach den angeblichen Choriamben. Auch zum Ethos des Verses passt besser die ionische Messung.

[2]) Wilamowitz, Isyll. 136 zieht gegen Ueberlieferung und Interpunktion den Anfang des Verses zu dem vorausgehenden. Uebrigens kann der Vers auch einfach choriambisch gemessen werden.

zu fassen. Aber die Entfernung ist nicht sehr gross, und ich habe dort schon die Möglichkeit einer anderen Analyse angedeutet. Die Entscheidung mögen die Musiker geben, deren geübtem Gehör ich in solchen subtilen Fragen mehr vertraue als den Zahlen der Statistiker oder dem Machtgebot der Grammatiker. Ihrem Urteil möchte ich auch die Frage anheimstellen, ob wir in daktylischen Versen mit einleitendem Diiambus wie

ὅπως Ἀχαιῶν δίθρονον κράτος Ἑλλάδος ἥβας (Ag. 109 =)

und Ag. 116 =, OR. 175 =, OR. 186 =, Ran. 1264, 1270, 1285 zu messen haben

⏑ —́ ⏑ — —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — —

oder unter Beachtung der regelmässigen Cäsur nach der fünften Silbe

⏑ — ⏑ —́ —, ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ —

In letzterem Falle würden wir auch hier einen Vorschlag haben ähnlich dem oben betrachteten OR. 649. Einem Kolon ⏒ — ⏑ —́ — brauchen wir aber um so weniger aus dem Wege zu gehen, als wir demselben auch sonst häufig begegnen, wie in dem Proodikon ⏒ — ⏑ —́ — ionischer Reihen, und wahrscheinlich auch in den Versen

ἐγὼ δ' ὁ τλάμων | παλαιὸς ἀφ' οὗ χρόνος
Ἰδᾶδι μίμνων | χειμῶνι πόᾳ τε μηνῶν (Ai. 600 f. =)
ἦ που παλαιᾷ | μὲν σύντροφος ἁμέρᾳ,
λευκὰ δὲ γήρᾳ | μάτηρ νιν ὅταν νοσοῦντα (Ai. 622 f. =)[1])
σὺ δ' ἐκ μὲν οἴκων | πατρίων ἔπλευσας (Med. 431 =)

für welche Verse alle die stehende Cäsur nach der fünften Silbe charakteristisch ist. Wie beliebt aber und volkstümlich bis in die römische Zeit das Kolon ⏒ — ⏑ —́ — mit dem Iktus auf dem zweiten Iambus war, kann man daraus entnehmen, dass die römischen Metriker Juba, Cäsius Bassus und Terentianus (s. Metrik² § 90) den iambischen Trimeter so perkutierten, dass das erste Kolon vor der Cäsura penthemimeres die Form ⏒ — ⏑ —́ ⏒ erhielt. Denn dass regelmässig und schon bei den Griechen in der iambischen Syzygie und demnach auch in der trochäischen der zweite Fuss vor dem ersten den stärkeren Iktus hatte, ist gewiss falsch, wie ich an dem a. O. erwiesen habe; fragt man aber nach dem Grund der bestimmt bezeugten Perkussion der römischen Metriker

⏒ –̣ ⏑ –̤ ⏒, –̣ ⏑ –̤ ⏑ –̣ ⏑ –̤

so wird man zunächst auf die in der lateinischen Sprache besonders hervortretende Neigung den Trochäus oder Spondeus vor der Cäsur zu betonen hinweisen müssen, diese Neigung aber durch die Beliebtheit des alten Kolon ⏒ — ⏑ —́ — und der verwandten Kola ⏑ ⏑ — ⏑ —́ — und ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ — noch erklärlicher machen dürfen. Die gleiche Perkussion des zweiten Teiles des Senars war dann nur eine Konsequenz, allerdings eine rein doktrinäre, der im Anfang befolgten Betonung.

---

[1]) Wilamowitz, Mélanges Weil p. 460 misst die Verse und die ganze Strophe Ai. 624—634 ionisch, was ungefähr auf das Gleiche hinauskommt, aber die syll. anc. im Anfang, die, wenn auch selten, doch nicht ganz vermieden ist, unerklärt lässt.

V.

Akatalektische Schlussverse.

1. Zum Wesen des Verses und der über die Grösse eines Verses (von höchstens 32 Zeiten) hinausgehenden Periode gehört es, dass sie einen Abschluss haben. Dieser Abschluss kann ein doppelter sein: er kann in der Wahl der zum Satzschluss geeigneten Rhythmen beruhen, oder er kann sich auf die zur Erholung der Stimme erforderliche und somit die Verse von einander scheidende Ruhezeit (Pause) beziehen. Den ersten wollen wir den Rhythmusschluss, den zweiten den Zeitschluss nennen. Der Rhythmusschluss hat Geltung für die Poesie wie für die Prosa; er ist nur in der Poesie infolge des dem Verse zugrund liegenden Metrums bestimmter fixiert. Im allgemeinen sind die hauptsächlichsten Rhythmusschlüsse der griechischen Rede:

— ⏑ ⏑ — — wie im daktylischen Hexameter und dem anapästischen Parömiakus,
— ⏑ — ⏑̄ wie im iambischen Septenar,
⏑ — — ⏑ — und — ⏑ — — ⏑̄ wie im Dochmius und in Skazonten,
— ⏑ ⏑ — wie im Pentameter,
— ⏑ — wie im iambischen Senar und trochäischen Septenar,
— ⏑ ⏑ ⏑ — wie in Dithyramben und Päanen,[1])

wobei es aber noch einen grossen, die Silbenfolge fast noch überragenden Unterschied macht, wie die Wörter auf jene Silbenkomplexe sich verteilen, ob z. B. am Schluss ein ein- oder mehrsilbiges Wort steht und ob und an welcher Stelle ein Worteinschnitt (Cäsur) die Schlussfigur durchschneidet.

Von den Zeitschlüssen sind am wichtigsten die emmetrischen d. i. diejenigen, bei denen der Umfang der Pause genau normiert und in das rhythmische Gefüge der Strophe mit festen Werten von 1 oder 2 oder mehreren Zeiten eingerechnet ist. Solche emmetrische Schlüsse sind allen Marschgesängen, insbesondere denen eines Schwarmes oder Chores eigen, weil ohne sie die Bewegung des Chors leicht in Unordnung käme. Aber es gibt auch Verse, bei denen die Pause am Schluss nicht mitgemessen ist, die folgende Zeile vielmehr so fortgeht, als ob keine Pause dazwischen läge. Das ist z. B. bei den iambischen Trimetern des Dialoges der Fall; denn wenn ich im Eingang des OR. lese

ὦ τέκνα, Κάδμου τοῦ πάλαι νέα τροφή,
τίνας ποθ' ἕδρας τάσδε μοι θοάζετε;

---

[1]) Wir streifen hier nur das in unserer Zeit mehr lebhaft umstrittene als zu sicherem Abschluss gebrachte oder überhaupt bringbare Gebiet der Rhythmusschlüsse. Sonst müsste auch die Kehrseite beleuchtet werden, welche Schlüsse bei den Griechen, teils durchweg teils zu gewissen Zeiten — denn auch hier war die Mode von Einfluss — verpönt waren. Unter den Schlussformen habe ich den Päan an letzter Stelle gesetzt, wiewohl denselben Aristoteles rhet. III 8 besonders empfiehlt und dem Thrasymachus, dem Erfinder des Prosarhythmus, zuschreibt; ich that dieses, weil thatsächlich diese Schlussform die seltenste ist.

so lasse ich am Schlusse jedes Verses eine kleine Ruhepause eintreten, aber der Rhythmus geht ununterbrochen fort und nimmt auf die Zeit jener Pause schlechterdings nicht Rücksicht:

⏓ : —́ ⏑ — ⏓ —́ ⏑ — ⏓ —́ ⏑ —
⏓ —́ ⏑ — ⏓ —́ ⏑ — ⏓ —́ ⏑ ⏑̲

Die alten Metriker halten sich in der Unterscheidung der Verse nach den Schlüssen an die Zeitschlüsse und nehmen auf den Rhythmusschluss nur insofern Bezug, als er durch die Arten des Zeitschlusses mit bestimmt wird. Sie unterscheiden also mit Bezug auf den Schluss

ἀκατάληκτα μέτρα,	Vollverse,
κατάληκτα μέτρα,	Verse, deren letzter Fuss unvollständig ist,
βραχυκατάληκτα,	Verse, in denen am Schluss ein ganzer Fuss fehlt.

Im Gebrauch der Dichter macht sich ein grosser Unterschied der Versschlüsse nach den Taktarten und den Zeiten bemerkbar. Der grösste ist der, dass brachykatalektische Verse nur in Rhythmen des *γένος διπλάσιον* vorkommen, das ist also in Trochäen, Iamben und Logaöden, und in den Daktylen erst nachdem der dipodische Bau auch in die daktylischen Kompositionen eingedrungen war. Dabei wird man wohl kaum heutzutage noch einer Miene des Zweifels begegnen, wenn man sagt, dass in diesen brachykatalektischen Versen nicht der Umfang des ganzen fehlenden Fusses oder drei Zeiten in die Pause fielen, sondern dass die vorletzte Länge durch längeres Anhalten (*τονή*) bis zu drei oder vier Zeiten gedehnt und dementsprechend die Pause verkleinert wurde in folgender Weise

. . . . —́ ⏑ — ⏑ —́ — ∧
. . . . . . —́⏑ ⏑ — ⏑ —́ — ∧
. . . . —́ ⏑ ⏑ — ⏑⏑ └́┘ — ∧

Was sodann den Unterschied der Zeiten anbelangt, so hat man in älterer Zeit, wahrscheinlich in Folge davon, dass die Verse in der Regel nicht unter Tanzbewegungen, sondern von einem stehenden Sänger vorgetragen wurden, mehr auf den rhythmischen Schluss als auf den Zeitschluss geachtet. So hat denn das älteste Versmass, der daktylische Hexameter, einen sehr wohlklingenden Rhythmusschluss, aber keine Pause zur Erholung der Stimme. Denn die Pause, welche durch einen schliessenden Trochäus sich ergab

— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ∧

wurde so wenig angestrebt, dass umgekehrt die Verse mit schliessendem Spondeus als wohlklingender bevorzugt wurden.[1]) Diese Vernachlässigung des Zeitschlusses im daktylischen Hexameter[2]) ging auf die Daktylo-Epitriten über, in denen gerade mit vollen Epitriten wie mit dem aus drei vollen Epitriten gebildeten Stesichoreion gern eine Strophe schloss, wie in dem altertümlichen Siegesgesang auf Theron Pind. O. III

---

[1]) Nichts bedeuten dagegen die Flunkereien der Grammatiker, die, um eine leere Zeit zu erhalten, dem Trochäus den Vorzug gaben, wie Victorinus I 17, 24.

[2]) Die Vernachlässigung des Zeitschlusses zu Gunsten des Rhythmusschlusses erhielt sich auch später noch in daktylischen Strophen, wie insbesondere in Heracl. 608—18, worüber meine Metr.[2] 233 f., nicht beachtet von Wecklein in seiner Ausgabe.

Τυνδαρίδαις τε φιλοξείνοις ἁδεῖν καλλιπλοκάμῳ θ' Ἑλένᾳ
κλεινὰν Ἀκράγαντα γεραίρων εὔχομαι,
Θήρωνος Ὀλυμπιονίκαν ὕμνον ὀρθώσαις, ἀκαμαντοπόδων
ἵππων ἄωτον. Μοῖσα δ' οὕτω μοι παρεσταίη νεοσίγαλον εὑρόντι τρόπον
Δωρίῳ φωνὰν ἐναρμόξαι πεδίλῳ.

In dem daktylo-epitritischen Siegesgesang auf Arkesilas P. IV endigen unter den acht Versen der Strophe drei (3. 4. 8) akatalektisch.

Umgekehrt herrschte in der jüngeren Zeit, seit dem lesbischen Dichterpaar,[1]) und in den jüngeren Formen der melischen Poesie[2]) eine entschiedene Vorliebe für den brachykatalektischen Schluss namentlich am Schluss der Strophen und der längeren Perioden. Es war dieses natürlich; denn in den brachykatalektischen Schlüssen wie

. . . —́ ⏑ — ⏑ —́ — und . . . . —́⏑ ⏑ — ⏑ —́ —

vereinigten sich die beiden Vorzüge eines guten Rhythmusschlusses auf zwei Längen und eines guten Zeitschlusses mit ausgiebiger Pause. Die brachykatalektische Form wurde namentlich in Logaöden beliebt, da hier aus sanglichen Motiven immer mehr die Sitte sich verbreitete die Kola innerhalb der Periode katalektisch d. i. auf eine dreizeitige Länge zu schliessen, so dass nun für den Periodenschluss eine stärkere Schlussform, das ist eben die brachykatalektische sich empfahl. Man nehme irgend ein Stück des Euripides her, und man wird sich leicht von der Richtigkeit des Gesagten und der Häufigkeit der brachykatalektischen Periodenschlüsse in den logaödischen und trochäischen oder iambotrochäischen Strophen überzeugen. So begegnen im Herakles folgende brachykatalektische Schlüsse:

—́ ⏑ — ⏑ —́ ⏓	112. 117. 137. 385. 776. 884.
⏑ —́ — —́ ⏑ — ⏑ —́ —	388.
⏑ —́ ⏑ — —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏓	410. 418. 771.
—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ ⏓	349. 358. 360. 363. 654. 684. 686. 783. 797.
—́⏑ ⏑ — ⏑ —́ ⏓	638.
⏒ —́⏑ ⏑ — ⏑ —́ ⏓	354. 644.
⏑ —́ ⏑ — —́⏑ ⏑ — ⏑ —́ ⏓	352. 353. 764.

Auch in der Komödie sind die brachykatalektischen Periodenschlüsse Regel, wenn die vorausgehenden Kola katalektisch sind; gleichwohl sind in ihr im Ganzen die brachykatalektischen Verse seltener, weil in den Metren, welche die energische Komödie liebte, den

---

1) Die brachykatalektischen Verse kamen natürlich erst auf, nachdem dem alten daktylischen Rhythmus der jüngere iambische und trochäische zur Seite getreten war; sie finden sich zuerst, wenn auch anfangs nur selten, bei Archilochus, wie in fr. 104

τοῖος γὰρ φιλότητος ἔρως ὑπὸ | καρδίην ἐλυσθεὶς
πολλὴν κατ' ἀχλὺν ὀμμάτων ἔχευεν

Wenn so die brachykatalektischen Verse zuerst im diplasischen Rhythmengeschlecht vorkommen, so ist doch wahrscheinlich der Ausgang eines anderen Verses, des katalektischen Anapästes, Vorbild gewesen.

2) Ich muss eigens hinzufügen „in den jüngeren Formen“. Denn auch bei den Attikern erhielten sich die Daktylo-Epitriten, und wenn auch in diesen und schon bei Aeschylus auch die brachykatalektische Schlussform —́ ⏑ — ⏑ —́ — aufkam, so behauptete sich doch bei diesen auch die alte akatalektische Form, wie z. B. Hec. 912 f.

Iamben, Anapästen und Päonen die Brachykatalexe entweder gar keinen oder nur einen sehr geringen Platz hatte. In der römischen Komödie ist die Brachykatalexe fast ganz verschwunden, indem in Rom die Dichtung wieder zu den einfachen Verhältnissen des älteren Versbaus und der nichtgesungenen Poesie zurückkehrte. Es wäre lohnend das Verhältnis der drei Schlussarten im Einzelnen durch die griechische Poesie zu verfolgen; uns liegt diese Aufgabe hier fern, wir wollen uns hier vielmehr nach dieser allgemein orientierenden Einleitung mit einer auffälligen Erscheinung, dem Vorkommen der akatalektischen Schlussverse neben den brachykatalektischen bei den scenischen Dichtern der Attiker beschäftigen.

2. Akatalektische Kola als Vorderglieder einer Periode haben nichts auffallendes, obwohl auch sie in logaödischen Gedichten verhältnismässig selten sind; aber akatalektische Verse und Perioden sind von vornherein befremdend, weil sie für die am Ende eines Verses erforderliche Pause keinen Platz übrig lassen; sie befremden insbesondere in der Zeit nach Anakreon, nachdem man durch den brachykatalektischen Ausgang einen in jeder Weise passenden Schluss gefunden hatte. Gleichwohl kommen auch noch bei den scenischen Dichtern Attikas akatalektische Schlusskola neben brachykatalektischen vor. Zuerst also gilt es auch hier die Thatsache festzustellen. Als Schlusskolon oder Epode verdient an erster Stelle genannt zu werden das Alkaikon

—◡ ◡ —◡ ◡ — ◡ — ⏓

zuerst gebraucht von Alkäus in der alkäischen Strophe, sodann von den Lyrikern Alkman 5, 14, Ibykus 1, 9, Bakchylides 4, 6 (16). Von den Scenikern gebrauchen dasselbe Aesch. Pers. 652 =, Epode nach Ionikern

δῖον ἀνάκτορα Δαριᾶνα.

Sept. 860 =, Epode nach iambischen Hexapodien

πάνδοκον εἰς ἀφανῆ τε χερσόν.

Prom. 132 =, nach Ionikern

κραιπνοφόροι δέ μ' ἔπεμψαν αὖραι.

Prom. 166 =, Epode nach dipodischen Daktylen

τὰν δυσάλωτον ἕλῃ τις ἀρχάν.

Agam. 1006 =, Epode nach daktylischem Pentameter

ἀνδρὸς ἔπαισεν ἄφαντον ἕρμα.

Agam. 1451 =, zwischen brachykatalektischem Iambus und trochäischer Tetrapodie

μόλοι τὸν ἀ- εἰ φέρουσ' ἐν ἡμῖν
Μοῖρ' ἀτέλευτον ὕπνον, δαμέντος
φύλακος εὐμενεστάτου.

Agam. 1496 =, Epode nach iambischen Tripodien

ἐκ χερὸς ἀμφιτόμῳ βελέμνῳ.

Agam. 1506 =, nach daktylischer Tripodie

ὡς μὲν ἀναίτιος εἶ
τοῦδε φόνου τίς ὁ μαρτυρήσων;

Cho. 384 =, Epode nach brachykatalektischen Logaöden

χειρὶ τοκεῦσι δ' ὅμως τελεῖται.

Cho. 811 =, Epode nach daktylischen Tripodien

λαμπρὸν ἰδεῖν φιλίοις
ὄμμασιν ἐκ δνοφερᾶς καλύπτρας.

A. Suppl. 538 =, nach brachykat. Iambus

ματέρος ἀνθονόμους ἐπωπάς.

A. Suppl. 662 =, Epode nach logaödischer Tetrapodie

πτώμασιν αἱματίσαι πέδον γᾶς.

Soph. OC. 1214 =, Epode nach Glykoneen

ζώειν σκαιοσύναν φυλάσ-
σων ἐν ἐμοὶ κατάδηλος ἔσται.[1])

Eur. Hec. 951 =, Epode nach iambischer Hexapodie

μήτε πατρῷον ἵκοιτ' ἐς οἶκον.

E. El. 486 =, Epode nach trochäischer Tetrapodie

ὄψομαι αἷμα χυθὲν σιδάρῳ.

E. El. 1226 =, Epode im Wechselgespräch

δεινότατον παθέων ἔρεξας.

Herc. 381 =, nach einleitender Tripodie und vor Anapästen

καὶ ψαλίοις ἐδάμασσε (ἐδάμασε codd.) πώλους

Fragm. trag. adesp. 127, 2 N. nach Choriamben

καὶ μεγάλων πεδίων ἀρούρας.

3. Die zweite, mehr dem Glykoneus sich annähernde Form der akatalektischen Tetrapodie

— ⏓ —⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓

ist gleichfalls ziemlich stark vertreten, aber mehr in der jüngeren Tragödie und nicht so entschieden als Schlusskolon ausgeprägt:

Agam. 743 =, Epode nach Glykoneen als Uebergang zu Ionikern

δηξίθυμον ἔρωτος ἄνθος.

Aesch. Suppl. 536 =, vor brachykat. Schlusskolon

Δίας τοι γένος εὐχόμεθ' εἶναι
γᾶς ἀπὸ τᾶσδ' ἔνοικοι.

Pers. 270 =, vor brachykat. Schlusskolon[2])

γᾶς ἀπ' Ἄσιδος ἦλθ' ἐπ' αἶαν
δᾴαν Ἑλλάδα χώραν.

---

[1]) Gleditsch, Cant. d. Soph. 212 ändert in Strophe und Antistrophe ohne Notwendigkeit und ohne Wahrscheinlichkeit.

[2]) Umgekehrt geht ein brachykatalektisches Kolon einem akatalektischen Schlusskolon voraus E. El. 462 f.

Eur. Bacch. 903. 904. 906, mit akatal. trochäischen Tetrapodien verbunden

εὐδαίμων μὲν ὃς ἐκ θαλάσσας
ἔφυγε χεῖμα, λιμένα δ' ἔκιχεν.
εὐδαίμων δ' ὃς ὕπερθε μόχθων
ἐγένεθ'· ἕτερα δ' ἕτερος ἕτερον
ὄλβῳ καὶ δύναμει παρῆλθεν.

Heracl. 770 f. =, vor Schlusskolon

ἀλλ', ὦ πότνια, σὸν γὰρ οὖδας
γᾶς σὸν καὶ πόλις, ὧς σὺ μάτηρ
δέσποινά τε καὶ φύλαξ

Hec. 912 f. =, Schlussglieder nach anakrusischer Tripodie

ἀπὸ δὲ στεφάναν κέκαρσαι
πύργων, κατὰ δ' αἰθάλου
κηλῖδ' οἰκτροτάταν κέχρωσαι·
τάλαιν', οὐκέτι σ' ἐμβατεύσω.

Ion 222, einzelstehend im Dialog

ΧΟ. οὐδ' ἂν ἐκ σέθεν ἂν πυθοίμαν;

Hel. 516, Vorderglied vor Glykoneus mit iambischem Auftakt

ἃ χρῄζουσ' ἐφάνη 'ν τυράννοις
δόμοις, ὧς Μενέλαος οὔ-
πω μελαμφαὲς οἴχεται.

Rhes. 354 =, Epode nach Pherekrateus

δινηθεὶς ὑδροειδὴς
κόλπων σὰν ἐφύτευσεν ἥβαν.

Alc. 994 =, Epode nach Choriamben

ἐζεύξω κλισίαις ἄκοιτιν.

E. El. 463 =, Epode nach Choriamben

τῷ Μαίας ἀγροτῆρι κούρῳ.

Iph. Aul. 800, Epode

ἤνεγκαν παρὰ καιρὸν ἄλλως.

Med. 834 =, Epode nach Daktylo-Epitriten

ξανθὰν Ἁρμονίαν φυτεῦσαι.

Iph. T. 1124 =, Epode nach Glykoneus

πεντηκόντορος οἶκον ἄξει.

Eur. fr. 453, 3 N., Epode nach Glykoneen

ζῆλος μοι σέθεν, ὡς χρονίζεις.

Soph. Phil. 1089 =, vor einer Tripodie

τίπτ' αὖ μοι τὸ κατ' ἆμαρ ἔσται;[1])
τοῦ ποτε τεύξομαι

4. Die dritte Form der akatalektischen logaödischen Tetrapodie ist

—◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡̄

sie kommt nur seltener vor und hat ebenso im Anfang wie am Schluss einer Periode ihre Stellung.

Bacchyl. 16, 4 =, nach katal. daktylischer Pentapodie

Ἀμφιτρυωνιάδαν θρασυμήδεα φῶθ',
ἵκετο δ' ἀμφικύμον' ἀκτάν.

Agam. 686 =, Vorderglied als Uebergang zu aufsteigenden Rhythmen

τὰν δορίγαμβρον ἀμφινεικῆ
θ' Ἑλέναν, ἐπεὶ πρεπόντως

Soph. Ai. 701 =, für sich stehend

νῦν γὰρ ἐμοὶ μέλει χορεῦσαι.

S. El. 1066 =, Anfangskolon vor aufsteigenden Rhythmen

ὦ χθονία βροτοῖσι Φάμα
κατά μοι βόασον οἰκτράν

OC. 129 =, nach katal. logaödischer Tripodie

τᾶνδ' ἀμαιμακετᾶν κορᾶν,
ἃς τρέμομεν λέγειν
καὶ παραμειβόμεσθ' ἀδέρκτως.

Eur. Heracl. 910 =, vor aufsteigenden Gliedern

ἐστὶν ἐν οὐρανῷ βεβακώς

Rhes. 360 =, Vorderglied vor Ionikern

ἆρά ποθ' αὖθις ἁ παλαιά

Eur. fr. 953, 3, Epode nach Glykoneen

τοῖς ἀγαθοῖς ἀεὶ ξύνεστιν.

Nur scheinbar verwandt mit den betrachteten drei Formen der akatalektischen Tetrapodie sind die Verse, in denen jener Tetrapodie ein Auftakt vorausgeht, wie

◡◡ —◡ ◡ —́◡ ◡ — ◡ —́ —

ὀργὰς ἐδιδάξατο καὶ δυσαύλων (Ant. 356)
ἆται κλονέουσιν ἀεὶ ξυνοῦσαι (OC. 1244).

Denn durch die vorausgeschickte Länge werden diese Verse, wie ich durch die Ikten angedeutet, zu Ionikern und treten damit aus der Klasse der akatalektischen Verse heraus.

---

[1]) ἔσται steht im Laur. allerdings im Anfang des nachfolgenden Kolon, aber der Satzschluss in Strophe und Antistrophe zeigt, dass es zum vorausgehenden Kolon gehört.

Eher gehört hieher noch die akatalektische trochäische Tetrapodie am Schlusse eines Absatzes Iph. A. 282, zumal auf sie ein kopfloses Proodikon folgt

Εὔρυτος δ' ἄνασσε τῶνδε. ⏒́ ⏑ — ⏑ ⏒́ ⏑ — ⏑
λευκήρετμον δ' Ἄρη — ⏒́ ⏑ ⏒́ ⏑ —

5. Dass akatalektische Verse in der griechischen Melik vorkommen und namentlich am Ende von Perioden und Strophen, darüber kann nach den Belegen, die ich im Vorausgehenden erbracht habe, kein Zweifel bestehen. Es fragt sich nur, wie dieselben zu analysieren und mit Ikten zu versehen sind. Von vornherein wird man zugeben, dass die Form unserer akatalektischen Kola wenig zum System dipodisch gebauter Verse und Perioden passt, zumal der Schlussfuss nur selten ein reiner Trochäus, sondern meistens ein Spondeus ist. Das legt also die Vermutung nahe, dass unser Kolon aus einer anderen Dichtungsweise stammt und anfangs vielleicht gar nicht als ein aus zwei Doppelfüssen bestehender Vers gedacht war. Auch ohne diese Erwägung wird jeder schon durch den Namen unserer ersten Form, die bei dem ältesten Tragiker, bei Aeschylus, am häufigsten und fast allein vorkommt, an die alkäische Strophe erinnert, die, wie wir aus unserer Sammlung attischer Skolien sehen, in Athen ganz besonders beliebt war und auch neuen populären Liedern zugrund gelegt wurde. Aeschylus wird also, das dürfen wir wohl vermuten, das Schlusskolon — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ — — aus der alten Poesie des Alkäus in seine neuen Schöpfungen herübergenommen haben. In der Analyse des Kolon werden demnach auch wir von Alkäus und der alkäischen Strophe ausgehen müssen. Dass nun aber Alkäus und Sappho in ihren wundervollen Strophen schon von der dipodischen Messung und der Theorie brachykatalektischer, durch Dehnung auf vierfüssige Rhythmen zu erhebender Verse ausgegangen seien, hat absolut keine Wahrscheinlichkeit. Man versuche nur die Messung

πύκνα δινεῦντος πτέρ' ἀπ' ὠράνω αἰθέ- | ρος διὰ μέσσω

⏒́ ⏑ — ⏕ ⏒́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏒́ ⏓ ∧ | ⏒́ ⏑ ⏑ — ⏕

und man wird sofort jenem Gedanken entsagen. Alkäus scheute noch nicht die Verbindung von Dipodien und Tripodien; er wird also auch unser Kolon nicht gewaltsam in zwei Dipodien ⏒́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ ⏒́ ⏑ — ⏕ zerlegt, sondern dasselbe, dem natürlichen Rhythmus und dem Vorbild einer geworfenen Kugel folgend, so vorgetragen haben, dass er die Daktylen sich allmählich in Trochäen und dreizeitige und einfache Längen verlaufen liess. Mit anderen Worten für den Alkäus galt das Schema

— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⊔ ⏓

Nun haben die Dramatiker, wie wir oben im 2. Kapitel sahen, die trochäische Tetrapodie und die daktylische Tripodie als zwölfzeitige Füsse (*πόδες δωδεκάσημοι*) einander gleichgestellt; sie konnten also den alkäischen Vers sehr gut am Schlusse einer Periode anwenden, indem sie denselben in eine daktylische Tripodie und eine trochäische Clausula zerlegten:

⏒́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏒́ ⏓ ∧

Es wird diese Messung Aeschylus jedenfalls da angenommen haben, wo er wie in Ag. 1006. 1506, Cho. 811 daktylische Tripodien unserem Schlusskolon vorausschickte.

Die zweite Form unseres Kolon — ⏓ —⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓ kann auf diese Weise nicht erklärt werden; ihr offenbarer Zusammenhang mit dem Glykoneus nötigt uns zur dipodischen Gliederung

—́ ⏓ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏓

Es bleibt dann der Anstoss, dass der Dichter am Schlusse der Periode wohl für einen guten Rhythmusschluss gesorgt, aber die Forderung des Zeitschlusses oder der emmetrischen Pause am Schlusse in den Wind geschlagen hat. Ein solcher Fehler ist bei den Dichtern der jüngeren Tragödie, die sich so viele unpassende Freiheiten erlaubten, nicht allzu sehr zu verwundern. Zudem wird an mehreren Stellen auf andere Weise, durch eine vorausgehende oder nachfolgende Tripodie oder die iambische Form der sogenannten Basis des nachfolgenden Verses, Raum für die wünschenswerte Pause geschaffen.

In den Fällen, wo die zwei ersten Silben lang sind, könnte man auch an eine dreizeitige Messung derselben denken und so aus dem akatalektischen Dimeter einen brachykatalektischen Trimeter konstruieren

—́ ⊔ —́⏑ ⏑ — ⏑ —́ —

ἀλλ', ὦ πότνια, σὸν γὰρ οὖδας

Doch möchte ich diese Analyse nicht befürworten, weil ich überhaupt in der Annahme eines anhebenden Dispondeus äusserst zurückhaltend bin.

6. Ausser in den betrachteten Tetrapodien findet sich der akatalektische Schluss noch öfter in der seit alter Zeit beliebten Form des Adonius — ⏑ ⏑ — — und in ionischen Vollversen. Der Adonius verdankte seine Beliebtheit dem Gebrauch in der sapphischen Strophe und erhielt sich als Schlussvers auch noch bei Pindar und den attischen Dramatikern. In den ionischen Strophen war zwar auch der brachykatalektische Schluss Regel, wie denn auch der verbreitetste Vers dieser Gattung, der Sotadeus, brachykatalektisch ist. Und wenn ein scheinbar akatalektischer ionischer Vers mit syll. anc. beginnt, so greife ich wenigstens mit Eifer dieses Anzeichen auf, um ihn aus einem akatalektischen zu einem brachykatalektischen umzugestalten. Aber man kann doch, wie es scheint, nicht alle akatalektischen Ioniker beiseite schaffen. Der alexandrinische Dichter Simmias dichtete ein nach ihm *Σιμμιακόν* genanntes Metrum (Heph. c. X), das kaum eine andere als akatalektische Messung zulässt:

τὸν στυγνὸν Μελανίππου φόνον αἳ πατροφόνων ἔριθοι

—́ ⏓ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏓ [1])

Und akatalektisch sind doch wohl auch die Verse

οὕτω γὰρ Ὅμηρος ἠδὲ Στασίχορος ἄεισε λαοῖς (Simon. 37)

—́ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏓ —́ ⏑ ⏑⏑ ⏓ —́ ⏑ — ⏓

ἔνι δὲ θράσος ἐν αἰχμᾷ· πόθι Μυσῶν ὃς ἐμὰν συμμαχίαν ἀτίζει (Rhes. 251)

⏑́⏑ ⏑ ⏑⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ — —

---

[1]) Unerwähnt sei aber nicht gelassen, dass Hephästion eine andere Messung aufstellt (*ἀντισπαστικὸν τετράμετρον ὑπερκατάληκτον*) und dass man mit der Hermannischen Basis zu einem regelrechten Vers kommen könnte.

In dem ionischen Liedchen in Aristoph. Thesm. 104 steht gleich zweimal das Kolon

⏑⏑ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ — ⏓

τίνι δὲ δαιμόνων ὁ κῶμος;
λέγε νυν· εὐπιθῶς δὲ τοὐμόν

Häufiger aber noch sind die scheinbar akatalektischen Ioniker oder diejenigen Vorderglieder, die akatalektisch enden, deren Schlusssilbe aber rhythmisch zu dem ersten Doppeltakt des folgenden Kolon gehört, worüber ich näher in c. VI, 3 handeln werde.

VI.

Uebergang von Vers zu Vers.

1. Die Verse der griechischen Melik können nicht für sich allein betrachtet werden, noch weniger die Kola und die zwischen Vers und Kolon schwankenden Reihen; sie waren von vornherein dazu bestimmt, mit andern Kolen und Versen verbunden zu werden, und erhalten daher auch erst im Zusammenhang mit ihrer Umgebung die richtige Beleuchtung.

Ich habe diesen Punkt, der für die richtige Erkenntnis der melischen Partien der Griechen von weittragendster Bedeutung ist, zuerst im Jahre 1878 in der Abhandlung, Die rhythmische Continuität der griechischen Chorgesänge (Abh. d. b. Ak. Cl. I Bd. XIV) angeregt und darf mich ohne Ueberhebung rühmen mit den dort entwickelten Grundsätzen vielen Anklang gefunden zu haben.[1]) Die ganze Frage ist damit in Fluss gekommen und hat zu neuen Richtpunkten in der Analyse griechischer Chorgesänge geführt. Aber zum Abschluss ist die Frage auch heutzutage noch keineswegs gelangt; ich selbst glaube inzwischen für einzelne Versarten, wie die Epoden, sodann für die Unterscheidung älterer und jüngerer Praxis und für die Beschränkungen der Regel einige neue Gesichtspunkte gefunden zu haben, und komme daher in dieser Abhandlung von Neuem auf dieses Kapitel zurück.

Die ältesten und schönsten Strophen, die lesbischen, bilden ein Ganzes, und der Rhythmus geht in ihnen von Anfang bis zum Schluss ununterbrochen fort, so dass immer das folgende Kolon da anfängt, wo das vorausgehende aufgehört hatte, wie in der alkäischen Strophe

⏓ –́ ⏑ –́ ⏓ –́⏑ ⏑ –́ ⏑ –́
⏓ –́ ⏑ –́ ⏓ –́⏑ ⏑ –́ ⏑ –́
⏓ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏓
–́⏑ ⏑ –́⏑ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑

Auch in den Dichtungen des 5. Jahrh. gibt es noch solche Strophen mit durchgehendem Rhythmus, wie die daktylische in Eur. Heracl. 608—18 und die daktylo-epitritische in Pind. O. III. Meistens freilich bestanden in jener Zeit die Strophen aus mehreren Absätzen oder Perioden, aber dann blieben doch wenigstens innerhalb dieser Perioden die Kola und Verse

[1]) Mor. Schmidt, De numeris in choricis systematis Aiacis continuatis p. 3 nennt mich mit besonders ehrenvoller Anerkennung geradezu den Fahnenführer (agmen ducit) in dieser Frage.

mit einander in Zusammenhang, so dass sie nur zusammen mit den ihnen vorausgehenden und nachfolgenden Gliedern zum vollen Verständnis kommen können.[1])

2. Ergänzung des Verses. Die bekannteste Erscheinung in der Verbindung der Glieder einer Periode ist die, dass der scheinbare Auftakt des folgenden Verses thatsächlich nicht Auftakt ist, sondern zur Ergänzung des unvollständigen Schlusstaktes des vorausgehenden Kolon dient. Die Sache ist so bekannt und offenkundig, dass sie eigentlich keiner Belege bedarf; aber ich führe doch zur Klarstellung Beispiele für die einzelnen Fälle an. Gleich ein paar Fälle werden illustriert durch die Strophe Trach. 953—8:

εἴθ' ἀνεμόεσσα τις	| — — ⏑ ⏑ | — ⏑ —
γένοιτ' ἔπουρος ἑστιῶτις αὔρα,	⏑ | — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ | — —
ἥτις μ' ἀποικίσειεν ἐκ τόπων, ὅπως	⏓ | — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
τὸν Δῖον ἄλκιμον γόνον	⏓ | — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
μὴ ταρβαλέα θάνοιμι	⏓ | —⏑ ⏑ — ⏑ | ⊔ ⏑̲ ∧
μοῦνον εἰσιδοῦσ' ἄφαρ.	| — ⏑ — ⏑ | — ⏑ ⊔

Hier erhält nicht blos dreimal ein katalektischer Trochäus seine Ergänzung durch die beginnende syll. anc. des folgenden Verses; es wird auch der brachykatalektische Ausgang des 2. Verses durch die Länge im Anfang des folgenden Verses zu einem *ποὺς ἑξάσημος* ergänzt.[2])

Ein unvollständiger Ionikus wird durch die zwei beginnenden Kürzen des folgenden Kolon vervollständigt in dem Vers der Sappho 90

γλυκεῖα μᾶτερ οὔτοι   δύναμαι κρέκην τὸν ἴστον

⏑ | — ⏑ — ⏑ | — —, ⏑ ⏑ | — ⏑ — ⏑ | — —

Die Vereinigung einer schliessenden Länge mit einer beginnenden Länge zu einem sechszeitigen Fuss kann nur vermutungsweise aufgestellt werden, wenn der erste Vers mit einer katalektischen Tripodie schliesst und der folgende mit einem langen Auftakt beginnt, wie Pind. P. II 2

. . . δαιμόνιαι τροφοί

ὔμμιν τόδε τᾶν λιπαρᾶν ἀπὸ Θη- βᾶν φέρων

. . . —⏑ ⏑ — ⏑ | ⊔, ⊔ | —⏑ ⏑ —⏑ ⏑ | —⏑ ⏑ ⊔ | — ⏑ —

Noch seltener und zweifelhafter sind die Fälle, wo von einem Doppelfuss der eine durch eine *μακρὰ τρίσημος* vertretene den Schluss des ersten Kolon und der andere in der Gestalt eines kyklischen Daktylus den Anfang des zweiten Kolon bildet. Ein sicheres Beispiel dafür findet sich in der Parodos des OC. 129 f.

ἃς τρέμομεν λέγειν   καὶ παραμειβόμεσθ' ἀδέρκτως

—⏑ ⏑ — ⏑ | ⊔   — ⏑ ⏑ | — ⏑ — ⏑ | ⊔ —[3])

---

[1]) Wo die Verse nicht in einander greifen, ist die Unterbrechung des Rhythmus ein Anzeichen des Beginnens eines neuen Abschnittes, namentlich bei der Folge —́ ⏑ — ⏓ | ⏓ —́ ⏑ — · · ·, wie Vesp. 280, Phil. 1202, Or. 967, Plaut. Stich. 277, Capt. 535. Im Lateinischen ist dieser Punkt schon viel sorgfältiger als im Griechischen untersucht worden.

[2]) Aber es darf deshalb nicht immer die beginnende Kürze des folgenden Verses zur Ergänzung des akatalektischen Ausgangs des vorhergehenden Verses gezogen werden. Die Hinüberziehung verbietet sich, wenn eine Interpunktion, zumal eine starke dazwischen liegt, wie z. B. Agam. 444 und 456.

[3]) Weitere Beispiele sind Pind. P. VIII 4 (s. Anhang 3), Bacchyl. XVI 16, Aesch. Eum. 534 f. =, 546 f., Eur. Ion 1058.

3. Ueberhängen des Verses. Eine ganz andere, uns etwas fremd anmutende und bis jetzt noch nicht beachtete Weise von Ergänzung besteht darin, dass von zwei zusammengehörenden Versen der erste akatalektisch auf zwei Längen schliesst[1]) und der andere des ersten Taktteiles ermangelt. Gewöhnlich wird in den Ausgaben dieses Verhältnis dadurch verschleiert, dass die letzte Silbe des ersten Kolon trotz des mangelnden Wortschlusses in den Anfang des zweiten Verses gezogen wird, wenn nicht die Herausgeber, unbekümmert um das Gesetz der dipodischen Messung, auf eine akatalektische Tetrapodie eine anakrusische Tripodie folgen lassen. Fälle der Art sind:

εἰρήνα μὲν ἐμοίγ' ἀρέσκει·
σοὶ δ' ὦ κακόφρων φύλαξ (Heracl. 370 f.)
–́ ⏓ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏗ –́, ⏓ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏗

ebenso Eur. Suppl. 955 f., Herc. 355 f., 649 f., Hec. 445 f., Ion 219 f., Hel. 517 f., Rhes. 351 f., Soph. OC. 668 f., 674 f., 678 f.

τόξοις ὤλεσεν Ἀμφαναίας
οἰκήτορ' ἄμικτον (Herc. 392 f.)
–́ ⏓ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏗ –́, ⏓ –⏑ ⏑ ⏗́ –

ebenso Herc. 653 f., Iph. A. 556 f., Iph. T. 1104 f., Soph. OC. 1217 f., Aesch. Ag. 435 f.

πῶς ποτε, πῶς ποτ' ἀμφιπλήκτων
ῥοδίων μόνος κλύων,
πῶς ἄρα πανδάκρυτον οὕτω
βιοτὰν κατέσχεν. (Phil. 687—90)
–́⏑ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⏗ –́, ⏑⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⏗
–́⏑ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⏗ –́, ⏑⏑ – ⏑ –́ –

βασιλεῦ τᾶν ἱερᾶν Ἀθανᾶν,
τῶν ἁβροβίων ἄναξ Ἰώνων (Bacchyl. XVIII 1)
⏑ ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏗ –́, ⏓ –⏑ ⏑ –́ ⏑ – ⏑ ⏗́ –

ebenso Bacchyl. XVIII 3 f., 9 f., 11 f., Ant. 336 f.; s. Anhang No. 1.

φίλος φίλοισι τοῖς ἐκεῖ καλῶς θανοῦσιν
κατὰ χθονὸς ἐμπρέπων (Cho. 354 f.)
⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⏗ –́, ⏑ –⏑ ⏑ –́ ⏑ –

δίδυμον ἄχθος ἄγγελος βᾶν
πέμπτον γ' ἐπὶ εἴκοσι τοῦτο γαρύων (Pind. N. VI 57 f.)
⏑́⏑ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⏗ –́, ⏒ –⏑ ⏑ –́⏑ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ –

---

[1]) Auf diesen Umstand ist besonders zu achten, weil er den Gegensatz zum Schluss auf einen reinen Trochäus bildet, wie in der Versverbindung OC. 210

μὴ μή, μή μ' ἀνέρῃ τίς εἰμι   –́ ⏓ –⏑ ⏑ –́ ⏑ – ⏑
μηδ' ἐξετάσῃς πέρα ματεύων   –́ –⏑ ⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ –

wo nach einer akatalektischen trochäischen Schlussdipodie ein vollständiger, nicht kopfloser Ionikus folgt.

νόημα φρενός· ὕπνος δ' ἀπέστω
γλυκύθυμος ὀμμάτων (Nub. 705 f.)
⏑ —́ ⏑ ⏖ ⏑ —́ ⏑ ⊔ —́, ⏑ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ — [1]

Gewöhnlich pflegen die Herausgeber in diesen und ähnlichen Verbindungen das erste Kolon mit der vorletzten Silbe abzubrechen, auch wenn mit derselben kein Wort schliesst. Dieses Verfahren mag, da es das Lesen erleichtert und grössere Gleichmässigkeit der Zeilen herbeiführt, praktisch empfehlenswert sein, und ist jedenfalls überall da anzuwenden, wo in Strophe und Antistrophe nicht an derselben Stelle der Vers schliesst oder der Schluss erst an der 2. oder 3. Stelle des folgenden Kolon eintritt. Aber wenn mehrere Glykoneen hintereinander akatalektisch auf zwei Längen schliessen, wie Hipp. 738—41 =

ἔνθα πορφύρεον σταλάσσουσ'
εἰς οἶδμα πατρὸς τάλαιναι
κόραι Φαέθοντος οἴκτῳ

S. El. 1066—9, Ai. 1205—7, OC. 678—80, Or. 816—8, Pind. N. II, und wenn mehrere ähnlich gebaute Verse in derselben Strophe vorkommen, wie Bacchyl. XVIII, wird man den offenbar beabsichtigten Charakter des Gedichtes verwischen, wenn man wiederholt die Anzeichen der Cäsur vernachlässigt.[2]

4. Unterbrechung des Rhythmus vor den Epoden. Zu den ältesten Verbindungen zweier Verse gehört das epodische Distichon. Man sollte daher auch bei ihm Fortgang des Rhythmus erwarten, so dass der beginnende Taktteil des zweiten Gliedes oder des Epodus da einsetze, wo der erste Vers aufgehört hatte. Das war aber nicht der Fall, und schon bei Archilochus, dem Begründer der epodischen Poesie, nicht der Fall, wenn der erste Vers ein daktylischer war. Aus begreiflichen Gründen, weil der älteste daktylische Vers, der Hexameter, auf eine Senkung oder einen schlechten Taktteil ausging, und der iambische Epodus naturgemäss von der Senkung zur Hebung aufstieg. Die griechische Kunst war weit mehr konservativ als man gewöhnlich glaubt, und so ist auch noch im 5. Jahrh. jenes rhythmische Verhältnis beibehalten worden, wenigstens äusserlich, wie in der Parodos des Königs Oedipus

ὦ Διὸς ἁδυεπὲς φάτι, τίς ποτε τᾶς πολυχρύσου | *Πυθῶνος ἀγλαὰς ἔβας.*

---

[1] Nicht wage ich es hieher zu ziehen, wenn Euripides in einem so neumodischen Stück, wie es die Phönissen sind, auf daktylische Tetrapodien anapästische Parömiaci folgen lässt, wie Phoen. 1546

δυστυχὲς ἀγγελίας ἔπος οἴσει,
πάτερ, οὐκέτι σοι τέκνα λεύσσει

und ähnlich 1552. 1556, vielleicht auch 1575. Hier scheint nur der an den Parömiakus anklingende Ausgang des daktylischen Kolon den Dichter veranlasst zu haben mit Anapästen fortzufahren, so dass nicht an einen Fortgang des Rhythmus zu denken ist.

[2] Die Cäsuren verdienen auch in den melischen Gedichten alle Beachtung; keineswegs kann ich Jurenka zustimmen, wenn er neuerdings in dem Aufsatz, Die Metrik des Horaz und deren griech. Vorbilder (in Zeitschr. f. österr. Gymn. 1900) bemerkt: Im gesungenen Verse ist die Cäsur ohne jede Bedeutung, und kein Metriker hat noch — und mit Recht — den Cäsuren der pindarischen Verse besondere Aufmerksamkeit zugewandt.

Thatsächlich freilich wird dieses anders gewesen sein, da bei einem Marschgesang, wie es die Parodos war, der Rhythmus fortgehen musste, die beiden Verse also, wenn nicht vielleicht erst mit dem zweiten Daktylus der Rhythmus einsetzte, folgende rhythmische Gestalt im Gesang gehabt haben werden

—́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — —́ ∧ — —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —.

Aber auch wenn der daktylische Vers akatalektisch schloss, trat in der Regel[1]) die gleiche Unterbrechung des Rhythmus ein. Die Beweise dafür sind offenkundig:

τίς τόπος ἢ τίς ἕδρα, τίν' ἔχει στίβον
ἔναυλον ἢ θυραῖον; (Phil. 142 f. =)

—́⏑ ⏑ —⏑ ⏑ —́⏑ ⏑ —⏑ ⏑
⏑ —́ ⏑ —́ ⏑ —́ —

ebenso Phil. 1094 =, 1130, 1207, OC. 676 =, 235, 1675 =.

οὐ τὸ μὲν ἄλλο δὲ μὴ πατρὸς ἔμφυτον
ἄλαστον αἷμα δυσμόροιν στενάζειν (OC. 1671 =)

—́⏑ ⏑ —⏑ ⏑ —́⏑ ⏑ —⏑ ⏑
⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ —

ebenso S. El. 161.

κρεῖσσον ἀμαιμακέτου πυρὸς ὅρμενον
ἀκτὰν πρὸς ἑσπέρου θεοῦ (OR. 176 =)

—́⏑ ⏑ —⏑ ⏑ —́⏑ ⏑ —⏑ ⏑
⏑̄ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —

ματρὸς ἁλόντ' ἀπάταις Ἀγαμέμνονα
κακᾷ τε χειρὶ πρόδοτον, ὡς ὁ τάδε πορών (S. El. 125)

—́⏑ ⏑ —⏑ ⏑ —́⏑ ⏑ —⏑ ⏑
⏑ —́ ⏑ — ⏑ ⏑́⏑ ⏑ — ⏑ ⏑́⏑ ⏑ —

ἁμετέρας τε δι' αἰφνιδίου ὀπός,
ὧν χάριν ἄνακτ' ἄγαλλε Φοῖβον ⟨ὕμνῳ⟩ (Thesm. 127)

—́⏑ ⏑ —⏑ ⏑ —́⏑ ⏑ —⏑ ⏑
⏑̄ ⏑́⏑ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ —

ἀθανάτας ἰδέας ἐπιδώμεθα
τηλεσκόπῳ ὄμματι γαῖαν (Nub. 289 =)

—́⏑ ⏑ —⏑ ⏑ —́⏑ ⏑ —⏑ ⏑
⏑̄ —́⏑ ⏑ —⏑ ⏑ —́ —

[1]) Abweichungen sind allerdings nicht ausgeschlossen; diese sind aber dann Neubildungen, wie eine solche vorliegt in Ant. 340 =

ἰλλομένων ἀρότρων ἔτος εἰς ἔτος
ἱππείῳ γένει πολεύων

—́⏑ ⏑ —⏑ ⏑ —́⏑ ⏑ ⏑ ⏑
—́ — —́ ⏑ — ⏑ —́ —

und ähnlich Iph. A. 230 =

Πηλεΐδας σὺν ὅπλοισι παρ' ἄντυγα
καὶ σύριγγας ἁρματείους.

ᾧ τις ἀλέξεται· οὔτε γὰρ ἔκγονα
κλυτᾶς[1]) *χθονὸς αὔξεται οὔτε τοκοῖσιν* (OR. 171)

—́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑
⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏓

οἴχεται ἀγγελίας ἀπατώμενον·
ἀεὶ μὲν γὰρ ποθεῖ (S. El. 170)

—́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑
⏑ —́ — —́ ⏑ —

ähnlich Arist. Av. 1755, Phil. 1156. 1091, Med. 136, Or. 1011.

πήματ' ἀπωλέσατ' ὠλέσατ', οὐκέτι μοι βίος
ἀγαστὸς ἐν φάει (Hec. 167)

—́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏓
⏑ —́ ⏑ — ⏑ —

ebenso Hec. 209.

εἴδομεν εἴδομεν ἐκ πατρὸς ὀργᾶς
ἄλλαν ἐπ' αἶαν ἱέμενον.
ὦ ψάμαθοι πολυήτιδος ἀκτᾶς,
δρυμός τ' ὄρειος, ὅθι κυνῶν
ὠκυπόδων μέτα θῆρας ἔναιρεν
Δίκτυνναν ἀμφὶ σεμνάν (Hipp. 1124—30)

—́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑
⏓ —́ ⏑ — ⏑ ⏑́⏑ ⏑ —
—́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑ — ⏑
⏓ —́ ⏑ — ⏑ —́ —

ebenso Phoen. 1552. 1557.

Es hat sich also hier eine alte Regel schulmässig auf spätere Zeiten vererbt, obwohl inzwischen andere Anschauungen über den Fortgang des Rhythmus innerhalb der Periode eingetreten waren. Thatsächlich wird man aber auch hier, ähnlich wie in der oben betrachteten Parodos des Oed. R., beim Vortrag von dem äusseren metrischen Schema abgegangen sein, worüber ich im Anhang No. 16 meine Vermutungen aufgestellt und begründet habe.

5. Syll. anceps in der Kommissur zweier Kola. Wir sind durch die uns geläufigsten Formen der scenischen Systeme, die glykoneischen und trochäischen, daran gewöhnt, dass die einzelnen Kola katalektisch schliessen und so durch Pause oder dreizeitige Schlusslänge von einander geschieden sind. Das war aber nicht die einzige und noch weniger die älteste Form der Kommissur zweier Kola einer Periode. In dem alkäischen, dreigliederigen Vers fr. 50

μαρμαίρει δὲ μέγας δόμος χάλκῳ, πᾶσα δ' Ἄρῃ κεκόσμη | ται στέγα

—́ ⏓ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⊔ —́ ⏓ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏓ —́ ⏑ —

findet zwischen dem ersten und zweiten Kolon eine wenn auch nur scheinbare Unterbrechung des Rhythmus statt; von da geht der Rhythmus ununterbrochen fort und wird der Uebergang

[1]) Gleditsch, Cant. 72 ändert willkürlich *κλυτᾶς* in *καυτᾶς*, das er dann an den Schluss des vorausgehenden Verses setzt.

vom zweiten zum dritten Kolon nur durch eine syll. anc. oder durch eine kleine Retardierung des Rhythmus angedeutet. Diese Art der Bindung zweier Kola erfreute sich später geringerer Beliebtheit, offenbar weil durch die syll. anc. und den dadurch erzeugten irrationalen Trochäus (— ⏑̄) eine gewisse Ungleichmässigkeit in den Rhythmus kam. Aber wie überhaupt in der griechischen Rhythmik sich neben den neuen Formen auch noch die älteren erhalten haben, so finden sich auch von jener alten Art der Kolenverbindung noch Ueberreste in der Poesie des 5. Jahrhunderts, insbesondere bei dem ältesten Dichter dieser Periode, bei Pindar. Das einleuchtendste Beispiel ist der Vers

—́ ⏑̄ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑̄ —́⏑ ⏑ —́ ⏑

mit den Nebenformen

—́ ⏑̄ — ⏑̄ —́⏑ ⏑ — ⏑̄ —́⏑ ⏑ —́ ⏑
—́ ⏑̄ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑̄ —́⏑ ⏑ —́ ⏑ —

Wir fassen den Vers als die fest verwachsene Verbindung eines vierfüssigen Vordergliedes mit einer zwei- oder dreifüssigen Clausula, mit welcher Auffassung sich am besten der Mangel einer festen Cäsur in den Stellen Pindars verträgt.

ἄρκεσε Κρόνιον παρ' ὄχθον ἁγεμονεῦσαι
κωμάζοντι φίλοις Ἐφαρμόστῳ σὺν ἑταίροις·
ἀλλὰ νῦν ἑκαταβόλων Μοισᾶν ἀπὸ τόξων
Δία τε φοινικοστερόπαν σεμνόν τ' ἐπίνειμαι (O. IX 3—6)
οὐδὲ θερμὸν ὕδωρ τόσον γε μαλθακὰ τεύχει
γυῖα, τόσσον εὐλογία φόρμιγγι συνάορος·
ῥῆμα δ' ἐργμάτων χρονιώτερον βιοτεύει (N. IV 4—6)

Bei den Tragikern kommt der Vers vor Bacch. 862

ἆρ' ἐν παννυχίοις δρόσοις | θήσω πόδα λευκόν;

und ähnlich Cycl. 41 =. Doch ist hier die Cäsur nach dem Vorderglied regelmässig eingehalten, so dass sich auch die mit der Vorliebe für dipodischen Bau leichter vereinbare Messung

—́ ⏑̄ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — | —́ — ⏑ ⏑ —́ —

aufstellen lässt.

Noch bis in die Zeit des Plautus erhielt sich die ähnliche Verbindung eines vierfüssigen Vordergliedes mit einer engangeschlossenen kurzen Clausula im sogenannten versus Reizianus

⏑̄ —́ ⏑̄ — ⏑̄ —́ ⏑ —, ⏑̄ —́ ⏑̄ —́ —

homo nullust te scelestior, | qui vivat hodie,
neque cui ego de industria amplius | male plus lubens faxim (Aul. 419)

dem im Griechischen entspricht

φυσῶντι καὶ πονουμένῳ | προσδώσετε δήπου. (Pac. 954).[1])

---

[1]) Die Clausula kommt auch selbständig in öfterer Wiederholung vor Plaut. Cas. 750—4

scio. síc sine habére;
nugás agunt, nóvi
ego illás malas márces.

6. Freiheiten des Versschlusses am Ende der Kola. Die Kola, die mit andern zusammen zu einer Periode vereinigt sind, haben keine selbständige Stellung, so dass sie sogar nicht selten mit dem vorausgehenden oder nachfolgenden Kolon durch Wortgemeinsamkeit (*συνάφεια*) verbunden sind. Man sollte daher nicht an ihrem Ende die Freiheiten des Vers- und Periodenschlusses, Hiatus und syll. anc. vermuten; am wenigsten in den Systemen, da in diesen, wie insbesondere in den anapästischen, der Zusammenschluss der Glieder ein besonders fester ist. Thatsächlich aber finden sich diese Freiheiten an bezeichneter Stelle und nicht einmal so sehr selten, speciell in Glykoneen wie Phil. 184. 1127:

στικτῶν ἢ λασίων μετὰ   θηρῶν ἔν τ' ὀδυναῖς ὁμοῦ
τὰν οὐδείς ποτ' ἐβάστασεν,   ὦ τόξον φίλον ὦ φίλων

ebenso Phil. 1104, OR. 1189. 1201, OC. 132. 1215, Eur. El. 209, Iph. A. 573, und ähnlich in verwandten Versen wie Ant. 586, OR. 1217:

ὅμοιον ὥστε πόντιον   οἶδμα δυσπνόοις ὅταν
εἴθε σ' εἴθε σε   μήποτ' εἰδόμαν

ebenso Ant. 138, Ai. 425, El. 479, Trach. 500, OC. 1218, Phil. 1129, Aesch. Suppl. 550. 843, Ag. 409. 428, Eum. 526, Eur. Alc. 215. 228, Andr. 796. 1223,[1]) Herc. 386. 793, Med. 208, Hipp. 626. 1436, Hec. 452. 686, Suppl. 992, Hel. 230. 373. 1332, Ion 213, Phoen. 250.[2]) 1037, Iph. A. 279. 589. 1485, Aristoph. Pac. 116. 953, Lys. 1281 f., Thesm. 461, Bacchyl. IX 7. An ein Wegemendieren darf bei einer so grossen, leicht noch zu vermehrenden Zahl von Stellen ein vorsichtiger Kritiker nicht denken. Man muss eben die Ausnahmen hinnehmen als Nachlässigkeiten oder meinetwegen auch als Fehler der Dichter. An uns und an unserer Theorie liegt der Fehler nicht.

Die strenge Unterscheidung von Vers- und Kolonschluss nach den bezeichneten Freiheiten des Versschlusses, Hiatus und syll. anc., ist bekanntlich zuerst von Böckh im Pindar aufgestellt und durchgeführt worden, und bei den grossen Schwierigkeiten der pindarischen Metrik haben fast alle späteren Forscher, mit fast einziger Ausnahme von Mor. Schmidt, an den Grundsätzen Böckhs, damit nicht alles wieder ins Wanken komme, festgehalten. Da nun aber die scenischen Dichter zweifellos Ausnahmen und Freiheiten sich erlaubten, so sind mir doch im Laufe der Zeit Bedenken gekommen, ob es rätlich ist jener Böckh'schen Regel zuliebe alle anderen Anzeichen der Symmetrie und des Aufbaues beiseite zu schieben. Ich hebe ein Beispiel heraus.[3])

In Pind. O. IX haben vier Verse hintereinander str. 4—7 die oben erläuterte Form

–́ ⏒ –⏑ ⏑ –́ ⏑ – ⏒ –́⏑ ⏑ – ⏒

Es folgen darauf die zwei Zeilen

ἀκρωτήριον Ἄλιδος
τοιοῖσδε βέλεσσιν.

---

[1]) Ueberliefert ist hier allerdings *σκῆπτρά τ' ἐρρέτω τάδε ἐπὶ γαῖαν*. Aber das geht nicht in das Metrum, weshalb mit Recht Burges die letzten Worte *ἐπὶ γαῖαν* tilgte.

[2]) Nauck korrigiert den Vers nach einem Vorschlag von Heimsöth.

[3]) Andere Beispiele der Art sind O. VII str. 3 u. 4, ep. 5 u. 6; O. VIII 5 u. 6; O. XIII ep. 5 u. 6; N. VIII ep. 5 u. 6; I. VII ep. 6 u. 7, wozu man die Noten meiner Ausgabe vergleiche.

Diese würden wir gewiss auch in einen Vers zusammenschreiben, und dieses insbesondere in der ersten Antistrophe thun

σόν τε, Κασταλία, πάρ' Ἀλφειοῦ τε ῥέεθρον

um damit zugleich die harte Synizese *Ἀλφεοῦ* zu vermeiden, wenn nicht im Wege stünde der Hiatus in der 4. Strophe

φῶτας δ' ὀξυρεπεῖ δόλῳ *ἀπτῶτι δαμάσσαις*[1])

und die syll. anc. in drei Strophen

μάτρωος δ' ἐκάλεσσέ νιν *ἰσώνυμον ἔμμεν* (str. 3)
πρύμναις Τήλεφος ἔμβαλεν, *ὥστ' ἔμφρονι δεῖξαι* (antistr. 3)
ἀνθρώπων ἀρεταῖς κλέος *ὤρουσαν ἀρέσθαι* (antistr. 4).

Dass doch Pindar ein so langes Gedicht machen musste! Hätte dasselbe nur zwei Strophenpaare, so würde gewiss niemand unseren Vers für verschieden von den vier vorausgehenden halten. Aber auch so möchte ich jetzt lieber als an eine totale Verschiedenheit des Verses an eine kleine Nachlässigkeit des Dichters glauben, die G. Hermann Opusc. VIII 145 mit dem Mantel des asynartetischen Versbaus zugedeckt hat. Jedenfalls ist mit der Annahme, dass die Worte *ἀκρωτήριον Ἄλιδος* | *τοιοῖσδε βέλεσσιν* in zwei Verse statt in zwei Kola zu schreiben seien, wenig geholfen, da auch die Aufeinanderfolge der Verse bestimmten, wenn auch bis jetzt noch wenig erforschten Regeln unterliegt.

VII.

Ungewöhnliche rhythmische Werte.

Schon die vorausgehenden Kapitel werden gezeigt haben, dass wir in der Zulassung aussergewöhnlicher rhythmischer Werte wie der drei- und mehrzeitigen Längen äusserst zurückhaltend sind. Wir sind uns bewusst, dass die Zeugnisse für diese Werte aus später Zeit stammen und nicht so ohne weiters auf die klassische Zeit zurückbezogen werden dürfen, und dass die Angabe des Dionysius Halic. de comp. verb. c. 17 über den kyklischen Daktylus so unbestimmt lautet, dass es wenigstens zulässig ist dieselbe blos auf das beschleunigte Tempo gewisser daktylischer und anapästischer Reihen zu deuten. Auch begreifen wir, dass der Unfug, der mit jenen freien Werten in der Textkritik geübt wurde, besonnene Forscher mit Misstrauen und Unmut erfüllen konnte. Aber gleichwohl stehen die Hauptsätze der Böckh-Westphalischen Lehre bombenfest, und wäre es eine beklagenswerte Reaktion, wenn es der Zweifelsucht unserer Zeit gelingen sollte die grossen Errungenschaften jener Männer wieder zurückzudämmen, wenn auch nur für einige Zeit. Denn dass es ihr für immer nicht gelingen werde, dafür bürgt mir der Glaube an den Fortschritt und die unbesiegbare Kraft

---

[1]) Der Hiatus ist entschieden der stärkste Anstoss; aber vielleicht lässt sich derselbe durch Versetzung von *δέ* nach *δόλῳ* beseitigen.

der Wahrheit. Es sind eben nicht die paar Zeugnisse, auf die wir unser Vertrauen setzen: wir bauen auf die Natur der Sache, wir stützen uns auf die Analogie der modernen Musik und der Poesie aller Völker, wir finden die Bestätigung jener Zeugnisse in der Einfachheit der Verhältnisse und der Harmonie des Baues, die mit den über den Text hinausgehenden rhythmischen Werten gewonnen werden. Wir haben nicht im Sinne die neue Lehre hier von neuem zu begründen; das ist von den Begründern der Lehre und von musikkundigen Männern für jeden der Belehrung zugänglichen genügend geschehen. Wir wollen hier nur die Hauptsätze kurz zusammenfassen und die noch zweifelhaften Punkte kritisch beleuchten.

1) Innerhalb eines Verses oder einer Periode muss der Rhythmus seinen ungestörten Fortgang nehmen.

Endigt in iambischen, trochäischen oder logaödischen Versen ein Vorderglied katalektisch, ohne dass zugleich ein Wort schliesst, so ist der Fortgang des Rhythmus durch Erhebung der schliessenden Länge zu einer mehrzeitigen Länge herzustellen:

⏑ –́ ⏑ ⊔   –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ –

τὰ νῦν δ' ἀκού-   ειν τίς ἀθλιώτερος (OR. 1204)

⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⊔   –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ –

λαβοῦσα συγχόρευσον· αἴ-   ρων δὲ κουφιῶ σ' ἐγώ (Av. 1762).

Endigt mit dem katalektischen Vorderglied zugleich ein Wort, so kann die fehlende Zeit ganz oder teilweise durch die Pause ausgefüllt werden. Eine solche den Fortgang des Rhythmus vermittelnde Pause findet sich auch in daktylischen Versen, wie schon im Pentameter. — Geschichtlich sind Verse mit innerer Pause früher eingetreten als solche mit mehrzeitiger Länge; doch finden sich die letzteren schon bei Alkäus.

2) Endigt ein Vorderglied brachykatalektisch ohne Wortschluss, so werden die beiden letzten Längen zum Umfang eines Volltaktes von sechs Zeiten erhoben, d. i. die beiden Längen werden in iambischen, trochäischen oder logaödischen Versen dreizeitig

–́ ⏑ – ⏑ –́ ⊔ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ –

ῥυσίβωμον Ἑλλάνων ἄγαλμα δαιμόνων (Eum. 921)

⏑ –́ ⊔ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ –

ἐλαύνων τὸν γέροντά μ' ἐκ πάτρας (Phoen. 1723).

Steht der brachykatalektische Schluss am Ende eines Verses, so kann die fehlende Zeit ganz oder teilweise in die Pause fallen.

Die Ausfüllung eines Doppelfusses durch zwei dreizeitige Längen ist auch im Anfang eines Verses statthaft, wie

–́ ⊔ –́ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ –

Ζεὺς ὅστις πάροιθεν ἦν μέγας (Ag. 168)

Zwei aufeinander folgende Längen, die zu verschiedenen Dipodien gehören, können nicht dreizeitig gemessen werden, d. i. es gibt keine Versform –́ ⏑ ⊔ –́ ⏑ – und ebensowenig eine Unterdrückung der Pause ausserhalb der in 1 und 2 bezeichneten Grenzen. — Geschichtlich finden sich zwei aufeinanderfolgende dreizeitige Längen erst bei Pindar, sie werden dann häufig bei den scenischen Dichtern der Attiker, um nach der klassischen Litteraturperiode wieder zu verschwinden.

3) Die Kretiker — ⏑ — sind durch wiederholtes Setzen katalektischer trochäischer Dipodien entstanden. Dadurch dass dabei die zweite Länge nicht zum vollen Umfang einer dreizeitigen, einen vollen Trochäus ersetzenden Länge anschwoll und deshalb auch in zwei Kürzen aufgelöst werden konnte, ist die Theorie von dem dritten Taktgeschlecht, dem *γένος ἡμιόλιον ἢ παιωνικόν* entstanden. Dass aber immerhin doch die zweite Länge longa longā longior war, zeigt das Nebeneinander von Kretikern (— ⏑ —) und leichten trochäischen Dipodien (— ⏑ — ⏑) in den zwei vollendetsten päonischen Gedichten der klassischen Zeit Pind. O. II und Bacchyl. XVII und der Ausgang kretischer Verse auf ⏗ ⏑ — ⏑ ⏗ ⏑ — bei den Griechen und bei Plautus. — Entstanden sind die kretischen Verse, wie der alte Name *κρητικὸν μέλος* besagt, bei den tanzlustigen Kretern. Der erste litterarische Vertreter ist Alkman (fr. 54—56), doch ist es nicht belegbar, dass derselbe schon eigentliche Päonen gedichtet hat, d. i. solche, in denen die zweite Länge aufgelöst werden konnte; aber in vollem Zug ist der päonische Rhythmus bei Pindar.

4) Aehnliches gilt von den Choriamben, die ich aus katalektischen daktylischen Dipodien, und nicht mit den Neueren durch Anaklasis aus iambischen Dipodien entstanden sein lasse, da sie in der Unauflösbarkeit ihrer Längen ein deutliches Zeichen des daktylischen Ursprungs an sich tragen. Die zweite Länge war jedenfalls longa longā longior; dass sie regelmässig zu dem Umfang einer dreizeitigen Länge angehalten worden sei, lässt sich nicht mit gleicher Bestimmtheit behaupten, aber darauf hin weist der häufige Ausgang choriambischer Verse auf . . . . ⏗ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏗ ⏑ —. Wenn ich mich dem Herkommen fügend den Choriamb mit — ⏑ ⏑ — bezeichne, so verzichte ich nicht auf die Einsicht, dass derselbe eigentlich mit — ⏑ ⏑ ⏗ bezeichnet werden sollte. — Der Ursprung der choriambischen Verse hängt mit dem Aufblühen der melischen Poesie zusammen; dass er jünger sei als der Ionikus lässt sich nicht beweisen, ist vielmehr unwahrscheinlich.

Mit dem Choriamb nahe verwandt ist der Ionikus, wenn er auch unabhängig von dem Choriamb entstanden ist und nicht wie der Choriamb und Kretikus auf die älteren Versmasse, Daktylus und Trochäus, zurückgeführt werden darf. Den Hauptiktus trug die erste der beiden Längen, die im Einklang damit longa longā longior war. Die ältere Form der Ioniker war jedenfalls die aufsteigende ⏑ ⏑ ⏗ —, die sich bereits bei Alkman fr. 56 und Alkäus fr. 80—5 findet. Indes scheint fallende Ioniker ⏗ — ⏑ ⏑, die wahrscheinlich aus choriambischen Versen durch Vorschlag eines Auftaktes entstanden sind, schon Sappho gebraucht zu haben. Neben den ersten, wenig melodischen Ionici a maiore ⏗ — ⏑ ⏑ schlich sich früh, sicher schon zur Zeit des Sophokles, eine Bastardform ein ⏒ ⏗ ⏑ ⏑, deren erste Silbe auch kurz sein durfte, also sicher nicht Trägerin des Hauptiktus war. Diese Bastardform blieb immer auf den Anfang der Reihe beschränkt; in der Mitte erlaubten sich die Dichter seit Anakreon den Ionikus ⏗ — ⏑ ⏑ durch ⏗ ⏑ — ⏑ zu ersetzen.

Die Grenzen zwischen den Choriamben und Ionikern verschwammen allmählich dadurch, dass die Cäsuren nach der zweiten Länge des Fusses (— ⏑ ⏑ —, und ⏑ ⏑ — —,) weder bei den Choriamben noch bei den Ionikern strenge eingehalten wurden. Diese Verquickung der beiden Takte wurde vielleicht auch noch dadurch begünstigt, dass man im Choriamb die zweite Länge stärker betonte — ⏑ ⏑ ⏗. Vollends kam die Scheidung ins Wanken, als die äolischen Dichter anfingen den choriambischen Reihen einen einleitenden, dèn Ansturm des Verses mildernden Vortakt, die sogenannte Hermannische Basis vorauszuschicken, so dass man jetzt den Vers

τέγγε πλεύμονας οἴνῳ· τὸ γὰρ ἄστρον περιτέλλεται

der eigentlich ein ganz neuer Vers, eine neue Erfindung war, ebenso gut für einen choriambischen als ionischen Vers in Anspruch nehmen konnte.

5) Wenn in demselben Kolon Daktylen, sei es einer oder mehrere, mit Trochäen gemischt sind, so verlangt gleichwohl die Natur des Rhythmus, dass von einer Hebung zur andern gleich viel oder doch annähernd gleich viel Zeit verfliesse. Diese Gleichheit der Intervalle wird dadurch erreicht, dass der Daktylus rascher gesprochen und so der Grösse des Trochäus angeglichen wird. Das geschah nicht blos bei den Griechen in den logaödischen Versen, sondern lässt sich auch tausendmal bei uns und gerade in den schönsten und populärsten Versen und Liedern beobachten. Einen solchen rascher gesprochenen Daktylus von dem Werte eines Trochäus nennen wir kyklisch (*κύκλιος*). Dieser Name ist zwar alt, aber Hephästion und die alten Metriker waren so im Silbenzählen befangen, dass sie das Wesen des kyklischen Daktylus verkannten und demselben keine Stelle in ihrer Theorie einräumten.[1]) Die neueste von Weil ausgehende Theorie, welche den von Apel, Böckh, Westphal aus dem Dunkel hervorgezogenen kyklischen Daktylus wieder im Abgrund verschwinden lassen will, sieht sich genötigt Takte anzunehmen, die regelmässig mit kurzen Silben beginnen: — ⏑ — ⏑ | ⏑ — ⏑ — | ⏑ — — |. Das widerstreitet durchaus der Natur der Sache, noch mehr aber der von den Griechen seit Homer geübten Kunst die Vershebung in der Regel an eine lange Silbe zu knüpfen. Mit dieser Regel hat sich auch Aristides de mus. p. 38 in seiner wunderlichen Zerlegung des Glykoneus in vier zweisilbige Füsse nicht in Widerspruch gesetzt, indem bei der Zerlegung

θ α	*θ α*	*α θ*	*α θ*
— ⏑	— ⏑	⏑ —	⏑ —

die Ikten immer auf lange Silben fielen und der grammatische Musiker nur dadurch irrte, dass er den alten Satz der Musiker von der longa longā longior und der brevis brevi brevior praktisch anzuwenden versäumte. — Der Gebrauch des kyklischen Daktylus ist so mit der Melik verwachsen, dass er sich schon bei den ältesten Lyrikern, Alkman, Ibykus und den Lesbiern findet. Zusammen hängt der Gebrauch desselben mit der Verbindung verschiedenartiger Kola in den zusammengesetzten Versen (*μέτρα ἐπισύνθετα*), der von Archilochus ausging und noch älter als der logaödische Vers zu sein scheint. Doch ist es nicht erlaubt die Messung des kyklischen Daktylus sofort auch auf die Daktylen jener zusammengesetzten Verse zu übertragen.

Aus praktischen Gründen empfiehlt es sich den dreizeitig gesprochenen Daktylus kyklischen Daktylus zu nennen und durch ein eigenes Zeichen —⏑ ⏑ von dem rechtmässigen

---

[1]) Schwer trifft es mich, dass sich in neuester Zeit nicht blos die gelehrten Metriker Weil, Wilamowitz, Hanssen u. a., sondern auch ein angesehener Musikkenner F. Spiro im Hermes XXIII 234 ff. gegen den kyklischen Daktylus ausspricht, während früher gerade die Musiker, voran Apel, den kyklischen Daktylus gefordert hatten. Aber man lasse sich nicht täuschen. Spiro stellt sich in jenem Aufsatz auf einen ganz verschiedenen Standpunkt, indem er erstens Komponisten und Dichter vollständig scheidet und zweitens von einem durchgehenden, das Ganze zusammenhaltenden Takte absehend die Verse und Perioden in einzelne Kola oder musikalische Phrasen auflöst, als habe er mittelalterliche, nicht antike Verse vor sich. Die äolische Melik ging wohl zu Gunsten der musikalischen Mannigfaltigkeit von der einförmigen Wiederholung des gleichen Fusses ab, aber sie bewahrte im Uebergang zu grösseren zusammengesetzten Füssen (Choriamben, Ioniker etc.) die alte Strenge der Taktgleichheit.

vierzeitigen Daktylus — ◡◡ zu unterscheiden. Das hat, wie gesagt, seine praktischen Vorteile, wenn wir auch zugeben müssen, dass die Grenzen zwischen dem kyklischen und gesetzlichen Daktylus nicht immer leicht und sicher gezogen werden können. Der von den Alten aufgestellte Satz von der longa longā longior und brevis brevi brevior gab eben eine gewisse Latitude, die sich in die feste Norm unserer abgezirkelten Notenwerte nicht so leicht fügt. Aber um weitläufige Auseinandersetzungen mit Worten zu vermeiden, empfiehlt sich doch die bezeichnete Unterscheidung des kyklischen und echten Daktylus.

6) Neben den kyklischen Daktylen nehme ich auch kyklische Päonen an, wenn Päonen den Daktylen in demselben Vers beigemischt sind oder päonische und daktylische Reihen miteinander korrespondieren. Doch sind diese Fälle sehr selten, so dass ich mich beschränke auf meine Metrik[2] 226 f. zu verweisen.

7) Ueber die gezogenen Grenzen hinaus nehmen nicht blos Rossbach-Westphal, sondern selbst auch Weil und Wilamowitz den Ersatz eines Ionikus durch einen Daktylus mit vierzeitiger Länge an: ◡ ◡ ⊔ = ◡ ◡ — —. Das bedeutet eine sehr grosse Ausdehnung der Lehre von der *τονή,* die über die aus den Texten der Dichter sicher erweisbaren Fälle mehrzeitiger Längen hinausgeht. Da ist nun ohne Zaudern zuzugeben, dass am Ende eines Verses statt eines vollständigen Ionikus ein katalektischer stehen kann, da hier die fehlenden zwei Zeiten ganz oder doch teilweise durch die mit dem Versschluss eintretende Pause ausgefüllt werden, also gar nicht zur Aufstellung einer *μακρὰ τετράσημος* nötigen. Ohne allen Anstand sind also Verse wie

◡ ◡ ⊥́ — ◡ ◡ ⊥́ — ◡ ◡ ⊥́ ∧̄ oder ◡ ◡ ⊥́ — ◡ ◡ ⊥́ — ◡ ◡ ⊥́ ∧

ἵν' ἐμοὶ πράγματα βόσκειν παρέχῃς (Vesp. 313)
φθιμένους παῖδας ἐμοὺς οὔτε δόμοις (E. Suppl. 52).

Auch das Kolon ◡ ◡ — ◡ ◡ — —, wenn es ein ionisches System einleitet oder schliesst, wie

Ἀσίας ἀπὸ γαίας | *ἱερὸν Τμῶλον ἀμείψασα θοάζω* (Bacch. 64)
λινοδέσμῳ σχεδίᾳ πορθμὸν ἀμείψας | *Ἀθαμαντίδος Ἕλλας* (Pers. 70)

nötigt nicht zur Annahme einer vierzeitigen Länge, im letzteren Falle gar nicht, da einer Messung

◡ ◡ ⊥́ — ◡ ◡ ⊥́ — ◡ ◡ ⊥́ — ◡ ◡ ⊥́ ◡ ◡ — —

nichts im Wege steht. Aber auch im ersteren Fall kann ◡ ◡ — ◡ ◡ — — als einleitendes, nicht den Gesetzen des Hauptteiles unterworfenes Proodikon gefasst werden. Aber in dem Vers Pers. 650

Ἀιδωνεὺς δ' ἀναπομπὸς ἀνείης Ἀιδωνεύς

ist keiner jener Auswege gangbar; hier muss man, wenn man nicht trotz der engen Wortverbindung Unterbrechung des Rhythmus annehmen will, notwendig messen

◡ ◡ ⊥́ — ◡ ◡ ⊔́ ◡ ◡ ⊥́ — ◡ ◡ ⊥́ —

Ich lasse daher auch für das Kolon ◡ ◡ — ◡ ◡ — —, wenn es nicht Proodikon ist, sondern für sich steht, die Messung zu:

◡ ◡ ⊔ ◡ ◡ — —

ποδὶ τὰν ἀκόλαστον
φιλοπαίγμονα τιμάν,

bleibe aber im übrigen bei der Meinung, dass dieser ungewöhnliche Ersatz eines mittleren Ionikus durch einen Daktylus aus katalektischen Reihen, in denen mit jenem Daktylus Wort und Vers schloss, entstanden ist.[1])

8) Zur Annahme einer fünfzeitigen Länge können verleiten die beiden Verse Pind. O. II ep. 3 und Bacchyl. XVII 9

⏑́⏑ ⏑ — —́ ⏑ — ⏑ ⏗́ ⏑́⏑ ⏑ — —́ ⏑ ⏓

χρόνος ὁ πάντων πατὴρ δύναιτο θέμεν ἔργων τέλος.

⏑ —́ ⏑ ⏑⏑ —́ ⏑ — ⏑ ⏗́ —́ ⏑ — —́ ⏑ ⏓

βόασε δ' Ἐρίβοια χαλκοθώρακα Πανδίονος.

Der Annahme einer fünfzeitigen Länge kann man nur aus dem Wege gehen durch die andere nicht minder gewagte, dass eine Tripodie den Päonen und trochäischen Dipodien beigemischt sei: ich schwanke auch heute noch zwischen Scylla und Charybdis.

9) Auf die schlüpfrigsten Pfade begeben wir uns, wenn wir in Versen, deren Takte bei einfacher Messung ununterbrochen fortlaufen, irgend einer metrischen Theorie zulieb einer Länge einen grösseren Wert als den von zwei Zeiten beilegen, wie wenn O. Schroeder Pindar p. 505 misst

Οὐρανίδα γόνον εὐρυμέδοντα Κρόνου βάσσαισί τ' ἄρχειν (O. P. III 4)

— ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ ⏗ | ⏑ ⏑ ⏗ ⏑ ⏑ — — | — ⏑ — — |

und ähnlich Blass Bacchyl. IX 6.

---

[1]) Siegfr. Reiter, der sich die dankenswerte Mühe gibt aus den Stellen, die für korrupt gelten, Belege für die Responsion von einem vollen Fuss einerseits und einer mehrzeitigen Länge andererseits nachzuweisen, hat auch hier (Eranos Vindobonensis p. 188 f. mit einer Ergänzung in Sitzb. d. Wiener Ak. 1896 Bd. 129 No. III p. 64—71) nachzuweisen gesucht, dass sich öfter in Strophe und Antistrophe die Formen ⏑ ⏑ — — und ⏑ ⏑ ⏗ entsprechen. Von den angeführten Beispielen verdienen am meisten Beachtung Soph. El. 1071, wo das überlieferte *νοσεῖ* sprachlich ebenso angemessen ist wie unsicher die Glosse *νοσεῖται*, und Bacch. 60 und E. Suppl. 58, wo für die Annahme einer Lücke sicher nicht mehr Momente sprechen als für die Annahme mangelnder Responsion. Doch handelt es sich an diesen Stellen eigentlich nicht um eine vierzeitige Länge, sondern um den Ersatz eines akatalektischen Ionikus durch einen katalektischen. Aehnliches gilt von der Gleichstellung der akatalektischen und katalektischen Tripodie in der langen 5. Ode des Bacchylides, wo sich gegenüberstehen in derselben Versstelle

— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — — 14. 29 und — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — 54. 69. 94. 109. 134. 149
— — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — — 11. 26 und — — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — 51. 66. 91. 106. 131. 146

Uebrigens ist zu beachten, dass in dieser Ode ungewöhnlich viele Freiheiten der Responsion vorkommen und auch die Kola

— — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — — und — — ⏑ ⏑ — — ⏑ — —

sich entsprechen, so dass aus dieser Ode noch nicht sofort auf die gleiche Freiheit in anderen, sorgsamer gebauten Oden geschlossen werden darf.

VIII.

Kolometrie in der Schrift.

1. Die Abgrenzung der Kola und die Feststellung der Perioden muss eine Hauptaufgabe für die mit der metrischen Gestalt der Chorgesänge sich beschäftigenden Kritiker und Herausgeber bilden. Daneben geht eine äusserliche Frage, wie diese Verhältnisse in der Schrift, den Texten und Schematen, zum Ausdruck kommen sollen. Diese Frage ist von untergeordneter Bedeutung, aber es herrscht zur Zeit auf diesem Gebiete eine solche Verwirrung, dass ich dieselbe doch auch in dieser Abhandlung besprechen und in dem Anhang wenigstens an einigen Beispielen praktisch erläutern muss.

Es handelt sich bei der Wiedergabe der metrischen Verhältnisse in der Schrift wesentlich um zwei Dinge, um die Bezeichnung der Kola oder der Teile der grösseren musikalischen Sätze und um die Bezeichnung der mehrgliederigen Verse oder Perioden, wobei ich unter Perioden die grösseren, den Umfang der gewöhnlichen Verse überragenden Reihen verstehe. Es gibt noch andere metrische Verhältnisse, die man teilweise in der Schrift auszudrücken den Versuch gemacht hat, den Unterschied der steigenden und fallenden Reihen und die Zusammenfassung zweier einfacher Füsse zu Doppelfüssen. In den Texten des Plautus und Terenz geschieht das Letztere seit Bentley[1]) durch Setzung von Ikten oder Accenten auf den stärker betonten Silben. Im Griechischen ist dieses nicht in gleicher Weise durchführbar, weil hier die Accentzeichen bereits für eine andere Aufgabe in Anspruch genommen sind und ihr Ersatz durch Punkte, den ich in meiner früheren Pindarausgabe angestrebt hatte, wenig Anklang gefunden hat. Ich beschränke mich daher in diesem Kapitel auf den Ausdruck der Kola und Verse in den Texten, und überlasse es den Herausgebern in den Schematen auch noch andere Verhältnisse zu bezeichnen.

2. Von vornherein wird man es als Ideal ansehen beides zugleich, die Kola und die Verse oder Perioden, in der Schrift darzustellen. Es fragt sich nur, ob dieses möglich ist und wie dieses geschehen soll. Zu diesem Behufe wird es zweckmässig sein nachzusehen, wie man es in früheren Zeiten angestellt hat. In der Textüberlieferung des Pindar, Bacchylides, Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes sind ebenso wie in den metrischen Scholien der Autoren in den lyrischen Partien nur die Kola, nicht auch die Verse abgeteilt. Eine Prüfung der Abteilung ergibt, dass, von dem Mangel der Bezeichnung der Vers- und Periodenschlüsse ganz abgesehen, auch in der Abteilung der Kola viele Irrtümer begangen sind. Am besten noch ist die Kolometrie des Bacchylides, aber auch bei ihr, der ältesten, geht es nicht ohne Fehler ab, wie ich in meinem Aufsatz zu Bacchylides, Sitzb. d. b. Ak. 1898 S. 21 ff. dargethan habe. In früheren Jahrhunderten hat man entweder unbesehen die handschriftliche Abteilung abgedruckt oder nur die handgreiflichsten Fehler gebessert;

[1]) Zu meinem Bedauern, das gewiss viele andere mit mir teilen, sind neuerdings mehrere Herausgeber wie Leo und Lindsay von diesem durch Bentley eingeführten und von Ritschl und Fleckeisen beibehaltenen Verfahren wieder abgegangen.

an dem Prinzip selbst hat man nichts geändert oder auch nur bemängelt. Ein Wendepunkt trat erst mit Böckh's Ausgabe des Pindar ein. In ihr hat der schöpferische Gelehrte, in dem ich meinen Lehrer auf dem Gebiete der Metrik verehre, mit dem früheren Verfahren gänzlich gebrochen und in dem Text statt der Kola die Verse abgeteilt, indem er sich dabei auf die von ihm zuerst aufgedeckten Anzeichen des Versschlusses, Wortschluss (*τελεία λέξις*), syll. anc. und Hiatus, stützte. Er hat damit die erste und unentbehrlichste Grundlage einer richtigen Versteilung geschaffen; aber einseitig war auch sein Verfahren, da er die Unterabteilungen der Verse, die Kola, in der Schrift nicht zum Ausdruck brachte. Bei Pindar verschlägt das nicht viel, weil bei diesem Dichter nach der ganzen Richtung seiner Kunst weit mehr die Verse als die Kola hervortreten. Aber bei den scenischen Dichtern ist dieses anders; bei diesen liegt in den meisten Fällen auf den Kolen das Schwergewicht. Schon Böckh hat daher in seiner Ausgabe der Antigone Modifikationen seines Prinzips anbringen müssen und er wäre, wenn er wie Dindorf alle Sceniker herausgegeben hätte, noch zu mehr Concessionen genötigt worden. Nach Böckh sind im Pindar keine tiefgreifenden Umgestaltungen der Versteilung mehr eingetreten, so unförmlich auch viele der pindarischen Verse sind; aber gross ist die bei den Dramatikern eingerissene Anarchie. Auch hier haben einige Gelehrte, am glücklichsten Dindorf, mit manchen guten Nachbesserungen auch Rossbach-Westphal und H. Schmidt das Böckh'sche Prinzip durchzuführen versucht; andere wie namentlich Nauck, Kirchhoff, Wecklein sind im Wesentlichen bei der Kolenabteilung der Handschriften stehen geblieben und haben selbst deren Fehler mit nur allzu grosser Geduld hingenommen; andere endlich nehmen ohne feste Leitsätze eine Mittelstellung zwischen den zwei Richtungen ein.

3. Ehe wir zur Darlegung unseres eigenen Verfahrens übergehen, müssen wir doch noch fragen, wie haben es denn die massgebendsten Leute, die alten Dichter selbst, angestellt? Darauf lässt sich leider keine sichere Antwort geben, da es so alte, die Hand des Dichters wiedergebende Texte nicht gibt. Aber an Anzeichen ihres Verfahrens fehlt es doch nicht ganz. Nach dem bekannten Zeugnis des Dionysius Halic. de comp. verb. c. 22 *κῶλα δέ με δέξαι νυνὶ λέγειν οὐχ οἷς Ἀριστοφάνης ἢ τῶν ἄλλων τις μετρικῶν διεκόσμησε τὰς ᾠδάς* wird die Koleneinteilung der lyrischen Gedichte auf die alexandrinischen Grammatiker, insbesondere Aristophanes von Byzanz, zurückgeführt, und dass die Kola unserer Handschriften nicht von der Hand der Dichter herrühren können, beweisen unwiderleglich die vielen Fehler derselben und die Zeugnisse über Abweichungen in der Kolometrie.[1]) Aber dass die Alexandriner die Kolenabteilung ganz neu eingeführt haben, ist doch mit jenen Worten des Dionysius nicht gesagt; es können dieselben recht gut von einer blossen Verbesserung und konsequenteren Durchführung einer älteren, mit der Zeit in Verwirrung gekommenen Einteilung verstanden werden. Denn es hat doch keine Wahrscheinlichkeit, dass ein Euripides wohl die Trimeter und Tetrameter des Dialogs und die Dimeter der anapästischen Systeme abgeteilt in Zeilen geschrieben habe, nicht aber auch die Glykoneen und Anakreonteen. Den Text der Gesangspartien nach Art der Prosa zu schreiben mag wohl bei einigen verwickelten Strophen früh eingetreten sein, aber gewiss nicht bei den einfachen, leicht durch-

[1]) Belege dafür habe ich gesammelt in meiner Abhandlung, Die metrische Ueberlieferung der pindarischen Oden, in Abhdl. d. b. Ak. I. Cl. XI. Bd. S. 155 ff. (= 27 ff. der Sonderausgabe).

sichtigen Metren.[1]) Auf der anderen Seite zeigen uns die Namen einiger grossen lyrischen Versmasse, wie des *Πινδαρικόν*[2])

ὅς καὶ τυπεὶς ἁγνῷ πελέκει τέκετο ξανθὰν Ἀθάναν,

dass es doch auch Ausgaben gab, in denen noch nicht die grossen Verse in kleine Kola zerbröckelt waren. Doch hüte man sich diesen Schluss zu verallgemeinern; auf die Texte der Dramatiker ist er jedenfalls nicht sofort anwendbar. Eher kann der Umstand, dass so oft gerade der 1. und 2. Vers eines glykoneischen Systems, nicht so oft auch der 2. und 3. durch Synaphie mit einander verbunden sind,[3]) darauf hinweisen, dass die Dichter zwei Glykoneen in eine Zeile zu schreiben pflegten. Noch mehr aber wird dieses wahrscheinlich, wenn mehrere solche aus je zwei Kolen bestehende Verse hintereinander vorkommen, wie

μὴ φῦναι τὸν ἅπαντα νι- κᾷ λόγον· τὸ δ' ἐπεὶ φάνῃ,
βῆναι κεῖθεν ὅθεν περ ἥ- κει πολὺ δεύτερον ὡς τάχιστα (OC. 1224—7)
πῶς ποτε, πῶς ποτ' ἀμφιπλήκ- των ῥοθίων μόνος κλύων,
πῶς ἄρα πανδάκρυτον οὕ- τω βιοτὰν κατέσχεν; (Phil. 987—90)

ebenso Ant. 808—11, Herc. 649—54. Ich wage daher als Vermutung auszusprechen, dass die Dramatiker wohl, auch in den lyrischen Partien die Verse abgesondert, öfter aber der Raumersparung zulieb zwei Kola in eine Zeile zusammengefasst haben, und dass dann die alexandrinischen Grammatiker, vor allen der grosse Herausgeber Aristophanes der Gleichmässigkeit wegen die Koleneinteilung konsequent, aber nicht ohne manche Fehler durchgeführt haben.

4. Was machen nun wir? Darauf ist nicht einfach zu antworten. Unser Verfahren muss verschieden sein:

erstens je nachdem die Perioden aus halbselbständigen Kolen aufgebaut sind, wie die glykoneischen, oder umgekehrt geschlossene Ganze bilden, die gar nicht in eigentliche Kola d. i. in solche, welche den Umfang von Doppelfüssen übersteigen, geteilt werden können, wie die meisten Daktylo-Epitriten. Im ersten Fall empfiehlt sich die Schreibung in Kolen unter Anlehnung an die handschriftliche Ueberlieferung; im zweiten Fall die Schreibung in Versen oder Perioden, in der Art, dass eine Periode nur dann, wenn sie allzulang ist, auf zwei Zeilen verteilt wird, und auch dann nur so, dass zur Bezeichnung der Zugehörigkeit die zweite Zeile eingerückt wird;

zweitens je nachdem der Dichter selbst regelmässig mit dem Kolenschluss auch Wortschluss eintreten, oder umgekehrt zwei Kola dadurch, dass er mit dem Schluss des vorderen sich die Nötigung des Wortschlusses nicht auflegte, in einander übergehen liess. In dem ersteren Fall, der am konsequentesten in den anapästischen Systemen ausgeprägt ist, wird man dem Dichter folgen und mit dem Kolon regelmässig auch die Zeile schliessen müssen.

---

[1]) Zu zuversichtlich sagt mir Blass Bacchyl. praef. XXV: ipsi poetae credendi sunt non divisim sed coniunctim totas strophas scripsisse, fuisseque antiquitus simillimam speciem carminis alicuius lyrici . . . atque orationis pedestris. Die Steine, wie der delphische mit dem ungeteilten Päan des Philodamos, sind doch für die Papierschrift nicht beweiskräftig.

[2]) S. Hephaest. c. 15; Plotius c. 11; vgl. meine Metr. Ueberl. Pind. S. 22 f. Aehnliches gilt von den zweigliederigen Versen der dramatischen Poesie wie dem *Φερεκράτειον* und *Εὐπολίδειον*.

[3]) Siehe oben S. 278 f.

Für den zweiten Fall können als Hauptbeispiele die Ioniker in Pers. 65—113, E. Suppl. 42—70, Bacch. 64—104 gelten; hier schliesst durchaus nicht regelmässig und nicht übereinstimmend in Strophe und Antistrophe mit jedem Dimeter ein Wort,[1]) weshalb man der Absicht des Dichters besser nachkommen wird, wenn man auch in der Schrift die Systeme, und wenn sie auch mehr als vier Metra enthalten, durchgehen lässt, so weit es nur immer die Zeilengrösse gestattet. Das Gleiche gilt von den weniger häufigen Bacchien;

drittens je nachdem die Kola durch Pause oder dreizeitige Messung der Schlusslänge schärfer von einander geschieden sind, wie in den Glykoneen und den katalektischen ionischen Dimetern (wie Nub. 563 ff., s. Metr.[2] § 558 und 577), oder umgekehrt der Rhythmus ohne Unterbrechung in dem ganzen Vers fortgeht, wie insbesondere in den aus einem Hauptglied und einer kurzen Clausula bestehenden Versen. Im letzten Fall, wie in

ἄρκεσε Κρόνιον παρ' ὄχθον ἀγεμονεῦσαι (Pind. O. IX 3)

wird, zumal bei dem Mangel einer festen Cäsur, das Schreiben in eine Zeile ratsamer sein;

viertens je nachdem die Perioden oder *συστήματα ἐξ ὁμοίων* aus Versen von je zwei Kolen bestehen oder im bunten Wechsel bald zwei bald drei und mehr Kola haben. Im letzteren Fall führt das Prinzip der Versschreibung zu grossen Ungleichheiten und verbietet sich auch vielfach geradezu dadurch, dass drei bis fünf Kola über die Länge einer Zeile hinausgehen. Auf der anderen Seite empfiehlt sich das Zusammenschreiben von je zwei Kolen zu einem Vers, wenn diese Verbindung durch alte Ueberlieferung gesichert oder durch einen bestimmten Namen gleichsam sanktioniert ist, wie in dem Anakreonteion

–́◡ ◡ ⏗ –́◡ ◡ ⏗ | –́◡ ◡ — ◡ –́ ◡ —

πολλὰ μὲν ἐν δουρὶ τιθεὶς αὐχένα, πολλὰ δ' ἐν τροχῷ

und dem Eupolideion

–́ ⏓ — ⏓ –́◡ ◡ ⏗ | –́ ⏓ — ⏓ –́ ◡ —

κἀγὼ παρθένος γὰρ ἔτ' ἢ κοὐκ ἐξῆν πώ μοι τεκεῖν.

5. Ausserdem erlaube ich mir für die doppelte Bezeichnung von Kolen und Versen noch folgende Regeln aufzustellen:

Wenn man zwei oder mehrere Kola, deren Rhythmus nicht ununterbrochen fortgeht, in eine Zeile zusammenschreibt, so soll man die Unterbrechung des Rhythmus auch in der Schrift durch grösseres Spatium ausdrücken, ähnlich wie dieses in der deutschen und lateinischen Poesie des Mittelalters geschieht, wie

ὑμνῆσαι στεφάνωμα μόχ-　　　θων δι' εὐλογίας θέλω.

Thut man dieses nicht, so wird man das richtige Absetzen des Vortrags so erschweren, dass viele Leser die überlieferte Abteilung in Kola und die Nichtberücksichtigung der Verse vorziehen werden. Man kann das bezeichnete Verhältnis auch durch fette Anfangsletter ausdrücken, wie dieses H. Schmidt thut, aber damit wird der Druck zu ungleichmässig und unruhig.

Schliesst ein Kolon in Strophe und Antistrophe gleichmässig mit einer starken Interpunktion, so wird man mit dem folgenden Kolon eine neue Zeile beginnen, wenn nicht

---

[1]) Woher der Unterschied? vielleicht nach dem Vorgang des Alkman auf der einen und des Anakreon auf der anderen Seite.

unzweifelhafte Beweise der rhythmischen Zusammengehörigkeit der beiden Kola vorliegen. Das ist ein Punkt, der mich namentlich öfters gegen das Verfahren von Wilamowitz, Kola entgegen der überlieferten Kolometrie und entgegen den Sinnabschnitten in eine Zeile zusammenzuschreiben einnimmt.[1])

Ein sehr einfaches Mittel die Zusammengehörigkeit mehrerer Kola zu einer Periode zu bezeichnen, besteht in der *εἴσθεσις* oder in dem Einrücken der auf das erste Kolon einer Periode folgenden Kola. Dieses Verfahren ist unbedingt da anzuwenden, wo das folgende Kolon vorn kopflos ist, sei es dass der fehlende Teil wirklich fehlt, wie

εἰ γὰρ αἱ τοιαίδε πράξεις τίμιαι,
  τί δεῖ με χορεύειν (OR. 896)

sei es dass er am Schluss des vorausgehenden Kolon steht, wie

σφῦραν ἐξέβαλεν Προκόπτας
  ἀρείονος τυχών (Bacchyl. XVI 28)

Im Uebrigen ist es Sache des künstlerischen Geschmackes durch die Art des Schreibens die Symmetrie der Verse sowie die Einführung und den Abschluss der Strophe zum Ausdruck zu bringen. Nur darf die Rücksicht auf Symmetrie nicht so weit getrieben werden, dass sie die Verschiedenheit des Strophenbaus verwischt und in eine sachwidrige Gleichmacherei ausartet.

Anhang.

1. Bacchylides XVIII (XVII Bl.).

Βασιλεῦ τᾶν ἱερᾶν Ἀθανᾶν,
  τῶν ἁβροβίων ἄναξ Ἰώνων,
τί νέον ἔκλαγε χαλκοκώδων
  σάλπιγξ πολεμηΐαν ἀοιδάν;
5 *ἦ τις ἁμετέρας χθονὸς*
δυσμενὴς ὅρι' ἀμφιβάλλει
  στραταγέτας ἀνήρ;
ἦ λησταὶ κακομάχανοι
ποιμένων ἀέκατι μήλων
10   *σεύοντ' ἀγέλας βίᾳ;*
ἦ τί τοι κραδίαν ἀμύσσει;
  φθέγγευ· δοκέω γὰρ εἴ τινι βροτῶν
ἀλκίμων ἐπικουρίαν
  καὶ τὶν ἔμμεναι νέων,
15 *ὦ Πανδίονος υἱὲ καὶ Κρεούσας.*

[1]) So hat Wilamowitz Eur. Suppl. 374 und 378 gegen die beiden Instanzen abgeteilt in Comm. metr. I 11 und ähnlich Aristoph. Nub. 955 in Isyll. 136. Auch würde ich dann, wenn ich einmal mehrere Kola in einen Vers zusammenschriebe, darauf sehen, dass nun dieser Vers auch die Eigenschaft eines Verses habe, d. i. auf eine *τελεία λέξις* schliesse.

1—2	⏖ —́ —⏑ ⏑ —́ ⏑ ⌴ —́, ⏓ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑̲ Λ
3—4	⏖́ ⏑ —⏑ ⏑ —́ ⏑ ⌴ —́, — —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ — Λ
5	⏖̲́ ⏓ —⏑ ⏑ —́ ⏑ ⌴
6—7	—́ ⏓ —⏑ ⏑ —́ ⏑ ⌴ —́, ⏓ — ⏑ —́ ⏑ — Λ
8	—́ — —⏑ ⏑ —́ ⏑ ⌴
9—10	—́ ⏑ —⏑ ⏑ —́ ⏑ ⌴ —́, — —⏑ ⏑ —́ ⏑ — Λ
11—12	—́ ⏓ —⏑ ⏑ —́ ⏑ ⌴ —́, ⏓ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ — Λ
13—14	—́ ⏓ —⏑ ⏑ —́ ⏑ ⌴ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ — Λ
15	—́ — —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ — Λ

Versteilung des Papyrus wie oben. Das Zeichen der Cäsur oder des Kolenschlusses (,) ist nur gesetzt, wo es für alle Strophen zutrifft.

Beginnt man die Zergliederung des schönen Liedes mit dem 1. Vers, so könnte man leicht auf die Vermutung kommen, dass das erste Wort *βασιλεῦ* einen Vortakt bilde, der dem logaödischen Kolon *τᾶν ἱερᾶν Ἀθανᾶν* vorgeschlagen sei. Aber abgesehen davon, dass überhaupt die Annahme eines Vorschlages problematisch ist, zeigen auch die Verse der Antistrophen

νέον ἦλθεν δολιχὰν ἀμείψας (16)
τίνα δ' ἔμμεν πόθεν ἄνδρα τοῦτον (30)

dass an einen Vorschlag nicht zu denken ist, dass vielmehr der erste Fuss ein regelrechter Ionikus a minore ist. Der Rhythmus des Gedichtes ist also ionisch und die Ioniker sind, worauf sofort die folgenden Takte hinweisen, gebrochen, d. i. mit trochäischen Dipodien, die den Wert eines Ionikus haben (—́ — ⏑ ⏑ = —́ ⏑ — ⏑), untermischt. Der 2. Fuss der an zweiter Stelle stehenden trochäischen Dipodie ist aber im 1. 3. 6. 9. 11. Vers und zwar nicht blos in der ersten Strophe, sondern durchweg in allen Strophen kein reiner Trochäus, sondern ein Spondeus. Dass so der Trochäus durch einen Spondeus, was an und für sich nicht unmöglich wäre, durchweg an allen Stellen vertreten sei, hat durchaus keine Wahrscheinlichkeit; der Ausgang — ⏑ — — wird daher überhaupt kein stellvertretender Ditrochäus, sondern etwas anderes sein. Da nun weiter der 7. und 10. Vers sich der dipodischen Messung gar nicht, und der 2. 4. 12. nur sehr schwer fügen, während man doch von vornherein in einem ionischen Gedicht dipodischen Bau oder sechszeitige Takte erwarten muss, so wird man zur Vermutung geführt, dass die Schlusssilbe des scheinbaren Ditrochäus in den folgenden Vers zu ziehen und die vorausgehende Länge dreizeitig zu messen sei in folgender Weise:

βασιλεῦ τᾶν ἱερᾶν Ἀθα-	⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⌴
νᾶν, τῶν ἁβροβίων ἄναξ Ἰώνων	—́ ⏓ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ —

Das wird auch in der Hauptsache richtig sein, aber Anstoss erregt doch immer die Wortbrechung am Schlusse des ersten Kolon. Dieser Anstoss ist nun allerdings in einem Fall in V. 33 vermieden

πότερα σὺν πολεμηίοις
ὅπλοισιν στρατιὰν ἄγοντα πολλάν·

aber dem einen Fall stehen 19 andere gegenüber, in denen die anstössige Wortbrechung stattfindet. Daher wird man bei der oben befolgten handschriftlichen Teilung bleiben und die Verbindung eines akatalektischen Kolon mit einem kopflosen, von der ich oben im 6. Kapitel gehandelt habe, anerkennen müssen. Die damit verbundene Disharmonie zwischen

Text- und Rhythmusgliederung ist allerdings auffällig, aber doch mehr nur für den recitierenden Vortrag; beim Gesang konnte recht wohl auf die lang angehaltene vorletzte Länge noch ein Nachschlag mit der letzten Silbe folgen, der den im Anfang des zweiten Kolon sich entwickelnden Doppeltakt einleitete; wir müssen hier einmal uns auf etwas stützen was wir nicht haben, die Melodie, und mit ihr den Anstoss, den für das Auge das Schema bereitet, entschuldigen. — Die Verbindung der Kola zu Perioden ist durch den Rhythmus und teilweise auch durch die Satzgliederung gut angedeutet. Es stehen danach in der Mitte zwei dreigliederige Perioden (5—7 und 8—10), denen zwei zweigliederige vorangehen und in gleicher Weise nachfolgen; den Abschluss bildet ein längerer, aus drei Doppelfüssen bestehender Epodus. Sind indes auch die einzelnen Verse und Perioden ähnlich gebaut, so ermüdet doch das Lied nicht durch die Einförmigkeit des euripideischen Leierkastens glykoneischer Systeme: nicht blos durch die verschiedene Grösse unterscheiden sich die Perioden von einander, es sind auch den Ionikern verwandte Glykoneen (V. 5. 8. 13) beigemischt, und wirkungsvoll steht in der Mitte am Schlusse der 3. Periode ein stärker abschliessendes reiniambisches Kolon, wodurch die ganze Strophe in zwei Hauptteile gegliedert wird.

Die hier gegebene Analyse ist nicht neu; ich habe sie schon in meinem Aufsatz, Zu den neuaufgefundenen Gedichten des Bakchylides, Sitzb. d. b. Ak. 1898 S. 32 f. gegeben; ich habe sie hier in erweiterter Gestalt wiederholt, weil das Gedicht ganz vorzüglich zur Exemplificierung des allgemeinen Teiles dient. Zur Vergleichung aber empfehle ich besonders das Stasimon in Hec. 444—52.

2. Pindar N. II.

Ὅθενπερ καὶ Ὁμηρίδαι
ῥαπτῶν ἐπέων ταπόλλ' ἀοιδοὶ
ἄρχονται, Διὸς ἐκ προοιμίου· καὶ ὅδ' ἀνὴρ
καταβολὰν ἱερῶν ἀγώνων
νικαφορίας δέδεκται
πρῶτον Νεμεαίου
5 *ἐν πολυυμνήτῳ Διὸς ἄλσει.*

⏑ —́ —⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏓ ∧
—́ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ — ∧
—́ ⏒ —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏒ —́⏑ ⏑ ⊔ — ∧
⏑⏑ ⏑ —́⏑ ⏑ — ⏑ —́ — —́⏑ ⏑ — ⏑ —́ — ⏒ —́⏑ ⏑ ⊔ ⏓ ∧̄
5 —́⏑ ⏑ — ⏓ —́⏑ ⏑ — ⏓

Ueberlieferte Versteilung: 1 und 2 wie oben — 3 in zwei Kolen: *ἄρχονται* bis *προοιμί* und *ου* bis *ἀνήρ* — 4 in drei Kolen ohne Einrückung.

Vorstehendes Siegeslied gehört zu den späteren Erzeugnissen der pindarischen Muse; der nemeische Sieg des Atheners Timodemos, den es feiert, war 462 oder 464 errungen worden, wie neuerdings durch die Liste olympischer Sieger von Oxyrynchos festgestellt wurde; s. Robert, Hermes 35, 183 und Christ Sitzb. d. b. Ak. 1900 S. 146. Zu der späten Zeit stimmt trefflich der metrische Charakter des Liedes: der Glykoneus, der den Grundton desselben bildet, war zur vollen Ausbildung und häufigen Anwendung erst durch die scenischen Dichter Attikas gekommen. Pindar, der anfangs in seinen äolischen Gedichten wesentlich verschiedene und man kann nicht sagen besonders melodische Formen angewendet hatte, hat

sich erst in späten Jahren der neuen Richtung der attischen Dichter angeschlossen; vgl. Ernst Graf, Pindars logaödische Strophen S. 39. Unser Lied ist ferner, nach den Schlussworten (*σὺν εὐκλέι νόστῳ*) zu schliessen, beim Einzug des Siegers von der begleitenden Schaar der Mitbürger gesungen worden, so dass wir strenge Taktmässigkeit, wie sie bei einem Einzugslied sachgemäss und notwendig war, voraussetzen dürfen. Ich habe dem zunächst dadurch Rechnung getragen, dass ich die eingestreuten Daktylen alle kyklisch mass; nur in den zwei ersten Versen überlasse ich es den Freunden der Ioniker — — ◡ ◡ statt ⊔ —◡ ◡ zu notieren. Die Rücksicht auf den Charakter des Einzugsliedes verlangte ferner die durchgängige Zusammenfassung zweier einfachen Füsse zu einem Schritt (*βάσις*) oder Doppelfuss und die Hereinziehung der ersten Silbe des zweiten Verses in den Takt, so dass dieselbe nicht als Anakrusis betrachtet werden durfte, wozu auch wenig ihre Länge gepasst hätte. Die Rücksicht auf den Marsch eines grossen Chors und die dadurch geforderte Strenge emmetrischer Pausen war mir auch entscheidend für die Messung des grösseren, dreigliederigen Verses 4. Die Glieder haben in ihrer Mehrheit (4ᵃ, 4ᵇ, 9ᵃ, 14ᵃ, 19ᵇ, 24ᵃ, 24ᵇ) ionischen Ausgang

◡◡ ◡ —◡ ◡ — ◡ — —

nur wenige (9ᵇ, 14ᵇ) glykoneischen

◡◡ ◡ —◡ ◡ — ◡ —

Dieses Verhältnis muss uns bestimmen, der scheinbar einfacheren glykoneischen Messung

—́ ◡̄ —◡ ◡ —́ ◡ — ◡̄ —́◡ ◡ ⊔ —́ ⊼

◡́◡ ◡ —◡ ◡ —́ ◡ ⊔ —́ ◡̄ —◡ ◡ —́ ◡ ⊔ —́ ◡̄ —◡ ◡ —́ — ∧

die ionische Messung vorzuziehen, die dann auch die Auffassung des beginnenden Tribrachys als Vortakt im Gefolge hat (s. S. 262 f.):

—́ ◡̄ —◡ ◡ —́ ◡ — ◡̄ —́◡ ◡ ⊔ —́ ∧

◡◡ ◡ —́◡ ◡ — ◡ —́ — ◡̄ —́◡ ◡ — ◡ —́ — ◡̄ —́◡ ◡ ⊔ —́ ⊼

Man könnte dann auch daran denken, den beginnenden Daktylus des letzten Verses rhythmisch zum vorausgehenden Vers zu ziehen. Dazu aber möchte ich nicht raten, da man nicht ohne dringende Not von dem Grundsatz abgehen soll, dass in der Regel der Takt mit dem ersten Fuss einer Reihe beginnt. Zum Schluss bemerke ich noch kurz, dass der erste Vers mit einem Auftakt eingeleitet wird, was sehr gut zum Antritt beim Marsche passt, und dass der Adonius seit der Zeit der Sappho gern zum Abschluss der Strophe verwendet wurde. Die Anhänger der neuesten, den kyklischen Daktylus verleugnenden Messung der Logaöden mögen in diesem und den folgenden Liedern 3 und 7 sehen, wie sie sich mit der Forderung emmetrischer Pausen in einem Marschgesang abfinden.

3. Pindar P. VIII str.

Φιλόφρον Ἡσυχία, Δίκας
ὦ μεγιστόπολι θύγατερ,
βουλᾶν τε καὶ πολέμων
ἔχοισα κλα- ῗδας ὑπερτάτας,
5 *Πυθιόνικον*
  τιμὰν Ἀριστομένει δέκευ.
τὺ γὰρ τὸ μαλθακὸν ἔρξαι
  τε καὶ παθεῖν ὁμῶς
7 *ἐπίστασαι καιρῷ σὺν ἀτρεκεῖ.*

```
    ⏑⏑́  ⏑ –⏑ ⏑ –́   ⏑ ⏒ ∧
    –́   ⏑ –⏑ ⏑ ⏑⏑́  ⏑ ⏒ ∧
    –́     –⏑    –́⏑ ⏑ ⏒
  ⏑ –́   ⏑ ⊔     –́⏑ ⏑ – ⏑ ⏒ ∧
5    –⏑ ⏑ –́     –   ⏒ –́ ⏑ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏒
  ⏓ –́   ⏑ –⏑ ⏑ –́     – ⏒ –́  ⏑ – ⏑ ⏒ ∧
  ⏓ –́   ⏑ –   ⏓ –́   ⏑ – ⏑ ⏒ ∧
```

Ueberlieferte Versteilung: 1, 2 und 3 wie oben — 4 bis 9 in sechs Versen wie folgt: *ἔχοισα* bis *κλαῖδας* — *ὑπερτάτας* bis *Πυθιόνικον* — *τιμὰν* bis *Ἀριστομένει* — *δέκευ* bis *ἔρξαι* — *τε καὶ* bis *ἐπίστασαι* — *καιρῷ* bis *ἀτρεκεῖ*.

Dieses Siegeslied ist das allerspäteste unter den erhaltenen Gedichten Pindars; es ist nach der Ueberlieferung der Scholien in der 35. Pythiade oder im Jahre 446 v. Chr. gedichtet. Nach den Andeutungen des Dichters zu schliessen, worüber man meine Einleitung p. 194 sehe, war auch dieses Lied, ähnlich wie das zuvor betrachtete, dazu bestimmt vom Chor beim Marsch auf dem Gang zum Heiligtum oder Altar der Göttin, wo der Siegeskranz niedergelegt werden sollte, gesungen zu werden. Wie in jenem Lied so ist auch in diesem der Grundton des Rhythmus der glykoneische; aber nicht nur ist die Melodie neu, etwas was man im Griechenland des fünften Jahrhunderts von der Erfindungsgabe des Dichters regelmässig verlangte, es unterscheidet sich auch unsere Ode von der vorhergehenden dadurch, dass sie in Triaden gedichtet ist, d. i. neben Strophen und Antistrophen auch Epoden hat. Solche Epoden erwartet man bei einem Marschlied, das zu einem gleichmässig fortschreitenden Zuge bestimmt war, von vornherein nicht; dieselben fehlten auch in den zum Aufzug (*πομπή*) bestimmten Gedichten N. II. IV. IX. O. XIV. P. VI. XII. I. VIII (vgl. Proleg. Pind. p. LX). Ob in unserem Gedichte die Epoden in einer besonderen Art des Vortrags begründet waren, etwa mit Ruhepunkten in der Bewegung zusammenhingen, lässt sich nicht sagen. Der Text, insbesondere der Mangel stärkerer Sinneseinschnitte vor und nach jeder Epode ist einer solchen Annahme überhaupt nicht günstig. Eher hat der Dichter dieses fremdartige Element in die Komposition eines äolischen Siegesliedes hereingezogen, um dem Liede eine grössere Mannigfaltigkeit zu geben, und ist dabei vielleicht auch hier für Pindar das Vorbild der attischen Dramatiker bestimmend gewesen.

Die metrische Analyse im Einzelnen erfordert zuerst die Bestimmung und Abgrenzung der Verse; die sind von Böckh so wie oben geschehen festgestellt worden nach den sicheren Anzeichen des Ausgangs auf eine *τελεία λέξις* und der Freiheiten des Hiatus und der syll. anc. am Versschluss. Danach ergaben sich drei kurze Verse (1. 2. 3), die nur aus je einem Kolon bestehen, und vier längere, zweigliederige Verse, von denen der erste und letzte (4. und 7.) durch eine kurze iambische Dipodie eingeleitet sind. Der sechste Vers hätte die Zerlegung in zwei Verse zugelassen, da nach der 8. Silbe in allen Strophen ein Wort schliesst. Doch hätte man damit zu winzige Verslein und einen sehr unsymmetrischen Bau erhalten. In der Messung der einzelnen Füsse waren für mich dieselben Grundsätze massgebend wie bei No. 2. Der Charakter des Marschliedes erforderte dipodische Messung und ununterbrochenen Fortgang des Rhythmus. Demnach habe ich auch hier die eingestreuten Daktylen als kyklische Daktylen bezeichnet und die beginnende Länge des 3. Verses nicht als Auftakt gelten lassen, sondern als Vertreter eines ganzen Fusses dreizeitig gemessen. Selbstverständlich war es sodann, dass im 5. und 6. Vers die erste

Länge des auf zwei Längen ausgehenden ersten Kolon durch längeres Anhalten (*τονή*) auf drei Zeiten erhoben wurde. Schwierigkeiten machte nur die mit der dipodischen Messung schwer zu vereinbarende Tripodie am Ende des 4. 6. und 7. Verses. Ueber die letzte habe ich mich leicht hinweggesetzt, da an dieser Stelle die Tripodie gleichsam gesetzmässig ist, indem sie durch die nachfolgende, in der begleitenden Musik ausfüllbare Pause zu einer Tetrapodie ergänzt werden kann. Auch für die Tripodie am Schlusse des 6. Verses liegt eine Entschuldigung in dem Auftakt des nachfolgenden Verses. Denn zieht man diesen rhythmisch, wie billig, zu dem Schlusse des vorausgehenden Verses, so entsteht aus der katalektischen Tripodie eine anstandslose akatalektische. Endlich mit der katalektischen Tripodie des 4. Verses wusste ich schon in meiner Ausgabe nicht anders fertig zu werden, als dadurch dass ich den beginnenden Daktylus des folgenden Verses mit der Schlusslänge des vorausgehenden zu einem sechszeitigen Doppeltakt vereinigte. Es ist dieses zwar eine kühne Annahme, aber eine die vollständig gerechtfertigt wird durch die analoge Messung der zwei Verse in OC. 129 f.

ἃς τρέμομεν λέγειν
καὶ παραμειβόμεσθ' ἀδέρκτως·
—́⏑ ⏑ — ⏑ —́, —⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ —

worüber wir schon oben S. 277 f. gehandelt haben.

4. Aesch. Prom. 128—35 = 144—51:

μηδὲν φοβηθῇς·
φιλία γὰρ ἅδε τάξις
πτερύγων θοαῖς ἁμίλλαις
προσέβα τόνδε πάγον, πατρῴας
5 *μόγις παρειποῦσα φρένας,*
κραιπνοφόροι δέ μ' ἔπεμψαν αὖραι.
κτύπου γὰρ ἀχὼ
χάλυβος διῇξεν ἄντρων
μυχόν, ἐκ δ' ἔπληξέ μου τὰν
10 *θεμερῶπιν αἰδῶ·*
σύθην ἀπέδιλος ὄχῳ πτερωτῷ.

I ⏒ — ⏑ —́ —
⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ —
⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ —
⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⌴ ⏑̇
⏑ — ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́, —⏑ ⏑ —́⏑ ⏑ — ⏑ —́ — Λ
II ⏒ — ⏑ —́ —
⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ —
⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ —
⏑ ⏑ —́ ⏑ ⌴ —́
⏑ —⏑ ⏑ —́⏑ ⏑ — ⏑ —́ — Λ

Versteilung des Laur. hat auch 11 Kola und weicht nur in der Zuteilung der Worte ein wenig ab, nämlich 1 *μηδὲν* bis *φιλία* — 2 *γὰρ* bis *τάξις* — 7 *κτύπου* bis *χάλυβος* — 8 *διῇξεν* bis *ἄντρων* — 9 *μυχὸν* bis *μου* — 10 *τὰν* bis *αἰδῶ*.

Unsere Strophe bildet einen Teil der Parodos; dieselbe wird vom einziehenden Chor der Okeaniden im Wechselgesang mit Prometheus gesungen; die Worte des Titanen Prometheus sind im energischen anapästischen Rhythmus gehalten, die des weiblichen Chors im weichen ionischen. Die Verbindung von Anapästen und Ionikern a minore, die den aufsteigenden Gang mit einander gemeinsam haben und sich deshalb gut für den Einzugsgesang oder die Parodos eignen, findet sich in gleicher Weise in der Parodos der Perser; aber während dort die Ioniker ganz einfach in der Form der *συστήματα ἐξ ὁμοίων* gebaut sind, haben wir hier, in dem jüngeren Drama, einen entschieden kunstvolleren Bau. Die Strophe zerfällt offenbar der metrischen Form und dem Sinne nach in zwei Teile von annähernd gleichem Umfang (V. 1—6 und 7—11), welche beide durch ein Proodikon von der Form ⏓ — ⏑ — — eingeleitet werden. Dieses Proodikon lässt sich zwar zur Not mit künstlichen Mitteln in den Gang des ionischen Rhythmus einfügen (—́ — ⏑ —́ —), wird aber von uns lieber als ein selbständiges, den Uebergang zu den Ionikern gut vermittelndes Präludium aufgefasst, da die 1. Silbe in dem 2. Teil kurz ist und sich überhaupt für ein Einzugslied ein steigender Gang besser als ein fallender eignet. Indes ist doch zu beachten, dass in der Antistrophe das zweite Proodikon durch Wortgemeinsamkeit mit dem folgenden Kolon verknüpft ist, wofür ich oben S. 264 noch weitere Beispiele beigebracht habe. Die übrigen Verse, oder richtiger Kola der beiden Teile der Strophe hängen rhythmisch zusammen, so dass, trotzdem die Kola nicht ganz gleich sind, der gleiche sechszeitige Takt ununterbrochen vom Anfang bis zum Schlusse durchgeht, wie ich bereits im Schema angedeutet habe, nun aber doch noch näher begründen muss. Ganz einfach und gleichförmig gebaut sind die aufsteigenden Kola 2. 3. 8. 9; sie sind gebrochene ionische Dimeter nach der Weise des Anakreon. Statt des Ionikus — — ⏑ ⏑ steht der stellvertretende reine Ditrochäus, so dass das ganze Kolon die Gestalt hat

⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ —

Jedes Kolon endet abschliessend auf zwei Längen, mit denen durchweg zugleich ein Wort schliesst, ein Verhältnis, das Dindorf nicht durch die falsche Abteilung

μυχόν, ἐκ δ' ἔπληξέ μου
τὰν θεμερῶπιν αἰδῶ

verkehren durfte. Die Hss. dürfen uns in diesem Punkte nicht massgebend sein gegenüber dem konstanten, in der Natur der Sache begründeten Gebrauch des Dichters. Den Vers 4 haben wir bereits oben in dem Gedicht des Bacchylides kennen gelernt; zweifellos ist er ein ionischer Vers, und muss auch hier die vorletzte Länge derart dreizeitig gemessen werden, dass die letzte Länge rhythmisch mit dem Anfang des nachfolgenden Verses verbunden wird. Die beiden folgenden Kola 5 und 6 sind uns bekannte Grössen; stünden sie für sich, so würde das erste in einen Choriamb mit einleitender iambischer Dipodie aufgelöst und in dem zweiten das bekannte alkäische Schlusskolon erkannt werden. Aber diese Messung duldet der Zusammenhang nicht; die ersten drei Silben des 5. Verses sind uns zur Ergänzung des mit der Schlusssilbe des 4. Verses begonnenen Doppelfusses notwendig; der Vers bekommt also die Perkussion ⏑ — ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́. Dann brauchen wir aber wieder den beginnenden Daktylus des 6. Verses zur Ergänzung des mit der Schlusssilbe des 5. Verses begonnenen Doppelfusses, und der scheinbare Alkaikus bekommt so eine ganz andere Wertung. Etwas ähnliches wiederholt sich im Schluss des zweiten Teiles der Strophe. Auch hier beginnt

mit der Schlusslänge des vorletzten Verses ein neuer Doppeltakt und verteilen sich dann die Ikten des Schlussverses so, wie ich oben im Schema angedeutet habe.

Unsere Strophe ist ein höchst interessanter Beweis dafür, dass ein Vers nicht einzeln für sich analysiert werden darf, dass vielmehr die Verse in Verbindung mit ihrer Umgebung betrachtet werden wollen. Nur so ergibt sich dann die richtige Messung und Perkussion. Ich habe die vorstehende Analyse bereits in meiner Metrik 2. Aufl. S. 635 und 1. Aufl. S. 626 aufgestellt; ich wiederhole sie hier nach reifer Ueberlegung mit vertiefter Begründung, da sie doch noch nicht allgemeine Zustimmung erlangt hat, insbesondere noch nicht bei Rossbach, Griech. Metrik 3. Aufl. S. 691 f., der aber selbst seine logaödische Messung mit der Bemerkung schliessen muss: 'die Abweichung von den logaödischen Stilgesetzen des Aeschylus ist augenfällig', begreiflich, da es gar keine Logaöden, sondern Ioniker sind. Zum Schluss bemerke ich nur noch, dass häufigere emmetrische Pausen in kürzeren Abständen in ionischen Strophen deshalb nicht nötig waren, weil der ionische Fuss selbst, namentlich wenn regelmässig die erste perkutierte Länge länger angehalten wurde, der Stimme genügend Zeit zum Ausruhen bot.

5. Soph. Electr. 1058—69 = 1070—81:

Strophe:

τί τοὺς ἄνωθεν
  φρονιμωτάτους οἰωνούς
  ἐσορώμενοι τροφᾶς κηδομένους ἀφ' ὧν τε βλάστω-
  σιν ἀφ' ὧν τ' ὄνασιν εὕρωσι, τάδ' οὐκ ἐπ' ἴσας τελοῦμεν;
5 *ἀλλ' οὐ τὰν Διὸς ἀστραπὰν*
  καὶ τὰν οὐρανίαν Θέμιν
  δαρὸν οὐκ ἀπόνητοι.
ὦ χθονία βροτοῖσι Φάμα,
  κατά μοι βόασον οἰκτρὰν
10 *ὄπα τοῖς ἔνερθ' Ἀτρείδαις,*
  ἀχόρευτα φέρουσ' ὀνείδη.

Antistrophe:

ὅτι σφιν ἤδη
  τὰ μὲν ἐκ δόμων νοσεῖ[ται],
  τὰ δὲ πρὸς τέκνων διπλῆ φύλοπις οὐκέτ' ἐξισοῦται
  φιλοτασίῳ διαίτᾳ, πρόδοτος δὲ μόνα σαλεύει
5 *Ἠλέκτρα, θάνατον πατρὸς*
  δειλαία στενάχουσ' ὅπως
  ἁ πάνδυρτος ἀηδών,
οὔτε τι τοῦ θανεῖν προμηθής,
  τό τε μὴ βλέπειν ἑτοίμα,
10 *διδύμαν ἑλοῦσ' Ἐρινύν.*
  τίς ἂν εὔπατρις ὧδε βλάστοι;

I ⏑ — ⏑ ⏒́
⏑ ⏑ ⏒́ ⏑ — ⏑ ⏒́ —
⏑ ⏑ ⏒́ ⏑ — ⏑ ⏒́ —⏑ ⏑ ⏒́ ⏑ — ⏑ ⏒́ —
⏑ ⏑ ⏒́ ⏑ — ⏑ ⏒́ —⏑ ⏑ ⏒́⏑ ⏑ — ⏑ ⏒́ — ∧
II ⏒́ ⏓ —⏑ ⏑ ⏒́ ⏑ —
⏒́ ⏓ — ⏑ ⏑ ⏒́ ⏑ —
⏒́ ⏓ —⏑ ⏑ ⏒́ — ∧
III —⏑ ⏑ ⏒́ ⏑ — ⏑ ⏒́ —
⏑ ⏑ ⏒́ ⏑ — ⏑ ⏒́ —
⏑ ⏑ ⏒́ ⏑ — ⏑ ⏒́ —
⏑ ⏑ ⏒́⏑ ⏑ — ⏑ ⏒́ — ∧

Versteilung des Laur.: str. wie antistr. in 12 Versen, von denen 6 bis 11 stimmen mit 5 bis 10 oben, und nur abweicht der Eingang: 1 *τί* bis *φρονιμωτάτους* — 2 *οἰωνοὺς* bis *ἐσορώμενοι* — 3 *τροφᾶς* bis *ὧν τε* — 4 *βλάστωσιν* bis *εὕρω,* ferner der Schluss: 11 *ὅπα* bis *ἀχόρευτα* — 12 *φέρουσ'* bis *ὀνείδη.* — Im Text str. 5 *οὐ μὰ τὰν* Laur.; *μὰ* del. Turnebus — antistr. 2 *σφιν* Schäfer: *σφισιν* Laur. — *νοσεῖ* Laur., *νοσεῖται* gloss. Paris 2794; vgl. oben S. 289 Anm. — 7 *πανόδυρτος* Laur. — 11 *τίς ἂν οὖν* Laur., *οὖν* del. Triklinios.

Ich habe in diesem Gedicht ausnahmsweise nebst der Strophe auch die Antistrophe abdrucken lassen, weil bei der Analyse hier besonders viel auf die Wortschlüsse oder Cäsuren ankommt, diese aber im Zusammenhalt von Strophe und Antistrophe betrachtet werden wollen. Der Aufbau der Strophe aus drei Teilen ist offenkundig und so klar wie sonst nicht leicht durch metrische Mittel ausgedrückt, wenn dazu auch nicht ganz der Satzbau stimmt.

Der mittlere Teil (V. 5—7) ist der einfachste; er ist ein glykoneisches System, bestehend aus zwei reinen Glykoneen und einem abschliessenden, brachykatalektisch endigenden Pherekrateus.

Der erste Teil (V. 1—4) hat entschieden ionischen Charakter. Eingeleitet werden die Ioniker durch ein Proodikon, dem ich den Iktus ⏑ — ⏑ ⏒́ — gab, damit es besser zu den nachfolgenden Ionikern überleite. Es ist dasselbe Proodikon, dem wir in der Parodos des Prometheus (No. 4) begegneten und von dem ich im Allgemeinen Teil S. 264 gehandelt habe. Die folgenden Ioniker haben aufsteigenden Rhythmus und gehören zur beliebten Klasse der gebrochenen Ioniker, in denen der Ionikus ⏒́ — ⏑ ⏑ durch einen reinen Ditrochäus ⏒́ ⏑ — ⏑, seltener durch einen aus einem kyklischen Daktylus und einem Trochäus gebildeten Doppelfuss ⏒́⏑ ⏑ — ⏑ vertreten werden kann. Die letztere Art der Vertretung findet sich hier, ebenso wie in den beiden Teilen der oben betrachteten ionischen Parodos des Prometheus, um den Abschluss der Periode durch den schliessenden Spondeus nachdrucksvoller hervortreten zu lassen. Die zehn Ioniker bilden ein Ganzes mit fortlaufendem Rhythmus, dessen ununterbrochener Gang auch im Text nirgends durch Hiatus oder syll. anc. gestört wird. Man sollte eigentlich dieselben entweder in eine Reihe zusammenfassen oder in fünf Kola von der Form ⏑ ⏑ ⏒́ ⏑ — ⏑ ⏒́ — zerfällen. Aber das erste ergäbe eine zu unförmliche Grösse, und das zweite erregte dadurch Anstoss, dass dann vier Mal (in der Strophe drei Mal und in der Antistrophe ein Mal) das Ende des Kolon ein Wort durchschnitte. Ich habe deshalb, um den Anstoss zu verringern, das 2. u. 3. und 4. u. 5. Kolon in je eine Zeile zusammengeschrieben, wodurch wenigstens in der Antistrophe anstandslose Verhältnisse geschaffen wurden. Da aber auch so in der Strophe die Anstände nicht völlig

beseitigt wurden, so ist die Annahme nicht ausgeschlossen, dass hier der Dichter selbst die Kola gar nicht in der Schrift von einander geschieden hat. Es wurden eben, worauf ich schon oben S. 293 hingewiesen, in den Ionikern die Kola weniger bestimmt abgesetzt als in anderen Versgattungen.

Der dritte Teil der Strophe (V. 8—11) wird von Nauck und Jahn in Glykoneen geschrieben:

ὦ χθονία βροτοῖσι Φά-
μα, κατά μοι βόασον οἰ-
κτρὰν ὄπα τοῖς ἔνερθ' Ἀτρεί-
δαις, ἀχόρευτα φέρουσ' ὀνείδη.

Dabei erhält man aber durchweg in allen Versen Wortbrechung. Ein so wiederholter Verstoss gegen den naturgemässen Versbau, der an dem Ende jedes Verses Wortschluss erwarten lässt, ist aber um so anstössiger, als derselbe in ganz gleicher Weise in der Antistrophe wiederkehrt, wovon jeder sich bequem aus den beiden oben untereinander geschriebenen Texten überzeugen kann. Lässt man aber die Zeilen um je eine Silbe weiter reichen, so bekommt man in Strophe und Antistrophe gleichmässig mit jedem Vers Wortschluss. Das muss auch für den Blinden einleuchtend sein. Der dritte Teil unserer Strophe besteht also nicht aus Glykoneen, sondern aus gebrochenen Ionikern, ähnlich wie der erste Teil. Schwierigkeit macht nur der erste Vers, die ich oben S. 265 mit der Annahme, dass der beginnende Daktylus den Rhythmus einleite und ausser Takt stehe, zu beseitigen wagte. Ich bleibe bei dieser Hypothese, muss aber der Wahrheit zur Steuer hier hinzufügen, dass es doch auch andere auf zwei Längen ausgehende Logaöden gibt, bei denen die Entscheidung nicht so leicht ist, wie OC. 678—80 = 691—3; Ai. 1205—7 = 1216—8; Hipp. 738—41 = 748—51; Heracl. 358—61 = 357—60; Or. 816—8 = 828—30; Ag. 448—51 = 467—70.

6. Aristoph. Ran. 324—36 = 340—53:

Ἴακχ' ὦ πολυτίμοις ἐν ἕδραις ἐνθάδε ναίων,
Ἴακχ' ὦ Ἴακχε,
ἐλθὲ τόνδ' ἀνὰ λειμῶνα χορεύσων
ὁσίους ἐς θιασώτας,
5 *πολύκαρπον μὲν τινάσσων*
περὶ κρατὶ σῷ βρύοντα
στέφανον μύρτων· θρασεῖ δ' ἐγκατακρούων
ποδὶ τὰν ἀκόλαστον
φιλοπαίγμονα τιμάν,
10 *Χαρίτων πλεῖστον ἔχουσαν μέρος ἁγνᾶν, ἱερὰν*
ὁσίοις μύσταις χορείαν.

⏑ —́ — ⏑   ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ —
⏑ —́ —   ⏑ —́ ∧
—́ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ —
⏑ ⏑ —́ — ⏑   ⏑ —́. —
5 ⏑ ⏑ —́ ⏒ —   ⏑ —́ —
⏑ ⏑ —́ ⏒ —   ⏑ —́ —
⏑ ⏑ —́ ⏒ —   ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ —
⏑ ⏑ —́   ⏑   ⏑ —́ —
⏑ ⏑ —́   ⏑   ⏑ —́ —
10 ⏑ ⏑ —́ — ⏑   ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ — ⏑ ⏑ —́ ∧
⏑ ⏑ —́ ⏒ —   ⏑ —́ —

Die Kolometrie des Heliodor stimmt nach den Scholien im Wesentlichen mit der vorbezeichneten; sie hat nur 14 statt 11 Kola, weil sie die Verse 1, 7, 10 in je zwei Kola auseinander nimmt. — Im Text ist 1 πολυτίμοις Verbesserung von Hermann für das überlieferte πολυτιμήτοις — 10 ἱερὰν tilgt Fritzsche und nach ihm Rossbach Metr.[3] 355 zum Schaden des Metrums.

Unser Lied ist ein Tanzlied, jubelnd zum Tanz von dem Chor der Mysten gesungen zu Ehren des Dionysos oder Bakchos. Dazu passt der aufsteigende ionische Fuss, der nahe verwandt ist dem Bácchius, welcher geradezu in dem Eingang unseres Liedes für den Ionikus stellvertretend eintritt. Der ionische Rhythmus geht durch das ganze Lied durch, nur dass im Anruf Ἴακχ᾽ ὦ im 1. und 2. Vers statt des zweisilbigen Auftaktes ein einsilbiger steht, und dass im 3. Vers die neue ionische Reihe durch das Vorspiel — ⏑ —⏑ ⏑ ἐλθὲ τόνδ᾽ ἀνὰ eingeleitet ist. Dasselbe Vorspiel nur mit irrationalem Trochäus — ⏒ —⏑ ⏑ findet sich auch in Eur. Bacch. 113 vor einer ionischen Reihe

μαλλοῖς· ἀμφὶ δὲ νάρθηκας ὑβριστάς

wahrscheinlich auch in Ai. 1199. Da der ionische Fuss rhythmisch genau den Wert — —⏑ ⏑ hatte, so lässt sich jenes Proodikon auch als Ersatz für einen Ionikus a maiore ansehen, wodurch dann noch eine grössere Gleichartigkeit in den Rhythmus unserer Strophe kommt. Im übrigen sind die Ioniker unseres Liedes gebrochene Ioniker (ἰωνικοὶ ἀνακλώμενοι), d. i. solche in denen der Ionikus —́ — ⏑ ⏑ durch einen Ditrochäus —́ ⏑ — ⏑ vertreten werden kann. Zweimal, im 4. und 11. Kolon der Strophe, stehen sich sogar reine und gebrochene Ioniker in Strophe und Antistrophe einander gegenüber:

θιάσους ἐς θιασώτας   φλογὶ φέγγεται δὲ λειμών.
ὁσίοις μύσταις χορείαν.   χοροποιὸν μάκαρ ἥβαν.

Ausserdem ist zu beachten, dass die ionischen Dimeter des Aristophanes freier als die der Tragiker behandelt sind, indem hier ähnlich wie in den Wespen 295 statt der regelrechten Form ⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ — auch die freiere ⏑ ⏑ —́ ⏒ — ⏑ —́ — zugelassen ist und beide Formen in dem 5. und 6. Vers sich sogar einander entsprechen:

πολύκαρπον μὲν τινάσσων   γόνυ πάλλεται γερόντων.
ἐπὶ κρατὶ σῷ βρύοντα   ἀποσείονται δὲ λύπας

Ausser den drei bezeichneten Formen des ionischen Dimeter findet sich auch eine vierte

⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — —

in Vers 8 und 9, für die ich im Allgemeinen Teil S. 288 die Messung ⏑⏑–⏑⏑–́ – begründet habe, an der ich hier um so eher festhalte, als in einem Tanzlied fortlaufender gleicher Takt zu erwarten ist.

Zu einem Kolon verbunden sind auch in unserem Lied meistens zwei ionische Füsse (V. 2. 4. 5. 6. 8. 9. 11), aus deren Verdoppelung zweimal, in Vers 2 und 10, ein Tetrameter erwachsen ist. Daneben sind aber auch einmal, in V. 7, drei Ioniker zu einem Vers verbunden, welchem Vers der freier gebaute Trimeter V. 3 sich zur Seite stellt. Grössere, aus mehreren Versen gebildete Gruppen oder Perikopen in unserer Strophe anzunehmen, dazu gibt weder das Metrum noch die Sinninterpunktion Anlass. Es scheidet sich nur von dem eigentlichen Lied (V. 3—11) ein aus den beiden ersten Versen gebildetes Proömion ab, nach dem eine durch die Taktunterbrechung angezeigte und durch die Interpunktion unterstützte Pause eintritt.

7. Soph. Ant. 100—109 = 117—126:

ἀκτὶς ἀελίου τὸ κάλ-
  λιστον ἑπταπύλῳ φανὲν
  Θήβᾳ τῶν προτέρων φάος,
ἐφάνθης ποτ', ὦ χρυσέας
5 *ἁμέρας βλέφαρον,*
  Διρκαίων ὑπὲρ ῥεέθρων μολοῦσα,
τὸν λεύκασπιν Ἀπιόθεν
  φῶτα βάντα πανσαγίᾳ,
  φυγάδα πρόδρομον ὀξυτέρῳ
10 *κινήσασα χαλινῷ.*

I –́ ⏑ –⏑ ⏑ –́ ⏑ –
–́ ⏑ –⏑ ⏑ –́ ⏑ –
–́ ⏒ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏓ Λ
II ⏑ – – ⏑ –́⏑ ⏑ –
–́ ⏑ –⏑ ⏑ –́ Λ
–́ ⏒ – ⏒ –́⏑ ⏑ – ⏑ –́ ⏓ Λ
III –́ ⏒ – ⏒ –́⏑ ⏑ –
–́ ⏑ – ⏑ –́⏑ ⏑ –
⏑⏑ ⏑ ⏑⏑ ⏑ –́⏑ ⏑ –
–́ ⏒ –⏑ ⏑ –́ – Λ

Die Kolometrie des Laur. stimmt mit der vorstehenden bis auf die Kleinigkeit, dass in ihm der 5. Vers in die zwei Kola *Διρκαίων ὑπὲρ* und *ῥεέθρων μολοῦσα* geteilt ist. — In dem Text ist das überlieferte *Ἀργόθεν* verderbt, da diesem Wort in dem entsprechenden Vers der Antistrophe *πευκάενθ' Ἥφαιστον ἑλεῖν* ein Choriamb gegenübersteht. Von den vorgeschlagenen Korrekturen *Ἀπιόθεν* und *Ἀργογενῆ* lässt sich die erstere, als Original der Glosse *Ἀργόθεν*, leichter erklären.

Die Zerlegung der Strophe in drei Perioden ist durch metrische Anzeichen sicher gestellt. Für die Zusammenfassung der drei ersten Kola zu einer Periode sprechen zwei Anzeichen, erstens im 4. Kolon die für den Anfang eines neuen Absatzes besonders geeignete

iambische Form der sog. Basis und zweitens im 3. Kolon der Ausgang auf eine syll. anc. in der Strophe und einen Hiatus in der Antistrophe

λόγχαις ἐπτάπυλον στόμα
ἔβα πρίν ποθ' ἁμετέρων.

Dass sodann die Kola 4—10 in zwei Perioden, 4—6 und 7—10, zerfallen, wird nahe gelegt durch die gleiche Form des *Γλυκώνειον πολυσχήματιστον* in den Versen der 3. Periode und mehr noch durch den mit einer Pause verbundenen Ausgang des langen und deshalb zum Abschluss besonders geeigneten Verses 6.

Unser Strophenpaar gehört ebenso wie das nachfolgende zur Parodos, während der der Chor in das Theater einzog. Allerdings ist das Vorwärtsbewegen des Chors schärfer markiert durch die zwischen den Strophen eingelegtén anapästischen Systeme; aber auch die Strophen gehören mit in den Bereich des Marschliedes. Das zu konstatieren ist deshalb für die metrische Analyse wichtig, weil wir für einen Marschgesang jedenfalls gleiche Takte und emmetrische Pausen annehmen müssen. Beide gewinnen wir leicht durch die vorgeschlagene Analyse, bei der auch die Pausenstellen mit angegeben sind. Schwierigkeiten bereitet nur die katalektische Tripodie des Verses 5, über die ich schon oben S. 245 gesprochen habe. Gleditsch, Die Cantica d. soph. Trag. S. 100 hat deshalb, entgegen der überlieferten Kolometrie, *Διρκαίων* noch zum 5. Vers gezogen und folgende Messung aufgestellt

–́ ⏑   – ⏑ ⏑ –́ – – –
–́ ⏑ ⏑ –   ⏑ –́   ⏓

Aber einen Dispondeus im zweiten Teil des Glykoneus gibt es nicht. Damit zerfällt der Versuch von Gleditsch. Aber auch blos die zwei ersten Silben von *Διρκαίων* in Vers 5 mit Nauck zu ziehen, geht nicht an, da nicht blos die Wortbrechung Anstoss erregen würde, sondern auch der Mangel einer emmetrischen Pause am Schluss der zweiten Periode. Ich habe daher die handschriftliche Kolometrie beibehalten und dann notgedrungen durch die rhythmischen Mittel der Dehnung und Pause die katalektische Tripodie des Textes zu einem vollen zwölfzeitigen Dimeter des Gesangs erhoben.

Nach der neuen Theorie hat Jurenka, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1901 S. 8 unsere Strophe so scandiert, dass er den Glykoneus in zwei iambische Dipodien zerlegte

– ⏒ –̇ ⏑̇ | ⏑ – ⏑̇ –̇

Das ist eine unerhörte Künstelei, die durch die Punkte auf den zwei letzten Zeichen nicht gehoben wird. Diskutabel scheint mir in dieser Theorie nur die Annahme aufsteigenden Ganges zu sein, den wir bei unserer Messung durch Betonung des zweiten Fusses der Dipodie erhalten würden

–̇ ⏒ –̈ ⏑ ⏑ –̇ ⏑ –̈

wofür auch die alte Bezeichnung der Pherekrateen als *σύμπτυκτοι ἀνάπαιστοι* geltend gemacht werden könnte. Aber daraus ergäben sich sehr bedenkliche Konsequenzen für die mit Glykoneen verbundenen trochäischen Kola, weshalb ich, um die Verwirrung in metrischen Dingen nicht noch mehr zu steigern, bei dem alten Brauch der stärkeren Betonung des ersten Fusses verbleibe.

Glykoneen in Verbindung mit Asklepiadeen finden sich auch in dem neu aufgefundenen Päan des Philodamos. Der Charakter des Liedes als Marschlied, den der Dichter selbst deutlich

ausgesprochen hat v. 146 *ἐν ἀγυιαῖς ἅμα σὺν χοροῖσι κικλήσκετε*, bürgt uns auch hier für die kyklische Messung des Daktylus, so sehr auch der erste Herausgeber Weil in Bull. de corr. hell. XIX 413 ff. von neuem bei dieser Gelegenheit für die choriambische Messung der Glykoneen eintritt. Ich gebe kurz ohne weiteren Kommentar eine Strophe des Gedichtes mit unserer metrischen Analyse:

Κορ. Ἐκτελέσαι δὲ πρᾶξιν Ἀμ-
φικτυόνας θεὸς κελεύ-
ει τάχος, ὡς ἐπάβολος
μὴν ἱκέτας κατάσχῃ·
Χορ. Εὐοῖ ὦ ἰὸ Βάκχ' ὦ ἰὲ Παιάν.
Κορ. δεῖξαι δ' ἐγ ξενίοις ἐτεί-
οις θεῶν ἱερῷ γένει συναίμῳ
τόνδ' ὕμνον, θυσίαν τε φαί-
νειν σὺν Ἑλλάδος ὀλβίας
πανδήμοις ἱκετείαις.
Χορ. Ἰὲ Παιάν, ἴθι σωτήρ,
εὔφρων τάνδε πόλιν φύλασσ'
εὐαίωνι σὺν ὄλβῳ.

Κορ. ˊ—⏑ ⏑ — ⏑ ˊ— ⏑ ⊔
ˊ—⏑ ⏑ — ⏑ ˊ— ⏑ ⊔
ˊ—⏑ ⏑ — ⏑ ˊ— ⏑ ⊔
ˊ—⏑ ⏑ — ⏑ ˊ— ⏒ ∧
Χορ. ˊ— ⏓ —⏑ ⏑ ˊ— —⏑ ⏑ ˊ— — ∧
Κορ. ˊ— ⏓ —⏑ ⏑ ˊ— ⏑ ⊔
ˊ— ⏓ —⏑ ⏑ ˊ— ⏑ — ⏑ ˊ— — ∧
ˊ— ⏓ —⏑ ⏑ ˊ— ⏑ ⊔
ˊ— ⏓ —⏑ ⏑ ˊ— ⏑ ⊔
ˊ— ⏓ —⏑ ⏑ ˊ— — ∧
Χορ. ⏑ ⏑ ˊ— —⏑ ⏑ ˊ—— ∧
ˊ— ⏓ —⏑ ⏑ ˊ— ⏑ ⊔
ˊ— ⏓ —⏑ ⏑ ˊ— — ∧

8. Eur. Herc. 107—18 = 119—29:

ὑψόροφα μέλαθρα
καὶ γεραιὰ δέμνι', ἀμφὶ βάκτροις
ἔρεισμα θέμενος, ἐστάλην ἰηλέμων
γέρων ἀοιδὸς ὥστε πολιὸς ὄρνις,
5 *ἔπη μόνον καὶ δόκημα νυκτερωπὸν*
ἐννύχων ὀνείρων,
τρομερὰ μέν, ἀλλ' ὅμως πρόθυμ',
ὦ τέκεα πατρὸς ἀπάτορ' ὦ
γεραιὲ σύ τε τάλαινα μᾶτερ,
10 *ἃ τὸν Ἀίδα δόμοις*
πόσιν ἀναστενάζεις.

1—2	⏒ ⏑́⏑ ⏑ ⏑⏑ ⏑, —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ — ∧
3—4	⏑ —́ ⏑ ⏑⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —, ⏑ —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ ⏑⏑ ⏑ —́ — ∧
5—6	⏑ —́ ⏑ —, —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ — ⏑, —́ ⏑ — ⏑ —́ — ∧
7—8	⏑ ⏑́⏑ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ —, ⏒ ⏑́⏑ ⏑ — ⏑ ⏑́⏑ ⏑ —
9—10	⏑ ⏑́⏑ ⏑ ⏑⏑ ⏑ —́ ⏑ — ⏑, —́ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ — ∧
11	⏑́⏑ ⏑ — ⏑ —́ — ∧

Die überlieferte Kolometrie weicht nur darin ab, dass Vers 9 in die zwei Kola geteilt ist: 9 *γεραιὲ* bis *μᾶ* — 10 *τερ* bis *δόμοις,* was im Takt nichts ändert und deshalb für uns gleichgiltig ist. — Im Text 7 *πρόθυμ'* Wilamowitz: *πρόθυμα* codd. Danach in Antistrophe *παρακόμιζ', ᾧ ξύνοπλα δόρατα νέα νέῳ* | *τὸ πάρος ἐν ἡλίκων πόνοις* Fix und Wilamowitz: *παρακόμιζε,* | *τὸ πάρος ἐν ἡλίκων πόνοις* | *ᾧ ξύνοπλα δόρατα νέα νέῳ* codd. — 8. *ὦ τέκεα* Hermann und Wilamowitz: *ἰὼ τέκεα τέκεα* codd.

Diese Strophe und die zugehörige Antistrophe wurden vom Chor gesungen, während er über die Rampe zur Rechten der Zuschauer auf die Bühne einzog. Die Bühne war vermutlich bei Aufführung unseres Stückes höher wie gewöhnlich, so dass auch der Zugang zu derselben steiler und für die Greise, die den Chor bildeten, beschwerlicher war. Darauf bezieht sich der Inhalt der Parodos und insbesondere der der Antistrophe. Die Sache ist für die metrische Analyse wichtig, ja massgebend. Denn danach war unser Lied ein Marschlied, dessen Rhythmus den Einzug begleitete. Die Strophe musste also dipodisch angelegt sein, so dass Tripodien ausgeschlossen blieben; es musste ferner der Takt ununterbrochen durchgehen, da zu einer Unterbrechung des Einzugs kein Anlass vorlag, und es mussten endlich zur Erholung der Stimme im Texte selbst Ruhepunkte angedeutet sein, mit anderen Worten, die Strophe musste emmetrische Pausen haben. Allen diesen Anforderungen wird Genüge geleistet, wenn man unserer oben aufgestellten Kolometrie folgt. Alle Verse bis auf den letzten sind im aufsteigenden Rhythmus gehalten, da dieser sich einzig für den Einzug und das Vorwärtsgehen eignet. Wenn der letzte Vers eine Ausnahme macht, so beruht dieses auf der Kunstregel, den Rhythmus vor dem Schluss umzubiegen und dem letzten Vers fallenden Gang zu geben, wenn die vorausgehenden steigenden haben, und umgekehrt. Verse hat die Strophe sechs, von denen jeder mit Ausnahme der letzten aus mehreren Kolen besteht; in der Absonderung der Kola habe ich mehr wie die Herausgeber und namentlich mehr als Wilamowitz die von dem Dichter selbst gesetzten und von mir in dem Schema durch Komma angedeuteten Anzeichen der Cäsur berücksichtigt. Ganz äusserlich ist es und ohne Bedeutung für die metrischen Verhältnisse, ob man die Kola in eine Zeile zusammenschreibt oder das zweite Kolon durch Einrücken als unselbständigen zweiten Teil des Verses bezeichnet. Wie weit die einzelnen Verse reichen oder an welcher Stelle ein Vers schliesst, ist bei den drei ersten Versen durch den katalektischen Ausgang (⏑ — —) bestimmt angezeigt. Auch der fünfte Vers ist von dem sechsten durch die leere Zeit zwischen ihnen deutlich geschieden. Schwierigkeit macht nur der vierte Vers, nicht weil er von dem fünften durch keine leere Zeit geschieden ist, denn das kommt gerade bei dem iambischen Rhythmus öfter vor, sondern wegen des Zweifels über die Schlussstelle des 7. Kolons. Denn folgten wir der überlieferten Kolometrie und der Textesüberlieferung der Antistrophe, so erhielten wir folgende zwei Verse:

⏑ ⏑́⏑ ⏑ — ⏑ —́ ⏑ — ⏑
⏒ ⏑́⏑ ⏑ — ⏑ ⏑́⏑ ⏑ —

Damit würde entweder die Kontinuität des Rhythmus in einer für ein Marschlied unerhörten Weise unterbrochen, oder es müsste der einen Silbe ὦ der Wert eines Doppelfusses von sechs Zeiten gegeben werden. Da auch das Letztere sehr bedenklich ist, so bin ich lieber Elmsley und Wilamowitz gefolgt, die die beiden Kola verbinden und den Schlussvokal des ersten Kolon elidieren. Die dann geforderte Umstellung der Kola in der Antistrophe wird auch durch die grammatische Konstruktion entschieden empfohlen.

9. Soph. OC. 117—37 = 149—69:

α′. ὅρα· τίς ἄρ' ἦν; ποῦ ναίει;
β′. ποῦ κυρεῖ ἐκτόπιος συθεὶς ὁ πάντων
ὁ πάντων ἀκορέστατος;
γ′. προσδέρκου, λεῦσσέ νιν,
5 προσπεύθου πανταχῇ.
α′. πλανάτας,
πλανάτας τις ὁ πρέσβυς οὐδ'
ἔγχωρος· προσέβα γὰρ οὐκ
ἄν ποτ' ἀστιβὲς ἄλσος ἐς
10 τᾶνδ' ἀμαιμακετᾶν κορᾶν,
ἃς τρέμομεν λέγειν
καὶ παραμειβόμεσθ' ἀδέρκτως,
ἀφώνως, ἀλόγως τὸ τᾶς
εὐφάμου στόμα φροντίδος
15 ἱέντες, τὰ δὲ νῦν τιν' ἥ-
κειν λόγος οὐδὲν ἅζονθ',
ὃν ἐγὼ λεύσσων περὶ πᾶν οὔπω
δύναμαι τέμενος
γνῶναι, ποῦ μοί ποτε ναίει.

I. ⏑ –́⏑ ⏑ – ∧ –́ ⏒ – ∧
–́⏑ ⏑ –⏑ ⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ –
⏑ –́ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⊔
II. –́ – –, –́ ⏑ ⊔
–́ – –, –́ ⏑ –
III. ⏑ –́ –
⏑ –́ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⊔
–́ ⏒ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⊔
–́ ⏒ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⊔
–́ ⏒ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⊔
–́⏑ ⏑ – ⏑ –́
–⏑ ⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ –
IV. ⏑ –́ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⊔
–́ ⏒ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏓
⏑ –́ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⊔
–́⏑ ⏑ – ⏑ ⊔ –
V. ⏑ ⏑ –́ ⏖ – ⏑ ⏑ –́ ⏖ –
⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –
– –́ – – ⏑ ⏑ –́ – ∧

Versteilung des Laur. stimmt fast durchweg überein; nur 2 beginnt mit *ἐκτόπιος,* 13 mit *ἀδέρκτως,* 16 mit *λόγος,* und verändern sich damit die unmittelbar vorausgehenden Verse. — Mit Vers 7 und 13 endigt kein Wort in Antistr., nach 15 weder in Str. noch in Antistr. — Im Text beachte V. 5 *προσδέρκου λεῦσσέ νιν* Hermann nach der Antistr.: *λεύσσατ' αὐτὸν προσδέρκου* Laur. — 8 *ἔγχωρος* Bothe: *ἐγχώριος* Laur. — 16 *ἄζονθ'* Laur.: *ἄγονθ'* Triklinios, *οὐκ ἀλέγονθ'* Blaydes nach der Antistr. *λόγον εἴτιν' ἔχεις* mit der Glosse *γράφε, οἴσεις.*

Mit den Worten unserer Strophe treten die Greise des Dorfes Kolonos, die den Chor bilden, einzeln (*σποράδην*) auf die Bühne. Das legt die Vermutung nahe, dass die Worte unter mehrere Choreuten, zum mindesten unter drei, den Koryphaios und die Führer der beiden Halbchöre, zu verteilen sind. Aber schwer ist es, die Art der Verteilung festzustellen; die Freiheit der Vermutung wird glücklicher Weise eingeengt durch das Metrum und die Antistrophe. Denn es ist doch zuversichtlich anzunehmen, dass der Personenwechsel der gleiche in Strophe und Antistrophe war. Es lässt aber die Antistrophe in V. 1 *ἐὴ ἀλαῶν ὀμμάτων* und in V. 4 und 5 *ἀλλ' οὐ μὰν ἔν γ' ἐμοὶ προσθήσεις τάσδ' ἀράς* keine Teilung zwischen zwei Personen zu, so dass dieselbe auch für die Strophe abgelehnt werden muss. In ähnlicher Weise begünstigt wohl in der Antistrophe der Sinn und der Umschlag des Metrums die Zuweisung der letzten anapästischen Verse (17—19) an eine andere Person; man wird aber von dieser Annahme wegen der Strophe, wo die Verse 16 und 17 zusammenhängen, wieder abstehen. Aber wenn auch die Person nicht wechselte, so wird doch der Vortragende in V. 1 nach *ὅρα, τίς ἄρ' ἦν* abgesetzt und nach einer kleinen, von mir im Schema angedeuteten Pause mit *ποῦ ναίει* fortgefahren haben. Und ähnlich wird man bezüglich des Schlusses der Strophe annehmen dürfen, dass der Chor, auch wenn kein Personenwechsel eintrat, doch seine Stellung änderte, indem er bei den glykoneischen Versen 6—16 stehen blieb und erst mit den Anapästen V. 17—19 weiter vorschritt. Erschwert wird die Personenverteilung und die metrische Analyse durch die Unsicherheit der Textüberlieferung in V. 16, wo der Cod. Laur. in der Strophe hat *λόγος οὐδὲν ἄζονθ',* in der Antistrophe aber *λόγον εἴ τιν' ἔχεις.* Ich habe mich hier an die Strophe gehalten, da nur ihr Text zum Metrum passt.

Nach dem Metrum zerfällt die Strophe in fünf Teile. Die Anapäste des 5. Teils sind ganz regelmässig gebaut und bedürfen keiner Erläuterung. Auch das Metrum des 4. Teils ist durchsichtig; ganz passend und im Einklang mit dem sonstigen Gebrauch der Dramatiker sind von den vier Versen je zwei (V. 13 u. 14 und 15 u. 16) durch Synaphie mit einander verbunden. In dem 3. Teil haben wir den interessanten Fall, dass die logaödische Tripodie an vorletzter Stelle und der akatalektische Glykoneus an letzter Stelle rhythmisch sich ergänzen und die beiden Kola dadurch enger mit einander verknüpft sind:

— ́⏑ ⏑ — ⏑ — ́, — ⏑ ⏑ — ́ ⏑ — ⏑ — ́ —

Denn wenn auch der Chor in diesem 3. Teil sich nicht vorwärts bewegt, so wird man doch, zumal derselbe von einer Person gesprochen wurde, fortlaufenden Rhythmus voraussetzen dürfen. Der Molossus im Anfang der gleichgebauten Verse 3 und 4 ist nicht sicher zu accentuieren; für aufsteigenden Rhythmus — — ́ — könnte die Bedeutung der Präposition *πρός* und die mit dem Vortrag verbundene Geste geltend gemacht werden. Im ersten Teil habe ich, wie schon oben gesagt, Unterbrechung der Rede des Fragenden angenommen, wodurch das Zeichen der Pause (*λεῖμμα*) zwischen den zwei Fragen seine Recht-

fertigung erhält. Im übrigen ist die metrische Analyse der Strophe einfach und der dipodische Bau offenkundig.

10. Eurip. Iph. Aul. 164—184 = 185—205:

ἔμολον ἀμφὶ παρακτίαν
ψάμαθον Αὐλίδος ἐναλίας,
Εὐρίπου διὰ χευμάτων
κέλσασα στενοπόρθμων, —
5 *Χαλκίδα πόλιν ἐμὰν προλιποῦσ',*
ἀγχιάλων ὑδάτων τροφὸν
τᾶς κλεινᾶς Ἀρεθούσας, —
Ἀχαιῶν στρατιὰν ὡς κατιδοίμαν
Ἀχαιῶν τε πλάτας ναυσιπόρους ἡμιθέων, οὓς
10 *ἐπὶ Τροίαν ἐλάταις χιλιόναυσιν —*
τὸν ξανθὸν Μενέλαον
ἁμέτεροι πόσεις
ἐνέπουσ' Ἀγαμέμνονά τ' εὐπατρίδαν
στέλλειν ἐπὶ τὰν Ἑλέναν ἀπ' Εὐ-
15 *ρώτα δονακοτρόφου, —*
Πάρις ὁ βουκόλος ἂν ἔλαβε
δῶρον τᾶς Ἀφροδίτας, —
ὅτ' ἐπὶ κρηναίαισι δρόσοις
Ἥρᾳ Παλλάδι τ' ἔριν ἔριν
20 *μορφᾶς ἁ Κύπρις ἔσχε.* =

I ⏑⏑́ ⏑ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⎵
⏑⏑́ ⏑ –⏑ ⏑ ⏔ ⏑ ⎵
–́ ⏒ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⎵
–́ ⏒ –⏑ ⏑ –́ – ∧
II –́⏑ ⏑ ⏑⏑ ⏑ –́⏑ ⏑ ⎵
–́⏑ ⏑ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⎵
–́ ⏒ –⏑ ⏑ –́ –
III ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́ –
⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́ –
⏑ ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́ – ∧
IV –́ ⏒ –⏑ ⏑ –́ ⏓
–́⏑ ⏑ – ⏑ ⎵́
⏑ ⏑ –́⏑ ⏑ –⏑ ⏑ –́⏑ ⏑ –
⏔ –́⏑ ⏑ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⎵
–́ –⏑ ⏑ –́ ⏑ – ∧
V ⏑⏑́ ⏑ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑⏑
–́ ⏑ –⏑ ⏑ –́ – ∧
VI ⏑⏑́ ⏑ – ⏒ –́⏑ ⏑ ⎵
–́ ⏒ –⏑ ⏑ ⏑⏑́ ⏑ ⎵
–́ ⏒ –⏑ ⏑ –́ – ∧

Handschriftliche Kolometrie wie oben; nur 9 u. 10 *Ἀχαιῶν* bis *ναυσιπόρους* — *ἡμιθέων* bis *Τροί* — *αν* bis *χιλιόναυσιν* — 14 u. 15 *στέλλειν* bis *Ἑλέναν* — *ἀπ'* bis *δονακοτρόφου.* —

Abweichende Lesarten: 8 ἰδοίμαν codd., κατιδοίμαν em. Dindorf — 11 Μενέλαον codd.: Μενέλαον θ' Wecklein nach Fritzsche.

Während unseres Strophenpaares zieht der Chor der Mädchen auf die Bühne ein, was gleich im ersten Vers durch ἔμολον und in der Antistrophe durch ἤλυθον ὀρομένα V. 186 angedeutet ist. Wir haben also wieder einen Marschgesang, der Gleichmässigkeit des Taktes und fest normierte Pausen erwarten lässt. Der Chor der Mädchen ist aber beim Anblick des Lagers und der griechischen Helden in erregter Verwunderung und gehobener Stimmung, so dass er den Schritt nicht mit einfachen Iamben begleitet wie im Herakles, sondern mit gesangmässigen Glykoneen und Ionikern, die ja gleichfalls, wie wir in der Antigone und dem Oedipus Coloneus gesehen haben, zur Begleitung des Einzugs sich eigneten.

Durch die metrische Konformation zerfällt die Strophe in mehrere, fünf oder sechs Teile. Am einfachsten sind die Teile I II V VI gebildet: sie bestehen aus Glykoneen, der 2. und 6. Teil aus je drei, der 1. aus vier, der 5. aus zwei. Man könnte, da die Verse 1 und 2 und 19 und 20 in der Antistrophe durch Synaphie verbunden sind, an die Verbindung mehrerer Kola zu Versen denken. Ich habe dieselbe unterlassen, da drei Kola, wie wir sie im 2. und 6. Teil haben, den Umfang eines Verses überschreiten würden, ein buntes Durcheinander aber von Kolen und Versen in der Schrift mir, und gewiss nicht mir allein missfiele. Ich habe dafür nach dem Vorgang von Wilamowitz das Ende der aus mehreren Gliedern bestehenden Perioden durch die Zufügung einer Paragraphos — angedeutet. Der Teil III besteht aus Ionikern, statt derer nur im Versanfang ähnlich wie in dem Tanzlied der Frösche und in Phoen. 1539 zwei Mal Bacchien stehen. Die Gruppe ist metrisch abgeschlossen; auffällig ist nur, dass mit dem metrischen Schluss nicht auch, weder in Strophe noch in Antistrophe, der Sinn abschliesst, eine Nachlässigkeit der Tragiker, die einmal untersucht zu werden verdiente. Das System besteht aus zehn Füssen, deren Verteilung in Kola metrisch gleichgiltig und von dem Dichter nur ungenügend durch Wortschlüsse oder Cäsuren angedeutet ist; ich habe mehr nur aus Rücksicht auf Symmetrie das Ganze auf drei Verse von 3 4 3 Füssen verteilt. Am mannigfaltigsten ist der Bau des Teiles IV, so dass man denselben auch wieder in zwei Unterabteilungen zerlegen könnte. Von den Versen unseres 4. Teiles bedürfen einer besonderen Besprechung die Verse 12 und 14. Der Vers 12 ist eine katalektische Tripodie, passt also nicht zu dem System des dipodischen Baus, das im übrigen die ganze Strophe beherrscht. Da aber die zwei Kürzen im Anfang des folgenden Kolons rhythmisch noch zu dem vorausgehenden Kolon gezogen werden können, ja müssen, so bedarf es nur der vierzeitigen Messung der Schlusslänge der Tripodie um das Kolon zu einen ποὺς δωδεκάσημος zu erheben. Den Vers 14 könnte man in der Strophe mit ἀπ' schliessen und so zu einem Pherekrateus machen. Da aber dann in der Antistrophe der entsprechende Vers δᾶνος Διομήδεά θ' ἥδον | αἶς mitten in einem Wort auf eine Kürze schliessen würde, so habe ich jetzt, entgegen meiner früheren Analyse, Contin. p. 66, abgeteilt

στέλλειν ἐπὶ τὰν Ἑλέναν ἀπ' Εὐ-
ρώτα δονακοτρόφου

Dabei muss die erste Hälfte des zweiten Verses gemessen werden: — — ⏑⏑ oder ⊔ — ⏑ ⏑. Ich gebe die Wahl frei, ziehe aber die zweite Alternative vor, weil im übrigen durchweg in unserer Strophe, von den Ionikern des 3. Teiles abgesehen, die Daktylen die Geltung von kyklischen Daktylen haben.

11. Soph. Trach. 94—102 = 103—111.

ὃν αἰόλα νὺξ ἐναριζομένα
τίκτει κατευνάζει τε φλογιζόμενον
Ἅλιον Ἅλιον αἰτῶ,
τοῦτο καρῦξαι τὸν Ἀλκμήνας πόθι μοι πόθι μοι
5 *ναίει ποτ', ὦ λαμπρᾷ στεροπᾷ φλεγέθων,*
ἢ ποντίας αὐλῶνας ἢ διασαῖσιν ἀπείροις κλιθείς,
εἴπ', ὦ κρατιστεύων κατ' ὄμμα.

I ⏑ –́ ⏑ ⌴ –́ ⏑⏑ – ⏑ ⏑ –̣́ Λ̄
– –́ ⏑ – – –́ ⏑ – – –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –̣́ Λ̄
–̣́ ⏑ ⏑ – ⏑⏑ –̣́ – Λ̄
II –́ ⏑ – – –́ ⏑ – – –́ ⏑⏑ – ⏑ ⏑ –̣́ Λ̄
– –́ ⏑ – – –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –̣́ Λ̄
– –́ ⏑ – – –́ ⏑ – – –́ ⏑ – – –́ ⏑ –
– –́ ⏑ – – –́ ⏑ – ⏒

Die überlieferte Versteilung des Laur. wie oben in 1—3; von 4 an: *τοῦτο* bis *Ἀλκμή — νας* bis *μοι* — *ναίει* bis *φλεγέθων* — *ἢ ποντίας* bis *διασαῖσιν* — *ἀπείροις κλιθείς* — *εἴπ'* bis *ὄμμα*. — Offenbar wollte der Metriker die Strophe wie sonst in einzelne Kola (nicht Verse) abteilen, ging aber von diesem Prinzip in den Versen 1. 2. 5 ab, weil er Kola aus nur einer Dipodie nicht anerkannte. Bei dieser Einteilung ist der analoge Bau von V. 1 und 4 verkannt und sind die Anzeichen des Wortschlusses in Strophe und Antistrophe nicht beachtet. Die Wurzel des Fehlers war, dass der Grammatiker in der Kolometrie entgegen den von uns oben S. 292 entwickelten Grundsätzen die Daktylo-Epitriten geradeso behandeln wollte wie die Logaöden und Glykoneen. Ueber die symmetrische Anlage des Versbaus habe ich Metr.[2] 623—6 gesprochen; diese lasse ich hier bei Seite und befasse mich nur mit dem Fortgang des Rhythmus.

Bei der rhythmischen Analyse muss davon ausgegangen werden, dass wir eine Parodos vor uns haben, die der Chor bei seinem Einzug in das Theater singt. Auf den Charakter eines Marschliedes weist auch der steigende Beginn der Mehrzahl der Verse hin, vor allem von V. 1, dann aber auch von V. 2. 5. 6. 7, wie wir Aehnliches bei einem dakt. epitr. Marschlied Pindars P. XII beobachten. Ist aber unsere Strophe ein Marschlied, ein Lied bei dem gegangen wurde, so muss ihrer Analyse notwendig die zum Gang passende dipodische Messung zu grunde gelegt werden. Denn wir haben nun einmal zwei Beine und lassen diese beim Gehen, nicht so auch beim Tanz, in gleichmässiger Folge fungieren. Dipodisch war aber die daktylische Tripodie ursprünglich nicht angelegt; sie musste dazu erst gestreckt werden. Das geschah einfach dadurch, dass ihre beiden letzten Längen den Umfang von je einem Fuss erhielten. Das war nun nicht blos möglich nach der Lehre der alten Rhythmiker, die neben dem einfachen Spondeus – – einen *σπονδεῖος μείζων* ⌴ ⌴ anerkannten; das gab auch zugleich dem Einzug des tragischen Chors jene gemessene Feierlichkeit, die in bestem Gegensatz steht zu dem raschen Tempo der parodischen Trochäen und Päonen der Komödie. Bedenken im Allgemeinen weckt also die Ausdehnung der daktylischen Tripodie auf den Umfang einer Tetrapodie –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –̣́ ⌴ nicht. Schwierigkeit macht nur die katalektische Tripodie des 2. Verses vor dem epodischen Schlusskolon der ersten Periode.

Denn eine einzelne Länge bis zum Umfang eines Doppelfusses oder von sechs bis acht Zeiten auszudehnen, dazu geben uns die Lehren der alten Rhythmiker, die nur *μακραὶ τρίσημοι, τετράσημοι* und *πεντάσημοι* kennen, keinen Anhalt. Hier muss die Pause aushelfen, die aber auch ohne Bedenken zu Hilfe genommen werden kann, da an der betreffenden Stelle in Strophe und Antistrophe ein Wort schliesst und die griechischen Dichter ohnehin vor dem Schlussglied, also am Ende des vorletzten Gliedes (*παρατέλευτον*) etwas anzuhalten liebten. Wie aber die aus schweren Trochäen entstandenen Epitriten mit den Daktylen auf einen Takt gebracht, oder die scheinbar dreizeitigen Füsse mit den scheinbar vierzeitigen unter einen Hut gebracht werden konnten, das übergehe ich hier, da dieses eine Frage der allgemeinen Metrik ist und durch die sachkundigen Darlegungen von H. Schmidt seine Erledigung gefunden hat.

Neuerdings hat unsere Strophe Jurenka Zeitschr. f. österr. Gymn. 1901 S. 22 nach der neuesten Lehre so zerlegt, dass er die daktylischen Tripodien aus einem Choriamb und einem Ioniker — ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏑ — — | bestehen liess. Die Folge davon ist, dass die Takte bald mit einer Länge bald mit einer Kürze beginnen, die Choreuten also bald bei einer langen bald bei einer kurzen Silbe hätten auftreten müssen. Ausserdem sind keine ausreichenden Pausen gewonnen und ist mit jener Analyse der Charakter des feierlichen Einzugsliedes und des Bittgesangs an den Sonnengott vollständig vernichtet.

12. Soph. Ant. 582—592 = 593—603.

εὐδαίμονες, οἷσι κακῶν ἄγευστος αἰών.
οἷς γὰρ ἂν σεισθῇ θεόθεν δόμος, ἄτας
οὐδὲν ἐλλείπει γενεᾶς ἐπὶ πλῆθος ἕρπον·
ὅμοιον ὥστε πόντιον
5 *οἶδμα, δυσπνόοις ὅταν*
Θρῄσσαισιν ἔρεβος ὕφαλον ἐπιδράμῃ πνοαῖς,
κυλίνδει βυσσόθεν κελαινὰν
θῖνα, καὶ δυσάνεμοι
στόνῳ βρέμουσιν ἀντιπλῆγες ἀκταί.

I –́ — ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ — ⏒ –́ ⏑ — ⏒
–́ ⏑ — — –́ ⏑⏑ — ⏑ ⏑ –́ —
–́ ⏑ — — –́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ –́ ⏑ — ⏓
II ⏑ –́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ ⏓
–́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
⏒ –́ ⏑ ⏑⏑ ⏑ ⏑́⏑ ⏑ ⏑⏑ ⏑ –́ ⏑ —
⏑ –́ └─ –́ ⏑ — ⏑ –́ └─
–́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ —
⏑ –́ ⏑ — ⏑ –́ ⏑ — ⏑ –́ └─

Versteilung des Laur. wie oben, nur dass 3 *οὐδὲν* bis *γενεᾶς* — *ἐπὶ* bis *ἕρπον* — Textesänderung: 4 *πόντιον* Schneidewin nach Antistrophe: *ποντίας ἁλὸς* Laur.

Die Strophe besteht aus zwei Teilen, wovon der erste V. 1—3, der zweite V. 4—9 umfasst. Leicht und sicher zu zergliedern ist der zweite Teil; denn er hat offenbar dipodische Messung, die vom Anfang bis zum Schluss durchgeht. Dieselbe ist ganz evident in den reinen Tetrapodien 4 5 8 und ebenso in den Hexapodien 6 9; in dem 7. Vers sind sehr

wirkungsvoll der 1. und 2. und der 5. und 6. Fuss statt durch je zwei Trochäen durch je zwei dreizeitige Längen ausgedrückt. Auch eine gewisse Symmetrie des Baues ist nicht zu verkennen: die wenn auch nicht in der Formation, so doch in der Zeitgrösse gleichen Hexapodien 7 und 9 umschliesen eine mittlere Tetrapodie (V. 8), und die Hexapodie 6 folgt als abschliessender und deshalb länger auslaufender Vers auf die beiden kürzeren Vorderverse 4 und 5.

Der erste Teil hat gegenüber den leidenschaftlichen, raschen Rhythmen des zweiten Teils einen feierlichen, ruhigen Charakter, der namentlich in den gravitätischen Epitriten ausgeprägt ist. Dieser Unterschied ist unzweifelhaft; es fragt sich aber doch, ob auch das Prinzip der metrischen Anlage verschieden ist, und ob der Dichter zwei Teile von wesentlich verschiedenem Gang zu einem Ganzen verbunden hat. Betrachten wir nämlich die ersten drei Verse für sich, so fügen sich dieselben am einfachsten der daktylo-epitritischen Anlage, deren Wesen in dem Aufbau aus zweifüssigen schweren Trochäen (Epitriten) und dreifüssigen Daktylen besteht. Das ist auch die gewöhnliche Annahme, aber dann hätten wir eine Strophe aus zwei wesentlich verschiedenen Teilen. Gleditsch hat daher in seinen Cantica der sophokleischen Tragödien S. 106, um das Ganze auf ein dipodisches Mass zurückzuführen, auch unseren ersten Teil in Dipodien zerlegt, folgender Massen:

— –́ ◡◡ — ◡◡ –́ ◡ — ◡ –́ . —
–́ ◡ — — –́ ◡◡ — ◡◡ –́ . —
–́ ◡ — — –́ ◡◡ — ◡◡ –́ ◡ — ⏓

Aber dieser Messung steht ein absolutes Hindernis entgegen: der erste Vers lautet in der Antistrophe

ἀρχαῖα τὰ Λαβδακιδᾶν οἴκων ὁρῶμαι

hat also an 9. Stelle eine Länge, die mit der Kürze von Gleditsch's Schema sich auf diesem Wege nicht vereinigen lässt. Gleditsch hat deshalb auch seine Messung nur aufrecht erhalten können, indem er einer Vermutung von Mor. Schmidt folgend, die kühne Konjektur *φθιτῶν* statt *οἴκων* in den Text aufnahm. Aber auch der andere Weg, den Schlussfuss der daktylischen Tripodie zu einem sechszeitigen Fuss zu erheben

— –́◡ ◡ —◡ ◡ –́ ⎵ –́ ◡ — ⏓

ist verschlossen, da dieser voraussetzt, dass im Text der 3. Fuss ein regelrechter Spondeus ist, während er in unserer Strophe ein irrationaler Trochäus (— ⏓) ist. Wenn man daher nicht doch die Zusammensetzung der Strophe aus zwei verschiedenen Teilen annimmt, dann bleibt nur der Ausweg die erste Länge nicht für einen Auftakt zu halten, sondern für einen Teil des ersten Doppelfusses, wie ich oben in dem Schema gethan habe. Ich halte diesen Weg für den wahrscheinlichsten, bekenne aber selbst nicht über alle Bedenken hinwegkommen zu können.

13. Eur. Alc. 435—44 = 445—54.

ὦ Πελίου θύγατερ, χαίρουσά μοι εἰν Ἀΐδα δόμοισιν
τὸν ἀνάλιον οἶκον οἰκετεύοις.
ἴστω δ' Ἀΐδας ὁ μελαγχαίτας θεός, ὅς τ' ἐπὶ κώπᾳ
πηδαλίῳ τε γέρων
5 *νεκροπομπὸς ἵζει,*
πολὺ δὴ πολὺ δὴ γυναῖκ' ἀρίσταν
λίμναν Ἀχεροντίαν πορεύ- σας ἐλάτᾳ δικώπῳ.

I –́ ⏑⏑ – ⏑⏑ –́, ⊔ –́ ⏑⏑ – ⏑⏑ –́ ⏑ – ⏒
⏑⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ –
II – –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⊔ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ –
–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ Λ̄
–́ ⏑ – ⏑ –́ ⊔
III ⏑⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ – ⏑ –́ –
– –́⏑ ⏑ – ⏑ –́ ⏑ ⊔ –́⏑ ⏑ – ⏑ –́ –

Ueberlieferte Versteilung in zehn Kolen: *ὦ* bis *θύγατερ* — *χαίρουσα* bis *δόμοισιν* — *τὸν* bis *οἰκετεύοις* — *ἴστω* bis *μελαγχαίτας* — *θεὸς* bis *κώπᾳ* — *πηδαλίῳ* bis *γέρων* — *νεκρ.* bis *ἵζει* — *πολὺ* bis *ἀρίσταν* — *λίμναν Ἀχεροντίαν* — *πορεύσας* bis *δικώπῳ.*

Dieses Lied besteht nicht wie das vorhin betrachtete der Antigone 582—92 aus zwei verschiedenen Teilen, von denen der eine dem Charakter der Daktylo-Epitriten ähnelt, der andere aus dipodischen Versen aufgebaut ist. Vielmehr durchkreuzen und vermischen sich hier beide Versarten. Daher wird man hier noch dringender zu dem Versuche eingeladen, ob sich nicht alle Verse auf ein gemeinsames Mass, das ist natürlich das dipodische zurückführen lassen. Der Versuch gelingt aber in den meisten Versen leicht, wie jedem das oben aufgestellte Schema zeigen wird. Bedenken könnte nur die katalektische daktylische Tripodie in V. 4 erregen, da diese sich nicht so leicht auf dieselbe Weise wie die umgebenden akatalektischen Tripodien behandeln lässt. Aber wir haben oben in Kap. II gezeigt, dass sich als *παρατέλευτον κῶλον* öfter auch in sicher dipodisch zu messenden Logaöden das Kolon – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – findet, das durch eine Pause am Schluss zu einem *πους δωδεκάσημος* gestaltet werden kann. Die Ikten der sich entsprechenden Verse 2 und 6 stützen sich gegenseitig und geben ein hübsches Gruppenbild; zweifeln kann man nur, ob man die beginnenden zwei Kürzen aus der Auflösung einer Länge erklären oder als Anakrusis behandeln will; das erstere scheint im zweiten Verse, da der vorausgehende Vers akatalektisch endigt, mehr angemessen zu sein, da damit der Zusammenstoss zweier Thesen im gleichen Satze vermieden wird. Im übrigen vergleiche man über derartige Verse oben S. 258. Die Zusammenfassung der einzelnen Verse zu drei Gruppen ist von geringer Bedeutung; aber beachtenswert ist, dass in diesem ältesten Drama des Euripides die im Metrum durch die starken spondeischen Schlüsse angedeutete Dreiteilung auch durch Sinn und Interpunktion in Strophe und Antistrophe unterstützt wird. Jedem wird auch, ohne dass er in die Subtilitäten unserer Analyse eindringt, die Strophe melodisch und leicht lesbar vorkommen. Das hat seinen Hauptgrund darin, dass alle Verse einen leicht in das Ohr dringenden Abschluss haben und dass, von dem Schlussvers abgesehen, der Rhythmus innerhalb des Verses nie unterbrochen ist.

14. Soph. Oed. Col. 228—35.

οὐδενὶ μοιριδία τίσις ἔρχεται
ἂν προπάθῃ τὸ τίνειν.
ἀπάτα δ' ἀπάταις
ἑτέραις ἑτέρα παραβαλλομένα
5 πόνον οὐ χάριν ἀντιδίδωσιν ἔχει.
σὺ δὲ τῶνδ' ἑδράνων
πάλιν ἔκτοπος αὖθις ἄφορμος ἐμᾶς
χθονὸς ἔκθορε, μή τι πέρα χρέος
ἐμᾷ πόλει προσάψῃς.

Die vorstehende Kolometrie stimmt mit der des Laurentianus; nur in einem Punkt weicht der Laur. ab, nämlich darin, dass er das ἐ von ἐμᾷ noch der vorausgehenden Zeile 8 zufügt. Das ist unmöglich, da kein Vers auf eine Kürze endigen darf, die zu einem im Anfang des nachfolgenden Verses stehenden Worte gehört. Um diesem Fehler abzuhelfen und zugleich eine bei epodischen Perioden häufige Versfolge (s. oben S. 279) herzustellen, haben Hermann, Nauck u. a. folgende Versteilung vorgeschlagen und in allzu grossem Vertrauen auf die eigene Weisheit auch in den Text gesetzt:

οὐδενὶ μοιριδία τίσις ἔρχεται
ὧν προπάθῃ τὸ τίνειν. ἀπάτα δ' ἀπα-
ταῖς ἑτέραις ἑτέρα παραβαλλομέ-
να πόνον, οὐ χάριν ἀντιδίδωσιν ἔ-
χει. σὺ δὲ τῶνδ' ἑδράνων πάλιν ἔκτοπος
αὖθις ἄφορμος ἐμᾶς χθονὸς ἔκθορε,
μή τι πέρα χρέος
ἐμᾷ πόλει προσάψῃς.

Metrisch empfiehlt sich diese Anordnung insofern, als sie lauter dipodisch messbare Kola bringt und den Tetrapodien und Dipodien keine ungleichartige Tripodie beimischt. Auch entspricht es ganz der von den scenischen Dichtern befolgten Regel, dass auf ein mit einem vollen akatalektischen Kolon abschliessendes daktylisches System ein iambischer Epodus folgt. Aber abgesehen von der jedes Ruhepunktes entbehrenden, zwar nicht unmöglichen, aber doch die Stimme überstark beengenden (πνιγώδης) Länge der Periode, verstösst diese Anordnung Hermanns gegen den Sinn, indem die Punkte nach τίνειν und ἔχει mitten in den Vers zu stehen kommen, und mehr noch gegen die Regel des Versschlusses, da dann in unerhörter Weise drei Verse hinter einander mitten im Wort schliessen würden. Es kann daher nicht zweifelhaft sein, dass die überlieferte, von uns oben befolgte Kolometrie, in der ähnlich wie Phoen. 1546. 1552. 1556 von Daktylen zu Anapästen übergegangen wird, die einzig richtige ist. Aber dann gilt es auch den Anstoss zu entfernen oder zu entschuldigen, den im vorletzten Vers der katalektische Schluss eines anapästischen Dimeter auf zwei Kürzen erregen muss. Für Gleditsch, Cantica S. 194, war er so gross, dass er zur Konjektur griff und das Wörtchen ἄλλ' zwischen χρέος und ἐμᾷ einschob. Aber das wäre ein bedeutungsloses, geradezu hinkendes Einschiebsel. Wenn man zur Korrektur greifen muss, dann ist es viel leichter ἁμᾷ für ἐμᾷ zu schreiben und so einen vollen Dimeter herzustellen:

χθονὸς ἔκθορε μή τι πέρα χρέος ἀ-
μᾷ πόλει προσάψῃς.

⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ ⊔ –́ ⏑ — ⏑ –́ —

Doch hat auch dieses *ἀμᾷ πόλει* nach vorausgehendem *ἐμᾶς χθονός* sein Bedenken, und es fragt sich daher, ob man nicht auf andere Weise helfen kann. Diese muss von der Thatsache ausgehen, dass unser Canticum des Chors mit daktylischen Versen anhebt, und dass auch die folgende Monodie der Antigone (236—253) einen wesentlich daktylischen Charakter hat. Demnach werden auch die Anapäste unseres Stückes keine echten Anapäste, sondern Daktylen mit zweisilbigem Auftakt sein, wozu stimmt, dass nirgends eine Länge in zwei Kürzen aufgelöst ist, wie doch so häufig in anapästischen Versen geschieht, und dass auch nirgends zwei Kürzen in eine Länge zusammengezogen sind. Man wird daher auch das vorletzte Kolon unseres Stücks definieren dürfen als akatalektische daktylische Tripodie mit zweisilbiger Anakrusis:

⏑ ⏑ ⋮ –́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑

Gibt es nun solche akatalektische daktylische Tripodien? Ein Beispiel weiss ich, aber das muss selbst erst gesichert werden. Aber von derartigen Pentapodien gibt es drei ganz gesicherte Fälle: Med. 136, Hec. 167 und 209. Müssen aber Pentapodien geduldet werden, so können auch Tripodien nicht mehr vor die Türe gewiesen werden. Aber ich gehe weiter und behaupte, dass unser Kolon auch keine akatalektische daktylische Tripodie ist, sondern eine logaödische katalektische Tetrapodie mit schliessender syll. anc.:

⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏓

Diese Messung hat nämlich den grossen Vorteil, dass damit rhythmische Kontinuität in allen Teilen der Periode und auch zwischen dem letzten daktylischen Kolon und der iambischen Epode hergestellt wird:

⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏓ | ⏑ –́ ⏑ — ⏑ –́ —

Aber warum hat dann der Dichter die Länge am Schluss vermieden und so den metrischen Charakter des Kolon verdunkelt? Das that er, um äusserlich wenigstens den Regeln der Schule zu genügen, die befahl in daktylischen Systemen die Kola auf reine Daktylen ausgehen zu lassen. Aber wie? Sophokles, der geniale Dichter, soll sich so engherzig einer Schulregel gefügt und darüber die rhythmische Fügung verdunkelt haben? Das darf nicht mit Voreingenommenheit nach vorgefassten Vorstellungen von der selbständigen Kunst des Dichters beurteilt werden. Darüber entscheiden die analogen Belege. Und nun habe ich ein Beispiel zur Hand, in dem ganz ebenso der Dichter sich dem Schulzwang gefügt hat. Das ist das daktylische System in der Parodos des Oed. R. 155—8 = 164—6:

στρ. *ἀμφὶ σοὶ ἁζόμενος, τί μοι ἢ νέον*
ἢ περιτελλομέναις ὥραις πάλιν ἐξανύσεις χρέος.
εἰπέ μοι, ὦ χρυσέας τέκνον Ἐλπίδος, ἄμβροτε Φάμα.

ἀντιστρ. *τρισσοὶ ἀλεξίμοροι προφάνητέ μοι,*
εἴ ποτε καὶ προτέρας ἄτας ὕπερ ὀρνυμένας πόλει
ἠνύσατ' ἐκτοπίαν φλόγα πήματος, ἔλθετε καὶ νῦν.

Hier muss unbedingt der Spondeus in der Mitte des zweiten Verses, der sich in gleicher Weise in Strophe und Antistrophe mitten unter lauter reinen Daktylen befindet, zur Geltung kommen und zwar dadurch, dass die beiden Längen vierzeitig gemessen werden, ähnlich wie in der nachher zu behandelnden Stelle der Phönissen. Daraus ergibt sich von selbst folgendes Schema:

–́ ⏖ – ⏖ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
–́ ⏑ ⏑ – ⏖ ⊔́ ⊔ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏓ Λ
–́ ⏑ ⏑ – ⏖ –́ ⏖ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ – –

Aber gleichwohl hat der Dichter an dem Ende des 2. Verses in der Strophe eine Kürze gesetzt, in der Antistrophe zwar einen langen Vokal, aber vor einem anderen Vokal, alles dieses, damit die Schulregel nicht verletzt werde und der Dichter nicht von den Schulmeistern gescholten werde ein *ποιητὴς δεξιὸς μὲν ἄπειρος δὲ τῆς τέχνης*, rudis artis.

15. Eur. Phoen. 784—800 = 801—817.

ὦ πολύμοχθος Ἄρης,
τί ποτ' αἵματι καὶ θανάτῳ κατέχει Βρομίου παράμουσος ἑορταῖς;
οὐκ ἐπὶ καλλιχόροις στεφάνοισι, νεάνιδος ὥρας
βόστρυχον ἀμπετάσας, λώ- του κατὰ πνεύματα μέλπει
5 *μοῦσαν, ἐν ᾇ χάριτες χοροποιοί,*
ἀλλὰ σὺν ὁπλοφόρῳ στρατὸν Ἀργείων ἐπιπνεύσας
ᾄσματι Θήβαις
κῶμον ἀναυλότατον προχορεύεις.
οὐδ' ὑπὸ θυρσομανεῖ νεβρίδων μέτα δινεύεις
10 *ἅρμασι καὶ ψαλίοις τετραβάμοσι μώνυχα πῶλον,*
Ἰσμηνοῦ τ' ἐπὶ χεύμασι βαίνων
ἱππείαισι θοάζεις, Ἀργείοις ἐπιπνεύσας
σπαρτῶν γένναν,
ἀσπιδοφέρμονα θίασον ἔνοπλον
ἀντίπαλον κατὰ λάινα τείχεα.
[χαλκῷ κοσμήσας.]
ἦ δεινά τις Ἔρις θεός, ἃ τάδε
μήσατο πήματα γᾶς βασιλεῦσιν,
Λαβδακίδαις πολυμόχθοις.

–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
⏑ ⏑ –́ ⏖ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ – Λ
–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ – –
–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⊔́ ⊔ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⊔́ ⊔
5 –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ – –
–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ – – –́ ⏖ – –
–́ ⏑ ⏑ – –
–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ – –
–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⊔́ – –
10 –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ – –
–́ – – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ – –
–́ – – ⏑ ⏑ ⊔́ ⊔ –́ – – ⏑ ⏑ ⊔́ ⊔

⏗́ ⏗ ⏗́ ⏗
–́ ⏑⏑ – ⏑⏑ –́ ⏑⏑ – ⏑ ⏑
–́ ⏑⏑ – ⏑⏑ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
[– – – ⏔ –]
–́ – – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ – –
–́ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⏗́ ⏗

Die Kolometrie der Hss. stimmt wesentlich mit der vorbezeichneten überein, nur dass 1 *ὦ* bis *Ἄρης* — 4 *βόστρυχον* bis *λωτοῦ* — 10 *ἅρμασι* bis *τετραβάμοσι*. — Im Text weichen die vier letzten Verse der Antistrophe stark von der Strophe ab, scheinen aber verderbt zu sein; hingegen ist in der Strophe *χαλκῷ κοσμήσας* ein offenbares Glossem.

Die Strophe, der eine von dem anderen Halbchor gesungene Antistrophe entspricht, besteht aus lauter Daktylen, so dass der gleiche Rhythmus von Anfang bis zu Ende durchgeht. Es sind nicht die alten aus Tripodien aufgebauten Daktylen des heroischen Epos und der daktylo-epitritischen Lyrik, sondern die neuen dipodisch gebauten Daktylen der Nomenpoesie (*εἶδος κατὰ δάκτυλον*). Der dipodische Bau ist offenkundig; das zeigen die Tetrapodien, die in dem Gesang entschieden vorherrschen. Es sind daher auch die eingestreuten Hexapodien nicht in zwei tripodische Kola zu zerlegen, sondern in drei Doppelfüsse. Das ist auch durch die Gestalt des Verses 6 ausgedrückt, da hier der vierte Fuss ein Spondeus ist, wodurch von selbst der Hexameter in 4 + 2 zerfällt wie die zusammenhängenden Verse 7 u. 8 in 2 + 4. Ausserdem enthält das Gedicht zwei Hexameter V. 4 u. 12 von der Form

— ⏔ — ⏑ ⏑ — — — ⏔ — ⏑ ⏑ — —

die selbstverständlich durch Dehnung des mittleren und schliessenden Spondeus zur Bedeutung von zwei Tetrapodien zu erheben sind. Diesen schliesst sich die vereinzelte Tripodie mit spondeischem Ausgang am Schlusse an, über deren rhythmischen Wert von zwei Doppelfüssen ohnehin kein Zweifel bestehen kann. Eine katalektische Tripodie ist man versucht im Anfang nach Analogie der Wolken des Aristophanes V. 275

Ἀέναοι Νεφέλαι,
ἀρθῶμεν φανεραὶ δροσερὰν φύσιν εὐάγητον

anzunehmen, um die Wortbrechung in der Antistrophe 801

ὦ ζαθέων πετάλων πολυθηρότα-
τον νάπος Ἀρτέμιδος χιονοτρόφον ὄμμα Κιθαιρών

zu vermeiden. Auch hat diese H. Schmidt in seinen Monodien p. DXVI unbedenklich angenommen; aber da sie die Ueberlieferung nicht kennt, so werden Zaghaftere Bedenken tragen, sie durch Konjektur in den Text zu bringen. Emmetrische Pausen hat unsere Strophe nicht, ebensowenig wie das noch schöner gebaute daktylische Chorlied Heracl. 608—18. Der Schluss der einzelnen Verse und Gruppen und die damit verbundenen Ruhepunkte sind nur durch Rhythmusschlüsse (— ⏑ ⏑ — —, vgl. S. 267), nicht auch durch Zeitschlüsse angedeutet. Zeitschlüsse mit emmetrischen Pausen sind allerdings notwendig in Marschgesängen und fehlen so nie in anapästischen Systemen; aber unser Strophenpaar wurde vom Chor oder vielmehr vom Koryphaios beim Stehen gesungen, bildete ein eigentliches Stasimon oder Stehlied, und bei diesem genügte es dem griechischen Dichter durch den Rhythmus oder die Form des Versausgangs dem Sänger die

Stelle zu bezeichnen, wo er im Vortrag ausruhen könne, ohne ihm ein bestimmtes Zeitmass für die Pause vorzuschreiben. Ueberhaupt aber wäre es eine sehr lohnende, von mir oben aus Vorbedacht nicht behandelte Aufgabe zu untersuchen, wieweit sich Stelle und Grösse der Pausen aus unseren Texten bestimmen lasse. Grössere Abschnitte in unserer Strophe möchte man durch die stärkere Retardierung des Rhythmus in V. 4 und 12 angezeigt glauben, doch finden sich an diesen Stellen nicht auch einschneidendere Sinnabschnitte, weshalb ich auf die Zerlegung der Strophe in grössere Perikopen, wie sie H. Schmidt aufgestellt hat, verzichte. Als bindende Regel oder Gesetz darf überhaupt die Zerlegung der Strophe in Absätze oder grössere Gruppen von Versen nicht aufgestellt werden.

16. Soph. Ai. 1211—1222 = 1199—1210.

πρὶν μὲν ἐννυχίων
δείματος ἦν μοι προβολὰ
καὶ βελέων θούριος Αἴας·
νῦν δ' οὗτος ἀνεῖται στυγερῷ
5 *δαίμονι. τίς μοι, τίς ἔτ' οὖν τέρψις ἐπέσται;*
γενοίμαν ἵν' ὑλᾶεν ἔπεστι πόντου
πρόβλημ' ἁλίκλυστον ἄκραν
ὑπὸ πλάκα Σουνίου,
τὰς ἱερὰς ὅπως
10 *προσείποιμεν 'Αθάνας.*

1—3 –́ ⏑ –⏑ ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́, – ⏑ ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́ –
4–5 –́ – ⏑ ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́, – ⏑ ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́ –
6–8 ⏑ –́ – ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⊔ –́, ⏒ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⊔ –́, ⏒ –⏑ ⏑ –́ ⏑ ⊔
9 –́⏑ ⏑ – ⏑ –́ ∧
10 ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́ –

Versteilung des Laur. wie oben, nur 5 in zwei Zeilen: *δαίμονι* bis *οὖν* und *τέρψις ἐπέσται* — 6 in zwei Zeilen: *γενοίμαν* und *ἵν'* bis *πόντου* — 9 *τὰς* bis *προς* — 10 *είποιμεν 'Αθάνας*. — Textesabweichungen: 1 *καὶ πρὶν μὲν* Laur., em. Triklinios nach der Strophe; umgekehrt korrigiert Hartung in der Strophe das überlieferte *κεῖνος* in *ἐκεῖνος* — 6 *ὑλᾶεν* tilgt hier und *ἐρώτων* in Str. Nauck mit grosser Willkür.

Die Strophe zerfällt, wie allseits anerkannt und mit metrischen Mitteln klar von dem Dichter angedeutet ist, in drei oder vier Teile (1—3; 4—5; 6—10 oder 6—8 und 9—10), welche Teilung auch durch die Interpunktion, der beim Gesang eine leere Zeit wird entsprochen haben, begünstigt wird. Streiten kann man bei dem ersten und zweiten Teil, ob man sie choriambisch oder ionisch messen soll:

– ⏒ –́ ⏑ ⏑ – –́ ⏑ ⏑ – . . . oder –́ ⏑ –⏑ ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́ – . . .
– –́ ⏑ ⏑ – –́ ⏑ ⏑ – –́ . . . oder –́ – ⏑ ⏑ –́ – ⏑ ⏑ –́ – . . .

Für die Athener wird die Melodie eine sichere und ohrenfällige Entscheidung geboten haben; wir können nach dem Verlust der alten Melodien nur raten, und da war für mich, indem ich mich schliesslich für die ionische Messung entschied, der Anfang und Schluss bestimmend. Bei ionischer Messung nämlich erhalten wir in beiden Perioden einen katalektischen Schluss, der natürlich besser als ein akatalektischer zum Abschluss und zur Ein-

legung von Pausen passt. Ausserdem werden wir bei ionischer Messung die Annahme einer einleitenden Hermannischen Basis los, der man mit Recht in unserer Zeit ein fast allgemeines Misstrauen entgegenbringt. Aber ich würde doch gegenüber dem, der sich lieber für Choriamben entscheiden würde, nicht hartnäckig auf meiner Meinung bestehen. Denn auch die Ionici a maiore begegnen einem weitverbreiteten Misstrauen, und für Choriamben sprechen teilweise die Cäsuren, namentlich der choriambische Ausgang des ersten Kolon. Ich liebe in Wissenschaft wie im Leben Halbheit und Schwanken nicht; aber es gibt Fälle, wo nach Lage der Sache eine feste Entscheidung nicht möglich ist, und da verlangt die wahre Wissenschaftlichkeit, dass man die Frage offen lässt und eine zweifache Möglichkeit zugibt, bis einer auf Grund neuen Materials oder vertiefter Untersuchung eine bestimmte Entscheidung bringt. Vorläufig begnüge ich mich auch hier damit, die eine Möglichkeit, die ionische Messung, für wahrscheinlicher zu erklären. — Der dritte Teil hebt mit Bacchien, die wir auch hier für gleichwertig mit Ionikern halten, an und geht dann zu Glykoneen über, von denen aber die ersten noch ionischen Ausgang haben und sich so leicht den vorausgehenden Bacchien anschliessen. Gleditsch und die meisten Herausgeber nehmen zwar durchweg Glykoneen an:

ἵν' ὑλᾶεν ἔπεστι πόν-
του πρόβλημ' ἁλίκλυστον, ἄ-
κραν ὑπὸ πλάκα Σουνίου

Damit wird allerdings der metrischen Schablone genügt, aber dagegen spricht entschieden, ähnlich wie in dem oben unter No. 5 zergliederten Stasimon der Elektra, die gleichmässig in Strophe und Antistrophe nach der ersten Silbe des Glykoneus wiederkehrende Cäsur. Wir sind daher auch hier den Anzeichen des Dichters gefolgt und haben zwar rhythmisch die schliessende Länge von Vers 6 und 7, ähnlich wie in No. 1 und 5, zum folgenden Doppelfuss gezogen, aber im Text die Verse auf Spondeen ausgehen lassen, zumal da dieselben sowohl zu den vorausgehenden Ionikern und Bacchien als auch zur weinerlichen Stimmung des Chors sehr gut stimmen. Endlich sei zu dem vorletzten Vers noch bemerkt, dass der Anstoss einer katalektischen Tripodie in einem aus dipodischen Versen bestehenden Lied dadurch gemindert wird, dass rhythmisch zu ihr noch die beginnende Silbe des folgenden Verses gehört.

Verzeichnis.

Die Genealogie

der Bilderhandschriften des Sachsenspiegels.

Von

Karl von Amira.



Vorbemerkungen.

Unter den Handschriften des ältesten und berühmtesten Rechtsbuches in deutscher Sprache, des Sachsenspiegels, zeichnet sich bekanntlich eine kleine Gruppe durch die reiche bildliche Illustration des Textes aus. Nicht etwa sind, wie diess ja auch in andern Handschriften desselben und ähnlicher Werke in und ausserhalb Deutschlands vorkommt, einzelne Bilder an die Spitze der Hauptabschnitte gestellt oder gelegentlich dem Texte beigegeben, sondern die Illustration begleitet diesen fast ununterbrochen vom Anfang bis zu Ende in der Art, dass neben den Textcolumnen Bildercolumnen herlaufen, worin die Darstellungen streifenweise über einander angeordnet sind. Ergab sich von hier aus ein massenhafter Bedarf an Bildern, so erklärt sich, dass die Illustrationstechnik nicht wie dort, wo sie vorzugsweise dem Schmuck dienen sollte, sich der Deckmalerei, sondern der illuminirten Federzeichnung bediente. Indem sie die hervorgehobenen Eigenheiten vereinigen, bilden diese Handschriften, soweit sich bis jetzt sehen lässt, eine einzigartige Erscheinung in der Geschichte des Bücherwesens.

Vier solche ‚codices picturati' sind auf die Gegenwart gekommen, der in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg (687 oder Cod. Pal. germ. 164) aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts, der in der Grossh. Privatbibliothek zu Oldenburg (A 1, 1) von 1336, der in der k. öffentlichen Bibliothek zu Dresden (M 32) aus der Zeit um 1350 und der in der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel (1642 oder Ms. Aug. 3, 1) aus dem dritten Viertel des 14. Jahrhunderts,[1]) — sämmtlich in Folio von verschiedener Grösse. Die Hss. zu Heidelberg, Dresden und Wolfenbüttel haben obersächsischen, die zu Oldenburg hat niedersächsichen Text. Die letztere ist vollständig erhalten, die drei andern sind mehr oder weniger defekt. Aber die Illustration liegt am vollständigsten in der Dresdener Hs. vor, während die zu Oldenburg gegen das Ende des landrechtlichen und im ganzen lehenrechtlichen Theil des Buches nur leere Bildcolumnen zeigt und die zum Landrecht dort vorhandenen Bilder grösstentheils unvollendet sind. Die Zahl der Bildstreifen beträgt in der Heidelberger Hs. 310, in der Oldenburger Hs. 578, in der Dresdener Hs. 924, in der Wolfenbütteler Hs. 776.[2])

Zuerst, ungefähr seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, hat diesen Denkmälern die rechtsarchäologische Forschung ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Unter umfassenderen Gesichts-

---

[1]) Das Nähere über die Zeitbestimmungen s. in meiner Einleitung zur Ausgabe der Dresdener Bilderhandschrift. Dort auch die Beschreibung der Codices.

[2]) Darstellungen unter Textcolumnen sind als besondere Streifen gezählt.

punkten hat dann 1810—1818 eines von ihnen das Interesse Goethe's erregt. Seitdem ist auch die Kunst- und die allgemeine Kulturgeschichte nicht achtlos an ihnen vorübergegangen. Waren schon früher in Stichen und Steindrucken einzelne Proben von den Wolfenbütteler und Oldenburger Illustrationen bekannt geworden, so wurden 1820 die sämmtlichen Bilder des kurz zuvor aus Rom nach Heidelberg zurückgekehrten Palatinus nebst einigen aus der Dresdener Hs. in Steindruck veröffentlicht.[1]) Zu der 1861 von Homeyer empfohlenen ‚Zusammenstellung der Bilder aus den sämmtlichen codicibus picturatis mit den nöthigen Erläuterungen und in der Färbung der Originale' ist es zwar nicht gekommen und wird es in absehbarer Zeit auch schwerlich kommen. Aber eine Facsimileausgabe der ganzen Dresdener Hs. in Lichtdruck nebst farbigen Proben ist jetzt im Auftrag der k. sächsischen Kommission für Geschichte und mit Unterstützung durch die Savigny-Stiftung von mir unternommen[2]) und geht ihrer Vollendung entgegen.

Indess, so oft man sich auch mit den Bilderhss. des Sachsenspiegels beschäftigte und so wenig man auch die Verwandtschaft unter ihren illustrativen Theilen übersah, die Frage, von der das Urtheil nicht nur über ihren Werth als Quellen für die verschiedensten Zweige der Geschichte, sondern auch über ihre eigene geschichtliche Bedeutung abhängt, die Frage nach ihren Abstammungsverhältnissen ist bis jetzt niemals ernstlich in Angriff genommen worden. Sie lässt sich nicht etwa abschneiden durch die Annahme einer bloss durch die Textgleichheit veranlassten Familienähnlichkeit,[3]) ebensowenig aber auch durch die Annahme von Traditionen einer oder mehrerer Schulen oder durch die Unterstellung gemeinsamer Musterbilder, wie diess ja wol bei gewissen Gruppen illustrirter kirchlicher Texte angehen mag. Um die Gleichheit der auch in den Sachsenspiegelhss. vorkommenden Bilder des Sündenfalles, der Geburt Jesu, der Himmelfahrt, des Weltgerichts zu erklären, würde freilich der mittelalterliche Vorrat an typischen Ueberlieferungen genügen. Hier aber handelt es sich um Gleichheit unter vielen Hunderten von profanen Darstellungen. Schon Angesichts der gleichmässigen Wiederkehr der nämlichen Illustrationen in solchen Bilderkreisen wie in dem zum ‚Wälschen Gast'[4]) oder zu den Weltchroniken oder zum ‚Wilhelm von Oranse' oder zu den Minnesängern,[5]) später zum ‚Belial' kann man einen genealogischen Zusammenhang unter den verschiedenen Buchmalereien nicht abweisen. Um wie viel weniger erst bei den illustrativen Theilen unserer Sachsenspiegel! Diesem Zusammenhang sind die folgenden Untersuchungen gewidmet. Dabei bezeichnen wir die Hs. zu Heidelberg mit H, die zu Oldenburg mit O, die zu Dresden mit D, die zu Wolfenbüttel mit W.

---

[1]) *Teutsche Denkmäler* her. u. erklärt v. Batt, v. Babo, Eitenbenz, Mone u. Weber.

[2]) *Die Dresdener Bilderhandschrift des Sachsenspiegels* her. v. K. v. Amira I. Bd. 1902.

[3]) So F. v. Alten in Lübben's Ausgabe des Oldenburger Textes S. XI, gegen Frühere wie U. F. Kopp *Bilder u. Schriften* I (1819) S. 161 f., E. Spangenberg *Beytr. z. d. teut. Rechten des MA.* (1822) S. 163, C. G. Homeyer *Des Sachsensp. erster Theil* [3] (1861) S. 114, 115, denen der genealogische Zusammenhang wenigstens nicht entgangen war.

[4]) A. v. Oechelhäuser *Der Bilderkreis zum Wälschen Gaste* 1890.

[5]) A. v. Oechelhäuser *Die Miniaturen der Universitätsbibliothek zu Heidelberg* II 1895 S. 372—381, wo auch die frühere Literatur der Frage.

I.

Die Stellung der Handschrift zu Wolfenbüttel.

Von vornherein muss mit der Möglichkeit gerechnet werden, dass die eine oder andere unserer Hss. ihren Text aus einer andern Quelle bezogen habe als ihre Illustration, wofern diese nicht etwa gar als Original zu erachten sein sollte. Daher werden die Genealogie der Texte und die Genealogie der Bilder als Gegenstände verschiedener Fragen im Auge zu behalten sein, was jedoch nicht den Versuch ausschliesst, das Verhältniss einer Hs. zu einer anderen vorweg zu erledigen.

In der That erscheint ein solcher Versuch nicht aussichtslos. Schon Chr. U. Grupen hat in seinem ‚*Traktat von den sächsischen Rechtsbüchern*' (um 1747)[1]) eine besonders nahe Beziehung zwischen den Hss. von Dresden und Wolfenbüttel erkannt, so dass er beabsichtigen konnte, bei einer Ausgabe der Wolfenbütteler Bilder ihre Defekte aus D zu ergänzen. Grupen hat auch schon gewisse gemeinsame Unterschiede der Dresden-Wolfenbütteler Illustrationen von den Oldenburgischen hervorgehoben. Diese Sonderstellung der beiden Hss. wurde auch nicht erschüttert, als der ihnen nahe verwandte Palatinus bekannt wurde. Im Gegentheil, die enge Zusammengehörigkeit von D und W erfuhr nur eine Bestätigung durch die umfassenden textkritischen Arbeiten von Homeyer, der in seinen Ssp.-Ausgaben die Texte beider für einen und denselben nahm und darum beiden Hss. auch die nämliche Signatur (im Landrecht Ep, im Lehenrecht Oe) gab. Immerhin bedarf das Verhältniss einer genaueren Feststellung.

Die Bilder in D und W stimmen schon in ihrer räumlichen Anordnung genau mit einander überein. Jede recto-Columne hier hat in einer recto-Columne dort, jede verso-Columne hier in einer verso-Columne dort ihr Gegenbild. Greift hier die Illustration aus der Bildcolumne in die Textcolumne über, so auch auf der entsprechenden Seite dort. Auch sachlich und compositionell stimmen die Zeichnungen genau überein. Zahl und Bewegung der Figuren, die Architekturen, die Geräte wiederholen sich in beiden Hss. von Bild zu Bild. Selbst bis in die Illumination hinein erstreckt sich die Gleichheit, und ebenso auf den Platz jener farbigen Buchstaben, die den Initialen der zugehörigen Textstellen entsprechen sollen. Diesen Uebereinstimmungen gegenüber fallen die Unterschiede nur in soweit in's Gewicht, als sie zeigen, dass die Illustrationen in den beiden Hss. nicht aus den nämlichen Händen hervorgegangen sind. In W sind Zeichnung und Illumination sorgfältiger, die letztere allerdings auch viel geschmackloser, die menschlichen Gestalten gedrungener, auch die Köpfe zuweilen grösser als in der Dresdener Hs., ferner das Kostüm insbesondere das ritterliche mitunter modernisirt, ja sogar wie bei der Tiara des Papstes berichtigt. Die Bilder von H stehen in sehr naher Beziehung zu denen von DW, namentlich was Raumvertheilung und Gesammtcomposition betrifft, so dass die drei genannten Hss. gegenüber der Oldenburger eine geschlossene Gruppe bilden. Aber innerhalb dieser stehen doch wieder als engste Gruppe D und W gegenüber von H. Nicht nur ist dort die Manier der Zeichnung und der Illumination eine völlig andere als hier, sondern es findet sich auch neben einer grossen

[1]) Herausg. v. E. Spangenberg in dessen *Beyträgen z. d. teut. Rechten des MA.* 1822 (S. 14, 102, 103).

Anzahl von Bildern, die in allen drei Hss. sachlich und compositionell übereinstimmen, eine nicht minder stattliche Menge anderer, die sich in beiden Beziehungen halbschichtig auf H einerseits und auf DW anderseits vertheilt.

So z. B. auf den Bildercolumnen zu II 54—58,[1]) also einerseits D fol. 32 b, 33 a und W fol. 38 b, 39 a, anderseits H fol. 8 b, 9 a (Taf. VIII 7—10, IX 1—4)[2]). Zu II 54 § 2 bilden sowohl DW als H den Mann ab, der sich einen eigenen Schafhirten halten darf. Aber in DW zeigt er mit der einen Hand auf die 3 Hufen, um deren willen er diess Recht hat, mit der andern macht er eine abwehrende Bewegung gegen die Dorfleute, hinter ihm steht sein Hirt mit den Schafen, auf sich selbst deutend. In H dagegen fehlt jede Andeutung der Hufen und der Schafe, zeigt der Hirt auf seinen Herrn und dieser mit der linken Hand auf die Dorfgenossen, während er den Zeigefinger der Rechten aufstreckt. Von den Dorfleuten zieht in H einer den gemeinen Hirten an der Hand herbei, während die entsprechende Person in DW die Arme kreuzt d. h. den Gestus des Verweigerns macht. Auf dem folgenden Streifen illustriren DW zunächst II 54 § 3: der Hirt empfängt seinen Lohn von einem Bauern, der auf die Hufe deutet, wovon der Lohn zu entrichten ist. Daneben steht das Bild zu II 54 § 4: der Hirt zeigt auf den Wolf, der ein Schaf im Rachen trägt; im Hintergrund vertreten die Umrisse eines Gebäudes das Dorf, wohin der Hirt das Schaf nicht zurückbringen kann. In H findet sich keine Illustration zu §§ 3, 4. Vielmehr bezieht sich der zweite Streifen nur auf § 5: der Hirt zeigt mit der rechten Hand auf einen Ochsen, der mit seinem Horn eine Ziege spiesst und beschwört diese Thatsache mit der linken Hand über einem Reliquienkasten, woran des Hirten Stock zu lehnen scheint. DW bringen das entsprechende Bild erst im dritten Streifen, wo aber der Ochs keine Ziege, sondern ein Schwein stösst und ein Schaf tritt, ferner der Wolf nach einem Schaf beisst, was alles den Text vollständiger veranschaulicht; auch deutet hier der Hirt nicht auf die Thiere, sondern er hält mit der linken Hand seinen Stab, während er mit der rechten schwört. In No. 3 derselben Columne folgt in H ein zweites Bild zu § 5: der Eigenthümer des stössigen Ochsen ersetzt die Ziege. In DW findet sich nichts, was Dem entspräche. Erst im untersten Streifen, bei II 54 § 6, treffen die drei Hss. wieder einigermassen zusammen. Aber der Stock, den der Hirt nicht tragen kann, weil seine beiden Hände anderweitig beschäftigt sind, schwebt in H hinter ihm in der Luft, während er ihn in DW wenigstens im Arm hat. In No. 1 der folgenden Columne sieht man in H, wie II 56 § 1 es verlangt, die Dorfleute ihren Damm gegen die Wasserflut aufschichten; in DW ist im entsprechenden Streifen der Platz für Damm und Wasser leer geblieben, dafür aber das Dorf nicht nur wie in H durch ein Haus, sondern auch durch den Flechtzaun vertreten. No. 2 zeigt in DW nicht nur wie in H den Werder im Flusse, sondern auch das Gestade, wovon II 56 § 3 spricht. In No. 3 (zu II 57) bemerkt man in allen drei Hss. den Herrn, dem der im Text erwähnte Frevel gebüsst wird. Aber nur in DW umfasst er ein Aehrenbüschel zum Zeichen, dass er das Gut in ledigliche Gewer hat; nur in H ist der Frevel am Gute (Kornschneiden) veranschaulicht. Die übrigen Streifen versinnlichen die Termine, an denen nach II 58 § 2 die Gutsabgaben und Erträgnisse verdient werden. Schon U. F. Kopp hat beobachtet, dass

[1]) Die Textcitate nach Homeyer's Ausgaben. Die römischen Zahlen bezeichnen das Buch des Landrechts; das Lehenrecht ist als solches benannt.

[2]) Die Tafeln der *Teut. Denkmäler* sind citirt.

H die hierauf bezüglichen Bilder chronologisch anordnet.[1]) DW bringen sie in der dem Text entsprechenden Reihenfolge. Aber auch in den Sinnbildern der einzelnen Termine und in der Darstellung der Abgaben weichen DW gemeinsam von H ab. Der Walburgtag ist in DW durch die Heilige selbst angezeigt, in H durch einen grünen Baum, die Würzweihe dort durch ein Marienbild, hier durch ein Kräuterbündel, der Tag Johannis des Täufers durch dessen Figur, hier durch seinen Reliquienschrein, St. Urbanstag dort durch eine Bischofsgestalt, in der wir natürlich den h. Urban von Langres erkennen sollen, hier durch ein blutiges Beil auf dem Block,[2]) das auf das Martyrium des mit jenem verwechselten Papstes Urban I. anspielt. Die Pfennige, womit der Fleischzehnt abgelöst werden kann, liegen in DW auf einem Zahlbrett, während in H Brett und Pfennige fortgeblieben sind. Dafür gibt H am Fusse des Textes noch eine Illustration in Gestalt eines Mannes, der einen Rechen trägt; in DW fehlt dieses Bild.

In gemeinschaftlichem Gegensatz zu der ganzen Bildercolumne von H fol. 22 b (Taf. XXIV 7—XXV 4) stehen die Bildercolumnen des gleichen Textes (III 63 § 2—64 § 5) in D fol. 48 b und W fol. 52 b. Gleich in der ersten Hälfte von No. 1 holt zum Beweis, dass der Bann der Seele schadet, der Teufel die Seele aus dem Munde eines am Boden Liegenden, und zwar in H, weil ein Geistlicher über diesen einen Stab zerbricht, in DW, weil der thronende König einen Finger ausstreckt, — was auf einem Missverständniss beruht. Daneben sind hier drei, dort vier Figuren aufgeboten, um zu zeigen, wie Verfestung das Leben nimmt. In No. 2 gebietet der König den Reichsdienst durch Brief und Siegel, die in H an vier Fürsten, in DW an zwei überbracht werden; ausserdem aber sitzt hier noch ein Graf, der wegen Ausbleibens ‚wettet', dort fehlt er, ebenso die Ziffer VI, die hier die Ladungsfrist bezeichnet. Im dritten Streifen werden die Leute, die 10 Pfund wetten, in DW durch drei Männer, in H durch einen repräsentirt, der einen Herrenkranz trägt, ist ferner in H, nicht aber auch in DW der Unterschied von 100 und 10 Pfund durch Verschiedenheit der Münzen hervorgehoben. In No. 4 rechts[3]) zeigt H nach III 64 § 3 das Wetten von 10 Pfund an den Herzog in zwei Figuren, von denen die eine, thronende, die gewöhnlichen Abzeichen des Fürsten trägt; statt dieser Szene erblickt man in DW eine durchaus uncharakteristische Gruppe von drei im Gespräch beisammen stehenden Männern. Links wettet sowol in H wie in DW ein Mann 60 Schillinge an den Grafen nach § 4. Aber nur in DW sitzt neben dem Grafen der vom Text ihm gleichgestellte Vogt, und in der Mitte zwischen beiden Szenen erscheinen in DW, nicht auch in H noch drei Männer, von denen die zwei vorderen den Zeigefinger der rechten Hand erheben zum Zeichen des ‚sonderlichen Rechts', das sie nach § 3 als Holsten, Stormarn und Hadeler haben. In No. 5 mit 6 sucht

---

[1]) *Bilder u. Schriften* I 61 f.

[2]) Weber *Teut. Denkm.* Sp. 18 erklärt den allerdings undeutlich gezeichneten Gegenstand für die Kapuze einer Mönchskutte. Aber was soll diese mit einem der beiden Urbane zu schaffen haben? Keine Ikonographie weiss davon. Beim Papst Urban, der enthauptet wurde, wird freilich als gewöhnliches Attribut das Schwert genannt. Der Erfinder der Darstellung in H scheint jedoch geglaubt zu haben, die Enthauptung sei mit dem Beile geschehen. Als Beil kann in H auch der Gegenstand gedeutet werden, der bei II 58 § 3 den Urbanstag symbolisirt (fol. 9 b No. 2 Taf. IX 7). Minder verständlich gibt ihn D fol. 33 b No. 2, W fol. 39 b No. 2, verständlicher O sowol bei II 58 § 2 fol. 58 b (bei Lübben S. 58/59 unten) als auch bei II 58 § 3 fol. 59 a No. 2.

[3]) ‚Rechts' und ‚links' sind in meinen Bildbeschreibungen stets heraldisch zu nehmen.

beim König Einer die Bannleihe, der vom Grafen mit einem Theil der Grafschaft belehnt wurde; vom Lehensvertrag ist in H die Investitur mit einem Zweig, den der Graf von einem Ast abbricht, in DW sehr viel weniger passend die Mannschaft veranschaulicht. Darum erscheint hier der Lehensempfänger zuerst knieend, dann stehend, während er in H nur einmal und zwar stehend vorkommt. Auch hat der verleihende Graf in H einen Schild mit Gehörne an der Seite. In DW fehlt dieser Schild. Weiterhin findet aber in der linken Ecke von DW auch noch das Weiterleihen eines Vogteitheiles durch den Vogt statt, wovon in H nichts zu erblicken ist.

Derselbe Gegensatz zieht sich durch die Bildercolumne zu III 69, 70 (einerseits D fol. 50 a und W fol. 54 a, anderseits H fol. 24 a, Taf. XXVI 5—9). Im ersten Streifen dingt der Richter bei Königsbann. Diess ist in DW dadurch symbolysirt, dass er auf eine Krone deutet, die vor ihm auf einem Tische liegt. In H[1]) fehlt jede derartige Andeutung. No. 2 zeigt die Leute, über die geurtheilt wird. Sie sind in H, nicht aber in den beiden andern Hss. als Angehörige verschiedener Stämme und Stände dargestellt. Mehr dem Text entspricht H. In DW erheben sie bittend die Hände, nicht so in H. In No. 3 wird ein Urtheil gescholten. In DW deuten der Finder und der Schelter jeder auf die das Urtheil symbolisirende Rose; in H fehlen die Rosen und deutet der Schelter auf den Richter. In No. 5 sind die Beklagten in H,[2]) nicht aber in DW textgemäss gebunden dargestellt. Der Richterstuhl in No. 3, 4, 5 dieser Columne ist in H grün, mit Rosetten verziert und mit Säulchen ausgestattet, die den Sitz tragen; in DW ist er bunt, mit Rahmen und Füllungen versehen. Auf der nächsten Columne (H 24 b, Taf. XXVI 10, XXVII 1—4, D fol. 50 b, W fol. 54 b) wiederholt sich der Gegensatz. Der erste Streifen soll schildern zu III 71 § 1, wie ein Wende einem Deutschen vor Gericht antworten muss; jede Partei bedient sich eines Vorsprechers. In DW nun stehen zwei Wenden zwei Deutschen gegenüber, was richtig; in H sind beide Parteien und beide Vorsprecher Wenden, was falsch ist. In No. 2 von DW stehen drei Kläger, die nicht dem Stamme nach unterschieden werden, vor dem König; in No. 2 von H sind der Kläger vier, zwei davon als Deutsche, zwei als Wenden durch Tracht oder Attribute unterschieden. Hier hat H das Richtige, wie der Text III 71 § 2 ergibt. Zu III 72 nimmt in No. 3 nach H das Kind des Vaters Schild und der Mutter Erbe (ein Grundstück), nach DW den Schild sowol des Vaters als der Mutter, d. h. je nach Ebenburt entweder des Vaters oder der Mutter. In No. 5 (zu III 73 § 2) zeichnet H den Vater grösser als das Kind; in Dw sind beide fast gleich gross, beträchtlich kleiner als die Mutter.

Die Bildercolumne zu III 89, 90[3]) beginnt DW mit einer viel lebendigeren Schilderung des Treibens in der Badestube: nicht nur drei Badende wie in H, sondern auch einer, der ihnen den Kopf abreibt, ist dargestellt. Die Sachen, die einer der Gäste irrthümlich mitnimmt, schweben nicht wie in H zum grösseren Theil in der Luft, sondern befinden sich in seinen Händen. In No. 2 sieht man in DW das Ross des Reiters, der die im Text genannten Gegenstände entführen soll, vollständig, in H nur theilweise; in DW hält er einen Radsporn in der Hand, was zum Text passt; in H streckt er einen Finger auf. Der im

[1]) Farbig bei Kopp a. a. O. I zu S. 122.

[2]) Farbig bei Kopp a. a. O. zu S. 123 (obere Hälfte).

[3]) D fol. 55 b, W fol. 57 b, H fol. 29 b (Taf. XXXII 3—9, der erste Streifen farbig bei Kopp a. a. O. I zu S. 129 untere Hälfte).

Text erwähnte Zaum hängt in H an einer Stange, in DW in der Luft; von den andern Sachen, die der Text nennt, liegt in H am Boden der Sattel, in DW das Bett und das Kissen. Bei III 90 § 1 ist das Feld, worauf der Mord geschieht, in H dargestellt, nicht auch in DW. In No. 5 (zu § 3 a. a. O.) sind die Schragen, worauf der Todte liegt, in DW nicht wie in H leiterartig. In No. 3—5 sind in DW nicht wie in H Wunden an dem Todten zu sehen.

Nicht minder auffällige Unterschiede zwischen den beiden Gruppen unserer obersächsischen Hss. walten auf der ersten Bildercolumne zum Lehenrecht ob: D fol. 57 a, W fol. 59 a einerseits, H fol. 1 a (Taf. 1—8)[1]) anderseits. Gleich beim Texteingang sitzt in H der Schüler, mit der linken Hand seine rechte am Gelenk fassend vor dem Lehrer, der mit der Linken auf den Text deutet und in der Rechten die Rute schwingt. In DW hingegen steht ein Mann mit übereinander gelegten Händen vor dem thronenden König, obgleich der hier gar nichts zu schaffen hat. Daneben hat die zweite Reihe der Heerschilde in DW sowol andere Figuren als andere Tinkturen wie in H. Im zweiten Streifen folgen zunächst die heerschildlosen Leute von Lehenr. 2 § 1; der vor ihnen steht und sich weigert, sie zu belehnen, ist in H ein Herr, in DW fälschlich ein Heerschildloser. Dass jene, wenn gleichwol belehnt, ihr Lehen nicht vererben (Lehenr. 2 § 2), soll die zweite Hälfte desselben Streifens veranschaulichen, wo hinter dem belehnten Bauern sein Sohn steht: in H legt er zum Zeichen der Trauer[2]) seine linke Hand an die Wange, indem er den Arm mit der rechten Hand unterstützt, — ein Gestus, der deutlicher besagt, um was es sich handelt, als die bittende Bewegung beider Hände in DW. Dass der Heerschildlose auch der Folge an den andern Herrn darbt, will die erste Szene auf dem dritten Streifen zeigen. Richtig bringt denn auch H hier die Figur des die Lehenserneuerung verweigernden Herrn, vor dem ein Bauer ‚der Lehnung sinnt‘, während in DW zwei Heerschildlose mit den Gesten der Weigerung neben einander stehen. Die zweite Szene stellt in H textgemäss zwei Heerschildlose dar, die schwören wollen und denen der lehensfähige Gegner die Hände vom Reliquienkasten wegzieht, indess der Herr auf sie deutet. In DW hingegen sieht man zwei paar schwörende Männer, auf der einen Seite heerschildlose, auf der andern lehensfähige, von denen keiner als der Herr gekennzeichnet ist. Zu Lehenr. 2 § 4 bilden DW die Processparteien ab, den Lehenfähigen und den Heerschildlosen, und zwischen ihnen das Grundstück, worauf sie beide Anspruch erheben und darum mit Fingern deuten, während sie die andere Hand empor heben. In H ist das Grundstück durch den Reliquienkasten ersetzt, worauf der Heerschildlose schwören will, während ihm der Gegner die Hand wegzieht. Der Schild des Lehenfähigen ist in H bemalt, in DW leer. Im untersten Streifen wird zunächst ein Lehenfähiger von einem Geistlichen und einer Frau belehnt; in H stehen alle Drei, während in DW die Lehengeber sitzen, der Empfänger kniet; sein Heerschild ist dort bemalt, hier leer. Sodann steht er, dort wieder mit bemaltem, hier mit leerem Schild, vergeblich des Lehens sinnend (2 § 6), vor dem neuen Herrn, der in H ebenfalls steht, in DW sitzt. Wiederum pflanzt sich der Gegensatz in die nächste Columne hinein fort

[1]) Theilweise in Farben bei Kopp a. a. O. I zu S. 62, 64, 66.

[2]) Es ist der bekannte Trauergestus, vgl. Vöge *Eine deut. Malerschule* etc. S. 293, Haseloff *Thür.-Sächs. Malerschule* S. 305. Er kommt auch in den Ssp.-Bildern oft vor. Irrig meint Homeyer *D. Ssp. zw. Theil* I S. 146, 157, die Linke fasse nach dem Haupthaar zum Zeichen des Erbanspruches!

(DW fol. 57 b bezw. 59 b, H fol. 1 b Taf. I 9—13). In No. 1 geben DW der Reichs-Aebtissin den Heerschild, der ihr nach Lehenr. 2 § 6 gebührt; in H fehlt er. Des Abtes Heerschild ist in H wenigstens gefärbt, in DW weiss gelassen. In No. 3, zu Lehenr. 3, setzt H dem Herrn, der die Hulde seines Mannes entgegen nimmt, fälschlich den Richterhut auf, während er in DW bloss den Herrenkranz trägt. Zu Lehenr. 4 § 1 erscheint in No. 4 der Reichsvassall sowol beim Empfang als beim Erlassen des Aufgebots in H gerüstet, in DW ungerüstet. Das Aufgebot an den Aftervassallen hören in DW, wie es der Text verlangt, noch zwei Mannen des Herrn, die in H fehlen. In No. 5 hält nur H den Wenden, den Polen und den Böhmen durch die Tracht auseinander; ebendort sind der Ritter, die sie bekämpfen, zwei, während sich DW mit einem begnügen. Der König, der den Vassallen aufbietet, trägt in H das Szepter, in DW ein zangenartiges Gerät.

Die Bildercolumne zu Lehenr. 7 § 9—9 § 2 beginnt in H fol. 2 b No. 1 (Taf. III 6) mit einer durchaus unzureichenden Darstellung. Es soll versinnlicht werden, dass zwei zu gesammter Hand Belehnte nicht in einer und der nämlichen Sache für einander Zeugniss geben können. H führt aber nur eine einzige Person vor. Ganz anders DW fol. 59 b und 61 b, wo drei Männer ihre Hände über das Reliquiar halten. In No. 2 ist H (Taf. III 7) vollständiger: der nach Lehenr. 8 § 1 von zwei Herrn mit gesammter Hand Belehnte hat hinter sich den bemalten Schild eines jeden von Beiden; DW geben ihm nur einen einzigen und obendrein leeren Schild. In Nr. 3 lässt H (Taf. III 8) den Mann, der nach § 2 für zwei Gesammtbelehnte den Dienst verrichten soll, auf sich, den Herrn auf ihn deuten; in DW zeigt der Lehenträger nicht auf sich, der Herr in die Luft. In No. 4 symbolisiren DW die drei gescholtenen Urtheile, wovon Lehenr. 9 § 2 spricht, durch ebensoviele Rosen über den Köpfen der Urtheilfinder; in H (Taf. III 9) fehlen die Rosen, so dass das Bild undeutlich wird.

Hatten wir es bisher mit geschlossenen Reihen von Gegensätzen zu thun, so wiederholt sich dieselbe Gegensätzlichkeit bei einer beträchtlichen Menge von Einzelnbildern. Bei II 49 § 1 sieht man die Dachtraufe, worauf die Bestimmung sich bezieht, zwar in H fol. 8 a No. 2 (Taf. VIII 2), nicht aber in D fol. 32 a No. 2, noch auch in W fol. 38 a No. 2. Unter der Textcolumne derselben Seite befindet sich, wie es II 54 § 1 fordert, das Mutterschwein in H in einem Koben mit Thürverschluss; in DW ist der Koben vergessen. Zu II 63 a. E. spricht die Excommunication in H fol. 11 b No. 4 (Taf. XI 4) ein Geistlicher in der Alba, in DW (fol. 34 b bezw. 40 b No. 4) ein Franciskaner im Ordensgewand aus. Darunter wird gemäss II 64 § 2 ein Dieb vor Gericht gebracht. In H[1]) ist er gebunden und trägt das gestohlene Gut auf dem Rücken; in DW sieht man weder Strick noch Gut. An dem Leichnam, der ebendort mit Gerüft vor Gericht gebracht wird, nimmt man in H viele Wunden wahr, in DW keine einzige. Der Richter hat in H, nicht aber in DW ein Schwert quer über seinen Knien. Endlich sind auch die Handbewegungen der klagenden Weiber in DW ganz andere als in H. Auf dem Himmelfahrtsbilde zu II 66 § 2 sind die Apostel in H fol. 11 a No. 5 (Taf. XII 1) stehend, in DW fol. 35 a bezw. 41 a No. 5 sitzend oder liegend oder knieend dargestellt. Die traditionellen Fusstapfen des Herrn sieht man H, nicht aber in DW. Daneben am Ende des letzten Streifens bringt H die vom Text ver-

[1]) Das Heidelberger Bild in Farben bei Kopp a. a. O. I zu S. 87.

langte Pfaffenweihe, während in DW die Stelle des Pfaffen ein Jude einnimmt, der auf einen Crucifixus deutet. Auf dem Weltgericht zum selben Kapitel sind die Auferstandenen in H fol. 11 b No. 1 (Taf. XII 4) nackt, in DW fol. 35 b bezw. 41 b No. 1 bekleidet. Der in II 71 § 3 erwähnte Küster ist in D fol. 35 b No. 7 und W fol. 41 b No. 7 durch den Kirchenschlüssel, in H fol. 11 b No. 7 (Taf. XII 9) durch ein Chorhemd gekennzeichnet. Die dem Gerüft Folgenden haben in H fol. 11 b No. 6, 12 a No. 1, 2 (Taf. XII 9, XIII 1, 2), nicht aber in DW fol. 35 b No. 6, 36 a No. 1, 2 bezw. fol. 41 b No. 6, 42 a No. 1, 2 bäuerische Gesichter. Dem Text in II 71 § 5 entpsricht hier H. Auf dem zuletzt angeführten Bild sollen textgemäss sieben Männer vor dem Richter schwören. In DW thun sie es, wobei einer der vordersten eine Stange mit einer Krone hält; statt dieser zeigt H nur eine Pike, statt der sieben Schwörenden sechs Männer, die einen Gefangenen vor Gericht bringen. Der Burgherr, der nach II 72 § 2 seine Burg entschuldigt, stützt in H fol. 12 a No. 4 die Linke auf ein Schwert; in DW fol. 36 a bezw. 42 a No. 4 lässt er die linke Hand herabhängen. Zu II 72 § 3 geben die Illustratoren dieser Hss. (fol. 36 b bezw. 42 b No. 1) dem Burgherrn das Reliquiar in die Hand, worauf der Beklagte ‚das Haus entreden‘ soll, während ihn der Heidelberger Zeichner (fol. 12 b No. 2, Taf. XIII 7) den Angeschuldigten aus der Burg führen lässt. Nach II 72 § 4 zahlt der Burgherr das Schadengeld hier (fol. 12 b No. 1, Taf. XIII 6) in den Rockschoss, dort (fol. 36 b bezw. 42 b No. 2) in die Hände des Empfängers. Das Weib an der Staupsäule bei III 3 ist in H fol. 12 b No. 6 (Taf. XIV 5) am Oberkörper entblösst, in D fol. 36 b No. 6 und W fol. 42 b No. 6 ganz bekleidet. Zu III 3 ist auch der Vormund des Thoren abgebildet, der den von diesem gestifteten Schaden büsst; aber während man in H fol. 13 a No. 1 (Taf. XIV 6) das Geld sieht, das er zahlt, bemerkt man in D fol. 37 a No. 1 und W fol. 43 a No. 1 nur die Handbewegung des Zahlens. Bei III 7 § 4 wird der Jude in H fol. 13 b No. 4 (Taf. XV 5) gebunden vorgeführt; in DW fol. 37 b bezw. 43 b No. 4 steht er ungebunden vor Gericht. Im selben Streifen trägt der gehenkte Jude dort eine Binde über den Augen; hier hat er die Augen frei. In dem Auszug des Fürsten zu III 8 sieht man diesen in H fol. 13 b No. 6 (Taf. XV 6) mit an der Spitze reiten, während ihn die Illustratoren von DW (fol. 37 b bezw. 43 b No. 6) nicht kenntlich machen. Bei III 13 ‚bestätigt‘ der Kläger den Beklagten im Heidelberger Bilde fol. 14 b No. 2 (Taf. XVI 5), indem er ihn am Arme packt; in den beiden andern Bildern (fol. 38 b bezw. 44 b No. 2) ist dieser Gestus durch eine mehrdeutige Handbewegung ersetzt. Zu III 15 § 2 symbolisirt H fol. 14 b No. 4 (Taf. XVI 7) Heergeräte und Gerade durch Schwert und Scheere, während in DW fol. 38 b bezw. 44 b No. 4 diese Symbole fehlen, dagegen die Gerade durch eine Bürste vertreten wird; die Busse wird dort in den Rockschoss, hier in die Hand gezahlt. Beim Wasserurtheil kommt in H fol. 15 b No. 1 (Taf. XVII 4) u. A. hinter der Piscina ein Priester zum Vorschein, was in aller Ordnung; DW fol. 39 b und 45 b No. 1 ersetzen ihn fälschlich durch einen Laien. Zu III 40 § 2 bietet der Geldschuldner dem Boten des Gläubigers als Pfand ausser einem Pferd und einem Kleid auch einen Gegenstand, der in H fol. 18 b 2 (Taf. XX 3) deutlich als Becher zu erkennen ist, in DW fol. 42 a und 46 a No. 2 wie ein Stein aussieht. Der Gläubiger ist in H ein Geistlicher, in DW ein Laie. Darunter hält der Zahler in H einen Schild mit rothem Gehörn in gelbem Feld, während in DW der Schild weiss ist und eine andere Figur hat. Gezahlt wird hier in H vor einem sitzenden, in DW vor einem stehenden Bischof. Die Hölle auf dem Erlösungsbilde zu III 42 § 1 ist in DW fol. 42 b und 46 b No. 2 als Rachen,

in H fol. 18 b No. 2 (Taf. XX 7) wol minder richtig[1]) als Gebäude dargestellt. Das ‚Jahr der Freude' a. a. O. § 4 kennzeichnet in H fol. 19 a No. 2 (Taf. XXI 2) die Ziffer L in einem Kreis, während DW fol. 43 a bezw. 47 a No. 2 nur den Kreis, nicht auch die Ziffer haben. Bei § 6 a. a. O. steht vor dem gefangenen Eigenmann in H a. a. O. No. 4 sein ‚Herr' in grünem Rock und Schapel d. h. in Herrentracht, im entsprechenden Bilde von DW dagegen in gewöhnlichem Rock mit Kragengugel. Bei III 44 § 1 wird in H a. a. O. No. 5 bloss Darius, in DW a. a. O. No. 5 auch noch Cyrus durch Darius und der Herrscher von Babylon durch Cyrus erstochen. Zu III 44 § 2 zeigt H fol. 19 b No. 2 (Taf. XXI 7) den todten Alexander mit seiner Krone, von dem die Sachsen aus Asien wegsegeln; in DW fol. 43 b bezw. 47 b No. 2 nehmen Alexanders Stelle drei im Meere ertrinkende Sachsen ein. Auf dem folgenden Streifen (zu III 44 § 3) leihen die siegreichen Sachsen den thüringischen Bauern ihre Aecker, was in H durch Uebergabe von Zweigen, in DW bloss durch Handerheben geschieht. Auf der selben Seite bringen unter der Textcolumne DW noch ein Bildchen zu III 45 § 2, während H diese Sätze unillustrirt lässt. Auf fol. 20 a No. 1 (Taf. XXII 2) gibt H Illustrationen sowol zu § 4 als auch zu § 5 von III 45; in DW fol. 44 a bezw. 48 a No. 1 fehlt die letztere. Auf dem nächsten Streifen ist der Landsasse, der ‚kommt und fährt gastesweise', in H auf einem Wagen sitzend dargestellt; in DW steht er dahinter. Das eine der beiden Weiber von III 46 § 1 trägt in H fol. 20 a No. 5 (Taf. XXII 9) einen rothen Vierpass in schwarzer Scheibe auf der Brust, in DW fol. 44 a und 48 a No. 5[2]) einen goldenen Reif (das Symbol der Morgengabe (?)[3]) in der linken Hand. Es folgt auf der Kehrseite ein Bild zu § 2: in H deutet der Kläger mit der rechten Hand auf den Beklagten, mit der linken auf eine klaffende Wunde, die ihm dieser an der linken Achsel zugefügt hat; DW lassen nichts von der Wunde sehen und den Kläger mit der Linken in die Luft deuten. Auf No. 3 der selben Columne führen DW zwei Stück Vieh vor, eines das an einem Vorderfuss von einem Mann mit einem Schwert verletzt wird, ein zweites, das er tödten kann, weil der Text III 48 § 1 von beiden Fällen handelt; H dagegen zeigt nur ein Stück Vieh, dem ein Mann einen Axthieb am einen Vorderfuss versetzt. Zu III 49 bilden DW in No. 5 nicht nur wie H (Taf. XXIII 2) Den ab, der den Hund führt, sondern auch des Hundes Eigenthümer, weil dieser subsidiär verantwortlich ist. Daneben in einem Streifen am Fuss der Textcolumne erkennt man in dem Mann, der nach III 50 seine Hand lassen muss, in H (Taf. XXIII 3) einen Deutschen (Sachsen) an dem Sachs, den er in der anderen Hand hält; DW haben aus dem Messer ein Stäbchen gemacht. Die Pfaffenfürsten, die den König kiesen (III 57 § 2), zeigen in H fol. 21 a No. 1, 3 (Taf. XXIII 4, 6) auf ihren Candidaten, während sie ihm in DW fol. 47 a bezw. 51 a No. 1, 3 den Segen ertheilen. Auf dem letzten Streifen derselben Columne erscheinen (zu III 60 § 1) als Empfänger von Szepterlehen in H (Taf. XXIII 8) ein Bischof und eine Aebtissin, in DW ein Infulträger und ein nichtinfulirter Saecularkleriker, was falsch ist. Gemäss III 60 § 3 wird dem König ein Gefangener vorgeführt. In H fol. 21 b No. 3 (Taf. XXIII 11)

[1]) Ueber den Höllenrachen in der thüring.-sächs. Kunst s. Haseloff *Thür.-Sächs. Malerschule* S. 156 f., 159—162, 219.

[2]) Das Bild aus W bei Grupen *Teut. Alterthümer* S. 111.

[3]) Vgl. den Goldreif in der Hand des Käufers D fol. 6 b No. 4 (bei I 9 § 1) und den grünen in den Händen von Mann und Frau fol. 9 b No. 5 (bei I 20 § 9).

ist dieses ohneweiters an der Art ersichtlich, wie der zunächst vor dem König stehende Mann von seinem Hintermann am Arm gehalten wird; DW fol. 47 b bezw. 51 b No. 3 machen keine der dargestellten Personen als Gefangene kenntlich. Im nächsten Streifen hat zwar nicht der Zeichner, wol aber der Illuminator von H die halbe Hufe angedeutet, die der Fronbote nach III 61 haben muss; in DW fehlt jede derartige Andeutung. Zu III 63 § 1 erscheint ‚König Constantin' in H fol. 22 a No. 4 (Taf. XXIV 5) stehend, in DW fol. 48 a und 52 a No. 4 thronend. Im nächsten Bilde hält der Kaiser in H ein Schwert, in DW ein Szepter in der linken Hand. Bei III 73 § 3 erhält in DW fol. 51 a und 55 a No. 2 die sich verheiratende Wendin keinen Ring von ihrem Manne, wie in H fol. 25 a No. 2 (Taf. XXVII 6). Nur die Handbewegungen des Gebens und Nehmens sind dort übrig geblieben. Bei III 84 § 2 ersticht in H fol. 28 a No. 1 (Taf. XXX 9) der Herr seinen Mann mit einem Dolch; in DW fol. 54 a, 56 a No. 1 erschlägt er ihn mit einem Schwert. In No. 5 derselben Columne (zu III 85 § 2) besteht jede der drei Figurengruppen in DW aus drei Männern, in H (Taf. XXXI 1) die zur Linken nur aus zwei; keiner ist dort wie hier (verfrüht) durch seinen Hut als Schultheiss gekennzeichnet; die dargestellte Zahlung geht in H von dem Mann neben dem Schultheissen aus,[1]) während in DW die ihm entsprechende Figur als der Empfänger erscheint. Auf den Bildern zu III 87 §§ 2, 3 stehen in H fol. 28 b No. 4, 5 (Taf. XXXI 6, 7) vor dem Richter Kläger und Beklagter, in DW fol. 54 b, 56 b No. 4, 5 nur einer von ihnen.

Diese dem Landrecht entnommenen Einzelnbeispiele würden sich noch um viele ebendaher vermehren lassen. Statt dessen mögen noch etliche aus dem Lehenrecht herausgegriffen werden. Bei 4 § 2 trägt in H fol. 2 a No. 4[2]) der zu Gericht sitzende Lehenherr den Richterhut, nicht auch in DW fol. 58 a, 60 a No 4. Bei 5 § 2 unterscheidet H fol. 2 b No. 3 (Taf. II 8) dem Text gemäss zwischen den Geschäftszeugen des Gedingsmannes und den Erfahrungszeugen des im Besitz des Lehens befindlichen Mannes; letztere fassen zum Zeichen dieses Besitzes die aus dem Boden aufschiessenden Kornhalme an. In D fol. 58 b No. 3 und W fol. 60 b No. 3 werden die Kornhalme nicht angefasst. Bei 7 § 2 deutet der Zeuge des Gedingsmannes in H fol. 3 No. 2[3]) auf sein Auge und Ohr; in DW fol. 59 a bezw. 61 a No. 2 deutet er auf seinen Führer und auf den Zweig, den der Lehenherr diesem darreicht. Die Menschen, die nach 20 § 1 die Stimme des neugeborenen Kindes an den vier Wänden des Hauses hören müssen, sind in H fol. 5 a No. 2 (Taf. V 2), D fol. 63 a No. 2, W fol. 65 a No. 2 durch Büsten in den vier Ecken des Raumes dargestellt, die nach ihren Ohren deuten; aber während sie in H überhaupt nur einhändig sind, haben sie in DW zwei Hände und zeigen mit der andern Hand auf die Gruppe in der Mitte des Bildes. Der Aftervassall, der nach 22 § 3 vom Vassallen belehnt wird, hat in H fol. 6 a No. 1 (Taf. VI 1), nicht auch in DW fol. 64 a und 66 a No. 1 einen Aehrenbüschel vom Gute im Arm. Bei § 2 a. a. O. No. 2 deutet der seines Lehens mit Gewalt entsetzte Kläger in H, nicht auch in DW auf den Dejicienten. Besonders scharf ist der Gegensatz unter den Illustrationen zu 24 §§ 2—5. In H fol. 6 b No. 3 (Taf. VI 7) sitzt links, mit dem Richterhut bedeckt, der Lehenherr mit drei Mannen. Vor ihm, in der Mitte des Streifens, steht ein Mann mit

---

[1]) Irrig nimmt das Gegentheil an K. J. Weber in *Teut. Denkm.* Sp. 61.

[2]) Taf. II 4, in Farben bei Kopp *Bilder und Schriften* I zu S. 60.

[3]) Taf. III 2, in Farben bei Kopp a. a. O. I zu S. 74.

fünf Armen; mit zweien leistet er dem Herrn Mannschaft, während er mit einem dritten auf seinen Mund deutet, mit dem vierten auf das Gut (Kornähren) vor sich, mit dem fünften auf ein Gut (Kornähren) hinter sich zeigt. In der Ecke rechts oben stehen zum Zeichen der zweiwöchentlichen Frist, binnen deren der Mann das ihm geliehene Gut dem Herrn benennen soll, ein Mondviertel und darüber eine II. In D W fol. 64 b bezw. 66 b No. 3 hat der Mann in der Mitte des Bildes nicht fünf, sondern nur drei Arme; er deutet nur vor, nicht hinter sich, wo auch kein Grundstück zu sehen ist. Dafür stehen hinter ihm (rechts) sieben Männer. Ihm gegenüber (links) sitzt der Herr zweimal, beidemale ohne Richterhut, zwischen den beiden Figuren, die ihn vorstellen, zwei Mannen. Einmal zeigt der Herr auf den vor ihm stehenden Mann, das andere Mal empfängt er dessen Mannschaft. Die Frist ist nicht nicht hinter, sondern vor dem Manne und lediglich durch die Ziffer XIIII angegeben. Auf dem folgenden Streifen (zu §§ 3, 4) theilen sich die vom Herrn zu stellenden Zeugen in zwei Gruppen, eine von drei Personen neben dem Beweisführer in der Mitte des Bildes und eine von vier Personen rechts. Jene schwört auf einen Reliquienkasten. Die andere wendet sich in H ab, zum Zeichen, dass sie ausbleibt, während der Beweisführer sie mit der rechten Hand wegschiebt, zum Zeichen, dass er sie nicht braucht. In D W hingegen betheiligt sich diese Gruppe gerade so wie die mittlere am Schwur. Der Lehenherr, der links sitzt, trägt in H, nicht auch in D W den Richterhut; in D W, nicht auch in H hat er die Beine gekreuzt. Die vierzehnnächtige Beweisfrist ist in H auf dem Raum zwischen dem Herrn und der Mittelgruppe wie oben, in D W aber gar nicht angedeutet.

Die bis jetzt gewonnene Klassifikation unserer obersächsischen Bilderhss. wird vollauf dadurch bestätigt, dass sich gewisse gemeinsame Unterscheidungsmerkmale in D und W gegenüber H durch den ganzen Bilderkreis hin wiederholen.

Solche Unterschiede beobachten wir bei mehreren jener Handbewegungen, die ja bekanntlich in den Ssp.-Illustrationen eine so wesentliche Rolle spielen. Der Gestus des Verweigerns, Unvermögens, Unterlassens besteht in H gewöhnlich darin, dass die eine Hand das Gelenk der andern umfasst.[1]) Die Zeichner von D W setzen statt seiner in der Regel andere ein. Bald nämlich werden die Hände vor dem Unterleib oder vor der Brust gekreuzt[2]) oder, was eine Variante davon scheint, gesenkt,[3]) bald werden die Arme über einander geschlagen und die Hände unter die Achseln gesteckt.[4]) Findet sich der letztere Gestus in

[1]) H fol. 16 a No. 5, 18 a No. 1, 21 a No. 4, 22 b No. 6, 24 a No. 4, 24 b No. 1, 2, 26 b No. 5, 28 b No. 5, 30 a No. 1, 1 a No. 1, 2, 3, 5, 2 a No. 4, 5, 3 a No. 5, 4 b No. 4, 5 a No. 3, 5 b No. 4 (Taf. XX 2, XXIII 7, XXV 4, XXVI 8, 10, XXVII 1, XXIX 4, XXXII 10, I 1, 4, 8, II 4, 5, III 5, IV 8, V 5, 12).

[2]) D fol. 47 a No. 4, 50 a No. 4, 50 b No. 1, 2, 56 a No. 1, 57 a No. 1, 62 b No. 4, 63 a No. 3, b No. 4; W fol. 51 a No. 4, 54 a No. 4, 54 b No. 1, 2, 58 a No. 1, 59 a No. 1, 64 b No. 3, 65 a No. 3, b No. 4; — ferner D fol. 40 a No. 5, 52 b No. 5, 82 b No. 1.

[3]) D fol. 42 a No. 1, W fol. 46 a No. 1, D fol. 79 b No. 1.

[4]) D fol. 20 b No. 2, 48 b No. 5, 57 a No. 2, 3, 5, 58 a No. 5, 59 a No. 5, 67 b No. 3, 69 a No. 4, 69 b No. 4, 72 b No. 1, 2, 81 a No. 4, 82 a No. 4, 83 a No. 4, 84 a No. 2, 85 b No. 6, 86 a No. 1, 2, 87 a No. 2, 4, 89 b No. 5, 91 a No. 1, 5, — W fol. 52 b No. 5, 59 a No. 2, 3, 5, 60 a No. 5, 61 a No. 5, 69 b No. 3, 71 a No. 4, 71 b No. 4, 74 b No. 1, 2, 75 a No. 4, 76 a No. 4, 78 a No. 2, 79 b No. 6, 80 a No. 1, 2, 81 a No. 3, 4, 83 b No. 5, 85 a No. 1, 5. — Ferner D fol. 73 a No. 1, 2, 77 a No. 4, 77 b No. 4, 78 a No. 3, 79 b Nr. 2, 3.

gleicher Bedeutung auch in H,[1]) so dürfte der erstere sich aus einem Missversändniss oder doch aus einer Abschwächung des Hauptgestus in H erklären. Allemal aber stimmen DW aufs Genaueste überein. — Der Gestus des Schweigens besteht nach H im Bedecken des Mundes mit einer Hand,[2]) an den entsprechenden Stellen von DW bloss im Emporhalten einer Hand ans Kinn.[3])

Durchlaufende gemeinsame Unterscheidungsmerkmale ergeben sich für D und W gegenüber H insbesondere bei den Trachten, wiewol gerade im Kostüm D und W am ehesten von einander abweichen. Die Männerröcke sind, vorbehaltlich gewisser Ausnahmen, in DW kürzer als in H. Der Papst trägt in DW stets[4]) die dreifach bekrönte, in H stets[5]) eine unbekrönte Tiara. Sein Pedum ist in H ein bischöflicher Krumstab,[6]) in DW stets ein gerader Stab mit gotischem Blätterknauf.[7]) Den König (‚Kaiser') kleidet H stets in einen rothen gegürteten Rock mit langen engen Aermeln und in grüne Beinlinge; in DW trägt er über rothen Beinlingen einen gegürteten Rock aus Goldstoff meist mit Lappenärmeln und weissem Futter. Der Hut des Landrichters (Grafenhut) ist in H stets gelb mit rother Bügelborte (bei genauer Ausführung), dagegen in DW stets weiss mit rothem Ausschlag und rother Bügelborte. Der Richterhut des Lehenherrn hat in H regelmässig zur Hauptfarbe grün, bei vollständiger Ausführung mit rother Bügelborte.[8]) In DW hingegen ist dieser Hut roth mit weissem (silbernem) Ausschlag.[9]) Zum Herrenkleid, insbesondere zur Tracht des Lehenherrn gehört überall das Schapel. Dieses stellt sich in H immer als dünnes Band mit drei oder vier davon aufragenden Lilien dar und ist dort nie bemalt; in DW erscheint es als breiter Goldreif mit goldenen Blumen oder Blättern. Den Bauern und überhaupt den heerschildlosen Mann erkennen wir in DW an seinen dunkelbraunen Beinlingen und seinem braunen Rock mit bauschigen Aermeln.[10]) In H kommt eine derartige Kleidung niemals

---

[1]) H fol. 6 a No. 3 (Taf. VI 3), 14 b No. 5 (Taf. XVI 8). Vgl. D 64 a No. 3, W 66 a No. 3.

[2]) H fol. 4 b No. 3, 5 a No. 1 (Taf. IV 7, V 1).

[3]) D fol. 62 b No. 3, 63 a No. 1. W fol. 64 b No. 3. S. ferner D fol. 79 b No. 1, 3, 82 a No. 1.

[4]) Ausser den Stellen in Note 7: D fol. 4 a No. 1, 2 = W fol. 10 a No. 1, 2 (bei Spangenberg *Beyträge z. d. teut. Rechten* tab. IX rechts), — D fol. 43 b No. 1 = W fol. 47 b No. 1, — D fol. 58 a No. 2 = W fol. 60 a No. 2.

[5]) Ausser den Stellen in Note 6: H fol. 2 a No. 2, 19 b No. 1 (Taf. II 2, XXI 6).

[6]) H fol. 22 a No. 4, 5 (Taf. XXIV 5, 6).

[7]) D fol. 46 a No. 2, 3 = W fol. 50 a No. 2, 3, — D fol. 46 b No. 6 = W fol. 50 b No. 6, — D fol. 48 a No. 4, 5 = W fol. 52 a No. 4, 5. Vgl. auch das Szepter, welches der Papst in D fol. 5 b No. 1 = W fol. 11 b No. 1 (bei Spangenberg a. a. O. tab. IX a links) führt.

[8]) H fol. 2 a No. 4, 3 a No. 3, 4, 6 a No. 2, 6 b No. 3, 4. Eine Ausnahme fol. 4 b No. 4, wo der ganze Hut roth.

[9]) D fol. 59 b No. 3, 62 b No. 5, 63 a No. 1, 65 a No. 1—4, b No. 1, 3, 74 b No. 6, 78 a No. 5, b No. 1—4, 79 a No. 1—5, b No. 1—5, 80 a No. 1—5. b No. 1—5, 81 a No. 1, 4, 5, b No. 1, 3—5, 82 a No. 1—4, b No. 1—5, 83 b No. 4, 84 a No. 2—5, b No. 4, 85 a No. 4, 86 a No. 4, 87 b No. 1, 88 b No. 5, 89 a No. 3, 91 a No. 2, 3. — W fol. 61 b No. 3, 64 b No. 5, 65 a No. 1, 67 a No. 1—4, b No. 1, 3. Von fol. 75 an lässt W allerdings den Hut ganz weiss.

[10]) D fol. 4 b No. 1, 8 a No. 1, b No. 1, 10 a No. 4. 5, 12 a No. 1, 16 b No. 3, 5. 6, 17 a No. 1—3, 25 a No. 3, 4, 30 b No. 5, 31 a No. 1, b No. 1—4, 32 b No. 2—4, 33 a No. 1, 3, 37 a No. 5, 39 a No. 4, 41 b No. 2, 3, 43 b No. 3, 44 a No. 1, 2, 49 a No. 4, 51 b No. 3, 4, 52 b No. 4, 5, 53 a No. 1, 54 b No. 1, 2, 55 b No. 3—5, 56 a No. 1, 57 a No. 2—3, 85 a No. 1, 2, 90 b No. 1—3, 91 a No. 4. — W fol. 10 b No. 1, 14 a No. 1, b No. 1, 18 a No. 1, 22 b No. 3, 5, 6, 23 a No. 1—3, u. s. w.

vor und steht das Gewand des Bauern an Buntheit dem des rittermässigen und bürgerlichen Mannes keineswegs nach; vielmehr bilden dort seine Standesabzeichen die weissen Riemen, womit die Hosen am Unterschenkel umschnürt werden.[1]) Rothe Riemen, schräg um die ganzen weissen Beinlinge geschlungen, charakterisiren in H den Wenden.[2]) In DW dagegen, die solche Riemen überhaupt nicht kennen, setzt sich seine Tracht aus gelben Hosen und einem am Leib rothen, am Schoss quer in blau und roth getheilten Rock zusammen.[3]) Der Judenhut endigt in H stets in eine einfache Spitze und ist entweder lichtgelb[4]) oder weiss mit grünen Bändern umzogen.[5]) DW überhöhen regelmässig die Spitze und schliessen sie ebenso regelmässig mit jenem kugelförmigen Knauf ab, der auch sonst häufig den spätmittelalterlichen Judenhut auszeichnet; die Farbe ist niemals weiss, gelb nur einmal, einmal dagegen graublau, meistens dagegen dunkelroth.[6]) Leichname richtet man nach H zur Bestattung her, indem man sie von den Füssen bis zum Hals in ein gelbes Tuch wickelt und dann mit rothen Bändern kreuzweise verschnürt,[7]) nach DW, indem man den ganzen Körper, einschliesslich des Kopfes, in ein weisses Tuch hüllt.[8])

Im Bereich der Waffen und Geräte stossen wir auf dieselbe Erscheinung wie in dem der Kleidung. Den Kopf des Schwerbewaffneten deckt in H, wenn nicht Helm oder Eisenhut, dann das Hersenier.[9]) Ein solches Hersenier findet sich in W gar nicht, in D nur einmal (fol. 57 b No. 4); die Regel nach D und W ist vielmehr, dass das Hersenier an der Beckenhaube hängt.[10]) Der Nabel des runden Faustschildes zeigt in H noch die ältere Zwiebelgestalt;[11]) in DW hat er die Form eines weit vorspringenden Spitzkegels mit concavem Mantel.[12]) Der Hirt führt in H immer einen dicken, mehrmals gekrümmten gelben

---

[1]) H fol. 8 a No. 5, 6 No. 1—4. 9 b No. 4, 17 b No. 2. 3, 19 b No. 3, 20 a No. 1, 2, 23 a No. 4, 25 b No. 4, 26 b No. 4, 5, 28 b No. 2, 30 a No. 1, 1 a No. 2—4, 6 a No. 3 (Taf. VIII 5, 7—10, IX 9, XIX 7, 8, XXI 8, XXII 2. 3, XXV 10, XXVIII 3, XXIX 3, 4, XXXI 4, XXXII 10, I 3—7, VI 3). Einmal finden sich diese weissen Riemen auch in W (fol. 10 b No. 1).

[2]) H fol. 24 a No. 2, 4, 5, b No. 1, 2, 25 a No. 1, 2 (Taf. XXVI 6, 8—10, XXVII 1, 5, 6, ein Beispiel in Farben bei Kopp a. a. O. zu S. 123).

[3]) D fol. 50 a No. 4, 5, b No. 1. 2, 51 a No. 1, 2. W fol. 54 a No. 4, 5, b No. 1, 2, 55 a No. 1, 2.

[4]) H fol. 11 a No. 3, 12 b No. 5, 13 b No. 3. 4 (Taf. XI 9, XIV 4, XV 4, 5).

[5]) H fol. 19 a No. 2, 24 a No. 4 (Taf. XXI 2, XXVI 8).

[6]) D fol. 4 b No. 2, 21 b No. 3, 35 a No. 3, 6, 36 b No. 5, 37 b No. 3, 4, 43 a No. 2, 46 b No. 6, 50 a No. 4. — W fol. 10 b No. 3, 27 b No. 3, 41 a No. 3, 6, 42 b No. 5, 43 b No. 3, 4, 50 b No. 6 (farbig bei Kopp a. a. O. zu S. 16), 54 a No. 4.

[7]) H fol. 10 a No. 2, 11 a No. 6.

[8]) D fol. 6 a No. 4, 5, 12 b No. 3, 15 b No. 1, 34 a No. 2. W fol. 12 a No. 4, 5, 18 b No. 3, 21 b No. 5.

[9]) H fol. 12 b No. 3, 13 b No. 5, 6, 19 b No. 2, 3, 1 b No. 4, 5, 2 a No. 1. 3 (Taf. XIV 1, XV 6, XXI 3, XXIX 1, 2, I 12, 13, II 1, 3).

[10]) D fol. 13 b No. 4, 36 b No. 4, 37 b No. 5, 6, 43 b No. 3, 57 b No. 4, 5, 58 a No. 1, 3, 60 a No. 4, 64 a No. 2, 69 a No. 3, b No. 1, 72 a No. 4, b No. 1, 83 a No. 1, 85 a No. 1, b No. 4, 86 a No. 1, 88 a No. 1—4, 90 a No. 1, 91 a No. 4. — W fol. 19 b No. 4, 42 b No. 4, 43 b No. 5, 6, 46 b No. 3, 59 b No. 4, 5, 60 a No. 1, 3, 62 a No. 4, 66 a No. 2, 71 a No. 3, b No. 1, 77 a No. 1, 79 a No. 1, b No. 4, 80 a No. 1, 82 a No. 1—4, 84 a No. 1, 85 a No. 4.

[11]) H fol. 12 a No. 6, 16 a No. 1, 17 a No. 3, 20 a No. 4 (Taf. XIII 5, XVII 10, XIX 3, XXII 7).

[12]) D fol. 9 a No. 1, 14 a No. 1. 2, b No. 5, 15 a No. 3, 4, b No. 4, 19 a No. 6, b No. 3, 20 a No. 1 bis 3, 22 a No. 4, 24 b No. 3, 25 b No. 5, 26 a No. 3, 36 a No. 5, 6, 44 a No. 4. — W fol. 15 a No. 1, 20 a No. 1, 2. 21 a No. 3, 4, b No. 4, 25 a No. 6, b No. 3, 26 a No. 1—3, 27 b No. 4, 28 b No. 3, 29 b No. 5, 42 a No. 5, 6, 48 a No. 4.

Prügel,[1]) in DW eine goldene (!) Keule, die am Griff dünn, gegen das andere Ende hin schwerer wird und in eine dicke Krümme ausgeht.[2]) Für den Hochsitz des Königs, des Richters, des Lehenherrn, auch für die Kathedra des Papstes oder des Bischofs verwendet H zwei Formen. Die eine, die beinahe auf jedem Blatt vorkommt, besteht aus einem Tritt von vierseitig-prismatischer Gestalt, einem darauf ruhenden gleichartigen Aufsatz und dem Sitzbrett, worauf fast immer ein Kissen liegt. Die zweite Form[3]) unterscheidet sich von der ersten dadurch, dass das Sitzbrett nicht von dem kistenartigen Aufsatz, sondern von säulenförmigen Füssen getragen wird. In DW begegnet diese Form überaus selten, um so öfter die erste, aber meistens in einer Umgestaltung: dem Tritt lagern sich prismatische oder profilirte Streben vor, und zur Auszeichnung des Königsstuhles[4]) ragen schräg von den hinteren Ecken des Sitzbrettes Armstützen auf, die in ein abwärts geschwungenes Blattornament enden. Des Kissens ermangelt in DW jeder, selbst der prunkvollste Hochsitz. Ein Blattornament wie das soeben erwähnte schmückt in DW unzähligemal auch den Ständer für das Reliquienkästchen, worauf die Eide abgeleistet werden. H gibt ihm diesen Zierrat niemals.

Zu den merkwürdigsten Eigenheiten von D und W gehören die Architekturen, welche Innenräume vorstellen sollen, perspectivische Constructionen von Steinbauten, deren von grossen Lichtöffnungen durchbrochene Seitenwände im Querschnitt gegeben werden,[5]) so dass in der Abbreviatur das Bild eines Baldachinthrones oder aber auch einer Krambude entsteht.[6]) Wie sonst, so geht auch hier die Uebereinstimmung der beiden Hss. in alle Einzelnheiten von Zeichnung und Farbe. Seitenstücke zu derartigen Innenansichten wird man in H vergeblich suchen.

Auch im heraldischen Theil der Illustration gehen D und W miteinander gegen H, sei es, dass sie für Wappenfiguren von H andere bringen,[7]) sei es dass sie, was sehr oft vorkommt, Schilde leer lassen, die in H bemalt sind.[8])

---

[1]) H fol. 8 b No. 1, 2, 4, 11 b No. 7 (Taf. VIII 7, 8, 10, XII 9).

[2]) D fol. 31 a No. 2, 4, 5, 32 a No. 5, b No. 1, 3, 4, 35 b No. 7. W fol. 37 a No. 2, 4, 5, 38 a No. 5, b No. 1, 3, 4, 41 b No. 7.

[3]) H fol. 21 a No. 1—5, b No. 1, 3, 22 b No. 2—5, 24 a No. 3—5, 24 b No. 1, 2, 5, 26 a No. 1, 27 a No. 2—4, b No. 2, 4, 28 a No. 2, b No. 3, 29 a No. 1, 5 a No. 5, b No. 2, 3, 6 b No. 2 (Taf. XXIII 4—9, XXIV 9, 11, XXV 2, 3, XXVI 2, 3, 7—10, XXVII 1, 4, XXVIII 6, XXIX 7—9, XXX 3, 6, 10, XXXI 5, 8, V 10, 12, 7, VI 6).

[4]) D fol. 17 a No. 4, 5, b No. 1, 22 a No. 1, 2, 24 a No. 4, b No. 3, 5, 28 b No. 1, 2, 34 a No. 4, b No. 4, 41 a No. 2—4, 43 a No. 3, 47 a No. 1—4, b No. 1, 3, 48 a No. 4, b No. 1—3. — W fol. 23 a No. 4, 5, 28 b No. 5, 32 b No. 1, 2, 49 a No. 3, 51 a No. 5 u. s. w.

[5]) D fol. 9 b No. 1, 2, 10 a No. 2, 4, 39 b No. 3, 60 b No. 1, 63 a No. 2, 86 b No. 1, 87 a No. 1, 2, 4. — W fol. 15 b No. 1, 2, 16 a No. 2, 4. 62 b No. 1, 65 a No. 2, 80 b No. 1, 81 a No. 1, 2, 4.

[6]) D fol. 9 b No. 3, 10 a No. 3, 12 a No. 3, 20 a No. 2, 23 a No. 1, 3, 28 a No. 2, 46 b No. 2, 60 a No. 6, 61 a No. 3, 63 a No. 2, 70 a No. 2, 81 b No. 2, 84 b No. 3, 89 a No. 5, 6, b No. 4. — W fol. 15 b No. 3, 16 a No. 3, 18 a No. 3, 26 a No. 2, 32 a No. 2, 35 a No. 3, b No. 3, 39 a No. 2, 62 a No. 6, 63 a No. 3, 65 a No. 2, 72 a No. 2, 75 b No. 2, 76 a No. 1, 78 b No. 3, 83 a No. 5, 6, b No. 4. Ferner W fol. 35 a No. 3, b No. 3.

[7]) S. oben S. 333, 335. Vgl. ferner D fol. 48 a No. 2, W fol. 52 a No. 2 mit H fol. 22 a No. 2 (Taf. XXIV 4), D fol. 62 a No. 2, W fol. 64 a No. 2 mit H fol. 4 a No. 2 (Taf. IV 2), D fol. 63 b No. 2, W fol. 65 b No. 2 mit H fol. 5 b No. 2 (Taf. V 10).

[8]) S. oben S. 334, ferner D fol. 38 a No. 3, 48 a No. 2, b No. 5, 50 b No. 3, 51 a No. 5, 52 a No. 4, 59 a No. 2, b No. 2, W fol. 44 a No. 3, 52 a No. 2 (die Kritzeleien in den ursprünglich leeren Schilden

Das illustrative Gemeingut von D und W schliesst ab mit jenen in Deckfarben und Gold ausgeführten Buchstaben innerhalb der Bildflächen, womit auf die entsprechenden Initialen der zugehörigen oder doch vermeintlich zugehörigen Textstellen verwiesen wird. Diese Bildbuchstaben nehmen regelmässig in beiden Hss. denselben Platz ein. Häufig haben sich infolge von Missverständnissen falsche Buchstaben eingeschlichen. Auch in solchen Fehlern stimmen D und W gegenüber H überein. In D fol. 34 b No. 5 und W fol. 40 b No. 5 sind der drei *D* um eines zu viele, da die Illustration sich bloss auf II 64 §§ 1—3, nicht auch auf § 4 bezieht. H fol. 10 b No. 5 (Taf. XI 6) begnügt sich richtig mit zwei *D*. D fol. 37 a No. 3 und W fol. 43 a No. 3 entnehmen ein goldenes *S* aus cap. V anstatt eines rothen aus cap. IV des daneben stehenden Textes, während H fol. 13 a No. 3 mit seinem blauen *S* auf cap. IV verweist. Auf der folgenden Seite beziehen DW die Szene von No. 3, wo ein Jude von einem Christen erschlagen wird, mit einem goldenen *D* offenbar irrthümlich auf den daneben stehenden Anfang von cap. VII (III 7 § 1), während H fol. 13 b No. 3 (Taf. XV 4) für das ganze Bild nur ein (blaues) *S* hat und so den richtigen Zusammenhang mit III 7 §§ 2, 3 festhält. In D fol. 39 b No. 3 = W fol. 45 b No. 3 steht das *M* von cap. XXIV (III 24 § 1) anstatt wie in H fol. 15 b No. 3 (Taf. XVII 6) das *S* von cap. XXIII. In D fol. 47 a No. 3 = W fol. 51 a No. 3 hat das grosse goldene *I* von cap. LVIII (III 58 § 2) nichts zu schaffen. Das Bild gehört vielmehr noch ganz zum vorausgehenden Kapitel, wobei es auch H fol. 21 a No. 3 (Taf. XXXIII 6) bewenden lässt. In D fol. 49 a No. 3 = W fol. 53 a No. 3 kommt das goldene *D* verfrüht. Denn nicht III 65 § 1, sondern III 64 § 9 will hier veranschaulicht werden, und es sollte daher wie in H fol. 23 a No. 3 das *D* grün sein. Die Bilder zu III 88 §§ 4, 5 in D fol. 55 a No. 4, 5 und W fol. 57 a No. 4, 5 müssten mit zwei rothen *S* bezeichnet sein. Statt dessen sind die beiden *S* vergoldet, so dass eine falsche Beziehung der Bilder zu III 89 § 1 entsteht. In H fol. 29 a No. 4, 5 (Taf. XXXII 1, 2) haben die *S* die richtigen Farben (dort blau und grün). D fol. 59 b No. 3 = W fol. 61 b No. 3 gehört ebenso wie das entsprechende Bild in H fol. 3 b No. 3 (Taf. III 8) ausschliesslich zu Lehenr. VIII § 2. Gleichwol will uns in DW ausser dem richtigen Bildbuchstaben *D* noch ein *S* dazu verleiten, eine Beziehung zu IX § 1 zu suchen, der in Wirklichkeit unillustrirt geblieben ist.

Die Zusammengehörigkeit der Handschriften zu Dresden und zu Wolfenbüttel hat sich in ihren illustrativen Theilen als eine so enge erwiesen, dass nur die Frage bleibt, ob beide von einer gemeinsamen Vorlage abstammen oder ob eine aus der andern abgeleitet sei. Im letzteren Falle dürfte wol von vornherein nur ein Tochterverhältniss von W zu D zur Erwägung kommen, weil W kostümlich den jüngeren Standpunkt einnimmt. Und in der That bieten uns die Bilder selbst eine Reihe von Gründen dar, die ein solches Tochterverhältniss wahrscheinlich machen, während für die Abstammung beider Hss. von einer gemeinsamen Vorlage kein Merkmal ins Gewicht fällt.

In Vergleich zu D enthält W eine grössere Menge von Fehlern. Diese Fehler aber erklären sich sämmtlich am einfachsten von der Annahme aus, dass Zeichner und Illuminator

---

der Fahnenlehen sind von jüngerer Hand), b No. 5, 54 b No. 3, 55 a No. 5, 61 a No. 2, b No. 2, verglichen mit H fol. 14 a No. 3, 22 a No. 2, b No. 6, 24 b No. 3, 25 a No. 5, 26 a No. 4, 3 a No. 2, b No. 2 (Taf. XVI 1, XXIV 4, XXV 4, XXVII 2, 9, XXVIII 9, III 2, 7).

von W nach D als ihrer Vorlage gearbeitet haben. Denn an allen entsprechenden Stellen von D zeigt sich, dass gerade hier, wenigstens bei flüchtiger Betrachtung, der Anlass zu Missverständnissen gegeben war.

In W fol. 25 b, 26 a sind die Füsse der Zweikämpfer vollständig beschuht, was ebenso dem Text (I 63 § 4) wie den Bildern in D fol. 19 b No. 2, 4, 20 a No. 1, 3 widerspricht. Aber schon der Illuminator von D hat die Fussbekleidung weder folgerichtig noch deutlich behandelt.[1]) Nur an den angeführten Stellen und nur bei scharfem Hinsehen nimmt man wahr, dass ‚die Füsse vorne bloss‘ sind. W fol. 51 a No. 2 gibt dem Kämmerer in die erhobene linke Hand zwei goldene Schalen, von denen die eine aus der andern herauszufallen scheint. Diess beruht auf verständnissloser Kopie eines Bildes wie D fol. 47 a No. 2, wo das Wasser, das der Kämmerer aus der erhobenen Schale in die untergehaltene giesst,[2]) mit überflüssigem Golde gedeckt wurde. Auf dem schon S. 332 erwähnten Bilde zu III 73 § 2 verschwindet in W der sonst immer festgehaltene Grössenunterschied zwischen Vater und Kind vollständig. Hier konnte D den Kopisten missleiten, da schon in dieser Hs. das Grössenverhältniss abgeschwächt ist. Zu Lehenr. 4 § 3 deutet W fol. 62 a No. 3 die sechswöchentliche Frist statt durch eine VI durch eine VII an. Hier scheint das Auge des Kopisten abgeirrt zu sein von der VI in D fol. 60 a No. 3 zu der darunter stehenden Zahl LII, welche das Jahr symbolisirt. Das Abläugnen eines Lehens vor dem Lehenherrn oder dem Vassallen wird in D fol. 62 a No. 1, 3 dadurch versinnlicht, dass ein Mann die Aehren von Kornhalmen mit der rechten Hand unter seinem Obergewand verbirgt. Aber in D unterscheidet sich dieser Ueberrock, die ‚Sukenie‘, nicht deutlich vom Unterkleid und bleibt darum das Verstecken der Hand mit den Aehren unverständlich. In W fol. 64 a No. 1, 3 fehlt dem Manne die rechte Hand ganz, fehlen das eine Mal auch die Kornhalme und wachsen das andere Mal die Halme aus dem Armstummel heraus. Der Gestus des Schweigens besteht in D fol. 63 a No. 1, wie dort gewöhnlich, im Emporhalten einer Hand an's Kinn (s. oben S. 339). W macht daraus den Gestus der Trauer (fol. 65 a No. 1), nämlich das Emporheben der Hand an die Wange, was dort schlechterdings nicht zum Text (Lehenr. 19 § 1) passt. Auf derselben Columne will No. 4 zu 19 § 4 das rechtlose Widersagen eines Lehenherrn gegenüber dem Manne darstellen. In H fol. 5 a No. 4 (Taf. V 6) hält der Herr eine brennende Fackel an des Mannes Haus. D verwechselt die Fackel mit einem Büschel Kornähren, was jedoch noch halbwegs einen Sinn geben würde, weil das Wegnehmen von Kornähren, d. h. das Wegnehmen des Lehens, als ein Widersagen aufgefasst werden könnte. W lässt den Herrn bloss die Hand in die Höhe heben. In der Vorlage von W scheint also die Fackel gefehlt zu haben. Ersetzte sie dort ein Aehrenbüschel, so brachte dieses den Illustrator von W in Verlegenheit, aus der er sich einfach durch Weglassung half. Wenn W fol. 69 b No. 4 das Jahr ausnahmsweise durch die Zahl L symbolisirt, so erklärt sich diess aus D fol. 67 b No. 4, wo zwar die Zahl LII, aber in ihrer zweiten Hälfte sehr unleserlich geschrieben steht. In W fol. 85 a No. 1 liegt der von seinen Feinden verunglimpfte Verfasser unter seinem Buch, während er in D fol. 91 a No. 1 wie ein Lesezeichen

[1]) In Gegensatz zu dem von H.

[2]) Deutlich in H fol. 21 a No. 2 (Taf. XXIII 5, farbig bei Kopp a. a. O. zu S. 105). Vgl. dazu auch Kopp a. a. O. 109.

daraus hervorschaut.[1]) Sicherlich ist die letztere Darstellung die richtige. Aber bei flüchtigem Hinsehen kann sie so verstanden werden, wie es in W geschehen ist.

Aber selbst gewisse Fehler, die beiden Hss. gemeinschaftlich sind, sprechen eher für die Herkunft von W aus D als für die Ableitung beider Hss. von einer gemeinsamen Vorlage. Eine Perspective von gröberer Fehlerhaftigkeit wie die des Gebäudes in D fol. 29 b No. 2, W fol. 33 b No. 2 lässt sich kaum ersinnen: die Fensterbank drängt sich zur Thür heraus! Die Wahrscheinlichkeit spricht nun doch eher dafür, dass ein solcher Fehler einmal, als dass er zweimal kopirt wird. Genau so liegt der Fall bei dem Haus in D fol. 31 b No. 1 = W fol. 37 b No. 1, bei dem Schweinekoben in D fol. 32 a No. 3 = W fol. 38 a No. 1, der sogar in H fol. 8 a No. 3 (Taf. VIII 3) besser gelungen ist, dann bei der ‚Sprachkammer' daselbst, bei dem Stall D fol. 37 b No. 2 = W fol. 43 b No. 2, wo das Bett des schlafenden Knechtes quer durch die Thür steht, so dass der Dieb das Ross über ihn hinweg holen muss.

In diesem Zusammenhang müssen wir auch jener fehlerhaften Häufung von Bildbuchstaben, wovon S. 342 die Rede war, noch einmal unsere Aufmerksamkeit zuwenden. In D (nicht auch in W) hatte schon der Zeichner dem Miniator in feinen Haarstrichen die Bildbuchstaben vorgezogen, welche dieser in Deckfarben und Gold ausführen sollte. Der Miniator aber begnügte sich nicht mit diesen Vorzeichnungen, sondern fügte noch andere Buchstaben hinzu, und zwar solche, die auf nicht zugehörige Textstellen verwiesen. Da H sich von diesem Uebermass von Bildbuchstaben freihält,[2]) so scheint es, als ob es eher durch den Miniator von D verschuldet, als in der Vorlage von D vorhanden gewesen sei. Unter dieser Voraussetzung hätte W Fehler kopirt, die erst in D entstanden waren. Wiederum nur in D scheint die Ursache zu liegen, wenn beide Hss. eines farbigen Bildbuchstaben ermangeln, wo einer stehen sollte. Denn an mehreren derartigen Stellen finden wir in D den Buchstaben wenigstens vom Zeichner vorgezogen. Der Miniator von D hatte ihn also vergessen. Der von W scheint sich mehr an seinen Collegen als an den Zeichner von D gehalten zu haben. So fehlen in W fol. 31 b No. 1, 33 b No. 2, 38 b No. 1, 44 b No. 5, 74 b No. 1 die Buchstaben, die in den entsprechenden Bildern von D fol. 27 b No. 1, 29 b No. 2, 32 b No. 1, 38 b No. 5, 72 b No. 1 vorgezeichnet, aber unbemalt sind.

Dazu nun passt es ganz und gar, wenn dort, wo der Miniator von Dresden ein vom Zeichner vorgeschriebenes *C* durch ein *Z* ersetzt,[3]) die Wolfenbütteler Hs. nur *Z* hat.[4])

All dem gegenüber liesse sich nicht auf die seltenen Stellen verweisen, wo W Besseres bietet oder doch zu bieten scheint als D. Auch ein Kopist von D konnte einen

---

[1]) Irrig sieht Homeyer *D. Sp. zw. Theil* I S. 310 das Buch für einen ‚Cubus' an, wesswegen er das ganze Bild missdeutet.

[2]) Derartige gemeinsame Fehler von D und W gibt es noch etliche, ohne dass sich ihr Verhältniss zu H ermitteln lässt, weil H an den entsprechenden Stellen defekt ist, nämlich: die aus I 48 § 3 und 49 entnommenen Buchstaben *A* und *S* in D fol. 15 a No. 3 = W fol. 21 a No. 3, das von I 60 § 1 *(Ane vorsprechen)* stammende *A* in D fol. 17 b No. 2 = W fol. 23 b No. 2, das *K* und *W* (aus I 60 § 1) in D fol. 18 a No. 2 = W fol. 24 a No. 2, das goldene *J* (aus Lehenr. 26 § 7) in D fol. 67 a No. 4 = W fol. 69 a No. 4, die Verwechselung der beiden *M* (von I 62 § 1) in D fol. 18 a No. 3 = W fol. 24 a No. 3, die Verwechselung der beiden *W* von II 44 § 3 *(Wen* und II 45 *Wer)* in D fol. 30 b No. 3, 4 = W fol. 36 b No. 3, 4.

[3]) D fol. 81 a No. 5, 85 b No. 2, 90 a No. 5.

[4]) W fol. 75 a No. 5, 79 b No. 2, 84 a No. 5.

Schild, den er dort unausgeführt fand (wie D fol. 48 a No. 2), mit einer Figur ausfüllen (wie W fol. 52 a No. 2)[1]) oder eine Handbewegung deutlicher wiedergeben wie das Unterstecken der linken Hand beim Weigerungsgestus in W fol. 60 a No. 5 vgl. mit D fol. 58 a No. 5. Er konnte diess ebensogut, wie er an verschiedenen Figuren das Kostüm modernisiren oder wie er gelegentlich ein Wappen durch ein anderes ersetzen[2]) oder wie der Miniator ein paar Bildbuchstaben, die in D nur vorgezeichnet waren,[3]) in Farben ausführen konnte.[4])

Einstweilen liegt also eine ziemlich starke Wahrscheinlichkeit dafür vor, dass wir im Wolfenbütteler Bilderkreis eine Kopie des Dresdener zu erblicken haben. Wie stellt sich hiezu das Textverhältniss der beiden Handschriften?

Nicht nur die nahe Verwandtschaft unter den Texten der drei obersächsischen Bilderhss., sondern die noch nähere unter den Texten von D und W ist im Allgemeinen wie gesagt (S. 329) längst erkannt. Immerhin erscheint es nicht überflüssig, die Textgemeinschaft von D und W gegenüber H zu genauerer Anschauung zu bringen. Vom Textbestand können wir, ungeachtet der beträchtlichen Verluste, welche W erlitten hat, doch mit Bestimmtheit sagen, dass er in D und W der gleiche war. Denn von dem, was in beiden Hss. erhalten ist, passt, wie schon Homeyer[5]) bemerkte, ‚Columne auf ‚Columne', — so genau, dürfen wir hinzufügen, dass fast jede Columne hier mit den nämlichen Worten beginnt und schliesst wie dort. In H ist zwar im Allgemeinen die Anordnung des Textes ebenfalls die gleiche. Doch sind dort im II. Buche (fol. 11 b) ein paar Sätze ausgelassen, die in DW vorliegen und die zum ursprünglichen Text des Rechtsbuches gehören, nämlich II 70 und 71 § 1. In der Abtheilung der Capitel gehen D und W gegen H zusammen. Im II. Buch haben DW die Nummer *XXI* bei 21 § 1, H hingegen bei 20 § 2.[6]) Im III. Buch setzen DW die Nummer *X* bei 10 § 1, während H bei 10 § 3 das Kapitel beginnt und schliesst. Die Nummer *XIIII* haben DW richtig bei 14 § 1, während sie in H im Bilde zu 15 § 1 steht, so dass von da an H um eine Nummer hinter DW zurückbleibt. Bei 15 § 4 (im Bilde) beginnt in H ein neues Kapitel *(XVI)*, nicht auch in DW. Die Nummer *XL* setzen DW mit der Vulgata bei 40 § 1, dagegen H erst bei 40 § 2. Bei 42 § 1 fangen DW ebenfalls mit der Vulgata ein neues Kapitel an (D *XLII*, W *XLIII)*, H dagegen (XLII) viel später, in 42 § 3 bei dem Satz *Man saget auch eigenschaft queme von ysmahele.* Das nächste Kapitel aber beginnt H schon bei 42 § 6, DW mit dem gemeinen Text bei 43 § 1. Eine grosse Anzahl von Lesarten und Textfehlern haben D und W nicht nur gegenüber von H, sondern auch gegenüber anderen Hss. gemeinschaftlich, darunter viele, die schwerlich mehr als einmal abgeschrieben werden. Die folgenden hebe ich im Gegensatz zu H hervor: II 52 § 1 *vlichtet sich der hopphe* (in D ist *sich* vom Corrector über die Zeile geschrieben); — II 61 § 1 *sinē gesūt* (H *sin gesūt);* — ebenda § 5 *nimāt en di saet*, wo

---

[1]) In D war der Schild von Meissen bloss vergoldet, der Raum für den Löwen ausgespart. In W wurde statt des Löwen zuerst ein Schrägbalken eingezeichnet, der dann übergoldet wurde.

[2]) W fol. 46 a No. 3 vgl. mit D fol. 42 a No. 3.

[3]) Das *S* in D fol. 55 b No. 1 und 63 b No. 1, das *A* in D fol. 71 b No. 4.

[4]) W fol. 57 b No. 1, 65 b No. 1, 73 b No. 4.

[5]) *Des Sachsensp. zweiter Theil* I S. 35.

[6]) Es verhält sich also gerade umgekehrt als wie Homeyer in seiner Ausgabe 3. Aufl. S. 249 vermerkt.

hinter *en* das Zeitwort *muz* ausgeblieben; — ebenda *glidde gewinnet* (H *gelidechene gewinnet,* der Haupttext *ledekene g.*); — II 65 § 1 *ab iz en volbracht,* wo vor *en* die Präposition *vf* fehlt; — ebenda § 2 *ein mān kīt,* wo vor *kint ein* ausgelassen; — II 66 § 2 *wart des ge͠mterit,* wo hinter *des* das Hauptwort *vritages* vergessen; — ebendort fehlt nach *vmme adams* das Wort *missetat;* — II 71 § 5 *vlut ab' he zu steten,* wo die Worte *zu dorfe ad'* fehlen; — II 72 § 4 *so das he burg entrede;* — III 1 § 1 *da sal vb' richten;* — III 1 § 2 *alle di dē gerufte uolg* (statt *uolgen*); — III 4 § 1 *loukēt des koufes ab is,* wo die Worte *varnde habe is* in der Feder geblieben; — III 5 § 3 fehlt hinter *ab is vie* das Zeitwort *is;* — III 15 § 4 *d' sal vō sw't halbē* (H *d. s. ie v. s. h.*, Haupttext *d. s. al ut v. s. h.*); — III 42 § 4 fehlen die Worte *di sibende woche gebot he ouch czu haldene da he den juden,* — III 42 § 5 das Subject *got* zu *ouch gap vns urkūnde,* — III 43 *in he mus is buse lasin* die Präposition vor *buse;* — III 45 § 1 steht *zwene silbers* statt *czene silbers;* — III 46 § 2 fehlt zwischen *mag* und *ratis* das Subjekt *man;* — ebenso III 48 § 1 das Zeitwort *gelden* in *he sal is mit volleme w'gelde;* — III 57 § 2 *trugsesse;* — III 65 § 1 fehlt in *den man an sime rechte nicht en mag* der Infinitiv *beschelden,* — ebenso in III 93 § 2 der Artikel in *noch duischen mutir;* — III 77 § 2 *dem das das gut geborit;* — Lehenr. 22 § 1 fehlt in *binnen vn̄ tage* das Wort *iare,* in *di sulle wegen* das Objekt *hende.* Diese Beispiele von auffälligen Lesarten, die D und W gemeinschaftlich haben, würden sich leicht vermehren lassen aus denjenigen Theilen des Textes, die in H fehlen. Mehr jedoch als die Wahrscheinlichkeit, die sich schon aus dem Bisherigen ergibt, würden sie nicht zur Sache beitragen, — die Wahrscheinlichkeit nämlich, dass eine der beiden Hss. D und W von der anderen unmittelbar abgeleitet sei.

Verstärken wird sich uns aber die gewonnene Wahrscheinlichkeit durch die Beobachtung von mancherlei Textfehlern, die noch nicht in D, sondern erst in W und nur hier vorkommen, wie z. B. II 53 *noch sime eide* (statt *tode*), III 25 § 1 *binnen sinen gezugen* (statt *geziten*) und die wunderliche Verderbniss *gnant vō denēn* fol. 52 a in III 62 (statt *graueschaft von aschirsleben*). Freilich gibt es auch ein paar Stellen, wo W minder fehlerhaft erscheint als D. Doch dürfte diess auf selbständigen Verbesserungen oder Verbesserungsversuchen des Schreibers von W beruhen. In Lehenr. 22 § 3 liest H übereinstimmend mit dem Haupttext *der man sal behalden,* während in D *sal* fehlt. W liest: *der man behalde.* Im Landrecht III 44 § 2, wo H fol. 19 b, dem Urtext entsprechend, liest *alse in noch di lazen haben,* schreibt D fol. 43 b: *alse si en noch di lasin habin.* Daraus macht W: *alse si en noch gilasin habin.*

Nicht minder fallen in's Gewicht verschiedene Fehler, die in D und W bei der Nummerirung der Kapitel im II. Buche obwalten. Der Schreiber von D hatte für den Miniator die Nummern in kleinster Haarschrift am Rande neben dem Text notirt. In W beginnen diese Noten erst auf der sechsten Bogenlage. Bis dahin war dort der Miniator auf den ihm vorliegenden Codex angewiesen. Der Schreiber von D nun hatte die Nummer *XII* beim dreizehnten Kapitel irrthümlich wiederholt, was sich daraus erklärt, dass dieses auf einem andern Blatt (fol. 24 a) steht als das vorausgehende (fol. 23 b). Der Miniator hat den Fehler verbessert. Ist er daher von da an dem Schreiber um eine Nummer voraus, so begeht er nun aber beim einundzwanzigsten Kapitel (fol. 27 a) den gleichen Fehler wie zuvor der Schreiber. Er setzt da die Nummer *XX* zum zweiten Mal, so dass er von da an mit dem Schreiber in der Nummerirung wieder einig ist. An beiden Stellen stimmt

der Miniator von W mit dem von D überein. Nun scheint freilich der Fehler des Miniators von D nicht ausschliesslich auf seine Rechnung zu fallen. Denn auch in H findet sich derselbe Fehler. Er dürfte also schon in der Vorlage von D gestanden sein, könnte also ebenso gut von dort wie von D aus sich nach W fortgepflanzt haben. Allein diese Annahme verfängt nicht mehr bei einer zweiten Fehlergruppe im nämlichen Buche. Auf fol. 35 b von D springt der Miniator von *LXVII* zu *LXIX* über, obgleich beim letzteren Kapitel der Schreiber *LXVIII* gesetzt wissen wollte. Damit gelangt jener wieder zur richtigen Zählung. Nicht so der Miniator von W. Er folgt jetzt der Anweisung seines Schreibers, der ebenso wie der von D (und wie der Miniator von H) zählte, bis hin zum dreiundsiebzigsten Kapitel, wo er die Zahl *LXXII* übersprang und mit dem Miniator von D *LXXIII* setzte. Diese Nummer ist die einzige auf der Seite (fol. 42 a). Der Miniator von W konnte also leicht übersehen, wie er bis dahin gezählt hatte, und seiner Vorlage folgen, welche die Nummer *LXXIII* hatte. Die einfachste Erklärung ist aber dann, dass diese Vorlage eben das Rubrum von D war. — Auch im III. Buche stossen wir bei der Kapitelzählung in W auf Fehler, die sich am besten erklären, wenn man sich D als Vorlage von W denkt. W setzt die Nummer *XL*, abweichend sowol von H wie von D, schon im Text des neununddreissigsten Kapitels (am Beginn von III 39 § 3 *Swē mā vor gerichte schuldigit*). Den Anlass dazu scheint die stattliche Initiale *S* gegeben zu haben, die sich im Bilde von D zu diesem § findet (fol. 42 a). Von da ab eilt die Zählung in W der in D um eine Nummer voraus bis zum dreiundfünfzigsten Kapitel, wo W die Zahl *LIII* wiederholt. Dieses Kapitel ist aber das erste auf einer neuen Seite. Es hat sich also hier der gleiche Vorgang abgespielt wie beim dreiundsiebzigsten Kapitel des zweiten Buches. Die Nummer *LXXII* im dritten Buche setzt der Miniator von W allerdings nicht wie jener von D bei *Echt kint vñ vri* etc. (III 72), sondern erst bei *Nimt aber ein vri schephinbare wip* etc. (III 73 § 1). Aber auch die Schreiber von DW wollten das Kapitel erst hier begonnen wissen, und überdiess ist in D der Satz, wo das Kapitel anfängt, sowol durch den Uebergang zu einer neuen Zeile als auch durch eine grössere Initiale (N) gekennzeichnet. Der Miniator von W konnte sich also, wenn nicht an die Anweisung seines eigenen Schreibers, an D halten, ohne doch gerade dem Beispiel des Miniators von D zu folgen. Im vierten Buche setzt W wie der Miniator von D die Kapitelnummer *XXII* beim Satz *Jz en hoget* (Lehenr. 21 § 2), während der Schreiber von D ebenso wie H und die sonstigen Hss. das neue Kapitel erst bei den Worten *Nach des vatir tode* beginnt. Eine Nummernverschiebung also, die erstmals in D eingetreten scheint, ist in W wiederholt.

In Verbindung mit unseren bisherigen Wahrnehmungen schafft uns über die unmittelbare Ableitung von W aus D Gewissheit die Art, wie das schon oben S. 345 erwähnte räumliche Zusammenpassen der einzelnen Textcolumnen in D und W bewirkt ist. Der Schreiber von W hat auf seinem Bogen so viele Horizontallinien vorgezogen, als er nach seiner Vorlage zu bedürfen erwartete. Er hat daher für die ganzen Schriftcolumnen 32—40 Linien bestimmt, ferner die beiden Seiten zwischen Inhaltsverzeichniss und Text des Rechtsbuches, auf denen weder Bilder noch Schrift stehen sollten (fol. 8 b, 9 a), ganz unliniirt gelassen, während die entsprechenden Seiten in D (fol. 2 b, 3 a) noch Lineatur haben, endlich auf der letzten Schriftcolumne (fol. 86 a) nur 13 Horizontallinien, weil er schon aus seiner Vorlage sah, dass er keinesfalls mehr brauchen werde, während in D auf der entsprechenden Columne zwar nur 12 Linien beschrieben, aber 33 vorgezogen sind. Der Schreiber von W

hat aber weiterhin auf der einzelnen Columne kaum jemals mehr an Text untergebracht, als in D stand, auch wenn ihm noch leere Linien verfügbar waren und der Satz noch nicht sein Ende erreicht hatte. Es kam ihm also darauf an, genau oder doch fast genau mit demselben Wort aufzuhören wie D. Die folgende Zusammenstellung mag diess veranschaulichen: W fol. 49 b flg. *recht sterke vñ vnrecht* ‖ *krenke*, vgl. mit D fol. 45 b flg. *recht sterke vñ* ‖ *vnrecht krenke;* — W fol. 53 a flg. *eine tur habe in deme nidirsten* ‖ *gademe* = D fol. 49 a flg. — W fol. 55 a flg. *wen si sich zweien da noch so* ‖ *nimt*, vgl. mit D fol. 51 a flg. *wen si sich zweien da* ‖ *noch so nimt;* — W fol. 59 b flg. *so das ym kein sin herre zu lenrechte* ‖ *getedingen mag* = D fol. 57 b flg. — W fol. 61 b flg. *das man kein gedinge lien muse* ‖ *ane iens bete* = D fol. 59 b flg. — W fol. 62 b flg. *das der man sechswochen vnde* ‖ *ein iar* = D fol. 60 b flg. — W fol. 63 b flg. *mus das gut vorsten. vnde* ‖ *im volgen* = D fol. 61 b flg. — W fol. 66 a flg. *swenne ab' der h're vrteiles vraget* ‖ *sine man* = D fol. 64 a flg. — W fol. 67 b flg. *sal d' man sime gute an den obirsten* ‖ *herren volgen* = D fol. 65 b flg. — W fol. 68 b flg. *das das kint von* ‖ *ym hat* = D fol. 66 b flg. — W fol. 70 a flg. *an sinen herren. vnde* ‖ *hat he brudere* = D fol. 68 a flg. — W fol. 72 a flg. *der von deme h'ren* ‖ *belent is* = D fol. 70 a flg. — W fol. 73 a flg. *odir vs gezogen* ‖ *bin sin' iarzale* = D fol. 71 a flg. — W fol. 78 b flg. *oder vligen od' mucken* ‖ *odir bremen* = D fol. 83 a flg. — W fol. 78 b flg. *so hat alle lantrechte vñ* ‖ *lenrechte begin* = D fol. 84 b flg. Der Schreiber von W hat endlich darnach getrachtet, von dem Text kein Wort weniger auf eine Columne zu bringen, als in D steht. Er hat desswegen, wenn ihm die Linien nicht ausreichten, die noch übrigen Worte unter die letzte Linie geschrieben, gleichviel ob diess auch in D oder ob es dort nicht geschehen war. Man vergleiche W fol. 28 a *des* ‖ *vrteil he gescholdē hat* mit D fol. 24 a *des vrteil he gesch*‖*olden hat*, — W fol. 32 b *zu* ‖ *brukczolle das* mit D fol. 28 b, wo nichts unter die letzte Linie geschrieben, — ebenso W 33 b *zu* ‖ *last'e spreche* mit D fol. 29 b *zu last'e spre* ‖.

Kann nach all dem kein Zweifel mehr daran bestehen, dass der Text in W eine Abschrift von dem in D,[1]) so werden wir nunmehr auch den illustrativen Theil von W für eine Kopie von dem in D erachten müssen,[2]) — eine Kopie, die mit dem Massstab ihrer Zeit gemessen nicht einmal sehr frei ausgefallen ist.

---

[1]) Diess hat L. Weiland in *Mon. Germ. Constitutiones* II 249 in Abrede gestellt.

[2]) Dieselbe Ansicht hatte auch F. Cropp, wie er, allerdings ohne Grundangabe, in dem Begleitschreiben äusserte, womit er am 14. II. 1820 den Wolfenbütteler Codex zurücksandte und das jetzt bei diesem liegt.

II.

Die Verwandtschaft unter den Handschriften zu Heidelberg und zu Dresden.

Wir lassen vorerst die verschiedenen Gründe unbeachtet, aus denen sich der Altersvorrang für H ergeben kann, stellen daher die Frage nicht nur, ob D und H von einander unabhängig oder ob D aus H abgeleitet sei, sondern auch, ob etwa H von D abstamme. Dass die Antworten auf diese Fragen zugleich über das Verhältniss zwischen H und W entscheiden, bedarf nach dem vorigen Abschnitt keiner Erörterung mehr.

Die dritte Frage erledigt sich in Bezug auf den Text einfach. H liefert, wie zum Theil schon S. 345 f. gezeigt, oftmals einen besseren Text als D, und zwar ohne dass jedesmal angenommen werden kann, der Abschreiber habe seine Vorlage verbessert. So wenn fol. 11 a steht *vñ wart des vritages gemarteret* (= II 66 § 2), — fol. 11 b *vmme adames missetat* (= II a. a. O.), — fol. 12 a *Vlut ab' he czv dorfe ad' czu steten* (= II 71 § 3), — fol. 13 a *ab is varnde habe is* (vgl. III 4 § 1), — fol. 14 b *der sal ie von swert halven* (= *d. s. al ut v. s. h.* in III 15 § 4), — *fol. 19 a di sibende woche gebot he ouch czv holdene da he den juden di e gab* (= III 42 § 4) und ebenda *Ouch gab vns got urkunde* (= III 42 § 5), — fol. 19 b *nā mā hi vor czene silbers* (= III 45 § 1), — fol. 23 a *den man an sime rechte nicht beschelten en mac* (= III 65 § 1), — fol. 1 b *Der man sal bi phlicht* (= Lehenr. 3), und ebenda *di sullen dinen ·czv wenden. czv bemen. vñ czv polen* (= Lehenr. 4; die ausgehobenen Worte fehlen in D fol. 57 b), — fol. 4 b *al si des herrē schuldegunge* (= Lehenr. 18; D liest *als si* etc.), — fol. 5 a *al lebet der svn* (= Lehenr. 20 § 3; D liest *alleine l. d. s.*), — fol. 5 b *di hende sulle wegen* (= Lehenr. 22 § 1).

Es kann aber auch nicht der Text von D aus H abgeleitet sein. Dagegen würde schon die grössere Vollständigkeit von D an ursprünglichen Textbestandtheilen sprechen. II 70 und II 71 § 1 sind in H fol. 11 b übersprungen, in D fol. 35 b als cap. LXX und cap. LXXI (Anfang) vorhanden. Ausserdem hat D einige bessere Lesarten als H, die nicht auf selbständige Korrektur des Schreibers, sondern auf den Urtext zurückgehen. In III 30 § 1 a. E. heisst es in D fol. 40 a *so en hat he nicht geentw'tit*, in H fol. 16 a *so nen hat he nicht geentbertet* (Urtext: *so ne hevet he nicht geantwerdet*). In § 2 daselbst bietet D a. a. O. *vrteil en sal he vinden*, H *vrteil nen sal h. v.* (Urtext: *ordele ne sal he nicht vinden*). In III 58 § 2 hat D fol. 47 a dem Urtext gemässer *he en pha is*, H minder gut *he ne pha is* (Urtext *he ne untva 't*). In III 87 § 2 entspricht wieder D fol. 54 b dem Urtext mit den Worten *im en si rechtis geweigirt*, H hingegen bietet fol. 28 b die verderbte Lesart *ime nē si rechtes denne geweigert.* Ferner treffen wir in D eine Eintheilung des Textes an, die sich viel weniger von jener des Urtextes entfernt, als die in H. Mit dem Urtext beginnt neue Kapitel D, nicht aber H bei II 21 § 1, 71 § 1, III 6 § 1, 10 § 1, 14 § 1, 32 § 2 (der Schreiber), 34 § 1 (der Schreiber), 40 § 1, 42 § 1, 43 § 1. Gegen den Urtext beginnt neue Kapitel H, nicht aber D bei II 20 § 2, 71 § 2, III 10 § 3, 15 § 4, 31 § 3 (in D nur der Miniator, nicht der Schreiber), 40 § 2, 42 § 3 (bei *man saget ouch eigenschaft*), 42 § 6. Gegen D stimmt H mit dem Urtext nur bei III 32 § 4, wo D fol. 40 b, nicht aber H ein neues Kapitel (XXXIII) anfängt. Wie mit dem eigentlichen Text des Rechtsbuches verhielt es sich endlich auch mit der sogen. ‚Vorrede von der Herren Geburt‘, die in den

verlorenen Theilen der ersten Bogenlage von D stand und in W fol. 3 b, 4 a abgeschrieben ist. Vergleichen wir diesen Text mit dem entsprechenden in H fol. 30 b, so hatte D mit dem Urtext hinter *orlamunde* die Worte *vñ di markereuen von missene,* die in H fehlen.[1])

Sind nun die Texte in D und H unabhängig unter einander von einem dritten, uns vorläufig unbekannten, Y, abgeleitet, so muss doch die Ableitung sowol in D als auch in H unmittelbar stattgefunden haben. Dieses wird schon durch die ausserordentlich nahe Verwandtschaft wahrscheinlich, die trotz aller sonstigen Unterschiede sich durch die beiden Texte des Rechtsbuches hindurch zieht. Alle Zusätze zum Urtext, die sich in H finden, kommen in D an den gleichen Stellen vor, nämlich II 21 § 4 (H fol. 7 a, D fol. 27 a), § 5 *alse iz des herren waz. he en dinge iz denne vz* (HD a. a. O.), 22 §§ 4, 5 (H fol. 7 b, D fol. 27 b), 48 § 12 a. E. (H fol. 8 a, die vorausgehenden Blätter fehlen, D fol. 32 a), 54 § 5 *ad' wirt iz getret ad' gebeizt* (H fol. 8 b, D fol. 32 b), 56 §§ 2, 3 (H fol. 9 a, D fol. 33 a), 58 sämmtliche Zusätze (H fol. 9 a b, D fol. 33 a b), 61 § 2 *wer hi binnen — schillinge* (H fol. 10 a, D fol. 34 a), 65 § 1 *mit des kindes gute* (H fol. 11 a, D fol. 35 a), 66 § 2 S. 295 *mit gote* (H fol. 11 b, D fol. 35 b), 71 § 3 *ad' ritet* (H fol. 11 b, D fol. 36 a), 72 §§ 3—5 (H fol. 12 a b, D fol. 36 a b), III 1 § 1 *wirt ab' da gerichtet — dar ub' giene* (H fol. 12 b, D fol. 36 b), 4 § 1 *Mit sulchem geczuge — vnschult* (H fol. 13 a, D fol. 37 a), 9 § 1 *in* (H fol. 14 a, D fol. 38 a), §§ 3, 4 (HD a. a. O.), 11 (H fol. 14 a b, D fol. 38 a b), 18 § 1 *ad' mit deme schultheisen — stat* (H fol. 15 a, D fol. 39 a), 26 § 3 *ebenburtigen* (H fol. 16 a, D fol. 40 a), 28 § 1 *Doch muz — czugen muse* (H fol. 16 a, D fol. 40 a), 33 § 5 *da iz inne lit* (H fol. 17 a, D fol. 41 a), 39 § 2 *so is ne — gelt* (H fol. 17 b, D fol. 41 b), § 4 *vf in* (H fol. 18 a, D fol. 42 a), 40 § 4 a. E. *in — denne* (HD a. a. O.), 44 § 1 *den leztē* (H fol. 19 a, D fol. 43 a), 45 § 1 *phundischer phēnninge* (H fol. 19 b, D fol. 43 b), 47, 48 §§ 1—3 (H fol. 20 b, D fol. 44 b), 49—51 (H fol. 20 b, das nächste Blatt fehlt, — D fol. 44 b, 45 a), 60 § 3 *ad' haben gewesen* (H fol. 21 b, D fol. 47 b), 64 § 5 *Vorliet — dulden durfe* (H fol. 22 b, D fol. 48 b), § 7 *der dinget bi sines selves hulden* (H fol. 23 a, D fol. 49 a), 71—73 sämmtliche Zusätze (H fol. 24 a b, D fol. 50 a b), 81 § 1 *deme gute* (H fol. 27 a, D fol. 53 a), 82 § 2—91 (H fol. 27 b—30 a, D fol. 53 b —56 a), Lehenr. 7 § 2 (H fol. 3 a, D fol. 59 a), 22 § 4 *durch daz he der gewere darbet* (H fol. 6 a, D fol. 64 a). Anderseits gibt es eine Gruppe von Interpolationen, die in H fehlen Sie fehlen auch in D, nämlich II 61 § 2 *deme lande to,* III 7 § 2 *oder dut — ime,* der grosse Zusatz bei III 9 § 2, ferner III 31 § 3 *dar umme,* 32 § 1, 42 § 3 *na der warheit* und *dat is nicht ne blef,* 48 § 4, 58 § 2 *des rikes,* 65 § 2 *dar mede,* 70 § 1 *vnde tuch sin,* 87 § 4 *oder nicht weder ne gift, . . . oder weder geven,* 88 § 3 *dat ime — hilgen,* § 4 *gebracht unde,* 89 *oder ander — sime gelik, . . . dar — leget, . . . so — süldegen,* 90 § 2 *mut — klagen unde,* § 3 a. E. *die — gehat,* 91 § 1 *als — sculdeget,* Lehenr. 2 § 3. Gemeinsam ist aber den beiden Hss. auch der Mangel vieler echter Textbestandtheile wie II 51 § 3 *bit an die erde,* III 2 *dagelikes,* 3 *rechten,* 5 § 2, 6 § 2 *oder versat — verkoft het, . . . also — antwerdene,* 9 § 5 *man ine — hevet unde* (statt dessen *he in d' tat m^t dēn gerufte beschriet is*), 10 § 2 *so is die bürge ledich,* 15 § 4 Satz 2, 16 § 1, § 3 *of —*

---

[1]) Dass U. F. Kopp *Bilder u. Schriften* I 134, 137 die angeführten Worte für eine Interpolation hielt, mag theils in seiner Ueberschätzung des Alters von H theils in seiner Unkenntniss der sonstigen Hss. begründet gewesen sein.

antwerden, 21 § 1 *to weder stride . . . rechter, . . . oder in den nesten bidorpen*, 22 § 2, § 3 *over bescedene tiet*, 25 § 3, 26 § 1 *gemeine*, 28 § 2 *vor gerichte*, 31 § 3 *unde — nimt*, 35 § 2 *Vint — tien*, 37 § 1, 38 § 4, 41 § 1 *ledich . . . dat he — dut*, § 4 *up enen anderen*, 44 § 1 *behalden dar von*, 45 § 4 *egenes*, § 7, 46 § 1 *not dun unde . . . iren*, 60 § 1 *len*, 64 § 9 *vogede*, 68 § 2 *dre dage*, 80 § 1 *sveme*, Lehenr. 2 § 4 *unde en ander — vulkomen is, . . . getüch*, § 6 *mach man*, 7 § 1 *wend' it — geweren hevet*, 16 *dar an*, 19 § 1 *du — vore, . . . in*, 22 § 1 *to' me herren*, 24 § 2 *mit ordelen*, — § 3 *dat selve*. Von diesen Mängeln sind die in II 51 § 3, III 35 § 2, 37 § 1, 44 § 1, 46 § 1, 60 § 1, 80 § 1 den Hss. H und D allein eigen. Aber auch eine grosse Menge von ihnen allein oder doch vor andern Hss. eigenthümlichen Lesarten verbindet H und D auf's engste: II 50 *d' and' sit land da bi hat* (H fol. 8 a, D fol. 32 a), 54 § 1 *da heime nicht lasen* (HD a. a. O.), 54 § 5 *zu velde muge gegen* (H fol. 8 b, D fol. 32 b), 59 § 3 *d' lere wagen* (H fol. 9 b, D fol. 33 b), ebenda *he si lere* (H fol. 10 a, D fol. 34 a), 65 § 1 *belemt iz vi* (statt *b. i. in*, H fol. 11 a, D fol. 35 a), 72 § 5 *binnē drin tagē* (H fol. 12 b, D fol. 36 b), III 5 § 1 *ieme des das gut is m^t — urkūde* (H fol. 13 a, D fol. 37 a), 7 § 2 *d' hiz iosaphus* (H fol. 13 b, D fol. 37 b), 12 § 2 *hat irkeime nich^t* (H fol. 14 b, D fol. 38 b), 26 § 2 *In keime vzwendigeme* (H fol. 16 a, D fol. 40 a), 30 § 1 *d' selbe anbbertet* (HD a. a. O.), 32 § 9 a. E. *haslage* (statt *halslage*, HD a. a. O.), 33 § 2 *in allē stetin zu rechte. vn̄* (H fol. 17 a, D fol. 41 a), 33 § 3 *he antw't . . . weigern czu rechte* (HD a. a. O.), 34 § 1 *vor den richter d' in an di achte brachte vn̄ sich da czv rechte biden* (HD a. a. O.), ebenda *ingesigel czu orkvnde* (a. a. O.), 34 § 3 *phliget* (a. a. O.), 36 § 2 a. E. *vber in czu rechte* (H fol. 17 b, D fol. 41 b), 37 § 2 *vor dem geczuge* (statt *von d. g.*, H fol. 17 b, D fol. 41 b), 37 § 3 *keine mite* (Urtext *nene nut!*, HD a. a. O.), 40 § 2 *da gewerde* (Urtext *dar wedde!*, H fol. 18 a, D fol. 42 a), 42 § 3 *uz genemen* (Urtext *upgenemen!*, H fol. 18 b, D fol. 42 b), ebenda *ouch saget mā . . . Man saget ouch* (a. a. O.), 44 § 1 *kerte daz riche* (Urtext *wandelde dat rike*, H fol. 19 a, D fol. 43 b), 45 § 9 a. E. *ad' anders vorwirken* (H fol. 20 a, D fol. 44 a), § 10 *unelicher luyte buzi gibit luczel vrumē* (HD a. a. O.), 47 § 1 *noch d' vorderūge . . . vorderit* (H fol. 20 b, D fol. 44 b), § 2 *braken gilt mā mit eime irme glichē* (HD a. a. O.), 57 § 2 *d' ande' d' marschalk d' herczoge von sachsen. d' dritte d' kemerer d' marcgreue von brandēburk* (H fol. 21 a, D fol. 47 a), 62 § 3 *czu sachsen in deme lande* (H fol. 22 a, D fol. 48 a), ebendort a. E. *Deme erczebischofe von bremen is vnd' tan der* (HD a. a. O.), 64 § 6 *Phalenzgreue vnde lantgreue dinget undir* (H fol. 22 b, D fol. 48 b), 64 § 10 *ad' wi d' lantluyte* (H fol. 23 a, D fol. 49 a), 66 § 2 *noch weder turme* (statt *noch werder noch turme*) *ane des richters orlop des landes* (HD a. a. O.), § 3 *dri bunen vber einander* (HD a. a. O.), 67 *Swer deme anderen sine burc an gewinnet . . . vn̄ helt man im di burc geweldiclich . . . vffe di burc keine clage* (H fol. 23 b, D fol. 49 b), 70 § 2 a. E. *der also gevangen wirt* (H fol. 24 a, D fol. 50 a), 72 *schilt vn̄ sin erbe* (H fol. 24 b, D fol. 50 b), 73 § 3 *di vrischen phēninge* (H fol. 25 a, D fol. 51 a), 74 *ir lipgedinge* (HD a. a. O.), 75 § 1 *recht lipgedinge* (HD a. a. O.), 76 § 2 a. E. *ane gebu vn̄ gerade* (H fol. 25 b, D fol. 51 b), 78 § 4 *vor sines herren burk* (H fol. 26 a, D fol. 52 a), 81 § 1 *der schephen eigen in d' graueschaft is* (H fol. 27 a, D fol. 53 a), 82 § 2 *eime anderen herren gibit* (H fol. 27 b, D fol. 53 b), 86 § 1 *he muz im wettē* (H fol. 28 b, D fol. 54 b), 87 § 4 g. E. *clagen allerwege* (H fol. 29 a, D fol. 55 a), 88 § 2 *bitet d' siczunge . . . er der siczunge*, § 3 *eit reine vn̄ nicht meineide si* (HD a. a. O.), 89 *satel ad' czoum*

ad' sporn. ad' bette. ad' kussen ad' lilachen. ad' ander gut . . . vn̄ tut he sinen eit dar czv (H fol. 29 b, D fol. 55 b), 90 § 2 *ab hez wol weiz w' is getan* (HD a. a. O.), 91 § 1 *ane schult in siner herberge*, § 2 *vnschult. ab he si tut menlich* (H fol. 30 a, D fol. 55 b flg.), § 3 *herberge gebiten. noch dinest* (HD a. a. O.), Lehenr. 7 § 8 *he nē tu . . . woste* (H fol. 3 b, D fol. 59 b), 18 g. E. *anders an der schuldege czogen* (H fol. 4 b, D fol. 62 b), 24 § 2 *da sal he im. d' herre* (H fol. 6 b, D fol. 64 b). — In der Eintheilung des Sachsenspiegeltextes nähern sich H und D einander mehr als irgend einer andern Hs. Neue Kapitel beginnen sie bei II 62 § 3 (‚*LXIII*‘), III 15 § 2 (‚*XV*‘ bezw. ‚*XVI*‘), 26 § 2 (‚*XXVI*‘), 28 § 2 (‚*XXIX*‘), 29 § 2 (‚*XXX*‘), 31 § 2 (‚*XXXII*‘ in D wenigstens der Miniator), 45 § 11 (‚*XLVI*‘), 46 § 1 (‚*XLVII*‘), 48 § 2 (‚*XLVIII*‘), 66 § 3 *Man muz wol buwen* (‚*LXVI*‘), 72 § 2 *Von anegenge* (‚*LXXIII*‘), 78 § 9 (‚*LXXIX*‘), 87 § 3 (‚*LXXXVIII*‘), 88 § 2 (‚*LXXXIX*‘), Lehenr. 2 § 5 (‚II‘), 7 § 4 (‚VIII‘). Keine neuen Kapitel beginnen sie bei II 63 § 1, III 26 § 1, 29 § 1, 30 § 1, 34 § 1 (in D wenigstens der Miniator), 46 § 1, 48 § 1, 66 § 1, 72 (?), 81 § 1, 88 § 1, Lehenr. 2. Die unmittelbare Ableitung sowol von D als H aus Y wird schliesslich auch durch etliche singuläre Fehler bestätigt, welche den beiden Hss. in der ‚Vorrede von der Herren Geburt‘ (s. oben S. 349 f.) gemeinschaftlich sind. Beide nennen unter den geborenen Sachsen anstatt des Herzogs von ‚*lunborch*‘ den von ‚*limborch*‘,[1]) beide ein Geschlecht derer von ‚*dobindisse*‘ oder ‚*obindisse*‘ (Urtext *dobin. dit!*).

Die Arbeit an der Hs. Y scheint unter zwei verschiedene Schreiber in der Art vertheilt gewesen zu sein, dass der eine die beiden ersten, der andere die beiden letzten Bücher schrieb. Die Indefinita *swer, swelch, swenne, swo* nämlich treten sowol in D als in H fast ausschliesslich im dritten und vierten Buch auf, während sie in den beiden vorausgehenden Büchern regelmässig durch *wer, welch, wo* ersetzt sind. Die Initialen haben die Erhaltung des Unterschiedes auch in den Abschriften gesichert.

Die Hs. Y war illustrirt und ebenso eingerichtet wie H und D. Dieses ergibt sich aus der Uebereinstimmung, welche in Bezug auf die räumliche Anordnung der Ssp.-Texte in H und D besteht, und aus der Art, wie insbesondere der Schreiber von D sich in dieser Hinsicht an seine Vorlage anschloss. Wol weichen im Einzelnen die Textcolumnen der beiden Hss. von einander ab. H fängt nicht wie D bei jedem Kapitel eine neue Zeile an. Auch treffen die Anfangs- und Schlusszeilen der beiderseitigen Textcolumnen nicht regelmässig auf einander. In der Hauptsache jedoch stimmt Columne zu Columne. So sind denn auch in beiden Hss. nach dem Schlusskapitel des Landrechts der Rest der Seite und die folgende Seite ursprünglich unbeschrieben gelassen und mit dem Lehenrecht eine neue Bogenlage begonnen. Erst nachträglich hat der Schreiber von H die Rückseite der letzten Landrechtslage dazu benützt, um dort die ‚Vorrede von der Herren Geburt‘, unterzubringen. Der von D aber war schon ebenso wie nachmals der von W bestrebt, nicht mehr und nicht weniger Worte auf eine Columne zu bringen, als er in seiner Vorlage fand, oder m. a. W. den Text genau so wie in der Vorlage mit den Illustrationen parallel gehen zu lassen. Demgemäss gibt es ebenso wie in W auch schon in D am Fuss vieler Textcolumnen leere Linien, obgleich dort weder ein Satz zum Abschluss gekommen noch der Raum von der Illustration beansprucht ist, nämlich fol. 45 b, 46 a, 47 b, 48 a, 49 b,

---

[1]) Auch diese Lesart hält U. F. Kopp a. a. O. für die richtige!

50 a b, 51 b, 54 b, 55 a, 57 b, 59 a b, 60 b, 61 b, 62 b, 63 a b, 64 a, 66 b, 67 a, 70 b, 71 a, 73 b, 76 b, 80 b, 84 b, 89 b, 91 b. Einmal (68 b) wurden sogar ein paar Worte, die am Ende einer Columne geschrieben waren, wieder ausgewaschen, um an die Spitze der nächsten gesetzt zu werden. Noch öfter hat der Schreiber von D, wenn er mit den vorgezogenen Linien einer Columne nicht auskam, noch weitere nachgezogen. Man erkennt sie leicht daran, dass die ursprünglich letzte Linie über den Rand der Columne hinweggezogen ist. Solche Nachtragslinien finden sich fol. 4 a, 6 a, 7 a, 8 b, 9 a b, 10 a, 12 a, 13 a b, 15 a, 16 a, 23 a, 25 a, 26 a b, 27 a b, 28 a, 29 a b, 30 a b, 31 a b, 32 b, 33 a b, 34 a b, 35 a, 37 a b, 38 a b, 39 a, 43 a b, 44 a b, 70 a, 77 a. Auf den beiden zuletzt genannten Seiten hat der Schreiber sich sogar mit freier Hand geholfen. Auf 89 a hat er sogar eine ganze Zeile ohne Linie angefügt. Brauchte er keine ganze Zeile mehr, so schrieb der Schreiber von D wie der von W die Schlussworte der Columne seiner Vorlage unter die letzte Zeile, wie fol. 24 a, 51 a, 54 a, 80 a, 85 b.

War Y eine Bilderhandschrift wie H und D, so fällt nicht nur die hin und wieder geäusserte Meinung, in H liege das Original der gesammten Ssp.-Illustration vor,[1]) sondern es spricht auch schon die Vermutung dafür, dass H und D wie ihren Text so auch ihren Bildervorrat aus Y bezogen haben. Was den Hauptbestand der Illustration betrifft, so dürfte sich denn auch zeigen lassen, dass jene Vermutung sich bewahrheitet. Auch hier soll nur der, allerdings fast zweifelfreie, Altersvorzug von H vor D ausser Betracht bleiben, also untersucht werden, sowol ob die Bilder in H aus D, als auch ob die Bilder in D aus H abgeleitet sein können.

Jedes dieser beiden Abstammungsverhältnisse ist ausgeschlossen. Die Vorlage von H kann nicht D gewesen sein, weil H in vielen Bildern das Richtigere gibt als D in den entsprechenden.[2]) Anderseits kann die Vorlage von D nicht H gewesen sein, weil an vielen andern Stellen die Bilder von D das Richtigere geben als die von H.[3]) Natürlich denken wir hiebei nur an eine solche Richtigkeit, die nicht ebensogut wie der Vorlage auch dem selbständigen Verdienst des Zeichners oder Malers von H bezw. D zugerechnet werden könnte. Doch dürfen wir in dieser Hinsicht nicht viel von jenen Künstlern erwarten, nachdem wir S. 330—338, 342, 343 f. an genügenden Proben erfahren haben, was sie sich bieten zu lassen im Stande waren.

Ebendort haben wir aber auch schon eine Menge von Fällen kennen gelernt, wo ein Bild oder Stück eines Bildes richtig von H, missverstanden von D überliefert wird, und.

---

[1]) Am entschiedensten Sachsze in *Zschr. f. deut. Recht* XIV (1853) S. 41 f., aber auch schon der Recensent Kopp's im *Hermes* VII (1820) 201. Vgl. ferner Homeyer *Des Ssp. zweiter Theil* I 82. Selbst Janitschek scheint noch in seiner *Gesch. d. deut. Malerei* 1890 S. 117 die Bilder in H für Originale zu halten. Die technischen, der Zeichnung zu entnehmenden Gründe für die gegentheilige Ansicht, lasse ich hier unerörtert.

[2]) Einiges hieher Gehörige haben schon Mone in *Teut. Denkm.* Sp. XIII, Kopp *Bilder u. Schr* II 31 f. und dessen Recensent im Hermes VII (1820) S. 201 f. hervorgehoben. Vgl. auch Homeyer *D. Ssp. erster Theil* ³ S. 114, *D. Ssp. zweiter Theil* S. 81 f.

[3]) Dieses ist von den in der vorigen Note Genannten nicht erkannt. Mone und Kopp beurtheilten die beiden Hss. durchaus einseitig gemäss ihrer vorgefassten Meinung zu Gunsten von H. Kopp's Recensent im *Hermes* a. a. O. hat sein Urtheil noch übertrieben. Homeyer dachte wenigstens an die Möglichkeit, D könne unabhängig von H sein, bemerkte aber nur, dass D ‚mitunter ausführlicher‘ ist.

gleichzeitig eine allerdings nicht ebenso grosse Menge von Fällen, wo es sich umgekehrt verhält. Es ist nicht gleichgiltig, in welchem Verhältniss die eine und die andere sich vermehren lässt. Zu II 20 § 1 liegen die alterthümlicheren und zweifellos richtigeren Darstellungen in H fol. 7 a No. 1, 2[1]) (Taf. VII 1, 2) vor, wenn dort der vollbürtige Bruder jedesmal (viermal) doppelköpfig erscheint, während D fol. 27 a No. 1, 2 diese doppelköpfigen Gestalten durch Figurenpaare ersetzt, dabei neben dem Bruder auch die Schwester vorführt, aber den Gegensatz zwischen Voll- und Halbbürtigkeit nicht mehr zum Ausdruck bringt. Im zweiten Bilde von D ist auch der Buchstab *V* unangebracht, da er dazu missleitet, eine Beziehung des Bildes zu dem Satze *Vol wergelt* etc. zu suchen. Das *V* in H dagegen, entsprechend dem *U* in D, bezieht sich richtig auf den Satz *Vngezweite brudir* etc. Um bei II 21 § 5 zu veranschaulichen, wie Einer belehnt wird und das Gebäude auf dem geliehenen Boden mitbekommt, gibt ihm H a. a. O. No. 5 drei Arme, zwei womit er die Mannschaft leistet, und einen, womit er die Thür des Gebäudes ergreift. D fol. 27 a No. 5 lässt ihm nur zwei Arme, so dass er fehlerhaft die Mannschaft mit Einer Hand leisten muss. Der Rossdieb von III 6 § 3 öffnet in H fol. 13 b No. 2 (Taf. XV 3) die Stallthür mit der linken Hand; in D fol. 37 b No. 2 hebt er die Hand ohne ersichtlichen Zweck empor. Zu III 41 § 4 zeigt H fol. 18 b No. 1 (Taf. XX 6) das ‚Erbe', wovon dort die Rede, in Gestalt eines Kleides über dem Erben; in D fol. 42 b No. 1 fehlt jede derartige Andeutung. Die siebenwöchigen Perioden von III 42 § 4 symbolisirt in beiden Hss. (H fol. 19 a No. 1 Taf. XX 1, — D fol. 43 a No. 6) ein Kreis, der sieben kleinere Kreise umgibt. Während aber H in jeden dieser kleinen Kreise eine I schreibt, theilt ihn D durch einen senkrechten Strich in zwei Hälften. Augenscheinlich hat hier der Zeichner von D seine Vorlage missverstanden. Aehnlich liegt die Sache bei III 59 § 2, wo der Fall besprochen wird, dass nach dem Tode eines Bischofs oder Abtes die Wahlberechtigten die Wahl versäumen. Dieses drückt H fol. 21 a No. 4 (Taf. XXIII 7) durch den Weigerungsgestus von zwei Geistlichen (oben S. 338) aus. In D fol. 47 a No. 4 kommt nur ein schwaches Ueberbleibsel dieser Handbewegung und nur bei einer einzigen Figur vor, indem diese die Hände vor der Brust zu kreuzen scheint. Wie nach III 74 die geschiedene Frau ihr Eingebrachtes oder an dessen Statt die vom Manne gelobte Geldsumme bekommt, will H fol. 25 a No. 3 (Taf. XXVII 7) darstellen, wo an dem Hause, worauf die Frau zuschreitet, ihr elterlicher Schild hängt, und der Mann ihr einen Beutel hinreicht. In D fol. 51 a No. 3 ist der Schild weggeblieben und ebenso der Beutel, so dass der Mann die leere Hand nach der Frau ausstreckt. Die fahrende Habe, welche nach III 76 § 2 der Wittwer behält, illustrirt H fol. 25 b No. 1 (Taf. XXVII 10) nicht nur durch Ross, Ochse und Ziege, sondern auch durch zwei Kornhaufen. D fol. 51 b No. 1 ersetzt die beiden Kornhaufen durch zwei weitere Stück Kleinvieh und wird damit ebenso unzulänglich wie überflüssig. Zins und Pflege, die nach III 77 § 2 von der Saat gegeben werden sollen, unterscheidet man in H fol. 25 b No. 5 (Taf. XXVIII 4) deutlich, da man ausser den Geldstücken auch einen vollgehäuften Kornmetzen sieht. In D fol. 51 b No. 5 ist der Kornmetzen durch ein Gefäss ersetzt, worin abermals Geld hoch aufgehäuft ist! Bei der Dorfanlage zu III 79 § 1 erfreut uns in H fol. 26 b No. 4 (Taf. XXIX 3)[2]) die charakteristische Figur des Zimmerers, der mit der umgekehrten Axt die Giebelbalken eines Hauses fest-

---

[1]) Farbig bei Kopp a. a. O. I 84.

[2]) Farbig bei Kopp a. a. O. I 126.

schlägt. In D fol. 52 b No. 4 besorgt er das mit der hohlen Hand. Im Lehenrecht trägt der nach 4 § 4 zu Gericht sitzende Herr in H fol. 2 a No. 4 (Taf. II 4)[1]) den Richterhut, in D fol. 58 a No. 4 bloss das Schapel. Die Unebenbürtigkeit des Sohnes (20 § 3) kennzeichnet H fol. 5 a No. 3 (Taf. V 5)[2]) durch einen gestürzten rothen, die Uebergenössigkeit des Vaters durch einen aufrechten goldenen (gelben) Schild. In D fol. 63 a No. 3 sind beide Schilde roth. Den Fürsten mit Fahnlehen in 20 § 5 erkennen wir in H fol. 5 b No. 1 (Taf. V 8) an der Fahne in seiner Hand; da er aber noch zwei Hände braucht, um die Mannschaft seines Vassallen zu empfangen, so ist er dreiarmig. D fol. 63 § 2 verzichtet auf die Fahne, um ihn zweiarmig darstellen zu können. Bei 21 § 2 bleibt in H fol. 5 b No. 2 (Taf. V 10)[3]) der Sohn, der die Mannschaft als Nachfolger seines Vaters verschmäht, sitzen, während er in D fol. 63 b No. 2 steht.

Zum Vortheil von D fällt die Vergleichung aus bei II 22 § 1, da dort fol. 27 b No. 1 der Richter, gegen den das Zeugniss abgelegt wird, mit der Rechten nur eine hinweisende Bewegung macht, während er in H fol. 7 b No. 1 (Taf. VII 6) die Hand zum Schwur erhebt.[4]) Den Mann mit der Peitsche beim Pflug (III 20 § 1) kleidet D fol. 39 a No. 4 in den Bauernkittel, H fol. 15 a No. 4 irrthümlich[5]) in die Farben des Fronboten, weil allerdings dieser sonst ebenfalls eine Peitsche zu tragen pflegt. Den Kampfschild bei III 45 § 9 gibt D fol. 44 a No. 4 richtig, während ihn der Zeichner von H fol. 20 a No. 4 (Taf. XXII 7) missverstand. Auch in dem schon oben S. 354 angeführten Bilde zu III 77 § 2 zeichnet sich D vor H aus, insofern dort die aufgegangene Saat sichtbar ist, — in der ebenfalls schon S. 354 erwähnten Illustration zu III 79 § 1 insofern dort der Mann, der sein Gut zu Erbzinsrecht empfängt, nicht wie in H als der Bauermeister dargestellt wird, der seinen richtigen Platz erst im nächsten Bildstreifen hat. Zu III 82 § 1 deutet D fol. 53 b No. 1 den Gegenstand der Botschaft an durch den hinweisenden Gestus der linken Hand des einen Boten. In H fol. 27 b No. 1 (Taf. XXX 2) ist diess übergangen. Im selben Bild hat H ungehöriger Weise den Buchstaben *S*, während er dort im folgenden Bilde, wo er hingehört, fehlt. In D steht dieses *S* an der richtigen Stelle. Einen falschen Bildbuchstaben, *B* statt *K*, hat H auch bei II 65 § 1 fol. 11 a No. 1 (Taf. XI 7), während D den richtigen bietet. Im Lehenrecht bei 7 § 9 erblickt man in D fol. 59 b No. 1 die beiden Gesammtbelehnten, die nicht zugleich Zeugniss geben können; in H fol. 3 b No. 1 (Taf. III 1) ist einer davon fortgeblieben. Das Abläugnen eines Lehens in Lehenr. 14 § 4, 15 § 1 stellt D durch das Verstecken von Aehren unter dem Obergewand dar (s. oben S. 343), zweifellos besser als H fol. 4 a No. 1, 3 (Taf. IV 1, 3), wo der leugnende Mann nur die Hand unter sein Obergewand steckt, während die Aehren hinter seinem Rücken verschwinden.

Bis hieher ergibt sich nun bei näherem Zusehen auch, dass eine starke Fehlergruppe, wodurch D hinter H zurücksteht, — ebenso wie gewisse Fehler in W (oben S. 343) — sich am einfachsten dadurch erklärt, dass die Vorlage an den entsprechenden Stellen, sei

---

[1]) Farbig bei Kopp a. a. O. I 60.

[2]) Farbig bei Kopp a. a. O. I 78.

[3]) Farbig bei Kopp a. a. O. I 82.

[4]) Vgl. auch die Anmerkung von K. J. Weber in *Teut. Denkm.* Sp. XXXV.

[5]) Daher auch eine irrthümliche Verwerthung dieses Bildes bei Chr. Eckert *Der Fronbote* (1897) S. 45 No. 1 zu dem Schluss, bei der Pfändungserlaubniss habe der Fronbote den Richter vertreten können.

es durch Feuchtigkeit, sei es durch Abscheuerung, undeutlich geworden war. Mehrmals z. B. erscheinen die Hände einer Figur nicht, wie sie sollten, zusammengebunden, sondern nur übereinander gelegt (fol. 34 b No. 5, 37 b No. 4, 50 a No. 5); in der Vorlage wird eben der Strick durch einen Strich vertreten und verblasst gewesen sein. Aehnlich muss es sich dort verhalten haben mit dem Korn im Metzen bei III 77 § 2, mit dem als Pfand gebotenen Becher bei III 40 § 2, mit der Axt des Zimmerers bei III 79 § 1, mit der Stallthür in der Hand des Rossdiebes bei III 6 § 3, dem Trauring in der Hand des heiratenden Wenden bei III 73 § 3, dem Beutel in der Hand des geschiedenen Mannes bei III 74, der Fackel in der Hand des Lehensherrn bei 19 § 4 des Lehenrechts, dem ‚Sachs' in der Hand des Deutschen bei III 50, mit dem Deich und der Wasserflut bei II 56 § 1, der Dachtraufe bei II 49 § 1, dem Schweinekoben bei II 54 § 1, den Kornhaufen bei III 76 § 2, dem Geld, das der Vormund zahlt, bei III 3, den Zweigen, die bei der Gutsleihe gereicht werden, bei III 44 § 3, mit den Ziffern in den Wochenkreisen bei III 42 § 4, mit den Gesten der Säumniss bei III 59 § 2, des Wählens bei III 57 § 2, des ‚Bestätigens' bei III 13, des Klagens bei III 46 § 2, der Trauer bei 2 § 2 des Lehenrechts, ferner mit dem bannenden Geistlichen bei III 63 § 2 und dem exorcisirenden bei III 21 § 2, dem ausziehenden Fürsten bei III 8, dem Lehrer am Anfang des Lehenrechts, der Aebtissin bei III 60 § 1, dem ‚fahrenden' Landsassen bei III 45 § 6,[1]) dem todten Alexander bei III 44 § 2, der klaffenden Wunde bei III 46 § 2 u. s. w. Wäre hingegen H die Vorlage für D gewesen, so bliebe auch bei Unterstellung der ärgsten Gedankenlosigkeit des Zeichners und des Malers von D eine Reihe von Fehlern daselbst völlig unerklärbar. Wie z. B. wollte man das steinartige Gebilde erklären, das der Pfandgeber in D fol. 42 a No. 2 anstatt eines Bechers darbietet, wenn die Vorlage H war, wo auf fol. 18 a No. 2 der Becher so deutlich als möglich zu sehen ist? Wie hätte der Zeichner von D den Kormetzen in H fol. 25 b No. 5 für eine Geldkiste, das Messer in H fol. 20 b No. 6 für einen Stecken, die Brandfackel in H fol. 5 a No. 4 für ein Aehrenbüschel halten, wie hätte er die Zimmermannsaxt in H fol. 26 b No. 4 übersehen können?

Allerdings gibt es genug Stellen, wo wir in der einen oder der andern Hs. ein Missverständniss einer deutlichen Vorlage annehmen müssen, Stellen endlich die zeigen, dass sich die Zeichner und Maler absichtlich von der Vorlage entfernten. Bei denen von D ergibt diess schon das Kostüm, das zwar noch nicht so fortgeschritten wie das in W, aber weiter fortgeschritten als jenes in H ist. Dahin rechne ich z. B. die gekürzten Männerröcke, die dreifach bekrönte Tiara, die Lappenärmel, das Kragenhersenier mit Beckenhaube, den Faustschild mit spitzkegeligem Nabel, den Judenhut mit überhöhter Spitze und Kugelknauf (oben S. 339 f.). Fortgeschritten ist in D auch die Entwicklung des sächsischen Wappens, das dort fol. 48 a No. 2 nicht mehr gespaltenen Schild mit halbem Adler zeigt wie in H fol. 22 a No. 2 (Taf. XXIV 4).[2]) Fortgeschritten endlich ist die Architecturzeichnung (oben S. 341), die

---

[1]) Vgl. den Landsassen in D fol. 53 a No. 3 und in H fol. 27 a No. 3 (Taf. XXIX 8).

[2]) Farbig bei Kopp a. a. O. I 111 und bei Posse *D. Siegel der Wettiner* II Sp. 9/10. Der Adler verschwindet aus dem Schild bald nach der Veräusserung der magdeburger Burggrafschaft 1294 (ungefähr seit 1295), v. Mansberg im *Neuen Arch. f. sächs. Geschichte* VI (1885) S. 85 f., F. K. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg *D. sächsische Rautenkranz* (1863) S. 3, M. Schmid, *Münzen u. Medaillen der Herzoge v. Sachsen-Lauenburg* S. 22, Posse a. a. O. Sp. 24.

so in der Vorlage nicht gewesen sein kann, da sich in H keine Spur davon findet. Demnach lässt sich leicht verstehen, dass der Illustrator von D auch zur Bildcomposition seiner Vorlage zuweilen eine freiere Stellung einnahm, als sie einem blossen Kopisten zugekommen wäre, — nicht immer zum sachlichen Vortheil der Illustration. Ihn scheinen mehr künstlerische Rücksichten geleitet zu haben. So erklärt sich die Vermenschlichung der zweiköpfigen und der drei- und mehrarmigen Gestalten, die er freilich nicht streng durchführte, — vielleicht auch mitunter die Vereinfachung eines Bildes durch Fortlassen einer Figur, deren Bedeutung er nicht erkannte, wie z. B. fol. 54 b No. 4, 5 (zu III 87 §§ 2, 3), 57 b No. 5 (zu Lehenr. 4 § 1), wo er jedesmal um eine Figur weniger gibt als H fol. 18 b No. 4, 5 (Taf. XXXI 6, 7), 16 No. 5 (Taf. I 13).

Aber auch der Illustrator von H scheint der Versuchung zu absichtlichem Aendern nicht immer widerstanden zu haben, insbesondere wo er meinte abkürzen zu können, so wenn er bei III 49 den Herrn des Hundes, im Lehenrecht bei 4 § 1 die beiden Zeugen des Aufgebotes, bei 7 § 9 den einen Mitbelehnten, oder wenn er bei II 54 § 5 drei Thiere, bei III 48 § 1 ein Stück Vieh weglässt (s. oben S. 334, 336, 330).

Von hier aus gewinnen wir nun die Erklärung für eine Reihe sehr auffälliger Gegensätze unter den Bildern von H und D. Haben sich die Illustratoren dieser beiden Hss. von vornherein nicht streng an die Aufgabe blosser Kopisten gehalten, so verstehen wir vor Allem, warum nicht jedes Bild in der einen sein Seitenstück auch in der andern hat. S. oben S. 330, 336. Wir verstehen ferner, warum bei weitgehender Uebereinstimmung der meisten Bilder doch einige, sei es in H, sei es in D, sich wie mehr oder minder vollständige Umarbeitungen der Vorlage ausnehmen, wobei auch neue Zuthaten nicht ausgeschlossen sind. Dahin gehört der Abgabenkalender bei II 58 § 2, wo entweder H oder D eine principielle Umarbeitung enthält (s. oben S. 330 f.). Bei III 83 § 3 scheint die Umarbeitung in D fol. 53 b No. 4 vorzuliegen.[1]) Den Richter zwar und den Käufer sowie des letzteren Geld, auch das gekaufte Grundstück geben beide Hss. (H fol. 27 b No. 4 Taf. XXX 6) ziemlich gleichartig. Aber an der Stelle des Zweiges, den in H der Käufer aus der Hand des Verkäufers empfängt, erblicken wir in D einen Rock mit Aermeln, der die fahrende Habe versinnbildet, wovon der Text spricht. Letztere erscheint in H in Gestalt der Köpfe eines Rosses, eines Rindes und einer Ziege, die hinter dem Verkäufer zum Vorschein kommen. Auf der andern Seite stürzt hinter diesem sein Kopf zu Boden, zum Zeichen, dass er nur Gewähr leistet, so lang er lebt. In D fehlen die Thiere und der Kopf. Dagegen erhebt sich dort hinter dem Verkäufer ein Gebäude von jener budenartigen Form, die S. 341 besprochen wurde. Die rechte Hand des Verkäufers, die in H den Zweig darreicht, deutet in D auf den Käufer. Sachlich falsch ist keines der beiden Bilder, wenn auch D weniger anschaulich. Die Unterstellung von Missverständnissen reicht hier zur Erklärung der Abweichungen nicht aus.

Absichtliche Kürzungen oder Erweiterungen und Umarbeitungen müssen in beiden Hss. bei III 31—36[2]) stattgefunden haben, nämlich in H fol. 16 b No. 1—6 (Taf. XVIII 5—9), fol. 17 a No. 1—6 (Taf. XIX 1—6) und in D fol. 40 b No. 1—5, 41 a, No. 1—6.[3]) H fol. 16 b

---

[1]) Zum Folgenden vgl. K. J. Weber in *Teut. Denkm.* Sp. 68, Homeyer *D. Ssp. erster Theil* [3] S. 114.

[2]) Zum Folgenden vgl. K. J. Weber a. a. O. Sp. 35 ff., 65 ff., wo sich mancherlei Irrthümer finden.

[3]) Dass hier tiefer gehende Unterschiede obwalten, hat man schon früher bemerkt, Hermes VII (1820) S. 201.

No. 1 illustrirt bloss mit drei Figuren die Forderung des Erben nach 31 § 1, D fol. 40 b No. 1 ausserdem auch[1]) noch in vier anderen Figuren das Nichtantworten der Erben nach 31 § 2. Hier könnte H gekürzt, aber auch D erweitert haben. Ebenso im nächsten Streifen zu 31 § 3, 32 §§ 2, 3, wo D drei Szenen, H hingegen nur zwei bringt. Die erste Szene gehört in H und D zu 31 § 3. Während aber D vier Figuren und den symbolischen Jahresring aufwendet um die Gefangennahme, den Tod des Verwundeten nach Jahresfrist und den Ausschluss der Erbenklage zu schildern,[2]) wovon der Text handelt, beschränkt sich H auf zwei, allerdings umso deutlichere Figuren, um bloss die Festnahme zu schildern. Der Mann, der den andern ergreift, schultert auf beiden Bildern ein Schwert mit der Rechten; seine Linke aber fasst den Gefangenen in H an der Hand, in D am Rockkragen, ein Unterschied, dessen Ursache hier wol mit den Grössenunterschieden des Raumes zusammenhängt. Auch in der zweiten Szene desselben Streifens lässt H nur zwei Personen auftreten, den Richter und zwischen zwei Schilden, einem höheren und einem niedrigeren, den Kläger, der in 32 §§ 2, 3 behauptet, er sei der Eigenherr des Beklagten und demgemäss auf seinem Kopf das Schapel trägt. D hingegen stellt uns zunächst (links) den Richter, den Kläger und den Beklagten vor, der über einem Reliquienkasten nach § 2 beschwört, dass er sich nicht zu eigen gegeben habe, sodann (rechts) wieder den Kläger, der nach § 3 mit zweien seiner Eigenmannen schwört, dass jener sein geborener Eigenmann sei.[3]) Die Schilde fehlen in D und sind hier auch entbehrlich. Der dritte, in beiden Hss. sehr figurenreiche Streifen enthält in D zwei Szenen, in H nur eine. Dort schwört vor dem Richter selbsiebent zuerst rechts gemäss 32 § 4 der Herr des von einem Dritten beklagten Eigenmannes, dann (links) gemäss § 5 dieser selbst auf die Heiligen, wobei er sich mit noch einem Andern zu der vorigen Gruppe mit dem Gestus der Abwehr zurückwendet zum Zeichen, dass er ‚seine Freiheit behält und ihr Zeugniss verlegt.‘ H[4]) hingegen lässt den Richter weg und illustrirt nur den § 5, diesen aber ausführlicher als D: man sieht links den Kläger, der eben über dem Reliquiar seine Hand zum Schwur erhoben hat, und hinter ihm seine zwei Eigenmannen, ihm gegenüber rechts den Beklagten, der ihm die Schwurhand wegzieht, gefolgt von sechs Helfern, die ihm von Vater und Mutter zugeschoben werden, d. h. halbschichtig von Vater- und Mutterseite zur Verfügung stehen müssen.[5]) Auf dem vierten Streifen sieht man in H vier, in D sieben Männer. H schildert den in 32 § 7 erwähnten Vorgang, wie vor dem Richter der Erbe gegen die Selbstübergabe seines Blutsfreundes an einen Herrn Widerspruch erhebt: der sich Ergebende legt seine Hände auf die Brust und lässt sich von dem Herrn am Rockkragen ergreifen, während der Erbe ihn an der Schulter zurückhält.

---

[1]) Homeyer *D. Ssp. erster Theil*³ S. 115 hat hierauf aufmerksam gemacht.

[2]) Irrig zieht Weber a. a. O. Sp. 65 zu diesem Bilde auch noch die Figuren des Richters und des Klägers aus dem vorigen Streifen, die in der Reproduktion der *Teut. Denkm.* Taf. XXXIII 1 willkürlich durch eine punktirte Linie von der Gruppe rechts getrennt sind.

[3]) Weber a. a. O. nimmt hier nur eine einzige Szene an: die drei Männer an dem Reliquiar hinter dem Beklagten sollen dessen Eidhelfer sein. Aber abgesehen davon, dass der Eidhelfer entweder nur zwei oder sechs sein müssten, wäre die Stellung der Eidhelfer an einem besonderen Reliquiar durchaus singulär.

[4]) In Farben bei Kopp a. a. O. I 93 (untere Hälfte).

[5]) Vgl. Kopp a. a. O. I 96 f.

D bringt links denselben Vorgang,[1]) doch ohne den Herrn: der sich Ergebende zieht seinen Erben am Oberarm herbei, während dieser mit der Gebärde der Weigerung sich abwendet. Rechts hat D aber auch noch eine Illustration zu § 8, die in H vollständig fehlt: der Eigenmann ist noch zweimal zu sehen, stehend und mit gebundenen Händen, da ihn der Herr bis zu seinem Tode behält, und liegend, zu Füssen seines nach der Ergebung geborenen Kindes, das der Herr nach dem Tod des Eigenmannes als sein eigen an der Hand ergreift. Der letzte (fünfte) Streifen der Columne in D enthält drei Szenen mit acht Figuren zu 32 § 9, nämlich die Beweisführungen des Klägers mit Magen und Mannen vor dem Richter und den ‚Halsschlag', womit der Kläger sich des Beklagten unterwindet. Der fünfte Streifen in H stellt nur zwei Gerichtsszenen mit fünf Figuren dar: die Klage des Herrn gegen den Eigenmann, den er am Rockzipfel zu sich herzieht, und seinen Eid mit zwei Helfern. Erst in einem sechsten Bilde unter der Textcolumne hat dort der Halsschlag seinen Platz gefunden. Auf der folgenden Columne stimmen die ersten Streifen in den beiden Hss. (zu III 32 § 10) noch so ziemlich überein. Der Gestus des Bussempfängers ist in H deutlicher als in D. In No. 2 werden die Unterschiede wieder schärfer. Vor dem König stehen in D vier Männer, in H[2]) drei Männer und eine Frau, die alle dort ihr Recht haben und vor dem König an jedem Ort nach ihrem Recht antworten (33 §§ 1, 2). Den Mann unmittelbar vor dem König charakterisirt H durch das Messer in seiner Hand als Sachsen,[3]) den hinter ihm durch seine Tracht, gelben Rock, grünen Mantel und Fehkragen als Franken,[4]) den dritten durch den Fisch in seiner Hand als Repräsentanten der thüringischen Heringesser.[5]) Die Frauenfigur soll wol zum Ausdruck bringen, dass der König wie über jeglichen Stamm und jeglichen Stand, so auch über jegliches Geschlecht richtet. Der Zeichner von D fühlte sich dem Anschein nach zu einem Verbesserungsversuch berufen. Er machte aus der Frau einen Fürsten, den er an der schleierartigen Kopfbedeckung zu erkennen meinte und nur noch mit der Herrenkrone ausstattete. Von den besondern Merkmalen der drei anderen Figuren behielt er nur den fränkischen Mantel übrig.[6]) Aus dem emporgehaltenen Messer des Sachsen ist in D eine erhobene Hand geworden. Die Gebärden, womit in H drei von den Figuren auf sich deuten, sind in D verschwunden, wogegen hier der König viel entschiedener als in H auf den Franken (= des ‚Mannes Recht') zeigt und der unmittelbar vor ihm stehende Mann auf den Boden weist, weil er nach 33 § 5 auf eine Klage um Eigen nicht nach ‚seinem', sondern nach des Landes Recht antwortet. D hat hier, kürzend, diese Gebärde aus dem dritten Streifen der Vorlage heraufgenommen. Denn in No. 3 von H[7])

---

[1]) Weber a. a. O. und Homeyer *D. Ssp. erster Theil* ³ S. 114 meinen, es sei der § 6 illustrirt. Sie übersehen, dass der Mann mit den untergeschlagenen Armen klein und jugendlich d. i. als Erbe, der ihn Anfassende als grösser und bärtig (= alt) d. i. als sein Erblasser dargestellt ist. Wunderlich die Doppelbedeutung, die Weber der jugendlichen Gestalt gibt!

[2]) Farbig bei Kopp a. a. O. I 98 (obere Hälfte); die Erklärung dazu S. 97 f.

[3]) Vgl. H fol. 20 b No. 6 (Taf. XXIII 3), 24 a No. 2, 4, 5 (Taf. XXVI 6, 8, 9, Kopp I 123), auch 24 b No. 2 (Taf. XXVII 1).

[4]) So auch fol. 24 b No. 2 (Taf. XXVII 1), 24 a No. 2, 4 (Taf. XXVI 6, 8) und O fol. 79 a No. 1.

[5]) ‚*Halec assatum Thuringis est bene gratum*' in Mone's *Anzeiger* 1838 Sp. 508 und dazu H. Rückert *Leben des h. Ludwig* S. 105. Künstliche Erklärungsversuche bei Kopp und Weber a. a. O. und bei Sachsze in *Zschr. f. deut. Recht* XIV (1853) S. 40 f.

[6]) So auch fol. 45 b No. 2.

[7]) Farbig bei Kopp a. a. O. I 98 (untere Hälfte).

steht wiederum vor dem König ein Beklagter und deutet auf ein Grundstück mit Kornähren. Aber man sieht dort auch den kampfgerüsteten Kläger, von dem der Beklagte, den Zeigefinger seiner rechten Hand aufstreckend, sich abwendet. Es ist eine Illustration nicht zu § 5, sondern zu § 3 des 33. Artikels. In D fehlt eine solche gänzlich. An ihrer Statt enthält D fol. 41 a No. 3 ein Bild zu 34 § 1: in der Mitte steht am Reliquienkasten der Verfestete, der ‚VI' Wochen dem Hof des Königs gefolgt ist; er schwört auf die Heiligen, dass er vor seinen Richter kommen werde, der rechts im Bilde schon seiner wartet. Links thront der König, der mit der rechten Hand den Eid entgegennimmt.[1]) Möglicherweise war die Vorlage von D in No. 3 übel mitgenommen. Denn wie in H so enthält auch in D der dritte Streifen drei Figuren, wovon die zur Linken den thronenden König vorstellt; hier wie dort trägt er — im Gegensatz zu No. 2 — kein Szepter; in H hält er in der linken Hand den Reichsapfel; in D fehlt dieser, während die Handhaltung noch daran erinnert. Der schwörende Mann in D nimmt eine ähnliche Körperstellung ein wie der Kampfbereite in H. Die Kopfhaltung des Richters in D entspricht ungefähr jener des Beklagten in H. Es könnte sich also in D um den Versuch einer Restauration des im Sinne von 34 § 1 umgedeuteten Vorbildes handeln.[2]) Im vierten Streifen nähern sich nun wieder die beiden Hss. einander. Hier ist in beiden der wahre Platz für das Bild zu 34 § 1: vier Personen; in der Mitte der verfestete Mann dem König zugewandt, auf die Heiligen schwörend; in H zu seinen Füssen, in D zu seinen Häupten die Ziffer VI; hinter ihm, rechts, zwei Männer, die in H den Zeigefinger, in D die Schwurfinger der rechten Hand erheben, während sie mit der Linken (in D allerdings nur einer) zu Boden deuten, wo in H die Zahl II steht zum Zeichen, dass der Schwörende in zwei Wochen vor seinen Richter kommen werde.[3]) In D ist diese Zahl ausgeblieben. Links sitzt der König auf dem Thron. In D deutet er mit der Rechten auf den Schwörenden, während er die Linke leicht erhebt. In H bleibt seine Rechte unsichtbar, während er mit der Linken dem Schwörenden den besiegelten Brief überreicht, wovon der Text spricht. In D sieht man von diesem nichts. Der fünfte Streifen bringt in jeder Hs. eine Darstellung, die der andern vollständig abgeht. H setzt hier die Illustration zu 34 § 1 fort, allerdings mit der falschen Kapitelnummer ‚XXXVI': dem sitzenden Richter überbringt der von ihm verfestete Mann den Königsbrief. D geht über zu 35 §§ 1, 2 und zwar zu dem verstümmelten Text dieses Artikels, wie er in H und D vorliegt: Geschildert wird, wie ein auf handhaftem Diebstahl oder Raub Gefangener vor dem Richter steht, angeblich[4]) von einem Andern kämpflich gegrüsst wird und mit aufgestrecktem Zeigefinger sich auf seinen Gewähren beruft,[5]) der dem Kampfkläger von hinten her die

---

[1]) Vgl. die entsprechende Gebärde der rechten Hand bei dem Richter auf fol. 22 a No. 5 (zu II 4 § 1). Die Gebärde des Friedewirkens macht dort der Richter mit der linken Hand. Im oben besprochenen Bilde kommt sie nicht vor.

[2]) Weber a. a. O. Sp. 66 geht bei seinem abfälligen Urtheil über D No. 3 von der vorgefassten Meinung aus, dass dieser Streifen dem vierten in H entsprechen solle.

[3]) Die Zahl ist also nichts weniger, wie überflüssig. A. M. Weber a. a. O. Sp. 38. Wäre nicht die Gebärde der linken Hand, so könnte man die beiden Männer links im Bilde für Schwurzeugen halten. So aber werden wir in ihnen Bürgen zu erkennen haben. Dass der sich aus der Verfestung Ziehende Bürgen stellen muss, sagt die sog. Treuga Henrici c. 19 (Mon. Germ. Const. II 401).

[4]) Nach dem richtigen Text gibt es eine Kampfklage nicht gegen ihn, sondern nur gegen Einen, den man keiner handhaften That anschuldigen kann.

[5]) Nach dem richtigen Text ist gerade ihm eine solche Berufung versagt.

Hand auf die Schulter legt. Während nun H mit dem fünften Streifen die Columne schliesst, folgt in D noch ein sechster unter dem Text zu 36 §§ 1, 2, die in H überhaupt nicht illustrirt sind. Man sieht rechts, wie der Kampfkläger den Beklagten am Rockkragen packt, dann in Gestalt einer grünen Rose[1]) das Urtheil, womit die Klage gefristet wird, und in Gestalt einer Lilie den Frieden, den der in der Mitte sitzende Richter den Parteien mit dem Zeigefinger der rechten Hand wirkt, links aber wie eine Partei den Frieden an der andern bricht und dem Richter dafür die Geldstrafe entrichtet.

Gewissheit darüber, ob absichtliche Aenderungen der Vorbilder mehr in D oder mehr in H stattgefunden haben, würde sich freilich erst gewinnen lassen, wenn wir eine von H und D unabhängige Bilderhss. vergleichen könnten. Die Frage muss also aufgeschoben bleiben, bis die Stellung von O aufgeklärt sein wird.

Sind nun die Bildercyklen H und D unter einander nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar verwandt, so stammt doch jeder von Beiden unmittelbar von der nämlichen Vorlage ab. Kein Gegengrund würde sich bei dem beträchtlichen Altersvorzug von H vor D daraus ergeben, dass die Vorlage von D schlimmer zugerichtet war als die von H. Es wird sich übrigens zeigen, dass auch schon in der Vorlage von H die Zerstörung begonnen hatte. Das wirkliche Verhältniss geht nicht nur aus der sachlichen Gleichheit hervor, die trotz aller technischen Unterschiede an den meisten Illustrationen hüben und drüben auffällt, sondern auch aus Umständen, die noch bündigere Schlussfolgerungen zulassen.

Schon zweimal (S. 342, 344) hatten wir unsere Aufmerksamkeit den in Deckfarben ausgemalten Bildbuchstaben in D zuzuwenden, und es wurde auch schon bemerkt, dass dort der Zeichner in feinen Strichen die Buchstaben für den Miniator angegeben hatte, dass aber dieser nicht zufrieden damit noch andere Buchstaben hinzufügte. Sicherlich wich der Miniator damit von der Vorlage ab. Nicht minder aber muss es auffallen, dass der Miniator sehr oft die vom Zeichner geforderten Buchstaben nicht dahin setzte, wo sie vorgezeichnet waren. Beinahe jedes Blatt bietet Belege dafür. Künstlerische Gründe, die den Maler bewegen konnten, von der Vorzeichnung abzugehen, lassen sich nicht entdecken. Aesthetische Rücksichten hätten ihn im Gegentheil bestimmen müssen, die vorgezeichneten Buchstaben zu übermalen, statt sie neben den farbigen stehen zu lassen. Sein Verhalten erklärt sich hingegen durchaus einfach, wenn schon die Vorlage diese Buchstaben farbig an eben den Plätzen aufwies, die den von ihm gewählten entsprachen. Er würde es also in Bezug auf den Ort dieser Buchstaben genauer mit der Vorlage genommen haben, wie der Zeichner. Dass dem so war, ergibt sich nun aus H. Auch hier finden sich Bildbuchstaben und zwar ungefähr diejenigen, die auch D haben würde, wenn der Miniator dieser Hs. sich mit den ihm vorgezeichneten begnügt hätte. Die Bildbuchstaben in D nun, welche denen in H entsprechen, befinden sich farbig meistens an demselben Platze, wo sie auch in H stehen. Man vergleiche z. B. H Taf. VII 1 mit D fol. 27 a No. 1 (*B*), H a. a. O. 2 mit D a. a. O. 2 (*U* = *V*), H a. a. O. 3 mit D a. a. O. 3 (*D*), H a. a. O. 6 mit D fol. 27 b No. 2 (*W*), H a. a. O. 8 mit D a. a. O. 3 (*B*), H a. a. O. 11 mit D a. a. O. 5 (*Z* = *C*), H Taf. VIII 2

[1]) So immer in D z. B. fol. 24 a No. 1—5, 24 b No. 1—5, 25 a No. 1, 2, 50 a No. 1, 2, 9 a No. 1, 2. — auch in H fol. 24 a No. 2. Verständnisslos Weber a. a. O. Sp. 67, 52; schön dagegen J. Grimm *Deut. Rechtsalterthümer* [4] I 280 f.

mit D fol. 32 a No. 2 (*I*), H a. a. O. 3 mit D a. a. O. 4 (*B*), H a. a. O. 8 mit D fol. fol. 32 b No. 3 (*B*), H a. a. O. 10 mit D a. a. O. No. 4 (*W*), H Taf. IX 5—9 mit D fol. 33 b No. 1—4 (*G*, *D*, *W*, *S*), H Taf. X 2—5 mit D fol. 34 a No. 1—4 (*W*, *S*, *D*, *D*), H Taf. XI 1—4 mit D fol. 34 b No. 1—4 (*W*, *S*, *W*, *E*), H Taf. XII 4, 5 mit D fol. 35 b No. 1, 2 (*D*, *W*), H a. a. O. 7, 8 mit D a. a. O. No. 4, 5 (*W*, *B*), H Taf. XV 7 mit D fol. 38 a No. 1 (*S*), H Taf. XVI 1, 2 mit D a. a. O. No. 3, 4 (*S*, *S*), H a. a. O. 5—7 mit D fol. 38 b No. 2—4 (*W*, *A*, *S*), H a. a. O. 9, 10 mit D fol. 39 a No. 1, 2 (*E*, *S*), H Taf. XVII 2, 3 mit D a. a. O. No. 4, 5 (*S*, *S*), H a. a. O. 7, 8 mit D fol. 39 b No. 4, 5 (*S*, *B*), H Taf. XX 2, 4, 5 mit D fol. 42 a No. 1, 3, 4 (*S*, *S*, *E*), H a. a. O. 6, 7, 11, 12 mit D fol. 42 b No. 1, 2, 5 (*S*, *G*, *M*, *I*), H Taf. XXIII 9, 10, XIV 1, 2 mit D fol. 47 b No. 1, 2, 4, 5 (*K*, *I*, *V*, *G*), H Taf. XXIV 3, 4, 6 mit D fol. 48 a No. 1, 2, 3, 5 (*W* = *V*, *S*, *D*, *S*), H a. a. O. 8—11 mit D fol. 48 b No. 1, 2 (*D*, *G*), 3 (*D*, *A*), H Taf. XXV 6—11, 13 mit D fol. 49 No. 2 (*I*, *D*), 3 (*D*, *D*), 4 (*D*, *D*), 6 (*M*), H Taf. XXVII 10, XXVIII 1, 2, 4 mit D fol. 51 b No. 1, 2, 3, 5 (*H*, *N*, *S*, *D*), H Taf. XXXI 4—7 mit D fol. 54 b No. 2—5 (*Z* = *C*, *S*, *D*, *R*), H Taf. II 1—5 mit D fol. 58 a No. 1—5 (*S*, *S*, *O*, *D*, *S*), u. s. w. An einigen Stellen, wo der Maler von D ganz auf den Bildbuchstaben vergessen hat, hilft uns der Zeichner zum gleichen Ergebniss: es nehmen das *W* von H Taf. VII, 6, das *V* von H Taf. XXI 2 (innerhalb des Jubeljahrkreises!), das *B* von H Taf. XXIV 7, das *I* von H Taf. XXIX 7, das *S* von H Taf. XXXII 3 vorgezeichnet den ziemlich genau entsprechenden Platz ein in D fol. 27 b No. 1, 43 a No. 2, 48 b No. 1, 53 a No. 2, 55 b No. 1.

In diesem Zusammenhang erhalten wir nun aber auch den Beweis dafür, dass die Vorlage, woraus die Illustrationen sowol von H als von D unmittelbar abgeleitet wurden, Y war. Einmal nämlich steht ein falscher Bildbuchstab in beiden Hss. an der nämlichen Stelle, in H fol. 27 a No. 3 (Taf. XXIX 8) das *C* und in D fol. 53 a No. 3 das *Z* (= *C*) beide anstatt eines *L*. Denn das Bild gehört, wie schon Kopp und Weber bemerkt haben, nicht zu III 81 § 1 *Zuget* (*Czuget*) *abir* etc., sondern zu III 80 § 2 *let der kunig* etc. Diesen Satz zeichnete aber auch der Schreiber keiner der beiden Hss. durch eine Initiale aus. Er muss also schon in Y einer Initiale entbehrt haben. Der fehlerhafte Bildbuchstab in der Vorlage von H und D war durch jenes Schreiberversehen veranlasst, das in Y obwaltet. Die Vorlage von H und D war folglich sowol im illustrativen wie im schriftlichen Theil Y.

III.

Die Stellung der Handschrift zu Oldenburg.

Der Text dieser Handschrift[1]) unterscheidet sich schon äusserlich von dem der andern Bilderhss. in mehrfacher Hinsicht. Er ist niedersächsisch, wie er denn auch dem Epiphonem nach in einem niedersächsischen Benediktinerkloster, Rastede, von einem Niedersachsen, dem Mönch Hinrik Gloyesten, und für einen niedersächsischen Besteller, den Grafen Johann von Oldenburg (1336) geschrieben wurde.

Der Text von O ist ferner ganz anders eingetheilt als H, D (W), ja als irgend eine andere bekannte Hs. des Sachsenspiegels. Er zerfällt in fünf Bücher, wovon die drei ersten das Landrecht, die beiden letzten das Lehenrecht enthalten.[2]) Das erste Buch reicht bis II 13, das zweite bis II 66, das dritte bis zum Schluss des gemeinen Landrechtstextes, das vierte umfasst die ersten 57 Artikel, das fünfte den Rest der Lehenrechtsvulgata. Insoweit stimmt O noch mit einer ebenfalls niedersächsischen, jedoch einer andern Textklasse angehörigen Hs. von 1342 überein, die sich früher in der Dombibliothek zu Bremen befand und jetzt in der dortigen Stadtbibliothek befindet.[3]) Allein eigen ist dagegen dem Oldenburger Text die Zerlegung seiner Bücher in ‚Tafeln' und dieser in Kapitel. Die Tafeln entsprechen ebensovielen Columnen des Inhaltsverzeichnisses und sind im Landrecht durch alle drei Bücher hindurch mit dem fortlaufenden Buchstaben a—t, im vierten Buch mit a—h bezeichnet. Die Bezeichnung der Tafeln des fünften Buches fehlt. Die Zählung der Kapitel beginnt innerhalb jeder Tafel von neuem, und ihre Abtheilung ist eine durchaus selbständige, insbesondere verschieden von der in der Y-Gruppe. Da das fünfte Buch (fol. 113 b—133 b) dieselbe Eintheilung hat, aber des Inhaltsverzeichnisses entbehrt, von dem sie doch abhängt, da ferner die vorhandenen Inhaltsverzeichnisse in Fassung und Eintheilung mehrfach vom Text abweichen, so muss die ganze Eintheilung von O schon in dem von Gloyesten abgeschriebenen Text durchgeführt gewesen sein. Wir bezeichnen diesen mit N.

Der Gegensatz der Eintheilung schon schliesst es aus, dass irgend ein Text der Y-Gruppe von O oder N abstamme, auch wenn wir den Altersvorzug, den O und N wenigstens vor D und W behaupten, in Anschlag bringen. Dazu kommen aber noch andere Unterschiede, die der Text O (N), selbst wenn wir ihn mittelst des Inhaltsverzeichnisses berichtigen und von leicht zu berichtigenden Fehlern absehen, im Vergleich mit H D bezw. Y aufweist. Dem Text O mangeln an Bestandtheilen des echten Textes u. A I 44 *vbir iren rechtin vormūden*, 62 § 2, II 12 § 6 *in eine — graueschaft*, 28 § 4 *ertrike*, III 45 § 9 *Spelluden — mannes*,

---

[1]) Herausgegeben (ziemlich fehlerhaft) von A. Lübben *Der Sachsenspiegel Landrecht u. Lehnrecht nach dem Oldenburger Codex picturatus* (1879).

[2]) Es ist ein Hauptfehler des Lübben'schen Textabdruckes, dass er das fünfte Buch nicht vom vierten unterscheidet. Auch frühere Berichte über den Codex geben immer nur 4 Bücher an, so Grupen bei Spangenberg *Beytr.* 50, Zepernick *Miscellaneen* IV 377, Runde *Patriot. Phantasieen* 215, Homeyer *D. Ssp. zweiter Theil* I 35 und *Deut. Rechtsbücher* No. 659.

[3]) Ueber sie Homeyer *D. Ssp. erster Theil*[3] S. 28, *D. Ssp. zweiter Th.* I 6 mit 327—329, *D. deut. Rechtsbücher* Nr. 79.

54 § 2 *unde unrecht krenke,* 59 § 2 *der — gat,* 60 § 1 *ledich,* 62 § 2 *di marke zu lusiz,* 66 § 3 *oder mit staken,* 69 § 1 *sunder — sin,* Lehenr. 4 § 4 vor *Swat: unde buten vireldage,* 4 § 5 *gudes,* 7 § 1 *irst,* 7 § 3 *of ime sin herre,* 11 §§ 3, 4 *in siner gewalt — des lenes stat,* 23 § 1 *des . . . gerichte — selve,* 66 § 2 *des steveres — unde,* 68 § 5 *mannen — sinen,* 72 § 1 *Binnen — halden,* § 7 *oder let — gebroken,* 79 § 2 *unde — geboden.* Alle diese Stellen sind in der Y-Gruppe vorhanden. Ferner hat O häufig schlechtere Lesarten als die Y-Gruppe, von denen schwerlich alle auf das Kerbholz Gloyestens kommen, so z. B. I 2 § 2 *Tho ieweliker wis,* 2 § 4 *minsche blodende wnde,* 18 § 1 *Drierhande minschen recht,* 22 § 2 *wol denen unde wol lon,* 55 § 2 *uan den dorpe,* 56 *he sal dat lantrecht,* 63 § 4 *den warue bannen,* § 5 *sal ene vore eschen des vronen boden,* 70 § 3 *er it ouernachtid* (d. i. *ouer nacht tid*), *claghet het des uronen boden,* II 10 § 5 *bekenne eder betere,* 13 § 2 *oner nacht tid,* § 8 *richtere rechte,* 56 § 2 *afschauet den damme,* 58 § 2 *In sunte walburghe daghe is de lamerthegede uordenet. in sunte bartholomeus daghe is allerhande tins unde pleghe uordenet* (umgestellt), 66 § 1 *unde in kerkhou en,* 72 § 2 *de borch breken mit campe,* III 5 § 1 g. E. *ane scande,* 6 § 2 *ne mach nc mot dar,* 26 § 2 *De schepene, de des stoles,* 40 § 4 *suluer gelden ane inredent alse ghinge,* 42 § 2 *latet ir nicht,* § 5 *keyser sin belden unde,* 51 § 1 *unde ere weregelt,* 57 § 2 g. E. *to coninghe willet,* 64 § 11 *der burmestere mene,* 66 § 3 *enes kinnes ho,* 76 § 3 *wol arcbeyden,* 85 § 3 *wol bringhen,* Lehenr. 4 § 3 *sal mēden beden,* 22 § 1 *dar he sic to, so weghede,* 25 § 4 *ghewernet to lenc,* 44 § 2 *mit rechte lene,* 47 § 1 *to claghe bringhen,* 52 *de eme de herre to lenrechte beschede,* 65 § 20 *dat he beschuldeghe den man. de nicht uore comen nis,* 67 § 4 *De man ne hcuet sime herren io nicht to antwordene,* 69 § 9 *dat beschuldeghede ordel,* 76 § 1 *nor unrecht,* § 7 *heft he eme untseghet,* 80 § 2 *de ene an den man wiset,* 88 § 4 *enen uoruestman,* § 5 *umme wedde.*

Auf der anderen Seite hat O Textbestandtheile, die der Y-Gruppe mangeln. Vorhanden sind nicht nur III 7 § 3 *eder dot he ungherichte an eme* und 32 § 1, Zusätze, die zwar dem Urtext noch fremd waren, aber schon in sehr frühen Texten vorkommen, ferner von jüngeren Zusätzen meist die vollere Form, sondern auch II 51 § 3, III 5 § 2, 16 § 1, 22 § 2, 25 § 3, 37 § 1, 38 § 4, und die volle Fassung von III 2, 3, 6 § 2, 10 § 2, 16 § 3, 22 § 3, 31 § 3, 35 § 2, 44 § 1, 46 § 1, 60 § 1, 80 § 1 sowie die vollere von III 7 § 3, 9 § 5, 21 § 1, 26 § 1, 28 § 2, 41 § 1. Vgl. oben S. 350 f. Ferner finden sich in O gute Lesarten an Stellen, wo die Y-Gruppe schlechte oder doch minder gute bietet, so II 50 *de in ander sit lant heuet,* 51 § 1 *ganghe* (HD *spruchkämeren*), § 3 *ganghe* (HD *spâchkämern*), 54 § 1 *to hus nicht laten,* 59 § 3 *De ydele wagen, . . . he si idel,* 64 § 1 *de solen claghen,* 65 § 1 *belemet it enen,* III 7 § 2 *iosephus,* 12 § 2 *heuet den andren nicht to antwordende,* 30 § 1 *suluen antwordet heuet,* 31 § 3 *begunt,* 32 § 9 *halsslage,* 33 § 3 *He mot antworden . . . weygheren to antwordene,* 34 § 1 *uor deme richtere to comen de. de ene norneste und in de achte brachte. uor den sal he sic to rechte beden, . . . ingheseghel. de deme richtere dat to wetende do,* § 3 *pleghet,* 36 § 2 *ouer ene na uredes rechte,* 37 § 2 *nan ghetughe,* § 3 *nine nut,* 40 § 2 *der pande,* 42 § 3 *upnemen, . . . Oc segget sume lude, . . . So segget sume lude,* 45 § 9 *eder mit andren dinghen uorwerket,* § 10 *Vnechter lude bote,* 47 § 1 *werderinghe . . . werderet,* 47 § 2 *bracken mach men ghelden,* 64 § 10 *al weder dat der lantlude,* 66 § 2 *noch werder noch torne,* § 3 *dre dele bouen en ander,* 67 *sine borch afwint,* 74 *ere liftucht,* 75 § 1 *recht liftucht,*

81 § 1 *eghen in de grafschap*, 82 § 2 *enen anderen ghift*, 86 § 1 *he mot wedden*, 87 § 4 a. E. *claghen. swar men*, 88 § 2 *der sattinghe ouer ene bedet*, . . . *er der sattinghe*, 89 *sadel eder uilt. tom. sporen eder ander god enes andren mannes nimpt uor dat sinen lik. eder bedde*, . . . *unde dar he sinen ed dar to don*, 90 § 2 *denoch he wol wet*, . . . *begunt*, 91 § 1 *binnen sinen weren*, § 2 *of he se don dar*, § 3 *herberghe noch bede noch dënest*, Lehenr. 4 § 1 *schacht rowe* (HD *schat rowe*), 18 g. E. *anders an der schuldeghinghe toghen*, 22 § 1 *ghesamneden* (HD *gevaldenen*), 24 § 2 *dar sal eme de herre*. Hiernach ist es auch ausgeschlossen, dass der Text in O (N) von irgend einem Gliede der Y-Gruppe abstamme.

Es besteht also zwischen den Texten der Y- und der N-Gruppe nur Seitenverwandtschaft. Doch gehören sie derselben Ordnung innerhalb derselben Textklasse an. Ihr nächster gemeinschaftlicher Vorfahre enthielt alle diejenigen Bestandtheile des echten Textes und alle diejenigen Zusätze, die in einer der beiden Gruppen erhalten sind.[1]) Denn wo etwas davon in der andern Gruppe fehlt, lässt sich der Abgang leicht auf ein Versehen der Schreiber von Y oder von O (N) zurückführen.[2]) Ja in der Mehrzahl dieser Fälle liegt ein solches Versehen offenbar vor. Gewisse Zusätze aber, die man in der Vulgata findet, waren in dem Text, wovon Y und N zunächst abstammen, noch nicht vorhanden. Schon Homeyer hat in dieser Hinsicht auf I 26, Lehenr. 2 § 3, 31 § 2, 55 § 3 hingewiesen. Hinzufügen sind II 61 *deme lande to*, III 9 § 2 *Vrede — afnemen*, 51 § 1 *den vulwassen — mul unde*, 72 *nimt*. Anderseits waren jenem Texte schon viele echte Stücke abhanden gekommen, vor allem die Reimvorrede, dann namentlich im Lehenrecht 5 § 1 *alle . . . vor war*, 7 § 1 *wend'it — hevet*, 10 § 4 *de man — gelegen hevet*, 15 § 3 *nicht*, worüber zu vgl. Homeyer's Anmerkung zu diesem §, 19 § 1 *du — vore*, . . . *in*, 22 § 1 *to 'me herren*, 24 § 2 *mit ordelen*, § 3 *dat selve*, § 4 *to dage*, § 5 *benümden*, § 8 *dat he nicht komen ne mach*, § 9 *den ime echt not benam*, 30 § 2, 34 *dur dat — hebbet*, 42 § 2 *unde büt — rechte*, 44 § 2 *jegen den herren*, 49 § 2, 55 § 6 *enen manne*, 56 § 4 *Swat dar ledich an wert*, 60 § 1 *dat he seget*, 65 § 9 *dar man ime degedinget*, 80 §§ 1, 2 *an dene man — he ne hebbe*, — aber auch im Landrecht II 27 § 1 *die sal ine — untvurt*, III 15 § 4 *Sve so rade — geboren sin*, 40 § 4 *unde penninge*, 45 § 7, 53 § 1 *Jewelk — palenzgreven*, 64 § 9 *vogede* (!), 75 § 2 *ire* vor *gedinge*. Einige dieser Lücken müssen auch einem Leser sofort auffallen, der keinen volleren Text vergleicht. Sie konnten sich daher schwerlich lange fortschleppen, ohne Ergänzungsversuche zu veranlassen. Der nächste gemeinsame Vorfahre von Y und N dürfte also kaum weit hinter beiden zurückliegen. Dazu stimmt, dass die Reihenfolge der einzelnen Textstücke in Y und N die gleiche war, auch wo sie von jener der Vulgata abwich, was theils auf Erhaltung theils auf Veränderung des Ursprünglichen beruhte. Die Y- und die N-Gruppe haben noch die ursprüngliche Stellung von I 61 §§ 3, 4 (nebst dem Zusatz § 2) vor 60 § 3, auch die ursprüngliche Stellung von II 32 (nebst dem Zusatz 33)

---

[1]) Das Gegentheil kann nicht einmal bei Stücken wie bei III 32 § 1 oder III 48 § 4 angenommen werden, die nur in O (N) vorhanden sind. Man müsste sonst für möglich halten, dass alle andern Hss.-Klassen, die diese Zusätze haben, von O (N) abstammen, was durch die Eintheilung von O (N) ausgeschlossen, oder aber dass O (N) einen Mischtext biete.

[2]) Vgl. Lübben in seiner Ausgabe S. V f., 106 Note 2, 123 Note 2.

hinter 39.[1]) II 4 § 3 setzen sie hinter II 7. Die beiden Zusätze in I 2 § 3 stellen sie um. Die Worte *dat he plichtich is eme to donde van des rikes gude* im Lehenr. 69 verschieben sie aus § 8 sinnlos in § 10. Dazu kommen mancherlei anomale Lesarten, die man sowol in der Gruppe Y als auch in der Gruppe N, sonst aber selten antrifft, wie z. B. III 52 § 2 *den vorsten vanen len vnd di vorsten den greuen di greueschaft vnd der greue den schultheisen das schultheistum*, § 3 *durch das kein greue . . . uber den greuen*, 73 § 3 *vnde anderswo me*, Lehenr. 4 § 1 *di romischeme*, 5 § 1 *ab der andere ane len erben*, 11 § 1 a. E. *di rechtin clage gezuget*, 12 § 2 g. E. *hir undir*, 15 § 1 *ab si daz gut*, 20 § 2 *gedinges daran*, u. dgl. m., worüber die Varianten in den Homeyer'schen Ausgaben Aufschluss ertheilen. Endlich fehlt es aber auch nicht an Anhaltspunkten dafür, dass der Text, auf den O zurückgeht, ebenso wie der von Y obersächsich war. Schon das obersächsische *geschet* neben dem niedersächsischen *schut* fol. 87 a, das mehrmals für *vul* stehende *wol* (fol. 17 b, 85 b), *ander veyde* für *anderwerbe* (fol. 23 b), das häufige *keghen*, insbesondere aber, worauf R. Schröder hingewiesen hat,[2]) die Lesarten *de gan da* fol. 29 b, und *blo̊t gheruchte*[3]) fol. 32 a sprechen deutlich für obige Annahme, und von hier aus werden sich auch die andern obersächsischen Formen, die schon Lübben S. VII auffielen, am einfachsten erklären.

Dass N illustrirt war, darf vorläufig als wahrscheinlich gelten. Denn wie die Schreiber von H, D und W in der räumlichen Anordnung ihrer Abschriften verraten, dass sie die Congruenz von Bild und Textcolumne anstreben, die sie in ihren Vorlagen antrafen, so auch Hinrik Gloyesten insoferne, als er wenigstens an zwei Stellen, nämlich bei den Initialen am Beginn des II. und V. Buches, sogar den Zusammenhang der Wort- und Textbestandtheile opferte, nur um genau diejenigen auf eine bestimmte Zeile zu bringen, die in seiner Vorlage dort standen.[4])

Auch hier also würde sich wieder eine Vermutung dafür ergeben, dass Text und Illustration einer Hs. aus einer und der nämlichen Quelle abgeleitet sei. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, keinesfalls wiederholt der illustrative Theil von O die Vorlage getreu, und zwar nicht nur darum nicht, weil die Bemalung nur bei einem kleinen Theil der Bilder vollendet, bei den meisten nicht einmal begonnen und weil selbst die Zeichnung bei den meisten unausgeführt geblieben ist, sondern auch weil die Zeichnungen in einer ganz eigentümlichen Weise mittelst Bausen übertragen wurden. Letzteres verrät sich schon am Zug der Umrisse und am Fehlen der Gesichter innerhalb der Kopfkonturen. Ausserdem aber hat der Kopist von mindestens 255 Darstellungen die Bausen einfach auf der Vorderseite abgeklatscht, so dass die Umrisse im Gegensinn zu stehen kamen.

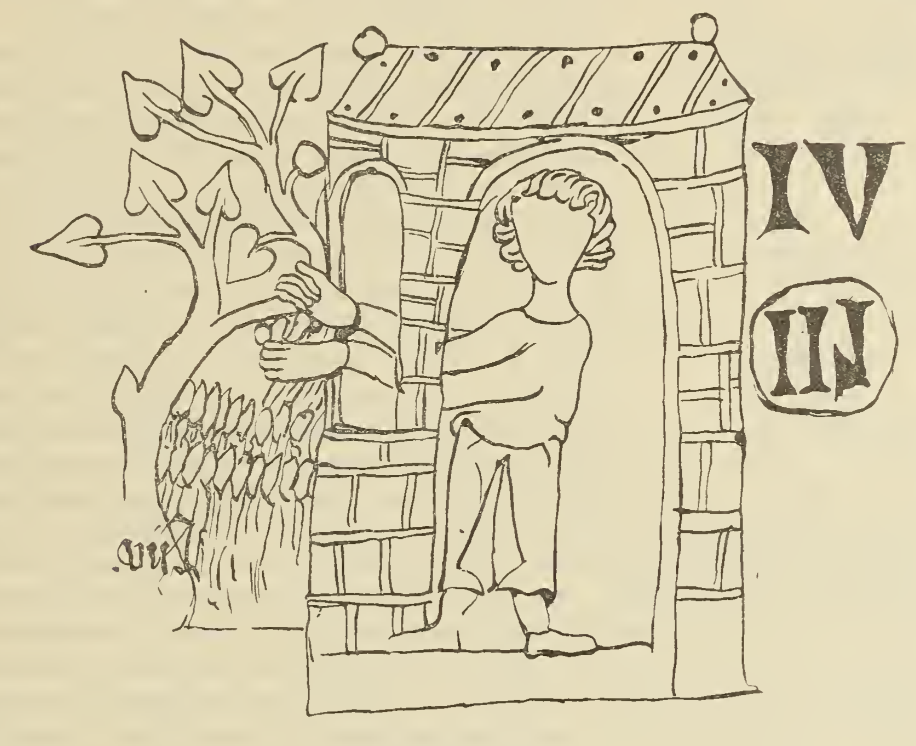
[1]) HD sind hier defekt. Aber W fol. 34 a b ergänzt sie.

[2]) *Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie* I 1880 Sp. 327.

[3]) Das Inhaltsverzeichniss in W fol. 5 a gibt bei I cap. LXII ebenfalls an: *Vmme blut gerichte* (= *Umme blot gerüchte* des Urtextes).

[4]) An andern Stellen freilich hat Gloyesten in diesem Bestreben nachgelassen. Er hat das cap. XIX der Tafel g vom IV. Buch zu schreiben vergessen (s. Lübben S. 123 Note 2). Er hat ferner die ersten Zeilen von Lehenr. 77 aus Versehen schon hinter cap. XXIIII der ersten Tafel vom V. Buch gebracht und wieder durchstrichen. Er hat endlich — von andern Auslassungen abgesehen, die wahrscheinlich ihm zuzuschreiben sind — die §§ 4—8 von Lehenr. 76 und obige Anfangszeilen von Lehenr. 77 hinter § 76 § 3 vergessen und erst auf fol. 135 hinter seinem eigenen Epiphonem nachgetragen.

Diess erhellt nicht nur aus einem Vergleich jener Bilder von O mit den entsprechenden in H und D, eventuell W,[1]) sondern auch unmittelbar aus einem Bildstreifen in O, wo römische Zahlzeichen in einer Art Spiegelschrift erscheinen. Bei II 44 § 1 (fol. 54 a No. 3) fasst ein Mann zum Zeichen seiner Gewere am Gute, mit beiden Händen aus dem Hause herauslangend, den einen Ast eines zweiästigen Baumes an. In O geschieht diess von links, in D fol. 30 b No. 2 von rechts her. Zum Zeichen, dass die rechte Gewere Jahr und Tag gedauert hat, stehen in D rechts hinter dem Hause die Zahlen LI (fehlerhaft statt LII), diese in einem Ring, und darüber VI, d. h. zweiundfünfzig und sechs Wochen. In O stehen die entsprechenden



Oldenburg fol. 54 a.

Zahlen links hinter dem Hause, aber verkehrt, wie hier das vorstehende Facsimile zeigt. Nicht immer wurden freilich die Bausen verkehrt übertragen. Aber auch wo es unterblieb, kam es vor, dass Zahlzeichen wenigstens verkehrt kopirt wurden. Bei III 51 § 1 gehen in O fol. 78 a No. 7 wie in D fol. 45 a No. 4, 5 die Pferde und der Eber von rechts nach links. Aber das

[1]) Man vergleiche z. B. O fol. 6 b No. 1 (bei Spangenberg *Beytr.* 1822 tab. VI Columne rechts) mit D fol. 3 b No. 4, — O fol. 6 b No. 3, 4 (a. a. O.) mit D fol. 4 a No. 1, 2, — O fol. 7 a No. 1—4 (a. a. O. Columne links) mit D fol. 4 a No. 3—6, — O fol. 7 a No. 5 (a. a. O.) mit D fol. 4 b No. 1. — O fol. 10 a No. 1 (a. a. O. tab. VIII Columne links) mit D fol. 6 a No. 1, — O fol. 15 a No. 2 (bei Lübben S. 18/19) mit D fol. 9 a No. 1, — O fol. 23 a No. 3 (a. a. O. S. 24/25) mit D fol. 13 b No. 1 (zweite Hälfte), — O fol. 24 a No. 1 (a. a. O. S. 26/27) mit D fol. 13 b No. 5.

Zahlzeichen, das über dem Ross zur Rechten geschrieben steht, erscheint in Spiegelschrift. Es soll, wie aus D zu ersehen, ‚XII‘ (sc. Schillinge) bedeuten; s. Abbildg.[1]) Der Kopist befand sich aber mit seinen Bausen auch noch insofern im Nachtheil, als er zur Zeit ihrer Uebertragung in den Cod. O ausschliesslich auf sie angewiesen war. Die Bilderhs., woraus sie genommen waren, lag ihm damals nicht mehr vor. Bildbuchstaben, mittelst deren ihre Reihenfolge hätte in Ordnung gehalten werden können, fehlten beinahe allen Blättern, — wahrscheinlich schon in der Vorlage. Die Folge war, dass sowol der Parallelismus von Text- und Bildcolumne in O unterbrochen als auch die Ordnung in der Reihenfolge der Bilder gestört wurde. Ohne Rücksicht auf die Beziehungen zwischen Wort und Bild drängte der Illustrator auf fol. 6 a—8 a so viele Bildstreifen zusammen, dass er die beiden nächsten Bildcolumnen leer lassen musste, um auf 9 b wieder mit dem Texte zusammen zu treffen. Aus der richtigen Reihe gerieten ihm die Bausen zu III 9 §§ 1, 2, 4, 5, indem er sie auf fol. 67 a No. 1, 66 b No. 1—3 übertrug, ebenso zu III 42 § 3, wo auf fol. 74 b die No. 5 vor No. 1—4, zu III 52 § 2, 53 §§ 1—3, wo auf fol. 79 a die NNn. 4, 5 vor 1—3 stehen müssten, zu III 63 §§ 2, 3, wo auf fol. 82 a die NNn. 4 und 5, zu III 64 §§ 3, 4, wo auf fol. 82 b die NNn. 3 und 4, endlich zu III 78 §§ 1, 2, wo auf fol. 86 a die NNn. 3 und 4 umzustellen wären. Ohne Rücksicht auf den Text von O hat sein Illustrator auch seinen ganzen bis gegen das Ende des Landrechts reichenden Mappeninhalt in der Art aufgebraucht, dass er Bilder einstellte, zu denen es an einem Text gebrach, wie fol. 12 b No. 1 das Gut, das der Mann mit seinem Weibe nimmt (I 12 *Svat aber — brudere nicht*), fol. 58 b[2]) den Termin des Gänsezehntes (II 58 § 2), fol. 59 b No. 4, 5 den Eid, den nach des Entleihers Tod der Verleiher vor dem Richter schwört (II 60 § 2), fol. 77 a No. 3 die Busse an Spielleute und an jene, die sich zu eigen geben (III 45 § 9), fol. 84 b No. 1 die Leute, die über jedermann Urtheil finden können (III 70 § 1)[3]). Ja er hat sogar ein paar Bilder eingemischt, die auch nicht in der geringsten Beziehung zu irgend einem Worte irgend eines Ssp.-Textes stehen, nämlich fol. 38 b No. 2 die grosse Darstellung des Glücksrades, fol. 64 b am untern Rande einen heraldischen Adler. Dafür aber scheinen ihm auch wieder Bilder zu vorhandenen Textstücken verloren gegangen zu sein, wie zu III 31 § 3, 32 §§ 2, 3, 48 § 1 Satz 1. In der Y-Gruppe wenigstens finden sich Illustrationen zu diesen Stellen.[4]) Vielleicht erklärt sich überhaupt so das Abbrechen der ganzen Illustration in O bei III 81 § 1.



Oldenburg fol. 78 a.

---

[1]) Aehnlich O fol. 82 b No. 3 (zu III 64 § 4), wo anstatt ‚LX‘ (sc. Schillinge) ‚XL‘ steht.

[2]) Lübben S. 58/59.

[3]) Zu allen diesen Darstellungen vgl. D fol. 7 b No. 3, 33 a No. 5, 34 a No. 2, 44 a No. 4, — H fol. 9 a No. 8, 10 a No. 2, 20 a No. 4, 24 a No. 4 (Taf. IX 4, X 3, XXII 6, XXVI 8).

[4]) H fol. 16 b No. 2, 3 (Taf. XVIII 6, 7), fol. 20 b No. 4 (links, Taf. XXII 14), D fol. 40 b No. 2, 44 b No. 4 links.

Schon theilweise hierauf beruht der fremdartige Eindruck, den bei oberflächlicher Betrachtung die Bilder von O im Vergleich mit denen von HDW erwecken. Aber noch Anderes trägt dazu bei, wie die Art der Illumination, die durchaus von jener in HDW abweicht, soweit sie überhaupt durchgeführt ist, mehr aber noch die abweichenden Grössenverhältnisse der Zeichnungen, die ein grösseres Format und Volumen beanspruchten, als es für HDW nöthig war, häufig sogar die Auflösung eines Bildstreifens in zwei erforderten, wie z. B. O fol. 7 b No. 1—3[1]) = D fol. 4 b No. 2, 3, — O fol. 12 b No. 2, 3 = D fol. 7 b No. 4, — O fol. 15 b No. 3, 4 = D fol. 9 a No. 1, — O fol. 16 b No. 1, 2 = D fol. 9 b No. 1, — O fol. 17 b No. 4, 5 = D fol. 10 a No. 5, — O fol. 44 a No. 3—6 = D fol. 25 b No. 1, 2, — O fol. 55 a No. 4, 5 = D fol. 31 a No. 4, — O fol. 56 b No. 2, 3 = D fol. 32 a No. 3, — O fol. 61 a No. 1, 2 = D fol. 34 b No. 5, H fol. 10 b No. 5 (Taf. XI 6), — O fol. 62 a No. 1, 2 = D fol. 35 a No. 6, H fol. 11 a No. 6 (Taf. XII 2, 3), — O fol. 64 a No. 4, 64 b No. 1 = H fol. 12 b No. 4 (Taf. XIV 2), D fol. 36 b No. 4, — O fol. 70 a No. 2, 3 = D fol. 40 a No. 1, H fol. 16 a No. 1 (Taf. XVII 9, 10), — O fol. 72 b No. 6, 73 a No. 1 = D fol. 41 b No. 4, H fol. 17 b No. 4 (Taf. XIX 9), — O fol. 82 b No. 4, 3 = H fol. 22 b No. 4 (Taf. XXV 1), D fol. 48 b No. 4, u. dgl. m. Auch dass mitunter mehrere Bildstreifen, die HDW textgemäss scharf von einander getrennt halten, von O in einander geschoben werden, wie z. B. D fol. 4 b No. 4, 5 = O fol. 7 b No. 4[2]), oder D fol. 5 a No. 1—3 = O fol. 8 a No. 1, 2,[3]) und insbesondere die Streifen des Abgabenkalenders fol. 58 b[4]) = H fol. 9 a (Taf. IX 4), D fol. 33 a, mag durch Grössenunterschiede veranlasst sein.

Alle diese Gegensätze jedoch können wir hier ausschalten, da sie dem genealogischen Zusammenhang keinerlei Eintrag thun. Damit ermöglichen sich nun aber bei weitaus den meisten Bildern von O Gleichungen mit Bildern der Y-Gruppe. Höchstens 40 entziehen sich solchen Gleichungen. Diese selbst würden den buntesten Wechsel in der Gruppirung der Hss. ergeben, wenn wir die einzelnen Glieder der Y-Gruppe mit O vergleichen wollten. Aber nicht sowol hierauf kommt es an, als auf einen Vergleich zwischen Y selbst und O. Einzelne Glieder der Y-Gruppe kommen also für uns gegenwärtig nur insoweit in Betracht, als sie einen Schluss auf den Inhalt von Y zulassen.

In einer stattlichen Zahl von Fällen nun schlägt der Vergleich zum alleinigen Vortheil von Y aus. O ist minder vollständig und daher auch minder verständlich als D bei II 11 § 4, 12 §§ 3—5, 7, 9, 12, 13, da dort die das Urtheil symbolisirenden Rosen nur einmal, fol. 41 b No. 3, hier dagegen fol. 24 a No. 1—25 a No. 2 überall, wo erforderlich, vorkommen. Minder vollständig und zugleich missverständlich ist O fol. 57 a No. 1 (zu II 52 § 1), wo zwar das Herüberziehen des Hopfens, nicht aber wie in H fol. 8 a No. 4 (Taf. VIII 4) und D fol. 32 a No. 4 auch der Zaun zu sehen ist, über den der Hopfen flechten muss. Minder vollständig und daher minder deutlich ist O ferner bei II 66 § 1 fol. 61 b No. 1, wo das Friedenssymbol, die Lilie, beim thronenden König fehlt, im Gegensatz zu H fol. 11 a No. 3 (Taf. XI 9), D fol. 35 a No. 3. An Vollständigkeit lässt sich O von D übertreffen bei I 2

---

[1]) Bei Spangenberg *Beytr.* tab. VII (rechts).

[2]) Bei Spangenberg a. a. O.

[3]) Bei Spangenberg a. a. O. (links).

[4]) Bei Lübben S. 58/59, wo aber die Anordnung des letzten Streifens willkürlich verändert ist.

§ 3: D fol. 4 a No. 6 zeigt an der Spitze der Pfleghaften auch den Fronboten, der nach dem Text aus ihnen gewählt, seinen Amtseid ‚auf die Heiligen‘ schwört; fol. 7 a No. 4 in O[1]) stellt zwar wie D dem Schultheissen fünf Pfleghafte gegenüber, lässt aber keinen als den Fronboten erkennen. So erkennt man den Fronboten auch nicht bei der Pfändung in O fol. 37 a No. 5 (zu I 70 § 2), während ihn D fol. 21 b No. 2 durch Tracht und Attribut scharf charakterisirt. Ebendort steht O auch insofern an Deutlichkeit hinter D zurück, als die dreimal zwei Wochen, während deren das Pfand zu Borge gethan werden soll, in O durch 2 × 3, in D durch 3 × 2 Striche repräsentirt werden. Dass bei I 4 nur W (= D fol. 5 b No. 3), nicht auch O fol. 9 b No. 1[2]) den im Text erwähnten Stummen vorführt, hat schon Homeyer *D. Sachsensp. erster Theil* ³ 115 bemerkt. Falsch stellt O fol. 30 b No. 1 die Bannleihe von I 59 § 1 dar: die Gesten der Hände sind so gezeichnet, als ob nicht der Richter dem König huldigte, sondern der König dem Richter Mannschaft leistete. D fol. 17 a No. 5 vermeidet diess. Bei II 69 sieht man in H fol. 11 b No. 4 (Taf. XII 7) und D fol. 35 b No. 4 nicht bloss den Mann, der das Schwert schwingt, sondern auch den Friedensbrecher, auf den er losschlägt; des letzteren Stelle nimmt in O fol. 62 b No. 3 ein Bock ein! Die Spieler von III 6 § 1 haben in O fol. 65 b No. 2 kein Brett wie in H fol. 13 b No. 1 (XV 2), D fol. 37 b No. 1; die Würfel schweben über ihnen in der Luft. Den todten Richter, wovon III 25 § 1 spricht, charakterisirt O fol. 69 b No. 3 nicht wie H fol. 15 b No. 4 (Taf. XVII 7), D fol. 39 b No. 4 durch seinen Hut. Die dem Biergelden nach III 45 § 4 gebührende Busse liegt in H fol. 20 a No. 1 (Taf. XXII 2), D fol. 44 a No. 1 vor ihm auf einem Zahlbrett, worüber die Ziffer XV (sc. Schillinge) steht; in O fol. 76 b No. 1 fehlen diese Ziffer und die Geldstücke auf dem Brett. Die zwei Besen, die man nach III 45 § 9 Dieben und Räubern zur Busse gibt, zeigen uns H fol. 20 a No. 5 (Taf. XXII 8), D fol. 44 a No. 5; in O fol. 77 a No. 3 sieht man nur einen. Den Betrag des Wergeldes nach III 45 § 1 geben H fol. 19 b No. 4 (Taf. XXI 9) und D fol. 43 b No. 4 richtig mit ‚XVIII‘ (sc. Pfund) an, O fol. 76 a No. 2 fälschlich mit ‚XIX‘. Den Schöffenbarfreien derselben Stelle charakterisiren H fol. 19 b No. 5 (Taf. XXII 1) und D fol. 43 b No. 5 durch das Herrenschapel;[3]) O fol. 76 a No. 3 gibt ihm weder dieses noch ein anderes Kennzeichen. Ueberhaupt geht O mit jenem Schapel, das stets als Wahrzeichen des Herren, des Vornehmen dient, ziemlich verständnisslos um. Wie am angeführten Orte, so bleibt es auch anderswo zuweilen aus, z. B. fol. 65 b No. 3 (rechts) zu III 6 § 3 (anders H fol. 13 b No. 2 Taf. XV 3, D fol. 37 b No. 2); oder es wächst sich zu einer Königskrone aus wie O fol. 13 a No. 2, 13 b No. 1 (zu I 14 §§ 1, 2, vgl. mit D fol. 8 a No. 1, 2), 27 b No. 2 (zu I 52 § 1, vgl. mit D fol. 15 b No. 6), 38 a No. 2 (zu II 1, vgl. mit D fol. 22 a No. 2), 46 a No. 3 (zu II 19 § 2, vgl. mit D fol. 26 b No. 6), 46 b No. 3 (zu II 21 § 5, vgl. mit D fol. 27 a No. 5), 59 a No. 2 (zu II 58 § 3, vgl. mit D fol. 33 b No. 2), 85 a No. 1 (zu III 73 § 1, vgl. mit H fol. 24 b No. 4 Taf. XXVII 3, D fol. 50 b No. 4, wo allerdings die schöffenbarfreie Frau kein Schapel trägt).[4]) In O fol. 81 a No. 3 sitzen die vom König nach III 60 § 1 belehnten Reichsvassallen, während

---

[1]) Bei Spangenberg a. a. O. tab. VI (links).

[2]) Bei Spangenberg a. a. O. tab. VIII (rechts).

[3]) Hierüber s. oben S. 339.

[4]) Richtig hingegen O fol. 62 b No. 5, 65 b No. 2, 71 b No. 1. 79 a No. 4, 5. 79 b No. 3, 81 a No. 2, 81 b No. 3, 82 b No. 1–3, 83 a No. 1. 2. 7. 83 b No. 4, 5, 87 a No. 3.

sie stehen sollten wie in H fol. 21 b No. 1 (Taf. XXIII 9), D fol. 47 b No. 1; auch fehlt in O die in HD so entschiedene Angabe der Frist von Jahr und Tag. Bei III 64 § 5 gibt O fol. 82 b No. 5 dem Richter, der vom König bloss die Bannleihe empfängt, den Herrenkranz, den H fol. 22 b No. 5 (Taf. XXV 3) und D fol. 49 b No. 5 mit Recht weglassen. Der Herr, der nach III 78 § 8 Schadensersatz empfängt, deutet in O fol. 86 b No. 5 nicht auf das Geld wie in H fol. 26 b No. 2 (Taf. XXIX 1), D fol. 52 b No. 2, sondern reckt den Zeigefinger auf. Bei III 80 § 1 fehlt in O fol. 87 a No. 5 die Andeutung der ‚III' (sc. Hufen), die vom Biergelden auf den Schultheissen ersterben, auch der Kübel, der den Stand des Biergelden symbolisirt; H fol. 27 a No. 1 (Taf. XXIX 5) und D fol. 53 a No. 1 sind in diesen Beziehungen vollständig. Zu derselben Stelle gibt O fol. 87 b No. 2 die Zahl der Hufen, die an den König ersterben, fälschlich auf ‚XXX' an; H fol. 27 a No. 2 (Taf. XXIX 7) und D fol. 53 a No. 2 haben richtig ‚XXXI', was besagen will: ‚mehr als dreissig'.

An dem ist es also ganz und gar nicht, was man behauptet hat,[1]) durch unmittelbare Vergleichung der andern Codices mit O würden die Zweifel an dem Werth der Illustration dieser Hs. zu deren Gunsten gelöst. Es geschieht bis dahin nicht nur nicht zu Gunsten von O, sondern, da sichtlich einige und wahrscheinlich alle aus O angeführten Zeichnungen mittelst Bausen hergestellt sind, auch nicht zu Gunsten der Vorlage von O. Damit ist aber dargethan, dass die Illustrationen der Y-Gruppe weder aus O, noch aus der Vorlage von O abgeleitet sein können.

Aber auch das umgekehrte Verhältniss ist ausgeschlossen. Denn allerdings gibt es unter den überhaupt zur Vergleichung stehenden nicht wenige Bilder in O, denen wir in sachlicher Hinsicht den Vorzug vor Y zuerkennen müssen, ohne annehmen zu dürfen, dass in O oder in der Vorlage eine selbständige Verbesserung von Fehlern eines Gliedes der Y-Gruppe stattgefunden habe. Gleich den ersten Beleg erbringt das Bild, das auf jenes fehlerhafte von fol. 57 a No. 1 (oben S. 369) folgt (No. 2 bei II 54 § 1): hier allein sieht man, was der Bauer dem Hirten hinreicht; es ist der Lohn in Gestalt eines Geldstücks. In H fol. 8 a No. 5, 6 (Taf. VIII 5, 6) möchte man es für einen Stein halten; in D fol. 32 a No. 5, 6 ist die ausgestreckte Hand des Bauern leer. Y war eben an dieser Stelle verdorben, dagegen die Vorlage von O bezw. N deutlich. Bei II 64 §§ 2, 3 bringt in O fol. 61 a No. 2 der Kläger den gebundenen Dieb vor den Richter; sein Gesicht ist im Profil gezeichnet, sein Mund weit geöffnet: er schreit das Gerüft! H fol. 10 b No. 5 (Taf. XI 6) und D fol. 34 b No. 6 machen nicht den geringsten Versuch dieses anzudeuten, wie sie denn auch das Profil des Klägers nicht sehen lassen.[2]) Zu III 1 § 1 geht O fol. 64 a No. 4, b No. 1 mehr auf den Text ein als H fol. 12 b No. 4 (Taf. XIV 2), D fol. 36 b No. 4, da auch das Entreden vor Gericht zur Darstellung gelangt. Auch zu III 6 § 3 erweist sich O fol. 65 b No. 3 (links) genauer als H fol. 13 b No. 2 (Taf. XV 3) und D fol. 57 b No. 2. Denn schön exemplificirt O die Schuldlosigkeit des Knechtes, dem in seines Herrn Dienst sein Ross aus dem Stall gestohlen wird, dadurch, dass er bei Mond- und Sternenschein, also zur Nachtzeit schläft. Bei III 7 § 4, 9 § 1 und 10 § 1 stellt O fol. 66 a No. 2, 67 a No. 1, 2 den Richter mit dem Schwert in der Hand oder über den Knieen dar, weil er über Ungericht richtet; H

[1]) v. Alten bei Lübben S. XI.

[2]) Analog auch das Verhältniss zwischen O fol. 32 a No. 1 und D fol. 18 a No. 3 (bei I 62 § 1), ferner zwischen O fol. 36 b No. 2 und D fol. 21 a No. 2 (bei I 68 § 2).

fol. 13 b No. 4, 14 a No. 1, 4 (Taf. XV 5, 7, XVI 2) und D fol. 37 b No. 4, 38 a No. 1, 2 lassen jedesmal das Schwert weg. Bei III 26 § 1 erblicken wir in O fol. 70 a No. 2 nicht nur wie in H fol. 16 a No. 1 (Taf. XVII 9), D fol. 40 a No. 1 den thronenden König, der gemeiner Richter überall sein soll, sondern auch die Leute, über die er richtet. Den Schöffenstuhl, den man nach III 26 § 3 auf seinen ältesten Schwertmagen vererbt, zeichnet O fol. 70 a No. 4 deutlich als einen respektabeln Stuhl mit Rücklehne; statt dessen zeigen H fol. 16 a No. 2 (Taf. XVIII 1) und D fol. 40 a No. 1 ein bis zur Unkenntlichkeit verzerrtes Gestell. Auch unterlässt O nicht wie HD den Erben durch ein vor ihn hingezeichnetes Schwert als ‚Schwert'-Magen zu charakterisiren. Aus III 39 § 3 nimmt O fol. 73 a No. 4 (gebaust) auch das Uebersiebnen zum Anlass einer Illustration, während in H fol. 18 a No. 1 (Taf. XX 2), D fol. 42 a No. 1 die entsprechende Bildhälfte mangelt und die Leere des Streifens auffällt. Um nach III 66 § 3 die Höhe der Hofmauer zu messen, streckt in O fol. 83 b No. 3, 4 ein Reiter seinen Arm auf, während er in H fol. 23 b No. 1, 2 (Taf. XXV 14, XXVI 1) und D fol. 49 b No. 1, 2 ein Schwert emporhebt. Weder der Urtext noch der Text der Bilderhss. weiss etwas von dem Schwert, und nur eine einzige unter allen Hss. des Rechtsbuches, Ew., spricht davon, die Mauer dürfe so hoch sein, als der Reiter mit einem Schwerte reichen könne, — möglicherweise eine Textänderung, die selbst erst durch ein Bild der Y-Gruppe veranlasst wurde.

Selbst in fehlerhaften Bildern von O treten doch mitunter Züge auf, wodurch diese Handschrift die Y-Gruppe an Vollständigkeit oder Richtigkeit übertrifft und so sich und ihre Vorlage als unabhängig von Y erweist. Der Reiter im Bannforst z. B. (II 61 § 3) führt in O fol. 60 a No. 3 (gebaust) zwar nicht wie in H fol. 10 a No. 5 (Taf. X 6) und D fol. 34 a No. 4 den schlaffen Bogen und den Köcher, sondern er trägt einen Falken auf der rechten Hand, was wenig zum Text passt; aber neben ihm läuft — allerdings frei — sein Bracke, von dem der Text spricht und in HD nichts zu sehen. Bei III 34 § 1 gibt O fol. 72 a No. 2, 3 zwar keine Fristen an wie H fol. 17 a No. 4, 5 (Taf. XIX 4, 5); aber dem sich aus der Acht Ziehenden händigt dort der König nicht nur Brief und Siegel ein, sondern er zieht ihm auch das symbolische Schwert aus dem Hals, während in H das Schwert überhaupt fehlt.

Seitenstücke zu den angeführten Beispielen würden sich wahrscheinlich noch in Menge ergeben, wenn wir den vollen Bestand von Y mit dem vollen Bestand der Vorlage von O vergleichen könnten, d. h. wenn das erste Buch und die fehlenden Stücke der drei andern Bücher in H und wenn die Illustrationen zum Lehenrecht in O vorlägen. Aber auch ohnediess hat sich das Verhältniss des illustrativen Theils der Y-Gruppe zu dem von O ebenso wie das Verhältniss unter den beiderseitigen Texten als Seitenverwandtschaft erwiesen, und wir werden daher auch bis auf weiteres annehmen dürfen, dass die Bildervorlage von O ebenso wie die Textvorlage in N zu suchen sei. Nicht würde dagegen eingewandt werden können, dass sich in O Bilder zu fehlenden Textstücken finden (oben S. 368). Denn aller Wahrscheinlichkeit nach waren diese Textstücke in N vorhanden. Eines von ihnen, III 70 § 1, gibt sowol das Inhaltsverzeichniss als auch eine Beischrift im Bildstreifen selbst an.[1]) In einem andern Falle, zu I 62 § 2, fehlt in O eine Illustration, die in der

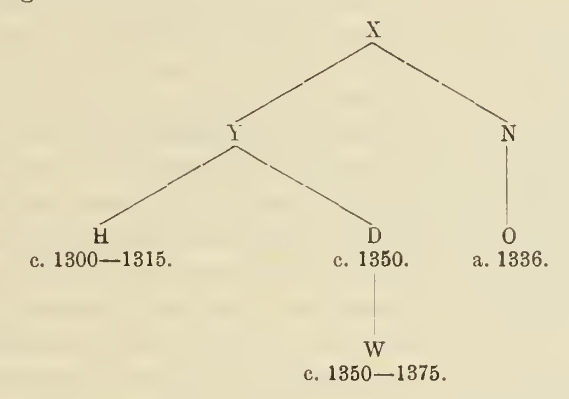
[1]) S. Lübben S. 78 Note 3.

Y-Gruppe (D fol. 18 a No. 4) vorkommt, weil der Text in O lückenhaft ist. Wahrscheinlich bestand die Lücke auch schon in N. So deuten auch von denjenigen Illustrationen in O, denen in der Y-Gruppe nichts entspricht, wenigstens zwei auf die nämliche Bezugsquelle, fol. 71 a No. 1 (zu III 32 § 1) und 77 b No. 5 (zu III 48 § 4), da die zugehörigen Texte schon Y fehlten, während sie gerade in N vorhanden waren. Vgl. oben S. 350.

IV.

Das Gesammtergebniss.

Die Stammtafel der Bilderhss., die wir nach den bisherigen Untersuchungen gewinnen, gestaltet sich folgendermassen:



Dass hier ein Verlust von mindestens drei grossen und überaus werthvollen Bilderhss. unterstellt wird, kann um so weniger Wunder nehmen, als thatsächlich Spuren sei es von diesen, sei es von andern verschollenen Codices picturati des Ssp. sich auffinden lassen.

Die Angaben freilich über Bruchstücke einer Dortmunder Bilderhs. des Rechtsbuches, die Joh. C. Heinr. Dreyer († 1802) in seinen Händen gehabt haben will,[1]) sowie die über eine andere, die sich nach Nietzsche[2]) im Stadtarchiv zu Goslar befinden sollte, stehen auf recht schwachen Füssen. Die Nachzeichnung nämlich, die nach einem Bilde aus jenen Dortmunder Bruchstücken gefertigt und aus Dreyer's Nachlass in Spangenberg's *Beitr.* Taf. II in Steindruck veröffentlicht sein soll, erweist sich als eine Nachzeichnung nach einem schlechten Holzschnitte in Grupen's *Teut. Alterthümern* 1746 S. 32, der in seiner obern Hälfte ein Bild aus der Oldenburger, in seiner untern Hälfte ein Bild aus der Wolfenbütteler Hs. zu II 15 § 1 reproducirt. Denn bis auf Kleinigkeiten, insbesondere aber in den Fehlern, die erst Grupen's Holzschneider oder Zeichner begangen (z. B. dem viereckigen, statt rund-

---

[1]) *Jurisprudentia Germanorum picturata,* her. v. Spangenberg *Beitr. z. Kunde der teut. Rechtsalterthümer* 1824 S. 26. — Homeyer *D. deut. Rechtsbücher* No. 150.

[2]) *Allgem. Lit.-Zeitg.* 1827 Sp. 705 unter Nr. 55. — Homeyer a. a. O. No. 277.

bogigen Fenster im Richtstuhl, dem spitzen, statt abgestumpften Griff des Besens im oberen Bilde), stimmt die Tafel bei Spangenberg mit dem Holzschnitt bei Grupen überein. Was aber die Goslarer Hs. betrifft, so sind wie schon Homeyer's so auch meine Nachforschungen nach dieser Hs. vergeblich geblieben, und möglicherweise wurde Nietzsche durch eine Verwechselung getäuscht, da sich im Stadtarchiv zu Goslar mehrere Bruchstücke eines mit bunten Initialen gezierten Glossars zum Ssp. aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts befinden. Nicht zu einem Ssp.-Codex gehörten ferner die ‚zwei Gemälde, mit rother und blauer Farbe gezeichnet', die sich nach Dreyer's Beschreibung[1]) auf den letzten Blättern der einst dem holsteinischen Staatsrath Degen gehörigen und jetzt verschollenen Hs. v. 1362 befanden. Die erste dieser Zeichnungen illustrirte jedenfalls das Weichbildkapitel *von anevange*, das sich auch in dem unten zu erwähnenden Liegnitzer Codex (II fol. 126 a) einer ähnlichen Illustration erfreut, und auch das andere könnte aus einer Hs. des Weichbildes stammen.

Besser steht es dagegen schon mit einem Bilde, das aus Dreyer's Nachlass von Spangenberg in dessen *Beitr. z. K. d. teut. Rechtsalterthümer* 1824 Taf. IV veröffentlicht wurde und eine Uebergabe mit dem Symbol des Wasens darstellt. Dieses Bild fand Dreyer in ‚*Reinbothii Comment. ad Cypraei Annal. Episc. Slesvic. MS.*'[2]) Es ist ganz im Charakter der Dresden-Wolfenbütteler Illustration gehalten, stammt aber aus keiner der heute bekannten Bilderhss. Ebenfalls in die Nähe der Dresdener Hs. weisen zurück die Bilder in einer schlesischen Gruppe von Hss., die unter andern Rechtsbüchern auch den Ssp. enthalten, nämlich in der sog. Steinbeck'schen Hs. zu Berlin,[3]) der grossen zweibändigen Hs. in der Kirchen-Bibliothek von St. Peter und Paul zu Liegnitz von 1386[4]) und der Hs. in der Milich'schen Bibliothek zu Görlitz von 1387.[5]) In diesen so reich ausgestatteten als umfänglichen Hss. spielen die Bilder keineswegs bloss die Rolle von Zierstücken, wie etwa in der Lüneburger Hs. von 1444[6]) oder in dem Liber Consulum aus Braunschweig von 1367 in der Wolfenbütteler Bibliothek[7]) oder in dem Cod. pal. germ. 167 zu Heidelberg,[8]) wo die Bilder (Deckfarbenmalereien) stets nur an der Spitze der Hauptabschnitte stehen. In jenen drei Codices findet sich nämlich, und zwar insbesondere im Ssp., auch noch eine grössere

---

[1]) *Beytr. z. Litt. u. Gesch.* 1783 S. 149, 163 f. — Homeyer a. a. O. No. 146.

[2]) Gemeint ist das Manuskript des dänischen Staatsrathes Fr. Ad. Reinboth († 1758) *Annales episcoporum Slesvicensium a Dn. Adolpho Cypraeo . . . an. 1639 editi emendati observationibus supplementis et documentis illustrati et continuati cum duplici praefatione.* Dreyer nennt es in seiner *Notitia librorum manuscriptorum hist. Cimbr.* 1759 p. LXX, erklärt es benützt zu haben, vermag aber keine genaue Angabe über seinen Verbleib nach Reinboth's Tod zu machen. Heute scheint es verschollen. Wenigstens befindet es sich nicht unter den Manuskripten Reinboth's, welche die Bibliothek zu Kiel besitzt.

[3]) Ms. germ. 2° 631. — Homeyer *Rechtsbücher* No. 47. — Steffenhagen in den *Wiener Sitzungsberichten* XCVIII S. 47 ff., CXI S. 316.

[4]) W. Gemoll *Die Handschriften der Petro-Paulin. Kirchenbiblioth. in Liegnitz* 1900 (Programm) No. 1, 2. — Homeyer a. a. O. No. 406, 407. — Geyder im *Anzeiger f. Kunde des deut. MA.* 1833 Sp. 240—244 (Beschreibg. von Bd. I). — Böhlau *Novae consitutiones Domini Alberti,* 1858 S. III 91. — Steffenhagen a. a. O. CXI S. 343.

[5]) Steffenhagen a. a. O. CXI S. 329. Homeyer a. a. O. No. 250. Böhlau a. a. O.

[6]) Homeyer a. a. O. No. 422. Kraut *De codicibus Luneburg.* S. 3 ff.

[7]) Extrav. A. d. gross 2°. Homeyer a. a. O. No. 698.

[8]) K. Bartsch *D. altdeut. Handschriften* etc. No. 105. Homeyer a. a. O. No. 314. Sachsze *Sachsenspiegel* 1848 S. V ff.

Anzahl von Illustrationen mitten in den Text eingestreut, wo es sich nicht darum handeln kann, den Beginn eines Abschnittes hervorzuheben. Wol gibt es da keine eigenen Bildercolumnen und die illuminirte Federzeichnung hat der Deckmalerei Platz gemacht.[1]) Aber unter den Darstellungen erinnern doch viele sehr auffällig an die in den eigentlichen Codices picturati, ohne dass sich die Erklärung dafür ausschliesslich in der Gleichheit des Textes finden liesse, so z. B. in der Liegnitzer Hs. I fol. 11 b in der Initiale Q der sitzende Bischof mit drei vor ihm stehenden Sendpflichtigen an D fol. 4 a No. 3 oder O fol. 7 a No. 1,[2]) ebendort fol. 5 b in der Initiale G der am Schreibpult sitzende Eike an O fol. 6 a No. 1,[3]) ebendort fol. 40 a zu I 20 der Ritter und dessen Frau mit dem Rosenkranz, fol. 114 a zu I 68 die Schlägerei, fol. 119 a zu I 70 die Einweisung mit dem Thürring an D fol. 9 a No. 4, fol. 21 a No. 1, 5 u. s. w. Nun kann aber bei allen diesen Bildern nur von einer nahen Verwandtschaft nicht von einem unmittelbaren Zusammenhang mit denen in unsern Codices picturati gesprochen werden. Ohne diess hier weiter zu verfolgen, dürfen wir daher doch für wahrscheinlich nehmen, dass bei der Ausschmückung jener schlesischen Hss. eine für uns verlorene Bilderhs. des Ssp. benützt wurde.

Ob zwischen der Urhandschrift X einer- und YN anderseits noch ein Mittelglied anzunehmen sei, dürfte sich kaum feststellen lassen, weil der Bilderschatz von H und N zu unvollständig überliefert ist. Hingegen lässt sich die Stammtafel in verschiedenen andern Beziehungen noch näher beleuchten. Dabei muss ich aber den Versuch ausscheiden, den Inhalt von YN und X im Einzelnen zu reconstruiren, wie das jetzt bis zu einem gewissen Grade wol möglich wäre. Ein solcher Versuch wäre gleichbedeutend mit einem kritischen Kommentar zu allen einzelnen Bildern von HD und O und zu einigen von W. Ohnehin ermöglichen schon die Vergleichungen in den früheren Abschnitten eine ungefähre Vorstellung davon, wie eine derartige Reconstruction durchzuführen wäre.

Im Allgemeinen lässt sich aber von X sagen, dass dieser Codex im Wesentlichen so eingerichtet war wie H und D: jeder Textcolumne parallel eine Columne mit Bilderstreifen, deren jeder dem zugehörigen Textstücke möglichst nahe gerückt war; — ausserdem, soweit nöthig, auch noch der Rand am Fusse der Textcolumne von einem Bildstreifen eingenommen, wie wir diess nicht nur in HD, sondern auch in O sehen; — ferner die Zugehörigkeit jedes Streifens zu einem bestimmten Textstück durch einen oder mehrere Buchstaben kenntlich gemacht, welche die Initiale dieses Textstückes wiederholten. In O und wahrscheinlich schon in N ist allerdings diese Art der Verbindung zwischen Bild und Wort wegen der neuen Eintheilung des Textes in die kurzen Kapitel (S. 363) aufgegeben. Doch hat sich ein Rest davon auch dort erhalten, der Bildbuchstab *V* in fol. 9 b No. 1 zu dem Satz *Vppe den meselsuchten man ne irsterft noch len noch erve* etc. (I 4). Dieser Buchstab steht sogar in der selben Ecke des Bildes wie der entsprechende in D fol. 5 b No. 3. — Dass die Illustration von X auch schon aus illuminirten Federzeichnungen bestand, dürfen wir ebenfalls als sicher betrachten, nicht nur weil die Y- und die N-Gruppe darin übereinstimmen, sondern auch weil die farblose Umrisszeichnung dem Zweck deutlicher Unterscheidung von Personen

[1]) In der Liegnitzer Hs. sind allerdings die meisten Bilder im Stadium der Federskizze stecken geblieben.

[2]) Bei Spangenberg *Beytr. z. d. teut. Rechten* tab. VI (links).

[3]) Bei Lübben hinter S. 148 und bei Spangenberg a. a. O. tab. V.

und Sachen nicht genügt haben würde. Der illustrirte Text von X enthielt jedenfalls den gesammten Sachsenspiegel, Landrecht und Lehenrecht, in vier Büchern, und zwar in einer schon durch Zusätze stark erweiterten, wahrscheinlich aber auch durch Auslassung echter Stücke wieder verkürzten Fassung (S. 365). Die Reimvorrede dürfte gefehlt haben. Die Vorrede von der Herren Geburt war vorhanden. U. a. Zusätzen noch nicht aufgenommen war I 26. Der Text hatte also noch nicht jene volle Form erreicht, die um 1325 Johann v. Buch glossirte.[1]) Damit fällt die schon von Nietzsche (1827) vertretene und weiter von Homeyer ausgeführte Ansicht, der Text der Codices picturati sei nicht unmittelbar aus der ersten Handschriften-Klasse des Rechtsbuches, sondern unter Ersatz der Glosse durch Bilder aus der Glossenklasse erwachsen.[2]) Von hier aus entfällt aber auch das einzige Hinderniss, das der Zurücksetzung sowol des Textes als der Illustration von X hinter 1325 entgegenzustehen schien, während wir uns durch das Alter von H zu einer so frühen Zeitbestimmung genöthigt sehen. Dazu stimmt nun durchaus die sonstige Gestalt des Rechtsbuches, wie wir sie in X voraussetzen müssen. Denn sie kommt gerade derjenigen Fassung der Glossenhss. am nächsten, die sich durch Steffenhagen's Forschungen als die älteste erwiesen hat,[3]) und zwar auch hinsichtlich der Anordnung gewisser Textbestandtheile, die ein Unterscheidungsmerkmal der älteren gegenüber der jüngeren Fassung des Textes überhaupt bildet, nämlich I 60 § 3, 61 §§ 3, 4 II 32 (s. oben S. 365 f.). Für die Reconstruction des Textinhalts von X sowol als auch von Y kommt noch ein Inhaltsverzeichniss in Betracht, das vollständig in W fol. 4 b—8 a und wovon die letzte Columne in D fol. 2 a vorliegt. Dieses Inhaltsverzeichniss weicht mehrfach und sehr entschieden von dem Text in D (W) ab. Vor Allem in der Eintheilung. Es setzt im I. Landrechtsbuch die Nummern *XXXVIII*, *LIII*, *LVIII*, *LXII*, im II. Landrechtsbuch die Nummern *X*, *XI*, *XIII*, *XVI*, *XVII*, *XXI*, *LVIII*, *LXXI*, im III. Landrechtsbuch die Nummern *XXIX*, *XXX*, *XXXV*, *XL*, *LXX*, im Lehenrecht die Nummern *XV*, *XXII*, *XXVI*, *XXIX*, *XXXIII*, *XLI*, *XLVI*, *LII* bei ganz andern Bestimmungen, als wo sie der Text von D hat. Das Inhaltsverzeichniss registrirt ferner einen Satz in cap. *XXXVII* des dritten Landrechtsbuches (III 37 § 1), der in D fehlt. Es registrirt einen angeblichen Satz *Vmme blut gerichte*, d. h. es lässt den niedersächsischen Urtext stehen (s. oben S. 366 Note 3), während der Text in D selbst die richtige Uebersetzung *Vmme bloz gerufte* hat. Also kann das Inhaltsverzeichniss nicht nach dem Text von D gefertigt sein. Aber auch nicht nach dem Text von H. Denn auch in H fehlt die vorhin erwähnte Bestimmung. Doch passt an gewissen Stellen, wo es vom Text D abweicht, das Verzeichniss zu dem Text H (im II. Landrechtsbuch cap. *XXI*, *LXIX*, im III. Landrechtsbuch cap. *XL*). Das Inhaltsverzeichniss befand sich schon in Y. Aber auch nach Y konnte es nicht gefertigt sein, wie sich schon aus obiger Textlücke ergibt. Es muss also auf X zurückgeführt werden. — Noch nicht war in X dem Ssp. der Landfriede von 1235 voraufgeschickt. Er fehlt nicht nur in O, sondern er fehlte auch,

---

[1]) Ueber das Verhältniss der Buch'schen Glosse zu I 26 s. E. Steffenhagen in den *Sitzungsberichten der Wiener Akad. Phil.-hist. Cl.* Bd. CXIV 725 f.

[2]) Nietzsche in der *Allgem. Lit.-Zeitg.* 1827 Sp. 730. Homeyer *D. Genealogie der Hss. des Ssp.* (*Abhandlung der Berl. Akad.* 1859) S. 159 ff. und *D. Ssp. erster Theil*[3] S. 44 f.

[3]) Steffenhagen a. a. O. S. 733.

nach Ausweis der Bogenlagen in H und ursprünglich in D.[1]) Die Sprache von X war obersächsisch (S. 366). — Die Zahl der Bildstreifen in X wird man auf ungefähr 950—960 veranschlagen dürfen.

In Bezug auf die Altersbestimmung der angenommenen Mittelglieder gewinnen wir zunächst einige Anhaltspunkte aus dem Verhältniss von H zu Y. Zu der Zeit, als H entstand, hatte Y schon an verschiedenen Stellen durch Verblassen der Zeichnung oder Abscheuerung die Deutlichkeit eingebüsst, eine Verwitterung, die dann bis zur Anfertigung von D noch weitere Fortschritte gemacht hat. Schon S. 355 f. fanden gewisse Missverständnisse in D von hier aus ihre einfache Erklärung. Mit ähnlichen Fällen haben wir es jetzt in H zu thun. Wenn fol. 11 b No. 9 (Taf. XII 9) der Küster die leeren Hände vorstreckt, während er in D fol. 35 b No. 7 den Kirchenschlüssel trägt, so wird eben in Y der Schlüssel nicht mehr deutlich erkennbar gewesen sein. Ebenso das Symbol der Morgengabe, der Goldreif, den bei III 46 § 1 in D fol. 44 a No. 5 die ‚amie' emporhebt, während sie in H fol. 19 a No. 5 (Taf. XXII 9) nur die leere Hand in die Höhe hält, als ob sie etwas zutrüge. Undeutlich dürfte in Y auch das Reliquienkästchen gewesen sein, das in D fol. 36 b No. 1 der Burgherr in der rechten Hand trägt. Denn H fol. 12 b No. 2 (Taf. XIII 7) lässt dieses Reliquienkästchen weg und den Burgherrn mit der rechten Hand seinen Gast herausführen, obgleich der Text (II 72 § 3) u. A. auch davon handelt, dass er die Burg (eidlich) entredet. Wie mit den genannten Gegenständen, scheint sich's auch mit dem Sporn zu verhalten, den in D fol. 55 b No. 2 der Reiter in der linken Hand hält, während er in H fol. 29 b No. 2 (Taf. XXXII 4) den Zeigefinger der linken Hand auszustrecken scheint, — ferner mit den symbolischen Rosen bei der Urtheilsschelte von III 69 § 3 und Lehenr. 9 § 2, die in H fehlen, während sie in D vorhanden sind (oben S. 332, 334), — mit dem Richterhut des Lehenherrn in Lehenrecht 18, der in D fol. 62 b No. 4 mangelt und in H fol. 4 b No. 4 (Taf. IV 8) erst nachträglich in den Herrenkranz hineinkorrigirt wurde, — mit dem Sitz[2]) des die Lehenserneuerung verschmähenden Sohnes (Lehenrecht 21 § 2), der in H fol. 5 b No. 2 (Taf. V 10) ausgeblieben ist, während D fol. 63 b No. 2 den Sohn aufrecht stellt, — mit dem Geldstück in der Hand des Bauern, der dem Hirten seinen Lohn zahlt (oben S. 371), u. dgl. m. Es ergibt sich, dass zur Anfertigungszeit von H die Vorlage Y nicht mehr neu gewesen sein kann. Nun dürfen wir aber H schwerlich später als 1315 ansetzen. Wir werden also mit Y so ziemlich an den Anfang des 14. Jahrhunderts geführt.

Gewisse alterthümliche Züge ferner, die in Kostüm, Bewaffnung und Heraldik theils den Handschriften H und O gemeinsam sind, theils wenigstens in H sich erhielten, gestatten den Schluss, dass X noch dem 13. Jahrhundert angehört habe. Dahin rechne ich die Tiara des Papstes, die sowol in O als in H noch stets zuckerhutförmig, kronenlos, nur mit circulus und titulus vorkommt,[3]) also im Wesentlichen in jener älteren Gestalt, in der wir

---

[1]) Damit fallen die Schlüsse, welche Kopp *Bilder u. Schriften* II 27 f. aus der Fassung des Landfriedens auf das Alter der Urhs. (vermeintlich 1235—1245) ziehen wollte.

[2]) Und so vielleicht auch noch mit manchen andern Subsellien, die in H fehlen, wie fol. 18 b No. 3, 19 b No. 1, 21 b No. 4, 23 a No. 1—4, 25 a No. 5, 27 a No. 5, 30 a No. 1 (Taf. XX 8, XXI 6, XXIV 1, XXV 5—11, XXVII 9, XXIX 10, XXXII 10) vgl. mit D fol. 42 b No. 3, 49 a No. 4, 51 a No. 5, 53 a No. 5, 56 a No. 1.

[3]) O fol. 6 b No. 3, 4 (bei Spangenberg *Beytr. z. d. teut. RR.* tab. VI (rechts), 8 a No. 3 (a. a. O. tab. VII), 78 b No. 5. — Wegen H s. oben S. 339.

sie z. B. aus dem *Hortus deliciarum*, aus dem Relief am Bamberger Clemens-Grab, aus einem Fresco des 13. Jahrhunderts in S. Quatro Coronati zu Rom, aus dem *Registrum Innocenz III.* kennen.[1]) Auch der Stab, den sowol in O wie in H der Papst führt, deutet auf ein höheres Alter von X. Es ist ein gewöhnlicher Krummstab. Um 1300 dürften in sächsischen Landen selbst in Laienkreisen schwerlich mehr so unzutreffende Vorstellungen vom päpstlichen pedum geherrscht haben. In H kommt ferner noch vereinzelt eine alterthümliche Schildform vor mit starker Wölbung, abgerundeten Oberecken und scharf zugespitztem Fuss.[2]) Sicherlich schreibt sie sich von X her. Aber um 1300 würde kaum mehr ein Illustrator auf sie verfallen sein. In H finden wir endlich noch eine Form des sächsischen Wappens, die sich sonst seit 1295 verliert (oben S. 356). Auf die Anfangsgrenze der Entstehungszeit führt uns der Gebrauch, den X von einem andern Wappen, zwei Pfählen blau in Gold, machte. Dieses Wappen, ursprünglich wettinisches Stammwappen und seit dem Erwerb der Mark Landsberg durch die Brandenburger Markgrafen Otto IV. und Konrad (1291) Landeswappen dieses Fürstenthums[3]), erscheint in allen Bilderhss. als Wappen der ‚Mark zu Lausitz'.[4]) Diess beruht auf einem subjektiven Nothbehelf, den sich der Illustrator von X gestattete. Denn ein heraldisches Zeichen für die ‚Mark zu Lausitz', die *marchia orientalis* der Urkunden,[5]) gab es zu seiner Zeit überhaupt nicht.[6]) Da aber die Mark Landsberg ein Stück der alten *marchia orientalis* gewesen war,[7]) so glaubte er das neue Wappen der landsberger Mark als Wappen der marchia orientalis d. h. der ‚Mark zu Lausitz' des Sachsenspiegels benützen zu dürfen. Hiernach kann X nicht vor 1291 gefertigt sein. Dazu würde es durchaus passen, wenn in dem bereits erwähnten Wappen des Herzogthums Sachsen schon X so wie H den Rautenkranz schrägrechts laufen liess, was man doch wenigstens als möglich annehmen muss. Die Richtung des Rautenkranzes schrägrechts scheint nicht oder doch nur wenig über 1295 zurückzureichen, während sie allerdings auch noch später vorkommt[8]) und so denn auch in O fol. 78 b No. 1 noch einmal auftritt.

Um die Entstehungszeit von N genauer abzugrenzen, würde ein Anhaltspunkt in O vorliegen, wenn man annehmen dürfte, das sächsische Wappen sei so wie in O fol. 78 b No. 1, 81 b No. 5 schon in N gezeichnet gewesen, nämlich als einfacher Schild von Gold

---

[1]) E. Müntz *La tiare pontificale* (in *Mémoires de l'institut de France* XXXVI 1898) p. 258—263. In abgeleiteten Buchmalereien kommt die Tiara kronenlos und nur mit einem circulus allerdings noch während des 14. Jahrh. vor, so z. B. Clm. 13008 (c. 1325) fol. 1 a, Clm. 6347 (nach 1326) fol. 1 a, Clm. 14015 (c. 1325—1350) fol. 1 a.

[2]) H fol. 5 b No. 2, 6 a No. 3, 24 b No. 3 (Taf. V 10, VI 3, XXVII 2).

[3]) Posse *Die Siegel der Wettiner* II Sp. 5, 6, 13 und S. 6.

[4]) H. a. a. O., D fol. 48 a No. 2 (W fol. 52 a No. 2), O fol. 81 b No. 4.

[5]) ‚*Marchia orientalis*' = ‚*marchia Luzizensis*' zuerst 1184, nachgewiesen von F. Winkler im *Arch. f. sächs. Gesch.* III (1877) 124. Auch noch viel später kommt vor ‚*marchio Lusatiae id est orientalis*' *Chron. march. Misn.* bei Ludewig *Rel.* VIII 237.

[6]) Die Wappen für Nieder- und Oberlausitz sind so jung wie die Begriffe dieser Fürstenthümer. S. H. Knothe im *Arch. f. sächs. Gesch.* NF. I 63 ff., 72 und im *Neuen Arch. f. sächs. Gesch.* III 97—112, W. Lippert im *N. Arch. f. sächs Gesch.* XV 41 ff., v. Mansberg ebenda VI 92.

[7]) Ueber die Schicksale der Mark Landsberg von ihrer Entstehung c. 1265 (1262 ?) an bis 1291 s. C. F. v. Posern-Klett *Zur Gesch. der Verfassg. der Markgrafsch, Meissen i. 13. Jahrh.* S. 9 flg. 78, Wegele *Friedrich d. Freidige* S. 57 f., 108 ff., 145—154, Ph. W. Gercken *Vermischte Abhandlungen* II (1777) S. 177 ff.

[8]) Posse a. a. O. II Sp. 26 nebst Taf. XXVIII 2, 1, 3—6, XXVII 4—6, v. Mansberg a. a. O. S. 85.

und Schwarz gestreift mit bald rechtem bald linkem Rautenkranz. Damit wäre etwa der Rahmen 1295—1323 gegeben (s. oben S. 378). Einen zweiten Anhaltspunkt liefert die Darstellung der Königswahl in O fol. 78 b (zu III 52 § 1), ein Blatt das zweifellos zu den aus N gebausten gehört. Dem einen Bildstreifen in D fol. 45 a No. 6 entsprechen dort drei (No. 1—3). Zwar sind dort wie hier — dem Text III 57 § 2 gemäss — sechs Wähler, drei geistliche und drei weltliche Fürsten, und zwischen ihnen der Gewählte sitzend und schon gekrönt zu sehen. Aber während in den folgenden Bildern (Königsweihe und Inthronisation zu Aachen, Weihe durch den Papst) D und O ziemlich genau miteinander übereinstimmen, erscheinen die NN. 1—3 von O als tiefgreifende Umarbeitung der No. 6 von D (= Y, = X). Es sitzen mit ihren Wappen zur Seite im obersten Streifen rechts der Herzog von Sachsen, links der Erzbischof von Mainz, jener den rechten Zeigefinger, dieser die rechte Hand aufstreckend, — im untersten Streifen rechts der Markgraf von Brandenburg, links der Erzbischof von Trier (dieser mit falsch gezeichnetem Wappen), beide nach oben deutend. Im Mittelstreifen sitzt der König, mit dem Adlerschild zu seinen Füssen, die Hände über dem Schoss zusammenlegend, während rechts von ihm stehend der Erzbischof von Köln und links der Pfalzgraf bei Rhein, beide wieder durch ihre Wappen gekennzeichnet, ihm die Krone aufsetzen. Damit ist natürlich keine Krönung gemeint, sondern nur die Wahl versinnbildet.[1]) Die hinweisenden Handbewegungen der Fürsten finden sich ähnlich auch in D, und in O sind sie sogar folgerichtiger beibehalten als in D, wo die Bischöfe nicht den hinweisenden, sondern den sachlich minder gerechtfertigten Segensgestus machen. Aber durchaus eigenthümlich sind der Darstellung in O die Rollen des Pfalzgrafen und des Erzbischofs von Köln. Der Text unterstützt sie mit keinem Worte. Man kann nur annehmen, der Zeichner habe mit Rücksicht auf thatsächliche Vorgänge bei einer oder der andern Königswahl seiner Composition jene eigenartige Mittelszene gegeben. Dann bietet sich aber zur Vergleichung nur die Wahl Heinrichs v. Luxemburg 1308. Bei dieser Wahl allein sind der Pfalzgraf und der Kölner Erzbischof mit einander, äusserlich so in den Vordergrund getreten, dass ihnen der Bildner die entscheidende Rolle zuschreiben konnte. Denn damals war der Erzbischof von Köln mit der ‚inquisitio votorum eligentium‘, der Pfalzgraf mit dem Kürspruch betraut.[2]) An dieser Wahl gerade hatten auch jene sechs Fürsten persönlich theilgenommen, die das Rechtsbuch als die Wähler nennt. Müssen wir nun den verlorenen Codex N in die Zeit nach 1308 setzen, so nöthigt uns abermals ein heraldischer Grund zur Annahme einer noch etwas späteren Entstehungszeit. Bei III 62 § 2 (Fahnenlehen) bringt O fol. 81 b No. 4 ein Wappen für die sächsische Pfalzgrafschaft. Es ist das gleiche wie das daneben stehende von Anhalt: gespaltener Schild mit halbem Adler rechts und fünfmaliger Theilung links. In H steht der entsprechende Schild leer, während ebendort die Schilde der andern Fahnenlehen heraldisch bemalt sind. Und doch hatten als Pfalzgrafen von Sachsen schon die Sommerschenburger und die Thüringer, dann c. 1284 bis

---

[1]) Das Aufsetzen der Krone bei der Krönungsfeier geschah ausschliesslich durch die Bischöfe; s. den *Ordo coronationis* in *Mon. Germ.* II S. 389.

[2]) S. den offiziellen Wahlbericht *Mon. Germ. LL.* II 491, 492. — Bei der Wahl Friedrichs des Schönen 1314 erschien zwar der Pfalzgraf abermals in der gleichen Function. Aber der Erzbischof von Köln, mit dem er zusammenstand, nahm an dem Wahlakt persönlich nicht theil, sondern liess sich durch den Pfalzgrafen vertreten.

1291 Friedrich der Freidige einen Adlerschild geführt[1]) und nahm denselben Schild nach seinem Erwerb der sächsischen Pfalzgrafschaft 1313 der Herzog Heinrich von Braunschweig-Lüneburg als Wappen für dieses Fürstenthum an.[2]) Vermutlich wurde zur Zeit von Y kein Wappen für die Pfalzgrafschaft mehr geführt, hingegen 1313 dieses erneuert. Unter dieser Voraussetzung lässt sich verstehen, dass es der Zeichner von N nicht genauer kannte, dürfte aber auch die Entstehungszeit von N bald nach 1313 anzunehmen sein.[3])

Als ungefähre äussere Zeitgrenzen für die gesammte Illustratorenthätigkeit, die den Sachsenspiegel bildlich commentirte, werden wir die Jahre 1290 und 1375 festhalten dürfen. Die Arbeiten heben an mit einem durchaus schöpferischen Werk, dergleichen die gesammte sonstige Rechtsliteratur nicht hervorgebracht hat (X). Sie setzen sich fort nicht in blossen Kopieen, sondern in freien Nachbildungen (Y, H, D, N). Erst in den jüngsten Gliedern der beiden Hauptgruppen von Hss. (O, W) versiegen Lust und Kraft zum Erfinden, so dass sie allerdings im Wesentlichen nur die Bedeutung von Kopieen beanspruchen können. Verhältnissmässig am treuesten bewahrten Y und H den Bilderschatz von X, insofern ihre Veränderungen mehr durch Missverständnisse als durch Besserungsversuche veranlasst wurden. Insbesondere dürfte sich auch die Illumination in H noch weniger von der in X entfernt haben. Die bunten Röcke mit schmalen, in zwei oder drei Farben wechselnden Querstreifen, wie sie in H von Männern fast aller Stände getragen werden, waren gegen das Ende des 13. Jahrhunderts in Mitteldeutschland schwerlich viel weniger verbreitet, als sie es zu jener Zeit in Oberdeutschland nach Ausweis der alten und jetzt nur erneuerten Bemalung der Münsterskulpturen zu Freiburg i. Br. waren. Immerhin setzt doch schon mit Y die bewusste Aenderung ein. Diese Hs. hatte u. A. das echte Stück III 37 § 1 und die Zusätze III 32 § 1, 48 § 4 fortgelassen. Der Zeichner liess auch die Illustrationen dazu fallen, während O sowol die Texte als die Bilder[4]) besitzt. Wahrscheinlich aber kürzte Y auch sonst noch an den Illustrationen, wo es am Text nicht gemangelt hätte, so dass sich von hier aus ein Theil jenes beträchtlichen Bilderüberschusses, den O vor der Y-Gruppe voraus hat, erklären würde, wie z. B. fol. 73 b No. 1 (zu III 40 § 1) das Haus, worin der Gläubiger bei Sonnenschein auf den Schuldner wartet, der mit dem Geld daher kommt. In dem Streifen, wo die Y-Gruppe eine entsprechende Darstellung bringen müsste, H fol. 18 a No. 1 (Taf. XX 2), D fol. 42 a No. 1, fällt eine ganz ungewöhnliche Leere auf. Auf einen ähnlichen Fall bei III 39 § 3 wurde schon oben S. 372

---

[1]) v. Mansberg a. a. O. S. 89. Posse *D. Siegel der Wettiner* Taf. VII 3, 4 nebst S. 7 und Sp. 7. *Cod. dipl. Sax. R.* II 1 S. 237.

[2]) Seyler *Gesch. der Heraldik* 288, 289. Posse a. a. O. Sp. 8.

[3]) Vielleicht könnte man sich versucht fühlen, auch das Glücksrad in O fol. 38 b No. 2 (bei Lübben S. 38/39 vgl. oben S. 368) zur Zeitbestimmung für N zu verwerthen. In der Manier stimmt diese Zeichnung vollkommen zu den andern aus N entlehnten Zeichnungen. Das Glücksrad, wie es dort dargestellt ist, gehört jenem älteren Typus an, der uns den Glückswandel eines Herrschers vor Augen führt. Rechts steigt der König empor, oben thront er mit dem Becher des Glücks in der Hand, wie im *Hortus deliciarum* fol. 215 (Strassb. Ausg. 1899 pl. IV bis, LV) oder im Clm. 4660 fol. 1 a oder im nördlichen Radfenster des Trienter Domes (c. 1200). Links stürzt er kopfüber und schreiend herab; unten aber liegt er nicht bloss wie in den älteren Darstellungen vom Rade zermalmt, sondern auch von einem Dolche durchbohrt. Dieser neue Zug könnte unter dem Eindruck eines Zeitereignisses wie K. Albrecht's Ermordung in den älteren Typus hineingetragen sein.

[4]) O fol. 72 b No. 1, 2, 71 a No. 1, 77 b No. 5.

hingewiesen. Dann aber wird man vielleicht auch solche Bilder als in Y gestrichen annehmen dürfen wie O fol. 65 a No. 2 (zu III 5 § 1 Satz 2) die Zurückführung des geliehenen Rosses zum Gewähren, fol. 66 b No. 2 (zu III 9 § 4) den Schwur des Prozessbürgen, dass er den Verbürgten vorgebracht habe, fol. 67 a No. 4 (zu III 11) die Folgen des Todes von Einem, der für Eide Bürgen gesetzt hat, fol. 68 b No. 3 (zu III 19) den Schöffenbarfreien, der vor dem König das Zeugniss des Reichsdienstmannes ablehnt, fol. 74 a No. 1 (zu III 41 § 1 Satz 3) das Gastmal, wo dem Gefangenen die Kette von den Füssen genommen wird und er dafür ein Geldstück gibt, fol. 76 b No. 4 (zu III 45 § 8)[1]) das Gerüst mit den Nägeln und Beuteln, fol. 77 b No. 4 (zu III 48 § 3) den Gefährdeeid. Sollten diese Bilder erst in der N-Gruppe erfunden worden sein, so würden in X viel mehr Textstücke, darunter ganze Kapitel, noch unillustrirt geblieben sein, als sich bei dem Gesammtplan dieses Illustrationswerkes glauben lässt.

Dass sich innerhalb der Y-Gruppe die absichtlichen Umgestaltungen der Illustration fortsetzen, erkannten wir im Allgemeinen schon S. 356 f., 344. Aus O findet es nur seine Bestätigung, insbesondere was S. 357 von der Vermenschlichung der doppelköpfigen Figuren in D gesagt wurde, da diese in O fol. 46 a No. 4, 5 genau so vorkommen wie in H.[2]) Mit Hilfe von O vermögen wir aber auch genauer den Antheil abzuschätzen, der von jenen Umgestaltungen auf H und D entfällt, wofern es sich um Zahl und Composition der Bilder handelt. Vergleichen wir z. B. bei II 54 die Bilder in O fol. 57 b mit denen in H fol. 8 b und D fol. 32 b (oben S. 330), so ergibt sich, dass die Illustrationen zu §§ 3, 4 erst in D zu dem alten Bestande hinzukamen, dass hingegen umgekehrt die zweite Illustration zu § 5 (oben S. 330) eben diesem ursprünglichen Bestande angehörte und in D fortfiel. Wiederum ergibt sich bei III 45 § 2 (oben S. 336), aus O fol. 76 a, b mit H fol. 19 b, D fol. 43 b, dass er in D eine Bereicherung, nicht in H eine Verminderung erfuhr. Auch bei III 31 § 2 (oben S. 358) erweist sich nach O fol. 70 b No. 4 die eine Hälfte von D fol. 40 b No. 1 als Zuthat des Zeichners von D, ebenso bei III 32 § 8 (oben S. 359) nach O fol. 71 a No. 4 die rechte Hälfte von D fol. 40 b No. 4 und bei III 36 §§ 1, 2 (oben S. 361) nach O fol. 72 a, b die No. 6 in D fol. 41 b, wogegen die zweite Illustration zu III 34 § 1 (oben S. 360), die sowol in O fol. 72 a No. 3 wie in H vorliegt, von D ausgeschieden wurde. Mittelst O fol. 71 a No. 3 können wir ferner bei III 32 § 5 (oben S. 358) feststellen, dass D aus der ursprünglichen Composition fünf Figuren entfernte, nämlich den mit zwei Eigenmannen beweisenden Kläger, dann den Vater und die Mutter, die dem Beklagten seine Eidhelfer hinschieben. Auch bei III 32 § 7, 33 §§ 1—3 (oben S. 358 f.) ist die Umarbeitung in D erfolgt, da O fol. 71 a No. 4, 71 b No. 3, 72 a No. 1 mit H übereinstimmt. Ebenso verhält es sich bei III 40 § 2 (oben S. 335), wo O fol. 73 b No. 2 mit H den Gläubiger als Geistlichen darstellt, — bei III 40 § 4 (oben S. 335), wo O a. a. O. No. 3 mit H das Gehörn im Wappen und den Bischof sitzend zeigt, — bei III 44 § 2 (oben S. 336), wo O fol. 75 b No. 3 mit H nicht das Ertrinken der Sachsen, sondern den Tod des Alexander schildert, — beim Weltgericht (II 66 § 2 oben S. 335), wo in O fol. 62 a No. 3 ebenso wie in H die Auferweckten noch nackt, in D hingegen bekleidet sind, — bei der zweiten Illustration zu II 71

[1]) Bei Lübben S. 78/79.

[2]) Ebenso verhält es sich mit den mehrarmigen Gestalten. Vgl. O fol. 24 a No. 1 (bei Lübben S. 26/27) mit D fol. 13 b No. 5 (zu I 41).

§ 5 (oben S. 335), wo D mit der Kronenstange gegenüber O fol. 63 b No. 2 und H allein steht, D auch den Gefangenen in einen Schwörer verwandelt hat, um die Siebenzahl der Schwörenden herauszubekommen, — bei III 3, wo das Weib an der Staupsäule von H fol. 12 b No. 6 (Taf. XIV 5) und O fol. 64 b No. 3 mit entblösstem Oberkörper, von D fol. 36 b No. 6 völlig bekleidet dargestellt wird, — bei III 8, wo der an der Spitze des Zuges Reitende in H fol. 13 b No. 6 (Taf. XX 6) und O fol. 66 a No. 4 eine Armbrust, dagegen in D fol. 37 b No. 6 in der Rechten ein Schwert, in der Linken eine Lilie trägt, der Fürst in H und O durch Kopfbedeckung und Fahne, in D gar nicht gekennzeichnet ist, — bei III 13, wo in H fol. 14 b No. 2 und O fol. 67 b No. 2 der ‚bestätigende' Kläger den Beklagten mit der linken Hand am Oberarm packt und der Beklagte seinen Bürgen mit der rechten Hand am linken Arm herbeizieht, während D fol. 38 b No. 2 die Vorgänge des Bestätigens und Bürgenstellens nur durch die Gesten der rechten Hände ausdrückt, — bei III 64 §§ 3, 4 (oben S. 331), wo in O fol. 82 b No. 3, 4 die Wetten so wie in H dargestellt sind, die Leute aus Holstein, Stormarn und Hadeln aber wie in H fehlen, — bei III 64 § 5 (oben S. 332), wo in O fol. 83 a so wenig wie in H ein Vogt seine Vogtei weiterleiht und ebenso wie in H der Graf die Investitur mit dem Zweig vornimmt, der Lehensempfänger auch nur einmal dasteht, — u. s. w. —

In H scheinen sich die willkürlichen Veränderungen mehr auf Abstriche und im Uebrigen auf einige Aeusserlichkeiten zu beschränken. In der schon mehrfach besprochenen Bildergruppe zu III 31—36 (oben S. 357 ff., 381) strich H die Illustration von 32 § 4, die ausser in D fol. 40 b No. 3 auch in O fol. 71 a No. 2, und von 36 § 1, die ausser in D fol. 41 a No. 6 auch in O fol. 72 a No. 4 vorliegt. An Aeusserlichkeiten, woran der Zeichner und Illuminator von H sich Aenderungen erlaubten, hebe ich hervor den gotischen Thron, worauf bei III 63 § 1 Papst und Kaiser sitzen (fol. 22 a No. 5, Taf. XXIV 6). Er kommt weder in D fol. 48 a No. 5, noch in O fol. 82 a No. 3 vor, obgleich gerade diese beiden Hss. sonst auf die Ausstattung von Nebendingen viel mehr Gewicht legen als H. Er scheint mit seiner halbkreisförmigen krabbenbesetzten Rückwand und den beiden flankirenden Fialen dem Thron nachgebildet, der zuerst auf dem Siegel Adolf's v. Nassau (a. 1292 ff.) vorkommt.[1]) Auch verschiedene Schilde, die sich von X herschrieben, glaubte man in H mit Wappen ausfüllen zu müssen, wie bei III 9 § 5 fol. 14 a No. 3 (Taf. XVI 1) vgl. mit D fol. 38 a No. 3, O fol. 66 b No. 3, bei III 78 § 5 fol. 26 a No. 4 (Taf. XXVIII 9) vgl. mit D fol. 52 a No. 4, O fol. 86 b No. 3. Etwas kindliche Zuthaten von H bilden die Einschreibungen in die dargestellten Urkundenblätter fol. 17 a No. 4, 5, 22 b No. 2, 26 b No. 5 (Taf. XIX 4, 5, XXIV 9, XXIX 4); an den entsprechenden Stellen in O fol. 72 a No. 2, 3, 82 b No. 1, 87 a

---

[1]) Abbildungen desselben bei Heffner *D. deut. Kaiser- u. Königssiegel* Taf. VII No. 63, Römer-Büchner *D. Siegel der deut. Kaiser* S. 40, Stacke *Deut. Gesch.* I 563. Kein älteres Thronsiegel zeigt diese Formen. Das Thronsiegel Adolfs konnte in den Gegenden, wo wir die Heimat von H suchen müssen, gar wol in weiteren Kreisen bekannt sein, da der König für sächsische Destinatäre, insbesondere das Meissener Domstift, mehrmals geurkundet hat. Die Königssiegel der folgenden Zeit, die noch in Betracht kommen könnte, zeigen stets Throne, die in wesentlichen Beziehungen von dem in H abweichen. S. Heffner Taf. X 68 (Heinrich VII.), VIII 70 (Ludwig d. B.), X 78 (Friedrich d. Sch.). Vgl. auch die älteren sächs. Thronsiegel bei Posse *D. Siegel der Wettiner* Taf. IV 1 (1258), 2 (1288), V 1 (1269), 2 (1303), 3 (1311), 7 (1245), VI 1 (1286), 5 (1292), VIII 2 (1331), IX 4 (1298), XIII 4 (1234), XXII 2 (1261), XXVIII 3 (1296).

No. 3 und D fol. 48 b No. 2, 52 b No. 4 finden sich keine Schriftzüge. In den Grenzen des Aeusserlichen bleiben meist auch die compositionellen Abweichungen von Y, die sich der Zeichner von H gestattete. Wol zog er auf fol. 16 b No. 5, 6 (Taf. XVIII 9) im Vergleich zu D fol. 40 b No. 5 und zu O fol. 71 b No. 1 die Gesammtanlage des Bildes im Interesse der Deutlichkeit weiter auseinander. Aber sachlich ist nur D, nicht H von der Vorlage abgegangen. Denn gerade in der so charakterischen Gerichtsszene stimmen H und O mit einander überein: in O wie in H fünf, in D sechs Figuren; links vom Reliquiar dort nur der Eigenmann, hier drei Männer; rechts vom Reliquiar dort drei Männer, hier nur zwei; der vorderste von ihnen dort als ‚Herr' und allein als schwörend dargestellt; hier niemand als der ‚Herr' kenntlich, dagegen die beiden Männer beim Reliquiar schwörend; dort das Anpacken am Rockzipfel als Klagsymbol, hier jede Symbolik geopfert. Im Abgabenkalender (II 58 § 2) erweist sich aus O fol. 58 b[1]) die chronologische Anordnung (oben S. 330 f.) in der That als eine Neuerung von H, während die Symbole der Kalendertage in D geändert wurden.

Wie tief die Eingriffe von N gingen, lässt sich beim Mangel von geeignetem Kontrollmaterial nur im Allgemeinen abschätzen. Unbedenklich werden wir alle diejenigen Eigenthümlichkeiten von O auf die Rechnung des Zeichners von N setzen dürfen, die durch das grosse Format bedingt waren. Dahin gehören ausser der schon S. 369 erwähnten Zerlegung und Verschiebung von Bildstreifen insbesondere die grossen Bilder von Bauwerken, wie auf fol. 56 b, die spielerische Einlässlichkeit, womit Nebendinge ausgestattet sind wie die Kleidung des Königs fol. 23 a No. 3,[2]) 60 a No. 2, der vom Grafen eingenommene Sitz fol. 15 a und der von ihm verlassene fol. 38 a, die Königsthrone fol. 15 a, 23 a,[3]) die Umfriedung des Marktkreuzes fol. 49 a, der Stall und die Krippe zu Bethlehem fol. 7 b,[4]) die genrehafte Schilderung der Hofspeise fol. 18 a.[5]) Das grössere Format und die Zerlegung des einen oder andern Streifens in mehrere scheinen auch zuweilen die Umarbeitung ganzer Bildergruppen veranlasst zu haben. Bei III 52 § 1 haben wir schon oben S. 379 ein schlagendes Beispiel dafür kennen gelernt. Aber auch eine Anzahl neuer Illustrationen scheint in N zu dem Grundstock hinzugekommen zu sein. Möglicherweise gehören solche Bilder zu dieser Gruppe wie fol. 6 b No. 2,[6]) wo nach der zweiten Hälfte des sog. textus prologi Gottes Weissagen und die christlichen ‚Könige' Constantin und Karl die Menschen das Recht lehren. In D würde es überflüssig sein, da die beiden ‚Könige'[7]) dort schon in fol. 3 b No. 1 vor dem knieenden Eike von Repkow sitzen. Nicht so in O, wo das entsprechende Bild fol. 6 a No. 1 nur den sitzenden Eike, sein Buch und den heiligen Geist zeigt. Welche Bilder etwa ausserdem noch aus der stattlichen Menge, die der Hs. O allein eigen ist, hieher zu stellen wären, lässt sich kaum vermutungsweise angeben.

Die Heimatverhältnisse unserer Hss. können wir, wenn wir von dem zu Rastede geschriebenen Codex O absehen, nur annähernd im Wege von Schlussfolgerungen ermitteln.

---

1) Bei Lübben S. 58/59.
2) Bei Lübben S. 24/25.
3) Bei Lübben S. 18/19, 24/25.
4) Bei Spangenberg *Beytr.* tab. VII (rechts) und bei Lübben S. 12/13.
5) Bei Lübben S. 20/21.
6) Bei Spangenberg *Beytr.* tab. VI rechts.
7) Irrig rät Kopp *Bilder u. Schr.* II 27 auf Friedrich II. und Konrad IV.

Am leichtesten bei D, wo die Ersetzung des Papstes Urban I. durch den gleichnamigen Bischof (oben S. 331) und die Verbindungen, in denen hier allein — und zwar zweimal an ausgezeichneter Stelle — die Wappen der Markgrafen von Meissen, der Burggrafen von Meissen und der Herrn von Colditz vorkommen, keinen andern Schluss zulassen, als D müsse in der Stadt Meissen oder doch im Meissen'schen gefertigt sein. Auch bei H deutet wenigstens der Meissen'sche Dialekt des Textes auf die gleiche Heimat.[1]) Obersächsischen Ursprungs waren auch Y und X (S. 366), während N im Magdeburgischen oder Halberstädtischen entstanden sein dürfte. Nur in O nämlich[2]) erscheint das Wappen mit dem über zwei Garben springenden Wolf. Derartige Figuren führten drei im Erzstift Magdeburg ansässige Geschlechter: Barwinkel, Bartensleben und Bardeleben. Doch stimmen die Farben des Wappens in O nicht zu denen von Bartensleben und Bardeleben. Im Bardelebenschen Wappen ist auch die Stellung der Garben eine andere (gekreuzt). Wahrscheinlich haben wir also das Wappen derer von Barwinkel vor uns, die auch im Halberstädtischen begütert waren.[3]) Die Heimat von X ist im Allgemeinen schon dadurch bestimmt, dass diese Hs. obersächsischen Text hatte. In gewissen Bildern ferner, die zum Gemeingut aller Codices picturati gehören, verrät sie sich als ein Land mit starken Wassergefällen und mit Weinbau.[4]) Denn alle Mühlen stellte der Zeichner von X als oberschlächtige Wassermühlen dar, und mit Gestalt und Behandlung der Rebe erwies er sich als gut bekannt. Doch würde es die spöttische Behandlung der Thüringer bei III 33 (s. oben S. 359) verbieten, an Thüringen zu denken. Näher und positiv an den Entstehungsort von X heran führen uns heraldische Fingerzeige. In der Heerschildordnung illustriren den Fall der Belehnung eines weltlichen Fürsten durch einen geistlichen sowol HD als O stets dadurch, dass sie einem Schilde mit einem Infulträger den Schild von Meissen folgen lassen.[5]) Damit stimmt überein, dass im Lehenrecht sowol H als D mehrmals den Oberherrn als Bischof, den Unterherrn in der Person des Markgrafen von Meissen, kenntlich an seinem Wappen, erscheinen lassen.[6]) Von diesen Bildern hatte jedenfalls schon X das meist entscheidende, das zur Heerschildordnung. Nun konnte es allerdings gegen 1300 kaum ein besseres Beispiel zu obigem Falle geben als gerade Meissen, da der Markgraf zahlreiche Lehen von den Bischöfen von Naumburg,[7]) Merseburg[8])

---

[1]) Das oben über D und H Gesagte ist ausgeführt in meiner Einleitung zur ‚Dresdener Bilderhs.' des Ssp. Bd. I.

[2]) Fol. 7 b No. 5 (bei Spangenberg *Beytr.* tab. VII links, unter der Bildercolumne von fol. 8 a). Ein ähnliches, doch nicht das gleiche Wappen findet sich allerdings in H fol. 14 a No. 3, während an der entsprechenden Stelle O fol. 66 b No. 3 und D fol. 38 a No. 3 einen leeren Schild zeigen.

[3]) Vgl. zu Obigem die Wappen bei Siebmacher VI 6 Taf. 5, 6 und Seyler *Gesch. d. Heraldik* 184.

[4]) Ueber Weinbau in Sachsen K. v. Weber in *Arch. f. sächs. Gesch.* XI ff., Tittmann *Gesch. Heinrichs d. Erl.* II 55—60.

[5]) Bei I 3 § 2 D fol. 4 b No. 5, 6, O fol. 7 b No. 4 (bei Spangenberg *Beytr. z. d. teut. RR.* tab. VII rechts). — bei Lehenr. 1 D fol. 57 a No. 1, H fol. 1 a No. 1 (Taf. I 2, farbig bei Kopp *Bilder u. Schr.* I 62). — bei Lehenr. 25 § 3 D fol. 66 a No. 3 (in Unordnung).

[6]) Bei Lehenr. 14 § 4 in H fol. 4 a No. 2 (Taf. IV 2, Kopp a. a. O. 77). D hat hier (fol. 62 a No. 2) ein anderes Wappen, das aber kein Fürstenwappen, obgleich sein Führer als Fürst dargestellt ist. — Bei Lehenr. 48 § 2 in D fol. 73 a No. 2 (H ist hier defekt).

[7]) C. Lepsius *Gesch. d. Bischöfe des Hochstiftes Naumburg* I 38, 77 f., 112, 120, 165. Tittmann a. a. O. I 99 f.

[8]) Tittmann a. a. O. 78. Winter im *Arch. f. sächs. Gesch.* III (1877) 233.

und Meissen[1]) sowie vom Abte von Hersfeld[2]) hatte. Indess auf das Beispiel von Meissen allein konnte sich der Zeichner keineswegs beschränkt sehen. Fast jeden weltlichen Fürsten im Gebiet des Rechtsbuches hätte er als Vassallen eines geistlichen vorführen können. Wählte er gleichwol stets nur das Meissen'sche Beispiel, so wird er eben unweit vom Meissener Markgrafen gearbeitet haben. Doch schwerlich am markgräflichen Hofe selbst! Denn so hohen Werth man dort auf den Besitz von Kirchenlehen auch legte, man konnte doch nicht wünschen, gerade die in ihrem Gefolge eingetretene Heerschilderniedrigung betont zu sehen. Schwerlich aber auch im Osterland, etwa im Naumburgischen oder Merseburgischen; denn dort würde man um 1290 um ein Wappen für die sächsische Pfalzgrafschaft kaum verlegen gewesen sein, wie es doch aller Wahrscheinlichkeit nach der Fall war, da in H der Schild von Pfalzsachsen leer geblieben ist. Wer Lust verspürt, die Heimat von X sich bestimmter auszumalen, mag an den Meissener Bischofshof in den letzten Jahren des prachtliebenden Witigo I. denken, was nicht ausschliessen würde, dass — wie wahrscheinlich — ein Laie das Werk geschaffen hat. Dazu würde stimmen, dass bei III 40 § 4 in allen Bilderhss. als Münzherr ein Bischof vorgestellt wird,[3]) und dass wiederum bei Lehenr. 14 § 3 Satz 2, § 4 sowol H als D, ohne dass der Text dazu nöthigt, den oberen Lehenherrn als Bischof kennzeichnen. Nicht gegen die Herkunft der Sachsenspiegel-Illustration aus Meissen würde es sprechen, wenn zu dem allen Hss. gemeinschaftlichen Grundstock an Wappen auch einige niedersächsische gehören würden. Man hat sich auf solche berufen, um die Annahme einer mehr nördlichen Heimat der Urhs. zu rechtfertigen.[4]) Nun ist es bei dem Bestehen vieler Wappengemeinschaften, bei dem Schwanken und der Ungenauigkeit von Tinktur und Figuren in den Hss. schon höchst fraglich, wie weit sich die Zugehörigkeit der einzelnen Wappen überhaupt feststellen lässt. Aber auch abgesehen hievon waren die Geschlechter, um deren Wappen es sich vornehmlich handeln würde, die von Wernigerode, die von Regenstein, die von Blankenburg, in Obersachsen bekannt genug, so dass man auch ihre Wappen in den dortigen höfischen Kreisen kennen konnte. Ueberdiess hat schon Homeyer darauf hingewiesen, dass solche Geschlechter in der sog. ‚Vorrede von der Herren Geburt' genannt sind, diese also den Illustrator zum gelegentlichen Anbringen ihrer Wappen bestimmen konnte.

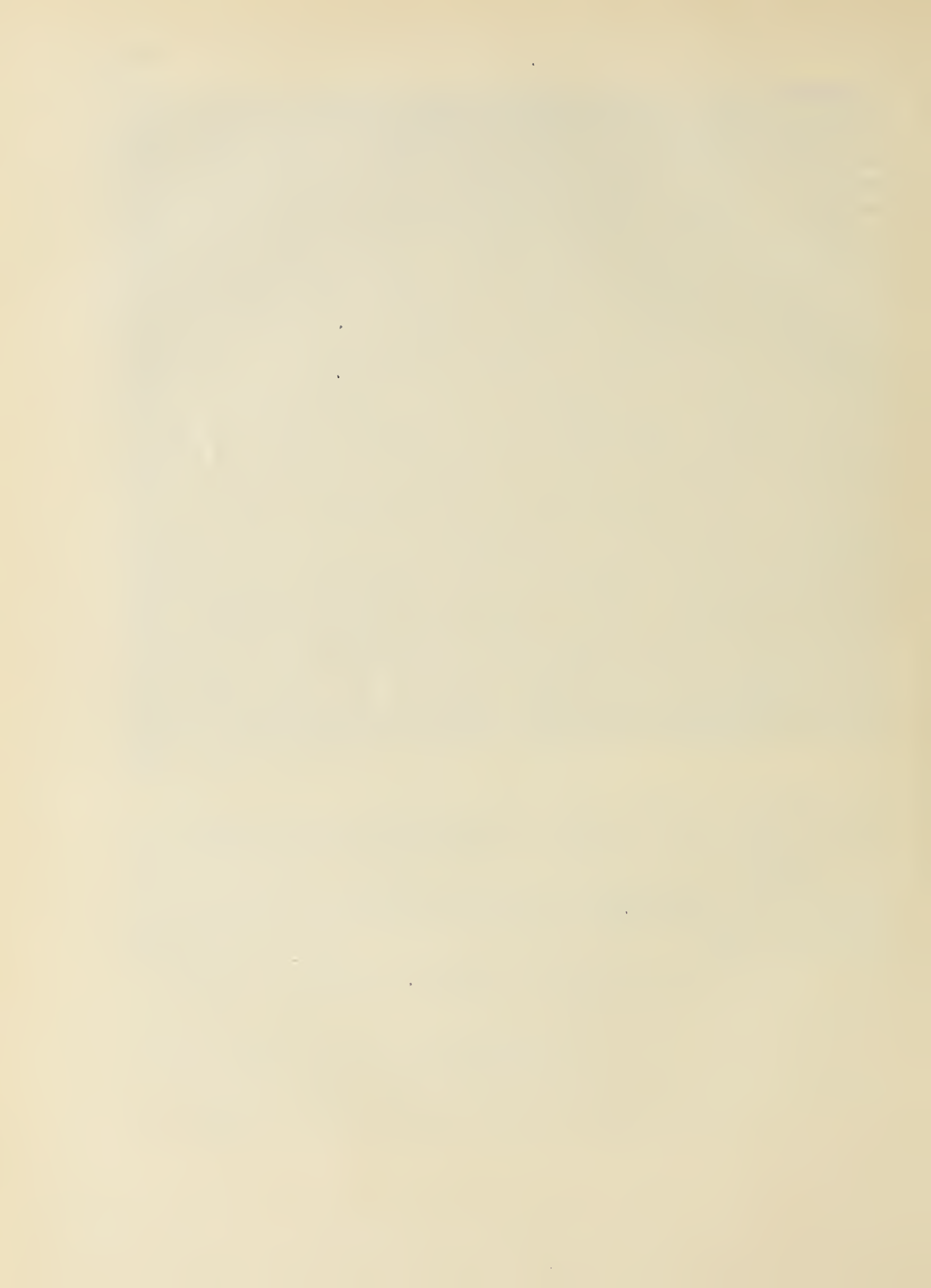
---

[1]) Tittmann a. a. O. 77 f. T. Märcker *D. Burggrafthum Meissen* 135 f. E. Machatschek *Gesch. der Bischöfe d. Hochst. Meissen* 214. *Cod. dipl. Sax. Reg.* II 1 S. 236, 239, 303, 305.

[2]) Märcker a. a. O. 147—154. Winter im *Arch. f. sächs. Gesch.* III 132—134. K. Gautsch ebenda V 232—263.

[3]) Den Bischof erklärt allerdings Weber *Teut. Denkm.* Sp. 39 als den Gläubiger oder als den geistlichen Richter. Aber das Geld soll als das cursirende charakterisirt werden. Diess geschieht durch Vorführung des Münzherrn. Ueber das Münzrecht des Bischofs von Meissen s. v. Posern-Klett *Sachsens Münzen* I 234 f.

[4]) Homeyer *Des Ssp. zweiter Theil* I 82, *D. Genealogie der Hss. des Ssp.* (a. a. O.) S. 147.



Homerische Studien.

Von

Adolf Roemer.

Motto: *μὴ ποιητικῷ ποιητικοῦ ἐφάπτεσθαι μὴ οὐ θεμιτὸν ᾖ.* Nach Plato.



I. Teil.

Zur Kunstbetrachtung des zweiten Teiles der Odyssee.

Zu den schönsten Erinnerungen meines ganzen Lebens gehört die wiederholte Lektüre des zweiten Teiles der homerischen Odyssee mit den Primanern des Kemptner Gymnasiums. Die vielfach wilde Analyse der Modernen, in der Regel verbunden mit der nicht gerade immer zahmen Abkanzlung des Poeten, hat mich niemals auch nur einen Augenblick in dem Glauben erschüttert, dass diese Kritik, abgesehen von allem andern, zunächst einmal etwas voreilig ist, einfach desswegen, weil sie mit dem allerwichtigsten Umstande nicht rechnet, ja ihn gänzlich, man möchte fast sagen, absichtlich übersieht, dass in diesem zweiten Teile und zwar in seinem grösseren Bestande eine ganz eigene und einzigartige Dichterindividualität zu uns spricht, die nicht nach der aus den andern homerischen Gesängen uns geläufigen ästhetischen Formel gemessen werden darf, und dass wir uns hier in einer ganz andern Welt bewegen, welche nicht vornehmes Herabsehen und rasches kritisches Absprechen, sondern nur intime Betrachtung aus unmittelbarer Nähe uns voll erschliessen kann.

So schien mir nun die zuerst und zunächst zu erledigende Aufgabe die zu sein, dieser Dichterindividualität einmal etwas näher zu treten, sie wo möglich in ihrer Eigenart zu fassen, zu begreifen und festzuhalten. Aus jener galt es vor allen Dingen den eigentlichen und wesentlichen Kernpunkt in der poetischen Beanlagung zu ermitteln, welchen wir in der Vorliebe für spannende und erregende Gestaltung erblicken zu müssen glauben, sodann aber auch die Mittel etwas näher ins Auge zu fassen, welche dieser Dichter im Dienste der jedesmal vorliegenden Aufgabe verwendet und womit er seinen Plan hinausführt. Im Anschluss daran schien die Analyse und ästhetische Beleuchtung einiger ganz besonders hervorragender Scenen angezeigt.

Der Versuch zeigte sich mir nicht als ganz aussichtslos, hier aus dem Chorus der homerischen Sänger wirklich einmal eine Dichterpersönlichkeit mit einer ganz eigenen und gleichen Physiognomie herausgreifen und näher betrachten zu können.

Ausserdem bot diese Betrachtungsweise reichliche Gelegenheit, die Exegese überhaupt, insbesondere aber die Schulexegese, wie sie in den bekannten Ausgaben und auch im modernsten ästhetischen Kommentar zu Homers Odyssee vorliegt, auf noch sehr wichtige restierende Punkte hinzuweisen, die in einer ganz andern Ausdehnung im Interesse von Lehrern und Schülern herangezogen und hervorgehoben werden müssen, wenn sie anders

der dichterischen Intention und Gestaltung gerecht werden wollen. Es handelt sich hier zunächst einmal gar nicht um eine Stellungnahme zu den beiden Lagern der unitatis pastores und der carminum venatores, sondern es handelt sich viel mehr um die viel wichtigere Aufgabe, den poetischen Gehalt vollständig zu erfassen und in sich aufzunehmen. Das kann aber sicherlich nur derjenige, welcher bei grösseren und kleineren Scenen, bei der Maschine, ja bei einzelnen Halbversen und einzelnen Worten seinen Blick jedesmal wendet zu der producierenden poetischen Kraft, welche diese grösseren und kleineren Gebilde ins Leben gerufen. Ist ein solcher Blick nach aufwärts überall in den homerischen Gedichten geboten, so ist er aber bei diesem zweiten Teil der Odyssee, wo wir einer weit fortgeschrittenen Kunstübung begegnen, geradezu unerlässlich. Wenn man diesen Dichter einen Volksdichter nennen will, dann ist dagegen nichts einzuwenden, vorausgesetzt, dass man dann auch den Mut hat, den Sophocles einen Volksdichter zu nennen. Aber den Beweis glaube ich unwiderleglich erbracht zu haben, dass man den Schöpfer und Gestalter der Schlusskatastrophe der Odyssee als einen reinen Kunstdichter ansehen und messen muss. Darum bleibt auch dieser Blick nach aufwärts in der Regel nicht unbelohnt. Bei dieser ganz anders gearteten Poesie war natürlich nur selten Gelegenheit geboten, an die in meinen Homerischen Gestalten und Gestaltungen[1]) niedergelegten Anschauungen anzuknüpfen, aber die Besprechung der Maschine in dem dort zuerst vorgetragenen Sinne war gerade durch die Rolle, welche Athene in diesem zweiten Teil der Odyssee spielt, nahe gelegt und angezeigt.[2])

Wenn wir uns in der mannigfach verschlungenen und vielfach ausbiegenden Handlung des zweiten Teiles der Odyssee nach dem einheitlichen Zug, nach dem einheitlichen Kern, nach dem einenden Mittelpunkt, der dieses grössere Ganze zusammenhält, umsehen, so müssen wir denselben in dem Freiermord und seinen Folgen erkennen, dem grossen Schlussakt des blutigen Dramas, der dem Dichter immer lebendig vor der Seele steht und sein eigentlichstes und wichtigstes Thema ist, auch da, wo dieser düstere Hintergrund durch Scenen von geradezu idyllischem Reize leicht verdeckt und in Vergessenheit geraten könnte. In diese Scenen reizenden Klein- und Stilllebens klingt immer wieder hinein der Ruf nach Blut und Rache.

In dem in jeder Beziehung tadellosen Expositionsgesang, dem XIII., legt die Göttin diese schwere Aufgabe dem Dulder auf die Seele und zwar in hochfeierlicher Weise V. 372

τὼ δὲ καθεζομένω ἱερῆς παρὰ πυθμέν' ἐλαίης
φραζέσθην μνηστῆρσιν ὑπερφιάλοισιν ὄλεθρον.
τοῖσι δὲ μύθων ἦρχε θεά, γλαυκῶπις Ἀθήνη.

Und nun achte man auch auf die feierliche Anrede:

διογενὲς Λαερτιάδη, πολυμήχαν' Ὀδυσσεῦ,
φράζευ, ὅπως μνηστῆρσιν ἀναιδέσι χεῖρας ἐφήσεις.

---

[1]) Hom. Gestalten und Gestaltungen. Sonderabdruck aus der Festschrift zur Feier des 80. Geburtstages Seiner Königl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern, Erlangen und Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme), 1901.

[2]) Dass ich durch den in der Berl. phil. Wochsch. No. 6/1902 niedergelegten Schnickschnack des Allerweltsrecensenten O. Weissenfels in meinen Anschauungen nicht irre geworden bin, dazu braucht es keine Versicherung. Mit einer solchen Musterexegese, wie sie dort zu lesen ist, haben wir es ja schon so herrlich weit gebracht und wir werden es leider immer weiter und weiter bringen.

In einen Greis und Bettler verwandelt naht er nun auftragsgemäss dem Gehöfte des treuen Eumaeus. Nur aus dem grossen Kompositionsgedanken des Dichters ist es zu erklären, wenn nun hier gleich am Eingang in gerechter Indignation dasselbe Motiv angeschlagen ξ 41

ἄλλοισιν δὲ σύας σιάλους ἀτιτάλλω
ἔδμεναι

und in gesteigertem Ingrimm V. 85 ff. wiederholt wird.

Und hier nimmt denn auch der Dichter zum ersten Male Veranlassung, was er denn auch in der Folge immer wiederholt, den Hörer an die grosse und schwere, aber nur langsam sich vollziehende Hauptaufgabe zu erinnern. ξ 110

κακὰ δὲ μνηστῆρσι φύτευεν.

Cf. ο 177 ff., auch da noch, wo man der grossen Aktion schon um einen bedeutenden Schritt näher steht ϱ 465. 491 υ 184. Daneben nun auch die προαναφωνήσεις sowohl des Schicksals der Gesammtheit wie der Einzelnen im Stile der Ilias ϱ 364 σ 155 υ 392 φ 96 ff. cf. χ 32 und ν 392 ff. und 427.

Also das Strafgericht — die Vergeltung für schweres, zum Himmel schreiendes Unrecht ist das Hauptthema dieses zweiten Teiles. Es ist ein grosser und weiter Weg, welchen der Dichter zur Erreichung dieses seines Zieles zurücklegt, auf vielen und weiten Umwegen steuert er diesem zu.

Aber die poetische Gestaltung dieser Hauptaufgabe, wie die Schaffung und Durchführung einer ganzen Reihe von Einzelscenen von einer ganz unglaublichen Kühnheit, von Scenen, welche sozusagen geradezu mit dem Feuer spielen und das παρακινδυνῶδες auf die Spitze treiben, kurz der ganze Charakter dieses dichterischen Schaffens kann nur dann sich unserm Verständniss voll erschliessen, wenn wir uns klar geworden sind über die Stellung der Athene in diesem zweiten Teil der Odyssee.

Wir wollen zur Klärung derselben unsern Ausgangspunkt nehmen von einer Stelle der Ilias, welche geeignet ist, uns in dieselben Gedankengänge einzuführen, von welchen auch der Dichter des zweiten Teiles der Odyssee geleitet wird, ohne dieselbe jedoch nach allen Seiten, obwohl Veranlassung genug dazu wäre, sondern nur nach der einen, nämlich der rein äusserlichen Bethätigung der Maschine zu betrachten.

Es ist denn doch, modern gedacht, ein sehr einfacher und natürlicher und darum so nahe liegender Gedanke, dass Achilleus Σ 164 ff. in dem gefährlichsten Momente des Kampfes um die Leiche des Freundes von sich aus und selbständig in Aktion tritt. Ja braucht es denn, so fragen wir Modernen mit Recht, der Maschine, des technischen Apparates, um den Gedanken, zu dem die Göttin ihn auffordert, in die That umzusetzen? V. 198 ff.

ἀλλ' αὔτως ἐπὶ τάφρον ἰὼν Τρώεσσι φάνηθι,
αἴ κέ σ' ὑποδείσαντες ἀπόσχωνται πολέμοιο
Τρῶες?

Der so nahe liegende Gedanke, meinen wir, sollte doch dem Achilleus selber kommen! Anders aber der homerische Dichter. Die Lösung dieser Aporie kann und darf in keinem

andern Sinn erfolgen, als er in genauem Anschluss an die Worte des Achilleus selber 187 ff. in den Schlussworten des Scholions A zu 215 gegeben ist: . . . ἄλλως δὲ οἰκονομία ἐστὶ τοῦ ποιητοῦ τὸ τοιοῦτο, ἵνα μὴ δόξῃ ἄπιστα λέγειν εἰσαγαγὼν τὸν Ἀχιλλέα χωρὶς ὅπλων εἰς τὴν μάχην. Es ist gewiss nicht anders: Die Erwägung, dass mit der von uns gewollten und geforderten Gestaltung ein ἀπίθανον der stärksten Art geschaffen worden wäre, lässt ihn zur Maschine greifen, um den von uns geforderten Gedanken in die That umzusetzen und den tapfern Helden in Aktion zu bringen. Und nun diese Aktion selbst! Es überschreitet denn doch alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit, ist ein ganz unglaublicher, ganz unerhörter Vorgang geprüft an der Wirklichkeit, dass ein einziger unbewaffneter Held ein ganzes feindliches Heer und zwar ein Heer in seinem scheinbar unaufhaltsamen Siegeslauf aufhält, ja förmlich zurückscheucht. Man lese nun beim Dichter selbst nach, wie er Σ 203 ff. noch kräftig nachhilft, und man wird erkennen, welche Rolle die πιθανότης in seinem Schaffen spielt!

Wenn wir uns nun von da zu dem zweiten Teil der Odyssee wenden, so liegt hier die Sache manchmal nicht so einfach und auf den ersten Blick kenntlich und greifbar vor unsern Augen. Aber an dem Grundsatze muss unbedingt festgehalten werden: *Wo wir die Maschine in Anwendung sehen, da müssen wir immer hinter die Absichten des Dichters zu kommen suchen.* Wir wollen unsere Ansicht an σ 346 erhärten. Der Dichter leitet eine neue Unthat eines der Freier also ein

Μνηστῆρας δ' οὐ πάμπαν ἀγήνορας εἴα Ἀθήνη
λώβης ἴσχεσθαι θυμαλγέος, ὄφρ' ἔτι μᾶλλον
δύη ἄχος κραδίην Λαερτιάδεω Ὀδυσσῆος.

Warum, fragen wir auch hier, bei dieser ausgelassenen und zügellosen Gesellschaft, denen ja die ὕβρις, so zu sagen, zur zweiten Natur geworden war, die Einwirkung der Göttin? Das ist doch sonderbar und im höchsten Grade befremdend. Die folgenden Erwägungen dürften uns wohl auf die geheimen Gedanken des Dichters führen.

Es sind nur wenige erfreuliche Züge, welche wir in dem vom Homer sonst so schwarz gezeichneten Bilde der Freier wahrnehmen können. Aber doch fehlen solche nicht. Wir haben dieselben oben verlassen σ 110 ff.: Es ist die unverholen freudige Anerkennung der tapfern und siegreichen Haltung des fremden Bettlers im Kampfe gegen Iros σ 112. Er wird von Antinous belohnt, wie er versprochen und wie er verdient, und nun die einzige und unvergleichliche Amphinomosscene, σ 118 ff., über die Massen kühn im Gedanken und Entwurf, meisterhaft in Gestaltung und Ausführung, eine wahre Perle rein und tief empfindenden Seelenlebens, eine Scene, die ihres gleichen sucht im ganzen Homer! Wo wir nun den edlen Dulder wieder finden in der Gesellschaft der Freier, da ist also die Stimmung gegen ihn umgeschlagen, sie ist eine durchaus veränderte. Konsequent gedacht, hat Odysseus von ihrem Uebermute nichts mehr zu befürchten und nichts mehr zu leiden. Aber nun soll auch der zweite Führer der Freier vor unsern Augen schuldig werden, und es erfolgt der zweite Wurf; daraus ergibt sich doch klar: Es ist nach der vorausgegangenen Scene durchaus unwahrscheinlich, es ist ein ἀπίθανον, dass nach einer solchen über die Massen freundlichen Behandlung die Freier wieder in den alten Uebermut verfallen und den in Gnaden aufgenommenen Bettler den Stachel desselben fühlen lassen. Also entfernt die feine dichterische

Ueberlegung dieses ἀπίθανον und führt das unerwartete Benehmen auf die Einwirkung der Athene zurück. Noch klarer liegt die Sache υ 284. Auch hier die Einwirkung der Göttin, um den dritten Wurf herbeizuführen. Sehr natürlich. Telemachus hat ja dem Fremden seinen Schutz zugesagt υ 262 ff. und Antinous mit V. 271

καὶ χαλεπόν περ ἐόντα δεχώμεθα μῦθον Ἀχαιοί
Τηλεμάχου

die Schonung des Bettlers seinen Freunden ans Herz gelegt! Also ist die Einwirkung der Göttin zur Hervorrufung des Gegenteils erklärlich.[1])

Ich gebrauche mit Absicht in Anlehnung an Aristoteles' Poetik den Ausdruck „Maschine" und entferne mich da weit von den Anschauungen des verehrten Meisters Usener, die er unlängst vorgetragen in den Sitzber. der Wien. Akad. 1897 p. 1—63, wo S. 17 zu lesen ist: „Seit Homer ist bis in das vorige Jahrhundert das persönliche Eingreifen der Götter in die Geschicke der Menschen ein so stehendes Kunstmittel der epischen und aller von ihr abhängigen Dichtung gewesen, dass die Götter wie unerlässliche Stücke des epischen Inventars erscheinen. Die homerischen Dichter sind noch weit entfernt davon so, wie Spätere es sich erlauben, bewusste und bedachte Anwendung zu machen. Die Götter des Kultus, die sie in die Handlung hereinziehen, sind eng mit den Helden verwachsen; oft stehen sie ihnen wie Bundesbrüder oder -schwestern schützend zur Seite warnend oder mahnend. Diese homerischen Götter sind im allgemeinen nicht erst von den Dichtern hinzugebracht, sondern den Dichtern von der Sage selbst überwiesen. Wir verstehen jetzt, dass es so sein musste, wenn die homerischen Helden Göttersöhne und alte Götter sind. Wir verstehen aber auch, wie in der Nachahmung die obligaten Götter zur Allegorie und Dekorationsmittel herabsinken mussten." Aber wer fühlend und denkend Ilias und Odyssee und ganz besonders den zweiten Teil derselben auf diese Gestaltungen hin ansieht, wer sich erinnert, dass diese Zeit sogar schon die Götterburleske geschaffen, der muss notwendig zum direkten Gegenteil von Useners Aufstellung kommen. Nein! Die in unserm Sinne angestellte Betrachtungsweise erschliesst uns vielfach die geheimen Gedanken des Dichters und seine Kom-

[1]) Wer diesen zweiten Teil der homerischen Odyssee vom ästhetischen Standpunkt aus richtig würdigen will, der muss einen recht gewaltigen Schritt nach vorwärts machen und heimisch werden in den Sphären des fein und wohl überlegten Kunstschaffens, vor allem aber dem unklaren und thörichten Phantom von Volkspoesie gründlich entsagen. Dafür nur ein Beispiel. Das Lied, das sonst in der Odyssee den Phöniciern gesungen wird, weiss nicht viel Gutes von ihnen zu künden — „Ihr Ruf war nicht fein" — mit alleiniger Ausnahme der merkwürdigen Stelle ν 277

ἀλλ' ἦ τοί σφεας κεῖθεν ἀπώσατο ἲς ἀνέμοιο
πόλλ' ἀεκαζομένους, οὐδ' ἤθελον ἐξαπατῆσαι.

Sonst hören wir nur immer vom geraden Gegenteil. Warum denn nun gerade hier nicht bloss eine solch abweichende Schilderung, sondern auch eine so nachdrückliche und besonders betonte Hervorhebung? Sie ist nichts anderes, als die scharf gezogene Konsequenz aus ihrem hier eingehaltenen und von ihrer sonstigen Gewohnheit stark abweichenden Betragen. V. 282. 283

ἔνθ' ἐμὲ μὲν γλυκὺς ὕπνος ἐπήλυθε κεκμηῶτα,
οἱ δὲ χρήματ' ἐμὰ γλαφυρῆς ἐκ νηὸς ἑλόντες
κάτθεσαν, ἔνθα περ αὐτὸς ἐπὶ ψαμάθοισιν ἐκείμην.

positionsweise sowohl bei grösseren Scenen, wie in bemerkenswerten Einzelscenen. Wir fördern die ästhetische Auffassung und Interpretation der homerischen Gedichte um ein bedeutendes, wenn wir nicht, wie bisher so ziemlich allgemein üblich, dieses übernatürliche Moment als etwas Gegebenes, Selbstverständliches oder gar als bloss äusseres Dekorationsmittel ansehen und im Halbschlummer darüber hinwegdämmern. — Nein! wir müssen vielmehr immer mit der Frage Warum? an dasselbe herantreten und wo möglich immer eine Beantwortung der Frage versuchen, weil sie allein, wenn richtig im Geiste der homerischen Poesie gegeben, durch die Aufdeckung der latenten Motive, der oft überraschend feinen psychologischen Gedanken die ganze Grösse und Herrlichkeit der homerischen Poesie uns erschliessen kann.[1])

Aber was nun gar erst dieser zweite Teil der Odyssee in der Verwendung des übernatürlichen Momentes bietet, erfordert unsere ganz besondere Aufmerksamkeit; denn sie zeigt einen durchaus verschiedenen Charakter, ist ganz einzig und eigenartig und in der Weise sonst nirgends zu beobachten. Die enge Verbindung des Odysseus mit Athene ist in bezeichnender Weise in der Ilias zum Ausdruck gekommen nur *K* 245

οὗ πέρι μὲν πρόφρων κραδίη καὶ θυμὸς ἀγήνωρ
ἐν πάντεσσι πόνοισι, φιλεῖ δέ ἕ Παλλὰς Ἀθήνη (cf. 277),

womit man noch *Ψ* 768 ff. vergleichen kann (cf. *ν* 314 ff. und *γ* 219 ff.).

Unsere Odyssee klingt aus:

ὥς φάτ' Ἀθηναίη, ὁ δ' ἐπείθετο, χαῖρε δέ θυμῷ.
ὅρκια δ' αὖ κατόπισθε μετ' ἀμφοτέροισιν ἔθηκεν
Παλλὰς Ἀθηναίη, κούρη Διὸς αἰγιόχοιο,
Μέντορι εἰδομένη ἠμὲν δέμας ἠδὲ καί αὐδήν.

Das ist der richtige und harmonische Abschluss des grösseren, wie auch und das ganz besonders des kleineren Ganzen, dessen Leitung der Dichter der Göttin in die Hand gibt.

---

[1]) Ich bin immer noch schwach genug, Homer für einen Dichter zu halten, der sich von künstlerischen Gedanken bestimmen und regieren lässt. Auch heute halte ich daran fest, dass die Gestaltung *A* 53 ff. ein Meisterzug des Dichters ist (vgl. Homerische Gestalten und Gestaltungen p. 11 ff. und p. 19). Es ist nun nach meinem Gefühl und nach meinem Urteil Alles eher als — Wissenschaft, wenn uns wieder in der neuesten Spielerei über die Ilias von den bereits mächtigen Regungen des Vasallentumes eines Achilleus und somit von dem fortgeschrittenen Kulturstand, von verschiedenem kulturhistorischen Kolorit in den verschiedenen Teilen etc., von allem Möglichen und Unmöglichen vorgeredet — nur nicht von den Manifestationen des poetischen Genius gesprochen wird.

Um nun gar aber den ersten Gesang der Ilias in diesem durchaus unrichtigen Sinne ausnützen zu können, da muss man einmal zunächst ganz überlesen die ausdrückliche Motivierung des aussergewöhnlichen Schrittes durch den Dichter *A* 55

τῷ γὰρ ἐπὶ φρεσὶ θῆκε θεά, λευκώλενος Ἥρη,

man muss überlesen ausser *A* 16 vor allem die Worte des Nestor 277 ff. Die ganz gleiche Vorstellung des Verhältnisses begegnet *Δ* 415 *I* 69. Und in welchen Dingen appelliert nun gar Achilleus an die Initiative Agamemnons *Ψ* 49. 56. Wie ist nun gar erst die so merkwürdige Fiktion zu erklären *Ω* 652 ff. — sage in *Ω*? Hoffentlich wird man nicht *X* 377 für die durch und durch verkehrte Annahme ausnützen! Es bleibt also faktisch keine einzige Stelle übrig, als *T* 34 ff., die etwa dafür angeführt werden könnte. Sonst sehen wir immer das gleiche Verhältniss durch die ganze Ilias festgehalten.

So tritt sie denn auch bei Beginn der Handlung dieses Teiles in Aktion. Es ist bezeichnend für die Gedanken und das Schaffen unseres Dichters, dass er nicht kurz, mehr andeutungsweise, dass er nicht in diskreter Manier eine solche Scene gestaltet, sondern eine willkommene Gelegenheit schafft, die Göttin sich wiederholt aussprechen zu lassen über ihr Verhältniss zu Odysseus. Man braucht nur die Verse zu lesen *ν* 298 ff.

> *ἀλλ' ἄγε, μηκέτι ταῦτα λεγώμεθα, εἰδότες ἄμφω*
> *κέρδε', ἐπεὶ σὺ μέν ἐσσι βροτῶν ὄχ' ἄριστος ἁπάντων*
> *βουλῇ καὶ μύθοισιν, ἐγὼ δ' ἐν πᾶσι θεοῖσι*
> *μήτι τε κλέομαι καὶ κέρδεσιν.*

oder gar die Verse 330

> *αἰεί τοι τοιοῦτον ἐνὶ στήθεσσι νόημα·*
> *τῷ σε καὶ οὐ δύναμαι προλιπεῖν δύστηνον ἐόντα,*
> *οὕνεκ' ἐπητής ἐσσι καὶ ἀγχίνοος καὶ ἐχέφρων,*

um sofort zu erkennen: Hier liegt der Ausfluss und das Resultat seiner eigenen Reflexion über ein fest überliefertes Datum der Sage vor. Dieser Ausdruck rein subjektiver Offenbarung geht weit hinaus über Alles, was man sonst in der Richtung in der Ilias und auch in der Odyssee liest. Man sieht: der Dichter verschleiert nicht das Verhältniss, sondern gibt offen und freimütig den Grund desselben an und damit zugleich die Erklärung und Entschuldigung für die vielen grossen und kleinen Verrichtungen, welche er der Göttin im Dienste seines eigenen Schaffens zumutet.

Die Aussprache also in dieser Form, dass sich Einsicht gern zu Einsicht gesellt, und diese Aussprache gerade an diesem eine reiche und mannigfaltige Handlung einleitenden Abschnitte muss uns ein Fingerzeig sein zur richtigen Erkennung und Beurteilung dieser scharf vom sonstigen homerischen Brauche abstechenden Manier. Dass diese Aussprache mit Absicht eine solche Form und dieselbe an dieser Stelle gefunden hat, darüber ist wohl ein Zweifel nicht gestattet.[1])

---

[1]) Wie eine gerechte Beschwerde über unverdiente Vernachlässigung klingen die Worte des Odysseus *ν* 316 ff.

> *αὐτὰρ ἐπεὶ Πριάμοιο πόλιν διεπέρσαμεν αἰπήν,*
> *βῆμεν δ' ἐν νήεσσι, θεὸς δ' ἐκέδασσεν Ἀχαιούς,*
> *οὔ σ' ἔτ' ἔπειτα ἴδον, κούρη Διός, οὐδὲ νόησα*
> *νηὸς ἐμῆς ἐπιβᾶσαν, ὅπως τί μοι ἄλγος ἀλάλκοις.*

Sie stimmen genau mit dem wirklich in den *Ἀλκινόου ἀπόλογοι* vorliegenden Verhältniss. Athene ist in denselben nicht wahrnehmbar und, wenn ja einmal, waltet dort eine andere göttliche Hand cf. *κ* 276 ff. Das ist erklärlich und sehr natürlich: Durch seine menschliche Kraft und Klugheit allein muss der Held die grossen Gefahren überwinden, die Gottheit darf ihm die Wege nicht so weit ebnen, dass seine eigene Leistung auf ein kleines Mindestmass herabgedrückt würde. Sonderbar mutet freilich diese Anmerkung des Dichters erst an dieser Stelle denjenigen an, der die Athene in der Telemachie dieselbe Rolle als etwas selbstverständliches spielen sieht, ohne dass wir ein Wort der Motivierung oder Aufklärung hören. Unser Staunen erregt aber in diesem Zwiegespräche in noch höherem Masse die sonderbare Glosse, womit Odysseus die Eröffnung der Göttin, dass Telemachus in Sparta weile, begleitet *ν* 417 ff.:

Wenn wir dieselbe des besseren Verständnisses wegen mit einem modernen Kunstausdruck bezeichnen sollen, so möchten wir am liebsten den Ausdruck „indiskrete Manier" dafür wählen, weil sie eben die Gänge und Wege des Schaffens nicht, wie sonst zu beobachten, verschleiert oder verschliesst, sondern einmal auch so zu sagen hinter den Kulissen hervorschaut! Aber nicht bloss einmal, sondern auch ein andermal, ja wiederholt. Zum Belege für die letztere Behauptung wollen wir dazu noch die Scene τ 33 ff. etwas näher betrachten. In der Nacht bergen Odysseus und Telemachus die Waffen und da ruft der Dichter wieder Athene in Dienst:

πάροιθε δὲ Παλλὰς Ἀθήνη
χρύσεον λύχνον ἔχουσα φάος περικαλλὲς ἐποίει.

Telemachus gibt seinem Staunen über die plötzliche Helle und der Vermutung, dass ein Gott im Raume ist, Ausdruck. Geradezu klassisch ist — es könnte als Motto für den ganzen Abschnitt dienen — die Antwort des Vaters:

σίγα καὶ κατὰ σὸν νόον ἴσχανε μηδ' ἐρέεινε·
αὕτη τοι δίκη ἐστὶ θεῶν, οἳ Ὄλυμπον ἔχουσι

Wir staunen nicht, sondern begreifen sehr wohl, wie eine solche Gestaltung den griechischen Erklärern ganz unbegreiflich schien und wie sie derselben durch ein Kunststück der Exegese auszukommen suchten. Es ist auch heute noch köstlich zu lesen das Schol. zu V. 34: *λείπει τὸ ὡς· ὡς χρύσεον λύχνον ἔχουσα ὅ ἐστιν ἀμαυρὸν φῶς ἐποίει ὡς ἀπὸ ἐκλάμψεως χρυσοῦ* (sic). *δουλοπρεπὲς καὶ λίαν εὐτελὲς τὸ τῆς διανοίας* (dafür muss natürlich gelesen werden *διακονίας*)· *πολλῷ γὰρ ἦν ἄμεινον ἐπιδημησάσης τῆς δαίμονος αὐτοματὸν ἐπιλάμψαι πολυτελὲς φῶς*! Der Kritiker hätte es natürlich also in der angegebenen Weise besser gemacht, damit aber die Eigenart unseres Dichters vollständig verkannt und das ganze Kolorit dieser durchaus nicht auf den höchsten Höhen der Kunst wandelnden Poesie gründlich verdorben. Wie der Dichter zu dieser Führung der Scene kommt, ist ja klar aus dem Vorausgehenden cf. V. 16 ff. Der *πιθανότης* wegen lassen sich nicht die Mägde, lässt sich Eurykleia nicht zu diesem niedrigen Dienste verwenden. In dieser seiner Notlage greift er zu der allzeit bereitwillig ihm zu seinen poetischen Zwecken zur Verfügung stehenden Athene! Das ist vollständig klar und nicht gerade besonders merkwürdig. Aber höchst merkwürdig ist, dass er das nicht diskret thut, dass er über das Wunder Sohn und Vater sich aussprechen lässt. Schlägt dem Dichter da selbst das Gewissen nicht bloss über die Häufigkeit und Leichtigkeit, sondern auch über die Art und Weise, wie und wozu er die Maschine in Bewegung setzt? Will er damit etwa die Einsprache ganz

---

τίπτε γάρ οὔ οἱ ἔειπες, ἐνὶ φρεσὶ πάντα ἰδυῖα;
ἦ ἵνα που καὶ κεῖνος ἀλώμενος ἄλγεα πάσχῃ
πόντον ἐπ' ἀτρύγετον, βίοτον δέ οἱ ἄλλοι ἔδωσιν.

Das klingt ja förmlich wie eine Grobheit, so naheliegend und einleuchtend auch der Einwurf ist. Da ist es nun wieder bezeichnend, dass Athene in ihrer Antwort ihn über das Schicksal des Sohnes beruhigt, sich aber wohlweislich hütet, ihm über das

τίπτε γάρ οὔ οἱ ἔειπες, ἐνὶ φρεσὶ πάντα ἰδυῖα;

Aufschluss zu geben. Die Reaktion des gesunden ionischen Menschenverstandes gegen die uns heute vorliegende Gestaltung wird also absichtlich überhört. So gibt der Dichter die Geheimnisse des Schaffens doch nicht preis.

anders verfahrender Aöden getroffen wissen? Wir wissen es nicht. Genug, dass wir auch hier eine Stelle erkannt haben, die ein wichtiger weiterer Beleg ist zu der von uns erkannten *ἰδιότης*. Seine Göttin reicht ihm immer liebevoll die Hand, um ihm über die gefährlichen Klippen seiner kühnen Gestaltung hinüberzuhelfen.

Wir wollen auch das an einem Beispiel erläutern. Wie vorsichtig er zu Wege geht bei der *σύστασις Ὀδυσσέως πρὸς Πηνελόπην*, werden wir später sehen. Aber den äusserst kühnen, um nicht zu sagen, verwegenen Gedanken, die Fusswaschung in Gegenwart der Penelope spielen zu lassen, diesen kühnen Gedanken konnte er nur fassen und durchführen im Vertrauen auf sein nie versagendes Kunstmittel — auf Athene.

Cf. τ 476

Ἦ καὶ Πηνελόπειαν ἐσέδρακεν ὀφθαλμοῖσι,
πεφραδέειν ἐθέλουσα φίλον πόσιν ἔνδον ἐόντα.
ἡ δ' οὔτ' ἀθρῆσαι δύνατ' ἀντίη οὔτε νοῆσαι·
τῇ γὰρ Ἀθηναίη νόον ἔτραπεν.

Wie er zu dieser Scenenführung kommt, soll ebenfalls später in einem grösseren Zusammenhang gezeigt werden.[1])

Wenn wir uns mit dieser Eigentümlichkeit unseres Dichters vertraut gemacht haben, weit offener, als wir sonst gewahren, seine leitenden Gedanken zu enthüllen, so wollen wir, um eine weitere Eigentümlichkeit aber nicht bloss dieses Teiles, sondern der ganzen Odyssee kennen zu lernen, anknüpfen an die viel behandelten Verse in demselben Expositionsgesang, von dem wir auch bei der früheren Darlegung ausgegangen. Um die Göttin Athene gleich am Anfang auf die Bühne zu bringen, erfindet der Dichter den verhüllenden Nebel ν 189

---

[1]) Wir können in eine weitere Besprechung dieses wichtigen Gegenstandes nicht eintreten und beschränken uns daher nur noch auf folgende Bemerkungen. Es ist kaum wahrscheinlich, dass Aristoteles in der bekannten Stelle der Poetik 1454^b 2 über alle diese homerischen Gestaltungen durch die Maschine den Stab gebrochen hat, sondern nur die in *B* vorliegende, allerdings höchst auffallende unnachsichtig verurteilt hat. Ihre Religion setzte nicht bloss die Dichter, sondern das ganze Volk in die glückliche Lage, die Prosa des kalten Zufalles zu überwinden. „Zufällig kam“ — sagt das deutsche Märchen. Der Grieche hat einen Gott parat. „Odysseus schlief am Ufer des Baches, da kam zufällig die Königstochter Nausikaa etc.“ Man vergleiche damit nun die Scene in ζ. Man sehe ι 154

ὦρσαν δὲ νύμφαι, κοῦραι Διὸς αἰγιόχοιο,
αἶγας ὀρεσκῴους, ἵνα δειπνήσειαν ἑταῖροι.

Das ist in derselben Anschauung gedacht und kann uns zeigen, wie nahe den früheren und späteren Dichtern das Greifen nach der übernatürlichen Macht liegen musste. Hatten die Erklärer, d. h. Aristarch und seine Schüler, noch dieselbe Anschauung, wenn sie zu der Stelle bemerkten: .... *τὰ γὰρ* ⟨*ἐκ τύχης*, was nach *Ψ* 857 Ariston. unmöglich fehlen kann⟩ *συμβεβηκότα ὡς αἴτια λαμβάνει* (scil. *ὁ ποιητής*)? Oder ist das anders aufzufassen und nur auf das letzte zu beziehen? Den homerischen Dichtern aber wird man die Eliminierung des *ἀπίθανον* durch die Maschine um so eher zu verzeihen geneigt sein, wenn man bei Arrian liest V, 1, 2: *τὰ γάρ τοι κατὰ τὸ εἰκὸς ξυντιθέντι οὐ πιστά, ἐπειδὰν δὲ τὸ θεῖόν τις προσθῇ τῷ λόγῳ, οὐ πάντη ἄπιστα φαίνεται.* Dass die Sage nun aber alle diese Wege dem Dichter bei allen solchen Gestaltungen vorausgegangen, daran wird doch kaum ein Vernünftiger glauben. Aus dem Volksglauben heraus sind sie alle erfunden, verstanden und dem kalt prüfenden Verstande durchaus nicht unterworfen worden. (Cf. Homerische Gestalten etc. p. 19 ff.)

> περὶ γὰρ θεὸς ἠέρα χεῦεν
> Παλλὰς Ἀθηναίη, κούρη Διός, ὄφρα μιν αὐτὸν
> ἄγνωστον τεύξειεν ἕκαστά τε μυθήσαιτο,
> μή μιν πρὶν ἄλοχος γνοίη ἀστοί τε φίλοι τε,
> πρὶν πᾶσαν μνηστῆρας ὑπερβασίην ἀποτῖσαι.

Es wäre müssig, sich in Vermutungen darüber zu ergehen, ob der Dichter hier etwa ähnlich, wie später die Tragiker, um seine neue Version der alten Sage ausdrücklich hervorzuheben und seine Hörer in diese einzuweihen, sich so deutlich ausspricht; denn eine solche Feststellung entzieht sich unserm Wissen. Wohl aber glauben wir feststellen zu können, dass man sowohl im Altertum wie auch in der neueren Zeit diesen wichtigen Versen die richtige Behandlung nicht hat angedeihen lassen. Grundverkehrt ist, wenn Aristophanes von Byzanz, den Bezug auf die vorliegende Situation beschränkend, *ὄφρα μιν αὐτῷ* schreiben wollte, ebenso unglücklich war Nabers Gedanke, dem unbegreiflicher Weise auch Nauck gefolgt ist, die letzten beiden Verse *μή μιν — ἀποτῖσαι* ganz zu streichen. Zu dem Irrtum verführte eben die unrichtige und einseitige Beziehung auf den gegenwärtig vorliegenden Moment die Gelehrten aus alter und neuer Zeit. Die Sache verhält sich unserer Ansicht nach vielmehr ganz anders. Es ist dieselbe, wenig diskrete Art, die wir vorhin kennen gelernt haben, wenn der Dichter das *πλάσμα* des Nebels zur Erscheinung der Göttin benützend nun ganz frank und frei seine Gedanken verrät und gleich an dieser ersten Stelle sozusagen das ganze Aktionsprogramm für das Folgende entwickelt. Gerade die Perspektive, welche mit den Versen 192. 193 dem Hörer eröffnet wird, soll seine Aufmerksamkeit auf eine hochinteressante Handlung richten, welche durch das Moment der siegenden List die grössten und höchsten Erwartungen in ihm rege macht cf. 396 (430) 404 ff.

In einem Gesange, der in der Hauptsache nur die Exposition zu einem grösseren Ganzen gibt, kann das nicht auffallen und ausserdem harmoniert eine solche Eröffnung ganz mit dem Charakter des Dichters, der auf dieses Mittel der Spannung gänzlich verzichtend in ganz anderer Weise seine Hörer, wie wir später sehen werden, dafür zu entschädigen weiss. Muss doch überhaupt als eine der allermerkwürdigsten Erscheinungen der Odyssee in ihrer heutigen Gestalt das sehr wenig künstlerische Moment programmmässiger Enthüllung des Folgenden angesehen werden, das uns zu ganz anderen Gedanken anregen muss, als zu dem kleinlichen Mittel der Athetese. Cf. ζ 303 ff. η 53 (ϑ 572) κ 277 λ 110—114 μ 25 ο 36 (π 274).

Freilich als besondere poetische Vorzüge können diese beiden Eigenarten, die so häufige Bethätigung der Maschine und die programmmässige Enthüllung des Folgenden, nicht angesehen werden. Die herrlichen poetischen Gebilde, mit welchen dieser Dichtergeist uns überrascht, sind ganz anderer Art, und stehen als solche ganz einzig und eigenartig da in dem grossen Sammelbecken der homerischen Poesie. Das katalogenhaft verbalistische Lesen, die wilde Analyse, die vielfach von jedem feineren Kunstgefühl verlassene, durch und durch prosaische und in ihren meisten Resultaten durchaus erfolglose Quellensucherei konnten zur Erschliessung dieser Eigentümlichkeiten und Vorzüge nicht führen.

Wie gerne möchte man wissen, ob durch diesen gottbegnadeten Dichter dieser Schlussakt des Dramas Odyssee die erste originelle und klassische poetische Fassung erlangt hat, wie sie heute, freilich durch wüste und rohe Interpolationen und thörichte die hohen und reinen

Gedanken unseres Dichters geradezu vernichtenden Einschübe entstellt, uns vorliegt, so dass er nur einzig und allein der Sage die Anregung verdankt? Oder ob ihm schon eine andere poetische Fassung und Fixierung vorlag, die weniger verschlungene Wege wandelte und durch die siegreiche Gewalt seiner originellen Umdichtung und Gestaltung aus dem Felde geschlagen wurde? Das wissen wir nicht und werden es niemals bis zur vollen Evidenz ermitteln können; denn die Anhaltspunkte, welche man als Beweis für seine Umdichtung einer ganz anders geordneten Fassung der Schlusskatastrophe in den Gedichten hat finden wollen, lassen sich sehr leicht als nichtig erweisen.

Ja wenn wir auch nur mit einiger Sicherheit eine solche poetische Quelle und Vorlage feststellen und sie mit unserer Fassung und Umformung vergleichen könnten, wir würden auch nicht einen Augenblick zögern, diesem Dichter einen der ersten Ehrenplätze im Tempel der homerischen Sänger anzuweisen. So sind wir heute nur darauf angewiesen, der Führung des Dichters folgend und mit seinen leicht erkennbaren Absichten uns vertraut machend unsere Schlüsse aufzubauen auf den aus seinem Werke ganz besonders deutlich zu uns sprechenden Eigentümlichkeiten und besonders markanten Zügen.

Die hervorstechendste Qualität dieses Dichters, den am meisten charakteristischen Unterschied dieser Gesänge vor den andern Homers in wenigen Worten zum Ausdruck zu bringen ist schwer. Vielleicht trifft die folgende Fassung den Unterschied am besten: Die Komposition der andern Gesänge Homers ist *ἁπλῆ*, die Komposition dieses zweiten Teiles der Odyssee ist im schärfsten Gegensatz dazu *πεπλεγμένη*. Dies bekannte Urteil des Aristoteles über die ganze Odyssee dürfte gerade diesen zweiten Teil in seiner Eigenart am besten bezeichnen.

Wissen können wir also nicht, ob unser Dichter diese verwickelte Handlung zuerst geschaffen. Aber das gewahren wir deutlich: Er steht und dichtet unter dem Banne derselben, er ist sichtlich bemüht, die von ihm selbst oder auch von einem andern geschaffene Eigentümlichkeit der Situation zu immer neuen Gebilden auszunützen und sie dem Hörer, sogar manchmal etwas aufdringlich, zum Bewusstsein zu bringen. Und zwar sowohl da, wo er selbst das Wort und die Führung hat, als auch da, wo er redende *πρόσωπα* einführt: der sprachliche Ausdruck ist in beiden Fällen immer so geformt und gefügt, dass der Hörer geradezu darin eine Mahnung erblicken soll, ja recht auf des Dichters Werk zu achten.

So gleich bei der ersten *σύστασις* mit Eumaeus *ξ* 36. Man sieht der Dichter geht den gewöhnlichen Fügungen der einleitenden Reden absichtlich aus dem Wege und gestaltet zu einem Mahn- und Merkwort

ὁ δὲ προσέειπεν ἄνακτα

Mit welch tief ergreifenden Ausdruck in jener einzigen Scene *τ* 208 von der in Thränen aufgelösten Penelopeia

ὣς τῆς τήκετο καλὰ παρήια δάκρυ χεούσης,
κλαιούσης ἑὸν ἄνδρα παρήμενον

Oder in jener für den Plan des Odysseus so gefährlichen Scene *τ* 392

νίζε δ' ἄρ' ἆσσον ἰοῦσα ἄναχθ' ἑόν

Aber nun erst gar in Reden. Eumaeus zu dem vor ihm sitzenden und nicht erkannten Odysseus *ξ* 144

ἀλλά μ' Ὀδυσσῆος πόθος αἴνυται οἰχομένοιο.
τὸν μὲν ἐγών, ὦ ξεῖνε, καὶ οὐ παρεόντ' ὀνομάζειν
αἰδέομαι· πέρι γάρ με φίλει καὶ κήδετο θυμῷ·
ἀλλά μιν ἠθεῖον καλέω καὶ νόσφιν ἐόντα.

Aber nun erst gar diese sprachliche Fassung τ 357

ἀλλ' ἄγε νῦν ἀνστᾶσα, περίφρων Εὐρύκλεια,
νίψον σοῖο ἄνακτος — ὁμήλικα.

Man erschrickt förmlich; denn nach ἄνακτος erwartet jeder Hörer sofort πόδας — solche Formen und Fügungen verraten denn doch den Standpunkt einer schon weit fortgeschrittenen Kunst.[1])

Auf der gleichen Linie steht die absichtlich herausgearbeitete Form der Wirkung durch den Kontrast. So z. B. die Fügung ξ 423, wo Eumaeus betet um die Rückkehr des bereits anwesenden Odysseus

καὶ ἐπεύχετο πᾶσι θεοῖσι
νοστῆσαι Ὀδυσσέα πολύφρονα ὅνδε δόμονδε.

Oder die Fügung ϱ 312

καὶ λίην ἀνδρός γε κύων ὅδε τῆλε θανόντος

Cf. ξ 68 τ 258. 358. 596 φ 314 ff. 336 ff. und Eustath. 1911, 10 ff. 22 ff. 58 ff. und öfters noch.

Auf eine ganz besondere Wirkung hat es der Dichter abgesehen, wenn er nun auch den Freiern in Gegenwart des Odysseus absichtlich so grell mit der Wirklichkeit kontrastierende Worte in den Mund legt, wie υ 333

ἐπεὶ τόδε κέρδιον ἦεν,
εἰ νόστησ' Ὀδυσσεὺς καὶ ὑπότροπος ἵκετο δῶμα·
νῦν δ' ἤδη τόδε δῆλον, ὅ τ' οὐκέτι νόστιμός ἐστιν

Cf. υ 376 ff.

Welch grelle Beleuchtung erfährt die Situation durch die Wirklichkeit, wenn Telemachus den Vater aus seinem Hause weist π 70

πῶς γὰρ δὴ τὸν ξεῖνον ἐγὼν ὑποδέξομαι οἴκῳ;

Mit wohl überlegter, geradezu einziger Kunst sind nun aber nach stattgefundener Erkennung Reden und Gegenreden von Vater und Sohn gefunden und geformt. Für die richtige und hohe Einschätzung der Arbeit unseres Dichter muss man sich Reden wie ϱ 10 ff. aufquellen lassen.

---

[1]) Solches Versteckenspiel ist natürlich bei der durchaus verschiedenen Anlage der Handlung in allen andern Gesängen ausgeschlossen. Aber solche absichtliche und gesuchte Formen kann man bei unserm Dichter auch sonst feststellen. So sei erinnert an ν 236 ff., wo das Land, nach welchem Odysseus fragt, von der Göttin hoch erhoben, aber erst 248 ff. genannt wird

τῷ τοι, ξεῖν', Ἰθάκης γε καὶ ἐς Τροΐην ὄνομ' ἵκει.

So schafft ein Volksdichter. wie der Volksdichter Sophocles OC. 312 ff.

Aber der Dichter bleibt nicht auf halbem Wege stehen, er geht noch einen Schritt weiter und weiss durch geschickte Amphibolien in den Reden erschütternde Wirkungen zu erzielen. Wie man bei den Tragikern, besonders bei dem Oedipus Tyrannus des Sophocles von einer tragischen Ironie spricht, so muss man sich hier schon mit der Formel epische Ironie vertraut machen, wenn man unserm Dichter gerecht werden will. Das können wir bei allen handelnden Personen gewahren, von ganz besonderer Wirkung ist aber dieser Doppelsinn im Munde der dem Untergang geweihten Freier. Es ist die bewusste Absicht des Dichters, dem Chore der Freier oder auch den einzelnen solche Worte in den Mund zu legen, welche von den Sprechenden in einem ganz andern Sinn gemeint und verstanden werden, als von dem in die Situation ganz eingeweihten Hörer. Es ist gerade so, wie in der Tragödie, und darum verdient gerade diese neue hier wahrnehmbare Eigenheit eingehende Besprechung. Nach dem Siege des Odysseus über Iros legt der Dichter dem Chore der Freier folgende Worte in den Mund σ 111

Ζεύς τοι δοίη, ξεῖνε, καὶ ἀθάνατοι θεοὶ ἄλλοι,
ὅττι μάλιστ' ἐθέλεις καί τοι φίλον ἔπλετο θυμῷ,
ὃς τοῦτον τὸν ἄναλτον ἀλητεύειν ἀπέπαυσας
ἐν δήμῳ· τάχα γάρ μιν ἀνάξομεν ἤπειρόνδε
εἰς Ἔχετον βασιλῆα, βροτῶν δηλήμονα πάντων.[1])

Wenn man sich erinnert, dass Odysseus nur den Wunsch nach blutiger Rache im Herzen trägt, wird man die Absicht des Dichters erkennen und sie endlich auch einmal im richtigen Sinne interpretieren, zumal der Dichter selbst sie so klar dargelegt hat

ὣς ἄρ' ἔφαν, χαῖρεν δὲ κλεηδόνι δῖος Ὀδυσσεύς.

Man betrachte unter diesem Gesichtspunkte der epischen Ironie noch die folgenden Verse. Absichtlich ist so die Rede des Amphinomus gestaltet σ 122

χαῖρε, πάτερ ὦ ξεῖνε, γένοιτό τοι ἔς περ ὀπίσσω
ὄλβος. ἀτὰρ μὲν νῦν γε κακοῖς ἔχεαι πολέεσσι.

Ganz besonders geschickten Ausdruck hat sie im Munde des Eurymachus gefunden σ 353

κέκλυτέ μευ, μνηστῆρες ἀγακλειτῆς βασιλείης,
ὄφρ' εἴπω, τά με θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι κελεύει·
οὐκ ἀθεεὶ ὅδ' ἀνὴρ Ὀδυσήϊον ἐς δόμον ἵκει

---

[1]) Die beiden letzten Verse wurden mit Recht von Aristarch athetisiert. Das Scholion des Aristonikus, das uns davon berichtet, lautet: *οὗτοι οἱ β' ἐκ τῶν ἄνωθεν* (84—85) *μετήχθησαν· ἐκεῖ μὲν γὰρ προτρέπων φοβεῖ, ἐνταῦθα δὲ ἀπάνθρωπον τελέως τὸ ἡμιονήπια τελεῖν· διὸ περιγράφονται.* Das mit *ἡμιονήπια* nichts anzufangen ist, hat sogar Carnuth gesehen und darum mit Recht ein Fragezeichen gesetzt. Doch ist der ganze Satz vom paläographischen Gesichtspunkt betrachtet sehr leicht und glatt zu emendieren. Wir erhalten die Meinung Aristarchs rein, wenn wir schreiben: *ἐνταῦθα δὲ ἀπάνθρωπον τελέως τῷ ἡμιθνῆτι ἀπειλεῖν.* Ein durchaus vernünftiger und guter Gedanke. Beobachtet man nun ferner, wie in Ilias und Odyssee beim sogenannten Chorsprechen, für das ja bekanntlich die Aöden und Rhapsoden sonst eine so glückliche, ihnen ihre Aufgabe so sehr erleichternde Form anwandten, der Dichter sich grösstmöglichster Kürze befleissigt, so wird man der Verurteilung der Verse auch aus diesem Grunde beistimmen müssen. (Cf. Eustath. 1913, 55 zu φ 396 *ὅρα δὲ τὸ τῶν ἠθοποιῶν κἀνταῦθα σύντομον, σύνηθες ὂν Ὁμήρῳ οὕτω γράφειν, ἔνθα πρόκειται τό „ὧδε δέ τις εἴπεσκε“.*)

Ja wie unterscheiden sich denn die folgenden vom Dichter gebrauchten Wendungen von den uns aus dem herrlichen Stück des Sophocles bekannten? Antinous zu Eumaeus und dem Rinderhirten φ 91

ἀλλ' ἀκέων δαίνυσθε καθήμενοι ἠὲ θύραζε
κλαίετον ἐξελθόντε, κατ' αὐτόθι τόξα λιπόντε,
μνηστήρεσσι ἄεθλον ἀάατον.

Oder nun aber gar in der Rede des Leiodes φ 154

πολλοὺς γὰρ τόδε τόξον ἀριστῆας κεκαδήσει
θυμοῦ καὶ ψυχῆς, ἐπεὶ ἦ πολὺ φέρτερόν ἐστιν
τεθνάμεν ἢ ζώοντας ἁμαρτεῖν κτλ. (cf. 170 ff. und Eustath. 1905, 5)

Oder so noch im letzten Momente φ 401 ff.

ἄλλος δ' αὖτ' εἴπεσκε νέων ὑπερηνορεόντων
„αἲ γὰρ δὴ τοσσοῦτον ὀνήσιος ἀντιάσειεν,
ὡς οὗτός ποτε τοῦτο δυνήσεται ἐντανύσασθαι." (cf. Eustath. 1913, 53 ff.)

Cf. noch φ 282 ff.

Und nun auch Vater und Sohn nach der Erkennung und Verabredung — man sehe doch die so fein gefundenen und gestalteten Amphibolien ρ 354, wo Odysseus folgendes Gebet ausspricht

Ζεῦ ἄνα, Τηλέμαχόν μοι ἐν ἀνδράσιν ὄλβιον εἶναι,
καί οἱ πάντα γένοιτο, ὅσα φρεσὶν ᾗσι μενοινᾷ.

Wie wird der gut gemeinte Rat des in die Verhältnisse noch nicht eingeweihten Eumaeus an Telemachus so grell beleuchtet durch die Wirklichkeit ρ 595

αὐτὸν μέν σε πρῶτα σάω, καὶ φράζεο θυμῷ,
μή τι πάθῃς· πολλοὶ δὲ κακὰ φρονέουσιν Ἀχαιῶν,
τοὺς Ζεὺς ἐξολέσειε πρὶν ἡμῖν πῆμα γενέσθαι

Und nun die bedeutungsvolle Antwort des Telemachus

ἔσσεται οὕτως, ἄττα

mit dem doppelsinnigen Schlusssatz

αὐτὰρ ἐμοὶ τάδε πάντα καὶ ἀθανάτοισι μελήσει.

Alle diese und andere Stellen empfangen erst durch den düstern Hintergrund, der dem Hörer bekannt ist, die richtige Beleuchtung und üben nur in dieser die vom Dichter gewollte Psychagogie aus. Man braucht solche Gestaltungen nicht gerade allzu hoch einzuschätzen. Aber wenn die Aesthetik der Alten die gleichen Wendungen bei den Tragikern nicht besonders wertete,[1]) uns sind sie hier bei Homer als die ersten und sprechendsten Zeugen nicht nur von selbständiger und bewusster Kunstdichtung, die ja auch sonst für den,

---

[1]) Cf. meine Abhandlung „Litterarisch-ästhet. Bildungsstand des attischen Theaterpublikums" Abh. d. I. Cl. d. k. Ak. d. Wiss. XXII. Bd. I. Abt. p. 71 Anm. 1. Es ist bemerkenswert, wenn auch wohl sehr einfach zu erklären, dass z. B. in der Antigone nicht eine einzige solche Wendung vorkommt; denn V. 635 ff. oder gar 753 sind anderer Art.

der Augen hat, zu sehen und ein Herz, um zu fühlen, deutlich genug wahrnehmbar ist, sondern auch als Beweise einer ganz eigenen Dichterindividualität, die an grosse und verwickelte Aufgaben sich wagt, von äusserstem Werte.

Passend werden wir nun an dieser Stelle noch einer andern Art seiner Redegestaltung gedenken, die ihm durch die dargelegte eigenartige Fassung seines Themas nahe gelegt war; denn wer nicht den geraden und direkten Weg geht, sondern der Erhöhung des Reizes wegen verschlungene Pfade wandelt, der muss sich notwendig nach Darstellungsmitteln umsehen, um sein Thema glücklich hinauszuführen und wirksam zu gestalten. Nun auf die Kunst, mit vielen Worten nichts zu sagen und im freien Spiel des Geistes oder in gewagten Situationen den springenden Punkt geschickt und glücklich zu umschiffen, auf diese Kunst versteht sich unser Dichter ganz vortrefflich und unterscheidet sich auch hier wesentlich und im weiten Abstand von Dichtern der glatt und auf gerader Linie verlaufenden Gestaltung. Auch diese Eigenheit soll als eine Signatur dieser Dichterindividualität an zwei ganz besonders signifikanten Fällen dargelegt werden.

Sehen wir uns also unter diesem Gesichtspunkt die merkwürdige Rede der Athene an ν 238. Das feine und geistreiche Spiel durch die ganz bis zum Schlusse retardierte Nennung von Ithaka ist oben S. 400 Anm. schon berührt worden. Hier muss uns aber Anderes beschäftigen. Wer auf Grund dieser Aussagen die Landesnatur von Ithaka festlegen wollte, der hätte sicherlich auf Sand gebaut. Das Wort des alten Erklärers zu 246 *ψεύδεται ἐγκωμιάζων τὴν νῆσον· τὰ γὰρ βουστάσια Ὀδυσσέως ἐν ἠπείρῳ ἦν* (ξ 100) trifft wohl richtig eine Einzelnheit. Aber das treffende und vom Dichter ausgesagte Wort *ψεύδεται* (scil. *ὁ ποιητής*) *ἐγκωμιάζων τὴν νῆσον* (nicht von Athene; denn dann müsste es ja heissen *ἐγκωμιάζουσα*) ist in anderm Sinn auf die ganze Rede auszudehnen, insbesondere auf die aus dem Vorausgehenden gezogene Schlussfolgerung ν 248

τῷ τοι, ξεῖν', Ἰθάκης γε καὶ ἐς Τροίην ὄνομ' ἵκει,
τήν περ τηλοῦ φασιν Ἀχαιΐδος ἔμμεναι αἴης.

Denn der Name der Insel Ithaka ist doch wahrhaftig nicht in das so ferne Troja gedrungen wegen ihres Reichtums und ihrer Fruchtbarkeit (die wirkliche Landesnatur δ 664 ff.), sondern einzig und allein nur wegen ihres starken und klugen Helden Odysseus. Sie war also nicht als ein ganz besonders gesegnetes Stück Erde, sondern als eine *ἀγαθὴ κουροτρόφος* ι 27 viel mehr hervorzuheben. Die Göttin spricht und stellt ihre Rede so, für das Hauptmotiv ein anderes nur halbwahres unterschiebend, um den Odysseus so zu sagen aus sich herauszulocken. Was nun aber folgt, V. 254 ff., ist ein Meisterschuss in Erfindung und *ἦθος*. Und da soll man an Volkspoesie, an Volksdichter glauben. Nein! Das ist perfekte Kunstarbeit.

Es ist einer der schwersten Augenblicke für den göttlichen Dulder, unerkannt seiner Gemahlin Rede und Antwort zu stehen. Die Frage τ 105

τίς, πόθεν εἰς ἀνδρῶν; πόθι τοι πόλις ἠδὲ τοκῆες;

muss ihm ja das Herz zerreissen, weil er ihr seinem Plane gemäss die Wahrheit nicht sagen kann. Und wie hilft er sich? Man lasse sich nur die ersten Worte

ὦ γύναι, οὐκ ἄν τίς σε βροτῶν ἐπ' ἀπείρονα γαῖαν
νεικέοι· ἦ γάρ σευ κλέος οὐρανὸν εὐρὺν ἱκάνει

richtig aufquellen.

Daran schliessen sich nun die überschwänglichen Worte in der Schilderung der Regierung eines gottesfürchtigen und glücklichen Königs. Das sind nun wieder viele und schöne Worte. Aber nur Worte; mit Absicht vom Dichter so gewählt und gestellt, wie in der zuerst besprochenen Rede. Wie in dieser der Hauptgrund des Ruhmes von Ithaka verschwiegen und durch einen kaum halbwahren ersetzt wird, so wird hier der Grund des Ruhmes der Penelope, nämlich ihre nie wankende und unter den schwierigsten Verhältnissen aufrecht erhaltene eheliche Treue, welcher der Gatte doch in allererster Linie gedenken sollte, aus naheliegenden Gründen gänzlich verschwiegen. Das ist doch ganz dieselbe Art, beinahe hätte ich gesagt, derselbe Tric in der Gestaltung.

Man betrachte auch einmal unter diesem Gesichtspunkt die Rede, welche der Dichter aus dem Borne seines reichen Erfindergeistes dem Telemachus in den Mund legt *φ* 101 ff.

Als eine weitere bemerkenswerte Eigentümlichkeit stellt sich uns in solchen oder auch in ähnlich geformten Reden, welche bei der vom Dichter geschaffenen Situation mehr oder minder gewagt sind, das Greifen nach sententiöser Ausprägung dar, mit der man eben so viel und so wenig sagen kann als man will und womit man jedenfalls um die Hauptsache glücklich herumkömmt. In dieser Richtung ist besonders die in der Situation äusserst gewagte Rede an Amphinomus *σ* 131 ff. bemerkenswert.

Für den *ἀναγνωρισμός* zwischen Penelope und Odysseus, wie ihn dieser Dichter sich zurecht gelegt hat, braucht er notwendig den Unglauben der Penelope. Man lese nun, wie er ihn *ψ* 71 ff. und *ψ* 81 motiviert und erreicht hat.

So die Aehnlichkeit des fremden Bettlers mit Odysseus *τ* 358

καί που Ὀδυσσεὺς
ἤδη τοιόσδ' ἐστὶ πόδας τοιόσδε τε χεῖρας·
αἶψα γὰρ ἐν κακότητι βροτοὶ καταγηράσκουσιν.

Damit ist die Wahrscheinlichkeit gerettet und die Vermutung der Eurykleia V. 378 ff. wenigstens einigermassen gerechtfertigt.

Aber nicht bloss zu wirksamen Hervorhebungen, nicht bloss zu frappierenden Wirkungen durch den Kontrast in Amphibolien und bedeutsamen Einzelfügungen gibt die so geschickt erfundene und ausgestaltete Handlung dem Dichter eine ausgiebige Gelegenheit: noch vielmehr sehen wir sie durchdrungen und beherrscht von dem künstlerischen Moment der Spannung und Erregung. Dadurch wird das Interesse der Hörer ganz besonders erweckt und gesteigert. Es ist insbesondere der Hauptträger der Handlung, der in einen Bettler verwandelte Odysseus, welcher von dem Augenblick an, wo er das Gehöft des Eumaeus verlässt, die stärksten Proben seines Charakters und seiner Standhaftigkeit abzulegen hat. Dieselben herbeizuführen, in der mannigfaltigsten Weise zu variieren und durch geschickte Fügung und Führung den Hörer in die grösste Spannung zu versetzen, ist die klar erkennbare Absicht dieser Dichterindividualität. Die Schaffung gewagter Situationen, das von Eustathius oft und gut hervorgehobene *παρακινδυνῶδες* muss für den Dichter einen ganz eigenen Reiz gehabt haben. Es ist als ob es ihm am wohlsten sei bei dem Spiel mit der Gefahr. Das *πειρητίζειν,* das er dem Helden so oft und so geschickt überlässt, ist gewissermassen ein Schlagwort für ihn selber seinem Objekte gegenüber und das „Führe ihn in Versuchung“ ist die Signatur dieser Seite seines Schaffens, das uns denn auch eine Reihe von ganz unvergleichlichen

Scenen geschenkt hat. Also muss man von diesen viel bewunderten Gebilden seine Gedanken zurücklenken zu dem Schöpfer und zu seiner Eigenart, um die schaffende Dichterkraft zu erkennen, die sie ins Leben gerufen. Erst dadurch können und werden sie sich unserem Verständniss vollständig erschliessen, und wir werden dann auch diesen Dichtergeist richtig einzuschätzen wissen.

Doch ehe wir an die Vorführung solcher Scenen gehen, müssen wir noch eine andere, freilich nur spärlich hervortretende Eigenart betrachten, die damit in einem, wenn auch etwas entferntem Zusammenhang steht. Es ist das Moment reflexionsmässiger Betrachtung.

Der Dichter wirft einen Blick auf den im Schiffe der Phaeaken schlafenden Odysseus und begleitet ihn mit dem Ausdruck tiefsten Gefühles ν 89

ἄνδρα φέρουσα θεοῖς ἐναλίγκια μήδε' ἔχοντα,
ὃς πρὶν μὲν μάλα πολλὰ πάθ' ἄλγεα ὃν κατὰ θυμόν,
ἀνδρῶν τε πτολέμους ἀλεγεινά τε κύματα πείρων·
δὴ τότε γ' ἀτρέμας εὗδε λελασμένος, ὅσσ' ἐπεπόνθειν.

Das sind einzige wunderbar schöne Verse und Warsberg hat ihnen in seinem bekannten Buche einen überschwänglichen Lobeshymnus gesungen. Ich finde das Eigenartige derselben darin, dass wir hier einmal einer reflexionsmässigen Gefühlsäusserung begegnen in einer Breite und Ausführlichkeit, wie sonst nirgends. Nach der Richtung halten sich die Gedichte sonst kurz und knapp, aus der Ilias könnte man höchstens die wenigen, freilich oft tief empfundenen Gedenkworte heranziehen, welche der Dichter dem einen oder dem andern der gefallenen Helden widmet.

In unserm zweiten Teile wüsste ich ihnen nur noch eine einzige Stelle ähnlichen Charakters an die Seite zu stellen, nämlich ϱ 201

ὁ δ' ἐς πόλιν ἦγεν ἄνακτα
πτωχῷ λευγαλέῳ ἐναλίγκιον ἠδὲ γέροντι
σκηπτόμενον· τὰ δὲ λυγρὰ περὶ χροῒ εἵματα ἕστο.

Es ist der Ausdruck liebevollen Verweilens bei dem Haupthelden, während er nun zu der grossen und schwierigen Aktion sich anschickt. Darum wohl auch die in dem kurzen Abstand fast störende Wiederholung (336 ff.)?

Aber des Dichters Herz ist bei dem Helden, den er nun so gefährlichen Begegnungen und Versuchungen entgegenführt, auch wenn er mit keinem Worte seine Empfindung verrät.

Noch hat er sein Haus nicht erreicht, da naht ihm die erste Versuchung in der Person des rohen Melantheus, eine Scene von ganz unvergleichlichem Verismus ϱ 212 ff. Man lese und lasse sich aufquellen, wie der Dulder, der in seinem Benehmen so ausserordentlich vorsichtig sein und seine Kraft verbergen muss (worüber später gehandelt werden soll), dieselbe besteht. Der Dichter stellt ihm das Zeugniss aus V. 235

ὁ δὲ μερμήριξεν 'Οδυσσεύς,
ἠὲ μεταΐξας ῥοπάλῳ ἐκ θυμὸν ἕλοιτο,
ἢ πρὸς γῆν ἐλάσειε κάρη ἀμφουδὶς ἀείρας.
ἀλλ' ἐπετόλμησε, φρεσὶ δ' ἔσχετο.

So ist er geschickt in Konflikt gebracht mit dem natürlichen und berechtigten Gefühle des Mannes, des freien Hellenen, welchen er siegreich besteht. (Cf. OT. 804 ff.)

Gleich naht eine grössere Versuchung und die Art und Weise, wie sie herbeigeführt und bestanden wird, ist uns ein hinlänglicher Beweis dafür, dass wir die Intention des Dichters richtig verstehen. Nach zwanzigjähriger Abwesenheit steht jetzt der vielgeprüfte Dulder in einem solchen Aufzug und beschwert mit der Centnerlast seines Racheplanes — vor seinem Hause, das von fröhlichem Leben erfüllt ist. Es ist psychologisch wunderbar fein gedacht, wenn er nun dargestellt wird übermannt vom Gefühle — ganz einzig ϱ 263

αὐτὰϱ ὁ χειϱὸς ἑλὼν πϱοσέειπε συβώτην

das schwache äussere Zeichen seiner tiefen inneren Bewegung, der er dann in Worten wenigstens Luft macht, in welchen er, der Herr und Besitzer, fremd scheinen und wie von einer fremden Sache reden muss. Also besteht er auch diese Versuchung. (Cf. Wittmann bei C. Hentze Philol. LXI (N. F. XV) p. 329 Anm.)

Aber bald wird dieselbe noch gesteigert durch die ganz unvergleichliche Argosscene — und hier unterliegt der Held. Die feine und richtige Beobachtung von der Witterung und der Treue der Hunde hat in dem Dichter zuerst den Gedanken an diese köstliche Scene entzündet. Und er versagt es sich nicht, diesem Gedanken nachzugeben und die grösste Gefahr für den Helden heraufzubeschwören: die Gefahr der Erkennung. Aber den Liebesdienst leistet er ihm doch, dass er das Thier sofort verenden lässt. Stellen wir also hier zuerst an dieser Stelle das Spiel mit der Gefahr fest als die bewusste Absicht unseres Dichters. Er hat sich zu helfen gewusst ϱ 303 ff.

ἆσσον δ' οὐκέτ' ἔπειτα δυνήσατο οἷο ἄνακτος
ἐλθέμεν· αὐτὰϱ ὁ νόσφιν ἰδὼν ἀπομόϱξατο δάκϱυ
ῥεῖα λαθὼν Ἐύμαιον.

Aber das ist Alles nur ein Vorspiel, kaum auch nur zu vergleichen mit den Scenen von dramatischer Erregung und Spannung, wo Odysseus unerkannt von Angesicht zu Angesicht seinen Feinden zum ersten Male gegenüber tritt. In diesem Augenblick drängt sich doch jedem Hörer stürmisch die Frage auf die Zunge: Was wird nun jetzt erfolgen? Wie werden Vater und Sohn sich benehmen, um zu dem erwünschten Ziele zu kommen? Die geschickte Gestaltung und glückliche Führung solcher Scenen stellt dem poetischen Schaffen die allerhöchsten und schwierigsten Aufgaben.

Also nicht störend, wie wir oben S. 405 angedeutet, ist die Wiederholung der Verse ϱ 336 nach so kurzem Abstand, sondern beabsichtigt und wohl überlegt: in diesem wichtigen Momente ruht des Dichters Auge wieder auf dem vielgeprüften Manne, der nun dadurch auch wieder der Aufmerksamkeit der Hörer empfohlen werden soll.

Aber mit seinem Eintritt in den Saal erfolgt nun geradezu eine Verdoppelung des spannenden und erregenden Momentes: Odysseus sieht sich nicht bloss seinen Feinden, sondern auch seinem Sohne gegenüber, der, in alles eingeweiht und doch den Unbefangenen spielend, nun in die schwere Versuchung geführt wird, die natürlichen Regungen des Herzens gegen die dem Vater widerfahrende Unbill mit Gewalt niederzukämpfen (cf. ϱ 490). Unter dem Gesichtspunkt dieses reizvollen Doppelspieles müssen nun alle die folgenden Scenen, wo Vater und Sohn nicht allein miteinander verkehren, gelesen und beurteilt werden. Eine so unternommene Prüfung muss uns mit der höchsten Achtung vor einer solchen Erfindungs-

und Gestaltungskraft erfüllen. Eines ist aber doch vor Allem klar: Das ist eine andere Art, hier waltet ein anderer Geist, durch diese *πεπλεγμένη σύστασις τῶν πραγμάτων* werden uns nicht bloss an sich köstliche Gaben geboten, sondern auch Gaben, die ein ganz anderes Gepräge, einen ganz anderen Kunstcharakter tragen, als Alles, was uns sonst aus den homerischen Gesängen vertraut und geläufig ist. Es darf darum wohl erwartet werden, dass die so dringend gebotene Wertung und Einschätzung nach diesem Gesichtspunkt diesen freilich vielfach durch scheussliche Interpolationen entstellten Gesängen ihren hohen Kunstwert endlich erkämpfen wird. Das bloss verbalistische Lesen rächt sich hier ganz besonders: Nur wenn wir uns immer gegenwärtig halten, dass bei einer solchen Anlage der Handlung das Erfinden und Gestalten jeder Rede, jeder Handlung, insbesondere aber der Oekonomie des Ganzen von ganz andern Schwierigkeiten begleitet war, als bei dem glatten und geraden Gange und wenn man sieht und feststellen kann, mit welch spielender Leichtigkeit, mit welch genialer Treffsicherheit diese enormen Schwierigkeiten gelöst werden, erhält man den rechten Begriff von diesen im corpus Homericum ganz einzig dastehenden Produkten.

Doch kehren wir zu unserm Hauptbelden zurück — und zu der ersten Versuchung im Männersaale. Es ist der Wurf des Antinous *ρ* 463. Und wie besteht Odysseus dieselbe?

ὁ δ' ἐστάθη ἠύτε πέτρη (cf. *ρ* 235)
ἔμπεδον, οὐδ' ἄρα μιν σφῆλεν βέλος Ἀντινόοιο·
ἀλλ' ἀκέων κίνησε κάρη κακὰ βυσσοδομεύων.

Hierauf verfügt er sich an seinen Platz und ergeht sich dann aber doch in einer höchst merkwürdigen Rede *ρ* 467 ff., bei der wir einen Augenblick verweilen müssen

κέκλυτέ μευ, μνηστῆρες ἀγακλειτῆς βασιλείης,
ὄφρ' εἴπω, τά με θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι κελεύει.
οὐ μὰν οὔτ' ἄχος ἐστὶ μετὰ φρεσὶν οὔτε τι πένθος,
ὁππότ' ἀνὴρ περὶ οἷσι μαχειόμενος κτεάτεσσιν
βλήεται, ἢ περὶ βουσὶν ἢ ἀργεννῇς ὀίεσσιν·
αὐτὰρ ἔμ' Ἀντίνοος βάλε γαστέρος εἵνεκα λυγρῆς
οὐλομένης, ἣ πολλὰ κάκ' ἀνθρώποισι δίδωσιν.

Das ist denn doch eine merkwürdige Expektoration in diesem Augenblick. Noch mehr: Die Freier sympathisieren sogar mit ihm und verweisen dem Führer sein unziemliches Verfahren. Der Sinn kann doch nur sein: Ein Wurf oder ein Schlag in ehrlichem Verteidigungskampf um seine Habe erregt keinen Schmerz, ist zu ertragen: schmerzvoll und unerträglich ist, wenn ein Bettler ohne Hab und Gut Almosen heischend geschlagen oder geworfen wird. Statt des letzten allgemeinen Gedankens wird nun gleich der spezielle Fall eingesetzt. Worin liegt nun aber hierin die Spitze? Die könnte doch nur darin gefunden werden, dass ihm Odysseus durch solche mit Absicht etwas dunkel und allgemein gehaltenen Worte seine Heldenthat klar macht und ihn damit der allgemeinen Verachtung preisgibt! Aber noch mehr. Erinnern wir uns (cf. p. 401 ff.), dass unser Dichter das Spiel mit dem Doppelsinn liebt, dann werden wir die Worte des Eustathius 1828, 40 ff. doch einiger Beachtung wert finden: *ἀληθῶς γὰρ Ὀδυσσεὺς περὶ τοῖς ἑαυτοῦ μαχειόμενος κτήμασι βέβληται, ἵνα δὲ μὴ ἐξ ὑποψίας περίεργον ὁ σχηματισμὸς νοηθείη, ἀφανίζει αὐτὸν διὰ τοῦ ἐπαγομένου, εἰπὼν γαστρὸς ἕνεκα πάσχειν. ἔστι δ' ὅμως καὶ τοῦτο ἀστεῖον καὶ σύμφωνον τῷ σχηματισμῷ, ἵν' εἴη τὸ ὅλον*

τοιοῦτον· εἰ μὲν περὶ τῶν ἐμῶν κτημάτων ἦν αὐτίκα νῦν ἡ μάχη, οὐκ ἦν ἂν ἄχος, νῦν δὲ τέως χάριν γαστέρος βέβλημαι, ἤγουν τῆς πρὸς χάριν τροφῆς.[1])

Wir können hier natürlich zur Beleuchtung unserer Auffassung nur die Hauptsachen herausgreifen und müssen es unsern Lesern überlassen unter dem angeregten Gesichtspunkt die andern hierin einschlägigen Stellen zu prüfen. So wollen wir uns denn jetzt einer solchen Hauptscene zuwenden, welche dieselbe Vorliebe unseres Dichters für gewagte, dramatisch gespannte und erregte Situationen zeigt.[2]) Wir meinen damit das 19. Buch der Odyssee: *Ὀδυσσέως καὶ Πηνελόπης ὁμιλία. ἀναγνωρισμὸς ὑπὸ Εὐρυκλείας.*

Wir können heute nicht mehr nachweisen, ob der Dichter diese Scenen aus einem andern Zusammenhang herausgerissen und in den Rahmen seiner eigenartigen Schaffensweise gespannt hat. Fest und sicher lässt sich hingegen das Folgende erweisen. Liest man nämlich die Worte *τ* 482

μαῖα, τίη μ' ἐθέλεις ὀλέσαι (cf. *ψ* 76 ff. und *π* 456 ff.)

oder *υ* 92 ff.

τῆς δ' ἄρα κλαιούσης ὄπα σύνθετο δῖος Ὀδυσσεύς·
μερμήριζε δ' ἔπειτα, δόκησε δέ οἱ κατὰ θυμὸν
ἤδη γιγνώσκουσα παρεστάμεναι κεφαλῆφιν,

so ist ausgemacht, dass derselbe die Erkennung des Odysseus durch Penelope auf den Freiermord folgen liess. Das Motiv dieser Anordnung macht seiner Psychologie, wie seinem Herzen alle Ehre. Das Werk der Rache wäre unvollendet geblieben, ein anderer Ausweg hätte gesucht werden müssen; denn es ist undenkbar, psychologisch absolut unmöglich, dass Penelope den endlich nach zwanzigjähriger Abwesenheit wieder gefundenen Gatten, dass sie den

---

[1]) Klar ist natürlich soviel, dass Odysseus bei seinem ersten Auftreten sich durchaus reserviert halten muss und von unserm Dichter auch wirklich so gehalten worden ist, wie überall, so auch ganz besonders hier. Also kann er unmöglich den Unsinn sprechen, welcher noch weiter in unserm Texte ihm in den Mund gelegt wird. Dort wird nämlich nach *δίδωσιν* also fortgefahren:

„ἀλλ' εἴ που πτωχῶν γε θεοὶ καὶ ἐρινύες εἰσίν,
Ἀντίνοον πρὸ γάμοιο τέλος θανάτοιο κιχείη.“
τὸν δ' αὖτ' Ἀντίνοος προσέφη, Εὐπείθεος υἱός·
478 *„ἔσθι' ἕκηλος, ξεῖνε, καθήμενος ἢ ἄπιθ' ἄλλῃ,*
μή σε νέοι διὰ δώματ' ἐρύσσωσ', οἷ' ἀγορεύεις,
ἢ ποδὸς ἢ καὶ χειρός, ἀποδρύψωσι δὲ πάντα.“

Mit Recht wurden die Verse schon von Aristarch verworfen nach Ariston. *νοθεύονται ς'. πῶς γὰρ ὁ Ἀντίνοος ἐκαρτέρησεν ἐπὶ ταῖς κατάραις, ὃς ἐπὶ τοῖς ἐλάσσοσιν* (cf. *ρ* 458) *οὕτως ἠγρίανε; πῶς τε συναλγοῦσιν αὐτῷ* (dem Odysseus) *οἱ λοιποί, εἰ τοιοῦτος ὢν οὕτω κατηρᾶτο πικρῶς;* Cf. H zu V. 479 (6) *οὐδὲ τῷ τοιούτῳ προσώπῳ ἐοικότες οἱ λόγοι.* Das scheint uns unwiderleglich. Aber der Hauptanstoss liegt doch weniger in der groben Sünde gegen das *ἦθος;* als vielmehr in der groben Verkennung der so klaren Intention des Dichters, die es mit bewundernswertem Geschick vermeidet, den Helden so zu exponieren. Also kann er ihm niemals eine solch unsinnige Verwünschung, wie sie V. 476 zum Ausdruck bringt, in den Mund gelegt haben.

[2]) Mehrfach gut und richtig hervorgehoben von Eustathius cf. 1873, 10 zu *τ* 476 *σημείωσαι ὅπως πάνυ κινδυνώδη καὶ ἐναγώνιον ποιήσας Ὅμηρος τὴν τοῦ ἀναγνωρισμοῦ περιπέτειαν καὶ σχεδὸν εἰς ἄλυτον περιαγαγὼν κτλ.* und 1873, 36 zu *τ* 36 *ἐπίτηδες καὶ ταῦτα πλάττοντος τοῦ ποιητοῦ διὰ τὸ τῆς περιπετείας ἐναγωνιώτερον.* Cf. 1921, 30 ff.

kaum Gefundenen nun gleich wieder der furchtbaren Gefahr des Kampfes ausgesetzt hätte. Dass der die Sache so gestaltende Dichter sich von dieser Erwägung beherrscht zeigt, dafür können wir einen schlagenden Beleg anführen. Welches sind die ersten Worte, welche er der Penelope in den Mund legt, nachdem sie gehört, dass Odysseus nun endlich wirklich gekommen? Man lese doch ψ 35 ff.

εἰ δ' ἄγε δή μοι, μαῖα φίλη, νημερτὲς ἐνίσπες,
εἰ ἐτεὸν δὴ οἶκον ἱκάνεται, ὡς ἀγορεύεις,
ὅππως δὴ μνηστῆρσιν ἀναιδέσι χεῖρας ἐφῆκεν
μοῦνος ἐών, οἱ δ' αἰὲν ἀολλέες ἔνδον ἔμιμνον.

Das Altertum erkannte wohl allgemein in der der Katastrophe von unserm Dichter gegebenen Gestalt die einzig und allein richtige, der πιθανότης gemässe Fassung. Man vergleiche Eustath. 1873, 10: ... καὶ σχεδὸν εἰς ἄλυτον περιαγαγών· παραβραχὺ γὰρ ἐπεγνώσθη ἂν ὁ Ὀδυσσεὺς τῇ γυναικὶ καὶ οὕτως ἠχρειοῦτο ἡ πιθανότης τοῦ δράματος.[1])

Aber der Gedanke an die Schaffung einer so durch und durch gewagten, ja geradezu unmöglichen Scene konnte nur einem Dichter kommen, der, wie wir oben gesehen, p. 395 ff., mit der Göttin Athene auf so vertrautem Fusse stand und so leicht den Weg zu ihr fand. Ὁ αὐτὸς ἄρα ποιητής sage ich also und, um mich eines andern schönen Wortes der Alten zu bedienen, ἐναβρυνόμενος καὶ διώκων τὴν ἡδονήν schafft er diese gewagte, aber nach der Seite des παρακινδυνῶδες geradezu einzig dastehende Scene.

Also das „führe ihn in Versuchung“ wird hier in besonders auffallender, fast möchte man sagen, in aufdringlicher Weise geübt. Von der Darlegung des Spieles und Gegenspieles im Einzelnen müssen wir hier absehen. Aber der Dichter stellt seinem Helden diesmal ein glänzendes Zeugnis aus τ 209

αὐτὰρ Ὀδυσσεὺς
θυμῷ μὲν γοόωσαν ἑὴν ἐλέαιρε γυναῖκα,
ὀφθαλμοὶ δ' ὡς εἰ κέρα ἕστασαν ἠὲ σίδηρος
ἀτρέμας ἐν βλεφάροισι· δόλῳ δ' ὅγε δάκρυα κεῦθεν.

Das ist ja wie ein Spiel mit dem Feuer und uns will schon der Gedanke kommen, dass es „genug sei des grausamen Spieles“. Da übertrumpft der Dichter noch diese erste schwere Probe und stellt dem Helden die für seine Pläne gefährlichste, die ποδάνιπτρα (τ 317), in Aussicht. Wer sehen und erkennen will, wie leicht und natürlich unser Dichter erfindet, der möge sich einmal die Ausrede aufquellen lassen, die er dem Helden in den Mund legt τ 336 ff. Ueber die Massen geschickt gefügt ist die Wahl gerade derjenigen Persönlichkeit, die, durch ihr Alter und ihre Treue empfohlen, für Odysseus die allergefährlichste ist, der Eurykleia! Um dieser gefährlichen Probe auszukommen, greift Odysseus τ 345 zu dem energischen Ausdrucke

---

[1]) Ueber die Worte des Freiers ω 127 und 167 ff.

αὐτὰρ ὁ ἣν ἄλοχον πολυκερδείῃσιν ἄνωγεν
τόξον μνηστήρεσσι θέμεν πολιόν τε σίδηρον

soll einmal in einem Kapitel „Gedanken des Dichters und die redenden πρόσωπα“ gehandelt werden.

οὐδὲ γυνὴ ποδὸς ἅψεται ἡμετέροιο
τάων, αἵ τοι δῶμα κάτα δρήστειραι ἔασιν.

Aber wunderbar: gerade diese Worte, deren Sinn Penelope sogleich begriffen (cf. 373), lenken ihre Gedanken auf einen Ausweg, der so einfach, natürlich und selbstverständlich scheint, dass jede Einsprache dagegen von vornherein abgeschnitten ist: Odysseus wird so zu sagen vor ein fait accompli gestellt (357). Die Scene muss eben zu stande kommen.

Diese Gedanken des Dichters bei der Schaffung und Führung unserer Scene sind so leicht und evident erkennbar, sind zugleich so eigenartig und stimmen so durchaus mit dieser Dichterindividualität, dass man denn doch das reine und klare Bild, das er geschaffen, nicht so leicht entstellen, ja geradezu vernichten lassen sollte. An Vers 346 haben sich nämlich in den Texten die Worte angeschlossen

„*εἰ μή τις γρηῦς ἐστι παλαιή, κεδνὰ ἰδυῖα,*
ἥ τις δὴ τέτληκε τόσα φρεσὶν ὅσσα τ' ἐγώ περ·
τῇ δ' οὐκ ἂν φθονέοιμι ποδῶν ἅψασθαι ἐμεῖο."

Aber das ist doch klar! Geht man der Intention des Dichters und dem *ἦθος* des Helden nach, prüft man genau und gründlich die Situation, in welche derselbe in seiner Vorliebe für gefährliche und gewagte Momente ihn geführt hat, so schlagen diese Worte seinem Gedanken geradezu ins Gesicht, ja vernichten ihn gänzlich. Ausweichen, auskommen muss der Held dem in Aussicht gestellten Liebesdienst, nicht ihn in einer Form heraufbeschwören, welche alle seine Pläne durchkreuzt und zu nichte machen kann. Aristarch hat bei seinen Athetesen nicht immer eine glückliche Hand gehabt und wenn er auch sonst, beinahe hätte ich gesagt, stockphilologisch von ästhetischen Gesichtspunkten abgesehen hat, hier hat er nach meinem Gefühle einmal mit der scharfen Prüfung und unnachsichtigen Verurteilung dieser Verse ganz ins Schwarze getroffen. Seine Worte bei Aristonikus lauten: *ἀθετοῦνται οἱ τρεῖς, πρῶτον μὲν ὅτι αἱρεῖται τὴν δυναμένην ἐπιγνῶναι· εἶτα δὴ καὶ γέλοιον τὸ „ἥ τις δὴ τέτληκε"*. Der sich anschliessende dritte Grund kann nicht die Form haben, die ihm Carnuth nach den codd. gegeben, sondern man muss schreiben: *τίς δὲ* (nicht *γὰρ*) *φθονεῖ τῶν μὴ σπουδαίων*, womit auf V. 348 Bezug genommen ist. Wie die Stellen bei Aristonikus zeigen, greift der grosse Kritiker nicht selten zu dem recht unhöflichen Prädikat *γέλοιον* und ähnlichen: *Α* 100 *Γ* 73 *Ε* 838 *Ζ* 311 *Η* 195 *Θ* 189 *Ι* 212 *Μ* 175 *Ξ* 376 *Π* 666 *Σ* 39 *Τ* 365 *Ω* 85 304 *β* 404 *δ* 158 553 *λ* 157 461 577 *ξ* 495 *τ* 346 Cf. auch Eustath. 1957, 9. Man kann das darin ausgedrückte Urteil durchaus nicht überall unterschreiben; hier hat er aber Recht gehabt; denn eine Erklärung, wie „die das Wehe des Lebens in solchem Umfang wie ich erlitten hat, daher an meinem Schicksal Anteil nimmt" hätte sein philologisches Herz beleidigt. Das Schlagwort gegen die allegorische Deutung der homerischen Gedichte *μηδὲν ἔξω τῶν φραζομένων* bestimmt auch seine Exegese, die, immer dem strengen Wortverstand unerbittlich zugeschworen, nichts hineinträgt, was nicht in den Worten steht — und so erschienen ihm mit Recht diese Worte als ein Unsinn, als *γέλοια*.

Sind also unsere Verse aus allgemeinen ästhetischen, wie aus speziellen exegetischen Erwägungen rückhaltlos zu verurteilen, so sind sie trotzdem für die neuere Kritik ein wahres *κειμήλιον*, eine leuchtende Richtsäule in dem Dunkel der Quellenkritik geworden. Sie sollen nämlich noch den Ueberrest einer Version glücklich bewahren, wonach Odysseus selbst die

ἀναγνώρισις aus freien Stücken herbeiführte und ins Werk setzte. Gegen diese Annahme, die viel Beifall gefunden hat, scheinen mir aber folgende wichtige Gründe zu sprechen:

1) Ist es denkbar, ist es wirklich denkbar, dass es jemals eine Vorlage, dass es jemals einen Aöden gab, der so plump und kunstlos komponierte, wie wir in diesen Versen feststellen müssen? Warum schlägt er zur Verwirklichung seiner Absicht einen solchen Umweg ein und steuert nicht direkt seinem Ziele zu? Mit einem Worte: die *ποδάνιπτρα* sind in einem solchen Zusammenhang, ich will nicht sagen, ganz unmöglich, aber durch Beseitigung des *παρακινδυνῶδες* und *ἐναγώνιον* nichts mehr und nichts weniger als eine dumme Farce.

2) Aber auch zugegeben, der Dichter des zweiten Teiles der Odyssee fand eine solche Vorlage wirklich vor, welche, nachdem sie durch das Goldbad seiner Phantasie gegangen, eine so geniale Umgestaltung gefunden hat, derselbe ist doch nie und nimmer ein solch beschränkter Geselle gewesen, dass er diese verräterischen Verse hätte stehen lassen. Also auch von diesem Gesichtspunkt aus sind sie zu verurteilen, weil derselbe Dichter das Kunstwerk, das er so glücklich geschaffen, nicht selbst vernichtet hat. Die Verse sind nichts als eine plumpe und rohe Interpolation von der Sorte, wie wir nicht wenige in diesem zweiten Teil der Odyssee finden (cf. oben p. 408 Anm. 1), die zu keinerlei Schlüssen berechtigt, so wenig wie Σ 445 ff.

Es würde zu weit führen, im Einzelnen die Scenenführung und Gestaltung eines nicht weniger merkwürdigen Gesanges, nämlich des XXIII. der Odyssee, eingehend zu behandeln, aber nicht entbinden dürfen wir uns von der Aufgabe, darzulegen, dass dieselbe charakteristische Eigenschaft, die wir schon früher und auch zuletzt hervorgehoben, sowohl die Gedanken, wie die Ausführung bestimmt hat. Man möchte gar zu gerne wissen, wer der Schöpfer des geistreichen Wortes ist, das wir bei Eustathius lesen 1940, 14: *ἔστιν οὖν ἀστεῖον εἰπεῖν, ὡς μικροῦ δεῖν συντομώτερον ἔσχε τὴν μνηστηροκτονίαν κατεργάσασθα Ὀδυσσεὺς ἢ τὸν ἀναγνωρισμὸν τῆς γυναικός.* Ja man kann bei der ersten, wie auch bei der wiederholten Lektüre den Gedanken nicht los werden: *μηκῦναι τὸ ἔπος βουλόμενος ἐψυχρεύσατο*! Hat man sich aber in diese eigentümliche Dichterindividualität hineingefunden, so wird man klar erkennen: auch hier das *πειρητίζειν,* dem er zugeschworen und das er als eine seiner Hauptaufgaben betrachtet, freilich in einer Weise geübt, die unserm Gefühle sehr wenig zusagen will. Aber *τοιοῦτός ἐστιν ἀεὶ ὁ ποιητής* (cf. ψ 114 und 181). Wenn wir nun den Gedanken nachgehen, welche ihn auf eine solche Gestaltung führten, so können wir freilich nur vermutungsweise das Folgende feststellen:

Die Wege, welche die Sage dem Dichter gezeigt, können wir nicht mehr ermitteln. Sie liess wohl nach der vollzogenen Rache Mann und Weib in Friede und Freude sich rasch vereinigen. Also konnte der Dichter eine Rührscene schaffen zwischen Mann und Weib intra parietes. Aber Friede und Jubel verrauschen rasch und der Thränen sind schon gar zu viele geflossen. Dem geht der Dichter aber absichtlich aus dem Wege; denn dieser bedeutungsvolle, so lange erwartete Moment soll vor dem geistigen Auge des Hörers nicht rasch vorüberrauschen, sondern in einer grossen, reichlich mit dem prickelnden Reize der Spannung ausgestatteten Vollscene vollständig ausgeschöpft werden. Diese Absicht liess sich aber nicht oder kaum anders, als in der von ihm durchgeführten Weise verwirklichen. Zum Glück deutet er ja die Wahl zwischen diesen beiden Möglichkeiten selbst an ψ 85 von Penelope

ὣς φαμένη κατέβαιν' ὑπερώια· πολλὰ δέ οἱ κῆρ
ὥρμαιν', ἢ ἀπάνευθε φίλον πόσιν ἐξερεείνοι,
ἦ παρστᾶσα κύσειε κάρη καὶ χεῖρε λαβοῦσα.[1])

Sehen wir uns nun aber nach den Motiven um, die dem Dichter eine solche Gestaltung gerechtfertigt erscheinen liess, so ist er sparsam mit direkten Mitteilungen. Wir hören aus dem Munde der Penelope nur ψ 215

αἰεὶ γάρ μοι θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι φίλοισιν
ἐρρίγει, μή τίς με βροτῶν ἀπάφοιτ' ἐπέεσσιν
ἐλθών· πολλοὶ γὰρ κακὰ κέρδεα βουλεύουσιν.

Aber hüten wir uns ja, diesen Grund bloss als ein billiges und leichthin gegriffenes Auskunftsmittel anzusehen. Dieses uns so sehr überraschende Misstrauen, dieser Unglaube ist menschlich und von der Seite der Wahrscheinlichkeit betrachtet vom Dichter durchaus nicht ohne Begründung gelassen worden. Eustathius hat durchaus Recht, wenn er bemerkt 1936, 26 *τίς γὰρ ἂν καὶ ἄλλος ῥᾳδίως οἴοιτο τοιοῦτον μέγα ἔργον* (nämlich die Ermordung der Freier) *ἐν ἀκαρεῖ καιροῦ καταπραχθῆναι.* Daher ihre erste Frage nach der Möglichkeit einer solchen ganz unglaublichen That ψ 35 ff. cf. oben 409 und als durchaus vernünftiges Resultat ihrer Erwägung hören wir ψ 63

ἀλλά τις ἀθανάτων κτεῖνε μνηστῆρας ἀγαυούς.

Und das lässt sie sich nicht ausreden und festbleibend motiviert sie ihren Unglauben auch dem scheinbar untrüglichen Zeichen, der *οὐλή*, gegenüber mit der sententiösen Wendung V. 81

χαλεπόν σε θεῶν ἀειγενετάων
δήνεα εἴρυσθαι, μάλα περ πολύϊδριν ἐοῦσαν.

So gehalten auch ψ 173, wo Hentze zu vergleichen.[2])

Schwerlich hat je die Erwägung, welche das Schol. angibt zu ω 240: *ἀπατητικοῖς, δολίοις, ἵνα μὴ τῇ αἰφνιδίῳ χαρᾷ ἀποψύξῃ ὁ γέρων, ὥσπερ καὶ ὁ κύων ἀπώλετο*[3]), vor der

[1]) Nicht bloss die Göttermaschinerie, sondern gerade solche und ähnliche Verse müssen uns einladen, die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten nicht ausschliesslich auf die vorliegende Situation zu beschränken, sondern wir müssen den Blick von da wegwenden in die Werkstätte des Dichters, der uns damit oft einen Fingerzeig gibt zur richtigen Ergründung und Beurteilung seines eigenen Schaffens. In den Homerischen Gestalten und Gestaltungen p. 7 ff. wurde die Scene Α 194 ff. in diesem Sinne zu deuten versucht und hinter ihr der arbeitende Dichter aufgezeigt. Das ist allerdings neu! Das nennt ein Recensent „hineininterpretiert." Also werden wir in Zukunft es gerade so halten, wie bisher, und über diese genialen Schöpfungen ruhig hinüberduseln. Das wird dem humanistischen Gymnasium ja wohl sicher die rechten Früchte tragen. Aber so stumpf und beschränkt ist selbst ein Eustathius nicht gewesen, der in den angeführten Worten die führende Hand des Dichters gesehen hat 1939, 14 *εὐλαβεῖται ὡς εἰκός, καὶ τοῦτο κἀκεῖνο, οἷα μὴ πρέπον αὐτῇ* — so, gerade so will es eben der Dichter — *καὶ ποιήσει μὲν οὐδέτερον αὐτίκα· αὐτοσχέδιος γὰρ ἡ βουλὴ καὶ οὔπω ἔγνω τὸ ποιητέον ἡ γυνή. προϊὼν δὲ ὁ ποιητὴς καταστήσει αὐτὸ πιθανῶς.* Genau so ist es ω 235 ff. cf. auch p. 418 fin. Also sapere aude!

[2]) Ueber die sich anschliessende Erzählung von der Entführung der Helena soll später und in einem andern Zusammenhang gehandelt werden.

[3]) Cf. Eustath. 1959, 20 „*σμικρὰ γὰρ (τραγικῶς εἰπεῖν) παλαιὰ σώματ' εὐνάζει ῥοπή*" (O T. 961) . . . . *οὕτω καὶ ὁ Ἄργος κύων ἐπὶ σμικρᾶς ῥοπῆς ὢν ἱστορήθη ἐκψύξαι τῷ τοῦ Ὀδυσσέως ἀναγνωρισμῷ.*

Seele des Dichters gestanden bei der Schaffung der Erkennungsscene zwischen Vater und Sohn in *ω*. Nein, es ist vielmehr derselbe Hang, dieselbe Vorliebe für das *πειρητίζειν* (cf. *ω* 216 und 235 ff.), dasselbe freie Spiel des Geistes, das ihn zu einer solchen Gestaltung geführt hat. Darum ist man zu der Annahme berechtigt: *ὁ αὐτὸς ἄρα ποιητής*. Das scheint mir die Hauptsache, nicht, was das Scholion gegen Aristarch zu *ω* 1 bemerkt: *καὶ ἄλλως δὲ ἐκ τῆς κατὰ τὴν στιχοποιίαν δεινότητος τὸ ποίημα τὸν Ὅμηρον ὁμολογεῖ*. Wird dieser letzte Gesang von den wüsten Zudichtungen befreit und eingerenkt in die Bahn und den Gang, welchen der Dichter beabsichtigt, dann ist er sogar poetisch betrachtet höchst achtbar. Es sei nur an die meisterhafte Rede erinnert *ω* 244 ff. (man beachte die feine Wendung 248 ff.). Geradezu ein ethologischer Meisterzug ist *ω* 302

> *τοιγὰρ ἐγώ τοι πάντα μάλ' ἀτρεκέως καταλέξω·*
> *εἰμὶ μὲν ἐξ Ἀλύβαντος, ὅθι κλυτὰ δώματα ναίω,*
> *υἱὸς Ἀφείδαντος, Πολυπαμονίδαο ἄνακτος.*

Wer so erfindet und dichtet, der motiviert damit klar und deutlich die überreichen Geschenke, welche Odysseus in seiner fingierten Erzählung *ω* 274 ff. aufzählt

> *χρυσοῦ μέν οἱ ἔδωκ' εὐεργέος ἑπτὰ τάλαντα,*
> — — — — — — — —
> — — — — — — — —
> *χωρὶς δ' αὖτε γυναῖκας ἀμύμονα ἔργα ἰδυίας*
> *τέσσαρας εἰδαλίμας, ἃς ἤθελεν αὐτὸς ἑλέσθαι.*

Man halte nun damit zusammen die *ξείνια*, die sonst bei Homer gereicht werden und man wird die Erfindung richtig verstehen und würdigen. Wie man aus Eustathius sieht, wurde dieselbe schon im Altertum ganz verständig mit diesen Versen in Verbindung gebracht cf. 1959, 10: *ἐξ ὧν καὶ παροιμιάσαιτ' ἄν τις ἐπὶ τῶν ψευδῶς χαριζομένων ἄχρι καὶ μόνου λόγου τὰ δῶρα τοῦ ἐξ Ἀλύβαντος ξένου ἢ τὰ τοῦ Ἀλυβαντίνου ἑταίρου ξένια*. Cf. 1962, 1 ff. Hochheroisch ist freilich der nun sich entspinnende Kampf nicht. Das liegt eben unserm Dichter nicht und wäre auch zu dem Ganzen kaum passend gewesen. Geschickt ist die Erfindung *ω* 464, ganz in seiner Art ist auch überall die Eliminierung der *ἀπίθανα*, vor allem aber die Rolle, welche Athene und das übernatürliche Element überhaupt spielt.

Wenn wir oben gesagt haben, p. 390 ff., dass im Mittelpunkte dieses zweiten Teiles die *μνηστηροφονία* und ihre Folgen, sowie die ihr teilweise vorausgehenden, teilweise sich unmittelbar anschliessenden *ἀναγνωρισμοί* stehen, so muss man gestehen und der Eindruck ist unleugbar, dass in erster Linie das Hauptthema des Freiermordes ausserordentlich hinausgezogen d. h. retardiert ist. Das Gesetz der Retardation sehen wir nun auch sonst in den homerischen Gesängen, in der Regel in ganz vortrefflicher Weise, in Anwendung gebracht; will man nun aber die Anwendung, die dieser Dichter davon macht, im Sinne einer *ἰδιότης* feststellen, so kann man hier wirklich kaum etwas anderes sagen, als dass hier uns der Bogen etwas überspannt erscheint.

Mit seinem Bestreben, die gerade vorliegende Handlung nicht bloss interessant, sondern auch aufregend zu gestalten, steht die Tendenz im innigsten Zusammenhang, die jeweiligen grossen Momente, auf die er hinaus will, nicht in raschem Fluge vor dem geistigen Auge

der Hörer vorüberrauschen zu lassen, sondern sie im langsamen und gemessenen Gange so zu führen und zu verzögern, dass der Schlussmoment besonders eindrucks- und wirkungsvoll, manchmal sogar geradezu einschlagend herauskommt. Als einen Meisterschuss nach dieser Richtung wird man immer und immer die erste Scene des Freiermordes ansehen müssen cf. Hom. Gest. p. 4 ff.

Aber auch weniger bedeutsam hervortretende Momente zeigen uns dieselbe Art des Dichters. Nicht jedem ist es gegeben, richtig zu retardieren. Wer es aber so versteht, wie unser Dichter z. B. bei der *τόξου θέσις* von *φ* 275 ff. an, wer so die Handlung hinauszuziehen versteht bis zu dem Momente, wo der fremde unerkannte Bettler den Bogen bekommt und den Schuss abgibt, der musste sich über die Mittel einer solchen Gestaltung seine Gedanken gemacht haben und darüber vollständig ins Klare gekommen sein. Wie einfach und natürlich, und doch zugleich wie genial wird noch *φ* 394 retardiert. Sieht man sich nun diese Mittel nach der Seite der Erfindungsgabe an, so muss man notwendig vor den Qualitäten unseres Dichters den höchsten Respekt haben. Denn so etwas will ebenfalls gefunden und gemacht sein. Freilich die dummen und rohen Interpolationen und Einlagen grösserer Stücke darf man nicht für Retardationsmittel ansehen, sondern muss sie rückhaltslos entfernen, um dem reinen Originale so nahe als möglich zu kommen. Dadurch ist der Gedanke an eine Ausgabe, die diesem Dichter gibt, was des Dichters ist, angezeigt und gerechtfertigt. In einer solchen Ausgabe dürfte aber nicht die berühmte Jagdscene *τ* 393 ff. fehlen, die unter dem hervorgehobenen Gesichtspunkt der Retardation betrachtet werden muss.

Die scharfe und durchaus ungerechtfertigte Kritik der Neueren hat mir ein Wort von Rückert ins Gedächtniss zurückgerufen, ein Wort eines gerade in dieser Art von Poesie ganz besonders urteilsfähigen Mannes. Er betrachtet als eine Hauptbedingung einer guten epischen Erzählung das In- und nicht Nebeneinander der verschiedenen Bestandteile, so dass auch die Episode immer gleichsam nur ein Beiwort aus dem fortlaufenden grossen Satze der Haupthandlung darstellen dürfe. Er führt als treffliches Beispiel dieser Regel gerade unsere Scene an, wo der Dichter, während die alte Eurykleia dem Odysseus die Füsse wäscht und eben im Begriffe ist, ihn an seiner alten Narbe zu erkennen, mit dem Anblick dieser Narbe einen unwillkürlichen Rückblick auf ihre Geschichte und auf die Jagd am Parnassus verknüpft und alle diese Vorgänge bis zurück zum Besuche des Antolykus in Ithaka und der Geburt des Odysseus selbst mit einem Schlag Bild an Bild im Augenblick des Erkennens aufrollt. Doch wollen wir von diesen allgemeinen Erwägungen absehen, wollen auch nicht weiter betonen, dass sich der Dichter die bei seiner Gestaltung des Stoffes so seltene Gelegenheit, ein *ἀνόμοιον ἐπεισόδιον* zu geben, nicht entgehen lässt, und dass ihm diese Stabilierung mit und durch das *πιθανόν* gut zu Gesichte steht; durch eine Stelle kann der einspruchslose Beweis geführt werden, dass die Scene nur in diesem Zusammenhang ursprünglich und original ist. Dem Grossvater Antolykus werden folgende Worte in den Mund gelegt *τ* 406 ff.

γαμβρὸς ἐμὸς θύγατέρ τε, τίθεσθ' ὄνομ', ὅττι κεν εἴπω.
πολλοῖσιν γὰρ ἐγώ γε ὀδυσσάμενος τόδ' ἱκάνω,
ἀνδράσιν ἠδὲ γυναιξὶν ἀνὰ χθόνα πουλυβότειραν·
τῷ δ' Ὀδυσεὺς ὄνομ' ἔστω ἐπώνυμον.

Aber der „Hasser" ist sinnlos für den *πολύτλας,* den *πολύμητις* der Ilias und der Apologe, eine kaum verständliche Spielerei *α* 62, wenn das wirklich eine Anspielung sein soll. Aber

für den Helden unseres Teiles ist der Name ganz vortrefflich erfunden. Diese Namensdeutung scheint mir durch und durch die Bürgschaft der Originalität an sich zu tragen, sie hat Recht auf Leben nur in diesem Teile. Wir erkennen denselben Dichter auch in ω 306 (cf. oben p. 413)

αὐτὰρ ἐμοί γ' ὄνομ' ἐστὶν Ἐπήριτος.

Der „Bestrittene, Angefeindete" kann Odysseus sich selbst nennen, weil er eben von der Rache der Nachkommen der Freier bedroht ist.

Aber wir wollen auch noch einen Augenblick verweilen bei den Schlussscenen dieses so merkwürdigen Gesanges. Das Bestreben des Dichters muss ja seinem Plane gemäss dahin gehen, die Penelopeia in vollem Unglauben zu halten. Das geschieht dem Eide und der Traumdeutung gegenüber. Dabei schwelgt er nun aber auch förmlich in seiner Vorliebe für die Wirkung durch den Kontrast. Cf. oben p. 399 ff. Man muss sich darum diese Verse in der so eigens geschaffenen Situation aufquellen lassen τ 581

τοῦ ποτὲ μεμνήσεσθαι ὀίομαι ἔν περ ὀνείρῳ.

Ohne irgend einen ihr erklärbaren Grund fühlt sie sich zu ihm hingezogen τ 588, besonders lässt nun aber der Schluss über diese Tendenz des Dichters keinen Zweifel

ἐς ὑπερῷ' ἀναβᾶσα σὺν ἀμφιπόλοισι γυναιξὶν
κλαῖεν ἔπειτ' Ὀδυσῆα φίλον πόσιν, ὄφρα οἱ ὕπνον
ἡδὺν ἐπὶ βλεφάροισι βάλε γλαυκῶπις Ἀθήνη.

Der Schlussakkord aus dem hohen Hymnus auf Liebe und Treue, die vom Dichter so auf die Folter gespannt worden sind.

Die für alle Leser so unvermittelt und überraschend kommende τόξου θέσις und die Art und Weise, wie der Dichter sie zu seinem Gebrauche zurecht gerichtet hat, lässt die Vermutung gerechtfertigt erscheinen: Welche Sagenversionen auch immer, welches Liedermaterial ihm auch immer vorgelegen haben mag: die Konzentration auf diesen Moment — auf den Moment, dass Odysseus gerade noch zur rechten Zeit erscheint, muss als sein Eigentum betrachtet werden τ 570

ἥδε δὴ ἠὼς εἶσι δυσώνυμος, ἥ μ' Ὀδυσῆος
οἴκου ἀποσχήσει· νῦν γὰρ καταθήσω ἄεθλον.

Bildet nun aber unser Gesang eine geschlossene Einheit, aus welcher die dargelegten Absichten des Dichters klar erkennbar hervorleuchten, dann ist mit dem Schlusse unvereinbar τ 130—161. Darüber besitzen wir nun aber auch eine beachtenswerte Ueberlieferung aus dem Altertum: ἠθέτηνται λ'. ἐν δὲ τοῖς πλείστοις οὐδὲ ἐφέροντο. Porson hat an einer solchen mira strages Anstoss genommen und so hat man λ' in δ' auskorrigiert. „Praeterea non coit sententia, bemerkt er weiter, triginta tantum versibus expulsis, sed duo praeterea 160 et 161 abigantur necesse est et legamus λβ'." Das halte ich für richtig. Es ist demnach an der Lesart des cod. H λ' resp. λβ' festzuhalten. Einige dieser Verse entziehen sich jeder gesunden Exegese wie 134—135, δόλους τολυπεύω 137 ist ebenfalls nicht zu erklären. Auch sind dieselben teilweise aus andern Stellen übernommen. Die Aufklärung, welche Odysseus benötigt, ist teilweise in den vorausgehenden Gesängen in ausgiebiger Weise gegeben. Aber die Hauptsache ist, dass die Aufklärung hier an dieser Stelle nicht gegeben sein kann V. 158 ff., wenn wir sie nochmals τ 530 ff. lesen. Dazu kommt der in diesem Zusammenhang

durchaus unstatthafte Gebrauch des ὥς, das unmöglich mit Eustathius 1859, 5 gedeutet werden darf. Alle andern Stellen lehren uns, dass sich dieses ὥς nur an einen unmittelbar vorausgegangenen Gedanken anschliessen kann. Schliesst man nun aber also an

τ 129 νῦν δ' ἄχομαι· τόσα γάρ μοι ἐπέσσευεν κακὰ δαίμων
τ 162 ἀλλὰ καὶ ὧς μοι εἰπὲ τεὸν γένος, ὁππόθεν ἐσσί,

so ergibt das auf die ausweichende Rede des Odysseus τ 115 ff. gemünzte Wort hier eine ganz vorzügliche συνέπεια. „Obwohl du mir mit deiner Erzählung nur Trauriges zu verkünden vermagst, mich und dich dadurch noch trauriger stimmen wirst, so sage mir dennoch etc."

Eine weitere Behandlung dieser ἰδιότης ist nur im Rahmen der Darlegung der Anlage der ganzen σύστασις τῶν πραγμάτων möglich und verständlich. Hier haben wir es zunächst nur zu thun mit den einzelnen besonders deutlich hervortretenden Eigenarten und müssen darum an dieser Stelle abbrechen.

Wenn eine solche Anlage und Führung der Scenen, wie wir sie im Vorausgehenden dargelegt haben, auf der einen Seite dem Dichter den Vorteil der interessanten, spannenden und erregenden Gestaltung bot, so musste sie ihn auf der andern Seite notwendig vielfach in Konflikt bringen mit den ewigen Forderungen der Natur und der Menschenseele. Wer ihm nun aber das Verständniss für dieselben desswegen absprechen würde, der würde die Schärfe seiner Beobachtung, seine feinfühlige Psychologie, vor allem aber sein warm fühlendes Herz stark verkennen. Man braucht nur die oben berührten Scenen vor dem Haus, von Argos u. a. zu lesen, um sich davon zu überzeugen. Aber nicht bloss diese legen davon ein beredtes Zeugniss ab, sondern auch da, wo er unter dem Zwange seiner eigentümlichen Gestaltung diesen ewigen Forderungen auszuweichen scheint, kann man noch hin und wieder seine ersten, mit diesen Forderungen im Einklang stehenden, Gedanken durchblicken sehen, oder aber er versäumt es nicht, auf das eigentliche von der Natur geforderte Benehmen in einem kurzen Halbvers hinzuweisen.

In erster Beziehung sind die Verse ν 383 ff. ganz besonders bemerkenswert. Es stimmt durchaus mit der Individualität unseres Dichters, wie wir dieselbe bisher kennen gelernt, es stimmt mit seiner Vorliebe für das Besondere, Aussergewöhnliche, die Fiktion, dass Odysseus nach seinem Aufwachen sein Vaterland Ithaka nicht erkennt. Diese Fiktion leistet aber dem Dichter, wie wir bereits oben p. 398 gesehen, den wichtigen Dienst, dass er dadurch Athene auf die Bühne bringen kann, um das ganze Aktionsprogramm zu entwickeln. In dem Zwiegespräch des Helden mit Athene lesen wir nun die Verse ν 383

ὢ πόποι, ἦ μάλα δὴ Ἀγαμέμνονος Ἀτρεΐδαο
φθίσεσθαι κακὸν οἶτον ἐνὶ μεγάροισιν ἔμελλον,
εἰ μή μοι σὺ ἕκαστα, θεά, κατὰ μοῖραν ἔειπες.

Hier bricht die ewige Forderung der Natur durch; denn was wäre denn für den Menschen Odysseus nach zwanzigjähriger Abwesenheit das natürlichste gewesen, selbst wenn er über die Lage in seinem Hause vollständig aufgeklärt gewesen wäre? Das, was er uns hier sagt, und was er auch ausgeführt hätte, wenn nicht Athene dazwischen getreten wäre. Aber diesem natürlichen Zuge des Herzens folgend wäre er in sein Verderben gerannt, wäre er unrettbar verloren gewesen. Man sieht: Selbst das Uebermass von Klugheit und Vorsicht

eines Odysseus ist nicht mächtig genug, das erste und rein menschliche Gefühl zu überwinden. Desswegen ist seiner Ansicht nach die Warnung und Regelung durch den Mund der Göttin angebracht.

Wir müssen es durch und durch als Unnatur empfinden, dass Odysseus nun in der *σύστασις* mit seiner Gemahlin ihr nicht an den Hals fliegt und sich nicht sogleich zu erkennen gibt. Aber das ist nun einmal gegen das Programm. Doch vermag er die Natur nicht, wie wir bereits oben gesehen, p. 409, gänzlich zu verläugnen. Gerade in der Darstellung des Triumphes der menschlichen Klugheit über die natürliche Stimme des Herzens muss nun der Dichter eine lohnende Aufgabe gesehen haben. Cf. oben p. 405 ff. Um so tiefer müssen auf uns wirken Worte wie π 191

Ὣς ἄρα φωνήσας υἱὸν κύσε, κὰδ δὲ παρειῶν
δάκρυον ἧκε χαμᾶζε· πάρος δ' ἔχε νωλεμὲς αἰεί.

Oder τ 212

ὀφθαλμοὶ δ' ὡς εἰ κέρα ἕστασαν ἠὲ σίδηρος
ἀτρέμας ἐν βλεφάροισι· δόλῳ δ' ὅ γε δάκρυα κεῦθεν. (Cf. ϱ 489)

Wir empfinden es durchaus als Unnatur, dass Telemachus nach seiner Rückkunft nicht sofort zu seiner tief betrübten Mutter eilt. Allein diesen Weg hat ihm ja der Plan des Dichters verlegt. Aber er fühlt, was er da gegen die Natur gesündigt, und trifft wenigstens den Ausweg π 129 ff. (π 328). Das ist dem Dichter nun wieder ein Mittel, um das so notwendige Alleinsein von Vater und Sohn zu ermöglichen.

Auch die Zurückhaltung des beglückenden Geheimnisses der Mutter gegenüber stellt ihm eine schwere Aufgabe. Aber da ist er und bleibt er fest im Dienste einer höheren Aufgabe. Penelope kann und darf nichts hören aus dem Munde des Sohnes nach der Absicht des Dichters, als die hohen und geheimnissvollen Worte ϱ 49 ff.

εὔχεο πᾶσι θεοῖσι τεληέσσας ἑκατόμβας
ῥέξειν, αἴ κέ ποθι Ζεὺς ἄντιτα ἔργα τελέσσῃ.

Das führt sie denn auch ruhig aus 57 ff. und die natürliche und begreifliche Neugierde hat der Dichter mit seiner Alles bezwingenden Formel V. 57 *τῇ δ' ἄπτερος ἔπλετο μῦθος* eliminiert. Gerade so in derselben geheimnissvollen Weise lesen wir τ 502, Odysseus zu der Alten:

ἀλλ' ἔχε σιγῇ μῦθον, ἐπιτρέψον δὲ θεοῖσιν.

Also ist es Unsinn und schlägt der Absicht unseres Dichters gerade ins Gesicht, was wir heute ϱ 96—150 und 150—165 lesen. Die letzteren Verse wurden sicher schon von Aristarch verworfen; es ist reiner Zufall, dass heute die Gründe seiner Athetese nur zu V. 160. 161 erhalten sind. Der Hauptanstoss in der ersten Partie ist die *ἀνακεφαλαίωσις* von der Sorte derer, wie sie bekanntlich vielfach in unsern Texte nicht zum Vorteile der ursprünglichen Dichtung eingedrungen sind. Wie unser Dichter eine solche macht, kann man gut aus π 61 ff. erkennen.

Wunderbar aber erkennt man aus der so einzig schönen Amphinomosscene das warme Herz unseres Dichters σ 119 ff.

Ihm ist Amphinomos der Typus eines besser gearteten Freiers. Darum legt er ihm die Rede in den Mund π 400—405 und charakterisiert ihn selbst als einen solchen π 395 ff. Daher sucht auch Odysseus vor dem zweiten Wurfe bei ihm und keinem andern Schutz

σ 395. Und nun reicht Amphinomus dem siegreichen Bettler ausser den Broden den goldenen Becher, und der Dichter legt ihm noch ganz besonders warme Worte in den Mund σ 120 ff. Da öffnet sich nun auch das warme Herz desselben und sein Gefühl strömt heraus in der so einzigen Rede des Odysseus. Wie der tiefe Ernst eines tragischen Chorliedes schlagen die ewigen Wahrheiten 130 ff. an unser Ohr. Ja dieses so innige und warme Gefühl übermannt ihn so sehr, dass er hier einmal alle Vorsicht vergisst und sogar so weit geht, ihm zuzurufen π 145

ἀνδρός, ὃν οὐκέτι φημὶ φίλων καὶ πατρίδος αἴης
δηρὸν ἀπέσσεσθαι· μάλα δὲ σχεδόν. ἀλλά σε δαίμων
οἴκαδ' ὑπεξαγάγοι μηδ' ἀντιάσειας ἐκείνῳ.

Dass eine solche Gestaltung äusserst gewagt ist, erkannten schon die Alten und Eustathius 1840, 30: ἠρέμα ταῦτα πρὸς Ἀμφίνομόν φησιν. Zu diesem Auskunftsmittel braucht man sich nicht zu flüchten; denn man sieht ja klar und deutlich, wie der Dichter sich geholfen, um über das Gewagte einer solchen Situation hinwegzukommen.

Und den Schlussakkord dieser einzigen Scene, den kann man nicht analysieren, man kann ihn nur nachfühlen V. 153

αὐτὰρ ὁ βῆ διὰ δῶμα φίλον τετιημένος ἦτορ
νευστάζων κεφαλῇ· δὴ γὰρ κακὸν ὄσσετο θυμός.
ἀλλ' οὐδ' ὣς φύγε κῆρα, πέδησε δὲ καὶ τὸν Ἀθήνη
Τηλεμάχου ὑπὸ χερσὶ καὶ ἔγχεϊ ἶφι δαμῆναι.

Das letzte gibt uns förmlich einen Stich in das Herz. Ja es ist wahr, was Eustathius zu σ 288 bemerkt: Keiner wird seinem Schicksal entgehen μεταμεληθεὶς τυχὸν ἢ καὶ ἄλλως ὁπωσοῦν ἀναχωρήσας, ὃ καὶ Ὀδυσσεὺς ἐθέλοι ἂν (εἰ καὶ — ἐθέλοι?).

Eine so spannend und kühn angelegte Handlung musste aber den Schöpfer derselben noch in einen weiteren Konflikt bringen, nämlich in den Konflikt mit den Forderungen der wahrscheinlichen und glaubwürdigen Gestaltung. Diese Forderungen sehen wir auch sonst überall in den andern homerischen Gesängen erfüllt, aber wie sie hier in diesem zweiten Teile beachtet und mitunter auch verraten werden, das ist denn doch ganz besonders bemerkenswert; denn die Maschine hat dem Dichter nicht alle Arbeit der wahrscheinlichen Gestaltung abgenommen: einen guten, ja den besseren Teil derselben leistet sein wohl und fein überlegender Kunstverstand und seine frische, nie versagende Erfindungsgabe.

Wer so gestaltet wie σ 51 ff. — oder wer gar gestaltet wie σ 93 ff., Odysseus im Kampf mit Iros

τὼ δ' ἄμφω χεῖρας ἀνέσχον.
δὴ τότε μερμήριξε πολύτλας δῖος Ὀδυσσεὺς
ἢ ἐλάσει' ὥς μιν ψυχὴ λίποι αὖθι πεσόντα
ἦέ μιν ἦκ' ἐλάσειε τανύσσειέν τ' ἐπὶ γαίῃ.
ὧδε δέ οἱ φρονέοντι δοάσσατο κέρδιον εἶναι,
ἦκ' ἐλάσαι, ἵνα μή μιν ἐπιφρασσαίατ' Ἀχαιοί,

der gibt uns nicht bloss das Recht, sondern legt uns geradezu die Pflicht auf, dieser Seite seines Schaffens unsere ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden; denn was sich hier so natürlich als konsequenter Ausfluss aus dem ἦθος des klugen Odysseus manifestiert, ist zugleich eine Offenbarung des dichterischen Gedankens, des Dichters „qui nil molitur inepte“,

des Dichters, der von dem Gesichtspunkt der wahrscheinlichen Gestaltung eines grossen Ganzen auch die scheinbar unbedeutendsten und kleinsten Momente nicht aus dem Auge verliert, sondern sie unter dieses Gesetz zwingt und darnach regelt.

Diese Sicherung seiner Erzählung und Darstellung in der angegebenen Richtung tritt nicht bloss in der Gestaltung und Führung grosser Scenen hervor, sondern auch nicht selten bei der Einzeldarstellung und da in ganz besonders bezeichnender Weise. Sehen wir uns einmal unter diesem Gesichtspunkt die Inscenierung und Durchführung der grössten Scene, nämlich des Freiermordes, an. Man staunt förmlich, wie geschickt der genau und scharf abwägende Kunstverstand seine Gänge eingerichtet hat ϱ 22 ff.

ἀλλ' ἔϱχευ· ἐμὲ δ' ἄξει ἀνὴϱ ὅδε, τὸν σὺ κελεύεις,
αὐτίκ' ἐπεί κε πυϱὸς θεϱέω ἀλέη τε γένηται.

Durch diese Trennung von Vater und Sohn wird der Verdacht, dass der letztere mit dem fremden Bettler unter einer Decke spiele, entfernt. Man sehe noch, wie er es macht, um das so leicht Verdacht erregende Alleinsein der beiden zu ermöglichen τ 15 ff. Da müssen die Mägde fern gehalten werden, da wird selbst der von Eurykleia (τ 24 ff.) angebotene Dienst abgelehnt. Aber das Bedenken, dass er nun einen ganz wildfremden Menschen zu dem Dienste verwendet, wird durch eines jener Motive überwunden, welche unserm Dichter so überreich zu Gebote stehen τ 27

ξεῖνος ὅδ'· οὐ γὰϱ ἀεϱγὸν ἀνέξομαι, ὅς κεν ἐμῆς γε
χοίνικος ἅπτηται, καὶ τηλόθεν εἰληλουθώς.[1])

Allüberall wacht der Dichter daher im Dienste dieser seiner Erwägung, dass sie beide vor den Augen der Freier sich ja nicht zu nahe kommen. Man sehe σ 395. Wo flüchtet sich Odysseus hin vor dem Wurfe des Eurymachus? Das nächstliegende wäre doch zum Herrn des Hauses, der ihm Schutz gewähren könnte. Nur aus diesem und keinem andern Grunde sucht er überall Zuflucht, nur nicht bei Telemachus

αὐτὰϱ Ὀδυσσεὺς
Ἀμφινόμου πϱὸς γοῦνα καθέζετο Δουλιχιῆος,
Εὐϱύμαχον δείσας.

Ganz so ist auch υ 146 ff. zu beurteilen. Aus demselben Grunde muss der Dichter, wenn er den Telemachus fortbringen will, ihn irgendwo hinbringen, ja nicht zu seinem Vater und zu seinen Getreuen. Er bringt ihn also auf die ἀγοϱή, aber eine Scene will er dort nicht machen. Darum ist die Bemerkung von Faesi-Renner zu d. St. „Ueber den Zweck des Ganges erwartet man um so eher eine Andeutung, je mehr öffentliche Verhandlungen

---

1) Man betrachte unter diesem Gesichtspunkte geschickter und glücklicher Motivierung auch die folgende Scene von ganz gleicher Art, wo seine Absicht, wie die Mittel, wodurch er dieselbe verwirklicht, ebenso durchsichtig und klar sind, nämlich σ 340. Der Dichter muss die Weiber fortbringen, weil er sie nicht brauchen kann: Odysseus soll allein deren Dienst versehen. Wie bringt er nun das zu stande? Er legt seinem Helden eine überaus kräftige Drohrede in den Mund (σ 339) — und er ist am Ziele σ 340

ὣς εἰπὼν ἐπέεσσι διεπτοίησε γυναῖκας.
βᾶν δ' ἴμεναι διὰ δῶμα, λύθεν ὑπὸ γυῖα ἑκάστης
ταϱβοσύνῃ· φὰν γάϱ μιν ἀληθέα μυθήσασθαι.

in Ithaka seit Odysseus Abreise zu den Seltenheiten gehörten (β 26). Jedenfalls bliebe Telemachus weit passender für die Stunde der Entscheidung auf dem Posten, um den Getreuen Weisungen zu geben und die Freier eventuell über die fehlenden Waffen zu beruhigen (π 281 τ 3)". Diese Bemerkung ist grundverkehrt, weil sie Absicht und Arbeit des Dichters eben gründlich verkennt. Da steht Eustathius sogar auf der Höhe 1887, 8: *ἡ δὲ τοῦ Τηλεμάχου διέκβασις εἰς ἀγορὰν εἰς μικρόν τι χρήσιμός ἐστι τῷ ποιητῇ. διὸ οὐδὲ πολυλογεῖ αὐτήν. ἐξελθὼν γὰρ ὁ Τηλέμαχος ἐκκλίνει μόνον τὸ οἴκοι ἐντυχεῖν τῷ πατρί καὶ ἀνάγκην σχεῖν ὁμιλῆσαι καὶ οὕτως ὑποψίαν κινῆσαί τινα.* Das ist der Gedanke und die Absicht des Dichters, worüber denn auch υ 257 in einer jeden Zweifel ausschliessenden Weise Aufschluss gibt:

Τηλέμαχος δ' Ὀδυσῆα καθίδρυε, κέρδεα νωμῶν,
ἐντὸς ἐϋσταθέος μεγάρου, παρὰ λάϊνον οὐδόν,
δίφρον ἀεικέλιον καταθεὶς ὀλίγην τε τράπεζαν.

Da ist auch der kleinste Umstand nicht übersehen, sondern Alles wohl berechnet. Man lese nur unter diesem Gesichtspunkt die Rede des Odysseus zu den beiden Hirten φ 228

παύεσθον κλαυθμοῖο γόοιό τε, μή τις ἴδηται
ἐξελθὼν μεγάροιο, ἀτὰρ εἴπῃσι καὶ εἴσω.
ἀλλὰ προμνηστῖνοι ἐσέλθετε, μηδ' ἅμα πάντες,
πρῶτος ἐγώ, μετὰ δ' ὔμμες.

Wenden wir uns nun zur *μνηστηροφονία* selber, so kann man zwei Gedanken, welche beherrschend vor der Seele des Dichters stehen, ganz genau erkennen:

a) Es ist ein *ἀπίθανον* der allerstärksten Sorte, dass Odysseus mit seinen 3 Genossen selbst die waffenlosen Freier, welche mit den Dienern (?) die stattliche Zahl von 108 durchweg kräftigen jungen Leuten repräsentieren, überwältigt. Das kommt deutlich zum Ausdruck υ 28 ff.

ὣς ἄρ' ὅ γ' ἔνθα καὶ ἔνθα ἑλίσσετο μερμηρίζων,
ὅππως δὴ μνηστῆρσιν ἀναιδέσι χεῖρας ἐφήσει
μοῦνος ἐὼν πολέσι. Cf. V. 40.[1])

---

[1]) Lehrs hat einmal so oder ähnlich gesagt „Zuerst kommt der gesunde Menschenverstand, dann kommt der gesunde Menschenverstand noch einmal und dann — kommt die Handschrift noch lange nicht." An dieses treffliche Wort des geistreichen Mannes wurde ich erinnert, als ich in Ludwichs Didymus I p. 616 zu π 247

ἐκ μὲν Δουλιχίοιο δύω καὶ πεντήκοντα
κοῦροι κεκριμένοι, ἓξ δὲ δρηστῆρες ἕπονται·
ἐκ δὲ Σάμης πίσυρες καὶ εἴκοσι φῶτες ἔασιν,
ἐκ δὲ Ζακύνθου ἔασιν ἐείκοσι κοῦροι Ἀχαιῶν,
ἐκ δ' αὐτῆς Ἰθάκης δυοκαίδεκα πάντες ἄριστοι

die Worte las „die Verse 247 und 249—251 haben in M den Obelus und wurden wahrscheinlich von Aristarch athetiert." Da muss ich denn doch sagen: Mag in den Handschriften stehen, was da wolle, einen solchen Wahnsinn kann man dem Aristarch doch nicht zutrauen. Das wäre ja der reine Aberwitz, wenn Aristarch trotz π 235

ἀλλ' ἄγε μοι μνηστῆρας ἀριθμήσας κατάλεξον

und π 246

τάχα δ' εἴσεαι ἐνθάδ' ἀριθμόν

Also muss der Dichter alle Mittel anwenden, um durch Entfernung der *ἀπίθανα* diese unerhört grosse Leistung dem Helden und seinen Genossen nach Möglichkeit zu erleichtern.

b) Da hätte nun unser Poet sich helfen können durch die Maschine: das thut er auch, aber hier in sehr diskreter Weise, ziemlich abweichend von seiner sonstigen Art. Schon gleich *υ* 30 ff. wird nicht, wie vielfach sonst, das ganze Programm enthüllt, sondern die Spannung auf den grossen Moment wird gewahrt, indem die Göttin nur ganz allgemein ihre Hilfe bereitwillig in Aussicht stellt, und der Schleier also nicht allzu sehr gelüftet wird. Und nun im Kampfe selbst: die kluge Anordnung, die kräftige Initiative, die tapfere Durchführung ist allein auf die Schultern des Hauptchelden gelegt, der so, von der beherrschenden Gestalt der Göttin nicht erdrückt, die volle menschliche Teilnahme der Hörer erregt. Darum wird er und seine Genossen von dem Freunde des *παρακινδυνῶδες* und *ἐναγώνιον* durch eine Reihe von Fährlichkeiten geführt bis zu dem schweren kritischen Momente, wo das Eintreten der Göttin geboten ist und auch erfolgt (*χ* 236 ff.).[1])

Hingegen zeigt er sich bemüht, Alles, was sonst zur Erleichterung des Kampfes geschehen kann, in wohl durchdachter Weise zu schaffen.

Wer bei ihm die Worte liest *σ* 6

Ἶρον δὲ νέοι κίκλησκον ἅπαντες
οὕνεκ' ἀπαγγέλεσκε κιών, ὅτε πού τις ἀνώγοι

und aus Roscher weiss, was ein Bettler in dieser alten Zeit zu bedeuten hat, kann nicht umhin, der Auffassung der Alten beizupflichten, die zu seiner Unschädlichkeitsmachung sich also ausgesprochen haben: *εὐλογώτατα πρὸ τῆς μνηστηροκτονίας τὸν Ἶρον ὑπεξάγει.* cf. *φ* 235 ff.

Dahin gehört die *τ* 1 ff. ausgeführte Wegschaffung der Waffen. Aus dem gleichen Gedanken ist die Wahl des Tages hervorgegangen *υ* 156

ἐπεὶ καὶ πᾶσιν ἑορτή (cf. 276 ff. *φ* 258)

und richtig bemerken die Alten: *ταύτην τὴν ἡμέραν ἑορτὴν καὶ νουμηνίαν παρατίθεται Ἀπόλλωνος ἱεράν, ἵνα τῶν ἀνδρῶν περὶ τὴν ἑορτὴν καταγινομένων εὔκαιρον ἔχῃ τὸ ἐπιτίθεσθαι μνηστῆρσιν.* Cf. Eustath. 1887, 23 und 1891, 32. Vielleicht darf in diesem Sinn auch die merkwürdige Stelle gedeutet werden *υ* 253

κύπελλα δὲ νεῖμε συβώτης,
σῖτον δέ σφ' ἐπένειμε Φιλοίτιος, ὄρχαμος ἀνδρῶν,
καλοῖς ἐν κανέοισιν, ἐῳνοχόει δὲ Μελανθεύς.

---

diese Verse gestrichen hätte. Und erst diese *συνέπεια*! Man lese doch 248 in Verbindung mit 252 ff. Das ist Unsinn durch und durch. Hat ja doch Aristarch, wenn anders das auf ihn zurückgeht, was wir bei Aristonikus lesen zu *π* 246, die Probe auf das Exempel gemacht: *τοὺς μνηστῆρας ρη' φησὶν Ἀρίσταρχος* (also 108). *συμφωνεῖ τῷ ἀριθμῷ καὶ τὰ ἔπη.* Er brachte die Zahl 108 heraus mit 10 Dienern unter Einschluss des Heroldes und Sängers. Also halten wir fest an dem gesunden Menschenverstand trotz aller vorhandenen und noch kommenden codices.

[1]) Die Göttin tritt in drei genau auseinander gehaltenen Stadien der Handlung ein cf. *χ* 256. 273 und 297. Der Grund, warum der Dichter die Bewaffnung der Freier erfindet, ist auch leicht ersichtlich und schon von Eustathius 1921, 32 richtig hervorgehoben: *ἐναγώνιόν τι πρᾶγμα ὁ ποιητὴς ὑπολαλήσας .... ὡς μηδὲν μέγα ὄν, εἴπερ ἔνοπλοι οἱ περὶ Ὀδυσσέα ἀόπλοις τοῖς μνηστῆρσι ἐπιθέμενοι περιεγένοντο.* Cf. Ibid. 50. Also haben die Verse *π* 295 ff. nicht das geringste mit diesem Dichter zu thun, vielmehr schlagen sie seiner Intention der aufregenden und spannenden Führung geradezu ins Gesicht.

Auf diese Weise hätte dann der Dichter stillschweigend die gewöhnliche Dienerschaft entfernt. Aber den wichtigsten Bundesgenossen schafft er seinem Helden in der Wahl des gänzlich überraschenden, ja die Freier geradezu verblüffenden Momentes χ 42

ὣς φάτο, τοὺς δ' ἄρα πάντας ὑπὸ χλωρὸν δέος εἷλεν.

Dass ihm aber dieser Gedanke wirklich vorgeschwebt, das verrät er wieder einmal selbst, χ 13 ff. von Antinous

φόνος δέ οἱ οὐκ ἐνὶ θυμῷ
μέμβλετο. τίς κ' οἴοιτο μετ' ἀνδράσι δαιτυμόνεσσιν
μοῦνον ἐνὶ πλεόνεσσι, καὶ εἰ μάλα καρτερὸς εἴη,
οἷ τεύξειν θάνατόν τε κακὸν καὶ κῆρα μέλαιναν;

Cf. Eustath. 1916, 42 *τοῦτο δὲ τὴν τοῦ Ὀδυσσέως ἐξαίρει τόλμαν καὶ τὸ τῆς μνηστηροφονίας δὲ παραμυθεῖται ἀπίθανον, ὡς μηδὲ τοῦ ποιητοῦ ἐκλαθομένου πάνυ δυσχερὲς εἶναι τὸ ἔργον καὶ ὅμως ἱστορήσαντος τεραστίως γενόμενον κατὰ τὴν αὐτοῦ πιθανὴν πλάσιν.*

Ich muss es mir versagen, an diesem Orte die Beobachtung des Gesetzes der *πιθανότης* auch im Einzelnen genau zu verfolgen und nachzuweisen, weil dasselbe eine von den übrigen Gesängen abgelöste und nur auf diesen zweiten Teil beschränkte Behandlung nicht verträgt.

Laden uns doch vielmehr die im Obigen dargelegten gewagten, ja vielfach kühnen Wege dieser Dichterindividualität ein, eine andere damit im Zusammenhang stehende Eigentümlichkeit gleich hier anzuschliessen. Wenn wir p. 396 der indiskreten Manier gedacht haben, so wollen wir nun daneben auch des Gegensatzes derselben gedenken: der diskreten Manier, für welche sich unser Dichter eine äusserst geschickte und bezeichnende Formel geschaffen hat. Wir lesen dieselbe nur in diesem zweiten Teile und zwar an folgenden Stellen ρ 57 τ 29 φ 386 χ 398

τῇ δ' ἄπτερος ἔπλετο μῦθος.

Alle diese Stellen haben einen und denselben Zug gemeinsam, nämlich den, dass der Dichter damit einer weiteren von seinem Hauptziele abführenden Darstellung aus dem Wege geht und eine symperastische Gestaltung verfolgt. So wird z. B. ganz dem Zwecke desselben entsprechend die natürliche und darum auch gerechtfertigte weitere Frage der Eurykleia, wie Telemachus zu einer solchen Verwendung des Fremden kommt, ein und für allemal abgeschnitten τ 29. So soll sie auch zu der im höchsten Grade für sie befremdlichen Botschaft φ 380 ff. keine Glossen machen. An dieser Stelle ganz besonders bemerkenswert, weil die Alte ja bereits vollständig aufgeklärt sehr gut weiss, was der Befehl zu bedeuten hat. Ebenso χ 398. Jetzt nach vollbrachter That ist zu ganz unnötigen Auseinandersetzungen keine Zeit. Man kann freilich darin eine Form des ad eventum festinare erblicken, aber dieses Bestreben ist ja auch sonst in den homerischen Dichtungen wahrnehmbar, hat aber dort niemals eine so schöne formelhafte Prägung erfahren, nur zu begreiflich bei einem Dichter, der seine eigenen Wege geht. Man muss schon das oben p. 420 gebrauchte Schlagwort des Eustathius in seine ästhetische Terminologie aufnehmen: *πολυλογεῖν οὐ βούλεται.* Da wird man auch begreifen, warum π 340 ff. der naturgemässe freudige Aufschrei des Herzens von seiten der Penelope nicht erfolgt. Er hat ja die einzig schöne Scene ρ 36 ff. für die Sache parat.[1])

---

[1]) Nur noch diesem zweiten Teil der Odyssee ist eigentümlich eine andere Formel π 71 und 351 und was zu denken gibt, *K* 340

οὔπω πᾶν εἴρητο ἔπος — — —

Sehen wir uns nach den Persönlichkeiten ausser den Hauptträgern der Handlung in diesem zweiten Teil der Odyssee um, so gewahren wir da einen grossen Unterschied zwischen allen übrigen Gesängen Homers und diesem Teile.

Die Telemachie etwa ausgenommen ist „kleinen Leuten" sonst eine irgendwie bedeutendere Rolle nicht zugewiesen. Die sonst vorhandenen Diener und Dienerinnen werden bescheiden im Hintergrunde gehalten, was ja auch bei dem ganz anders gearteten Stoff natürlich und erklärlich ist. In diesem zweiten Teile ist nun das gerade Gegenteil festzustellen: Da nehmen diese Nebenfiguren nicht nur einen sehr breiten Spielraum ein, sondern sind auch mit einer solchen Wahrheit und Naturtreue nach den guten, wie nach den schlimmen Seiten gezeichnet, dass wir auch darin wieder eine weitere Eigentümlichkeit dieses Teiles feststellen müssen, für uns heute gerade desswegen von ganz unschätzbarem Werte, weil die Griechen der klassischen Zeit für diese ganze Klasse der vom Schicksal Enterbten in der Regel nicht viel übrig haben, wenn sie derselben auch einmal gelegentlich, dann aber auch in vollständig veristischer Zeichnung gedenken.

Neben ihre Herrschaft gestellt mit ihrer Liebe und ihrem Hasse sind die Anhänglichen derselben zugleich im schärfsten Gegensatz ausgeprägt gegen die Junker, die Freier, als eine durch und durch inferiore Menschenklasse, die zu der Höhe dieser vornehmen Elite mit Kopf und Herz nicht heranreicht. Einen geradezu klassischen und für diese alte Zeit besonders bemerkenswerten Ausdruck hat diese Anschauung gefunden in den Worten des Antinous, die er den beiden treuen Hirten zuruft *φ* 85

νήπιοι ἀγροιῶται, ἐφημέρια φρονέοντες.[1])

Denselben Geist atmet auch die echte Junkerrede *φ* 287 ff.

Daneben will es mir aber scheinen, dass die „Ehre der Arbeit" in unserm Dichter den ersten Lobredner in der Litteratur des Altertums gefunden hat. Nicht bloss in dem

---

woran sich dann in verschiedenen Formen der neue Moment anschliesst. Damit lernen wir wieder eine neue *ἰδιότης* kennen. Die alten Erklärer haben dazu *π* 351 folgende Bemerkung gemacht: *τοῦτο ἐκ τοῦ ποιητοῦ*. Das ist natürlich Unsinn. Was hier das scharfe Denken der alexandrinischen Philologen herausgefordert hat, ist etwas anderes und zur Charakterisierung derselben von grossem Werte. Bei Eustathius findet sich zu *K* 340 p. 822, 50 ff. eine langatmige Erörterung, die uns die Wege ihrer Auffassung einigermassen wenigstens klar legen kann: *ζητητέον δέ, ὡς ἐὰν „οὔπω πᾶν εἴρητο ἔπος", τί δή ποτε ἔστι τὸ ἐλλεῖπον τῇ τοῦ ἔπους ὁλότητι;* Das Weitere mag man bei ihm selbst in seinem ungeniessbaren Griechisch nachlesen. Festgestellt wird nämlich, dass in der Rede Nestors Nichts fehlt, dass sie vollständig ausgesprochen ist. Am Schlusse wird dann die *Ὁμηρικὴ Μοῦσα* (d. h. doch wohl der *ποιητής*) dem sprechenden *πρόσωπον* entgegengesetzt: *ὁ δὲ Νέστωρ οὐχ οὕτως, ἀλλ' ἔτι αὐτοῦ λαλοῦντος τὸ ῥηθὲν νόημα ἦλθον οἱ ἥρωες.* Man wird also wohl ergänzen müssen *τοῦτο ἐκ τοῦ ποιητοῦ* ⟨*προσώπου ἀκουστέον.*⟩ d. h.: Man darf den Wortverstand nicht in der Weise pressen, dass man am Schlusse von Nestors Rede eine Lücke anzunehmen hätte, die durch das Eintreten des neuen Ereignisses hervorgerufen worden wäre. Nein, obwohl der Dichter sagt *οὔπω πᾶν εἴρητο ἔπος*, so ist doch die Rede als Ganzes geformt und als Ganzes ausgesprochen, also *πᾶν εἴρητο ἔπος*. So formuliert eben der Dichter den Eintritt eines neuen Ereignisses immer, wenn er eine Rede unterbricht. Er lässt den Sprecher mit seinen Gedanken und seiner Aussprache vollständig zu Ende kommen und kann doch sagen

οὔπω πᾶν εἴρητο ἔπος.

Cf. Soph. Elektra 1320 ff.

[1]) Mit Recht hat Monro diesen Vers gegen die Athetese der Neueren in Schutz genommen und ihn richtig als Ausruf charakterisiert und an das Vergilianische O fortunatos erinnert, erst mit dem folgenden Verse *ἆ δειλώ* wendet er sich an die beiden Hirten.

Munde des Odysseus dem Eumaeus gegenüber *o* 318 wird die Geschicklichkeit in allen den Verrichtungen der Diener

οἷά τε τοῖς ἀγαθοῖσι παραδρώωσι χέρηες

als etwas Anerkennenswertes hervorgehoben, sondern es wird auch, ein sprechendes Zeugniss für das kulturhistorische Kolorit der Zeit unseres Dichters, die Ehre der Arbeit in breiter Ausführung dem Junker Eurymachus ins Gesicht demonstriert in der so merkwürdigen Rede, *σ* 366 ff., welche wir wie ein Zeitgemälde ansehen müssen und zwar als die erste energische Regung gegen die übliche Verachtung derselben. Es hat darum auch durchaus nichts Auffallendes, wenn wir bei unserm Dichter Personen und Handlungen vorgeführt sehen, an denen sonst das durch und durch aristokratische Epos stolz vorübergeht. Es sei nur an die Kleinscenen erinnert *υ* 105 ff. 148 ff., ganz einzig *ω* 336 ff. (cf. *ψ* 20 ff.!)

Als ganz sicher darf man annehmen, dass die Sage diese *πρόσωπα* dem Dichter nicht gereicht hat. Sie mag uns wohl vermelden, wie einmal eine treue Dienerseele in allen Nöten und Gefahren ihrem unglücklichen Herrn treu zur Seite stand, aber an diesen bis ins Einzelne genau ausgeführten lebenswahren Vollfiguren hat sie sicherlich nicht den geringsten Anteil: Das sind Erfindungen einer gestaltenden Dichterkraft.

Sie stimmen nun aber in einziger Weise mit dem ganzen Kolorit dieses zweiten Teiles. Dieses Kolorit war nun aber für den Dichter gegeben in dem Augenblick, als er seinen Helden als einen sogar unter ihnen stehenden in diese Kreise einführte. Da liegt die Vermutung nahe: Sind Eurykleia, sind Eumaeus, Melanthios und wie sie alle heissen die ureigensten Schöpfungen des Dichters in ihren wesentlichsten Seiten zwar dem Leben abgelauscht, aber so, wie sie hier ausgezeichnet und verwendet sind, durchaus Produkte des Dichters, so ist auch die Version der Sage, wornach Odysseus als Bettler unerkannt in sein Haus kommt und durch List das Rachewerk vollzieht, ganz sein geistiges Eigentum. Doch soweit wollen wir nicht gehen. Wohl aber darf vielleicht soviel gesagt werden: Wenn auch die Erfindung nicht von unserm Dichter ausgegangen ist, so ist doch die poetische Ausgestaltung derselben in diesem Sinn sein volles geistiges Eigentum und hat dieselbe wohl durch die Originalität der Gedanken wie der Durchführung alle andern Lieder über diese sagenberühmte Schlusskatastrophe aus dem Felde geschlagen.

Es ist aufs tiefste zu beklagen, dass wir die Arbeiten der Chorizonten nur aus der vielfach verfehlten und unglücklichen Kritik Aristarchs gegen dieselben kennen lernen. Sie sind die ersten gewesen, welche — und das wird ihr unvergängliches Verdienst bleiben — auf den Unterschied des Kolorites von Ilias und Odyssee hingewiesen haben. Wie weit bei ihrer Behandlung und Kritik der Odyssee dieser zweite Teil eine besondere Stellung eingenommen hat, vermögen wir nicht mehr zu ergründen. Aber in ihrem Kampfe haben, was gerade eine ganz charakteristische Signatur dieses zweiten Teiles ist, die *εὐτελῆ ὀνόματα* mit vollem Rechte eine Hauptrolle gespielt. Dafür nur einige besonders schlagende Belege. So wird zu *τ* 28

χοίνικος ἅπτηται

bemerkt: .... *ἅπαξ ἐνταῦθα ἡ φωνή· καὶ οὐ διὰ τοῦτο χωριστέον τῆς Ἰλιάδος τὴν Ὀδύσσειαν. κἀκεῖ γάρ εἰσι τοῦδε εὐτελέστερα ὀνόματα· „ὅλμον δ' ὣς ἔσσευε βαλών"* (*Λ* 147) *„ἀμφ' ἀστραγάλοισι χολωθείς"* (*Ψ* 88). *‚πτυόφιν‘* (*N* 588) (cf. Ariston. ad *Λ* 147). So lesen wir zu *τ* 34 *λύχνος* (cf. oben p. 396): *εἴωθε δὲ ὁ ποιητὴς μὴ ἀποδοκιμάζειν τῶν ὀνομάτων*

τὰ εὐτελῆ, ὡς τὸ μυῖαν (Δ 131 Τ 25 u. 31 Β 469 Ρ 570), κυάμους δὲ καὶ ἐρεβίνθους (Ν 589). Cf. Ariston. ad ι 48 und Π 747 u. a.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat nun aber gerade dieser zweite Teil in seinem Wortbestand und in der intimen Behandlung der niedern Sphäre überhaupt viele und schlagende Beispiele zur Begründung ihrer Ansicht geboten. Es ist kaum nötig zu bemerken, dass die Gegenbemerkungen Aristarchs gerade in dieser Richtung nicht stichhaltig sind; denn es ist doch etwas ganz anderes, wenn der Dichter der Ilias einmal gelegentlich z. B. bei Vergleichen zu Worten aus niederer Sphäre greift. Die Haltung eines grossen Ganzen in seinem eigenen Kolorit wird doch durch diese sporadischen Einzelnheiten nicht im mindesten berührt, und hier hatten allein die Chorizonten richtig gesehen.

Wenn auch für Kenner diese unsere Ausführungen im Allgemeinen genügen mögen, so können wir es uns doch nicht versagen, unsere Bemerkungen noch mit einigen erläuternden Hinweisen zu begleiten.

So sind zunächst alle die Darstellungen, welche aus den Reden und dem Verhalten des Eumaeus seinem Herrn gegenüber schlankweg das Verhältniss von Herrn und Sklaven in dieser alten Zeit abstrahieren, wohl gänzlich verfehlt, einfach desswegen, weil sie einem Momente, nämlich dem Momente der Idealisierung durch den Dichter, nicht Rechnung tragen. Das ist und war sein gutes Recht; τὸ γὰρ παράδειγμα δεῖ ὑπερέχειν sagen wir mit Aristoteles.

Man mag die Rede ν 37 ff., in der Eumaeus sofort sein ganzes Herz ausschüttet (cf. Homer. Gestalten p. 5 ff.), vom höheren poetischen Standpunkt aus betrachtet, am Ende vorlaut finden, man mag auch das hohe Lob des Herrn ν 136 ff. nicht bloss in dieser Form als übertrieben, sondern, weil man die Absicht des Dichters zu deutlich merkt, als aufdringlich und gemacht empfinden. Aber man darf beide Züge, wovon gerade der letztere auch sonst in der homerischen Poesie seine Analoga hat, aus dem ganzen Bild nicht herausnehmen und ganz nach modernen Kanon messen, sondern man muss das ganze Bild stehen lassen, wie es der Dichter gestellt und also auch diese Einzelnheiten im Rahmen des Ganzen betrachten. Aus diesem leuchtet uns aber nicht bloss das scharfe Auge des Schöpfers für das ganze Gebahren dieser kleinen Leute entgegen, sondern wir erkennen daraus zugleich auch sein für dieselben warm schlagendes Herz, das sie mit bewusster Absicht auf eine Höhe geführt, die, obwohl oft weit abstehend von der Wirklichkeit, trotzdem ihre offenherzigen Ergüsse, weil gewollt und geweiht durch die Absicht des Dichters, natürlich und begreiflich und ihre Person uns durch und durch sympathisch erscheinen lässt.

Aber diese niedere Sphäre erzeugt nicht bloss Gestalten wie Eurykleia und Eumaeus, sondern auch ganz anders geartete, die sich der Dichter als wirksame Gegenbilder nicht entgehen lässt. Es sei nur an Iros σ 10 ff., an Melantheus ρ 210 ff. σ 320 und an dessen weibliches Gegenbild τ 65 ff. erinnert. Da greift nun der Dichter anders, ganz anders. Hier gewahren wir einen nackten, geradezu verblüffenden Verismus in Rede und der ihr entsprechenden Handlung ρ 215 ff. und ρ 233. Gerade solche Scenen sollten immer wieder und wieder unsern Blick und unsere Gedanken zurücklenken nach der schöpferischen Kraft dieses Dichtergeistes; denn so Etwas will nicht bloss gefunden, sondern auch gemacht sein. Und hier gleich noch ein einziger Zug, der nur zu leicht übersehen werden könnte, unserer Ansicht nach aber ein Meisterzug. Eumaeus hat dem Ziegenhirten in Wirklichkeit (cf. die Execution χ 474 ff.) ganz anders geantwortet und ihm sicherlich mit der gleichen Münze

heimgezahlt. Und der Dichter? Gegen die in Wort und Werk an seinem Herrn verübten Beleidigung was thut da Eumaeus? ϱ 238

τὸν δὲ συβώτης
νείκεσ' ἐσάντα ἰδών, μέγα δ' εὔξατο χεῖρας ἀνασχὼν κτλ.

Es ist ein überaus feiner Zug: Der Dichter teilt die Schimpfrede des Eumaeus nicht mit, sondern er legt ihm ein Gebet in den Mund. Dadurch wird das schöne Bild, das von ihm in unserer Seele steht, nicht befleckt — ὁμαλὸν τὸ ἦθος — ὁμαλὴ ἡ εἰκών. Ja selbst χ 172 ff. bei der Fesselung und dem Aufzug des Melantheus beschränkt der Dichter seinen Unwillen auf einen beissenden Witz. Aber er hat diesem seinen Liebling noch ein anderes schöneres Zeugniss ausgestellt. Man schüttelt auch bei unserm Dichter wirklich den Kopf über die Anwendung der Maschine bei der Rückverwandlung des Odysseus π 454 ff. Ein glänzenderes Zeugniss kann der treuen Seele gewiss nicht ausgestellt werden, als es mit den Worten geschieht

μή ἑ συβώτης
γνοίη ἐσάντα ἰδὼν καὶ ἐχέφρονι Πηνελοπείῃ
ἔλθοι ἀπαγγέλλων μηδὲ φρεσὶν εἰρύσσαιτο.

Also ein Mann, wie er hätte das Geheimniss unmöglich wahren können. Vergleicht man damit noch τ 476 ff., dann sieht man, wie unser Dichter diesen kleinen Leuten ins Herz geschaut und wie er sie dementsprechend zeichnet. Müssen wir also in Eumaeus einen vom Dichter geschaffenen und allerdings stark idealisierten Typus erkennen, so treten uns auf der andern Seite in seinem Gegenbild, dem Melantheus, das allerdings auch nur eine gelegentliche Verwendung gefunden, viel mehr rein individuelle Züge entgegen.[1])

Wie der Dichter nun diesen kleinen Leuten seine Liebe oder seinen Hass geschenkt, so erscheinen sie denn auch vor uns in geradezu meisterhafter Fixierung und Auszeichnung des ἦθος. Mehr wie sonst, können wir hier Reden sozusagen von rein ethologischem Charakter erkennen und feststellen, im Ganzen sowohl als auch in einzelnen meisterlich gegriffenen Zügen. In erster Beziehung sei nur an die Eumaeusreden erinnert in ξ 37 ff. 80 ff. In zweiter an die so glücklich gegriffenen Züge ξ 99 ff. und υ 211 ff. Der Reichtum des Herrn — diese ewige Wahrheit sehen wir hier zum ersten Male ausgesprochen — ist der Stolz der treuen Diener! Es ist, als ob unser Dichter diese Verhältnisse förmlich studiert hätte, jedenfalls sind sie auf das schärfste beobachtet.

Ganz einzig in seiner Art ist die Zeichnung ο 376

---

[1]) Bemerkenswert ist für die homerische Poesie, dass sich in derselben schon vollständig ausgezeichnete Charakteristiken finden. Aber während wir in der Ilias nur die köstliche Charakteristik des δειλός Ν 276 ff. lesen, zu der wir aus diesem zweiten Teile den gut gezeichneten Typus des Angeheiterten ξ 463 ff. stellen können, sehen wir in demselben auch schon die charakteristischen Eigenschaften eines bestimmten Berufes aufs Korn genommen und herausgegriffen, wenn auch nur im Vergleich. So σ 26

ὢ πόποι, ὡς ὁ μολοβρὸς ἐπιτροχάδην ἀγορεύει,
γρηῒ καμινοῖ ἶσος.

Aber das stärkste Stück der ἠθοποιΐα haben wir in den bereits oben p. 413 hervorgehobenen Versen ω 274 und 303 ff. festzustellen; denn beide Darstellungen stehen, wie schon die Alten richtig gesehen, im engsten Zusammenhang.

μέγα δὲ δμῶες χατέουσιν
ἀντία δεσποίνης φάσθαι καὶ ἕκαστα πυθέσθαι,
καὶ φαγέμεν πιέμεν τε, ἔπειτα καί τι φέρεσθαι
ἀγρόνδ', οἷά τε θυμὸν ἀεὶ δμώεσσιν ἰαίνει.

Daher die schöne sententiöse Ausprägung ϱ 320

δμῶες δ', εὖτ' ἂν μηκέτ' ἐπικρατέωσιν ἄνακτες,
οὐκέτ' ἔπειτ' ἐθέλουσιν ἐναίσιμα ἐργάζεσθαι·
ἥμισυ γάρ τ' ἀρετῆς ἀποαίνυται εὐρύοπα Ζεὺς
ἀνέρος, εὖτ' ἄν μιν κατὰ δούλιον ἦμαρ ἕλῃσιν.[1] (cf. ϱ 189)

Vor allem ist aber das Bild des Bettlers sicherlich nach der Wirklichkeit aufs genaueste und schärfste beobachtet. Das gewahren wir in dem Vollbilde, das er uns von Iros gibt, noch mehr aber in der bis ins Einzelne genau ausgearbeiteten Gestalt des Odysseus, bei der wir einen Augenblick verweilen wollen. Auf die praktischen Grundsätze der *πτωχοί* versteht er sich vortrefflich und benützt dieselben zugleich als Motivierungen ihrer Handlungsweise ϱ 18 (cf. ϱ 282 ff.)

πτωχῷ βέλτερόν ἐστι κατὰ πτόλιν ἠὲ κατ' ἀγροὺς
δαῖτα πτωχεύειν· δώσει δέ μοι, ὅς ἐθελήσει.

Und so nun auch in den Handlungen ϱ 356

ἦ ῥα καὶ ἀμφοτέρῃσιν ἐδέξατο καὶ κατέθηκεν
αὖθι ποδῶν προπάροιθεν ἀεικελίης ἐπὶ πήρης.

Man muss sich an die Verse erinnern und sie präsent haben α 150

αὐτὰρ ἐπεὶ πόσιος καὶ ἐδητύος ἐξ ἔρον ἕντο
μνηστῆρες, τοῖσιν μὲν ἐνὶ φρεσὶν ἄλλα μεμήλειν,
μολπή τ' ὀρχηστύς τε· τὰ γάρ τ' ἀναθήματα δαιτός κτλ.,

um den meisterhaften Zug zu verstehen, welchen der Dichter dem Bettler verliehen in ϱ 358

ἤσθιε δ' ἧος ἀοιδὸς ἐνὶ μεγάροισιν ἄειδεν·
εὖθ' ὁ δεδειπνήκειν, ὁ δ' ἐπαύετο θεῖος ἀοιδός.

So kann er sich nicht zurückhalten, ja er triumphiert förmlich selber über die Vortrefflichkeit, mit welcher Odysseus seine Rolle spielt ϱ 365

βῆ δ' ἴμεν αἰτήσων ἐνδέξια φῶτα ἕκαστον
πάντοσε χεῖρ' ὀρέγων, ὡς εἰ πτωχὸς πάλαι εἴη.

Und die Bedeutung der Bettler in dieser alten Zeit hören wir deutlich heraus ϱ 418

τῷ σε χρὴ δόμεναι καὶ λώϊον ἠέ περ ἄλλοι
σίτου· ἐγὼ δέ κέ σε κλείω κατ' ἀπείρονα γαῖαν. (cf. τ 332 ff.)

---

[1]) Die merkwürdige Stelle hat nicht etwa Eduard Meyer, die Sklaverei im Altertum S. 18, zuerst richtig gedeutet, indem er *ἀρετή* nicht im moralischen Sinne nahm, sondern im Sinne von „Leistungsfähigkeit." Schon die Alten erklärten kürzer und besser: „*ἀρετήν*" *φησι τὴν ἀγαθὴν ἐργασίαν τὴν μετὰ προαιρέσεως γενομένην.*

Und in die Sphäre des Allgemeinen sehen wir nun auch diese Not und die daraus sich ergebenden Konsequenzen erhoben in trefflichen Sentenzen ϱ 578

κακὸς αἰδοῖος ἀλήτης

und ϱ 347

αἰδὼς δ' οὐκ ἀγαθὴ κεχρημένῳ ἀνδρὶ παρεῖναι,

und das Vagabundieren und den Hunger ο 342

πλαγκτοσύνης δ' οὐκ ἔστι κακώτερον ἄλλο βροτοῖσιν·
ἀλλ' ἕνεκ' οὐλομένης γαστρὸς κακὰ κήδε' ἔχουσιν. (cf. ϱ 286 ff. 474 ff.)

Aber daneben ist noch eine andere glänzende Eigenschaft unseres Dichters bemerkbar: nämlich die Virtuosität, womit er dieses Milieu zeichnet: Alles vollständig einheitlich, konsequent und in den kleinsten Zügen zusammenstimmend. Man vergleiche nur einmal, um das richtig zu erkennen, seine Darstellung in ξ 81 und 78 und 112 (π 14) *425 467 (ἀλλ' ἐπεὶ οὖν τὸ πρῶτον ἀνέκραγον) *512 π 49. 50. Wie stimmt die Ὀδυσσέως καὶ Ἴρου πυγμή in allen einzelnen Zügen so wunderbar zu einem ganz einzigen Gesammtbild. Die üppigen, durch die Lieder des Sängers gewürzten Mahlzeiten der reichen und vornehmen Welt haben in dem Dichter ι 3 ff. einen begeisterten Herold gefunden. Wie diese nun leben in der Phantasie der kleinen Leute und Bettler, das zeigt frappant ein Wort des Dichters ξ 192

εἴη μὲν νῦν νῶϊν ἐπὶ χρόνον ἠμὲν ἐδωδὴ
ἠδὲ μέθυ γλυκερὸν κλισίης ἔντοσθεν ἐοῦσιν
δαίνυσθαι ἀκέοντ', ἄλλοι ἐπὶ ἔργον ἕποιεν κτλ.

Aber wir können ausserdem noch weitere interessante Erscheinungen nach dieser Richtung beobachten und feststellen. Die alten Erklärer haben mehrfach, wenn auch nicht immer ganz zutreffend auf einige derselben aufmerksam gemacht. So zu σ 44: οἰκεῖον τὸ ἆθλον τοῖς διὰ γαστέρα ἁμιλλωμένοις. Treffender ist dagegen von T zu K 5 ff. bemerkt: μεγαλοπρεπῶς δὲ τὸν τῆς Ἑλλάδος στρατηγὸν εἴκασε τῷ μεγίστῳ τῶν θεῶν· ἐπὶ δὲ Ὀδυσσέως πτωχοῦ σχῆμα περικειμένου ταπεινὴν ἔθηκε τὴν εἰκόνα „ὡς δ' ὅτε γαστέρ' ἀνήρ“ (υ 27). Ein Tadel soll dadurch sicherlich nicht ausgedrückt werden. Aber dieses für uns Moderne so vielfach anstössige Gleichniss (cf. Bekker Hom. Bl. I p. 124) wird und darf uns durchaus nicht auffallen bei unserm Dichter, der in der Schilderung dieses Milieu lebt und webt und zu einem diesem entsprechenden Bilde aus dieser niederen Sphäre greift. Das steht ganz einzig da im ganzen Homer; denn den Vergleich des Aias mit einem Esel Λ 558 ff. darf man durchaus nicht daneben stellen; hingegen stimmt unser Vergleich vollständig zu seiner Art und wird uns nicht weiter mehr überraschen.

Darum wird auch das Folklore seine Bemühungen belohnt finden, wenn es diesem Teile der homerischen Gesänge seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Nur hier begegnet uns der Volksglaube von der günstigen Vorbedeutung des Niesens ϱ 541 ff., nur hier die Erzählung von den Träumen τ 561 ff. Dahin gehört die Darstellung π 162 ff. von den die Anwesenheit der Göttin Athene witternden Hunden aus der Volksanschauung heraus cf. Hentze Anh. p. 94 und Hinrichs z. St. Eine Volksanschauung klingt auch heraus aus dem bekannten Verse τ 163

οὐ γὰρ ἀπὸ δρυός ἐσσι παλαιφάτου οὐδ᾽ ἀπὸ πέτρης,

wenn sich auch unser Dichter, wie *παλαιφάτου* zeigt, hocherhaben über dieselbe fühlt.[1])

Umgekehrt fällt nun wieder auf und muss trotz *B* 782 und *Γ* 6 als eine ganz besonders bemerkenswerte Eigenheit hervorgehoben werden das Verlassen des natürlichen Elementes und das Greifen nach mythologischen Bildern, die in breiter Ausführlichkeit dargeboten werden wie *τ* 522 ff. *υ* 66 ff. und besonders *φ* 296 ff.[2])

Wenn wir uns nun zum Schlusse den sprachlichen und kulturhistorischen Eigentümlichkeiten dieses Teiles zuwenden, so können hier nur einige wenige besonders auffallende Fälle hervorgehoben werden, welche keinen Zweifel darüber gestatten, dass wir uns nach beiden Richtungen auf einem etwas andern Boden bewegen.

Was nun zunächst die sprachlichen Erscheinungen anbelangt, so gewahren wir bei einzelnen Worten eine Um- und Weiterbildung semasiologischer Art durchaus im Sinne einer späteren Zeit. Ueber die Bedeutung von *μῆλα* wird später in einem andern Zusammenhang ausführlich gehandelt werden. Von dem Worte *τέμενος* lesen wir *λ* 185

---

[1]) Interessant sind die von den alten Erklärern durch und durch praktisch rationalistisch gegebenen Deutungen: *οἱ γὰρ παλαιοὶ ὑπελάμβανον τοὺς πρὸ ἑαυτῶν ἐκ δρυῶν καὶ πετρῶν γεγενῆσθαι διὰ τὸ τὰς τικτούσας εἰς τὰ στελέχη καὶ σπήλαια ἐκτιθέναι τὰ παιδία* oder *πιθανὸν τοὺς πάλαι ἀνθρώπους ἐν ταῖς ἐρημίαις τὰς μίξεις ποιεῖσθαι πλησίον πετρῶν καὶ δρυῶν.*

[2]) Ein ganz merkwürdiges Gesicht zeigt die so ziemlich allgemein als Interpolation verworfene Stelle *ψ* 218—224, wo wir eine Version des Helenaraubes lesen, die sonst gar nicht mehr vorkommt — leider auch bei Roscher 1938 nur ganz kurz berührt. Penelope beruft sich, ihre lange Zurückhaltung dem Gatten gegenüber entschuldigend, auf die Täuschung der Helena durch Aphrodite

οὐδέ κεν Ἀργείη Ἑλένη, Διὸς ἐκγεγαυῖα,
ἀνδρὶ παρ᾽ ἀλλοδαπῷ ἐμίγη φιλότητι καὶ εὐνῇ,
εἰ ᾔδη, ὅ μιν αὖτις ἀρήιοι υἷες Ἀχαιῶν
ἀξέμεναι οἶκόνδε φίλην ἐς πατρίδ᾽ ἔμελλον.
τὴν δ᾽ ἦ τοι ῥέξαι θεὸς ὤρορε ἔργον ἀεικές·
τὴν δ᾽ ἄτην οὐ πρόσθεν ἑῷ ἐγκάτθετο θυμῷ,
λυγρήν, ἐξ ἧς πρῶτα καὶ ἡμέας ἵκετο πένθος.

Die Verse wurden schon im Altertum verworfen *ὡς σκάζοντες κατὰ τὸν νοῦν*. Aber sie fanden auch Verteidiger, die man anhören muss. Diese in den Scholien und bei Eustathius auftretenden Apologeten setzten nach „*ᾔδη*‘ eine *τελεία στιγμή* = „wenn sie es gewusst hätte, dass es ein fremder Mann d. h. der in die Gestalt des Menelaos verwandelte Trojaner Paris war.“ Dann erklärten sie das *ὅ* = *διό*, was natürlich unmöglich. Man müsste wenigstens *τό* schreiben, wie *θ* 332 und das könnte man deuten „desswegen wollten und gedachten die Achaeer sie zurückzuholen d. h. weil sie nicht freiwillig gefolgt, sondern das Opfer einer Täuschung geworden war.“ Eine freiwillig fehlende, also eine unmoralische Helena hätte man ruhig laufen lassen. Dann kommt noch nachträglich eine entschuldigende Erklärung, welche in *ἔργον ἀεικές* die Sache objektiv an sich betrachtet ohne Tadel gegen die Helena. Also die Göttin war es, die ihr den Streich gespielt, sie selbst hätte von sich aus nicht daran gedacht. So scheinen diese Apologeten sich die Sache zurecht gelegt zu haben. Unterschreiben wird diese Auffassung kaum Jemand. Aber der Gedanke, der in dieser Version sich ausspricht, passt nicht bloss vorzüglich in die Auffassung und Stimmung der Penelope, sondern würde auch stimmen mit dem merkwürdig hoch entwickelten sittlichen Bewusstsein unseres Dichters. Welche Execution lässt er nicht an den unkeuschen Mägden vornehmen und wie duldsam ist man allgemein in der Richtung sonst im Altertum, wie äussert sich ein Sokrates darüber an der bekannten Stelle der Memorabilien! Damit stimmt auch die rückhaltlose Verurteilung der Klytaemnestra *ω* 199—202. In betreff anderer Versionen etc. sei auf die treffliche Arbeit von Spohn „De extrema parte Odysseae“ verwiesen.

Τηλέμαχος τεμένεα νέμεται καὶ δαῖτας ἐίσας
δαίνυται.

Das sind also die Krongüter. Stellen wir dem Verse nun einen andern gegenüber ρ 299, wo von der *κόπρος* gesagt ist

ὄφρ' ἂν ἄγοιεν
δμῶες Ὀδυσσῆος τέμενος μέγα κοπρήσοντες,

so bemerken die Alten ganz richtig zu dem letzten Verse: *καταχρηστικῶς δὲ τέμενος τὸ χωρίον.* Nämlich das Wort muss hier die allgemeine, später durchaus gewöhnliche Bedeutung „Feld" haben; denn warum nur gerade die Krongüter — oder auch nur ein Krongut allein gedüngt werden soll, vermag doch kein Mensch einzusehen, zumal da, wie die erste Stelle ergibt, Odysseus mehrere Krongüter gehabt hat. Also muss hier die allgemeinere Bedeutung „grosses Feld" angenommen werden.

In syntaktischer und grammatischer Beziehung sei auf weitere zwei interessante Fälle hingewiesen, die sich in demselben Geleise bewegen und uns die Sprache der späteren Graecität zeigen. So zunächst der Gebrauch von *ὥστε,* welches dem Homer sonst fremd ist. So hat man (z. B. Nauck) nach der Konjektur von Lehrs Arist. p. 157 statt *ὥστε νέεσθαι* Ι 42 geschrieben

εἰ δέ τοι αὐτῷ θυμὸς ἐπέσσυται ἀπονέεσθαι,

was schon bedenklich ist. Aber auf alle Fälle muss ρ 21

οὐ γὰρ ἐπὶ σταθμοῖσι μένειν ἔτι τηλίκος εἰμί,
ὥστ' ἐπιτειλαμένῳ σημάντορι πάντα πιθέσθαι

sowohl von Athetese wie von der Konjektur *οὐδ' ἐπιτειλαμένῳ* verschont werden; denn die bereits angeführten und noch weiter zu bringenden Beispiele müssen unsern Dichter davor schützen, nach der sonst üblichen homerischen Redeweise gemessen und auskorrigiert zu werden.

Der Komparativ von *φίλος* lautet bei Homer sonst immer *φίλτερος* Λ 162 Φ 101 Χ 301 Υ 334 Ω 46 λ 360, nur unser Dichter bietet die auch in der spätern Graecität seltene Form *φιλίων* τ 351 ω 268. Im Wortschatz, auf dessen eingehendere Behandlung ich an dieser Stelle verzichten muss, ist bemerkenswert *ἐλλός* τ 228, wofür kurz darauf *νεβρός* eintritt und ganz besonders π 8 *γνώριμος* in seiner den späteren Griechen geläufigen Bedeutung. Cf. Eustath. 1792, 19: *ἅπαξ δέ, φασιν, ὧδε ἡ τοῦ γνωρίμου κεῖται λέξις.*

Aber noch weit instruktiver in dieser Beziehung sind diejenigen Worte seines Bestandes, die auf einen veränderten Kulturstand hinzuweisen scheinen.

Dahin gehört vor allem *λύχνος* in τ 34

πάροιθε δὲ Παλλὰς Ἀθήνη
χρύσεον (sic) *λύχνον ἔχουσα φάος περικαλλὲς ἐποίει.*

Das weicht von den aus Ilias und Odyssee und auch aus diesem Teile uns bekannten Beleuchtungsverhältnissen gänzlich ab und kann durch keinerlei Deutung mit denselben in Uebereinstimmung gebracht werden.

Nicht weniger interessant ist σ 329

οὐδ' ἐθέλεις εὕδειν χαλκήϊον ἐς δόμον ἐλθὼν
ἠέ που ἐς λέσχην.

Also er kennt schon die *λέσχη*, er kennt, wie man aus *υ* 264 ersieht, schon einen *δήμιος οἶκος*. Beide Arten von Zufluchtsstätten wie *σ* 329 werden auch von Hesiod erwähnt Opp. 493—496.

Von sonstiger homerischer Art ist auch durchaus verschieden *υ* 297

ἀλλ' ἄγε οἱ καὶ ἐγὼ δῶ ξείνιον, ὄφρα καὶ αὐτός
ἠὲ λοετροχόῳ δώῃ γέρας ἠέ τῳ ἄλλῳ
δμώων, οἳ κατὰ δώματ' Ὀδυσσῆος θείοιο.

Sonst besorgen das Bad bei Homer dienende Mägde, hier gewahren wir, wie uns der Zusammenhang zu ergeben scheint, einen männlichen Badediener; denn dieser Zusammenhang scheint mir hier die balneatrix auszuschliessen. Cf. Hes. *λέγει τὸν τὰ λουτρὰ παρασκευάζοντα ἄνδρα, ὃν ἡμεῖς παραχύτην λέγομεν.*

Die zweimalige Erwähnung von *ἑορτή* *υ* 156 *φ* 258 = *νουμηνία* zeigt uns wieder einen andern weiter fortgeschrittenen Kulturstand.

Nach der Richtung ist auch bemerkenswert *χ* 386, ein Vergleich der getöteten Freier mit Fischen:

ὥς τ' ἰχθύας, οὕς θ' ἁλιῆες
κοῖλον ἐς αἰγιαλὸν πολιῆς ἔκτοσθε θαλάσσης
δικτύῳ ἐξέρυσαν πολυωπῷ.

Die Netzfischerei wird nur hier erwähnt und gut bemerkt Eustath. 1931, 30: *σημειοῦνται οἱ παλαιοὶ ἅπαξ ἐνταῦθα μνησθῆναι ἰχθύων θήρας τῆς διὰ δικτύων· τὸ γὰρ ἐν Ἰλιάδι* (*E* 487) „*μή πως ὡς ἀψῖσι λίνου ἁλόντες* (sic) *πανάγρου*" *ἄδηλόν φασι εἴτε ἰχθύων εἴτε πεζῶν ζῴων εἴτε καὶ πτηνῶν ἄγραν δηλοῖ· τὴν δέ γε δι' ὁρμιᾶς καὶ ἀγκίστρου θήραν πολλάκις* (cf. *Π* 406 *μ* 251) *εἶπεν.*

Eumaeus ruft dem an der Decke schwebenden Ziegenhirten Melantheus zu *χ* 197

οὐδὲ σέ γ' ἠριγένεια παρ' Ὠκεανοῖο ῥοάων
λήσει ἐπερχομένη χρυσόθρονος.

Aber damit sehen wir einen Unterschied verwischt, der sonst überall in Ilias und Odyssee festgehalten wird, wie man aus Eustathius 947, 15 ersehen kann, bereits von den Alten aufgespürt: *σημειοῦνται οἱ παλαιοὶ τὸν ποιητὴν ἐξ ἰδίου προσώπου λέγειν ἀεὶ ἀπ' Ὠκεανοῦ τὴν Ἠῶ ἀνατέλλειν δίχα γε τόπου ἑνός, ἔνθα ἐπικερτομῶν Εὔμαιος τῷ Μελανθίῳ κρεμαμένῳ ἔφη* „*οὐδὲ — ἐπερχομένη*"*· ἐκεῖ γὰρ οὐ καθ' ἑαυτὸν τοῦτό φησιν, ἀλλ' Εὐμαίῳ τὸν λόγον ἀνατίθησιν.* Cf. 1947, 16. Also die sprechenden *πρόσωπα* huldigen alle der Vorstellung vom Auf- und Untergang der Sonne *ὑπὲρ γῆς καὶ ὑπὸ γῆν* — und das geschieht sonst immer, nur hier sehen wir den Unterschied nicht festgehalten. Cf. Lehrs Arist. p. 173 und dazu noch Ariston. *γ* 1, 334 *μ* 3 und Athen. XI 470 a.[1])

---

[1]) In dieser Richtung bietet nun besonders der letzte Gesang ganz eigene Sachen; trotzdem darf er in seinem besseren Bestande, wie Wilamowitz Hom. Unters. u. A. gesehen, von dem übrigen Teile nicht getrennt werden. Da ist schon für das uns so bekannte plastische *χεῖρας ἴαλλον* eine Umbildung in *ἐπιχειρέω* eingetreten *ω* 386 und 395

ἔνθ' οἱ μὲν δείπνῳ ἐπεχείρεον
δηρὸν γὰρ σίτῳ ἐπιχειρήσειν μεμαῶτες

Hier lesen wir ausser *κλίσιον* *ω* 208 *εἰδάλιμος* = *καλός*, hier *οὖλε* *ω* 402, hier *ω* 398 den unerhörten Genetiv *Ὀδυσεῦς*.

Die weiteren sprachlichen, mythologischen, kulturhistorischen und andere Eigentümlichkeiten, wie sie besonders im letzten nach unserer Ansicht von den andern Gesängen nicht zu trennenden Gesange hervortreten, können hier nicht weiter verfolgt werden. Die wenigen oben dargelegten zeigen uns neben der festen Formel der epischen Technik in diesem Teile *οὔ πω πᾶν εἴρητο ἔπος* und *τῇ δ' ἄπτερος ἔπλετο μῦθος* (cf. oben p. 422 mit Anm.) einen von den andern homerischen Gesängen durchaus verschiedenen Charakter, zunächst einmal eine Umprägung und Weiterbildung einzelner Vokabeln, welche die in den homerischen Gesängen sonst festgehaltene und exklusive Bedeutung aufgibt und erweitert wie *μῆλα* und *τέμενος* (cf. p. 430) im Sinne der Späteren, welche ferner auch, soweit man heute bei dem spärlichen Material kontrolieren kann, in syntaktischer und formaler Beziehung die Wege dieser Späteren wandelt, die dann aber auch in ihrem Wortbestande Bezeichnungen aufweist, die nur auf einem jüngeren Boden der Kultur entsprossen sein können. Hier unterliegen wir glücklicher Weise nicht dem Fehler, vor welchem schon im Altertum gewarnt wurde: *μοχθηρῷ σημείῳ χρῆται πᾶς ὁ ἐκ τοῦ μὴ λέγεσθαί τι ὑπὸ τοῦ ποιητοῦ τὸ ἀγνοεῖσθαι ἐκεῖνο ὑπ' αὐτοῦ τεκμαιρόμενος καὶ δεῖ διὰ πλειόνων παραδειγμάτων ἐξελέγχειν αὐτὸ μοχθηρὸν ὄν. πολλῷ γὰρ αὐτῷ κέχρηνται πολλοί* (Strabo XIII p. 554); denn hier können wir ja fast durchweg die Gegenprobe machen an den in den andern homerischen Gesängen vorliegenden und dafür verwendeten Worten.

Nun taucht ja auch in andern homerischen Gesängen hie und da einmal ein Wort auf, das eine ebensolche Ausnützung nach der kulturhistorischen Seite gestattet und schon die Aufmerksamkeit Aristarchs erregte. So z. B. das interessante Wort *ἀνδράποδον* *Η* 475, wozu bei Ariston. bemerkt ist: *ἀθετεῖται, ὅτι νεωτερικὴ ὀνομασία τοῦ ἀνδράποδον· οὐδὲ γὰρ παρὰ τοῖς ἐπιβεβληκόσιν Ὁμήρῳ κεῖται,* aber die Waffe des Obelus werden wir heute nicht mehr gebrauchen, sondern uns zu andern Schlüssen berechtigt halten. Nicht weniger bezeichnend ist weiter in *Ω* 304 *χέρνιβον* = dem sonst immer verwendeten *χέρνιψ*. Konsequent hat Aristarch auch diesen Vers wohl athetiert, aber vielleicht darf man die Worte *ἔνιοι δὲ διπλῇ σημειοῦνται ὡς ἅπαξ ἐνταῦθα εἰρημένον* entweder auf die Unsicherheit der Ueberlieferung über die *σημείωσις* Aristarchs, worüber später, oder auf eine von der Aristarchischen abweichende *σημείωσις* beziehen, die solchen Worten gegenüber einen andern und vernünftigen Standpunkt vertrat.

Aber in diesem zweiten Teile kann man doch kaum in diesem Sinne von einer vereinzelten Erscheinung reden: da sind doch ihrer zu viele, wenn das auch einigermassen durch den behandelten Stoff entschuldigt scheint, und sie stimmen auch mit dem Bilde, welches wir von dem gesammten Kunstcharakter gewinnen.

Wenn wir uns nun zusammenfassend diesem zuwenden, so wollen wir zunächst von einer interessanten Erscheinung ausgehen, die den verschiedenen und wie es scheint vom Volks- zum Kunstmässigen fortgeschrittenen Kunstcharakter der Odyssee überhaupt zeigt. Nur in der Ilias liest man Verse wie *Υ* 371

καὶ εἰ πυρὶ χεῖρας ἔοικεν,
εἰ πυρὶ χεῖρας ἔοικε, μένος αἴθωνι σιδήρῳ

Χ 127 — *τῷ ὀαριζέμεναι, ἅ τε παρθένος ἠίθεός τε*
παρθένος ἠίθεός τ' ὀαρίζετον ἀλλήλουν

Ψ 641 — *οἱ δ' ἄρ' ἔσαν δίδυμοι, ὁ μὲν ἔμπεδον ἡνιόχευεν,*
ἔμπεδον ἡνιόχευ'.

So nur in der Ilias und, was zu denken gibt, nur in Achilleusliedern.

Keine Spur davon mehr in der ganzen Odyssee, ausser einem Anklang in *ω* 354

βασιλῆι γὰρ ἀνδρὶ ἔοικας,
τοιούτῳ δὲ ἔοικας.

Und merkwürdig, auch die andere Art der *ἐπανάληψις*, die so häufig in der Ilias vorkommt, begegnet, wie schon die Alten mehrfach beobachtet, in der Odyssee nur einmal cf. Arist. zu *Z* 154 und öfter: *πρὸς τὴν ἐπανάληψιν τοῦ ὀνόματος. καὶ ὅτι ἐν Ἰλιάδι συνεχῶς ταῖς ἐπαναλήψεσι κέχρηται, ἐν δὲ Ὀδυσσείᾳ ἅπαξ κατ' ἀρχάς „Αἰθίοπας τοὶ διχθά"* (*α* 23). Man wird das in späterer Zeit als zu kindisch und leiermässig empfunden und darum aufgegeben haben.

Was nun aber den Kunstcharakter dieses zweiten Teiles der Odyssee anbelangt, so ist einmal eine eigene und ausgeprägte Dichterindividualität und zwar eine und dieselbe in diesen 12 Gesängen zu erkennen.

Ein endgiltiges und absolutes Urteil über die Totalität seiner Anlage und seines poetischen Könnens ist uns desswegen unmöglich gemacht, weil sich uns die Kenntniss der etwa von ihm benützten Quellen und Vorlagen gänzlich entzieht. Könnte aber der unwiderlegliche Beweis erbracht werden, dass der Schöpfer des Eumaeus, der Eurykleia und deren Gegenbilder auch der erste und eigentliche Ausgestalter der nur vielleicht kurz und dürftig über die Hauptträger der Handlung berichtenden Sage war, dann müsste man diesem Dichter einen der ersten Plätze im Ehrentempel der homerischen Sänger anweisen.

Wie oben mehrfach hervorgehoben, stellt die kühne Wahl und die glückliche Gestaltung eines so verwickelten Stoffes diesen Sänger ganz nahe an die Seite der grossen Tragiker. Beides sichert ihm seinen specifischen Charakter vor allen andern Sängern, die zum corpus Homericum beigesteuert. Nun könnte man leicht einwenden: Das liegt eben im Stoff, und dieser Einwand ist durchaus begründet. Aber daneben muss doch auch die Möglichkeit offen gehalten werden, dass der Dichter einen dürftigen, in andern Zusammenhängen stehenden Stoff in seiner Weise umgearbeitet hat, z. B. die *ποδάνιπτρα*, die *τόξου θέσις* (vielleicht überhaupt nur aus einem Brautagon übernommen) zuerst in einen Zusammenhang gebracht hat, welcher gerade durch die Schaffung des *παρακινδυνῶδες* und *ἐναγώνιον* ihm erst den rechten Reiz verliehen hat.[1])

Wenn wir aber auch diese Vermutung dahin gestellt sein lassen wollen, die oben dargelegten Qualitäten genügen allein, um ihn vor dem frivolen Prädikate eines Hungerpoeten sicher zu stellen — ein Hungerpoet und nun nichts anderes ist aber derjenige, dem das gelehrte Einmaleins folgendes Pensum diktiert *τ* 92 „Das *μέγα ἔργον* der Melantho kann nicht die Frechheit gegen den Bettler, sondern lediglich ihr Verrat gegen die Herrin sein (*τ* 154!) und ihre Buhlschaft mit Eurymachus (*σ* 325), dieses büsst sie mit dem Tode". Es ist gut, dass solche *κειμήλια* in den Stuben der Gelehrten vermodern, ein Künstler würde hell hinaus lachen ob einer solchen Missgeburt — dieser Dichter hat also das so kostbare

[1]) Wenn man z. B. heute liest *π* 295

νῶϊν δ' οἴοισιν δύο φάσγανα καὶ δύο δοῦρε
καλλιπέειν, καὶ δοιὰ βοάγρια χερσὶν ἑλέσθαι

so ist das, mag man es als eine Interpolation oder als eine andere Version betrachten, eine Spottgeburt, verglichen mit der von unserm Dichter gewählten und gegebenen Gestaltung.

μέγα ἔργον aufgeschnappt und nun so verkehrt verwendet. Die Verkehrtheit liegt aber nicht auf der Seite des Dichters, desswegen weil die Rede des Zornigen sich regelmässig, wie Homer an hunderten von Stellen uns lehrt, übernimmt, vergrössert, *δεινοποιεῖ*. Sie nennt sie ja auch *κύον ἀδδεές*! Aber wir brauchen uns da nicht am Ende zum Künstler zu flüchten: ich hatte einmal das Glück, die unbefangene, gesunde, natürliche, und gottlob nicht gelehrte Jugend — über diesen Gelehrtenwitz hell auflachen zu hören.

Wenn ein Herausgeber der Odyssee solch einfältiges Zeug aufnimmt, um den Witz der Jugend über solche gelehrte Aphorismen anzuregen, dann wirkt es nicht schädlich; ein geschickter Lehrer hat da eine passende Gelegenheit, den Unterschied von Kunst und — — Wissenschaft ad oculos zu demonstrieren. Wenn ein solcher aber das als ein wirkliches unanfechtbares Ergebniss der Wissenschaft im Ernste vorträgt, ohne dass eine solche gesunde Reaction von seiner eigenen Seite oder von seiten seiner Schüler erfolgt — dann ist das auf das tiefste zu beklagen. Wenn man solche Dinge gläubig annimmt, dann bekennt man sich zugleich zu dem Grundsatze, dass die ödeste und trockenste Seele die berufenste Interpretin poetischer Produkte ist.

Wirft man nun aber auch einmal die abscheulichen Interpolationen und wüsten Einschübe, wie wir oben einige kennen gelernt haben, hinaus, welche hier viel mehr wie anderwärts die eigentlichen hochpoetischen Gedanken des Dichters geradezu verbauen und vernichten, dann ist auch Vorsicht geboten mit den Prädikaten Flickpoeten etc. etc.

Nein, diesem Dichter wird sein Recht nicht, wenn er unter den Hammer der aus den andern Gesängen geschöpften ästhetischen Formel gelegt wird. Er muss nach seinem eigenen Kanon gemessen werden dem Stoffe wie seiner Behandlung nach. Freilich auf diesen ist auch nicht ein schwacher Schimmer von dem Glanze des grossen und erhabenen Heldenepos gefallen. Kann man das erstere mit dem hohen Prachtgebäude eines Palastes vergleichen, in welchem wir Recken von ungebrochener Kraft erblicken, so gleicht unser Teil einem bescheidenen Hause, dessen Schönheit und Wohnlichkeit uns erst die intime, im Sinne des Baumeisters unternommene, Betrachtung lehrt. Ja stellt man die grossen und kleinen Leute, die in demselben verkehren, den gewaltigen Recken gegenüber, dann ist allerdings die *δόσις,* welche dieser Dichter uns bietet, eine *ὀλίγη* — aber *φίλη τε* durch seine Geschicklichkeit und vor allem durch die Liebenswürdigkeit, mit der er in dieser kleinen Welt lebt und webt. Aber von einer untergehenden Sonne sollte man doch wahrhaftig da nicht reden, wo eine neue aufgegangen ist; denn die *δέσις* und *λύσις,* wie wir sie hier vor uns sehen, ist an den andern homerischen Gesängen gemessen eine neue Welt.

II. Teil.

1. Aristarch und die Recension des Pisistratus.

Dieses vielbesprochene Thema soll hier nur insoweit zur Erörterung kommen, als eine darauf bezügliche Quellenuntersuchung über das wirkliche oder angebliche Schweigen des einen Gegenzeugen, des Aristonikus, auf welches die Gegner derselben einen so hohen Wert legen, uns aufklären und das silentium desselben durchaus nicht als ein argutum nachweisen soll. Ich freue mich, dass ein so tüchtiger und gewiegter Kenner, wie Arthur Ludwich, meinem Versuch Hom. Gestalten und Gestaltungen S. 16, wornach ich Schol. Ariston. zu *I* 709 *ὅτι ⟨ἐν⟩ τῇ ἐχομένῃ ⟨ῥαψωδίᾳ⟩ Ἀγαμέμνων ἀριστεύει* vermutete und damit die Pisistrateische Homerredaktion in den Nachlass des Aristonikus und, was nach den gewöhnlichen Anschauungen beinahe dasselbe sagen will, in den des Aristarch so zu sagen hineinschmuggeln wollte, nahe getreten ist. Darnach haben wir die Worte *τῇ ἐχομένῃ ἀριστεύει* zu erklären „am folgenden Tage", und ist durch Brinkmann *ἡ ἐχομένη* in diesem Sinn nachgewiesen worden: Ev. Luc. XIII, 33 und Diodor. Exc. Legat t. II p. 620 = XXVIII, 15, 4 (mein gelehrter Kollege Theod. Zahn wies mir noch Actor. 20, 15 und 21, 26 nach). Damit wäre nun die Sache definitiv abgemacht, wenn ein wichtiger Punkt nicht wäre, über den ich und, wie ich denke, die philologische Methode überhaupt nicht hinwegkömmt; denn die angeführten Stellen beweisen für die Sprache des Aristonikus gar nichts; es müsste nachgewiesen werden, dass er dem Sprachgebrauche, der auch aus der klassischen Graecität bis jetzt noch nicht erwiesen ist, gehuldigt hätte. Der Grammatiker gibt nun aber, darüber befragt, die folgende Antwort: Schol. ad *A* 477 *ὅτι τῇ ἑξῆς ἐκ τῆς Χρύσης κατέρχονται*, *O* 470: . . . *τὸ δὲ „πρώιον" ἐστι πρωίας· καὶ γὰρ γέγονεν οὕτως· τῇ πρὸ ταύτης ἡμέρᾳ „ῥῆξε δέ οἱ νευρήν, νάρκησε δέ"* (*Θ* 328), *ὥστε εὔλογον τῇ ἑξῆς ἐκείνης πρωίας ἐνῆφθαι*, *Θ* 475 . . . *τῇ δὲ ἑξῆς ἐπὶ τὸν τάφρον παράγει τὸν Ἀχιλλέα*, *Θ* 524/5 *ἀθετοῦνται δύο στίχοι, διότι τῇ ἑξῆς οὐδὲν λέγει.*

Also an diesen Stellen heisst der folgende Tag immer nur *ἡ ἑξῆς*, nie *ἡ ἐχομένη*. Darum müsste notwendig zu der Stelle *I* 709 ein besonderes notamen gemacht werden, dass Aristonikus hier für den sonst gebräuchlichen Ausdruck *ἡ ἐχομένη* wählt. Das ist nun immer bedenklich, und ich begreife nicht, wie Ludwich, der doch den guten Aristarchischen Grundsatz *Ὅμηρον ἐξ Ὁμήρου σαφηνίζειν* sehr wohl kennt, sich darüber wundern konnte, dass ich mich nach einer Analogie zu dieser auffallenden Erscheinung bei dem Schriftsteller selbst umsah: ich konnte keine andere finden als *ὁ ἐχόμενος* scil. *στίχος*. Und dachte darum an *ἡ ἐχομένη ῥαψῳδία*. Das kann ich nun freilich auch nicht belegen; denn Aristonikus sagt *H* 482 *Ζηνόδοτος τοῦτον καὶ τὸν πρῶτον τῆς ἑξῆς ῥαψῳδίας ἦρκε στίχον.* Doch wird auch citiert ohne *ῥαψῳδία* z. B. *π* 57 *κατὰ δὲ τὴν πρώτην — — οὐχ ὑγιῶς.* Aber wir wollen uns nun einmal dabei beruhigen.

Hingegen können wir uns über die nun folgenden zwei Bedenken nicht beruhigen. Vor einem Rätsel steht man, wenn man im Aristarch in der Edition von Ludwich p. 32 liest über

die Codd. V und L „Nam de his breviter dici potest, nullum unum verbum iis credendum esse.“ — Das ist doch wohl selbst nach der Entschuldigung bei Lehrs in der Anmerkung jetzt, wo der Townleanus in musterhafter Edition vorliegt, zuviel gesagt und so schrieb mir denn auch Lehrs auf mein Programm „De scholiis Victorianis Homericis“ (Progr. des Ludwigsgymn. in München 1873/74) „Ja wer hätte denn glauben können, dass es Bekker so gemacht hat.“ Cobet würde heute von dieser Handschrift noch ganz anders urteilen, als es geschehen ist in der Mnemosyne 1873 p. 234; denn das ist doch sonnenklar, neben A und mit A ist es weitaus die wichtigste Handschrift, die uns die wertvollen Ueberreste der antiken Philologie vermittelt. So und nicht anders urteilen denn auch Friedländer und Ludwich selbst, der ja zum Vorteile seiner Ausgabe der Fragmente des Didymus den T mit verständiger Kritik herangezogen und verwendet hat. Da habe ich nun die Empfindung, dass es nicht konsequent ist, über eine so wichtige Nachricht, wie sie zu *K* 1 in diesem Cod. enthalten ist, sich ruhig hinwegzusetzen, nachdem man doch sonst so viele Gaben dieser Handschrift dankbarlichst, wenn auch allerdings mit Kritik acceptiert. Dazu fehlt mir der Mut; denn es ist nicht angängig zu sagen „cod. T taceat in ecclesia; nam A locutus est“; „nam A tacet“. Das war mir immer und ist mir auch heute noch ein schwerwiegendes Bedenken, über das ich nicht so leicht hinwegkomme.

Und desswegen sollen wir uns darüber hinwegsetzen, weil Aristonikus in A darüber schweigt oder sich doch auch sonst nicht ganz bestimmt über die Redaktion des Pisistratus ausspricht! Aristonikus! Ich wäre Herrn Kollegen Ludwich äusserst dankbar, wenn er mir nun auch das folgende schwere Bedenken zerstreuen könnte. Oftmals war ich versucht, im Stillen mir die Frage: Was wissen wir Bestimmtes und Untrügliches von der *σημείωσις* Aristarchs und deren Erklärung? zu beantworten mit „Nichts“ — oder soviel wie Nichts! Das ist eben der Jammer, dass auch nicht ein einziges Werk aus der Feder des Kritikers vorliegt! Zu welcher Vorsicht und Zurückhaltung unseres Urteils über ihn verpflichtet uns die Erkenntniss dieser offenbaren Thatsache!

Wir müssen uns also zur Konstatierung des Wertes dieser Quelle mit Aristonikus und seiner Schrift auseinandersetzen. Derselbe lehrt uns zu *A* 29—31 *ἀθετοῦνται, ὅτι ἀναλύουσι τὴν ἐπίτασιν τοῦ νοῦ καὶ τὴν ἀπειλήν· ἠσμένισε γὰρ καὶ ὁ Χρύσης ὑπηρετούσης αὐτῆς τῷ βασιλεῖ. ἀπρεπὲς δὲ καὶ τὸ τὸν Ἀγαμέμνονα τοιαῦτα λέγειν.* So ist denn auch in alle adnotationes criticae das *ἀθετ'. Ἀρίσταρχος* übergegangen, nur Ludwich war vorsichtiger. Und mit Recht; denn derselbe Aristonikus bemerkt zu dem Verse *Σ* 283

οὐδέ ποτ' ἐκπέρσει· πρίν μιν κύνες ἀργοὶ ἔδονται

ἡ διπλῆ, ὅτι τοιοῦτόν ἐστι τὸ λεγόμενον· πρότερον αὐτὸν οἱ κύνες κατέδονται ἢ ἐκπέρσει. καὶ οὐκ ἔστιν ἐλλιπὴς ὁ λόγος, ὥσπερ οὐδ' ἐπ' ἐκείνου „τὴν δ' ἐγὼ οὐ λύσω· πρίν μιν καὶ γῆρας ἔπεισιν“ (*A* 29).

Derselbe Aristonikus lässt sich zu *Ω* 551

οὐδέ μιν ἀνστήσεις· πρὶν καὶ κακὸν ἄλλο πάθησθα

wieder also vernehmen: *ὅτι οὐ λέγει· οὐκ ἀναστήσεις αὐτόν, ἂν μὴ πρότερον κακὸν πάθῃς, ἀλλὰ πρότερον κακὸν πείσῃ ἢ ἀναστήσεις αὐτόν· τοιοῦτο δὲ ἔστιν τὸ „τὴν δ' ἐγὼ οὐ λύσω· πρίν μιν καὶ γῆρας ἔπεισιν“* (*A* 29).

Da ist denn doch wohl die Frage berechtigt: Was ist das für ein Philologe dieser Aristarch, was ist das für eine Philologie, die einen von ihr gebrandmarkten Vers geradezu als Mustervers uns vorführt? Diese Gaukelei ist bei einem Aristarch ganz undenkbar! Was haben wir demnach hier festzustellen? Der Thatbestand spricht laut genug:

1) Die Späteren waren über die *σημείωσις* dieser Verse vollständig im Unklaren; die einen wussten von Obeli zu erzählen vor den drei Versen und sie auch zu erklären und zwar so, dass man ein Gefühl des Mitleides mit Aristarch nicht überwinden kann, die andern berichteten von einer Diple, die sie ebenfalls erklärten, bei welcher Erklärung nun Aristarch in einem ganz anderen Lichte erscheint.

2) Und Aristonikus? Ja Aristonikus: der folgte ruhig hier der einen Quelle, welche die Athetese vertrat, an den beiden andern Stellen ganz ruhig der andern, welche sich für die Diple aussprach!

Ja soll denn wirklich dieser Aristarch ein solcher Schwachkopf gewesen sein, dass er es wagte, wirklich wagte, dem homerischen Sprachgebrauch, der in unzähligen Fällen vorliegt, so ins Gesicht zu schlagen, dass er den Vers *K* 240, wo der Dichter uns von der Rede Agamemnons abschliessend berichtet, wirklich athetierte

ὣς ἔφατ', ἔδδεισεν δὲ περὶ ξανθῷ Μενελάῳ

Aristonikus spricht sich darüber also aus: a) *ἀθετεῖται, ὅτι περισσὸς ὁ στίχος καὶ παρέλκων καὶ μὴ ἐπιλεγόμενος ἀπαρτίζει τὴν διάνοιαν.* Fraterno animo consentit Didymus: *οὐδὲ ἐν τῇ Ζηνοδότου δὲ ἦν.* b) *ἡ δὲ διπλῆ, ὅτι ἔξωθεν ἐκ τοῦ ἰδίου προσώπου ἀναφωνεῖ ὡς καὶ τὸ „νήπιος, οὐδ' ἄρ' ἔμελλε κακὰς ὑπὸ κῆρας ἀλύξας“* (*M* 113). Allerdings eine Kumulation der Zeichen, aber hier sicher nicht begründet im System Aristarchs, sondern zu erklären aus der Beschaffenheit der verschiedenen Quellen, welche Aristonikus excerpierte.[1])

Ganz der gleiche Fall liegt vor und ist ebenso zu beurteilen *Ω* 304

χέρνιβον ἀμφίπολος πρόχοόν θ' ἅμα χερσὶν ἔχουσα

Ariston.: a) *ἀθετεῖται ὅτι παρὰ τὸ σύνηθες αὐτῷ χέρνιβον τὸ ἀγγεῖον τὸ ὕδωρ ὑποδεχόμενον, ὡς ἡμεῖς· τοῦτο δὲ αὐτὸς εἴωθεν καλεῖν λέβητα, τὸ δὲ κατὰ τῶν χειρῶν διδόμενον ὕδωρ χέρνιβα.*

b) *ἔνιοι δὲ διπλῇ σημειοῦνται, ὡς ἅπαξ ἐνταῦθα εἰρημένον.*

Welche Perspektive eröffnen nun aber solche Thatsachen für den Zustand unserer Quellen, und vor allem für die Beurteilung des Kritikers Aristarch! Jedenfalls sollte keine adnotatio critica über eine solche Divergenz leichthin hinwegsehen! (Cf. Ariston. ad *M* 175).

Glücklicherweise können wir aber auch von blossen Vermutungen absehen und uns auf direkte Zeugnisse berufen. Man halte sich also den grossen Dissens vor, den wir lesen zu *K* 397

ἢ ἤδη χείρεσσιν ὑφ' ἡμετέρῃσι δαμέντες
φύξιν βουλεύουσι μετὰ σφίσιν, οὐδ' ἐθέλουσι
νύκτα φυλασσέμεναι, καμάτῳ ἀδηκότες αἰνῷ,

[1]) Da kann man eine merkwürdige Beobachtung machen in unsern Quellen. Die eine gebraucht *ἀναφωνεῖν* und *ἐπιφωνεῖν* als einen festen terminus technicus, wenn der Dichter das Wort hat cf. ausser unserer Stelle *Π* 46 *Ζ* 311 *Ι* 694 *Κ* 332 *κ* 193, sonst findet sich dafür der Ausdruck *ἐπιλέγεσθαι*, wenn irgend ein *πρόσωπον* spricht *Γ* 352 *Δ* 307 *Ι* 546. Nach der Richtung ist also das *ἐπιλεγόμενος* höchst verdächtig.

a) ὅτι οὕτως γραπτέον „βουλεύουσι" καὶ „ἐθέλουσι"· τὸ γὰρ σφίσιν ἐν τῷ περί τινων ἔστι λόγῳ ἀντὶ τοῦ αὐτοῖς, ᾧ ἀκόλουθα δεῖ εἶναι τὰ ῥήματα· ταῦτα ὁ Ἀριστόνικος περὶ τῆς γραφῆς ταύτης φησί, διπλῆν βάλλων τῷ στίχῳ.

b) ἐν μέντοι τῇ τετραλογίᾳ Νεμεσίωνος (Ar. 31 n. 15, Ludwich Hom. Textkr. II 139 ff. Homervulg. 41) οὕτως εὗρον περὶ τῶν στίχων τούτων· τῶν παρακειμένων ὀβελῶν οὐκ ἔστιν αἰτίαν εὑρεῖν διὰ τῶν Ἀρισταρχείων ὑπομνημάτων.

c) Ἀμμώνιος δὲ ὁ Ἀριστάρχειος πρῶτον μὲν στιγμαῖς φησὶ τὸν Ἀρίσταρχον παρασημειώσασθαι αὐτούς, εἶτα δὲ καὶ τέλεον ἐξελεῖν (sic)· τάχα διὰ τὸ ἐπὶ δευτέρου προσώπου τὸ σφίσι τετάχθαι (wenn man liest: „βουλεύοιτε" und „ἐθέλοιτε") καὶ ἄνωθεν (310) μετενηνέχθαι.

d) Didymus: καὶ γραπτέον οὕτως (βουλεύοιτε und ἐθέλοιτε?) καὶ ἀθετητέον τοὺς τρεῖς στίχους κτλ. καὶ παρὰ τῷ Ἀριστοφάνει ἠθετοῦντο.

Wir können hier nach den Erörterungen von Ludwich a. a. O. auf eine Darlegung im Einzelnen verzichten. Vom modernen Standpunkt wird man wohl sagen dürfen, wenn Aristarch nach dem weiteren Zeugniss des Did. εἰ ἤδη las, dass das ein Unsinn ist; weiter dürfte auch die Behauptung schwerlich einem Widerspruch begegnen, dass, wenn er die Verse mit Obeli versah, das noch ein grösserer Unsinn ist. Am besten thut man aber daran, gar nichts zu sagen; denn bei einer solchen Divergenz der Berichte bleibt uns nur übrig festzustellen und zwar mit Bedauern festzustellen, dass wir über die σημείωσις Aristarchs und deren Erklärung hier etwas Sicheres nicht wissen! Nur um diese Konstatierung handelte es sich hier für uns! Leider ist das nicht der einzige verräterische Bericht. Sehen wir uns daher den folgenden an zu *T* 365—368

a) Didymus (?) ἀθετοῦνται στίχοι τέτταρες· γελοῖον γὰρ τὸ βρυχᾶσθαι (Zähneknirschen Apoll. Rhod. 2, 83) τὸν Ἀχιλλέα, ἥ τε συνέπεια οὐδὲν ζητεῖ διαγραφέντων αὐτῶν.

b) ὁ δὲ Σιδώνιος ἠθετηκέναι μὲν τὸ πρῶτόν φησιν αὐτοὺς τὸν Ἀρίσταρχον, ὕστερον δὲ περιελεῖν τοὺς ὀβελούς, ποιητικὸν νομίσαντα τὸ τοιοῦτο (sic).

c) ὁ μέντοι Ἀμμώνιος ἐν τῷ περὶ τῆς ἐπεκδοθείσης διορθώσεως οὐδὲν τοιοῦτο λέγει.

d) διπλῆν δὲ προσθετέον τῷ „δῦν' ἄχος ἄτλητον, ὁ δ' ἄρα Τρωσὶ μενεαίνων", ὅτι τὸ μενεαίνων νῦν θυμούμενος σημαίνει.

Wieder dieselbe Musterkarte, aus der wir ganz nach Belieben wählen können

ἴσμεν γὰρ οὐδὲν τρανές, ἀλλ' ἀλώμεθα.

Vergleicht man nun aber noch folgende Scholien des Aristonikus *X* 379 *Θ* 221 *M* 36. 300 **O* 86. 712 (?) 714 (?) *Π* 810 (!) *T* 49 (!) cf. *κ* 329 *π* 239, so kann man nur mit dem grössten Misstrauen gegen die sich sonst so sicher gebenden Nachrichten desselben erfüllt werden; in den meisten Fällen wird und muss eine Erklärung zur Herstellung einer Konkordanz vollständig misslingen, hier könnten uns einzig und allein nur die Originalkommentare Aristarchs Licht und Rettung bringen.

In diese Beleuchtung gerückt muss man gar vielen Scholien, wenn nicht allen, welche mit σημειοῦνταί τινες oder ἔνιοι eingeleitet werden, mit viel grösserer Skepsis, als dies von Lehrs geschehen ist Ar. p. 18, gegenüber treten. Sie mögen sich ja manchmal decken mit den andern Scholien, aber wenn man bei Aristonikus, der „suam quasi exuit personam", liest zu *Y* 307

νῦν δὲ δὴ Αἰνείαο βίη Τρώεσσιν ἀνάξει

σημειοῦνταί τινες πρὸς τὴν ἱστορίαν καὶ ἐπεὶ μεταγράφουσί τινες „Αἰνείω γενεὴ πάντεσσιν ἀνάξει“, ὡς προθεσπίζοντος τοῦ ποιητοῦ τὴν Ῥωμαίων ἀρχήν“ — — so etwas liest auf dem Konto eines Aristarch, dann heisst es νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν.

Doch können wir dieses wichtige Kapitel hier nicht weiter behandeln. Aber mir ist der Glaube an die Unfehlbarkeit dieser Quelle schon längst erschüttert worden. Die nicht wegzuleugnende Thatsache ihrer stellenweise sogar grossen Unzuverlässigkeit muss uns also zur Vorsicht und Zurückhaltung mahnen in unserm abschliessenden Urteil über Aristarch. Auf der andern Seite wird man aber mit vollem Rechte betonen dürfen, dass wenn ein Aristonikus schweigt über die Redaktion des Pisistratus, dies durchaus kein Beweis ist, dass dieselbe im Nachlass der Alexandrinischen Philologen sich nicht gefunden und nicht von ihnen berücksichtigt worden ist.

2. Zur Konjekturalkritik Aristarchs.

Auch dieses Kapitel will ich nur anschneiden, um von gewiegten Homerikern Aufschluss zu bekommen über einige Stellen, darunter über eine, die ich, wie sie fast überall in unsern Texten gelesen wird, niemals habe übersetzen können.

Die Alten haben einmal zu der Stelle *Π* 8 in der Rede des Achilleus an Patroklus

τίπτε δεδάκρυσαι, Πατρόκλεις, ἠύτε κούρη
νηπίη, κτλ.

die folgende schöne Bemerkung gemacht: ταῦτα ἐκ τοῦ ποιητικοῦ προσώπου εἰσίν. πολλαχοῦ γὰρ ἐνδύεται τὰ ἡρωικὰ πρόσωπα. Cf. Ariston. zu *Λ* 747. Das stimmt vollständig in Ilias und Odysseus. Es ist wirklich so πολλαχοῦ ἐνδύεται ἡρωικὰ πρόσωπα — aber nicht bloss dadurch, dass er von seiner ποιητικὴ κατασκευή (Ariston. l. l.) an sie abgiebt, sondern auch von seiner verzeihenden, liebenswürdigen, lässlichen Art, die uns alle so angenehm berührt, die aber vielleicht ganz anders, am Ende vielmehr realistisch aus den Verhältnissen heraus zu deuten ist. Doch sei dem, wie ihm wolle. Wie unerhört grob hat nun aber Aristarch diesen einzigartigen Zug der homerischen Poesie verkannt, wenn wahr ist, was Aristonikus zu *Γ* 352 ff. bemerkt. Menelaus betet zu Zeus also

Ζεῦ ἄνα, δὸς τίσασθαι, ὅ με πρότερος κάκ' ἔοργεν,
δῖον Ἀλέξανδρον, καὶ ἐμῆς ὑπὸ χερσὶ δαμῆναι

ἀθετεῖται — heisst es da — ὅτι οὐκ ἀναγκαίως ἐπιλέγεται· καὶ γὰρ ὁ καιρὸς τὸ σύντομον ἔχειν θέλει. καὶ δῖον ἀκαίρως ὁ Μενέλαος τὸν ἐχθρὸν λέγει. Also diese Gründe, einer so nichtig, wie der andere! Aber über Aristarchs Athetesen scheint denn doch auch sehr viel gefabelt worden zu sein cf. oben p. 436 ff. Doch sehen wir davon ab, wir haben ausser *Ψ* 581 (cf. *ξ* 18 Carnuth) eine ganz andere und richtige Instanz, nämlich *Γ* 100. Da spricht Menelaos zu den Achaeern

ἐπεὶ κακὰ πολλὰ πέποσθε
εἵνεκ' ἐμῆς ἔριδος καὶ Ἀλεξάνδρου ἕνεκ' ἀρχῆς.

Darüber hören wir bei Aristonikus: ὅτι Ζηνόδοτος γράφει „ἕνεκ' ἄτης.“ ἔσται δὲ ἀπολογούμενος Μενέλαος ὅτι ἄτῃ περιέπεσεν ὁ Ἀλέξανδρος· διὰ μέντοι τοῦ „ἕνεκ' ἀρχῆς“ ἐνδείκνυται ὅτι προκατῆρξεν. Wirklich — und im Ernste! Selbst bei Nauck hat ἀρχῆς Gnade gefunden

und, wie es scheint, sind Bekker und Bentley die einzigen geblieben, die sich des *ἄτης* erbarmt. Wir müssten darnach wörtlich übersetzen „wegen meines Streites und weil Alexandros angefangen." Was? Sind wir doch wenigstens so gnädig zu *ἀρχῆς* noch *ἔριδος* zu ergänzen, obwohl das homerisch betrachtet kaum zulässig ist; denn *ἀρχὴ Ἀλεξάνδρου* „der Anfang Alexanders" ist ein Unsinn und bleibt ein Unsinn; mit den Genetiv der Person konnte Homer das Wort nicht verbinden; wenn er den Sinn zum Ausdruck bringen wollte, musste er zur verbalen Verbindung greifen, wie *B* 377 *ἐγὼ δ' ἦρχον χαλεπαίνων*. Darum spricht er sehr natürlich von einer *ἀρχὴ κακοῦ Λ* 604, *πήματος ϑ* 81, *ξεινοσύνης φ* 35, *φόνου φ* 4 *ω* 169, *νείκεος χ* 116, in demselben Sinne aber es mit einem Genetiv der Person zu verbinden ist unmöglich und ausgeschlossen; anders wenn es „Herrschaft" heissen könnte. Aber abgesehen von dieser grammatischen Unzulässigkeit — ist *ἄτης* echt und einzig homerisch; denn *πολλαχοῦ ἐνδύεται ἡρωικὰ πρόσωπα*. Ja wohl *ἀπολογεῖται*, aber nicht *Μενέλαος*, wie Aristarch meint, sondern *Ὅμηρος*, der liebenswürdige, lässliche und verzeihende Homer. Mir scheint demnach *ἀρχῆς* nichts als eine ganz unzulässige und einfältige Konjektur Aristarchs zu sein, die man gut thut, sobald als möglich aus unsern Texten zu entfernen, um dem Dichter einen Zug zurückzugeben, der eine ganz charakteristische *ἰδιότης* desselben ist und der darum einer durch und durch verkehrten Einbildung nicht geopfert werden darf.

Gehen wir zu einer andern Stelle über, die wir teilweise ausschreiben müssen; wir thun es in der Form, die ihr Aristarch gegeben *τ* 109 ff. Da wird ein glücklicher König also geschildert und es heisst von dem *βασιλεὺς ἀμύμων*

ὅς τε ϑεουδής
ἀνδράσιν ἐν πολλοῖσι καὶ ἰφϑίμοισιν ἀνάσσων
εὐδικίας ἀνέχῃσιν, φέρῃσι δὲ γαῖα μέλαινα
πυροὺς καὶ κριϑάς, βρίϑῃσι δὲ δένδρεα καρπῷ,
113 *τίκτῃ δ' ἔμπεδα πάντα, ϑαλάσσα δὲ παρέχῃ ἰχϑῦς.*

Jeder, der diese Schilderung in dieser Form liest, wird und muss an Vers 113 Anstoss nehmen; denn er stört die Ordnung der Schilderung. Man erwartet doch sehr natürlich nach 112 die Schilderung der Tiere und zwar zu Land, wie dann der Seetiere = *ἰχϑῦς*. Also müssten wir unbedingt zur Konjektur greifen. Doch haben wir das gottlob nicht nötig; denn Didymus berichtet uns „*πάντα*", *οὐ μῆλα. Ῥιανός* „*ἄσπετα*". Also haben wir einen tadellosen Text: *τίκτῃ δ' ἔμπεδα μῆλα*. Wie konnte nun aber *πάντα* unserm Aristarch hier auch nur in den Sinn kommen? Sehr einfach. So gescheit war er, um einzusehen, dass hier *μῆλα* im Sinne von *οἶες καὶ αἶγες*, den es sonst immer bei dem Dichter hat, unzulässig sei; denn warum nicht auch *σύες*? nicht auch *βόες*? Aber zur Athetese kann er wegen des Zusammenhanges nicht greifen. So entstand das wunderbare *πάντα*, das auch wirklich in unsere Ueberlieferung eingedrungen ist, wie man bei Ludwich ersehen kann. Aber das ist doch klar, wäre es allgemein überliefert, es müsste des Zusammenhangs wegen notwendig durch Konjektur entfernt werden. Wir wollen nun gleich einen Beleg für unsere Behauptung anschliessen, der uns unwiderleglich scheint, *ϱ* 170 lesen wir

ἀλλ' ὅτε δὴ δείπνηστος ἔην καὶ ἐπήλυϑε μῆλα
πάντοϑεν ἐξ ἀγρῶν.

Dann 180—1

> οἱ δ' ἱέρευον ὄϊς μεγάλους καὶ πίονας αἶγας,
> ἱέρευον δὲ σύας σιάλους καὶ βοῦν ἀγελαίην.

Der Vers 181 ist unvereinbar mit der so starr festgehaltenen Lehre von μῆλα, aber da konnte man helfen, wie uns Didymus lehrt: ἀθετεῖ καὶ Ἀριστοφάνης, wie das καὶ zeigt also auch Aristarch. Aber das ist eben so unzulässig wie das obige πάντα; denn die Freier haben sich nicht auf das Schlachten von Schafen und Ziegen beschränkt, wie man zum Ueberflusse ersehen kann aus andern Stellen und aus ϱ 535

> βοῦς ἱερεύοντες καὶ ὄϊς καὶ πίονας αἶγας.

Aber beide Stellen τ 113 und ϱ 170 zeigen mit voller Evidenz, dass unser Dichter (cf. oben p. 429 ff.) μῆλα im Sinne der Späteren schon verwendet = πάντα τὰ τετράποδα. An beiden Stellen hat das schon Eustathius durchaus richtig angemerkt. Also ist die lexikalische Bemerkung von T zu Δ 476 „μῆλα“ ὁ ποιητὴς τὰ πρόβατα καὶ αἶγας, Ἡσίοδος τὰ τετράποδα πάντα (Opp. 163) zwar richtig im Sinne Aristarchs, aber doch falsch, da dieser Sprachgebrauch ganz zweifellos schon in diesem zweiten Teil der Odyssee vorkömmt und aufrecht erhalten werden muss. Also, wo es angeht, hilft sich der starre Analogist Aristarch mit der Athetese, wo nicht, mit Konjekturen. Warum sollte nur e r auf dies unerlässliche Mittel der Textkritik, das von Zenodot und seinem Lehrer Aristophanes angewandt wurde, verzichtet haben? Wenn nun aber seine Konjekturen keinen Eingang fanden in die Vulgata oder die sonstige Ueberlieferung, so ist das doch wahrhaftig kein Beweis dafür, dass er überhaupt keine gemacht hat.

3. Zur Kritik und Exegese des Homertextes und der Scholien.

In der Rede der Eurykleia τ 376 ff.

> τῷ σε πόδας νίψω ἅμα τ' αὐτῆς Πηνελοπείης
> καὶ σέθεν εἵνεκ', ἐπεί μοι ὀρώρεται ἔνδοθι θυμός
> κήδεσιν. ἀλλ' ἄγε νῦν ξυνίει ἔπος, ὅττι κεν εἴπω·
> πολλοὶ δὴ ξεῖνοι ταλαπείριοι κτλ.

ist mir immer der V. 378 anstössig und unerträglich erschienen. Die Erregung ihres Herzens sollte denn doch durch etwas ganz Anderes erfolgen, nämlich durch die verblüffende Aehnlichkeit des Fremdlings mit Odysseus. Das ist auch sicher die Absicht des Dichters gewesen, wie wir früher schon angedeutet (p. 410 ff.). Das κήδεσιν κτλ. führt vollständig von derselben ab. Daher gewinnen wir mit der Streichung des Verses den ursprünglichen Gedanken des Dichters: Homerus ex Homero emergit. Wenn nicht Alles täuscht, war aber auch den Alten der Vers unbekannt. Darauf scheint Eustathius zu führen, der 1868, 40, obwohl er κήδεσι liest, bemerkt: εἶτα ἑρμηνεύουσα τὸ „ὀρώρεταί μοι θυμός“ λέγει, ὡς „πολλοὶ δὴ κτλ.“ So bekömmt das σέθεν εἵνεκα die richtige Beleuchtung und der Grund ihrer Aufregung ist nach der Absicht des Dichters damit allein richtig gegeben.

Aus den Versen τ 474 ff.

> ἦ μάλ' Ὀδυσσεύς ἐσσι, φίλον τέκος, οὐδέ σ' ἔγωγε
> πρὶν ἔγνων, πρὶν πάντα ἄνακτ' ἐμὸν ἀμφαφάασθαι

erkennt man deutlich, dass dem Dichter die Verse τ 376 ff. den wichtigen Dienst einer *προοικονομία* leisten sollen.

Das müsste auch gegen Aristoteles' Poetik aufrecht erhalten werden, wenn seine Worte, was aber kaum wahrscheinlich, einen Tadel des Dichters enthalten sollten 1460a 25 *παράδειγμα δὲ τοῦτο ἐκ τῶν Νίπτρων*. Einen solchen hat man freilich darin finden wollen nach Eustathius 1873, 25 ff. *Ἀριστοτέλης δέ, φασιν, ἐπιλαμβάνεται τοῦ τοιούτου ἀναγνωρισμοῦ, λέγων* (sic) *ὡς ἄρα κατὰ τὸν ποιητὴν τῷ τοιούτῳ λόγῳ πᾶς οὐλὴν ἔχων Ὀδυσσεύς ἐστι.* Aber so arbeitet unser Dichter nicht und seinen Sinn und seine Absicht hat derselbe Eustathius l. l. ganz richtig erkannt: *τὸ δέ ἐστιν οὐχ ἁπλῶς τοιοῦτον, ἀλλὰ συμβάλλεταί τι καὶ τὸ ποιὸν τῆς, ὡς ἐρρέθη, ἀξιολόγου οὐλῆς σύν γε τοῖς ἄλλοις· καὶ γὰρ κατὰ τὸν τῆς γραὸς λόγον καὶ δέμας καὶ φωνὴν καὶ πόδας ὁ παρὼν ξένος ἐῴκει τῷ Ὀδυσσεῖ.*

Auf ganz merkwürdige Gedanken über Text und Interpretation im Altertum muss uns der Vers τ 361 führen

Ὣς ἄρ' ἔφη, γρηῢς δὲ κατέσχετο χερσὶ πρόσωπα.

Die neueste Ausgabe von Hentze (9. Aufl.) darüber befragt bemerkt zu 361, wie „Weinende thun" und zu 370 „Hier wendet Eurykleia ihre Gedanken zu dem anwesenden Fremdling zurück, wobei sie ihre Hände wieder von dem Gesichte nimmt etc." und anders wird man wohl auch nicht erklären können. Dem gegenüber sei nun aber auf die Auffassung einer durchaus nicht verächtlichen Autorität verwiesen, nämlich auf die des Aristoteles, der in seiner Rhetorik 1417 b 5 den Vers anführt und mit der Erklärung begleitet: *οἱ γὰρ δακρύειν ἀρχόμενοι ἐπιλαμβάνονται τῶν ὀφθαλμῶν.* Aber weder *πρόσωπα* noch *κατέσχετο* (*κατέσχεθε*) gestatten diese Auffassung (cf. Γ 141 ff.). Ist in unserm Texte der ursprüngliche Wortlaut, den das Citat des Aristoteles bot, durch unsere Homervulgata verdrängt worden? Das will mir kaum wahrscheinlich erscheinen. So bleibt uns denn kein anderer Ausweg übrig, als einen starken Irrtum des Stagiriten zu konstatieren, der zur Illustrierung einer Lehre, für die er so viele und glänzende Belege bei dem Dichter hätte finden können (es sei nur im Vorbeigehen erinnert an die naturwahre Zeichnung in ω 318), hier denn doch einmal etwas stark daneben griff. Er wird sich wohl wegen der gleich in unserm Texte folgenden Worte *δάκρυα δ' ἔκβαλε θερμά* in dieser unzulässigen Weise die Sache zurecht gelegt haben.

Es ist ein eigen Ding mit den in den Scholien uns überlieferten Homervarianten. Der alte Buttmann ist den exquisiten Sachen zu ρ 50 und ρ 529 gegenüber in folgenden Stossseufzer ausgebrochen „En gemina plane hic et ad v. 529. ac memorabilia exempla sphalmatum putidissimorum, quae tamen cum gravi sigla *γρ.* in alia etiam apographa derivata sunt." Aber es ist denn doch mehr als fraglich, ob ein Herausgeber damit seinen kritischen Apparat belasten und ihnen nicht vielmehr ganz anders auf den Leib rücken soll. So bin ich nicht wenig überrascht gewesen, auch bei Ludwich zu lesen zu ρ 529 „*γρ.* „*ἵν' ἀντίνοος*" perperam." Allerdings, aber ein solch putidissimum sphalma hat sicher nie existiert, das lehrt unser Text. Notiert war hingegen als Variante zu *ἀντίον γρ. ἀντίος,* woraus dann das thörichte *ἀντίνοος* verdorben wurde. So ist die Variante ρ 50 *γρ.* „*τηλέμαχ' ἑκατόμβας*" sicherlich ebenfalls ein Unsinn; was aber in dem *τηλέμαχ'* steckt, das zu ermitteln ist mir bisher noch nicht gelungen.

Wie hier bei den Varianten, so auch bei Erklärungen. Es ist doch sicherlich niemals einem der Alten auch nur im Traume eingefallen zu ϱ 501 *ἀλητεύει* die Bemerkung zu machen, die wir heute in den Scholien lesen: *νῦν ἀντὶ τοῦ ἐπαινεῖ*, schreiben wir aber *νῦν ἀντὶ τοῦ ἐπαιτεῖ*, so haben wir eine sehr gute Bemerkung; denn von *ἀλητεύειν* im Hause kann man doch im eigentlichen Sinne nicht sprechen. Später gebrauchte man im Griechischen ganz regelmässig den Ausdruck *ἐπαῖται* cf. Eustath. 1849, 1 und Schol. zu σ 1 *πτωχὸς πανδήμιος: ὁ δι' ὅλης τῆς πόλεως ἐπαιτῶν.* Cf. Schol. δ 248.

Eben so wenig ist es jemals einem unter ihnen beigekommen, zu dem Verse τ 63, wo es von den Mägden heisst:

πῦρ δ' ἀπὸ λαμπτήρων χαμάδις βάλον, ἄλλα δ' ἐπ' αὐτῶν
νήησαν ξύλα πολλά

das *ἐπ' αὐτῶν* zu erklären: *τῶν μνηστήρων*. Es muss natürlich gelesen werden: *τῶν λαμπτήρων*.

Aber die manus emendatrix muss auch noch an andere Wunden gelegt werden, welche nach Heilung rufen. So haben die Herausgeber unserer Odyssee ganz recht gethan, wenn sie dem Athenokles und Aristarch in der Verwerfung von ξ 503—506 beigestimmt haben, aber viel zu gnädig ist man bisher gegen den Text gewesen, der uns die Verwerfung mitteilt: *καὶ ὁ Ἀθηνοκλῆς προηθέτει· ἀφανίζουσι γὰρ τὸ χωρίον τοῦ αἰνίγματος διαῤῥήδην αἰτοῦντος. ἄλλως τε καὶ ὁ Εὔμαιος ὕστερον* (508) *λέγει „αἶνος μέντοι ἀμύμων, ὃν κατέλεξας.“* Für *χωρίον* müssen wir natürlich *χαρίεν* lesen, wenn wir diesem ästhetischen Verdikte gerecht werden wollen.

In dem Scholion zu ϱ 134 wird der Bezug von Philomeleides auf Patroklus als unzulässig abgewiesen. Die Gründe lauten: *ὁ γὰρ Πάτροκλος οὐ δύναται δηλοῦσθαι ὡς Φιλομήλας υἱός, ὅτι τε τὰ ἀπὸ μητέρων οὐ σχηματίζει ὁ ποιητής. καὶ ὅτι τὸ ἐπιφερόμενον οὐκ οἰκεῖον ἦν ἐπὶ Πατρόκλου „κάδ δ' ἔβαλε κρατερῶς, κεχάροντο δὲ πάντες Ἀχαιοί“* (135). *καὶ ἐν Ἰλίαδι δὲ λέγει* (*P* 670) *„νῦν τις ἐνηείης Πατροκλῆος δειλοῖο μνησάσθω.“* Dieser Text ist unmöglich. Es muss gelesen werden als Begründung zu dem Vorausgehenden *καὶ γὰρ ἐν Ἰλιάδι λέγει κτλ.* Das zeigt zur Evidenz das Schol. zu δ 343, wo der zweite Grund also angegeben ist: *οὔτε οἱ Ἕλληνες ἥσθησαν ἂν Πατρόκλου ἡττηθέντος „πᾶσιν γὰρ ἐπίστατο μείλιχος εἶναι.“* (671).

Wir können auch nicht glauben, dass in dem Scholion zu χ 240: *οὐκ ἀληθῶς εἰς χελιδόνα μετεβλήθη ἡ θεός, οὐδὲ Ἑρμῆς ὁ λόγος ὄρνιθι ἐοικώς.* Das letzte ist sicher Citat und darum muss für *ὁ λόγος* gelesen werden: *„λάρῳ ὄρνιθι ἐοικώς“* (ε 51).

Zu τ 86 möchte ein alter Erklärer den *Ἀπόλλων κουροτρόφος* in den Homer einschmuggeln. Das wird ihm wohl nie gelingen, am wenigsten durch den heute vorliegenden Wortlaut: *ἐπειδὴ τῶν ἀῤῥένων κουροτρόφος ὁ θεός. τοὺς γὰρ κτεῖναι δυναμένους καὶ σώζειν εἰκός.* Er wird wohl rationell schliessend geschrieben haben: *τούτους γὰρ κτεῖναι δυνάμενον καὶ σώζειν εἰκός.*

Interessant wäre und auch bedeutend, wenn uns der Nachweis gelänge, dass Aristarch in seiner Diple *πρὸς τὸ ἔθος* die falschen Aufstellungen der Früheren über das Kulturbild der homerischen Zeit berücksichtigt hätte. Freilich die Scholien selbst gewähren zu dieser Annahme nur einen sehr geringen Anhalt. Doch begegnet uns ein sehr interessantes

Scholion zu α 332, wo wir den Namen des Dikaiarchos und seine unzulässige Kritik der Penelope also zurückgewiesen lesen: *φαμὲν οὖν ὅτι τὸ καθόλου ἔθος ἀγνοεῖν ἔοικεν ὁ Δικαίαρχος. σύνηθες γὰρ παρὰ τοῖς ἀρχαίοις τὰς ἐλευθέρας γυναῖκας εἰς τὰ τῶν ἀνδρῶν εἰσιέναι συμπόσια. μαρτυρία τε τούτων ἥ τε παρὰ τοῖς Φαίαξι συνευωχουμένη τοῖς τοιούτοις κεκλημένοις εἰς τὸν γάμον δαιτυμόσι καὶ Ἑλένη συνεστιωμένη νέοις ἐξελθοῦσι ξένοις περὶ τὸν Τηλέμαχον σαφῶς ἐδήλωσεν κτλ.* Dass das *τὸ καθόλου ἔθος* Nichts ist, ist klar. Die folgende Begründung zeigt deutlich, dass gelesen werden muss: *τὸ καθ' Ὅμηρον ἔθος*. Auch das Folgende ist unvereinbar mit dem, was wir bei Homer lesen. Besser ist jedenfalls: *τοῖς τοιούτοις καὶ Ἑλένη συνεστιωμένη τοῖς κεκλημένοις εἰς τὸν γάμον δαιτυμόσι* ⟨*καὶ*⟩ *τοῖς νέοις ἐλθοῦσι ξένοις περὶ τὸν Τηλέμαχον*. Was darauf folgt, geht gar nicht weiter, es muss eine Lücke angenommen werden ⟨*καὶ αὐτὸς ὁ ποιητὴς*⟩ *σαφῶς ἐδήλωσεν, ὅτι παρθένοις μόνον ἦν αἰσχρόν* mit Verweisung auf ζ 287. 288.

Bekanntlich finden sich in dem grösseren Scholion zu ω 1 gegen das verwerfende Urteil Aristarchs Verteidigungen eingeschoben. So wird seine durchaus richtige Beobachtung: *ὅτι οὐκ ἔστι καθ' Ὅμηρον ψυχοπομπὸς ὁ Ἑρμῆς* bekämpft mit folgenden Einwendungen: *οὐδὲ τὸν Ἀπόλλωνα* ⟨*μνημονεύει*⟩ *ἐπὶ τῆς πυκτικῆς, εἰ μὴ ἅπαξ*. Gemeint ist damit wohl zweifellos Ψ 660. Schwerer verdorben ist aber das Folgende, wo gegen Aristarchs Aufstellung *ἀλλ' οὐδὲ χθόνιος ὁ θεός* also polemisiert wird: *οὐκ εὐθέως ὁ εἰς Ἅιδου κατελθὼν χθόνιος, ἐπεὶ καὶ Ἀθηνᾶ δι' Ἡρακλέα καὶ ὁ Ἅιδης Ὀλύμπιος*. Der gute Mann, aber schlechte Musikant kann nur gemeint haben: *ἐπεὶ καὶ Ἀθηνᾶ* ⟨*ἅπαξ εἰς Ἅιδου κατελθοῦσα*⟩ *δι' Ἡρακλέα* (nämlich λ 626) ⟨*χθονία*⟩ (dann müsste, meint er, nach diesem Kanon auch Athene zu den *θεοὶ χθόνιοι* gerechnet werden), wie *καὶ ὁ Ἅιδης* ⟨*ἅπαξ εἰς Ὄλυμπον παραγενόμενος*⟩ (nämlich *E* 398) *Ὀλύμπιος*.

Zu dem Verse λ 428

ὣς οὐκ αἰνότερον καὶ κύντερον ἄλλο γυναικός,
428 *ἥ τις δὴ τοιαῦτα μετὰ φρεσὶν ἔργα βάληται*

lesen wir folgendes nach mehr als nach einer Richtung interessante Scholion: *ἐν πολλοῖς οὐ φέρεται ὡς ἐκλύων τὸν θυμόν*. Durchaus richtig, aber trotzdem fand er Gnade und wurde verteidigt im Altertum; diese Verteidigung wird nun abgewiesen in einem durchaus verstümmelten Wortlaut: *οὐ γὰρ ὅτι πρὸς θεραπείαν Ἀρήτης ὁ Ὀδυσσεύς· οὐ γὰρ ἀναγκαῖον τῷ ὑποκρινομένῳ τὸ πρόσωπον Ἀγαμέμνονος περιίστασθαί τι εἰπεῖν*. Der Sinn wird getroffen durch folgende Ergänzung, welche die Verteidigung des Verses abweist: *οὐ γάρ ἐστιν* ⟨*ἀποδεκτέον*⟩ *ὅτι πρὸς θεραπείαν Ἀρήτης ὁ Ὀδυσσεὺς* ⟨*λέγει αὐτόν*⟩*· οὐ γὰρ ἀναγκαῖον τῷ ὑποκρινομένῳ τὸ πρόσωπον Ἀγαμέμνονος περιίστασθαι* ⟨*τοιοῦτόν*⟩ *τι εἰπεῖν*. Scilicet *εἰς θεραπείαν Ἀρήτης*.

Indem wir uns vorbehalten, in dem wichtigen Kapitel über die homerische Frage im Altertum eingehend auf diejenigen von Aristarch athetisierten Verse zurückzukommen, die ohne *συνέπεια* sind, wenden wir uns der Besprechung des Scholions zu ε 7 zu. Dasselbe lautet: *ἐκ τῆς ἐν Ἰλιάδι Νέστορος εὐχῆς μετατέθειται*. Es ist vergebliche Liebesmühe, sich in der Ilias nach einem solchen Verse umzusehen; es ist ferner durchaus unzulässig, zu glauben, dass gerade unser Vers allein den Kritiker besonders geniert hätte. Wir haben vielmehr zu schreiben: *ὅτι ἐκ τῆς Μέντορος εὐχῆς μετατέθειται*, nämlich aus β 230—234. Weiter erkennt man aus der Bemerkung zu Vers 13: *οἰκειότερον ἐν Ἰλιάδι* (*B* 721) *κεῖται*

περὶ Φιλοκτήτου, νῦν δὲ ἔδει „τετιημένος ἦτορ“ εἶναι, dass er noch weitere Anstösse in der Rede fand, so dass man durchaus zu der Annahme berechtigt ist, Aristarch habe die ganze Rede und wahrscheinlich noch mehr getilgt. Eines ist aber sonnenklar, auf die zwei Verse allein hat sich die Athetese des Kritikers nicht bezogen.

Hingegen ist hinwiederum auch nicht im entferntesten daran zu denken, dass mit der Bemerkung zu ε 50, die allerdings korrupt ist, ἀναγκαῖον τὸ ἔπος, ὅτι ὄρος Ὄλυμπος θεῶν οἰκητήριον κατὰ τὸν ποιητήν eine von irgendwem ausgesprochene Athetese bekämpft ist. Man braucht nur die ausgezeichnete Notiz zu V. 55 zu vergleichen: καὶ πρὸς τὰ περὶ Ὀλύμπου σεσημείωται· εἰ γὰρ μὴ ἀπὸ Μακεδονίας ὁ θεὸς ἐξορμᾷ, ἀλλ' ἄνωθεν ἐξ οὐρανοῦ, οὐκ ἂν πολλὴν ἐπῆλθεν, ἕως εἰς τὴν νῆσον παραγένηται, ἀλλ' εὐθὺς βουληθεὶς κατὰ κάθετον (Perpendikel) γενόμενος und sie zusammenzuhalten mit dem Schol. des Aristonikus zu Ξ 226, um zu erkennen, dass das nichts Anderes war, als eine weitere Instanz für die Lehre von ὅτι ὄρος Ὄλυμπος, wir also lesen müssen: ἀναγκάζει τὸ ἔπος ⟨ἐκδέξασθαι⟩ ὅτι ὄρος Ὄλυμπος κτλ.

Der Wortlaut des Schol. zu Ω 341. 342 οἱ ἀστερίσκοι ὅτι ἐνταῦθα ὀρθῶς κεῖνται καὶ ἐπὶ τοῦ πρὸς Καλυψὼ διαπεραιουμένου Ἑρμοῦ (ε 44. 45), ἐν δὲ τῇ α' ῥαψῳδίᾳ τῆς Ὀδυσσείας (97. 98) οὐκέτι schlägt dem, welchen wir zu ε 44. 45 lesen, so ins Gesicht, dass wir ohne Aenderung nicht auskommen. Das Scholion kann darum unmöglich gelautet haben: ὅτι μετάκεινται οὐ δεόντως ἐντεῦθεν εἰς τὰ περὶ Ἀθηνᾶς ἐν α' λεγόμενα (97. 98) καὶ εἰς τὰ περὶ Ἑρμοῦ ἡνίκα ἀπ' Ὀλύμπου εἰς τὴν Τροίαν (Ω 341. 342) κάτεισιν, sondern es muss notwendig gelesen werden καὶ ἐκ τῶν περὶ Ἑρμοῦ; denn bei Beibehaltung des Wortlautes müsste ja Aristarch die Verse auch in Ω athetisiert haben.

Die Art des Citierens dieser Grammatiker muss man genau kennen, um richtig emendieren zu können. So bemerkt Lehrs zu Ariston. Π 352 „Non puto Aristonicum scripsisse ἐν ἄλλοις, sed observatio Aristarchea est.“ Vergleicht man nun aber damit bei Aristonikus ἐν ἄλλοις zu folgenden Stellen Β 341 592 858 Γ 289 Δ 487 Η 447 Θ 532 Ι 131 Λ 4 Ν 45 365 692 Ο 94 119 Π 491 Φ 2 95 Ψ 92 509, διὰ τῶν ἄλλων Δ 457, ἐπ' ἄλλου Τ 118, so wird man sich schwer mit dem Gedanken befreunden können, dass wir hier die Aenderung des Originals durch einen späteren Excerptor vor uns haben, sondern wir werden viel eher eine Eigentümlichkeit des Aristonikus anzuerkennen haben. Fester Stil scheint auch bei ihm κἀκεῖ und ἐκεῖνα gewesen zu sein, wie man sieht aus Γ 277 Ι 19 395 Ξ 45 Ρ 220 Χ 308 319 Ψ 228 Ω 47 174. Also ist der Wortlaut des Scholions zu ι 48: ἐπισημαίνονται ἐν Ἰλιάδι γείτονα μὴ ὠνομάσθαι, ἐν δὲ Ὀδυσσείᾳ νῦν τε κἀκεῖ „ὣς οἱ μὲν δαίνυντο, γείτονες ἠδὲ ἔται Μενελάου“ (δ 15) vollsändig tadellos und durfte nicht von Dindorf aus Eustathius in νῦν τε ἐνταῦθα κεῖται καί verdorben werden.

Euphorbus wird Π 80 vom Dichter als Τρώων ἄριστος charakterisiert, dazu ist bei Aristonikus unter anderem bemerkt: Τρὼς ἄρα ὁ Εὔφορβος, ἀλλὰ καὶ Δάρδανος· (Π 807) οἱ ἄρα Δάρδανοι Τρῶες. Daran hat sich nun ein gänzlich unverständlicher Schlusssatz angeschlossen: καὶ ὅτι ἀντὶ τοῦ τὸν ἐν τοῖς Τρωσὶν ἄριστον, οὐ γάρ ἐστιν ὡς „Μυρμιδόνων τὸν ἄριστον“· (Σ 10). Dass das οὐ γάρ ἐστιν keine Sprache ist, sieht jeder Kenner auf den ersten Blick. Der Fehler ist hier durch Homoioteleuton entstanden und die Stelle muss gelesen werden: οὐ γάρ ἐστιν ⟨Τρώων ἄριστος ἀλλ'⟩ ὡς „Μυρμιδόνων τὸν ἄριστον“. Aristarch

meint, das ἄριστον darf von Euphorbus nicht exclusiv superlativisch genommen werden; denn dann ist es ja falsch, nicht Euphorbus, sondern Hektor ist der eigentliche ἄριστος, also = „einen der besten“, gerade wie Σ 10 nur in diesem Sinn von Patroklus gesprochen werden kann.

Wie hier durch Ergänzungen, so muss auch manchmal durch Streichungen geholfen werden. Wenn wir nun das Scholion zu δ 248 lesen: *ὁ κυκλικὸς τὸ δέκτῃ ὀνοματικῶς ἀκούει* (also *Δέκτη*), *παρ' οὗ φησι τὸν Ὀδυσσέα τὰ ῥάκη λαβόντα μετημφιάσθαι. ὃς οὐκ ἦν ἐν ταῖς ναυσὶ τοιοῦτος οἷος Ὀδυσσεὺς ἀχρεῖος, Ἀρίσταρχος δὲ δέκτῃ μὲν ἐπαίτῃ, τὸ δὲ „ὃς οὐδὲν τοῖος ἔην“ τῷ ἐναντίῳ τὸ ἐναντίον, ὃς οὐκ ἦν τοιοῦτος (ὁ Ὀδυσσεύς), ἀλλ' ἐνδοξότατος καὶ μεγαλοπρεπέστατος, (ἴκελος δὲ ἐπαίτῃ)*, so ergibt sich zunächst einmal mit voller Evidenz, dass *Ἀρίσταρχος δὲ* sich unmittelbar an die andere von ihm nicht gebilligte Erklärung anschliessen muss. Also *ὁ κυκλικὸς — μετημφίασθαι, Ἀρίσταρχος δέ.* Das andere ist aber Paraphrase, die sich an unrechter Stelle hineingedrängt hat. Sie muss mit Streichung von *Ὀδυσσεύς* gelesen werden: *ὃς οὐκ ἦν ἐν ταῖς ναυσὶ τοιοῦτος οἷον ἀχρεῖος.*

Der Wortlaut des Scholions des Aristonikus zu Φ 471, wie er bei Friedländer und auch bei Dindorf sich findet: *ἀθετεῖται ὅτι περισσός· „τὸν δε κασιγνήτη μάλα νείκεσε πότνια θηρῶν.“ τίς δὲ κυνηγετικὴ θεὸς εἰ μὴ ἡ Ἄρτεμις.* kann nicht bestehen; es muss vielmehr gelesen werden: *⟨ἀρκεῖ γὰρ⟩. „τὸν δὲ — — — θηρῶν.“* Dann aber: *τίς γὰρ κυνηγετικὴ κτλ.* Cf. Ariston. ad Φ 511.

Das Schol. *T* zu Σ 392 stimmt in der Auffassung von *ὧδε*: *οὕτως ὡς ἔχεις σχήματος* mit Aristarch vollständig überein; daneben wird aber noch eine weitere also in unseren Texten stehende Erklärung mitgeteilt: *οἱ δὲ πλεονάζειν τὸ „οὕτως“ ὡς „στῆθ' οὕτω ἀπόπροθεν“* (ζ 218), *ἐπεὶ τοι καὶ συντίθησι τὰ σκεύη καὶ ἀπονίζεται* (Σ 413). Aber so geht der Sinn nicht zusammen, sondern erst, wenn man liest *οἱ δὲ πλεονάζειν ⟨φασὶ⟩ τὸ ⟨ὧδε⟩ ὡς οὕτως „στῆθ' οὕτω ἀπόπροθεν“* kommt man auf den richtigen, scharfen, aber allerdings gesuchten Gedanken. Nämlich gegen die Erklärung: *„οὕτως ὡς ἔχεις σχήματος“* wird eingewendet: Das thut er gar nicht *συντίθησι γὰρ τὰ σκεύη καὶ ἀπονίζεται.*

Wenn man ihnen hierin schwerlich folgen kann, so muss man dagegen anerkennen, dass sie an einer andern interessanten Stelle den Neuern (Monro etwa ausgenommen) gegenüber die einzig richtige und mögliche Erklärung erhalten haben. Penelope wirft dem Antinous vor π 422

οὐδ' ἱκέτας ἐμπάζεαι, οἷσιν ἄρα Ζεὺς
μάρτυρος.

Sie erzählt dann, wie Eupeithes, der Vater des Antinous, vor den Thesprotern flüchtend Schutz bei Odysseus suchte und fand. Es ist nun absolut unmöglich, den fest umschlossenen Begriff des *ἱκέτης* mit Deutungen zu umgehen, wie „der Plural ist allgemein gesagt, geht aber nur auf Telemachus, der in seiner hilflosen Lage des Schutzes von Antinous bedarf.“ Aehnlich Faesi-Hinrichs. Aber mit einer solchen Auffassung ist die folgende Erzählung unvereinbar. Richtig erklärten vielmehr die Alten, denen sich auch Ebeling im Lexicon Homericum angeschlossen: *τοὺς προσδεχομένους ἱκέτας ὠνόμασεν ὁμωνύμως αὐτοῖς τοῖς ἱκετεύουσι, ὡς ἂν τις εἴποι ἱκετοδόχους, ὥσπερ χρῆσται λέγονται οἱ ὀφείλοντες καὶ οἱ δανείζοντες.* (schol.) und eingehender Eustathius 1807, 4 . . *ὡς γὰρ Διομήδης*

καὶ Γλαῦκος ξένοι πατρῷοι, ἤδη καὶ Μέντης καὶ Τηλέμαχος, οὕτω καὶ νῦν Τηλέμαχος καὶ Ἀντίνοος ἱκέται πατρῷοι ἀλλήλοις συνάγονται. καὶ ἔστιν οὐ μόνον Εὐπείθης ἱκέτης τῷ Ὀδυσσεῖ, ⟨ἀλλὰ⟩ δι' ἐκεῖνον καὶ Ἀντίνοος ἱκέτης πατρῷος τῷ Τηλεμάχῳ κτλ.

Wir schliessen diesen Abschnitt mit einem interessanten Scholion, das uns einen klaren Einblick in die Mythenforschung der Alten gewähren kann. Der Ausgangspunkt muss von der Bemerkung derselben zu *Θ* 284 genommen werden. Dort spricht Agamemnon zu Teukros unter andern auch die Worte

> *πατρί τε σῷ Τελαμῶνι, ὅ σ' ἔτρεφε τυτθὸν ἐόντα*
> *καί σε νόθον περ ἐόντα κομίσσατο ᾧ ἐνὶ οἴκῳ.*

Zu dem Verse 284 ist nun bemerkt a) von Didymus: *παρὰ Ζηνοδότῳ οὐδὲ ἦν. ἠθέτητο δὲ καὶ παρὰ Ἀριστοφάνει*, b) von Aristonikus: *ὅτι ἄκαιρος ἡ γενεαλογία καὶ οὐκ ἔχουσα προτροπὴν, ἀλλὰ τοὐναντίον, ὀνειδισμὸν καὶ ἀποτροπήν.* Das ist nun aber ein sehr schwacher Grund, der gegen den Vers ins Feld geführt wird. Dass das aber sicher nicht der Hauptgrund war, lehrt die Bemerkung des T zu *M* 370 ff.

> *ὣς ἄρα φωνήσας ἀπέβη Τελαμώνιος Αἴας*
> *καί οἱ Τεῦκρος ἅμ' ἦε κασίγνητος καὶ ὄπατρος.*

Dazu das Schol.: *οὐ νόθος οὖν* (sic) *καθ' Ὅμηρον ὁ Τεῦκρος· καὶ γὰρ „ὁ Ἰφιδάμαντα* (so ausgezeichnet gebessert von E. Maass, was im cod. steht: *ὅτι φῆμαντα*) *κασίγνητον καὶ ὄπατρον“* (*Λ* 257). *φησὶ δὲ „ἶσα φίλοισι τοκεῦσιν ἐτίομεν“* (*Ο* 439) . . . . *ἀθετεῖται οὖν τὸ „καί σε νόθον περ ἐόντα“* (*Θ* 284).

Eines sieht man deutlich, alle Kritiker des Altertums verbannten den Eindringling, welchen die allgemeine und spätere Version der Sage geboren hatte. Aber der Gang dieser von T zu *M* 371 vorgetragenen Argumentation liegt nicht auf der Hand und ist nicht leicht zu erkennen. Ich bin zu folgendem Lösungsversuche gekommen:

1) Von Koon den *πρεσβυγενὴς Ἀντηνορίδης* (*Λ* 249) wird gesagt (*Λ* 257)

> *ἤτοι ὁ Ἰφιδάμαντα κασίγνητον καὶ ὄπατρον*
> *ἕλκε ποδὸς μεμαώς.*

Dass nun aber Iphidamas von Theano geboren war, darüber lassen die vom Dichter über ihn gebrauchten Worte *Λ* 223 ff.

> *Κισσῆς τόν γ' ἔθρεψε δόμοις ἔνι τυτθὸν ἐόντα*
> *μητροπάτωρ, ὃς τίκτε Θεανὼ καλλιπάρῃον*

keinen Zweifel.

Wenn es nun *E* 69 ff. von Pedaios heisst

> *Πήδαιον δ' ἄρ ἔπεφνε Μέγης, Ἀντήνορος υἱόν,*
> *ὅς ῥα νόθος μὲν ἔην, πύκα δ' ἔτρεφε δῖα Θεανὼ*
> *ἶσα φίλοισι τέκεσσι, χαριζομένη πόσεϊ ᾧ,*

so legte ihnen diese Scheidung der echten Söhne der Theano — also des Iphidamas und Koon — von dem Bastard Pedaios den unabweisbaren Schluss nahe, dass *ὄπατρος* nicht einseitig nur von dem Vater, sondern von der Abstammung, der ebenbürtigen Abstammung überhaupt interpretiert werden müsse. Wie bei Iphidamas, dessen Genealogie man genau eruieren konnte, so auch bei Teukros *M* 371 = *Λ* 257.

2) Wenn ferner der Dichter dem Telamonier *O* 436 die Worte in den Mund legt

Τεῦκρε πέπον, δὴ νῶϊν ἀπέκτατο πιστὸς ἑταῖρος
Μαστορίδης ὃν νῶϊ Κυθηρόθεν ἔνδον ἐόντα
ἶσα φίλοισι τοκεῦσι[1]) *ἐτίομεν ἐν μεγάροισι,*

so schlossen sie daraus weiter, dass bei Homer beide den gleichen Vater und die gleiche Mutter gehabt haben müssen.[1])

Wenn Eustath. zur Rettung des Verses, von dem wir ausgegangen, bemerkt 713, 20 ff.: . . *δῆλον δ' ὅτι οὐδ' ἦν ἐν ὀνείδει τοῖς παλαιοῖς ἡ νοθεία*, so scheinen doch die Philologen von Alexandria darüber anderer Meinung gewesen zu sein. Das zeigt das oben angeführte Scholion des Aristonikus, wenn es wirklich auf Aristarch zurückgeht, vor allem aber die Bemerkung desselben zu *E* 70: *ὅτι βαρβαρικὸν ἔθος τὸ ἐκ πλειόνων γυναικῶν παιδοποιεῖσθαι· Λαέρτης γοῦν „χόλον ἀλέεινε γυναικός“* (α 433) BT. Und in der That ist Medon der einzige unter den Griechen, dem *B* 727 *N* 694 *O* 333 dies Prädikat beigelegt wird, das wir also hier einem unebenbürtigen Sohne des Antenor und häufiger unebenbürtigen Söhnen des Priamus gegeben finden.

Darum spricht derselbe auch *Ω* 493 ff. ohne Scheu von dem Verhältniss dem Achilleus gegenüber. Wäre das letztere schon damals auch in Hellas gang und gäbe gewesen, dann hätten sich wohl auch die *γαμεταί* schon damals, wie später, damit abgefunden. Aber wir hören vom Gegenteil, sowohl in der Odyssee *α* 433 als auch in der Ilias *I* 449 ff. Das weiss auch Eustathius zu berichten und die richtigen Schlüsse zu ziehen Ilias 1361, 18: *ὅτι παρὰ μὲν τοῖς βαρβάροις αἱ γαμεταὶ ἠνείχοντο πρὸς τὰς παλλακὰς κοινωνίαν τῶν ἰδίων ἀνδρῶν, παρὰ δὲ τοῖς Ἕλλησιν οὐκέτι.* Weiss uns doch auch der zweite Teil der Odyssee davon zu berichten, wie weit der Sohn einer *παλλακίς* (*ξ* 203) den echtbürtigen Söhnen gegenüber vermögensrechtlich zurückstand in der fingierten Erzählung des Odysseus *ξ* 208 ff.

τοὶ δὲ (die echtbürtigen Söhne) *ζωὴν ἐδάσσαντο*
παῖδες ὑπέρθυμοι καὶ ἐπὶ κλήρους ἐβάλλοντο,
αὐτὰρ ἐμοὶ μάλα παῦρα δόσαν καὶ οἰκί' ἔνειμαν.

Im Anschluss an die Haarweihe (cf. Stengel K.A. p. 84) weiss uns das Schol. A zu *Ψ* 142 zu berichten: *ἔθος ἦν τοῖς ἀρχαίοις μετὰ τὸ παρακμάζειν τῆς νεότητος τὰς κόμας ἀποκείρειν τοῖς ποταμοῖς· τούτους γὰρ ἐνόμιζον τῶν ἀνατροφῶν αἰτίους εἶναι. διὰ ταύτην δὲ τὴν αἰτίαν καὶ εἰς τοὺς ποταμοὺς ἀπὸ τῶν ποταμῶν ὕδωρ ἐκόμιζον, τέκνων τε γενέσεως καὶ παιδοτροφίας οἰωνὸν τιθέμενοι.* Von dem letzteren Brauch weiss uns keine Stimme aus dem Altertum Etwas zu verkünden, und so darf man sich füglich wundern, dass auch noch bei Dindorf dieser unverständliche Wortlaut zu lesen ist. Nicht bloss das aus Athen uns so bekannte Verfahren, sondern auch das Schol. T *καὶ τοῖς γαμοῦσι δὲ τὸ λουτρὸν ἐξ αὐτῶν* (so Maass richtig für *αὐτῆς*) *ἐκόμιζον γονὴν οἰωνιζόμενοι* führt auf die Verbesserung: *καὶ εἰς τοὺς θαλάμους ἀπὸ τῶν ποταμῶν ὕδωρ ἐκόμιζον.*

---

[1]) Ich gestehe offen, dass mir für einen jungen Mann die Bezeichnung des Verhältnisses, wie es Zenodot wollte: *ἶσα φίλοισι τέκεσσιν* passender erscheinen würde, wenn ich den Einwand Aristarchs: *οὐχ ἁρμόζει δὲ τοὺς περὶ τὸν Αἴαντα νέους ὄντας λέγειν τέκεσσιν· πρὶν γὰρ παιδοποιῆσαι ἐστρατεύσαντο* entkräften könnte.

Inhaltsverzeichniss.

Inhaltsübersicht über den ersten Teil.

Register.

Uebersicht über die herangezogenen, besprochenen und teilweise emendierten Scholien.

a) der Ilias.

b) der Odyssee.

Berichtigung von Druckfehlern.

S. 400 Z. 1. *αἴνυται.* ib. *υ* 333: *Οδυσεύς.* S. 415 Abs. 1 für Nachkommen: Verwandten. S. 425 Abs. 4: modernem. S. 439 Abs. 3 für Odysseus: Odyssee.

Das Tropaion von Adamklissi

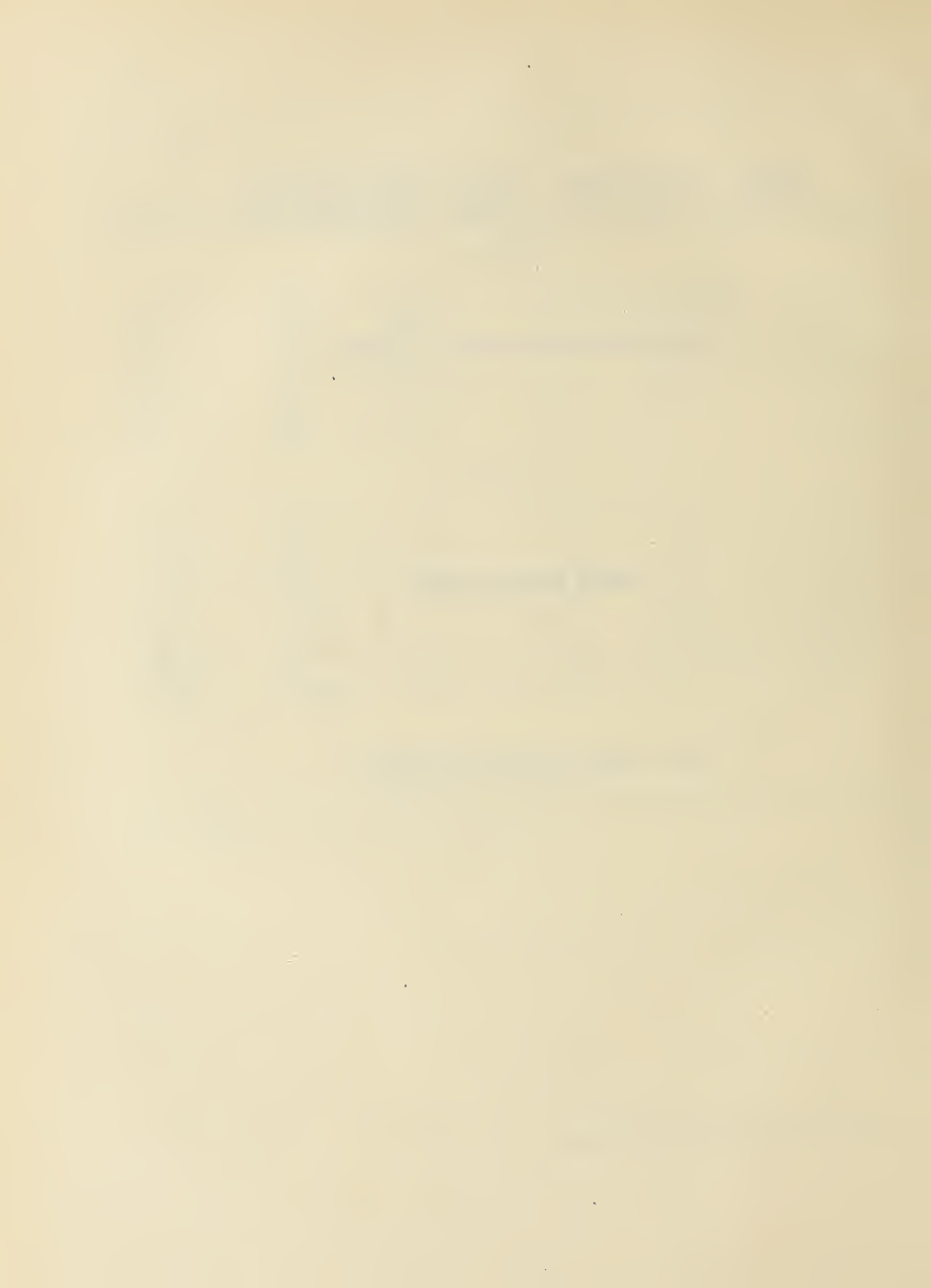
und

provinzialrömische Kunst.

Von

Adolf Furtwängler.

(Mit 12 Tafeln und mehreren Textbildern.)



Mein langgehegter Wunsch, die Ruine des Tropaions von Adamklissi in der Dobrudscha und alle erhaltenen Reste desselben im Originale studieren zu können, ist kürzlich in Erfüllung gegangen. Ich bin dem Senator Herrn Gr. G. Tocilesco, dem bekannten hochverdienten Leiter der Museen und Ausgrabungen Rumäniens zu herzlichem Danke verpflichtet, indem er durch das liebenswürdigste Entgegenkommen meine Studien erleichterte und die Freundlichkeit hatte, mich selbst an die Ruinenstätte zu geleiten und mich in die von ihm daselbst unternommenen Ausgrabungen einzuführen.

Es sind sechs Jahre verflossen, seit ich mich zum letzten Male mit dem Denkmale von Adamklissi in den Sitzungsberichten dieser unserer Akademie von 1897 (Band I, S. 247—288 „Adamklissi") beschäftigt habe, nachdem ich vorher in der Schrift „Intermezzi" (Leipzig, Giesecke und Devrient 1896, S. 51—77) meine Deutung und Zeitbestimmung des Denkmales dargelegt hatte. Auf jene Abhandlung in den Sitzungsberichten folgte eine Entgegnung von Otto Benndorf in den Jahresheften des österreichischen archäologischen Institutes in Wien, Band I, 1898, S. 122—137, mit einem Zusatze von George Niemann, S. 138—142. Ich habe auf die Entgegnung Benndorfs nicht geantwortet und werde dies auch hier nur in Bezug auf die wenigen Punkte thun, bei welchen es sich um sachliche Argumentationen handelt. Benndorf bemerkt indess S. 137 jenes Aufsatzes, es werde derselbe seinerseits seine „letzte Aeusserung" zu der Adamklissi-Frage sein; er erklärt somit ausscheiden zu wollen aus der Reihe derjenigen, welche die Wahrheit zu suchen sich durch Weiterstreben bemühen. Wir wollen den Frieden seines Glaubens nicht stören und lassen ihn mit diesem ruhig beiseite stehen; am wenigsten aber liegt mir im Sinne, hinabzusteigen auf die Stufe der Polemik, auf welcher sich jene seine „letzte Aeusserung" bewegt; es richtet sich diese, meine ich, selbst genug.

Meine Studien an Ort und Stelle hatten Resultate, die meine kühnsten Hoffnungen übertrafen. Nicht nur gelang es mir das Rätsel des Oberbaues

des Denkmales mit der Inschrift endgiltig zu lösen, ich fand auch meine Zeitbestimmung des Werkes als vortraianisch bis zur handgreiflichen Evidenz bestätigt.

Zwei Punkte sind jetzt vollkommen gesichert: erstens, das Denkmal ist vortraianisch; zweitens, die fragmentierte grosse Inschrift steht auf einem zum ursprünglichen Baue gehörigen Block, indem der Bau höher und anders gestaltet war als früher angenommen ward. Durch Vermutung zu ergänzen bleibt jetzt nur ein dritter Punkt, die Frage, wie die spätere Inschrift zu dem älteren Denkmale, auf dem sie angebracht war, sich verhielt. Darüber gab ohne Zweifel einst die Inschrift selbst Aufschluss; doch uns fehlt leider gerade dieser entscheidende Teil der Platte. Die Lücke der Inschrift ist zugleich die einzige noch bestehende wesentliche Lücke unseres Wissens vom Tropaion von Adamklissi, die nur durch Konjektur geschlossen werden kann. Alles übrige, auf das es uns ankommt, darf jetzt endlich als gesichert angesehen werden.

Ich beginne mit dem zweiten der oben erwähnten Punkte, meiner neuen Rekonstruktion des Denkmals, und verweise dazu auf unsere Tafeln I und II (letztere gezeichnet von Professor Bühlmann, erstere von Professor Reichhold).

Die Wiederherstellung des Baues durch George Niemann in dem Werke „Das Monument von Adamklissi“ (Wien 1895; nach dem schönen Stiche in diesem Werke hier beistehend wiedergegeben) hatte einen schwachen Punkt, der sehr leicht zu erkennen war und den ich in der Schrift „Intermezzi“ S. 52 f. hervorhob: die Inschrift war in einer ganz widersinnigen Weise an dem Baue so angebracht, dass sie in der Mitte durchschnitten war; die eine Hälfte war an die Nord-, die andere an die Südseite des Baues gesetzt. Es war klar, dass dies gänzlich unmöglich war und dass die erhaltenen Teile der Inschrift nur zu einer einzigen ungeteilten Platte gehören konnten. Der Architekt behauptete jedoch, dass er eine Platte von dieser Grösse an keiner Stelle des Baues anbringen könne. Auch einige andere vorhandene Blöcke glaubte er nicht an dem Baue verwenden zu können. Es war auf Grund dieser Angaben vollkommen berechtigt, wenn ich anfangs (Intermezzi S. 53) annahm, dass die Inschrift eben gar nicht zu dem ursprünglichen Baue gehört habe; eine Vermutung darüber zu äussern, wie sie auf dem Dache des ihr fremden Baues, auf dem die beiden grössten Blöcke der Inschrift gefunden worden waren, angebracht gewesen sein konnte, enthielt ich mich damals. Später aber glaubte ich hierüber eine Vermutung vorbringen zu können. Ich wies (Sitzungsber. 1897, I, S. 255) auf einen zwar von Niemann nicht gezeichneten und nicht gesehenen, aber beschriebenen Stein, einen Eckpfeiler von einem

sechseckigen Aufbau hin, den Niemann nicht unterbringen konnte. Ich vermutete in ihm einen Aufsatz auf den von Niemann konstatierten niederen sechseckigen Aufbau; der Aufsatz habe zur Umrahmung der Inschrift gedient und sei mit dieser eine spätere Zuthat zu dem Baue gewesen; Professor Bühlmann hatte die Güte, diese Idee in Zeichnung zu verdeutlichen (Sitzungsber. 1897, I, S. 250; danach wiederholt in Jahresh. d. österr. Instit. I, S. 139, Fig. 42). Die Vermutung war ohne Kenntnis der Ruine nur auf Grund der Mitteilungen

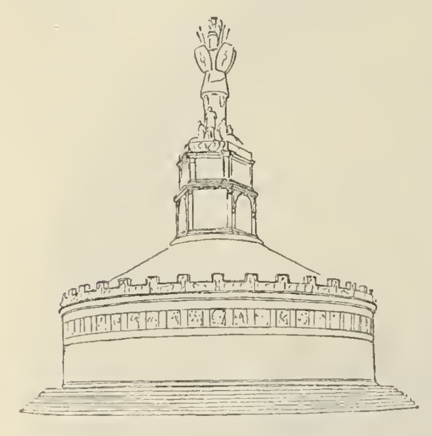


Rekonstruktion von G. Niemann.

von Niemann gewagt worden. Vorsichtiger und richtiger war mein erstes Vorgehen gewesen, das sich jeder Vermutung über den Platz der in dem Baue, wie Niemann ihn rekonstruierte, nicht unterzubringenden Inschrift enthielt. Ich kann jene Vermutung jetzt als falsch erweisen. Und doch enthielt sie einen Kern des Richtigen. Denn jener Eckpfeiler gehörte, wie ich jetzt nachweisen kann, wirklich zu dem Baue und bildete auch wirklich den Rahmen der Inschrift; und auch jene von Niemann ausgeschlossenen Blöcke

mit den Bögen gehörten wirklich zu dem Baue; sie waren von Prof. Bühlmann und mir, wie ich sogleich zeigen werde, nur an unrichtiger Stelle eingeordnet.

Veranlasst durch jene meine Vermutung über den Eckpfeiler, den Niemann nicht selbst gesehen hatte und der nicht in Zeichnung vorlag, beauftragte Niemann den Architekten Otto Richter mit einer Aufnahme dieses Steines. In den Jahresheften d. österr. Inst. I, 1898, S. 139 berichtet Niemann, dass er nun in der Lage sei, „eine genaue Aufnahme des Pfeilers“ mitzuteilen. Er gab diese auf S. 140 ebenda und eine Beschreibung dazu. In der folgenden Erörterung erwägt er nun zwar die Möglichkeit, dass der Eckpfeiler zugehöre und entwirft eine Skizze (S. 142 Fig. 44; danach beistehend wiederholt), wie er sich dann den Bau denken müsse; wie wir sehen werden, streifte er damit nahe an das Richtige und gab nur eine falsche und künstlerisch sehr ungünstig wirkende Aufeinanderfolge der beiden Geschosse des Aufbaues. Allein Niemann verwirft im Folgenden sogleich selbst jene Idee als eine „gewagte Combination“, durch die man vergeblich die „Endgiltigkeit“ der von ihm publizierten Rekonstruktion würde anzweifeln. Er kommt auf Grund der von ihm publizierten Aufnahme jenes Eckpfeilers vielmehr zu dem Schlusse, dass derselbe gar nicht zu dem Denkmale gehört und eben ein zweites sechsseitiges Monument in der Nähe des Tropaions existiert haben werde.



Skizze von G. Niemann.

Hätte Niemann indess den Eckpfeiler selbst sehen und aufnehmen können, so würde er zweifellos das Richtige erkannt haben und er würde zu demselben Resultate gelangt sein, das mir das Studium des Originales gab und das ich im Folgenden darlegen will.

Jene von dem Architekten Otto Richter gefertigte Aufnahme des Eckblockes, die Niemann als eine „genaue“ publizierte, ist vielmehr eine ganz ungenaue und in einem wesentlichen Punkte direkt falsche. Niemann ist durch diese unrichtige, nicht von ihm herrührende Aufnahme getäuscht und irre geleitet worden.

Es war mir eine grosse Freude, als ich im Hofe des Museums von Bukarest diese Beobachtung machte; denn mit einem Schlage wurde nun das ganze dunkle, mich quälende Problem der Anbringung der Inschriftplatte an dem Baue erhellt und die Lösung der Frage des oberen Aufbaues des Denkmales ergab sich nun rasch von selbst.

Die Sache verhält sich so. Der Architekt O. Richter hat den Eckblock nur oberflächlich angesehen und in seine flüchtige Aufnahme der Oberseite des Blockes nur die nach rechts gehende breite Klammerspur, deren Maass er angiebt, eingetragen. Offenbar zu Hause erst fügte er dann, der schönen Symmetrie zu Liebe, an der entsprechenden Stelle nach links eine gleiche breite Klammerspur hinzu, die er in gleicher Grösse wie jene zeichnete, ohne doch zu wagen, das Maass beizuschreiben. Hierauf fussend musste Niemann sagen, es sei unmöglich, den Eckpfeiler mit der Inschrifttafel zusammenzubringen, weil jener breite, diese schmale Klammerlöcher aufweise.

In Wirklichkeit aber zeigt der Block nach links eine von der rechten verschiedene, schmale Klammerspur, die übereinstimmt mit denen auf den oberen Ecken der Inschriftplatte. (Vgl. meine Aufnahme des Blockes auf Taf. II.)

An dem ganzen Baue finden wir den Wechsel von breiten, schwalbenschwanzförmigen Klammerspuren, die ohne Zweifel von Holzklammern herrühren, und von schmalen Spuren, die von hakenförmigen Metallklammern stammen; wie ich an erhaltenen Resten des Metalles an verschiedenen Platten konstatieren konnte, waren es Eisenklammern. Diese beiden an dem Baue zur Verwendung gekommenen Klammerarten haben jeweils dasselbe Durchschnittsmaass. Die Holzklammern waren 32—36 cm lang, 10—12 cm breit, 7 cm dick. Die Eisenklammern waren ca. 32 cm lang; die Klammerspur ist einschliesslich des Loches für die hakenförmige Umbiegung am Ende an jedem Blocke 16—17 cm lang; die Klammern waren ca. 3 cm breit; das Loch des etwas breiteren hakenförmigen Endes ist 5 cm breit; die Dicke der Klammern betrug ca. $1^1/_2$ cm. Diese beiden Klammerarten wechselten indess nicht willkürlich an dem Baue; sondern bestimmte Bauteile wurden mit der einen, andere mit der anderen Art verklammert. Die breiten Holzklammern wurden verwendet für die ganzen Quadern der Wandbekleidung (Niemann, Adamklissi S. 17), für den Fries darüber (ebenda S. 18), für den Architrav (S. 19), für die Dachschuppen (S. 26) und für das niedere Geschoss des sechseckigen Aufbaues (S. 28). Die Eisenklammern fanden Anwendung beim Sockel des ganzen Baues (S. 17), ferner bei sämtlichen Metopen und den anstossenden Pfeilern (S. 19) sowie beim Gesimse (S. 21).

Der Umstand, dass auf der Oberfläche unseres Eckpfeilers die Spuren der beiden Klammerarten vorkommen, beweist, dass nach rechts und links Blöcke verschiedener Art anstiessen.

Der Inschriftblock hat oben rechts die Spur einer gleichen Eisenklammer wie der Sechseckblock oben links. Ich vermutete sogleich, dass beide zusammengehörten, da auch die Distanz, in welcher die Klammerspur an beiden

Blöcken von der Vorderwand sich befindet, nach meiner Aufnahme genau übereinstimmte (15 cm); allein ich musste doch die Möglichkeit offen lassen, dass ein anderer, dem mit der Inschrift gleichartiger Block hier anstiess; der praktische Versuch, das Aneinanderfügen der beiden schweren Blöcke, konnte erst nach meiner Abreise von Bukarest gemacht werden; er wurde auf meine Bitte unter Leitung von Herrn Tocilesco, dem ich auch hierfür zu wärmstem Danke verpflichtet bin, vorgenommen und ergab das Resultat, dass wirklich der Inschriftblock links an den Sechseckpfeiler anschloss und dass wirklich, wie ich gehofft hatte, von dem grossen die erste Zeile der Inschrift schliessenden I, das in die Fuge fiel, ein Rest noch an dem Eckpfeiler zu erkennen ist. Herr Tocilesco hatte die Güte mir hierüber zu schreiben: „es wurde mir die Freude, an dem Eckpfeiler selbst noch unläugbare Spuren des unteren Striches des Buchstabens I aus dem Worte *ultori* zu entdecken.“

Ferner gelang mir noch eine Vervollständigung des Sechseckpfeilers nach unten. Zu dem von Niemann nach Richter publizierten Teile fand ich im Garten des Museums von Bukarest noch zwei nach unten anpassende Stücke, ein grosses und ein kleines rechts unten; sie sind stark abgerieben; sie sind mit den anderen von Richter aufgenommenen gleichzeitig nach Bukarest transportiert worden, doch hatte man die Zusammengehörigkeit nicht erkannt. Vgl. meine Aufnahme auf Taf. II.[1]) Auch jetzt noch ist der Pfeiler nach unten nicht vollständig, indem unten Bruchfläche ist; doch kann den Proportionen nach nicht viel fehlen; die jetzige ganze Länge beträgt 3,95.

Schon oben ward bemerkt, dass die Verschiedenheit der Klammertypen auf der Oberseite des Eckblockes auf verschiedene Gestaltung des beiderseitigen Anschlusses deute. Als links anschliessend haben wir nun die hohe und dünne Inschriftplatte konstatiert. Ihr entspricht die Gestaltung der linken Hälfte des Pfeilers, auf welcher nur ein Pilaster mit von oben bis unten durchlaufenden Canneluren angeordnet ist, welcher den Rahmen für die grosse Inschriftplatte bildet. Auf der rechten Hälfte zeigt der Pfeiler zwei Geschosse von Pilastern übereinander. Der obere Pilaster ist etwas schmäler als der untere. Auf dem Stück rechts neben dem oberen Pilaster steigt von unten, aufsitzend auf dem unteren Pilasterkapitell, das Stück eines in Relief gearbeiteten Bogens empor. Darüber erheben sich zwei gebogene Streifen in Relief, die ein anderes Profil haben als jenes Bogenstück; es sind zweifellos rankenförmige Zwickelornamente für den Bogen. Mit dem Profile des Bogen-

[1]) In den beigeschriebenen Maassen auf Taf. II ist ein Schreibfehler unterlaufen; auf der rechten Zeichnung soll das Maass links längs dem Oberteil des Pfeilers natürlich nicht 0,81 sondern 1,81 heissen.

stückes aber stimmen nun genau überein die Profile der Bogenstücke auf den Blöcken mit den Bögen bei Niemann, Adamklissi, S. 39, die Niemann am Baue nicht unterbringen konnte, deren Zugehörigkeit ich aber schon früher vermutet hatte. Ihre Zugehörigkeit ist, wie ich seitdem an den örtlichen Verhältnissen erkannt habe, schon deshalb notwendig, weil sie unter den Trümmern des Baues gefunden sind, unter denen sich kein einziger fremder Stein befindet. Auch diese Blöcke sind indess jetzt im Museum in Bukarest, wo ich sie neu aufgenommen habe. Wie bemerkt, stimmt das Profil der Bogenstücke genau mit dem an dem Eckblocke befindlichen Bogenansatze. Ferner sind an zweien der Bogenblöcke noch die Löcher der breiten Holzklammern erhalten, die mit dem Klammerloche auf dem Eckblocke rechts übereinstimmen, und die Entfernung des Klammerloches vom vorderen Rande des Blockes beträgt an den Bogenblöcken genau so viel wie an dem rechten Ende des Eckpfeilerblockes (25 cm). Es stimmt ferner die Breite des oberen Randstreifs an den Bogenblöcken mit dem oberen Rande über dem Akanthos des Pilasterkapitells des Eckblockes genau überein (8 cm). Ich schloss daraus schon in Bukarest, dass die Bogenblöcke zu dem rechts an den Eckblock anschliessenden Wandteil gehörten. Dies bestätigte mir in München Professor Bühlmann, indem er nach meiner Detailaufnahme des besterhaltenen Bogensegmentes die Grösse des Bogenhalbmessers bestimmte, die sich als zu meiner Annahme vorzüglich passend erwies (vgl. unten S. 464).

Der rechts an den Eckpfeiler anschliessende Wandteil bestand also aus einzelnen Quadern. Er war mit Bogen, die auf den unteren Pilastern aufruhten und einfachem rankenartigen Ornament in den Zwickeln geschmückt. Die Quadern hatten ganz ähnliche Maasse, wie die Quadern, welche den runden Unterbau verkleiden; nur griffen sie nach hinten zum Teil noch tiefer ein; die Tiefe eines der Blöcke mit Bogensegment beträgt 1,15 (nach Niemanns Messung sogar 1,20). Die zwei auf unserer Tafel II eingezeichneten Bogenblöcke (A und C bei Niemann) haben die gleiche Höhe (55 cm, bei Block C ist das Maass von Niemann nicht angegeben, von mir aber konstatiert); der dritte Block (B bei Niemann) hat 59 cm Höhe (wie die meisten der Wandquadern des Unterbaues); er gehörte zu einem anderen der einst vorhandenen Bögen.

An die Rückseite der dünnen Inschriftplatte schloss ohne Zweifel ein nicht sichtbarer Quaderaufbau an, so dass diese Seite dieselbe Festigkeit hatte wie die anderen. Von der Verbindung mit einer rückwärtigen Quader rührt das breite nach hinten gehende Holzklammerloch auf der Oberseite der Inschriftplatte her. Inschriftplatte und Eckpfeiler sind die einzigen

Stücke des Baues, welche die beiden Klammerarten vereinigen, weil an sie allein nach den verschiedenen Seiten verschiedenartige Bauteile anschlossen.

Dass die Inschriftplatte ein ungeteiltes Ganzes war, wie ich von Anfang angenommen hatte, ist nunmehr eine feststehende Thatsache. Ich will nur hinzufügen, dass auch die in Sitzungsberichte 1897, I, S. 253 mitgeteilte Beobachtung L. Traubes sich mir am Originale bestätigt hat; es ist ganz deutlich, dass ein grosser schräger Bruch einst in diagonaler Richtung die Platte gespalten hat.

Zu dem neuen Eckpfeiler ist noch zu bemerken, dass er in der ganzen Behandlung mit den niederen Eckpfeilern bei Niemann, Adamklissi S. 28, vollkommen übereinstimmt. Der Pilaster springt hier wie dort nur 5—6 cm vor und das Kapitell mit dem Akanthos ist hier wie dort ganz flach. Das Blatt am rechten oberen Ende war indess doch stark unterarbeitet und ist zum Teil abgebrochen. Die Stege zwischen den Canneluren sind ca. 2 cm breit.

Ohne Zweifel ist links von der Inschriftplatte eine gleiche Quaderwand mit Rundbogen zu ergänzen wie rechts. Ob aber dann jederseits wieder eine glatte Platte folgte, also drei glatte Seiten und drei Quaderseiten mit Bogen vorhanden waren? oder ob der Inschriftplatte eine gleichartige gegenüber entsprach und die anderen vier Seiten die Bogen trugen? — Die Eigenart der Inschriftplatte und ihre Verschiedenheit von den anstossenden Seiten ist zweifellos dadurch bedingt, dass sie eben für eine Inschrift bestimmt war. Da nun alle erhaltenen Inschriftstücke von einer und derselben Platte stammen, so wird auch nur e i n e Seite des Sechsecks die Verkleidung mit einer grossen Platte gezeigt haben, und die anderen fünf Seiten werden in Quadern aufgebaut und mit Rundbögen geziert gewesen sein. Wie ich in Sitzungsberichte 1897, I, S. 256 hervorgehoben habe, ist auch nur e i n e Figurengruppe oben am Fusse des Tropaions durch die Funde bezeugt; die symmetrische Verdoppelung der Gruppe in Niemanns Rekonstruktion war willkürlich. Der e i n e n Figurengruppe entspricht die e i n e zur Inschrift bestimmte Platte.

Die Platte also, welche die Inschrift trägt und für eine Inschrift auch ursprünglich offenbar bestimmt war, gehörte dem Tropaionbaue, wie nunmehr erwiesen ist, als organischer Teil an. Meine frühere ohne Kenntnis der Ruine aufgestellte Vermutung, dass die Platte eine spätere Zuthat sei, war zwar methodisch berechtigt, weil der Architekt erklärte, sie nicht oder nur in widersinniger Weise an dem Baue unterbringen zu können; allein sie war falsch. Benndorf hat in diesem Punkte Recht behalten.

Wir fragen nun weiter: welche Stelle an dem Baue nahm das von uns

rekonstruierte Sechseck ein, das aus der Inschriftplatte und den mit Bogen verzierten Seiten bestand?

Niemann hat in der Skizze, in welcher er zeigen wollte, welche Folgen die — von ihm nicht gebilligte — Verwendung des neuen Eckpfeilers für die Rekonstruktion des Baues haben würde (Jahreshefte d. öst. Inst. I, S. 142, oben S. 458), das höhere Geschoss unter das bereits bekannte niedere Sechseckgeschoss angeordnet. Dies macht allerdings künstlerisch eine recht schlechte Wirkung. Indem das niedere Geschoss das obere ist, wirkt das Ganze plump und schwer. Ich hatte von vornherein die Ueberzeugung, dass, wenn das hohe Geschoss zugehörte — wie ich es nun habe erweisen können — es nur die obere, nicht die untere Stelle eingenommen haben konnte. Denn dann musste es die Wirkung des emporragenden Tropaions gewaltig verstärken. Von seiner Versuchsskizze bemerkte Niemann mit Recht: „augenfällig ist die verminderte Wirkung des Tropaeums gegenüber dem thurmartigen Unterbau“. Allein das Umgekehrte tritt ein, wenn das hohe Geschoss das obere ist: dann reckt sich der Unterbau mächtig empor, um das Tropaion weit hinaus in die Lande die Gewalt der Römer verkünden zu lassen.

Dass diese Anordnung nun auch thatsächlich die richtige ist, zeigt Professor Bühlmann durch die auf Grund der gegebenen Maasse gezeichnete Rekonstruktion auf Tafel II. Hiebei ist natürlich angenommen, dass der Durchmesser der Basis des sechseckigen Aufbaues gleich demjenigen des Quaderunterbaues (9,1 m) war; Niemann (Adamklissi S. 32 f.) hat diese Annahme als möglich bezeichnet. Bühlmann bemerkt gewiss mit Recht: „man darf mit Bestimmtheit annehmen, dass der Durchmesser des Unterbaues (9,1 m) der Breite des unteren Teiles des sechseckigen Aufbaues entsprochen hat.“

Das niedere Geschoss hat weder Architrav noch Fries; das Gesims sitzt unmittelbar auf den Pilastern auf. Es ist nicht wahrscheinlich, dass dasselbe bei dem schlank emporstrebenden hohen Geschosse der Fall war.

Dass die Quadern mit den Bogensegmenten in einer gewissen näheren Beziehung zu den Quadern des Waffenfrieses (Niemann, Adamklissi, S. 30) gestanden haben müssen, war mir schon vor den Originalen klar geworden; sie allein greifen so tief in den Bau ein wie jene (vgl. Niemann, Adamklissi, S. 40); die Waffenfriesblöcke haben 1 bis 1,1 m Tiefe. Niemanns Verwendung des Waffenfrieses als Plinthe für die Barbarenstatuen und das Tropaion war sehr bedenklich. Denn die Oberfläche der Friesblöcke passt durchaus nicht als Unterlage für die Figuren; auch ist es nicht wahrscheinlich, dass ein mit Relief bedeckter Fries, ohne unten und oben eine Profilierung zu haben, als Plinthe gedient hätte; und endlich würde ein Teil des Reliefs durch das auf

alle Fälle als Abschluss des Aufbaues anzunehmende Gesims für die Ansicht von unten verdeckt worden sein. Der Architekt E. Fiechter, mit dem ich den Fall zuerst besprach, vermutete sogleich, dass der Waffenfries über die Pilaster des hohen Geschosses gehöre und nach oben durch ein Gesims abgeschlossen war. Dass dies die offenbar richtige Lösung ist, ergiebt Professor Bühlmanns Zeichnung auf Tafel II mit der ihr zu Grunde liegenden Berechnung. Professor Bühlmann bemerkt: „Die Breite der Inschrifttafel, wie sie sich aus den in der obersten Zeile enthaltenen Buchstaben bestimmen lässt (2,85 m), zusammen mit den beiden Pilasterbreiten (zweimal 0,345 + 2,85 = 3,54 m) ergiebt eine auffallende Uebereinstimmung mit der Breite des Waffenfrieses, die, nach dessen vorhandener Mitte zu schliessen, 3,54 m betrug.“ Ferner: „An einer der Quadern mit Bogensegment lässt sich die Grösse des Bogenhalbmessers mit einiger Genauigkeit bestimmen. Dieselbe beträgt von der Innenkante des Bogens an 1,26 m. Die Pfeilerbreite (0,51), zusammen mit diesem Bogenhalbmesser, ergiebt aber wiederum 1,77 m, das ist die Hälfte der Breite des Waffenfrieses.“

So passt der Waffenfries also genau über die Pilaster des oberen hohen Geschosses. Er hat hier wahrscheinlich unmittelbar aufgelegen. „Verzierte Architrave sind in der antiken Baukunst nicht selten, namentlich wurden an diesem Bauteil in spätgriechischer und römischer Zeit gern Schilde angebracht“ (Bühlmann).

Ergänzt muss nun werden — und ist in der Zeichnung Bühlmanns auf Tafel II ergänzt — die Stufe nebst Wellenleiste zwischen dem unteren und dem oberen Stockwerk und das obere bekrönende Gesims nebst der Stufe unter den Figuren. Da von dem ganzen sechseckigen Aufbau und dem Dache überhaupt nur sehr wenige Stücke erhalten sind, hat es nicht das geringste Bedenken den Verlust jener Bauteile anzunehmen, die alle aus leicht verwendbaren Blöcken bestanden.

Auf der Höhe ist nur eine Gruppe von drei kolossalen Barbarenfiguren angenommen, entsprechend den Funden. (Vgl. Sitzungsberichte 1897, I, S. 256 und oben S. 462.)

Am Schlusse, als Professor Bühlmann den Aufriss des Ganzen in der neuen Rekonstruktion aufzeichnete, ergab sich ungesucht noch eine interessante Thatsache, die eine Bestätigung der Richtigkeit der neuen Wiederherstellung zu bieten scheint: Die Basisbreite des Gebäudes ist nämlich nun gleich der Höhe desselben (beide betragen 38,80 m). Dies Maassverhältnis war aber in der römischen Baukunst ein beliebtes.

Blicken wir nun noch einmal auf das Ganze, wobei wir uns der restaurierten Gesamtansicht bedienen, welche Professor Reichhold zu skizzieren

die Gefälligkeit hatte (Taf. I). Es ist klar, wie ausserordentlich der ästhetische Eindruck gewonnen hat gegenüber der früheren Rekonstruktion, welcher das Obergeschoss des sechsseitigen Aufbaues fehlte. Das Monument hat alles Schwere, Plumpe, Gedrückte, das ihm vorher anhaftete, verloren. Der massige Rundbau erscheint jetzt nur als der proportionierte, solide, die Stabilität des Ganzen sichernde, nach allen Seiten im Kreise ausgreifende Untersatz des Monumentes. Jetzt wird auch erst die technische Anlage des Baues recht verständlich: es ward ein massiger Thurm erbaut aus Quadern von unten auf; um seinen unteren Teil wurde ein kreisförmiger Mantel von Betonmasse gelegt, der ein abgeschrägtes Dach erhielt und mit Quadern umkleidet wurde. Der Thurm aber, der Kern und Hauptteil des Ganzen, wurde über den Betonmantel emporgeführt und nahm hier sechsseitige Gestalt an; in zwei Geschossen wurde er emporstrebend angelegt, um auf seiner Spitze das eigentliche Denkmal, welchem der ganze Bau zum Postamente dient, das Tropaion, zu tragen. Das Tropaion hatte dieselbe Höhe wie der Teil des Thurmes, der über das Dach des kreisförmigen Untersatzes emporragte.

Ich komme zu dem zweiten Teile meines Berichtes über die Resultate, welche meine Untersuchung der Reste des Denkmales mir ergab.

Es ward oben schon angedeutet, dass ich den vortraianischen Ursprung des Monumentes, den ich früher aus den figürlichen Darstellungen erschlossen hatte, in entscheidender Weise bestätigt fand.

Man wird fragen: wie, nachdem durch die voranstehende Untersuchung erwiesen worden ist, dass die Platte, welche die Inschrift trägt und offenbar von Anfang an für eine Inschrift bestimmt war, dem ursprünglichen Baue angehört, und da diese Inschrift von Traian gesetzt ist, so ist die Frage der Zeit des Denkmals doch entschieden?

Man dürfte wohl so urteilen, wenn keinerlei Gründe gegen traianischen Ursprung vorlägen. Aber auch dann müsste man sich gewärtig halten, dass wir ja gar nicht wissen, was von Traian in der Inschrift eigentlich ausgesagt war, da ja gerade der entscheidende Teil derselben, welcher das Verbum enthielt, verloren gegangen ist!

Ob dieses Verbum aber angab, dass Traian das Denkmal erbaut hat, oder ob es, nach Analogie so zahlreicher Inschriften von Bauten aller Art, nur von der Restitution des Baues sprach, wird man in jedem Falle offen lassen müssen. Und wenn man bedenkt, dass am Ende der achten Zeile der Inschrift gerade die Buchstaben **ITV** erhalten sind, die sich nach Maassgabe anderer Bau-

inschriften doch am natürlichsten zu dem in dieser Inschriftklasse so überaus gewöhnlichen Worte *rest* **ITV** | *it* ergänzen lassen, so wird bei jedem Vorsichtigen vollends alle Sicherheit schwinden.

Die im Baue, wie wir sahen, für eine Inschrift vorgesehene Platte kann, wie als Möglichkeit von vornherein zugegeben werden muss, ja aus irgend einem hindernd dazwischen getretenen Grunde unbenutzt geblieben sein.[1])

Jedoch, wird man vielleicht sogleich einwenden, Traian, der stolze Bauherr, der selbst so grossartige Bauten hat aufführen lassen, würde doch nicht an einem fremden Baue eine zur Inschrift geeignete Stelle benutzt haben, um sich selbst zu verewigen? Man hat ja gegen meine frühere — falsche — Annahme, wonach die Inschrifttafel eine spätere Zutat gewesen wäre, sogleich eingewendet, wie unwahrscheinlich es sei, „dass ein erobernder ruhmbegieriger Kaiser, statt sich durch ein selbständiges Monument zu verherrlichen, einem älteren Bauwerke grössten Stiles eine schlichte Erinnerungstafel anfügte, und dass eine solche Selbstbescheidung gerade von Traian, einem der ersten Bauherren aller Zeiten, zu erwarten sei“ (Jahresh. d. österr. Inst. I, S. 124).

Nun dies verhält sich freilich gerade umgekehrt!

Auf Grund unserer Nachrichten aus dem Altertum nämlich müssen wir im Gegenteil bei jedem Bauwerke, an welchem wir den Namen des Kaisers Traian finden, den Zweifel erheben, ob derselbe etwas wirklich Wesentliches mit dem Baue zu tun hatte. Der blosse Name Traians an unserem Denkmale gestattet uns nicht im geringsten die Präsumption, dass Traian auch der ursprüngliche Bauherr sei. Man dürfte fast sagen im Gegenteil: er fordert zu dem Verdachte auf, dass er es nicht ist.

Denn hören wir das Zeugniss eines Mannes, der darüber recht gut Bescheid wissen musste, des Kaisers Constantin d. Gr. Der pflegte zu spotten über Traian und ihn das „Unkraut an der Wand“ zu nennen, weil man seiner Inschrift allenthalben an den Bauten begegnete: *Constantinus . . . Traianum herbam parietariam, ob titulos multis aedibus inscriptos, appellare solitus est* (Aurel. Victor, epitome 41, 13). Constantin spottete natürlich nicht darüber, dass Traian viel gebaut hat, sondern darüber, dass er jede Gelegenheit benutzt hat, seinen Namen in monumentalen Inschriften anzubringen. Dass man den Ausspruch des Constantin später dahin auffasste, dass er dem Traian vorwerfe, sich durch das Aufsetzen seiner Inschrift sogar unrechtmässiger Weise fremde

---

[1]) Von einer zweimaligen Benutzung der Platte, an die man als Möglichkeit auch denken könnte, würden wohl Spuren kenntlich geblieben sein, was nicht der Fall ist; auch beträgt die Entfernung vom Pilastervorsprung zur Inschriftplatte nicht mehr als zu der Fläche der anderen Seite; also ward jene auch nicht etwa durch Abarbeitung tiefer gelegt.

Bauten zuzueignen, geht aus einer Stelle des Ammianus Marcellinus (27, 3, 7) hervor, wo als Beispiel der vanitas des Lampadius angeführt wird: *„per omnia enim civitatis membra, quae diversorum principum exornarunt inpensae, nomen proprium inscribebat, non ut veterum instaurator, sed conditor, quo vitio laborasse Traianus dicitur princeps, unde eum herbam parietinam iocando cognominarunt.“* Es wird diese Auffassung des Spottes Constantins wohl zu weit gegangen sein; wir werden nicht glauben, dass Traian wirklich wie ein Lampadius sich anmasste, an älteren Bauwerken sich lügenhafter Weise als Bauherr zu bezeichnen. Wohl aber entnehmen wir Constantins Ausspruch mit Sicherheit, dass es als eine Schwäche des grossen Kaisers galt, dass er seinen Namen gar zu gerne in monumentalen Inschriften verewigte und dazu eben gewiss jede ihm nur irgend gebotene Gelegenheit benutzte.

Constantin kannte gerade die Gegend unseres Denkmals vortrefflich; er hat hier gekämpft und hat die benachbarte, nach dem Tropaion benannte Stadt, wie eine Inschrift berichtet, von Grund aus wieder aufgebaut. Sein Spott galt vielleicht auch der Traianinschrift unseres Monumentes.

Also, wenn wir auch noch gar nichts anderes in Erwägung ziehen, so kann doch von einer durch die erhaltenen Inschriftreste gewährten Sicherheit der Datierung des Denkmals unter Traian nicht entfernt die Rede sein. Vielmehr muss die Möglichkeit, dass die Inschrift Traian gar nicht als den Erbauer des Monumentes nannte, in jedem Falle immer offen gelassen werden.

Diese Möglichkeit nun verwandelt sich in Bestimmtheit, wenn wir uns die Thatsachen vergegenwärtigen, welche das Denkmal selbst uns darbietet.

Ich sehe zunächst von den früher von mir entwickelten Gründen ab und beginne mit den neuen Beobachtungen.

Die Inschrift am Tropaion ist nicht das einzige Zeugniss von Traians Wirksamkeit in jener Gegend. Ganz nahe dem Tropaion wurden die Reste eines Denkmals für im Kriege gefallene Soldaten gefunden,[1]) das nach sehr wahrscheinlicher Ergänzung der verstümmelten Inschrift von Traian gestiftet worden war. Ferner ist nahe dem Tropaion von Tocilesco ein grosser Teil der Ruine der Stadt aufgedeckt worden, die nach jenem Tropaion *Tropaeum* hiess. Es wird allgemein und ohne Zweifel mit Recht angenommen, dass diese Stadt von Traian gegründet worden ist. Die Einwohner der Stadt nennen sich in den Inschriften *Tropaeenses*; doch einmal in einer Inschrift, und zwar der ältesten erhaltenen, welche zu einer von der Stadt dem Traian gesetzten

---

[1]) Tocilesco in den Verhandl. d. Philologenvers. zu Köln, S. 196 ff.; Mommsen im CIL. III suppl. 2, 14214.

Ehrenstatue gehörte und in das Jahr 115/116 datiert ist, nennen sie sich *Traianenses Tropaeenses* (CIL. III, suppl. 2, 12470). Dass Traian der Gründer der Stadt Tropaeum war, darf hieraus mit Sicherheit geschlossen werden. Die Inschrift am Tropaion fällt in das Jahr 108/109. Es ist jedenfalls höchst wahrscheinlich, dass die Gründung der Stadt durch Traian und die Anbringung der Inschrift am Tropaion, nach welchem die Stadt benannt wurde, zusammenhängende und gleichzeitige Akte waren. Diese unmittelbare Zusammengehörigkeit der Stadt und der Inschrift am Tropaion wird denn auch allgemein angenommen (vgl. Petersen, Röm. Mitth. XI, 311; Benndorf, Oesterr. Jahresh. I, 122. 127). Und gewiss wahrscheinlich ist es, dass, wie ebenfalls allgemein angenommen wird, jenes Ehrendenkmal für die gefallenen Soldaten mit jenen beiden anderen Stiftungen, der Inschrift und der Stadtgründung, zusammenhängt und gleichzeitig ist.

Wenn nun, wie man anzunehmen pflegt, die Inschrift mit dem Tropaionbaue, an welchem sie steht, wirklich gleichzeitig wäre, so müsste man Uebereinstimmung in der baulichen Eigenart zwischen dem Tropaion und dem Soldatendenkmal wie denjenigen ältesten Bauteilen der Stadt, die auf die Gründung zurückzuführen sind, erwarten.

Das Gegenteil ist der Fall. Der Tropaionbau steht im schärfsten Gegensatze zu jenen beiden anderen Bauwerken, dem Soldatendenkmal und der traianischen Stadtanlage; dagegen stimmen die beiden letzteren unter sich vollständig überein.

Der Tropaionbau ist vollständig von unten bis oben aus dem Materiale eines einzigen Steinbruches erbaut. Es ist ein harter, im Bruche fast rein weisser, sehr gleichmässiger und schöner Kalkstein. Seine Masse ist ganz dicht und gar nicht porös; zuweilen sind winzig kleine Muscheln eingesprengt, die aber nur bei genauester Betrachtung und nur im frischen Bruche sichtbar werden. Das Material erlaubt durch seine Gleichmässigkeit, Dichtigkeit und Härte eine sehr exakte scharfe Arbeit. Der Tropaionbau zeigt solche in hohem Grade. Die Schärfe und Sorgfalt der Arbeit ist an allen gut erhaltenen Blöcken bewundernswert. Die Kanten der noch in situ befindlichen Quadern des Rundbaues mit ihrem Randbeschlag, auch die Kanten mancher Teile des ornamentalen und figürlichen Schmuckes sind messerscharf geschnitten. Und zwar geht dieselbe Sorgfalt und Schärfe der Arbeit durch das Ganze und zeigt sich an den Zinnen ebenso wie unten. Auch das Tropaion nebst den Kolossalfiguren, alles ist aus demselben Kalkstein gearbeitet. Und selbst die Bruchsteine des Betonmantels stammen aus demselben Steinbruche; das Material ist absolut einheitlich. Vor allem ist hervorzuheben, dass nirgends

in dem Betonkern die Spur eines Ziegels zu bemerken ist. Auch finden sich in der ganzen Umgebung keine Ziegelreste. Von der Güte des Materiales und seiner geschickten Ausbeutung im Steinbruche legt namentlich die riesige Inschriftplatte, die aus einem Stücke bestand, Zeugniss ab.

Auf den ersten Blick kenntlich ist die totale Verschiedenheit des Materiales des Soldatendenkmals sowie der traianischen Teile der Stadt. Es ist hier ebenso konsequent wie dort am Tropaion ein einziger Stein verwendet, der aber aus einem anderen Bruche stammt wie jener. Es ist ein viel geringeres Material, ein grober Muschelkalk, der von schmutziger dunkler Farbe ist. Er besteht fast ganz aus zusammengebackenen grossen Muscheln, die sofort schon aus der Entfernung sichtbar sind. Es giebt Blöcke von etwas gröberer und solche von etwas feinerer Art, das Material ist aber immer das gleiche. Scharfe und feine Arbeit in der Art jenes anderen lässt es nicht zu. Ebensowenig die Herstellung grosser Platten. Die Verkleidung des Soldatendenkmals, über welche die Inschriften hinliefen, ist aus relativ kleinen Blöcken zusammengesetzt, so dass die Fugen die Inschriften unterbrachen.

Derselbe geringe Muschelkalk, aus dem das Soldatendenkmal besteht, ist aber das Material, aus welchem alle Quaderbauten der Stadt errichtet sind. Vor allem bestehen die sämmtlichen Mauern und Thürme der Stadt aus eben jenem Materiale. Diese sind vorzüglich gebaut in grossartiger monumentaler Weise; sie stammen ohne Zweifel von der Gründung der Stadt durch Traian her. Traianisch ist gewiss auch das grösste der freigelegten Gebäude, das eine stattliche Reihe grosser Säulenbasen zeigt, und dessen Ueberbauung unter Constantin sehr deutlich zu erkennen ist; Quadern und Säulenbasen sind aus demselben Steine wie das Soldatendenkmal. Es sind aber in der Stadt überhaupt alle Quadern aus jenem Muschelkalk, und der helle harte Kalkstein wie der des Tropaions ist in der Stadt zu Quadern überhaupt nicht verwendet worden, nur etwa zu Schwellensteinen. Zu bemerken ist auch, dass in dem traianischen Mauerringe der Stadt in dem Bruchsteingusswerke öfter einzelne Ziegelbrocken vorkommen; ich habe solche an zweifellos der ursprünglichen traianischen Anlage angehörigen Stellen beobachtet, die von vorzüglich gearbeiteten Quadern jenes Muschelkalkes bekleidet waren.

Die hier vorgetragenen Thatsachen sind von entscheidender Bedeutung. Sie liefern den handgreiflichen Beweis, dass der Tropaionbau mit der traianischen Bauthätigkeit in jener Gegend nichts zu thun hat, dass er einer ganz anderen Epoche angehören muss. Die technische Aufgabe war an allen drei Punkten, bei der Stadtanlage, dem Soldatendenkmal und dem Tropaion die gleiche, d. h. diese Bauten sind alle mit Bruchsteinkern und Hausteinverkleidung aus-

geführt. Es ist undenkbar, dass bei gleichzeitiger Ausführung der drei Anlagen die eine ohne jeden Grund aus dem Materiale eines anderen Steinbruches ausgeführt worden wäre als die beiden anderen. Und selbst wenn man die Möglichkeit zugäbe, dass man für den einen Bau das Material eines besonderen Bruches bestimmt hätte — obwohl dafür gar kein Grund denkbar wäre, da die Aufgabe an den verschiedenen Bauten ganz die gleiche war — so würde doch bei Ausführung in der gleichen Epoche eine so radikale Scheidung der Materialien, bei der nicht die geringste Mischung eingetreten ist, unmöglich sein.

Die Thatsache ist vielmehr nur zu erklären durch die Annahme, dass ein langer Zeitraum zwischen dem Tropaionbaue einerseits und der Anlage der Stadt sowie des mit dieser zusammengehörigen Soldatendenkmals andererseits liegt. Die Tradition war abgerissen, als die Architekten Traians kamen, um ihre Bauten zu errichten. Die Brüche, welche das schöne, weisse, harte Material des Tropaionbaues ergeben hatten, waren ihnen entweder ganz unbekannt oder sie verschmähten sie, weil sie erschöpft waren oder weil sie ein bequemer zu bearbeitendes weicheres Material suchten. Sie fanden neue Brüche, die einen freilich sehr viel geringeren Stein ergaben; sie errichteten alle ihre Bauten konsequent aus diesem; und, wie die Stadtruine zeigt, auch die folgenden Epochen blieben für allen Quaderbau dabei. Der Tropaionbau steht ganz isoliert. Er muss einer Zeit angehören, wo sonst rings umher nirgends gebaut wurde; alle anderen Bauten der Gegend hängen unter sich eng zusammen und sind durch eine gemeinsame Tradition verknüpft. Das Tropaion steht allein und getrennt ohne Vorläufer und ohne Nachfolge. — Es sei auch hier noch einmal daran erinnert, dass in dem Bruchsteinkern des Tropaions keinerlei Ziegelbrocken vorkommen, die bei den traianischen Anlagen öfter zu beobachten sind.

Die Tatsachen finden ihre vollkommenste Erklärung in unserer Annahme, wonach der Tropaionbau in einer Epoche, wo man an dauernde Ansiedlung gar nicht dachte und keinerlei andere Bauten errichtete, rasch in einem Zuge vollendet, dann aber die ganze Gegend von den Römern verlassen wurde und lange verödet gelegen hat; bis endlich durch Traian Ansiedler in die Gegend verlegt wurden, und nun eine ganze Reihe unter sich zusammenhängender Bauanlagen folgte, deren Architekten sich ihr eigenes vom Tropaionbau verschiedenes Material erwählten und dafür neue Brüche eröffneten.

Die Geschichte der Stadt ist in ihren Ruinen noch deutlich zu erkennen. Ihre Lage auf einem ringsum abfallenden Hügel ist vortrefflich gewählt; sie erhielt das Wasser aus der grossen Quelle bei dem heutigen Dorfe Adamklissi; es sind noch zwei Leitungen erhalten, eine mit grossen schönen Thon-

rohren und eine, die aus Bruchsteinen aufgemauert ist. Die monumentalen Bauten der ersten traianischen Anlage, insbesondere der prächtige Mauerring, unterscheiden sich sehr von allem späteren. Sehr deutlich ist allenthalben der durch eine Inschrift bezeugte, nach der Zerstörung durch einen Barbareneinfall erfolgte Umbau der Stadt unter Konstantin.[1]) Allein alles Konstantinische ist entsetzlich elend, kümmerlich und abscheulich; von kindischer Rohheit sind die wenigen vorkommenden Kunstformen, wie die ionischen Kapitelle. Charakteristisch sind zwei pfeilerförmige Untersätze für Säulen eines Baues, die auf der Stadthöhe neben einander liegen; der eine ist gut gearbeitet, oben mit ionischer Säulenbasis, traianisch in Material und Arbeit; der entsprechende andere ist ganz roh, ohne Säulenbasis, nur ein Pfeiler; er gehört der konstantinischen Restauration an. Charakteristisch ist auch, dass man in konstantinischer Zeit die Grabsteine von draussen in die Stadt herein holte, um sie, mit der Reliefseite nach unten, als Pflaster bei den Toren, als Schwellensteine u. dgl. zu benutzen. Indess sind auch Spuren noch späterer Einbauten erhalten, die dann auf einer hohen Schuttschicht stehen.

Sollte Jemand etwa noch das Bedürfnis fühlen, sich von der gänzlichen Unmöglichkeit der Entstehung des Prachtbaues des Tropaions in späterer, nachtraianischer, ja gar konstantinischer Zeit durch den Augenschein zu überzeugen, so sei ihm das Studium der Stadtruine von Adamklissi empfohlen.

Aus der einmal bei der Widmung der Ehrenstatue des Stadtgründers Traian vorkommenden Bezeichnung der Einwohner als *Traianenses Tropaienses* wird auf die Namensform der Stadt *Tropaeum Traiani* oder *Traianum* oder *municipium Traianum Tropaeensium* geschlossen (E. Bormann in Archäol. epigr. Mitt. aus Oesterr. XIX, H. 2, S. 4). Dass das traianische Element des Stadtnamens aber in jedem Falle nicht das geringste für Traian als Erbauer des Tropaions, sondern nur für Traian als Gründer der Stadt beweisen kann, indem der traianische Zusatz doch *Tropaeum* als Stadtnamen, nicht aber als Name des Tropaionbaues determiniert, ist so klar, dass es kaum nötig scheinen möchte, diese einfache Erwägung hier zu wiederholen (vgl. Sitzungsber. 1897, I, S. 264; dagegen Jahreshefte d. öst. Inst. I, S. 127).

Ich füge nur die Bemerkung hinzu, wie begreiflich es ist, wenn eine Stadt nach einem längst vorhandenen, die ganze Gegend charakterisierenden Denkmale benannt wird, und wie unwahrscheinlich es wäre, wenn man bei gleichzeitigem Baue der Stadt den gleichen Namen wie dem Siegesmale gegeben hätte.

---

[1]) Vgl. Tocilesco in Verh. d. Philol.-Vers. in Köln, S. 194.

Ferner wiederhole ich, weil es zu selbstverständlich erscheint, nur widerstrebend, was ich früher in Bezug auf die Münze von Tomi bemerkt habe, auf welcher einerseits der Kopf Traians mit dem Namen im Dativ, andererseits ein Tropaion auf einer Basis erscheint, in welchem man eine Nachbildung des grossen Tropaionbaues vermutet (Pick in Archäol. epigr. Mitt. aus Oesterr. XV, S. 18; Adamklissi S. 126). Denn, wenn diese Vermutung richtig ist — was indess nach der neuen Rekonstruktion des Oberbaues des Tropaions an Wahrscheinlichkeit etwas verloren hat —, so liegt doch, wie ich früher bemerkte (Sitzungsber. 1897, I, S. 265) „klar auf der Hand, dass die Münze für die Entstehungszeit des Tropaions nur einen terminus ante quem abgiebt; nur zum Beweise, dass das Tropaion nicht nachtraianisch ist, kann sie — die Richtigkeit jener Vermutung vorausgesetzt — benutzt werden. Wäre erwiesen, dass das Tropaion traianisch wäre, könnte man sie als eine Bestätigung dafür wohl gelten lassen; als Beweis gegen vortraianischen Ursprung kann sie kein klar Denkender je benutzen wollen." Sie lehrt genau so viel und so wenig, als wenn heute auf einer zu Ehren der Entdecker des Tropaions geprägten Medaille dieses nachgebildet erschiene: sie gibt einen terminus ante quem.

Das Soldatendenkmal hat man früher benutzen wollen, um den vermeintlichen traianischen Ursprung des Tropaions zu stützen. Ich habe dagegen, schon bevor ich die Denkmäler im Originale kannte, bemerkt (Sitzungsber. 1897, I, S. 262), dass vielmehr im Gegenteil der traianische Ursprung des Soldatendenkmals ein Zeichen gegen die gleiche Entstehung des Tropaions ist, indem „die Doppelheit, Tropaion und Ehrenmal der Soldaten für eine und dieselbe Schlacht geradezu unverständlich" wäre. „Wie sollte der Erbauer des Tropaions daneben noch das Bedürfnis gehabt haben, den Soldaten ein besonderes Mal zu errichten! Wollte er die Namen der Einzelnen verewigen, bot ihm der gewaltige Steinmantel des Tropaion nicht den passendsten Raum in Fülle? Wie sollte er in schwacher Konkurrenz mit dem eigenen grossen Denkmal daneben noch ein kleines relativ unscheinbares erbauen!" Diese Anschauung ist jetzt als die richtige erwiesen durch den technischen Befund der beiden Bauwerke, der ergibt, dass sie sich völlig fremd sind und getrennter Epoche angehören müssen.

Das Denkmal ist Dank seiner gegenüber dem Tropaion viel geringeren und weniger soliden Ausführung stark zerstört; von dem einstigen Plattenbelage ist nur sehr wenig gefunden worden. Erhalten ist die gering gebaute quadratische Bruchsteinmauer, die mit den Platten jenes weichen groben Muschelkalkes verkleidet war. Der erhaltene Rest von Dekoration mit Guir-

landen zeigt eine flaue stumpfe Arbeit, gänzlich verschieden von dem Ornamentalen des Tropaions.

Das Denkmal ist nicht etwa ein Grab für die gefallenen Soldaten — der Bau enthielt keinerlei Grabstätte — sondern höchstens ein Kenotaph. Es war ein Ehrenmal, das Traian für in einem Gefechte gefallene Soldaten errichten liess; um eine grosse Schlacht kann es sich nach der relativ kleinen Anzahl der Gefallenen nicht handeln. Als Analogie hat man (vgl. CIL. III, suppl. 2, 14214) passend auf die Nachricht bei Dion 68, 8 hingewiesen, wonach Traian nach der ersten Schlacht im dakischen Kriege bei Tapae für die gefallenen Soldaten einen Altar aufstellen liess und ein jährliches Opfer befahl. Es beweist diese Nachricht die Pietät, die Traian gegen die Gefallenen seines Heeres zeigte. Eine Analogie zu unserem Denkmale bietet auch das (im CIL. a. a. O. ebenfalls zitierte)[1] „monumentum quam amplissimum“, das Cicero in seiner 14. Philippica (§ 31 ff.) für die in einem Gefechte gegen Antonius gefallenen Soldaten im Jahre 43 v. Chr. beantragte; er dachte sich ein prächtiges Monument mit Inschriften, etwas in der Art wie das traianische, nur glänzender, „erit exstructa moles opere magnifico incisaeque literae, divinae virtutis testes sempiternae“; das Ganze soll „ad virorum fortissimorum gloriam sempiternam“ dienen, Worte, denen die Ueberschrift des traianischen Denkmals nach den erhaltenen Resten offenbar sehr ähnlich war.

Das Gefecht, in welchem die Krieger gefallen waren, wird eben die Barbaren aus der Gegend vertrieben und die Gründung der Stadt Tropaeum ermöglicht haben. Es braucht das Gefecht nicht gerade in unmittelbarer Nähe stattgefunden zu haben; denn der Platz für das Denkmal wurde zweifellos gewählt wegen des daneben stehenden Tropaions, als des Ehrenmales der Römer und des Wahrzeichens ihrer Herrschaft in der ganzen Gegend, von welchem auch die Stadt ihren Namen empfing.[2] Durch die Stadtanlage konnte Traian seine Fürsorge für die Veteranen bekunden, die er hier angesiedelt haben wird; durch das Ehrenmal für die Gefallenen die Liebe zu seinen Soldaten.

Ohne Zweifel ist der dritte damit zusammenhängende Akt Traians die Anbringung der Inschrift an dem Tropaion.

---

[1]) Ebenda ist auch hingewiesen auf das Grabmal, welches die Nursiner ihren im mutinensischen Kriege gefallenen Bürgern errichteten und auf das sie die Inschrift setzten, dass sie für die Freiheit gefallen seien, wofür sie dann so schwer bestraft wurden (Sueton Aug. 12; Dion 48, 13).

[2]) So wählten die Thebaner für das Grabmal ihrer bei Chaeronea Gefallenen einen Platz an der Heerstrasse unmittelbar vor der Stadt bei den anderen Grabmälern, in beträchtlicher Entfernung vom Schlachtfelde, wie jetzt durch Soteriades' Entdeckung des Tumulus der Makedonen feststeht.

Wir sahen, dass das Tropaion als Bauwerk nichts mit den traianischen Anlagen zu thun hat. Wir trennen Inschrift und Bauwerk. Die Inschrift ist gewiss gleichzeitig dem Ehrenmal der Soldaten und der Stadtanlage und hängt mit demselben Ereignisse zusammen wie diese, d. h. mit der Befriedung dieser Gegend unter Traian, bei welcher ein Gefecht eine Rolle spielte, in welchem eben jene Soldaten fielen. Da die Inschrift gerade in ihrer entscheidenden Partie unheilbar verstümmelt ist, können wir nur Vermutungen über ihren Inhalt hegen, und Ergänzungsversuche werden deshalb besser unterbleiben. Ich ziehe auch meinen eigenen früher (Sitzungsber. 1897, I, 262) gewagten Versuch zurück.

Nur das möchte ich, wie oben S. 465 f. schon angedeutet wurde, als wahrscheinlich bezeichnen, dass der Rest der Zeile 8 *itu* zu *restituit* zu ergänzen ist, und zwar deshalb, weil dieses Wort eines der allergewöhnlichsten in der Klasse von Inschriften ist, zu welcher die vorliegende gehört; nichts ist häufiger bei Inschriften auf Bauwerken aller Art als die Angabe . . . „restituit.“ Wenn wir ergänzen

Zeile 8 *tropaeum rest*|*itu*
Zeile 9 *it* . . . .

so haben wir genau 15 Buchstaben in der Zeile, gerade wie es der Raum verlangt. In Zeile 9 und 10 werden, nach anderen Analogien, wo das Verbum nicht am Schlusse steht, Zusätze im Ablativus Absolutus gefolgt sein, die eben etwas von dem Näheren enthielten, das wir so gerne wissen möchten und nicht mehr wissen können.

Die Fassung, die wir vorschlagen: *Marti Ultori* . . . Name und Titel . . *tropaeum restituit* findet nach Wortstellung wie Inhalt zahlreiche genaue Parallelen unter den analogen Inschriften von Bauwerken. Vgl. z. B. Dessau, inscript. lat. selectae Nr. 3153 *Marti Gradivo* . . Name . . *sacrum restituit,* oder Nr. 3655 *Silvano* . . Name . . *aediculam restituit,* oder Nr. 4452 *deo sancto frugifero* . . . Name . . . *templum simul cum area et aras* . . *restituit,* oder Nr. 3660 *genio domi suae* . . . Name . . *aram restituit* u. a. Und auch dafür finden sich Analogien, dass, wie wir es in unserem Falle voraussetzen, nach dem Verbum *restituit* noch Zusätze im Ablativus Absolutus folgen; z. B. Dessau Nr. 3381; 3151 (wo refecit statt restituit).

Zum Gedanken und seiner Fassung darf auch verglichen werden die bekannte Stelle des Horaz carm. 4, 15, 16 „tua Caesar aetas . . . et *signa nostro restituit Jovi* derepta Parthorum superbis postibus“.

Augustus hatte im Kriege gegen Brutus und Cassius einen Tempel dem Mars als Ultor gelobt; doch erst im Jahre 2 n. Chr. wurde dieser eingeweiht.

Von da an war die Cella dieses Tempels des Mars Ultor der Platz, wo die den Feinden wieder entrissenen Feldzeichen aufgestellt wurden. Am Panzer des Augustus von Prima Porta ist dargestellt, wie der Parther die signa dem Mars, dem Ultor zurückgiebt.[1]) Die hohe Geltung, welche diesem Mars Ultor im Kultus des kaiserlichen Heeres auch während der ganzen Folgezeit zukam, geht aus zahlreichen Thatsachen hervor, nicht zum wenigsten aus den gerade in den Provinzen, wo die Heere standen, so häufigen Statuetten, welche Nachbildungen des Kultusbildes jenes Tempels des Mars Ultor sind.[2]) Wenn Traian, wie wir nach dem Ehrendenkmal für die gefallenen Soldaten annehmen müssen, durch ein Gefecht die Landschaft, in welcher das Tropaion liegt, und damit diesen Römerbau selbst wiedergewonnen hat, nachdem sie vorübergehend in den Händen der Barbaren gewesen sein müssen, so war es durchaus die korrekte Handlungsweise, wenn er jenes Tropaion als eine Art von monumentalem römischem Feldzeichen, das wiedergewonnen war, dem Mars als dem Ultor restituierte; und der korrekte Ausdruck hiefür war die Inschrift in der Fassung, wie wir sie ergänzt haben.

Wir haben gesehen, dass die grosse Platte, welche die Inschrift trägt, im ursprünglichen Bau für eine Inschrift vorgesehen war. Da der Bau nicht traianisch sein kann, wie wir sahen, und da andererseits keine Spur von einer doppelten Benutzung der Platte erhalten ist, so wird dieselbe ursprünglich aus irgend einem Grunde (vgl. unten S. 485) ohne die beabsichtigte Inschrift geblieben sein, bis Traian in der Gegend dauernden Frieden schaffte und nun die Inschrift anbrachte, durch die er das wiedergewonnene Tropaion dem rächenden Kriegsgotte restituierte. Wir werden drum nicht über ihn mit Constantin als eine „herba parietaria“ spotten; denn durch blutigen Kampf war ja das Recht zu der Inschrift erworben.

Zu all den hier besprochenen Stiftungen Traians, der Stadtgründung, dem Soldatendenkmal und der Inschrift am Tropaion war natürlich persönliche Anwesenheit des Kaisers nicht im mindesten notwendig. Wir sahen, dass jene drei Akte eng zusammenhängen und daher wahrscheinlich in ein und dasselbe Jahr, das uns die Tropaioninschrift angibt, das Jahr 108/9 gehören. Traian war 106 nach Beendigung des zweiten dakischen Krieges nach Rom zurückgekehrt. Von hier aus leitete er die auf den Krieg folgende, ganz ausserordentlich intensive, ja massenhafte Kolonisation in den weiten Donaugebieten.

---

[1]) Vgl. Domaszewski in Strena Helbig. S. 51.

[2]) Vgl. meine Nachweise in Sammlung Somzée S. 59—62 zu Taf. 35. Dazu ist neuerdings manches hinzugekommen, was meine Resultate bestätigt hat. (Vgl. insbesondere Revue arch. 1899, vol. 34, p. 37, pl. 2; Römische Mitteil. XV, 1900, S. 205 ff.)

An zahlreichen Plätzen Untermösiens und Thrakiens entstanden neue Städte und wurden Kolonisten, insbesondere Veteranen, angesiedelt. In diesen Zusammenhang gehört gewiss auch die Gründung des municipium Tropaeum, das „die erste und lange Zeit einzige römische Gemeinde dieser Gegenden war“ (Jahresh. d. österr. Inst. I, Beibl. 191). Auch das oder die Gefechte, in welchen die Soldaten fielen, denen das Denkmal gilt, setzen natürlich nicht im mindesten Traians Anwesenheit voraus; sie können nur ein Nachspiel zu dem vorangegangenen grossen Kriege gewesen sein, dessen deshalb auch in unserer Ueberlieferung keine Erwähnung geschieht. Die Gefechte werden Ruhe in jenem unruhigen Winkel geschaffen haben, und sie gaben auch den Anlass zu der Anbringung der Inschrift am Tropaion. Wie genau sich Traian in Rom über alle Details aus dem weiten Reiche berichten liess, und wie er namentlich auch alle Bauangelegenheiten überwachte, lehrt der erhaltene Briefwechsel mit Plinius.

Die phantastische Konstruktion, die Benndorf in dem Werke über Adamklissi errichtet hatte, wonach das Tropaion das Siegesdenkmal für die dakischen Kriege gewesen wäre, wonach Traian zu Beginn des zweiten Feldzugs über Korinth und Byzanz gefahren wäre und eine Hauptschlacht in der Gegend des Tropaions selbst geleitet hätte, und wonach all dies in den Reliefs der Traianssäule zu lesen wäre, wofern man nur verstände „sich in die zarte Deutlichkeit künstlerischer Gedankengänge einzufühlen“, diese Konstruktion ist eingestürzt und ward von Grund aus zerstört durch die neueren Forschungen über die Bildwerke der Traianssäule. Das grosse Werk von Cichorius hat durch gründlichste Untersuchung bestätigt, was ich schon Intermezzi S. 57 gegen Benndorfs Annahme bemerkte: „der Schauplatz der Dakerkriege wird durch die Brücke von Drobetae und die Hauptstadt des Decebalus Sarmizegetusa bestimmt“. Die Annahme, dass Traian mit kolossalem Umwege statt über Aquileia über Korinth gereist und von der Gegend der Dobrudscha her die Donau hinaufgezogen sei, ist durch Cichorius Untersuchungen in ihrem ganzen Widersinne blossgestellt worden (Cichorius, Traiansäule Text Bd. III, S. 23 f., 29 ff.; vgl. S. 130). Es ist durch diese Untersuchungen jeder Vermutung, welche das Tropaion mit der offiziellen Schilderung der dakischen Kriege, welche die Säulenreliefs enthalten, verbinden wollte, der Boden entzogen worden. Und der schwache Versuch, den E. Petersen gemacht hatte, wenigstens eine Episode der Säulendarstellung mit dem Tropaion von Adamklissi zu verbinden (vgl. dagegen Intermezzi S. 56), ist von dem Urheber selbst neuerdings als gescheitert bezeichnet worden (E. Petersen, Traians dakische Kriege I, 1899, S. 52, Anm. 2).

Die Beziehung des Tropaions auf die dakischen Kriege Traians hatte den Verfechtern des traianischen Ursprungs des Tropaionbaues wenigstens die Möglichkeit einer Erklärung desselben gegeben. Nun jene Beziehung als unmöglich anerkannt worden ist, ist der Tropaionbau für sie gänzlich unverständlich geworden. Denn dass ein so gewaltiges Siegesdenkmal von Traian nicht für einen nebensächlichen, ausserhalb der eigentlichen dakischen Kriege liegenden Erfolg errichtet sein kann, giebt jeder zu. Das dem Tropaion gegenüber unscheinbare, bescheidene und kleine Ehrenmal für gefallene Soldaten auf Gefechte zu beziehen, die nach Abschluss des grossen Krieges in dieser Gegend stattfanden, macht keine Schwierigkeit; zur Erklärung des Tropaion könnte ein solcher Anlass niemals ausreichen.

Indessen wir wissen ja jetzt durch die technische Untersuchung der Bauten, dass sie nicht derselben Epoche angehören können, dass ein anderer Anlass das Soldatendenkmal und die Stadtanlage, ein anderer den Bau des Tropaions hervorgerufen haben muss, und dass nur die Inschrift an dem Tropaion mit jenen ersten beiden Dingen zusammengehört.

Wir haben uns bis jetzt nur auf unsere neuen Beobachtungen beschränkt, welche den entscheidenden Beweis lieferten, dass der Tropaionbau den traianischen Anlagen fremd gegenübersteht und einer älteren Epoche angehören muss.

Nun kommt ja aber das ganze Gewicht all der Gründe hinzu, welche ich in meinen früheren Abhandlungen dargelegt habe, und welche mich von Anfang an bestimmten, das Tropaion der vortraianischen Epoche zuzuschreiben. Sie seien hier in aller Kürze rekapituliert.

Erstens: Die ganze Erscheinung, die Tracht und Bewaffnung der römischen Soldaten in den Darstellungen am Tropaion ist von der auf traianischen Bildwerken total verschieden. Alle festen Anhaltspunkte weisen für das Tropaion auf eine bedeutend ältere Zeit.

Am Tropaion sind alle Römer immer unbärtig, d. h. rasiert. Auf den traianischen Denkmälern sieht man, dass der frühere Rasierzwang nicht mehr bestand und nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte; ein kurz gehaltener Bart war, wie die traianischen Bildwerke zeigen, unter Traian im Militär und selbst in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers schon etwas sehr gewöhnliches geworden. Hier liegt schon ein Unterschied von entscheidender Bedeutung vor.

Am Tropaion tragen sämtliche römische Soldaten den Ketten- oder Schuppenpanzer. An der Traianssäule ist diese Panzerart auf die Auxiliar-

Cohorten und die Reiterei beschränkt, während der Legionar die sogenannte lorica segmentata, den Schienenpanzer trägt, der vor Traian nicht nachweisbar, für die Legionare der traianischen Epoche aber eminent charakteristisch ist; auch hier also eine entscheidende Differenz. Benndorf freilich ist, in dem Bestreben, die Darstellungen am Tropaion mit aller Gewalt an Traian anzuknüpfen, so weit gegangen, anzunehmen, der Schienenpanzer der traianischen Denkmäler sei nur eine von der Kunst erfundene „Formel", der gegenüber das Tropaion die traianische Wirklichkeit darstelle. Dass dieser Gedanke keine ernsthafte Erörterung verdient, ward früher schon bemerkt (Intermezzi S. 54; Sitzgsber. 1897, I, S. 273). Inzwischen haben auch die Ausgrabungen gesprochen: zahlreiche Teile von Schienenpanzern, welche mit denen der Legionare auf der Traianssäule vollkommen übereingestimmt haben müssen, sind 1899 im Lager von Carnuntum gefunden worden (Der römische Limes in Oesterreich, Heft II, 1901, S. 95 ff. M. v. Groller). — Mit den Legionaren von Adamklissi stimmen die an dem Altarrelief des Domitius (35—32 v. Chr.) überein, indem auch sie den Kettenpanzer tragen. Der Kettenpanzer gehörte zu der Ausrüstung des Legionars schon zur Zeit des Polybios (VI, 23, 15).

Der Gurt mit dem Streifenbehang, das sogenannte Cingulum, der an den Legionaren der Traianssäule, wenn nicht immer, so doch sehr oft und regelmässig an den Grabsteinen des 1. Jahrhunderts n. Chr. erscheint, fehlt am Tropaion ebenso wie er am Altar des Domitius fehlt (Sitzgsber. 1897, I, S. 274).

Die Schildformen sind von denen der Traianssäule sehr verschieden (Intermezzi S. 55; Sitzgsber. 1897, I, S. 275). Die langen ovalen Schilde am Tropaion stehen denen des Domitius-Reliefs näher als denen der Traianssäule. Der runde Buckel jener ovalen Schilde erinnert an die der Schilde der constantinischen Krieger am Constantinsbogen in Rom; allein die Schilde der letzteren sind kreisförmige Rundschilde und dadurch völlig verschieden, wie auch sonst zwischen der Rüstung dieser Krieger und derer des Tropaions gar keine Aehnlichkeit besteht. Ich erwähne dies, obwohl es überflüssig erscheinen möchte, weil auch behauptet worden ist, die Rüstung am Tropaion sei die constantinische.

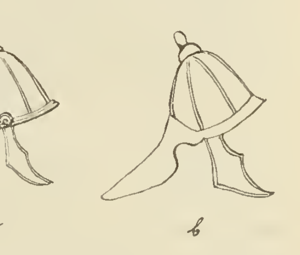
An den Soldaten des Tropaions erscheinen Arm- und Beinschienen. Dies ist ein entschieden altertümlicher Zug. Er ist den traianischen Denkmälern schon ganz fremd (Sitzgsber. 1897, I, S. 275).

Ebenso altertümlich ist das schwere Pilum am Tropaion, das der Beschreibung des Polybios entspricht. Es ist in traianischer und späterer Zeit überhaupt nicht mehr nachzuweisen. Dagegen erscheint es gleichartig, nur in geschickterer Nachbildung, am Julierdenkmal von St. Remy (Antike Denkmäler I, Taf. 17 unten; vgl. Jahrb. d. Inst. III, S. 33). Schon an der Marcus-

Säule ist das Pilum durch einen gewöhnlichen kurzen Wurfspeer ersetzt. Einen solchen führen auch die constantinischen Soldaten. Das Pilum am Tropaion genügte allein, um das relativ hohe Alter des Bauwerkes zu beweisen.

Am Tropaion haben die Standartenträger, die Hornbläser und Tubabläser (letztere auf der nichtabgebildeten „Metope" Nr. 50) noch nicht die in der flavischen Zeit aufkommende Tracht mit den Fellen, die von dem fortschreitenden Einfluss der Barbaren zeugt, und die an den traianischen und späteren Denkmälern so charakteristisch ist. Sie haben vielmehr noch die gewöhnliche Tracht der übrigen Legionare.

Am Tropaion haben die Helme der Legionare eine sehr eigentümliche Form (besonders deutlich an den Originalen von „Metope" 17, 18, 20 u. 22). Der Kopf ist sehr hoch und kegelförmig; er ist oben mit einem doppelten Knopfe bekrönt; von hier aus gehen Streifen, offenbar erhöhte Rippen, nach unten zu dem abstehenden Rande. Sehr lang und an der Seite gewellt ist der Nackenschirm. Solche Helme begegnen weder an den Soldatengrabreliefs des 1. Jahrhunderts noch an den römischen Soldaten der traianischen Denkmäler, noch an den späteren wie denen des Septimius Severus und Constantin. Wohl aber begegnen Helme des gleichen Typus an einer Truppe orientalischer, wie man vermutet Palmyrener, Bogenschützen auf der Traianssäule (Cichorius Taf. 50, 177, 178; Text Bd. II, S. 328; Taf. 86, 309; Text Bd. III, S. 233 f. Beistehende Figur a giebt einen dieser Helme der Traianssäule neben b einem Helme der Adamklissi Reliefs nach meiner Skizze). Die Helme der römischen Soldaten an der Säule sind von völlig anderer Art, mit niederem, halbrundem Kopfe und relativ kleinem Nackenschutz. Auch hier also stärkste Divergenz am Tropaion.[1])



Dies der erste Punkt, der die Tracht der römischen Soldaten betrifft. Nun der zweite: die Barbaren.

Die barbarischen Gegner der Römer sind am Tropaion und an den traianischen Denkmälern (Säule und Relief am Constantinsbogen) vollständig verschieden. Und was besonders wichtig ist: Barbaren des Typus, wie sie Hauptgegner der Römer am Tropaion sind, erscheinen freilich auch auf der Säule

[1]) Die hohen kegelförmigen Helme waren übrigens schon in alter Zeit im Orient heimisch; sie begegnen auch auf Cypern (vgl. Olympia IV, die Bronzen S. 172.) Die gallische Helmform hängt mit dieser orientalischen zusammen; am pergamenischen Waffenfriese kommen kegelförmige Helme in verschiedenen Varianten vor (vgl. Pergamon II, Taf. 43. 44, 1. 46, 3).

Traians — allein als Freunde und Verbündete der Römer. Also total veränderte historische Verhältnisse (vgl. Sitzgsber. 1897, I, S. 260).

Ferner drittens: alle Analogieen, die wir zu dem Tropaionbaue von Adamklissi kennen, gehören der Augusteischen und den vorangehenden Epochen an, keine der späteren; insbesondere auch keine der traianischen Zeit.

Die nächsten Analogieen, von denen wir wissen, geben uns auch Aufschluss über den Sinn des Tropaions in der Dobrudscha. Es sind dies Bauten, welche, in Form gewaltiger monumentaler Tropäen auf hohem Unterbau errichtet, jeweils im Barbarenlande, und zwar an die äusserste Grenze eines neu eroberten Gebietes vorgeschoben stehen. Dort sollten sie die Kraft des römischen Eroberers weit hinaus verkünden.

Grosse Tropäen auf thurmförmigen Unterbauten errichteten schon die beiden römischen Feldherren, die 121 v. Chr. die Kelten in ihrem eigenen Lande schlugen. Die Folge ihrer Siege war, dass das südliche Gallien, das ganze Land zwischen den Seealpen und den Pyrenäen, unter die römische Herrschaft kam. [1]) Ein grossartiges prunkvolles Tropaion errichtete Pompeius 72 v. Chr. nach Beendigung des Krieges gegen Sertorius an der Grenze des neu unterworfenen Landes auf einer Passhöhe am östlichen Ende der Pyrenäen.[2]) Ebenfalls auf einer Passhöhe an der Grenze des neu eroberten Gebietes der Alpenvölker erhob sich das 7/6 v. Chr. von Senat und Volk dem Augustus errichtete Tropaeum Alpium oder die Tropaea Augusti, ein Bau, von dem noch Reste erhalten sind.[3]) Auch hier war der Kern des Baues ein massiver Thurm, der oben das Tropaion trug. Der Bau scheint dem von Adamklissi verwandt, doch reicher gewesen zu sein. Endlich wissen wir von Drusus und Germanicus, dass sie an den Endpunkten ihrer neuen Eroberungen in Germanien, an der Elbe und Weser grosse Tropäen errichteten, freilich, den örtlichen Verhältnissen entsprechend, nicht in monumentalem Steinbau, sondern wesentlich auf Erdaufschüttung, doch mit monumentaler Inschrifttafel (die Tacitus ann. 2, 22 für das Tropaion des Germanicus bezeugt.)[4])

Diese Analogieen führen zu dem Schlusse, dass das Tropaion von Adamklissi unter ganz anderen historischen Verhältnissen entstanden sein muss als sie die traianische Zeit bot. Es muss ursprünglich an der Grenze frisch eroberten, der römischen Herrschaft zum ersten Male gewonnenen Gebietes gestanden haben. Nachdem bereits unter Domitian in der Nähe des Tropaions

---

[1]) Mommsen, röm. Gesch. II[7], 162 f. Vgl. Monument von Adamklissi S. 138.

[2]) Adamklissi S. 139.

[3]) CIL. V, 7817; add. p. 1092; Adamklissi S. 139 f. Intermezzi S. 58, 1.

[4]) Vgl. Sitzungsber. 1897, I, S. 272.

bei Durostorum und weiter nördlich bei Troesmis Legionslager errichtet worden waren[1]), und die Zeit der ersten Inanspruchnahme dieser Gebiete durch Rom erst recht weit zurücklag, fehlte in traianischer Zeit jeder Anlass zu einem Baue wie das Tropaion. An der Grenze Daciens hätte Traian ein solches errichten können, wenn es überhaupt noch in der Richtung seiner Epoche gelegen hätte, derartige Bauten zu unternehmen; allein man verwandte damals Kraft und Geld in den Provinzen für Nützlicheres und Nötigeres. Die Zeit der prunkvollen Riesentropäen an den Grenzen neu eroberter Länder war damals vorbei; sie schloss schon mit Augustus Epoche ab.

Auch die Analogieen zu der Bauform des Tropaions von Adamklissi, insbesondere zu dem mächtigen kreisrunden unteren Teile, die Caecilia Metella, das Grabmal der Plautier bei Tibur[2]), gehören der augusteischen Epoche an, und aus späterer Zeit sind uns keine bekannt.

Wir kommen zu dem vierten Punkte: die Ueberlieferung von dem Feldzuge des M. Licinius Crassus von 29/28 v. Chr. bietet eine nach allen Seiten hin vollständig befriedigende Erklärung des erhaltenen Tropaions.

Man hat gegen diese meine These neuerdings vor allem eingewendet, dass sie den historischen Verhältnissen nicht entspreche, indem der Bau des Tropaions nur möglich gewesen sei unter dem Schutze ständiger Legionslager; weil nach dem Feldzuge des Crassus keine Legionslager in jenen Gegenden errichtet wurden und Crassus vielmehr nach Beendigung des Krieges in seine Provinz Makedonien zurückzog, sei der Bau des Tropaions damals nicht denkbar; derselbe sei vielmehr nur verständlich im Zusammenhange mit gleichzeitiger Gründung der Stadt Tropaeum.[3])

Dies Räsonnement wird nun freilich schon durch die Thatsache widerlegt, dass, wie wir sahen, der Bau der Stadt von dem des Tropaions technisch gänzlich verschieden ist und anderer Epoche angehören muss.

Ferner ist die Behauptung, der Bau habe „auch bei einem Massenaufgebot von Händen Jahre für die Vollendung“ gefordert, stark übertrieben. Der Bau zeigt, dass er ganz in einem Zuge von unten bis oben ausgeführt worden ist. Es konnten aber bei richtiger Teilung der Arbeit gleichzeitig sehr viele Arbeiter daran beschäftigt sein. Nach mir von fachmännischer Seite freundlichst mitgeteilter Berechnung konnte danach der Bau leicht in etwa sechs Monaten hergestellt werden.

---

[1]) Jahresh. d. öst. Inst. I, Beibl. S. 191.

[2]) Sitzgsber. 1897, I, S. 272.

[3]) Vgl. auch von Wilamowitz in Deutsche Literaturzeitung 1899, S. 697.

Die Meinung, der Bau bedürfe zur Erklärung der Nähe ständiger Legionslager und setze bereits eine dauernde römische Occupation, eine fertige römische Besiedelung des Landes voraus, ist gänzlich irrig und wird sofort durch die oben angeführten analogen Tropäenbauten widerlegt. Auch diese entstanden ja, bevor die römische Besiedelung der betreffenden neuerworbenen Gebiete zur Ausführung kam. Ob diese sofort nachher, ob sie erst nach langer Zwischenzeit, ob sie gar nicht stattfand, bleibt für den Bau und seine Intentionen gleichgültig. Die Gebiete vom Rhein zur Weser und Elbe, deren Occupation die Tropäen von Drusus und Germanicus verkündeten, wurden bald aufgegeben und niemals besiedelt. Der Sinn der monumentalen Tropäen ist ja aber gerade, in dem frisch erworbenen, noch unbesetzten Lande, das von dem Heere zunächst wieder verlassen werden muss, das aber als occupiert gilt, ein möglichst solides Denkmal zu hinterlassen. Es ist dabei völlig gleichgültig, ob die Occupation dann auch eine dauernde wurde und zur Besiedelung führte, oder nicht. Die Intention der Occupation war jedenfalls da und zugleich die Intention, die Feinde durch das Siegesmal abzuschrecken, ein Zeichen der römischen Macht, der römischen Herrschaft zu errichten, welcher das Land in der Folge gehorchen sollte. Was unsere Flaggenhissungen in occupiertem, aber wieder verlassenem, fernstem Lande sagen wollen, das sprechen in monumentaler gewaltiger Weise jene römischen Tropäen aus.

Jener falschen These gegenüber ist das Gegenteil vielmehr richtig: das Tropaion von Adamklissi verlangt nicht nur nicht zu seiner Erklärung die gleichzeitige Existenz der benachbarten Legionslager, sondern es schliesst sie aus. Wenn man in einem Grenzgebiete schon zu ständigen Niederlassungen gekommen war, wenn gar schon Legionen dahin verlegt waren, so waren diese eben die Wahrzeichen der römischen Herrschaft und ein monumentales Tropaion war dann gänzlich unnütz. Wenn man aber sich wieder zurückziehen musste, dann eben lag die Veranlassung vor, ein Zeichen, und zwar ein möglichst unverwüstliches, von dem Siege über die Feinde und von der neuen Herrschaft zu hinterlassen, welcher das Land nunmehr unterthan sein sollte.

In dieser Lage war M. Licinius Crassus, als er von seiner Provinz Makedonien zunächst nach Norden, dann, der Donau folgend, nach Osten gezogen war, und alle feindlichen Stämme unterworfen hatte. Er musste natürlich in seine Provinz Makedonien zurück, und an eine dauernde römische Besetzung des ungeheueren, siegreich durchzogenen Gebietes konnte er gar nicht denken. Aber ein Zeichen von Roms Sieg und Roms Herrschaft an der fernsten Grenze hinterlassen, das konnte er; und ich erkenne dieses Zeichen im Tropaion von Adamklissi. So lange der Bau dauerte, wird er in jenen Gegenden verweilt

haben, wo er so vieles zu regeln und zu ordnen hatte. Er übertrug den einheimischen Fürsten als römischen Vasallen die Obhut der neu gewonnenen Donaugrenze. Er hatte zuletzt noch einige kleine Stämme, besonders die Artakier, die sich bis dahin nicht unterworfen oder nicht in ein Bundesverhältnis eingetreten waren, zu bekriegen; er besiegte auch sie, so dass alle Völker des rechten Donauufers die römische Herrschaft anerkannten. Da er im Winter 29/28 aus dem Winterlager aufgebrochen war und dann offenbar rasch nach Osten gegen die Donaumündung zog, so war in dem Jahre 28 offenbar Zeit genug geboten, den Tropaionbau auszuführen.

Die Feldzüge des Crassus hatten einen ungeheueren Erfolg. Alle kriegerischen Völkerschaften in den weiten Gebieten vom Hämus bis zur Donau wurden unterworfen oder in Clientelstaaten verwandelt. Die untere Donau wurde nunmehr Grenzstrom des römischen Reiches. Ob der „Plan, alles Land bis zur Donau unterthänig zu machen“, von vornherein feststand (wie Zippel, die römische Herrschaft in Illyrien bis auf Augustus S. 242 annimmt) oder erst im Verlaufe der Ereignisse sich ergab, ist dabei ohne Belang; genug, dass er zur Thatsache wurde und Crassus sich sagen durfte, die römische Herrschaft um ein ungeheueres Gebiet erweitert zu haben. Besonders musste es ihn mit Stolz erfüllen, das gefürchteste Volk der Donaugegenden, das seit langem ein mächtiger Faktor in der Geschichte der makedonisch-thrakischen Länder war, das germanische Volk der Bastarner und ferner die rauhen Geten gründlich geschlagen zu haben. In der That war damit das rechte Donaufer „vollständig der römischen Herrschaft unterworfen“ (Mommsen, röm. Gesch. V, 13; vgl. Sitzgsber. 1897, I, S. 269).

Man hat sich neuerdings, in dem Bestreben dadurch meine These weniger wahrscheinlich erscheinen zu lassen, bemüht, die Bedeutung der Feldzüge des Crassus recht herabzusetzen und nur als eine unbedeutende Episode hinzustellen, die höchstens „die Interessensphäre“ des römischen Reiches etwas erweitert hätte (Oesterr. Jahresh. I, 132 ff.). Allein ich brauche von dieser tendenziös befangenen Darstellung nur an die unbefangenen früheren von Mommsen und Zippel zu appellieren. Mit dem, modernen Verhältnissen entlehnten, Ausdrucke Erweiterung der „Interessensphäre“ will man jetzt andeuten, dass so etwas doch nicht Anlass zur Errichtung eines Tropaions hätte sein können. Allein dies ist Entstellung der Geschichte. Crassus ist ganz einfach ein siegreicher Eroberer, der die gefürchtetsten der barbarischen Gegner Roms niedergeworfen hatte, bei dem daher nichts natürlicher und verständlicher ist als dass er im Vollgefühl seiner Kraft und seines Sieges am Endziele des Feld-

zuges ein monumentales Andenken zu hinterlassen bemüht war, eben weil er mit dem Heere wieder zurück in seine ferne Provinz sich begeben musste.

Das Tropaion ist selbstverständlich einerseits aus dem subjektiven Wollen dessen, der es errichtet hat, andererseits aus den objektiven Machtmitteln zu erklären, die diesem im gegebenen Momente zu Gebote standen. Von keiner dieser Seiten kann das geringste Bedenken gegen Crassus als den Erbauer bestehen. Gänzlich gleichgültig ist es dabei natürlich, wie sich später, nachdem Crassus mit seinem Heere nach Makedonien zurückgekehrt war, die Verhältnisse gestalteten. Wir wissen, dass zwar die schlimmsten Gegner, die Bastarner, sich später nicht mehr regten, dass aber sonst unter den von Crassus unterworfenen oder in Clientelstaaten verwandelten Völkerschaften bald nach seinem Abzuge wieder Unruhe und Unbotmässigkeit genug eintrat, welche die Nachfolger des Crassus mehrmals zum Einschreiten nötigten. Und wir wissen aus den circa vierzig Jahre nach Crassus Abzug entstandenen Klageliedern des nach Tomis verbannten Ovid, dass damals ständige Unruhen durch die Barbaren herrschten, welche die Griechenstädte immerzu mit Raub bedrohten. Allein diese späteren Zustände sind natürlich vollständig gleichgültig für die Frage, ob Crassus nach Wollen und Können im Jahre 28 v. Chr. in der Lage war, das Tropaion zu errichten.

Kaum einer Entgegnung bedarf es, wenn man gemeint hat, zwar nicht als Argument, doch als Bestätigung, dass das Tropaion nicht von Crassus herrühre, anführen zu können, dass es bei Ovid nicht erwähnt wird (Oesterr. Jahresh. I, 136). Es ist zu deutlich, wie eine Erwähnung jenes römischen Siegesmales so ganz und gar nicht in den Zusammenhang und Stil jener ovidischen Jeremiaden herein sich fügen würde. Und der weichliche, gebrochene, jammernde Mann ist gewiss nie aus den Mauern der Stadt herausgekommen, aus denen man sich, wie er selbst sagt, nicht ohne Gefahr entfernen konnte; er hatte sicherlich auch nicht die Spur von Interesse für etwaige alte Denkmäler im barbarischen Hinterlande. Erwähnt er doch auch aus seiner nächsten Umgebung nur Allgemeinheiten, die in den immer gleichen Ton seiner Klagen stimmten.

Die monumentalen römischen Tropäen, welche dem von Adamklissi analog sind, hatten alle grosse Inschriften, welche die Veranlassung und den Errichter genau angaben. Auf diese Inschrift und die Details ihrer Fassung wurde, wie unsere Ueberlieferung deutlich erkennen lässt, ein grosses Gewicht gelegt. Die Fassung der Inschrift pflegt bei Erwähnung dieser Tropäen ausdrücklich hervorgehoben zu werden. So bei den Tropäen des Sulla in Böotien; so bei dem Tropaion des Pompeius in den Pyrenäen, wo hervorgehoben wird, dass er

den Namen des Sertorius verschwieg, aber sich rühmte 876 Städte von den Alpen bis an das Ende Spaniens unterworfen zu haben; so bei den Tropaea Augusti, wo alle die Alpenvölker aufgezählt waren, welche durch Augustus dem römischen Reiche einverleibt worden waren; so bei dem Tropaion des Germanicus, dessen Inschrift Tacitus (Ann. 2, 22) anführt.

Diesem Brauche entsprechend hat der Erbauer des Tropaions von Adamklissi im Baue eine grosse Platte vorgesehen, welche die Inschrift aufnehmen sollte.

Die Thatsache, die wir konstatiert, dass die Inschrift Traians auf dieser Platte nicht mit der Erbauungszeit zusammenfällt, dass also die Platte, obwohl für eine Inschrift bestimmt, doch leer geblieben ist, bis sie Traian occupierte, diese Thatsache findet bei unserer Annahme, dass Crassus das Tropaion errichtete, unschwer ihre Erklärung.

Crassus durfte die Fassung der Inschrift nicht allein bestimmen; er musste warten, welche Fassung von Rom gebilligt wurde. Es ist sehr leicht denkbar, dass darüber, indem man sich nicht gleich einigte, so viel Zeit verfloss, dass Crassus nicht mehr länger warten konnte und den Rückzug nach Makedonien antreten musste, wohl entschlossen, die Inschrift eben später nachtragen zu lassen, wozu es dann bei dem Wandel der Zeiten begreiflicherweise nicht mehr kam.

In Bezug auf die rechtliche Stellung des Crassus scheint eine gewisse Unbestimmtheit geherrscht zu haben.[1]) Diese musste bei der Frage der Fassung der Inschrift notwendig zum Austrage kommen, und deshalb war diese Fassung eben nicht so einfach; sie musste zu Verhandlungen führen, und diese konnten sich leicht hinziehen, so dass Crassus die Inschrift vorerst weglassen musste. Nach Dion 24, 4 wurde es dem Crassus in Rom nicht gestattet, die Waffen des von ihm mit eigener Hand im Kampfe erschlagenen Königs der Bastarner, des Deldon als spolia opima dem Jupiter Feretrius zu weihen, weil er nicht imperator (*αὐτοκράτωρ στρατηγός*) gewesen sei. Doch hat er den Krieg mit eigenem Imperium geführt; denn er triumphierte nach den Triumphalfasten 27 v. Chr. „ex Thraecia et Geteis". Crassus hat aber auch den Imperatortitel offenbar beansprucht, und eine athenische Inschrift giebt ihm diesen auch wirklich (Dittenberger CIA III, 572). So berichteten auch einige Schriftsteller, wie Dion 25, 2 sagt, dass er den Imperatortitel angenommen habe; Dion freilich behauptet dagegen, dass dies nicht richtig sei

[1]) Vgl. Zippel a. a. O. S. 242, v. Premerstein in Oesterr. Jahresh. I, Beibl. S. 154.

und Augustus allein sich den Titel beigelegt habe.[1]) Wir sehen deutlich, dass hier eine Differenz zwischen Augustus und Crassus war; begreiflich im Beginn der Monarchie; Crassus beanspruchte den Imperatortitel, den ihm Augustus der konsequenten monarchischen Idee zufolge nicht gestatten konnte. Es ist offenbar, dass hier ein leicht begreiflicher Grund für das Unterbleiben der Inschrift an dem Tropaion liegt. Vielleicht mag jene Differenz es auch mit veranlasst haben, dass Augustus im Monumentum Ancyranum des Feldzuges des Crassus und seines Sieges über Bastarner und Geten überhaupt gar nicht erwähnt (vgl. Sitzgsber. 1897, I, S. 268).

Nun endlich kommen wir zu der sachlichen Uebereinstimmung, welche zwischen den figürlichen Darstellungen des Tropaions und der bei Dion erhaltenen, wahrscheinlich auf Grund des offiziellen Berichtes des Crassus gearbeiteten Erzählung von dem Feldzuge des Crassus besteht (vgl. Intermezzi S. 64 ff., Sitzgsber. 1897, I, S. 269 ff.). Diese Uebereinstimmung erstreckt sich auf so viele und so charakteristische Züge, dass sie nicht dem Zufall zugeschrieben werden kann. Während die gewaltsame Beziehung der Darstellungen auf die Dakerkriege des Traian zugestandenermassen völligen Schiffbruch gelitten hat (vgl. oben S. 476), bleibt jene Uebereinstimmung mit dem Berichte des Crassus in ihren wesentlichen Punkten eine offenkundige und unanfechtbare Thatsache, und die Einwände, die man erhoben hat, erweisen sich leicht als nichtig.

Wir wollen den ganzen Bau zunächst noch mehr im einzelnen betrachten, soweit mir meine Beobachtungen an Ort und Stelle Anlass geben zu Ergänzungen oder Berichtigungen der vorhandenen Publikation. Als eine Ergänzung zu dieser sind auch die Tafeln III—VII bestimmt, nach photographischen Aufnahmen, die mir Herr Tocilesco gütigst zu nehmen verstattet hat.

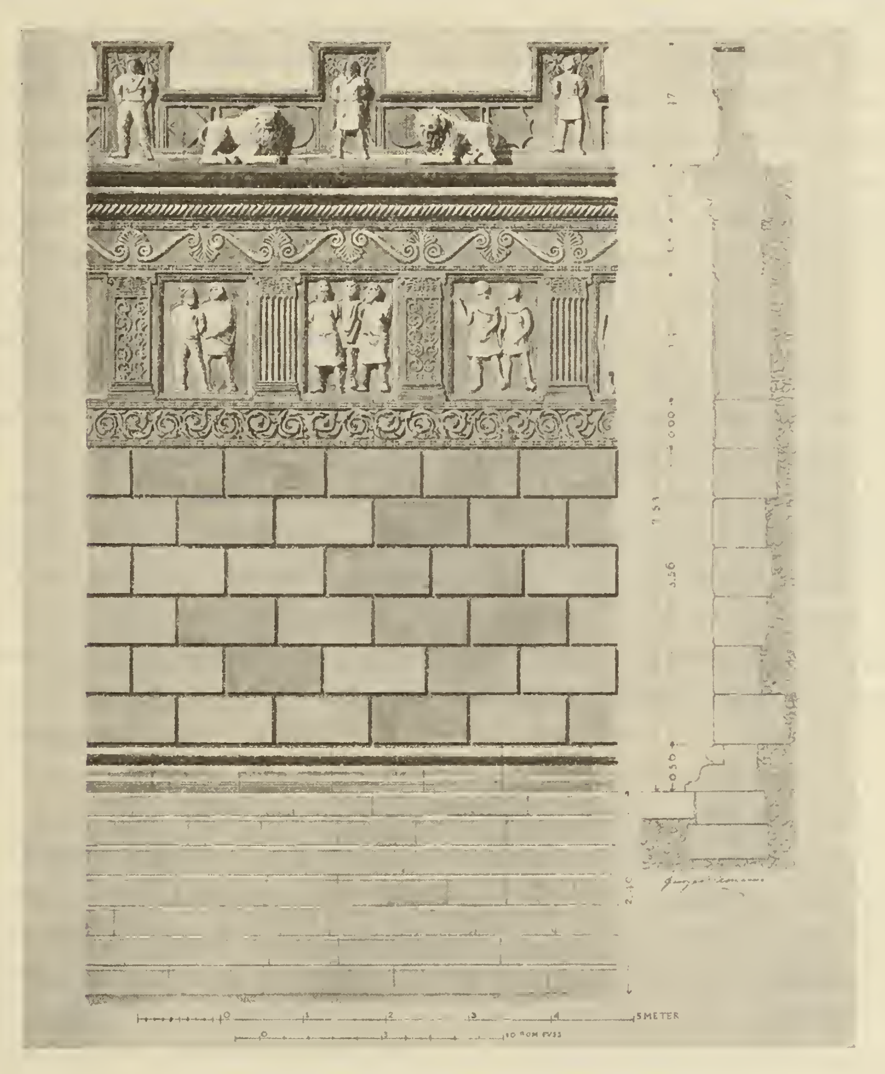
Von dem Zustande der Ruine, von der Beschaffenheit des Betonmantels aus Bruchsteinen mit Kalkmörtel (ohne die Spur eines Ziegelbrockens), von der Quaderverkleidung und dem noch wohlerhaltenen Stufenunterbau geben Taf. III, 1, 2; IV, 1 eine deutliche Anschauung.

Nicht bei Niemann erwähnt finde ich, dass auf dem Boden nahe dem Baue Reste eines Plattenpflasters erhalten sind, die darauf deuten, dass der Boden rings um das Monument gepflastert war.

---

[1]) Dion 25, 2 *καὶ γὰρ καὶ θυσίαι καὶ νικητήρια οὐχ ὅτι τῷ Καίσαρι μόνον, ἀλλὰ καὶ ἐκείνῳ ἐψηφίσθη· οὐ μέντοι καὶ τὸ τοῦ αὐτοκράτορος ὄνομα, ὥς γέ τινές φασιν, ἔλαβεν, ἀλλ' ὁ Καῖσαρ μόνος αὐτὸ ρποσέθετο.*

Wir wiederholen beistehend die Rekonstruktion des runden Unterbaues des Tropaions von G. Niemann aus dem Werke „Das Monument von Adamklissi“ und bemerken zu dem Einzelnen: Von dem Rankenfriese, welcher die Quaderreihe des runden Unterbaues nach oben abschloss, zeigen Taf. III, 3, 4 einige Stücke. Der Bericht Niemanns über diesen Fries ist nicht ganz genau.



Der runde Unterbau. Rekonstruktion von G. Niemann.

Er erwähnt einen Friesblock, der eine Vase zeige und sagt: „Das Geranke wächst aus derselben nach einer Seite heraus, von der anderen aber gleichsam hinein, denn das Ornament entwickelt sich stetig nach links. Gerade dieser Block ist schlecht gearbeitet.“ Dies ist nicht richtig. Taf. III, 4 giebt diesen Block wieder. Er ist gerade so scharf und genau gearbeitet wie die anderen;

nur ist er sehr bestossen und schlecht erhalten. Von dem Ornament ferner existieren zwei Typen; bei den einen Blöcken ist die Richtung des Rankenfrieses nach links, wie Niemann angiebt, bei den anderen aber nach rechts. Taf. III, 3 giebt eine schöne Platte des letzteren Typus. Ich habe im Museum in Bukarest acht Platten mit dem Ornament nach links, neun mit dem Ornament nach rechts gezählt und von letzterem Typus noch ein Exemplar bei der Ruine selbst notiert. Der geriefelte Becher, zu dessen Seiten je eine Taube steht, hat eine charakteristische, hellenistische Form. Das Motiv der aus einem Becher kommenden Ranken ist indes bis in die späteste Zeit hinein gerade in der Provinzialkunst an der Donau beliebt geblieben. Von der Vortrefflichkeit der Ausführung des Frieses giebt das gut erhaltene Stück Taf. III, 3 eine Anschauung. Die Arbeit ist, wie schon oben hervorgehoben ward (S. 468), überaus scharf und sorgfältig. Die Form der Akanthosblattelemente mit ihren ganz flach und zart darauf angedeuteten Blattrippen stimmt genau mit den unter Augustus herrschenden Typen (vgl. die Ara Pacis); nur ist die Ausführung hier trockener und härter als an den stadtrömischen Marmorarbeiten. Auch die Art der Unterarbeitung der Blattteile zeigt das gleiche Prinzip wie die augusteischen Denkmäler. Auf den Ranken jeder Platte sind regelmässig vier oder fünf kleine Vögel in anmutiger Weise verteilt; diese Vögelchen sind überraschend natürlich gebildet; ihr Gefieder ist mit flachen scharfen Strichen angedeutet. Die dekorativen Wolfs- oder Hundeköpfe sind ebenfalls sehr lebendig. Sie sind ohne Zweifel gewählt mit Beziehung auf Mars als den Gott des Krieges.

Von gleicher Art und Arbeit sind die Ranken und der Akanthus auf dem Panzer des Tropaions.

An den auf dem Friese aufstehenden Pilastern sind sowohl die Ranken, die an einem Teile statt der Canneluren erscheinen, als die Palmettenblätter der Capitelle absichtlich sehr flach gehalten; auch die Basen dieser Pilaster laden nur nach den Seiten aus, nicht nach vorn (vgl. Niemann, Adamkl. S. 19). Indem der Rahmen zu den figürlichen Reliefplatten, den sogenannten Metopen, so flach gehalten war, wirkten diese um so kräftiger. Die Ranken und Palmetten der Pilaster sind ebenfalls sehr scharf gearbeitet; die Blätter haben immer eine vertiefte Mittelrinne. Pilaster mit Ranken an Stelle der Canneluren befinden sich im Bukarester Museum fünf, an der Ruinenstätte aber noch mehrere. An zweien bemerkte ich Mohnköpfe als Endigung der Ranken.

Von vortrefflicher Arbeit ist auch der über den Pilastern und sogenannten Metopen liegende Architrav mit den strickartig geflochtenen Voluten. Taf. VI, 3 zeigt Proben davon. Die Palmettenblätter sind wieder sehr scharf und tief

unterschnitten gearbeitet; ihre Form entspricht dem Geschmacke späterer hellenistischer Epoche. An zwei Blöcken im Bukarester Museum und mehreren an der Ruinenstätte ist die Palmettenbildung etwas abweichend, mit vertiefter Mittelrippe jeden Blattes. Das ganze Ornament ist originell und für seinen Zweck gut erfunden; die strickartigen Voluten haben einen kraftvollen Charakter, und doch bildet das Ornament eine leichte Bekrönung der figürlichen Platten mit ihrem Pilasterrahmen.

Dieser kraftvolle Ton klingt weiter in dem Gesimse darüber mit seinem wieder strickförmig gewundenen Wulste (ein Block links vorne auf Taf. IV, 1). Die Bekrönung mit den Zinnen ist ganz schlicht und von monumentalem Ernst; jedes vegetabilische Ornament ist hier vermieden; statt dessen erscheinen flach gehaltene Verzierungen geometrischer Art. Doch belebt wird der Zinnenkranz durch die Gestalten der gefesselten Barbaren, die sich von Bäumen abheben und durch die Wasserspeier in Gestalt von Löwen.

Es folgt das schuppenförmige Dach und dann der sechseckige Thurm, welchen der Architrav mit den Schilden krönt, und endlich das gewaltige Tropaion. Das Ganze ist mit solch feinem künstlerischen Takte entworfen und in allen Teilen mit solch bewundernswerter Sicherheit auf eine gewollte Wirkung gestimmt, dass wir als Schöpfer desselben einen nicht unbedeutenden Künstler voraussetzen dürfen. Die ausführenden Kräfte, die ihm zur Verfügung standen, waren für das Ornamentale besser zu brauchen als für das Figürliche, das gar hart und ungeschickt ausfiel. Doch tritt diese Unvollkommenheit als relativ unwesentlich zurück, wenn wir den künstlerischen Wert des Ganzen ins Auge fassen.

Zu den Abbildungen und Beschreibungen der einzelnen „Metopen“tafeln in dem Adamklissi-Werke gebe ich zunächst einige Nachträge.

Zu Metope 2: Das rechte Bein des Reiters ist nicht „nackt“, sondern man erkennt zwei flache Rillen auf dem Unterschenkel ebenso wie bei Metope 1. Die Haare an Metope 2 sind besonders gut gearbeitet und erhalten: parallele, schmale, scharfe Furchen von der Stirne aus über den ganzen Kopf nach hinten gezogen.

Zu Metope 5: Der Schlitz auf der Brust des getöteten Barbaren scheint eher die Wunde als eine geschlitzte Jacke anzudeuten. Die beiden Barbaren, deren Köpfe erhalten sind, tragen nicht „kurzgeschorenes Haar“, sondern, wie sich aus Vergleichung der ganzen Figurenserie ergiebt, eine kleine runde anliegende Kappe.

Zu Metope 6: Der Barbar hat dieselbe Kappe wie die vorigen. Am Reiter (den Benndorf Kaiser Traian nennt) sind Reste des hier recht grob

gebildeten parallelen Furchenhaares erhalten. Dass der Reiter nur ein gewöhnlicher Reiteroberst, aber nicht der Feldherr sein kann, geht, wie ich schon Intermezzi S. 64, Anm. 2 bemerkt habe, aus dem Schuppenpanzer hervor, den er trägt. Das angebliche statuarische Postament unter den Hinterbeinen des Rosses ist nichts als ein hier einmal zufällig stehengelassenes, nicht ausgetieftes Stück Reliefgrund, das als Bodenlinie für die Hinterbeine des Rosses dient. Die Figuren pflegen sonst ohne Bodenlinien dargestellt zu sein. Das Studium der Originale gab mir die Ueberzeugung, dass der Künstler nicht, wie ich früher (Intermezzi S. 64) vermutete, den Uferrand darstellen wollte, sondern eine besondere Lokalandeutung überhaupt gar nicht beabsichtigte. Gedankenlos und widersinnig aber war die Annahme Benndorfs (die noch Oesterr. Jahresh. I, S. 133 f. wiederholt wird), es sei hier „vollkommen deutlich“ eine statuarische Gruppe, der Kaiser über einen Barbaren reitend, dargestellt; denn wenn das Stück Grundlinie unter den Hinterbeinen des Rosses ein statuarisches Postament darstellen soll, so liegt also der Barbar ausserhalb des Postamentes in der Luft?!

Zu Metope 9 (= Taf. XII, 1): Der bittende knieende Mann in dem gegürteten Aermelrock ist unbärtig und hat einfaches Furchenhaar. Der bärtige Lenker des Wagens trägt die runde Kappe.

Zu Metope 16: Der gefallene Barbar mit dem Sichelschwert trägt die runde Kappe.

Zu Metope 17: Der stehende Barbar trägt die runde Kappe. An allen drei Figuren ist vom Steinmetzen versäumt, die Lidränder der Augen anzugeben.

Zu Metope 18: Der Barbar trägt die Kappe.

Zu Metope 19: Der Barbar trägt die Kappe. Die über die Brust laufenden Rillen sind nicht „eine zufällige Verwitterung“, sondern deuten offenbar einen Riemen an.

Zu Metope 20: Die Armschiene des Legionars reicht bis zur Mitte der Hand. Am linken Beine ist das Ende einer Kniehose angedeutet; von einer Beinschiene ist aber nichts zu sehen. Der knieende Barbar trägt die glatte Kappe; der liegende hat den Haarknoten auf der rechten Kopfseite; das Haar ist durch parallele Linien angegeben.

Zu Metope 21: Der Barbar war bärtig.

Zu Metope 22: Der Barbar mit dem Sichelschwerte hat die glatte runde Kappe; am Gefallenen ist durch parallele Linien von der linken nach der rechten Seite hinübergestrichenes Haar angedeutet; an der rechten Seite ist der Haarknoten zu denken, der durch das Bein der anderen Figur verdeckt wird.

Zu Metope 23: Der hinsinkende Barbar mit dem Sichelschwert hat die runde Kappe; der zweite Barbar hat den Haarknoten an der rechten Seite; der dritte in dem gegürteten Aermelrock hat nach beiden Seiten abstehendes Haar.

Zu Metope 24: Der am Boden sitzende hat nach beiden Seiten abstehendes Haar; der abgeschnittene Kopf links scheint Haarknoten zu haben.

Zu Metope 26: Die Behauptung: „die Haltung der nach rechts emporgerichteten Köpfe zeigt die Nähe des Kaisers an“ ist reine Phantasie. Der Kopf des mittleren Soldaten ist ganz gerade nach vorne gerichtet, die beiden anderen haben den Kopf ein klein wenig nach rechts gewandt. Der Mann links hat ungewöhnlicherweise krauses, durch runde Buckeln wiedergegebenes Haar.

Zu Metope 27: Vgl. die Berichtigung von Benndorf in Oesterr. Jahresh. I, S. 129 Anm., wo schon gesagt ist, dass die grössere Figur rechts, nicht die links, den Stab hält. Der erhaltene Kopf links zeigt das gewöhnliche grobe Furchenhaar.

Zu Metope 29: Der Barbar trägt eine aus horizontalen wulstigen Streifen bestehende Mütze. Der „in die Höhe gerichtete Blick“ des Legionars, der wieder „die Nähe des Kaisers“ verraten soll, ist wieder nur Phantasie.

Zu Metope 31: Der gefallene Barbar hat Furchenhaar, nicht Kappe. Ein Haarknoten ist nicht mehr zu erkennen; doch wäre es möglich, dass ein solcher angedeutet gewesen wäre.

Zu Metope 32: Das Haar des Feldherrn ist das gewöhnliche grobgearbeitete Furchenhaar; die Stirne ist abgeschlagen. Der Stab in der Linken ist eine Lanze; der Knopf am Schwertgriff ist ein Adlerkopf.

Zu Metope 33: Der Barbar trägt die Kappe.

Zu Metope 34: Die beiden Barbaren mit den Sichelschwertern haben die Kappe. Am rechten Bein des fliehenden Barbaren sind Falten angegeben, am linken nicht.

Zu Metope 35: Der Barbar mit dem Sichelschwert hat die Kappe; sein Kopf ist besonders roh ausgeführt; er ist nicht unbärtig; es ist nur unterlassen, Haarlinien auf dem glatten Barte anzugeben. Das bittende Weib scheint auch eine Mütze zu tragen.

Zu Metope 36: Die drei Barbaren tragen die Kappe.

Zu Metope 38: Die vier Köpfe haben alle das gleiche Furchenhaar und sind recht grob.

Zu Metope 39: Der obere Teil dieser Platte ist auf unserer Taf. VII, 1 grösser wiedergegeben. Das Haar des Mannes rechts zeigt den gewöhnlichen

groben Typus; das der grösseren Figur links ist sorgfältiger, mit schmäleren Furchenlinien gearbeitet; über der Stirnmitte teilen sich die Haare ein wenig. Offenbar ist durch diese sorgfältigere Behandlung die Hauptperson, der Feldherr, ausgezeichnet worden. Der Verfertiger des Reliefs ist aber nicht die Spur „geübter als seine Genossen“, sondern er wendet hier nur etwas mehr Sorgfalt an. Nach Benndorf (Oesterr. Jahresh. I, S. 129) tritt hier „die Absicht einer Porträtbildung heraus“, und zwar glaubt er Traian zu erkennen. Ich sehe nichts als das Bestreben, den Kopf auszuzeichnen durch sorgfältige Angabe des Haares, das aber denselben Typus zeigt wie an allen anderen Römerköpfen, d. h. es ist schlicht und in die Stirne gekämmt. Benndorfs Phantasie freilich sieht viel mehr; er sieht, dass der Haarwuchs vorne voll, „am Hinterkopfe aber schwach ist und gegen die Gewohnheit . . von rückwärts schräg nach dem Ohre hin in die Höhe gekämmt ist“; dieser Unterschied gemahne an falsches Haar, und Traian habe vielleicht eine Perrücke getragen (Oesterr. Jahresh. I, S. 130)! — Es genügt, diese grossartige Entdeckung angeführt zu haben und dann auf unsere Tafel zu verweisen. Nicht einmal die Beobachtung ist richtig. Das Haar ist nicht einmal „schräg nach dem Ohre hin in die Höhe gekämmt“; die Spitzen gehen nach unten; jenes trifft eher zu bei dem einen unteren Kopfe unserer Taf. VII, 2; hier gehen die Linien nach dem Ohre hinauf; auch hier ist das Haar vorne voller, hinten ganz flach angegeben; also trägt auch dieser das Pilum schulternde Soldat eine Perrücke und ist auch er ein verkappter Traian?

Zu Metope 41: Die Soldaten haben Kniehosen. Der mittlere hat das Buckelhaar wie der eine Standartenträger der Metope 26.

Zu Metope 43: Die Oberfläche der Platte ist relativ gut erhalten. Ihr oberer Teil ist grösser abgebildet auf unserer Taf. VII, 2. Die Schärfe der ursprünglichen Arbeit ist hier deutlich erhalten, z. B. an den überaus scharfkantig geschnittenen Mundrändern. Der Typus der vier Köpfe ist der gleiche wie bei allen Römerköpfen des Denkmals.

Zu Metope 44: Der Kopf des Mannes rechts ist grösser abgebildet in Oesterr. Jahresh. Bd. I, S. 129, Fig. 40. Es besteht hier derselbe Unterschied zwischen den Köpfen der beiden Männer wie auf Metope 39: der rechts ist ausgezeichnet durch grössere Sorgfalt in der Wiedergabe des Haares, das mit schmäleren feineren Furchenlinien gegeben und in der Mitte über der Stirne ein wenig getrennt ist. Ueber die Phantasie, hier ein Porträt Traians zu sehen, ist gerade nach der von Benndorf gegebenen grösseren Abbildung kein Wort mehr zu verlieren. — Und bei Benndorf ist dieses angebliche Porträt Traians eine der Hauptstützen für seine Zeitbestimmung des ganzen Baues! —

gewiss eine solide Stütze! — Das Motiv dieser Platte ist übrigens schwerlich das einer Adlocutio; der Feldherr scheint vielmehr in erregter Erwartung; er ist im Vorschreiten begriffen und lebhaft bewegt. — Sein Schwert ist nicht die Spur grösser als das seines Begleiters (auch an Metope 39 sind die Schwerter gleich lang).

Zu Metope 45: Die Behauptung: „der Blick aller Figuren ist zum Kaiser emporgerichtet" ist wieder reine Phantasie; sie blicken alle geradeaus.

Zu Metope 46: Der obere Teil auf unserer Taf. VII, 3. Die beiden Barbaren tragen Mützen. Der Barbar links hat emporgezogene Brauen und horizontale Stirnfalten; der rechts hat zusammengezogene Brauen und vertikale Stirnfalten am Nasenansatz. An den Augen sind nicht „Pupillen" angegeben, sondern die Iris ist durch eine flache Kreislinie angedeutet, was an mehreren Köpfen zu erkennen ist (vgl. Taf. VII, 2).

Zu Metope 47: An dem Römerkopfe trennen sich über der Stirnmitte die Haare ein wenig, ähnlich, nur weniger sorgfältig wie bei dem Feldherrn.

Zu Metope 48: Die Barbarenfrau trägt ein Kopftuch; darunter kommt das Haar heraus.

Zu Metope 49: An beiden Frauen ist weiblicher Busen angedeutet, besonders deutlich an der linken. Das Haar des Knäbchens ist in geraden Furchen gebildet; das Kind hat volle Backen.

Metope 50, die in die Donau gefallen war, ist jetzt wiedergefunden und im Museum zu Bukarest aufgestellt. Das Relief ist kaum kenntlich. Es sind zwei (nicht ein) Tubabläser nach rechts dargestellt, denen ein Soldat mit vorgehaltenem Schild und gezücktem Schwert vorangeht. Alle drei Krieger tragen den Kettenpanzer. Es handelt sich natürlich um Schlachtmusik beim Angriff, nicht um Opfermusik.

Auch zu der Beschreibung der gefangenen Barbaren an den Zinnen (Adamklissi S. 94 ff.) sind einige Nachträge und Berichtigungen zu machen. Zunächst zu der ersten Gruppe (Nr. 1—6) der germanischen Barbaren mit dem Haarknoten über der rechten Schläfe.

Zu Zinne 1. Wir geben den Oberteil dieses besonders interessanten und auch gut gearbeiteten Stückes hier auf Taf. VI, 1. Die Palmblätter sind tief unterschnitten und gearbeitet wie die Akanthosranken an dem Fries. Der Kopf ist sehr ausdrucksvoll. Der Blick ist mit schmerzlichem Pathos in die Ferne gerichtet. Die Brauen sind in die Höhe und nach der Nase stark zusammengezogen. Man sieht hier wie an anderen besseren Stellen der Bildwerke (vgl. oben zu Metope 46), dass die Verfertiger nicht ganz unbekannt

waren mit den Ausdrucksmitteln hellenistischer Kunst. — Das Schuhwerk am Fusse ist sicher.

Zu Zinne 2: Hier zum ersten Male abgebildet auf Taf. VI, 2 links. Dazu der Oberteil grösser auf Taf. V, 2. Ein kräftiger, unbärtiger, junger Germane in trotziger Stellung mit zornigem Ausdruck im Gesichte. Auch hier sind die Brauen über der Nase stark zusammengezogen.

Zu Zinne 3: Der zusammengedrehte Haarknoten ist hier besonders deutlich erhalten.

Zu Zinne 5: Die Brust ist nicht nackt; vielmehr ist auch hier der vorne bis zwischen den Beinen herabhängende spitze Kragen deutlich zu erkennen.

Zu Zinne 6: Hier zum ersten Male abgebildet auf Taf. VI, 2 rechts. Dieser Barbar gehört nicht zu der ersten Gruppe derer mit dem Haarwulste; denn sein Kopf ist von der glatten runden Mütze bedeckt; an der rechten Seite ist der Kopf zwar fragmentiert, doch würde eine Spur des Haarknotens da sein müssen; indes kommt der letztere niemals zusammen mit der Mütze vor. Ein weiterer Unterschied von den Repräsentanten des ersten Typus ist, dass er des Kragens entbehrt, den jene alle tragen. Ferner ist der Bart kürzer als bei jenen.

Zu der „zweiten Gruppe“ (Nr. 7—12), den Männern im Kaftan:

Zu Zinne 11: Nicht „Eichbüschel“, sondern Platane. Das Haar ganz wie bei den übrigen dieser Gruppe.

Zu der „dritten Gruppe“ (Nr. 13—25), den Männern im Kittel:

Zu Zinne 13: Der Mann trägt die glatte runde Kappe; er ist unbärtig. Auf der Brust Falten, nicht Band.

Zu Zinne 14: Auch dieser trägt die glatte Kappe. Er ist ein junger unbärtiger Mann mit vollen Backen, durchaus nicht „alt“, und von einer „Wassersuppe am gerunzelten Hals“ ist nicht die Spur zu entdecken.

Zu Zinne 15: Der unbärtige Mann hat das nach den Seiten abstehende Haar. Die Hose an beiden Beinen deutlich.

Zu Zinne 16: Der Mann hat die Kappe und trägt Spitzbart. Die scharfe Unterarbeitung am Rande der Kappe (nicht des „Haaransatzes“) ist nicht „durch Verwitterung verschärft“, sondern ursprünglich. Solche scharfen Unterarbeitungen gehören zum Charakter der Arbeit durchweg.

Zu Zinne 17: Aus kleinen Resten des Kopfes geht hervor, dass das Haar nach beiden Seiten abstand.

Zu Zinne 18: Scheint das abstehende Haar gehabt zu haben.

Zu Zinne **19**: Hier zum ersten Male abgebildet auf Taf. IV, 3. Der Mann trägt die Kappe und Spitzbart. Die Gesichtszüge sind, wie auch die Abbildung zeigt, weder „gemein“ noch „fett“.

Zu Zinne **20**: Hier zum ersten Male abgebildet auf Taf. VI, 2 in der Mitte. Das Haar nach beiden Seiten abstehend.

Zu Zinne **21**: Der Mann hatte die runde Kappe.

Zu Zinne **22**: Das Haar ist hier kaum abstehend gewesen. Der Mann ist sicher unbärtig.

Nicht in der Publikation beschrieben, jetzt im Museum von Bukarest vorhanden sind:

a) Eine vollständiges Stück; die Figur in den Hüften gebrochen; zu beiden Seiten Ansatz je eines Quadrates. Kein Baumstamm, oben zwei Zweige. Das Haar nach den Seiten abstehend. Kittel mit Gurt. Wahrscheinlich einst Spitzbart.

b) Ein sehr gutes vollständiges Stück, quer durch nach rechts oben gebrochen. Hier zum ersten Male abgebildet Taf. IV, 2 und der Kopf besonders auf Taf. V, 1. Kittel mit Gurt; nach den Seiten abstehendes Haar. Hinten Eiche.

Es ergiebt sich aus dem Vorstehenden, dass an den Zinnen nicht drei, sondern vier Barbarentypen zu unterscheiden sind, und zwar:

I. Der germanische Stamm mit dem Haarknoten und dem Kragen auf der Brust (Zinne 1—5).

II. Die Männer mit der glatten Kappe; diese tragen gewöhnlich den Kittel mit Gurt (Zinne 13, 14, 16, 19); einmal jedoch ist der Oberkörper nackt (Zinne 6).

III. Die Männer mit dem abstehenden Haar und dem kurzen Kittel mit Gurt (Zinne 15, 17, 18, 20; wohl auch 22).

IV. Die Männer mit demselben abstehenden Haare, doch mit dem Kaftan (Zinne 7—12).

Alle vier Typen sind in ungefähr gleicher Zahl vertreten.

Wenn wir von den Barbarentypen der Zinnen auf die der sogenannten Metopen blicken, so treten hier, wo es sich meist um Kampfesbilder handelt, die Waffen als weiteres Charakteristikum hinzu, und zu bedenken ist, dass der Umstand des Kampfes auch die Tracht zum Teil verändert erscheinen lassen wird. So ist es natürlich, dass Typus IV hier fast gar nicht nachweisbar ist, indem der Kaftan ein für den Kampf ganz ungeeignetes Gewand ist. Nur der einzige berittene Barbar, Metope 30, trägt den vorn geschlitzten Kaftan (bei Metope 5 ist, wie oben bemerkt, wahrscheinlich eine Wunde, nicht ein

Kaftanschlitz zu erkennen). Die Männer, die an den Zinnen als Typus IV erscheinen, werden an den Metopen von denen des Typus III nicht zu unterscheiden sein. Zu Typus III oder IV gehört der liegende Mann auf Metope 24, der den Rock im Kampfe ausgezogen hat. Die Leute des Typus III im Kittel sind an den Metopen indes sehr selten; deutlich sind sie als Gefangene Metope 45; einer erscheint im Kampfe zugleich mit Männern der Typen I und II auf Metope 23; seine Waffe ist eine Lanze. Auch der knieende auf Metope 9 ist wohl hierher zu rechnen; sonst aber ist der Typus nirgends mehr kenntlich.

Weitaus am häufigsten erscheint auf den Metopen der Typus II. Doch der Kittel, den diese Leute auf den Zinnen gewöhnlich tragen, kommt hier im Kampfe nur einmal (Metope 17) vor; indes, wo sie gefangen auftreten (Metope 46), erscheinen sie natürlich im Kittel. Im Kampfe aber hatten sie die Gewohnheit, denselben abzulegen und mit entblösstem Oberkörper in Hosen zu fechten. So erscheinen sie Metope 5, 6, 16, 18, 19, 20, 22, 23, 33, 34, 35, 36. Sie kommen mit Wagen gefahren und verteidigen die Wagenburg (Metope 9, 35, 36). Sie erscheinen zusammen mit Typus III im Kampfe: Metope 23; öfter mit Typus I: Metope 16, 17, 20, 22, 23. Ihre charakteristische Waffe, die keinem anderen der dargestellten Völker gegeben wird, ist das grosse Sichelschwert (Metope 5, 16, 17, 18, 19, 20, 22, 23, 33, 34, 35).

Der Typus I erscheint mit den Zinnenreliefs am genauesten übereinstimmend Metope 47, wo ein Mann gefangen geführt wird. Er trägt den Brustkragen wie dort. In den Kampfscenen erscheinen Männer dieses Typus neben denen des Typus II auf Metope 16, 17, 20, 22, 23. Ihre Waffe ist, wo sie erscheint, die Lanze (Metope 16, 17); dazu der Schild (Metope 16). Der Oberkörper ist nicht ganz nackt, sondern zeigt den Brustkragen (Metope 20) oder ein Mäntelchen (Metope 23, 16; die Falten neben dem rechten Oberarm von 17 bedeuten offenbar auch ein Mäntelchen). Der allein im Kampfe mit einem Römer dargestellte Mann Metope 29 muss wegen des charakteristischen spitzen Brustkragens auch zu Typus I gerechnet werden. An seinem Kopf ist abweichend von allen anderen ein gewundenes wulstiges Tuch zu erkennen; leider ist gerade die rechte Kopfhälfte verloren; vermutlich war hier das Tuch, wie sonst das Haar, in einen Knoten geschlungen. An der Traianssäule kommen als Freunde der Römer sowohl Germanen vor, welche den Haarknoten tragen (Cichorius Taf. 21, Bild XXVII, Bd. II, S. 137), als auch solche, welche, in ganz gleicher Weise wie jene das Haar, ein Tuch um den Kopf geschlungen und an der rechten Seite in einen Knoten gedreht haben

(Cichorius Bd. III, S. 144 zu Bild C; S. 190 zu Bild CVIII; S. 381 zu Bild CL; Cichorius erkennt hier Bastarner als Andeutung der Alpes Bastarnicae). Es scheinen sonach bei jenem Volke beide Kopftrachten im Gebrauch gewesen zu sein, und der Mann auf Metope 29 wird, wie schon sein Kragen schliessen lässt, zu Typus I zu rechnen sein. Wahrscheinlich hierher gehörig wegen des Schildes und Kopfumrisses ist Metope 4, vielleicht auch Metope 7.

Nicht bestimmt zugeteilt werden können die nackten Leichen (Metope 24, 31, 34). Der Tote auf Metope 31 wird wahrscheinlich zu Typus I zu rechnen sein; dafür spricht der ovale Schild, der hinter ihm liegt. Vereinzelt ist der nackte Kämpfer mit dem Bogen Metope 31.

Wenn wir die gemachten Beobachtungen nun zur Erklärung der Bildwerke benutzen, so ergiebt sich, dass sie noch viel besser mit dem Berichte des Dion über Crassus' Feldzüge harmonieren, als ich dies früher erkannt hatte. Durch die für die Einzelheiten unzulängliche Publikation veranlasst, hatte ich nur drei Barbarentypen unterschieden; Typus I und II wurden fälschlich vermischt und als einer angesehen und dieser Bastarner genannt. Da nun Typus II in den Kampfdarstellungen weitaus am meisten erscheint, ergab sich die Konsequenz, an der man mit Recht Anstoss genommen hat, dass das Tropaion, errichtet zunächst nach dem Siege über die Geten und in deren Lande, doch fast nur auf die Bastarner Bezug genommen hätte.

Jetzt erkennen wir vier Typen von Barbaren; und in vollster Uebereinstimmung damit nennt Dion in seiner, wie er ausdrücklich hervorhebt, gerade auch in den Namen der Völkerschaften korrekten und auf den alten Berichten beruhenden Erzählung vier Völkerschaften, gegen die Crassus gekämpft: Myser, Bastarner, Thraker und Geten.

Es kann kein Zweifel sein, dass unser Typus I ein germanischer ist. Dies beweist die so charakteristische Bildung der Köpfe ebenso wie die durch Tacitus als germanisch bezeugte Haartracht. Die einzige germanische Völkerschaft in jenen Gegenden sind aber die Bastarner. Diese muss Typus I darstellen. Typus II aber sind offenbar die Geten. Zur Ueberlieferung über sie passen alle Züge, welche Typus II bietet. Vor allem aber ist es in voller Uebereinstimmung mit der örtlichen Lage des Tropaions im Getenlande und mit seiner Errichtung am Ende des Feldzuges nach Besiegung der Geten, dass eben Typus II in den Kampfdarstellungen am meisten berücksichtigt ist. Die Geten waren der Ueberlieferung nach den Dakern nahe verwandt. Von den glatten runden, wohl aus Filz zu denkenden Mützen unseres Typus II sind die faltigen Piloi der Daker zwar verschieden, allein das Wesentliche, das Mützentragen, ist doch beiden eigen; bei den Dakern war es auf die

Vornehmen beschränkt. Die riesigen Sichelschwerter, welche die Männer des Typus II mit beiden Händen zu regieren pflegen, sind zwar von den kleinen Sichelmessern sehr verschieden, welche bei den Dakern der Traianssäule vorkommen (Cichorius Bild LXX, Bd. III, S. 116 ff.; Bild CXLV, Bd. III, S. 355 ff.); allein es ist doch eine Waffe analoger Art. Die Daker der Traianssäule führen freilich Lanzen und Schilde, die unserem Typus II noch fremd sind. Auf einem wesentlich späteren Denkmal, einem wahrscheinlich der Zeit des Septimius Severus angehörenden Relief von der Basis der Ehrenstatue eines Lagerpräfekten, die zu Amastris aufgestellt war (Festschrift für Benndorf S. 219), erscheinen Barbaren des Typus II mit denselben grossen Sichelschwertern, doch hier auch mit Schilden. Die Legion jenes Präfekten stand in Dacien. Gewiss ist nicht ein Kampf mit den längst befriedeten Dakern, [1]) sondern wahrscheinlich die Abwehr eines Einfalles unruhiger Barbaren aus der Gegend der unteren Donau, wo die Reste des getischen Volkes sassen, dargestellt. — Auch die sonstigen Züge unseres Typus II passen zu der Deutung als Geten. So die fleischige Fülle dieser Gestalten, ihr langer Bart und die Hosentracht (die Ovid bezeugt); auch ihr Umherziehen mit Wagen; denn das unstete Wanderleben ist eben für die Geten bezeugt, die nach Strabo immer vom einen Ufer der Donau zum anderen ziehen. Im Jahre des Feldzuges des Crassus 29 v. Chr. dichtete Horaz von den umherziehenden Skythen und den rauhen Geten, carm. III, 24, 9 ff., deren Leben er den Römern als Vorbild vorhält; die Züge des Familienlebens bei dem Volke des Typus II, welche unser Denkmal enthält, passen sehr wohl zur Schilderung der Geten des Horaz.

In den Kampfbildern der „Metopen" kämpfen mehrfach Männer von Typus I und II nebeneinander. Nach Dions Bericht waren die von den Bastarnern dem C. Antonius 61 v. Chr. bei Istropolis abgenommenen Feldzeichen in Genukla, der Festung des Getenkönigs Zyraxes, aufbewahrt, woraus hervorgeht (vgl. Oesterr. Jahresh. I, Beibl. S. 152), dass der im Donaudelta sitzende Zweig der Bastarner zur Zeit des Crassus den Geten unterthan war. Es ist daher nur natürlich, wenn wir in den Darstellungen des Tropaions, die

[1]) Sehr charakteristisch ist die Bemerkung des Herausgebers E. Kalinka a. a. O. 222: „Wir besitzen also hier wohl eine authentische Darstellung der Dacier mit ihren eigentümlich getragenen Beinkleidern und ihren mächtigen Sichelschwertern" . . ., wobei man erstaunt frägt: besitzen wir denn nicht in der Traianssäule längst die allerauthentischsten reichhaltigsten Darstellungen der Daker? Die konsequenten Anhänger Benndorfs müssen freilich, wie es Kalinka nach jener Andeutung möchte, die Bilder der Traianssäule für phantastische, unwahre, falsche Darstellungen der Daker halten — ebenso wie man den Streifenpanzer der Säule als eine Kunstlüge darstellen wollte, vgl. oben S. 478, — weil sie nicht mit den angeblichen traianischen Bildern des Tropaions übereinstimmen.

vor allem die Kämpfe in der Gegend desselben schildern, Bastarner an der Seite der Geten fechtend finden.

Unsere Typen III und IV müssen Völker darstellen, welche sich sehr nahe standen; denn sowohl ihre Haartracht als ihr sonstiger Habitus ist der gleiche; nur ihre Tracht ist verschieden; die einen haben einen vorn geschlitzten Kaftan, die anderen einen Kittel wie die Geten, wenn sie nicht kämpfen. Die Myser und die Thraker, die wir in diesen beiden Typen zu erkennen haben (wahrscheinlich die Myser in Typus III, die Thraker in Typus IV), standen sich auch der Ueberlieferung nach offenbar nahe. Dass beide in den Kampfdarstellungen wenig hervortreten, ist natürlich, da die viel gefährlicheren Hauptgegner des Crassus die Geten und die Bastarner waren. Dass auch Thraker an der Seite der Geten kämpften, ist gewiss nicht unwahrscheinlich; daher sich das Nebeneinander von Typus I, II und III in Metope 23 wohl erklärt.

Der Kampf gegen die Bastarner (Typus I) allein ist nur in wenigen der erhaltenen Metopen (vier sind verloren) dargestellt: in Metope 29, wahrscheinlich in Metope 4 und vielleicht auch in Metope 7. Doch sind diejenigen zwei Bilder, die durch ihre individuellen Züge aus allen übrigen herausfallen, Metope 31, der Kampf im Walde, und Metope 32, der im Walde wartende Feldherr, auf den Bastarnerkampf zu beziehen, indem sie eben jene individuellen Züge mit der Beschreibung der Bastarnerschlacht bei Dion teilen. Nach Dion stellte sich Crassus des Nachts in einem Walde versteckt auf, so dass sein Heer von den Bastarnern nicht gesehen werden konnte; hier wartete er, bis die Bastarner des anderen Tages durch die vor dem Walde aufgestellten Späher getäuscht in die Falle gingen und in den Wald eindrangen. Hier im Walde wurde ein grosser Teil derselben von den Römern niedergemacht. Dies ist genau die Situation, wie sie Metope 31 und 32 darstellen. Auf den geistreichen Einwurf Benndorfs, „als ob es nirgends sonst Bäume in der Welt gäbe" (Oesterr. Jahresh. I, 133), wird man keine Antwort erwarten. Die Metopen geben sonst nirgends eine Andeutung der landschaftlichen Situation; ihre Wiedergabe hier muss eine besondere Bedeutung haben. Sie erklärt sich vollständig durch die von Dion berichtete Kriegslist des Crassus. Das Warten des Feldherrn mit seinem Heere im Walde ist so deutlich, wie diese Kunst es nur vermag, dargestellt. Ebenso in Metope 31 die Vernichtung der in den Wald gelockten Feinde, die nicht klarer gegeben werden konnte als durch den zu Füssen des Baumes schon getötet Liegenden und durch den noch Lebenden, der sich vor dem alles vernichtenden Römer auf einen Baum geflüchtet hat, von dem aus er den Bogen abschiesst.

Benndorf wendet ein: „nach Dion sind es die Barbaren, die in den Wald eindringen, das Umgekehrte schildert Metope 31“ — Benndorf würde demnach als Illustration zu Dions Bericht von der gelungenen Vernichtung der Feinde im Walde wohl eine Darstellung erwarten, wo die Barbaren in den Wald vordringen und Römer vor sich herjagen?! Wenn die Barbaren im Walde vernichtet werden, müssen sie allerdings in den Wald hereingekommen sein; aber ist dies Hereinkommen oder ist ihr Vernichtetwerden die Hauptsache?

Von den anderen Darstellungen ist nur noch eine, die aus dem Typischen stark herausfällt und ganz vereinzelt ist: die eng zusammengedrängte Herde von Schafen und Ziegen. Sie ist unverständlich im übrigen Zusammenhange, wenn ihr nicht eine besondere Bedeutung zukommt. Ich vermutete eine Andeutung der Höhle Keire, in welche die Geten des Dapyx ihren Besitz und besonders alle ihre Herden (τὰς ἀγέλας πάσας) geflüchtet hatten. Die übrigen Bilder sind alle typischer Art und stellen teils die Römer allein dar (Fusstruppen im Angriff 12, 13, 14, 15, ruhig 28, 38, 43, Reiter 1, 2, 3, Musik 11, 41, 50, Standarten 26, 40, 42, den Feldherrn mit Begleitung 10, 27, 39, 44); teils im Kampfe mit den Barbaren (Reiterei 4, 5, 6, 7, Fusssoldaten 16—23, 29, 30, 33—37); und die Barbaren erscheinen ausserdem mit Wagen ziehend (9), tot (24) und gefangen (45—49). Es sind lauter Einzelbilder, von denen nur wenige enger untereinander zusammenhängen. Der künstlerischen Aufgabe des abgeschlossenen, eingerahmten Bildfeldes entsprechend giebt jede Darstellung möglichst ein geschlossenes Ganzes. Es ist nichts weniger als eine fortlaufende Erzählung ganzer Feldzüge gegeben, sondern nur eine bunte Auswahl von charakteristischen Scenen.

Wir kommen zum letzten Abschnitte, dem über den Stil des Denkmals; es gilt, diesen im Zusammenhange mit der ganzen Entwicklung der provinzialrömischen Kunst zu bestimmen. Das Resultat, das sich dabei ergiebt, würde allein schon völlig genügen, die Datierung des Tropaions unter Traian zu widerlegen und seinen wesentlich älteren Ursprung zu erweisen. Die nächsten Analogieen für den Stil des Denkmals führen alle auf die augusteische Zeit. Was allein zum Beweise genügen würde, wird uns, nachdem wir so vieles schon vorgebracht, zur endgültigen Bestätigung.

Schon Intermezzi S. 76 habe ich auf Grund der Entwicklung des römischen Porträts sowie der römischen Münzen und auf Grund des Augustusbogens von Susa hervorgehoben, dass die naive, trockene, nüchterne Eigenart des Tropaions eben in augusteischer Zeit, nicht aber später ihre Erklärung

findet und dass die Bildwerke des Tropaions, in Traians Zeit entstanden, vermutlich ebenso geschickter und gebildeter als allgemeiner und flauer stilisiert sein würden.

Was ich damals mehr nur postulieren konnte, habe ich später wirklich erwiesen (Sitzgsber. 1897, 1, S. 278 ff.), nachdem ich die Freude gehabt hatte, in den provinzialen Museen an Rhein und Mosel durch das Studium der datierbaren Steinskulpturen die Entdeckung zu machen, dass die überraschendsten Analogieen zu dem künstlerischen Charakter der Adamklissi-Skulpturen sich unter den provinzialen Reliefs der frühesten Kaiserzeit, und nur unter diesen finden, sowie dass später ein ganz anderer, mehr hellenisierter, viel gewandterer, ein weicher flotter, aber auch flauer Stil herrschte. So viel man sich schon mit jenen provinzialen Skulpturen beschäftigt hatte, diese offenbare Thatsache ihrer künstlerischen Entwicklung war bis dahin nicht beobachtet worden und war mir nur eine willkommene Bestätigung meiner Ansetzung von Adamklissi.

Ich habe seitdem jene Gesichtspunkte nicht aus den Augen verloren und habe durch neue Beobachtungen auf zahlreichen Reisen jenes Resultat immer wieder von neuem bestätigt gesehen.

Mit Ausnahme derjenigen Länder, die eine ältere, eigene Kultur besassen, finden wir überall im weiten römischen Weltreiche dieselbe Erscheinung wieder: die zunächst durchweg mit dem römischen Militär zusammenhängenden Denkmäler der frühesten Kaiserzeit sind von einem an den verschiedensten Orten gleichartigen, eigentümlich harten und ungelenken Stil von der Weise wie in Adamklissi. Mit demselben verbunden pflegt eine Vorliebe für härtere Steinarten als Material für die Reliefs zu sein. Späterhin, und zwar etwa seit der flavischen Epoche, weicht dieser Stil einem stark hellenisierten, weicheren, flaueren, und mit diesem pflegt Vorliebe für weichere Steinarten als Material einzutreten. Nur an zurückgebliebenen Orten tritt jene Hellenisierung nicht ein; dafür versinkt dann hier die Kunst in stillose Rohheit, die aber von jenem früheren harten Adamklissi verwandten Stile vollständig verschieden ist und leicht unterschieden werden kann; auch tritt trotz aller Rohheit vielfach die Bekanntschaft mit den Formen jenes weichlichen späteren Stiles hervor.

Betrachten wir zunächst die provinzialen Denkmäler der mittleren und unteren Donau, so gehört die Masse der gewöhnlichen Grabmäler des 2. und 3. Jahrhunderts eben der letzteren charakterlos rohen Art an. Nur die seltenen Denkmäler der frühen Kaiserzeit zeigen etwas von jenem eigen-

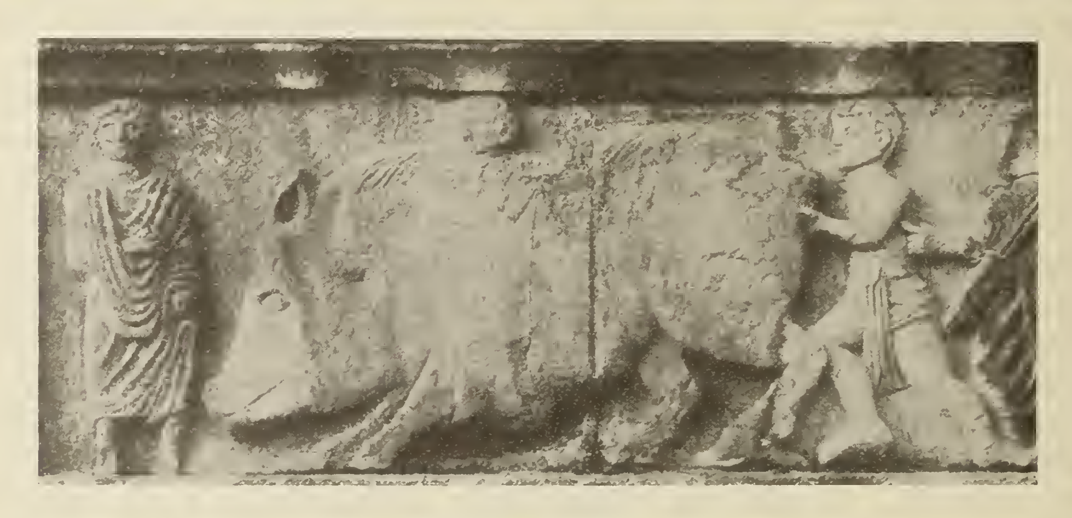
artigen Adamklissi verwandten Stile. Auf die frühesten Grabsteine von Carnuntum, die in den Arch. epigr. Mitt. aus Oesterr. XVIII, 1895, S. 208 f. besprochen sind, habe ich schon Sitzgsber. 1897, I, S. 280, 284 f. hingewiesen. Das dort hervorgehobene Bild des *Q. Veratius,* das ich seitdem im Originale auf Schloss Petronell sehen konnte, steht durch die rohe Ausführung freilich tief unter Adamklissi, folgt aber in der Gesichts- und Haarbildung demselben Stile. Ebenso ist der im Museum zu Deutsch Altenburg befindliche Grabstein des *Ruf. Lucilius M. f.* mit der ganzen Figur des Soldaten, der ebenfalls vor 63 n. Chr. datiert ist (Arch. epigr. Mitt. aus Oesterr. XVIII, S. 220) zwar viel geringer als Adamklissi, aber stilistisch in der harten Treue des Details und der Gesichtsbildung (Augen, hohes Kinn, Haare) gleichartig. Ebenda ist der Stein mit der Inschrift *C. Cassio Marino* und einem Brustbild zwar roh und gering, aber gleichartig; hierher gehört auch der Stein aus Carnuntum Arch. epigr. Mitt. aus Oesterr. V, Taf. 5; vgl. XVIII, S. 215, 7. Im Aquincum Museum zeigen die noch dem ersten Jahrhundert angehörigen Steine Nr. 158 (ohne Inschrift, Brustbild und Reiter) und 159 *(C. Castricius C. f.,* ganze Soldatenfigur) noch etwas von der älteren Art und sind sehr verschieden von den späteren jenes Fundorts. Wo immer unter den späteren an Stelle jener gemeinen, charakterlosen Rohheit etwas besseres erscheint, da zeigt es die flüssigen, weichen, hellenisierten Formen. Als ein gutes Beispiel letzterer Art gebe ich auf Taf. XI, 4 einen Grabstein des Budapester Museums (nach einer dort käuflichen Photographie, welche auch die Inschrift deutlich erkennen lässt), welcher schon nach dem Standort der Legion des Soldaten, dem er galt, nicht vor das 2. Jahrhundert gehört. Es ist ein Kampf mit Barbaren dargestellt. Der Knieende trägt eine faltige Mütze. Es ist sehr lehrreich, dies Relief mit den Metopen von Adamklissi zu vergleichen, welche den gleichen Gegenstand behandeln (vgl. etwa Metopen 17, 20, 22). In dieser Weise wenigstens würden wir die Tropaionbilder ausgeführt erwarten müssen, wenn sie der traianischen Epoche angehören würden. Es besteht ein gewaltiger Gegensatz dieser weichen, flüssigen, hellenisierten Manier und jener primitiven Härte. Der Stil von Adamklissi vermeidet jede Verkürzung; er breitet alles in der Fläche aus, wie es die primitiven archaischen Stile alle thun. Dagegen sehe man die Raumvertiefung und die Verkürzungen auf dem Budapester Relief! Welcher Gegensatz ferner zwischen den eckigen, naiv deutlichen Bewegungen, der peinlich harten Treue des Details dort und dem breiten flüssigen Vortrage hier, die trockene Nüchternheit dort und das vom Hellenismus erlernte Pathos hier, namentlich in dem knieenden Barbaren! Dann die völlig verschiedene Behandlung der Köpfe, der Haare, des Auges!

Am Rheine ist derselbe Kontrast früherer und späterer Arbeiten zu erkennen, wie ich schon in den Sitzgsber. 1897, I, S. 278 f. ausgeführt habe; nur mit dem Unterschiede, dass die späteren Stücke hier durchschnittlich auf einer künstlerisch wesentlich höheren Stufe stehen als in den Donaugegenden, wodurch jener Kontrast des Aelteren und Jüngeren hier noch deutlicher und greifbarer erscheint. Die rheinischen Grabsteine des ersten Jahrhunderts überblickt man jetzt in der Zusammenstellung von R. Weynand in den Bonner Jahrbüchern Heft 108/9, S. 185 ff. mit Taf. 4—6 (wo sich derselbe auch S. 226 f. im Anschluss an meine Ausführungen a. a. O. über den Stil äussert). Besonders bedeutend und charakteristisch im Stile ist der Stein des in der Varusschlacht gefallenen *M. Caelius* (Weynand Nr. 78; Taf. 5, 6). Als Proben iulischer Zeit geben wir auf unserer Taf. X, 1 den Stein des *L. Naevius* (Weynand Nr. 23), mit dem Brustbilde des Verstorbenen, und Taf. XI, 1 als ganze Soldatenfigur den *Cn. Musius* (Weynand Nr. 24), bei welchem die Gesichtsbildung, Haare, Augen, Ohren und die harte Treue in der Uniform ganz dem Stile von Adamklissi entsprechen. Als Kampfdarstellung ist charakteristisch der Stein des *C. Romanius* aus claudischer Zeit (Weynand Nr. 136; Taf. 6, 7). Ich hebe ferner hervor die Steine des *C. Largennius* in Strassburg (Weynand Nr. 4), mit der Halbfigur des Soldaten, aus hartem, grauem Kalkstein (während alle jüngeren Skulpturen jener Gegend in dem weichen roten Sandstein gearbeitet sind), das Brustbild des *Sibbaeus* in Mannheim (Weynand Nr. 45) und den Reiter *Rufus* ebenda (Weynand Nr. 52). Auch der lebensgrosse, bartlose Porträtkopf Nr. 2384 des Strassburger Museums aus grauem Kalkstein muss von einem dieser frühen Grabdenkmäler stammen; ebenso ist in Mannheim das Brustbild der Kybele Nr. 4 aus Düsseldorf eine Arbeit des frühen Stiles. — Mit der flavischen Epoche beginnt dieser Stil zu verschwinden; natürlich nicht plötzlich; es giebt eine Zeit des Uebergangs; einige Stelen flavischer Zeit mit dem jetzt neu aufkommenden Totenmaltypus bewahren noch etwas von dem alten Stil (Weynand Nr. 171, 172 in Mainz, 194 in Köln), der aber dann ganz verschwindet.

In Südfrankreich, wo alte griechische Kultur den herrschenden Einfluss hatte, begegnet natürlich jener harte Stil nicht. Als Probe von Barbarendarstellungen frühkaiserlicher Zeit aus jenen Gegenden gebe ich auf Taf. XI, 3 ein Stück des Triumphbogens von Carpentras nach einer Photographie, die ich Herrn C. U. Clark verdanke. Das Relief ist bisher nur sehr ungenügend publiziert in Caristie, monum. ant. à Orange, Taf. 29, 8. Der Bogen ist sehr verwandt dem von Orange, wird also wahrscheinlich in dieselbe Zeit gehören wie jener, die des Tiberius (vgl. P. Gräf in Baumeister, Denkm. III, 1886).

In diesen prächtigen Darstellungen zweier Barbaren, von denen der links orientalischen, der rechts keltisch-germanischen Typus zeigt, herrscht, wie am Bogen von Orange und anderen südfranzösischen Denkmälern dieser Zeit, vollendet freier, lebendiger Stil hellenischer Art, der von jenem, den wir hier verfolgen, gewaltig absticht.

Dagegen befindet sich ein grosses Denkmal eben dieses harten Adamklissi verwandten Stiles in dem benachbarten Alpenlande, der Triumphbogen, den im Jahre 9/8 der frühere König dieser Gegend, M. Julius Cottius, mit den ihm nunmehr als römischem Präfekten unterstellten Völkerschaften dem Augustus in Segusio, dem heutigen Susa, gewidmet hat. Die Reliefs dieses Denkmals sind jetzt vollständig photographisch publiziert in Ermanno Ferrero, l'arc d'Auguste à Suse, Turin 1901. Wir geben danach auf Taf. XII, 2—5



Vom Bogen zu Susa.

und beistehend einige Proben und stellen eine der Metopen von Adamklissi daneben (Taf. XII, 1). Die Zusammenstellung wirkt wohl hinreichend ohne Worte. Hier ist an einem authentischen, umfangreichen, sicher datierten Denkmale erwiesen, dass die Stilart der Adamklissi-Reliefs augusteischer Epoche angehört. Wer behaupten will, dass derselbe Stil auch unter Traian möglich sei, der beweise es und führe analoge Denkmäler aus jener späteren Epoche an! Sie existieren nicht.

Besonders hervorzuheben ist die gleichartige Bildung der Stiere in Susa und Adamklissi; namentlich die Bildung des Kopfes mit der Schnauze, den Augen, dem Haare zwischen den Hörnern ist ganz gleich; man vergleiche ferner die Stilisierung des Gewandes die Vermeidung jeder Verkürzung; von Details die Hornbläser, die Rosse, die Art ihres Galopps, ihren Schweif, ihre

Brustbänder u. s. f. Der Unterschied, der besteht, ist nur einer des Grades: die Susa-Reliefs sind bedeutend geringer, gröber, viel weniger reich im Detail und viel schlechter in den Proportionen der Figuren als die Adamklissi-Skulpturen.

Aus einer anderen, doch ebenfalls Italien nächsten Gegend, geben wir auf Taf. XI, 2 ein gegenständlich und stilistisch interessantes Relief. Dasselbe, in hartem Kalkstein ausgeführt, befindet sich im Museo lapidario in Triest, wo ich es vor wenigen Jahren aufnehmen konnte. Es scheint von einer Balustrade zu stammen. Zu den Seiten eines Tropaions sitzt rechts eine trauernde Frau mit gelöstem Haar und steht links ein gefesselter Barbar mit nacktem Oberkörper, mit Hosen und Schuhen bekleidet, mit stierem, trotzigem Blick. Der Typus ist der eines Germanen. Die detaillierte, trockene, harte Arbeit weist auf relativ frühe Entstehung. Die Haare sind mit sauberen, parallelen Linien gegeben.

Das Taf. X, 3 nach Bulletin archéologique 1896, pl. XIII; p. 150 gegebene Relief stammt aus Sidi-Salah-el-Balthi und befindet sich im Musée du Bardo. Auf eine gewisse Verwandtschaft mit den Reliefs von Adamklissi (die er jedoch übertreibt) hat Sal. Reinach a. a. O. aufmerksam gemacht. Das Relief besteht aus gelblichem Kalkstein und hat nach Gauckler a. a. O. das Thor einer Citadelle geschmückt, die er der vorrömischen numidischen Epoche zuschreiben möchte, während Reinach das Relief nach dem vermeintlichen traianischen Datum von Adamklissi fixieren will. Das Relief ist sehr viel roher als Adamklissi, zeigt aber in der That doch Verwandtschaft des Stiles. Die Barbaren mit nacktem Oberkörper und Hosen entsprechen im wesentlichen dem germanischen Typus; vermutlich waren in der Fortsetzung noch andere besiegte Barbaren dargestellt. Das Ganze mag sich wohl auf die Kämpfe der Römer gegen die einheimischen Stämme in Nordafrika bezogen haben, die unter Augustus sowohl (L. Cornelius Balbus) als unter Tiberius (gegen Tacfarinas) stattfanden.

Wenn an so weit getrennten Orten gleiche Stileigenschaften auftreten, so muss die Wurzel derselben eine gemeinsame sein. Der Stil muss eine Heimat haben, von der aus er verbreitet worden ist.

Ueber die Träger dieser Verbreitung kann kein Zweifel sein: es waren die römischen Legionen, in deren Gefolge jener Stil überall draussen im Barbarenlande auftritt.

Aber auch über die Heimat des Stiles können wir nicht zweifelhaft sein, wenn wir unseren Blick nach Italien richten. Hier liegt sie; nicht in dem hellenisierten Italien der Westküste und des Südens freilich, sondern in dem

dem Hellenismus lange fremden östlichen Teile Mittelitaliens und vor allem in Norditalien jenseits des Apennin, in der Aemilia und den Polandschaften.

Dies ergiebt sich mit vollster Deutlichkeit aus den Denkmälern.

Allenthalben in den Museen Oberitaliens giebt es Vertreter einer Klasse von Skulpturen, die bisher, mit Ausnahme der Lokalforschung und der Epigraphik, von der Wissenschaft sehr wenig beachtet und von den Archäologen gänzlich vernachlässigt worden ist: die aus den einheimischen Steinarten gemeisselten römischen Grabdenkmäler mit den Büsten und Brustbildern der Verstorbenen, die nach den Inschriften der augusteischen oder folgenden frühesten Kaiserzeit angehören.

In diesen steckt der ganze Charakter der Kunst von Adamklissi. Und hier ist in breiter Fülle vertreten, hier wächst in heimatlicher Kraft dasjenige auf, das weit draussen im fremden Lande dann vereinzelt wieder hervortritt.

Aus der Masse des Vorhandenen sei hier nur Weniges zur Probe hervorgehoben. — Aus Mittelitalien zunächst verweise ich des Stiles wegen auf das beistehend nach Monum. antichi dell' acc. dei Lincei vol. X, p. 250, Fig. 7 wiedergegebene Fragment aus Aufidena im nördlichen Samnium, dessen Stierkopf genau all dieselben typischen und stilistischen Eigentümlichkeiten zeigt, die wir am Augustusbogen von Susa sowohl wie am Tropaion von Adamklissi gefunden haben. Das Fragment wird wohl mit Recht noch der letzten republikanischen Zeit zugeschrieben. — In Bologna im museo civico befindet sich der auf Taf. X, 2 abgebildete Grabstein (dessen Photographie ich der gütigen Erlaubnis und Vermittlung von Brizio verdanke) mit zwei Büsten. Die Frisur der Frau, der Haarknoten über der Stirnmitte ist bekanntlich charakteristisch der letzten Zeit der Republik und der Epoche des Augustus. Livia trägt diesen Stirnschopf. Die nüchtern harte, grobe Art, der Geist der Arbeit wie die Formen, die Augenlider, Ohren, die Haarlinien sind in Adamklissis Art. Reich vertreten ist diese Kunst im Museum zu Modena. Hierher gehört der grosse Grabstein Dütschke, ant. Bildw. in Oberital., Bd. V, 850 (CIL. XI, 853; schlechte Abbildung in Malmusi, museo lapid. Modenese 1830, S. 66, L) mit mehreren Büsten, trefflichen Beispielen nüchtern italischer, grob naiver Porträts; alle Köpfe aber haben den gleichen Grundtypus: lange Gesichter, hohes und breites Kinn, abstehende Ohren. Ebenda Dütschke 833, 836 und 839



Relief aus Aufidena.

(CIL. XI, 871, 874, 839; Malmusi p. 15, 18, 26) sind kleinere Steine gleicher Art. Ein bedeutendes und grosses Denkmal ist ebenda Dütschke 852 (CIL. XI, 855; Malmusi p. 64, Taf. 48) mit vier Brustbildern in Nischen mit gewundenen Säulchen. Charakteristisch für die völlige Unbekanntschaft der Kunsthistoriker mit dieser italischen Kunstart der frühesten Kaiserzeit ist es, dass eben dieses Relief neuerdings bei Venturi, storia dell' arte italiana I, Fig. 45, 46; p. 64 f. als ein Beispiel für provinziale Kunst der Zeit zwischen Constantin und Justinian und als ein Stück, das zum mittelalterlichen romanischen Stil überleite, publiziert worden ist! Glücklicherweise ist hier wie bei den übrigen gleichartigen Stücken an den Inschriften schon ein fester Halt. In demselben Museum zu Modena ist es interessant, den Grabstein Dütschke 834 (CIL. XI, 839; Malmusi S. 12) zu vergleichen, der die spätere Zeit, etwa Ende des 1. oder Anfang des 2. Jahrhunderts charakteristisch vertritt.[1] Hier ist der alte Stil schon völlig verschwunden trotz Beibehaltung der alten Form der Grabstele; aber der Stil ist jener weichliche, gebildete, flotte geworden, welcher den harten alten italischen um jene Zeit überall verdrängt hat. — Ferner gehören mehrere Steine in Ravenna hierher (auch die bei Walter Götz, Ravenna Fig. 8 und 9 abgebildeten). — Besonders gute Stücke sind im Museum zu Padova. Durch Gefälligkeit der Direktion sind einige Aufnahmen hergestellt worden, die unsere Taf. VIII, 1, 2 und IX, 2 wiedergeben. Sehr charakteristisch ist Taf. VIII, 1 in seiner rohen Derbheit, die Adamklissi aufs nächste verwandt ist, in der ganzen Gesichtsbildung, dem Kinn, den Augen, dem Haare. Bei der Frau kehrt jener von der Livia bekannte Haarknoten über der Stirne wieder. Die Inschrift ist auf der Tafel deutlich (zu den Namen vgl. CIL. V, 2915/16). Ein sehr stattliches Grabmal ist das 1879 bei Monselice gefundene der Familie der Volumnier (Taf. VIII, 2; zu den Namen vgl. CIL, V, 3207). Hier sind zehn Brustbilder angeordnet, alle in demselben alten derben Stile. Hier bietet auch das Architektonische Verwandtschaft mit Adamklissi dar. Einfach ist dagegen wieder Taf. IX, 2 desselben Museums (vgl. zum Namen CIL. V, 523). Auf der Aedicula oben liegen zwei Hasen statt der sonst üblichen Löwen. Sehr ähnlich sind mehrere Steine ebenda, wo die Löwen erscheinen. Ebenfalls ein Ehepaar in Brustbildern gleichen Stiles stellt der Stein CIL. V, 3034; Furlanetto, tavole rappr. le lapidi Patavine (1847) Taf. 29, 1 dar. Die Haare des Mannes wieder ganz wie in Adamklissi. Etwas weniger derb ist CIL. V, 2974. Auch Furlanetto Taf. 18, 1, 30, 32 gehören hierher. In Mailand erwähne ich Dütschke 1000; Rosmini, storia 3,

[1] Mit dieser meiner Datierung erklärte sich mir auch C. Hülsen, der mir auf manche Fragen freundliche Antwort gab, von epigraphischer Seite einverstanden.

488; ferner Amati, antich. di Milano (1821) Taf. 20 (CIL. V, 6017) und Taf. 21 (CIL. V, 6123; Rosmini 4, 448). Aus Vicenza kann ich durch Gefälligkeit der dortigen Museumsdirektion eine Aufnahme des im Palazzo Orgian befindlichen Steines Dütschke 49 auf Taf. IX, 1 bringen (CIL. V, 3143; schlechte Abbildung bei Schio, ant. iscr. in Vicenza tav. 16). Das wellige Haar der Frau war in der claudischen Zeit besonders beliebt. Sehr ähnlich ist der zweite ebendort befindliche Stein Dütschke 50, der mir auch in Photographie vorliegt. — In Verona ist der sehr rohe derbe Stein des *Cn. Octavius* (CIL. V, 3997) mit der Halbfigur des Verstorbenen ein frühes charakteristisches Stück. Die beiden den rheinischen so ähnlichen Soldatengrabsteine ebendort CIL. V, 3374, 3375. sind zwar jünger als 45 n. Chr. wegen des Beinamens ihrer Legion, aber gewiss nicht viel; denn sie sind noch wesentlich im alten Stile gehalten. Auch im Museum zu Aquileia sind einige frühe Grabsteine mit Brustbildern von Ehepaaren. In Triest ist an der Cathedrale von S. Giusto am Portale ein grosser in zwei Hälften zerschnittener Grabstein mit drei Reihen von Brustbildern der Familie der Barbii eingemauert (CIL. V, 579). Taf. IX, 3 giebt die linke Hälfte nach meiner Aufnahme. Auch dies um die augusteische Epoche gehörige Denkmal (Venturi, storia d. arte ital. I, 65 nennt es als schon halb mittelalterlich!) ist stilistisch Adamklissi nächst verwandt.

Doch genug dieser Details, die sich bei der Fülle des erhaltenen Materiales leicht ungemein erweitern liessen. Die Thatsache steht fest. Der Stil von Adamklissi hat seine Wurzel im nördlicheren Italien.

Bekannt ist, wie sehr sich die oberitalischen Städte in der Kaiserzeit durch ungleich höhere Lebenskraft auszeichneten (vgl. Nissen, italische Landeskunde I, 77). Seit 42/41 v. Chr. war das Poland in Italien einverleibt; es war frisch und blühend, als im übrigen Italien alle Kraft abzusterben begann. Hier blühte noch ein unabhängiger Bauernstand (Nissen II, 118). Die keltische Bevölkerung war schon früh, soweit sie zurückblieb und nicht wegzog, latinisiert worden (Nissen I, 482); sie bildete nur ein kräftigendes Ferment. Schon Polybios (II, 15, 1. 7) schildert die Blüte der Poebene, die kräftigen Bauern; und „ein paar Jahrhunderte hindurch rekrutieren aus ihnen vornehmlich die römischen Legionen, bis die erschlaffende Civilisation auch diesen Kernstoff verbraucht hat“ (Nissen I, 483). „Mit den Söhnen des Polandes hatte einst Caesar Gallien unterworfen, nach Ausweis ihrer Grabschriften haben sie in den Anfängen unserer Zeitrechnung den Rhein bewacht, unter Drusus und Germanicus die Kraft Deutschlands herausgefordert.“ (Nissen.)

Der heimische Kunststil, den wir hier in Norditalien in und um die augusteische Epoche kennen gelernt haben, ist der Ausdruck jenes echten,

alten, auf dem Bauernstande ruhenden italischen Wesens, das in Rom selbst schon früh durch Etruskisches und Hellenisches erstickt worden ist.

Und die römischen Legionare aus Norditalien, d. h. die Kunstarbeiter unter den Legionaren sind es, die in augusteischer und nächst folgender Epoche den heimischen Kunststil in weite Fernen, ins Barbarenland getragen haben.

Und nun stimmt eine Thatsache vorzüglich zu dem, was wir aus den Denkmälern in den Provinzen erschlossen: in den Beginn der flavischen Zeit fällt der Ausschluss der Italiker vom Legionardienst (Mommsen im Hermes Bd. XIX, S. 19). Und mit Beginn der flavischen Zeit fängt, wie wir sahen, jener Stil, den wir nun als norditalischen erkannten, an zu ersterben.

Aber auch in der Heimat erstarb er infolge der erschlaffenden Wirkung fortschreitender Bildung, fortschreitender Hellenisierung. War jener Stil auch grob und roh zu nennen — er barg doch, was das Beste im Wesen des Italikers war; mag man ihn bäuerisch schelten — in ihm lebte doch eben die gesunde Kraft, der klare nüchterne Wahrheitssinn des alten Italikers. Die „Kultur“ mit ihren verführerischen Gaben, der Hellenismus hat ihn getötet. Im zweiten Jahrhundert ist kraftlose Weichheit allenthalben an die Stelle getreten. Das Italische, das Echte, Eigene ist zum Schweigen gebracht; nun tönt nur das glänzende Fremde, das Hellenische fort, das man mit Routine zu imitieren lernt. — In diesem Tod des italischen Stiles steckt auch eines der Symptome, die der römischen Weltherrschaft nahenden Fall und Untergang verkündeten.

So ist es der gewaltige Gang der Weltgeschichte selbst, der uns hilft, das fehlende Wort in der traianischen Inschrift am Tropaion von Adamklissi zu supplieren: es kann f e c i t nicht gelautet haben. Der Geist und die Kraft, die das Tropaion erschufen — die traianische Epoche hat sie nicht mehr gekannt.

Nachtrag.

Kurz bevor der Druck vorstehender Abhandlung beendet ward, erschien der Aufsatz von F. Studniczka „über den Augustusbogen in Susa“ im Jahrbuch des archäol. Instituts Bd. XVIII, 1903, S. 1 ff. Hier wird (auf S. 12 f.) auch auf das Tropaion von Adamklissi Bezug genommen und Studniczka führt als „ein charakteristisches Detail“, das nach seiner Meinung den traianischen Ursprung des Monumentes bestätigen soll, den Akanthoskelch an, der am unteren Teil des Panzers des krönenden Tropaion selbst wie an dem des Feldherrn auf einer der „Metopen“ (Adamklissi S. 59 und S. 35) angebracht ist. Der Akanthoskelch an dieser Stelle des Panzers trete „vielleicht schon unter Domitian, als herrschende Mode jedoch unter Traian und Hadrian auf“. Dazu sind in Anmerkungen einige Citate gegeben. Wer diese aber nachprüft — der erschrickt, auf was für ein durchlöchertes Fahrzeug ihn der Autor da gestellt hat. Gleich das erste Citat zu dem Passus „vielleicht schon unter Domitian“: „Olympia III, Taf. 60, 3, S. 246 (Treu)“ enthält einen nur durch extreme Flüchtigkeit des Sehens erklärbaren Irrtum: da ist ja gar kein Akanthoskelch an dem Panzer, sondern die Stelle ist von der Figur eines gefangenen behosten Barbaren eingenommen (vgl. Treu a. a. O. S. 247). Und gleich darauf die Anmerkung zu den Worten: „herrschende Mode unter Traian“, Anmerkung 57: „Statue bei Janssen, grieksche en romein. Beelden te Leyden, Taf. 5, 13, mir unzugänglich; danach vermutungsweise benannt Olympia III, Taf. 65, 2, S. 266 r. (Treu)“. Also Studniczka citiert eine Traianstatue zu Leyden nach einer ihm unzugänglichen Abbildung, aber nach den Angaben von Treu, die, so muss man annehmen, für Studniczka keinen Zweifel daran liessen, dass jene Statue das Detail, auf das es ihm ankommt, den Akanthoskelch am Panzer, besitze. Schlagen wir das Citat nach, so sehen wir aber, dass Treu a. a. O. mit keinem Worte den Akanthoskelch erwähnt! Und schlagen wir gar jene Studn. unzugängliche Abbildung bei Janssen nach, so suchen wir auch an der Statue des Traian den Akanthoskelch vergeblich! — Da das Buch von Janssen wenig verbreitet scheint und man auch in Berlin in der Redaktion des „Jahrbuchs d. arch. Inst.“ anscheinend nicht in der

Lage war dem Mangel abzuhelfen, und da auch die Janssensche Abbildung recht gering ist, lasse ich beistehend die Statue, die aus Utica stammt, nach einer Photographie abbilden. Sie ist bekanntlich bedeutend durch schöne Arbeit und treffliche Erhaltung, indem sie den Kopf ungebrochen erhalten hat, was gerade bei den Panzerstatuen eine grosse Seltenheit ist. Der Panzer zeigt diejenige Verzierung, die überhaupt bei den marmornen römischen Panzerstatuen die bei weitem beliebteste und häufigste ist, d. h. die auf der Mitte des Unterleibes sitzende, mit der Spitze nach unten gerichtete Palmette, von der Ranken nach den Seiten ausgehen, auf welchen sich dekorative Figuren befinden. Also dieser Traian — die einzige erhaltene sichere Panzerstatue des Kaisers mit Kopf — folgt in dem Panzerschmucke jedenfalls nicht der nach Studniczkas Behauptung unter diesem Kaiser „herrschenden Mode".



Statue des Traian aus Utica. Leyden.

Indes so unsolide die Basis ist, auf der Studniczkas Behauptung ruht, so könnte ja doch etwas Richtiges an ihr sein. Aber auch dies ist nicht der Fall.

Das fragliche Motiv des Akanthoskelches, der aus drei emporsteigenden Blättern besteht und als Basis aufsteigender Verzierung am unteren Rande der zu ornamentierenden Fläche angebracht wird, und ebenso zuweilen an Panzern und so am Tropaion von Adamklissi — wenn auch hier natürlich in grober roher Form — erscheint, hat nicht das Mindeste zu thun mit „barockem Geschmacke", wie Studniczka meint, und nicht das Mindeste mit der in traianischer Zeit „kräftig fortgesetzten Akanthisierung des klassizistischen Architekturornaments" (Studniczka a. a. O.); [1]) sondern es ist

[1]) Von welcher übrigens, nebenbei bemerkt, Adamklissi noch gänzlich frei ist. Es hätte oben, S. 488, noch besonders darauf hingewiesen werden können, wie sehr der Rankenfries von Adamklissi nicht nur mit dem Stile der augusteischen Denkmäler übereinstimmt, sondern auch wie vollständig er von analogen traianischen Akanthosfriesen verschieden ist.

ja bekanntlich ein altes griechisches Motiv, das sich seit der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts verfolgen lässt (vgl. Jahrbuch d. arch. Inst. 1896, S. 132 ff.); besonders reich und schön tritt es z. B. auf an der herrlichen, in die Epoche um 400 v. Chr. gehörigen Silbervase von Nikopol (Stephani, Compte rendu 1864, pl. I); der hier erscheinende Ornamenttypus ward in römischer Zeit besonders viel ausgenützt. So erscheint er denn auch auf der Fläche der Panzer zuweilen, doch verhältnismässig selten; denn hier war der oben bei der Traianstatue erwähnte Typus, die nach unten gewendete Palmette mit Voluten, einmal besonders beliebt und herrschend geworden, weil er durch gefällige leichte Eleganz ausgezeichnet war. Unter den relativ wenigen römischen Panzerfiguren jedoch, welche das Motiv mit dem Akanthoskelch zeigen, gehört ein guter Teil sicher in die vortraianische Zeit. So die in Herculaneum gefundene Statue in Neapel, die einen nach Bernoulli, röm. Ikonographie II, 2, S. 33, Nr. 12 „wohl zugehörigen“ Kopf des Titus trägt; wenn der Kopf nicht zugehört, so kann die Statue nur noch älter sein. Ferner die beiden Statuen der Villa Albani Nr. 318 (Clarac pl. 936 D, 2486 B; Wroth im Journ. hell. stud. VII, Nr. 69) und Nr. 59 (Clarac pl. 936 A, 2459 C, wo der Akanthos aus Versehen weggelassen ist; Wroth Nr. 36; Rohden in Bonner Studien S. 13), die beide den Akanthoskelch am Panzer zeigen, gehören ihrer Arbeit und dem ganzen sonstigen Typus des Panzers nach zweifellos in die frühe Kaiserzeit; ich urteile nach Notizen an Ort und Stelle und nach guten Photographieen, die über den Charakter der Arbeit keinen Zweifel lassen. Diese Statuen reihen sich danach an die frühesten der bekannten Panzerstatuen, an die der augusteischen Epoche an. Selbst Rohden, der ein Vorurteil gegen den Akanthos zu haben scheint, das sich wohl auf Studniczka übertragen hat, setzt a. a. O. V. Albani 59 in die Mitte oder erste Hälfte des 1. Jahrhunderts. — Ferner führe ich an die prächtige Bronzestatuette der früheren Sammlung Gréau, die ich beistehend nach Fröhner, Bronzes de la coll. Gréau pl. XXX, Nr. 961 reproduzieren lasse, weil sie weniger bekannt scheint als sie verdient. Sie ist



Bronzestatuette der früheren Sammlung Gréau. Paris, Louvre.

freilich nicht, wie Fröhner meinte, ein griechisches Werk des 4. Jahrhunderts, wohl aber, wie ich in Sammlung Somzée S. 60 gezeigt habe, wahrscheinlich eine der vorzüglichsten Reproduktionen der von Augustus geweihten Statue des Mars Ultor, und zwar eine, die ihres Stiles und rein griechischen Charakters wegen dem Originale auch zeitlich besonders nahe gestanden haben wird. Das rein klassizistische Werk ist sicher vortraianisch. Hier ist das Akanthosornament am unteren Panzerrande in Silber eingelegt. Ebenso ist es an der ebenfalls guten Statuette des Mars Ultor in Sofia (Revue arch. 1897, II, pl. 15).

Das fragliche Akanthosornament ist, wie wir sahen, genau so klassisch griechisch wie die anderen an den römischen Panzerfiguren erscheinenden Ornamente. Wir haben ferner gesehen, dass denn auch thatsächlich jenes Akanthosornament auch an Panzerfiguren der frühen Kaiserzeit vorkommt. Selbstverständlich bestand aber auch gar kein Hindernis, dass es nicht auch in der späteren Zeit vorkommen sollte. Im Gegenteil; die bei den späteren Panzerfiguren eintretende Mode der um den Leib geknüpften Schärpe sowie des die Brust verhüllenden Gewandes musste es im ornamental tektonischen Sinn wünschenswert erscheinen lassen, dass am unteren Rande des Panzers sich ein kräftigeres Ornament zeige. In der That finden wir denn gerade bei den mit Brustgewand oder Schärpe ausgestatteten späteren Panzerstatuen mehrfach das Akanthosornament (vgl. besonders Hadrian, Gaz. arch. 1880, 6; Olympia III, Taf. 65, 1; hier ist das Ornament auch gewählt, weil es der Wölfin zur Basis dienen musste; Antoninus Pius in Dresden, Clarac pl. 949, 2441, mit Schärpe; ebenso der Jul. Caesar des Capitols, Helbig 549, wo der Panzertors jedenfalls jünger ist; vgl. Rohden a. a. O. S. 6) Die ganz späte Kaiserzeit hat dann den Panzer wieder ganz ohne Verzierung gelassen (vgl. Clarac pl. 980), so wie es die klassische griechische Kunst gethan hatte. In letzterer freilich werden Ornamente auf dem glatten Panzer häufig aufgemalt gewesen sein. Manche klassizistische Arbeiten augusteischer Zeit schlossen sich natürlich auch an den griechischen Brauch an und vermieden die plastische Verzierung des Panzers (so die grossen Kameen Ant. Gemmen I, Taf. 56. 60).

Wir sehen: aus der Verwendung des Akanthosmotivs am Panzer von Adamklissi ist gar kein Anhalt für die Frage, ob traianisch oder augusteisch zu gewinnen, und dieser Versuch Studniczkas, den Verfechtern der Traians-These Hilfe zu bringen, muss als verfehlt betrachtet werden.

Studniczka behauptet aber ferner a. a. O., dass die Reliefs von Adamklissi „in ihren Bodenerhebungen, Bäumen und Karren, in den neben-, über- und

hintereinander gedrängten Menschen unverkennbar dasselbe malerische Wollen" offenbaren, das in den traianischen Reliefs hervortrete. Die Bäume von Adamklissi — und „malerisches Wollen!" (es kommen nur auf Metope 31 ein, auf Metope 32 zwei Bäume vor, die für die schlichte Erzählung ganz unumgänglich nötig waren!). Die Karren — die für die Erzählung ebenso unumgänglichen Karren Metopen 9, 35, 36, 37 sollen „malerischem Wollen" entspringen? Bodenerhebungen? — es findet sich eine einzige angegeben (Metope 32), die wiederum sachlich notwendig war. Aber wenn dennoch jemand „malerisches Wollen" hier hereinsehen wollte — warum müsste dies denn gerade von traianischen Vorbildern stammen? — Doch genug über solche Art der Beweisführung. Sie ist nicht anders als wenn einer käme und behauptete, hier seien Kämpfe dargestellt, also sei der Einfluss traianischer Kunst „unverkennbar".

Weiterhin giebt Studniczka mehrmals die Versicherung ab, die Reliefs von Adamklissi seien „Stümperarbeit" (S. 16) oder „Pfuscherarbeit" (S. 12), welche aber den Stil der traianischen Epoche „ganz bestimmt" erkennen lasse und „grundverschieden" sei von dem Stile des Susabogens und der Soldatengrabsteine der ersten Kaiserzeit. Allerdings hebt Studniczka mehrfach hervor, dass er nur über eine sehr geringe und zufällige Kenntnis provinzialer Kunstübung verfüge; allein er lässt sich dadurch nicht hindern, die weitgehendsten Behauptungen mit der grössten Bestimmtheit aufzustellen und auszusprechen. Adamklissi ist ihm natürlich ganz traianisch; allein der Susabogen wurzelt ihm völlig in der archaisch griechischen Kunst des sechsten Jahrhunderts, ja er zehrt noch von „mykenischen Erbstücken". Auf wunderbare Weise hat sich der alte Stil in Oberitalien erhalten, und von da hat ihn der Susabogen.

Ich fürchte, dass derartige Ausführungen mit ihren weiten Ausblicken mehr die Phantasie anregen und dadurch wirksam sind als unsere Erkenntnis fördern. Es wäre ein leichtes, auf diese Art z. B. Adamklissi direkt mit der altägyptischen Kunst zu verknüpfen. — Charakteristisch für diese Abhandlung Studniczkas ist, dass er von den doch so zahlreich erhaltenen, nach Zeit und Stil dem Susabogen wirklich nahestehenden Skulpturen Oberitaliens, von denen wir oben gehandelt haben, gar keine Notiz nimmt, dagegen das Entfernteste heranzieht.

Nur ein einzelner Punkt sei schliesslich noch hervorgehoben. Studniczka scheint zu glauben, der von mir an den rheinischen Grabstelen der frühen Kaiserzeit nachgewiesene Stil sei im eigentlichen Gallien heimisch (S. 16), und er bildet S. 17 die eine Seite eines berühmten, in Paris gefundenen, in Tiberius

Zeit gehörigen Altares mit dem Stiergott Tarvos Trigaranus ab als nahe Analogie zum Susabogen. Eben dieses Beispiel ist lehrreich: Adamklissi und das mittelitalische Stierkopfrelief oben S. 506 sind wirkliche schlagende Parallelen zu den Stieren am Susabogen; jener gallische Altar (vgl. die vollständige photographische Abbildung aller vier Seiten bei Desjardins, géogr. de la Gaule rom. III, pl. XI, p. 267) zeigt, wie die anderen provinziellen Skulpturen des eigentlichen Galliens, auch wenn sie viel roher und gröber sind, einen von unserem oberitalischen gänzlich verschiedenen und seiner eigenartigen trockenen Härte durchaus entbehrenden weicheren, charakterloseren Stil. In Gallien standen keine Legionen, und es herrschte hier nur der hellenistisch römische Stil, soweit er von den Barbaren aufgenommen wurde, nicht aber jener italische, von dessen Eigenart und Ausbreitung durch die Legionen wir hier gehandelt haben.

Uebersicht des Inhalts.

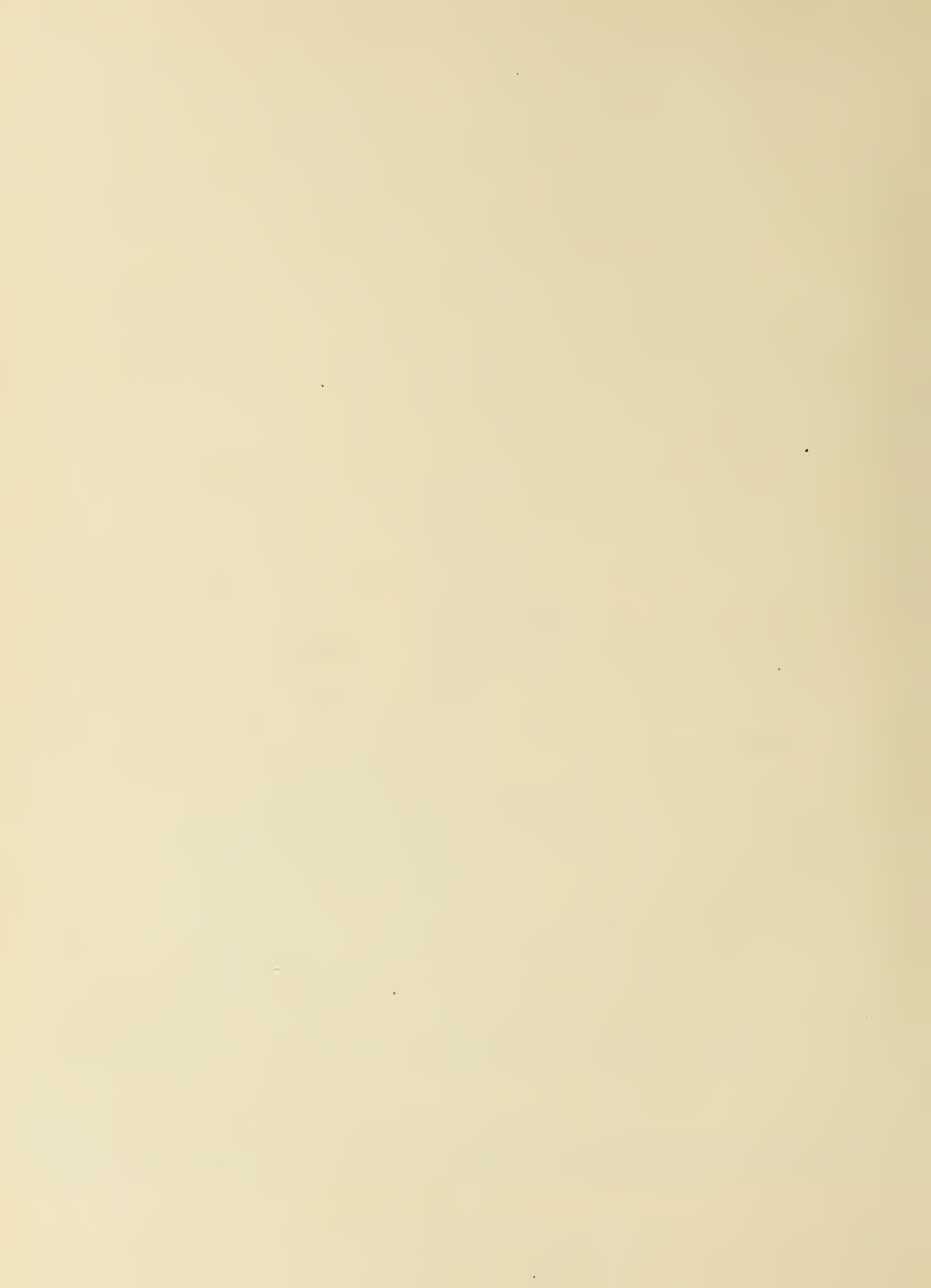
Verzeichnis der Tafeln.

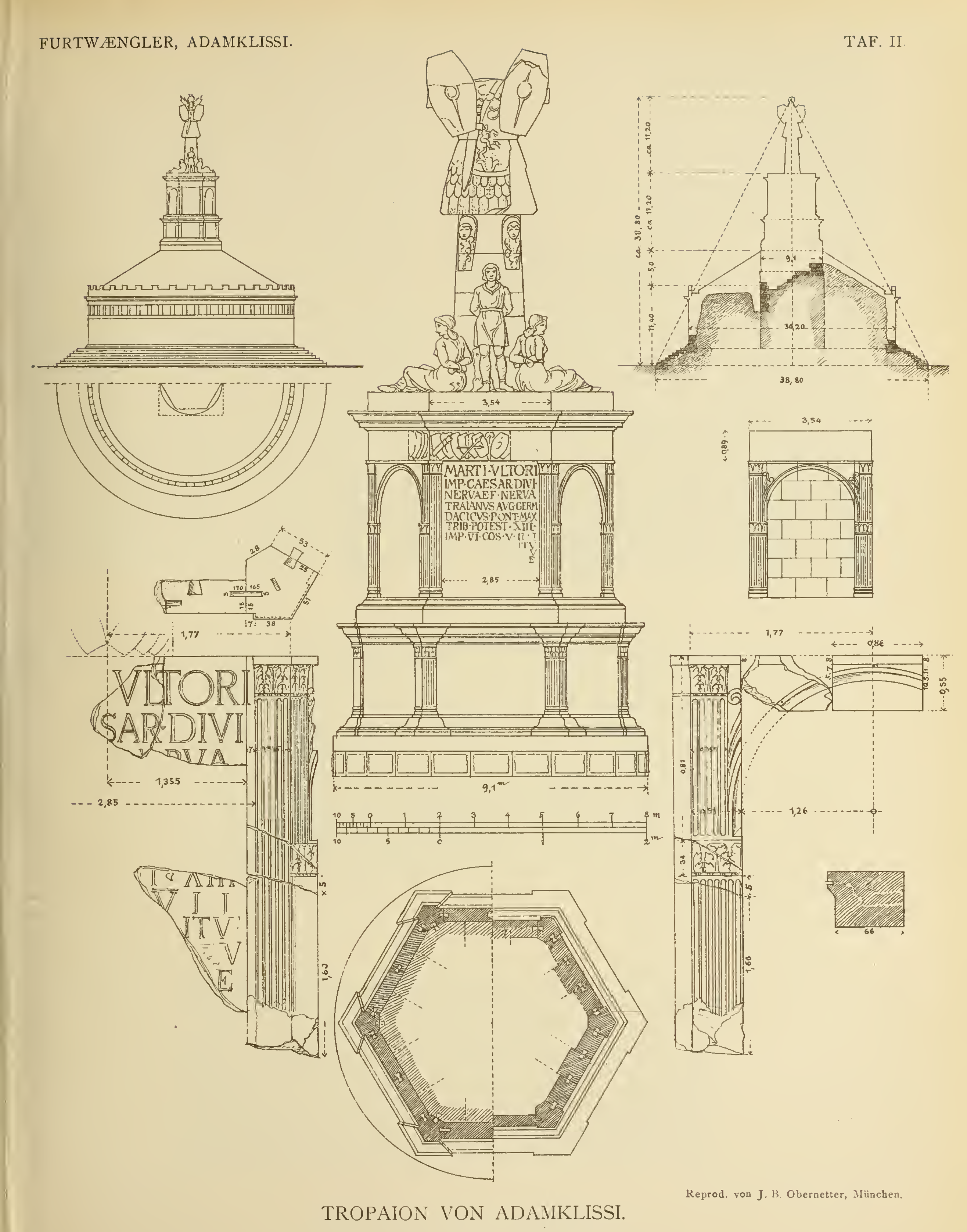


Reprod. von J. B. Obernetter, München.

TROPAION VON ADAMKLISSI.

(Neue Rekonstruktion des Oberbaues.)

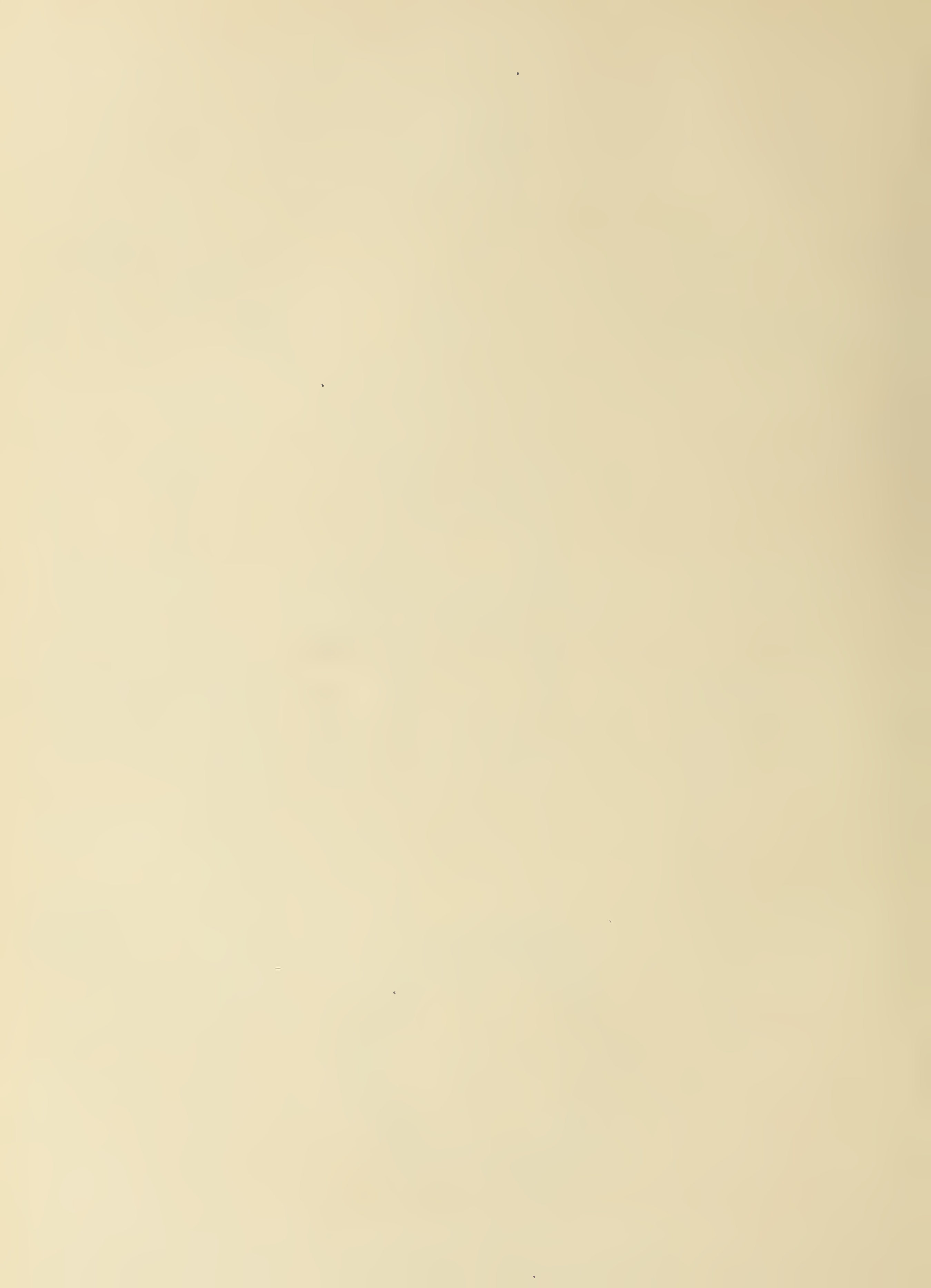


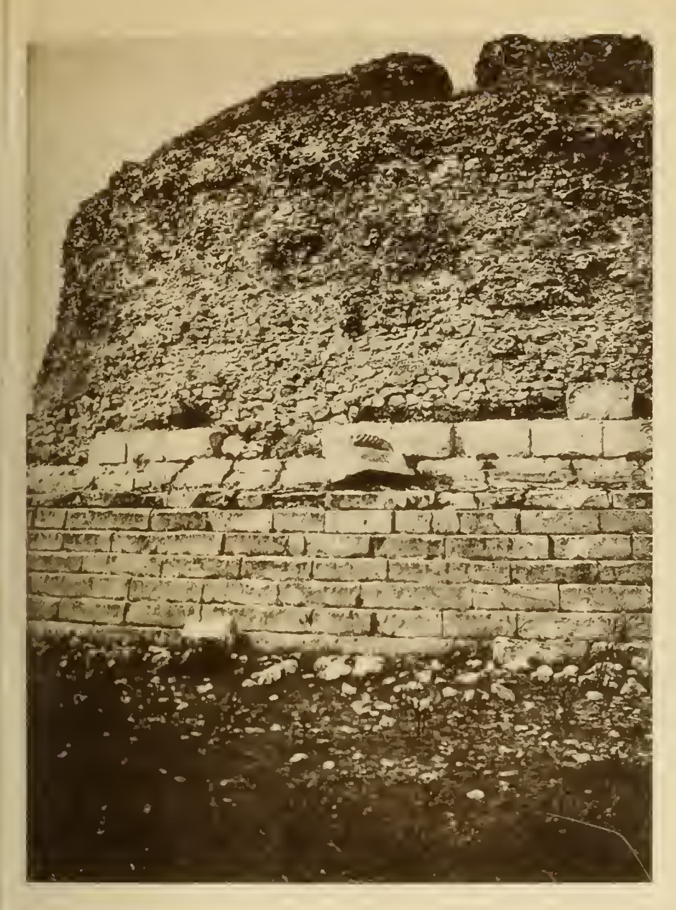


Reprod. von J. B. Obernetter, München.

TROPAION VON ADAMKLISSI.

(Neue Rekonstruktion des Oberbaues.)





1.



2.



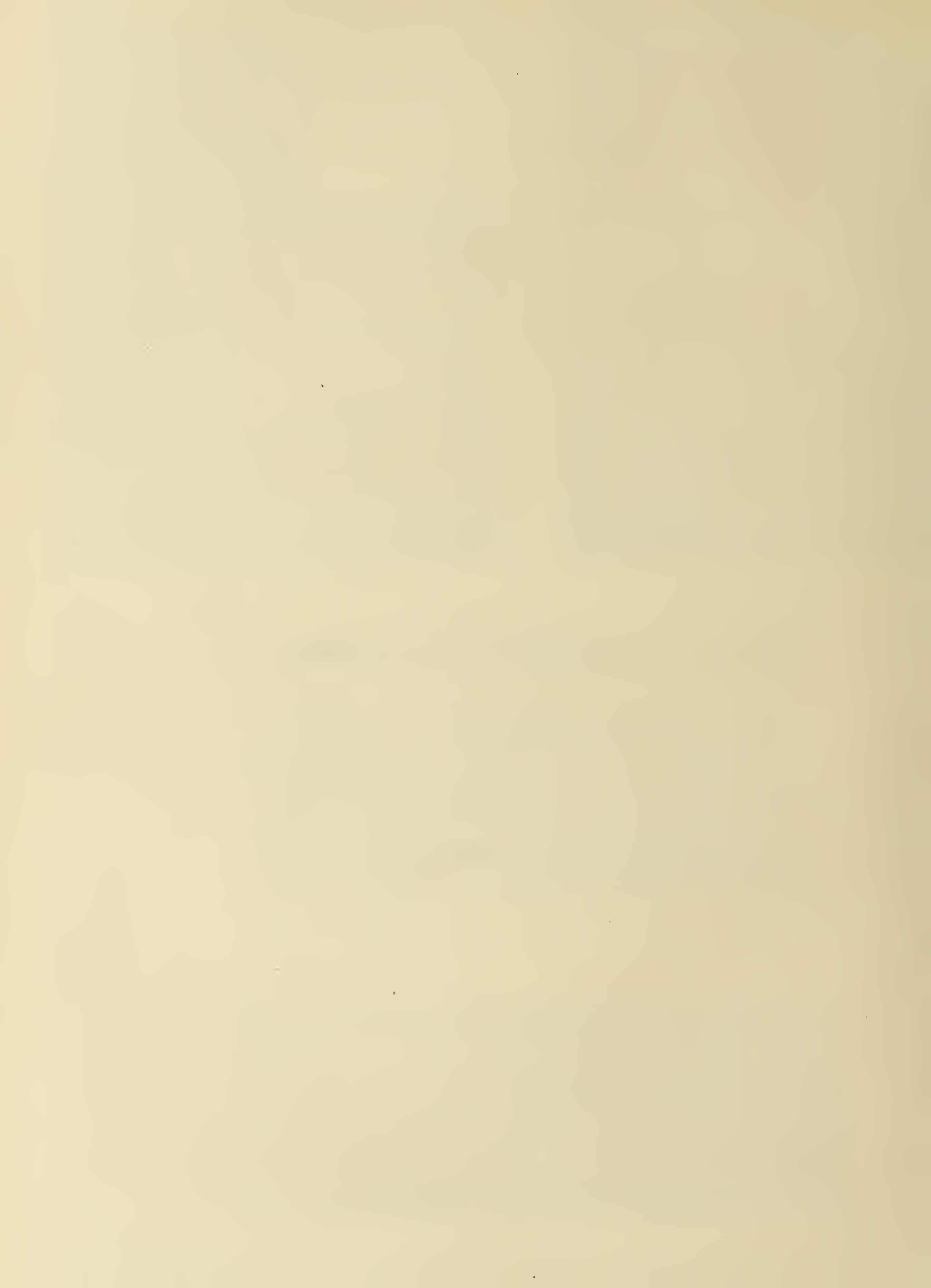
3.



4.

Reprod. von J. B. Obernetter, München.

TROPAION VON ADAMKLISSI.





1.



2.



3.

Reprod. von J. B. Obernetter, München.

TROPAION VON ADAMKLISSI.





2.



1.

TROPAION VON ADAMKLISSI.

Reprod. von J B. Obernetter, München.





1.



2.



3.

Reprod. von J. B. Obernetter, München.

TROPAION VON ADAMKLISSI.





1.



2.

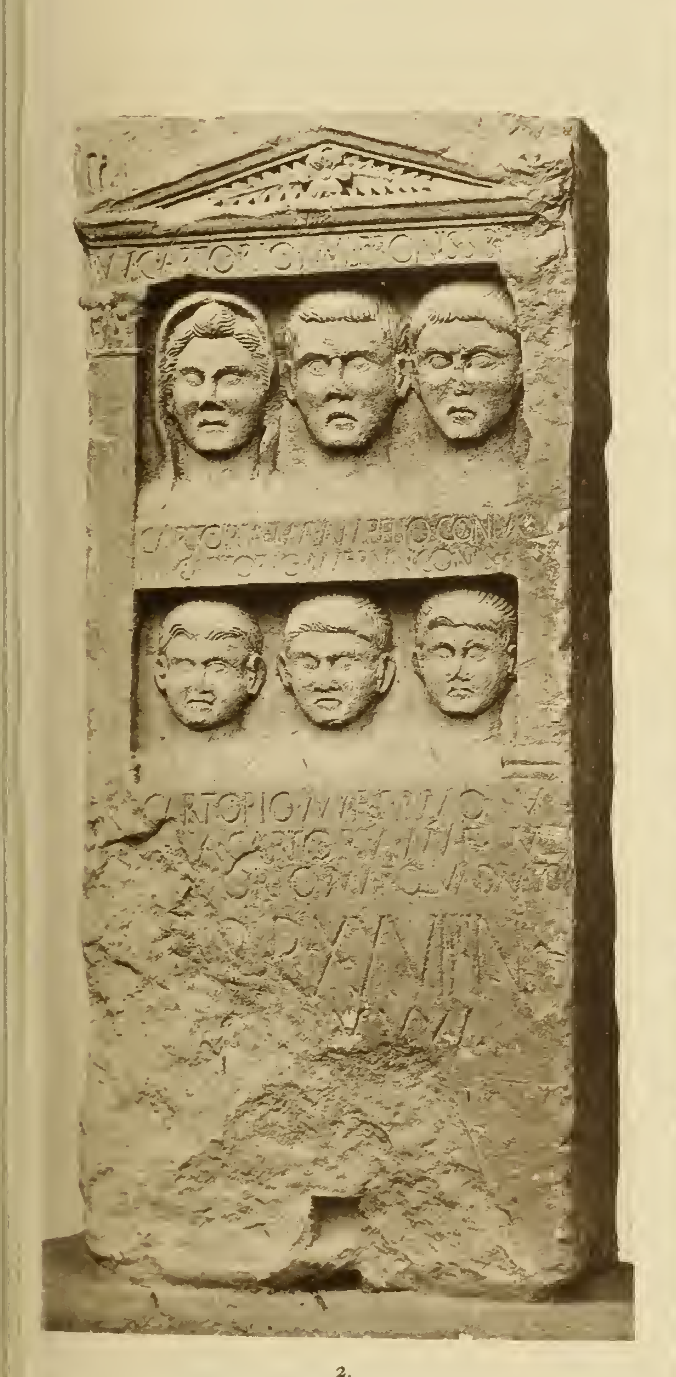


3.

Reprod. von J. B. Obernetter, München.

TROPAION VON ADAMKLISSI.





2.

GRABSTEIN IN PADOVA.

1.

GRABSTEIN IN PADOVA.

Reprod. von J. B. Obernetter, München.





1. GRABSTEIN IN VICENZA.

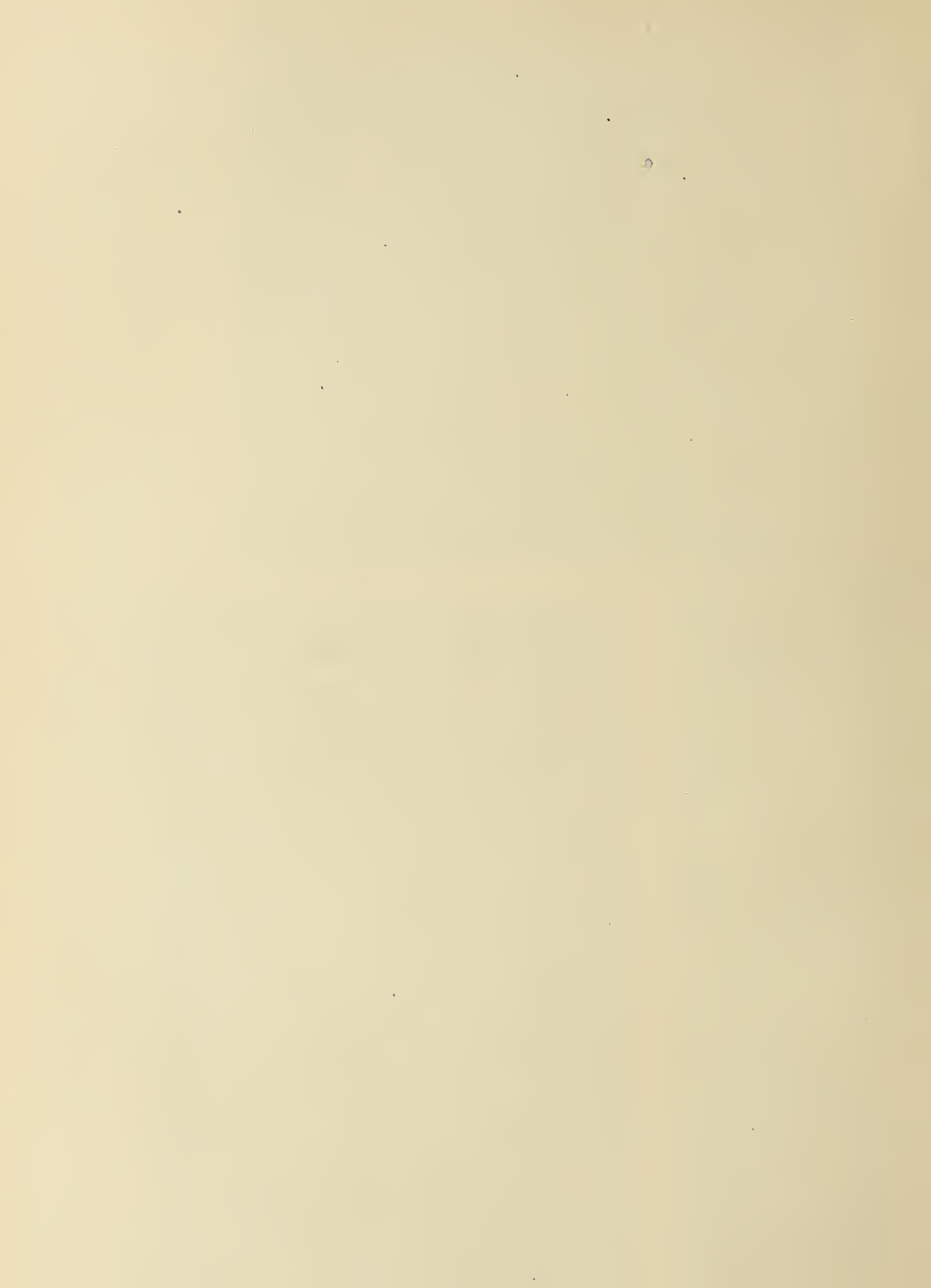


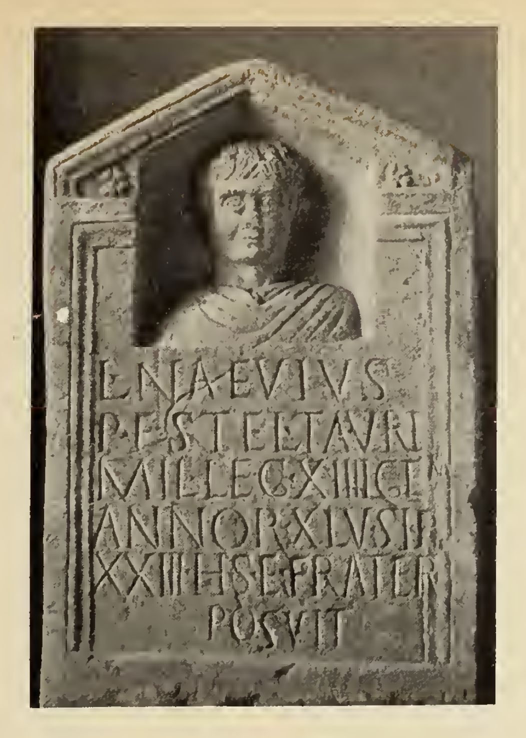
3. GRABSTEIN IN TRIEST.



2. GRABSTEIN IN PADOVA.

Reprod. von J. B. Obernetter, München





1. Grabstein in Mainz.



2. Grabstein in Bologna.



3. Relief aus Nordafrika (musée du Bardo).





1. Grabstein in Mainz.



2. Relief in Triest (museo lapid.).



3. Vom Triumphbogen zu Carpentras



4. Grabstein in Buda-Pest.





1. Vom Tropaion von Adamklissi
(nach „das Monument von Adamklissi" Fig. 57).



2.



3.

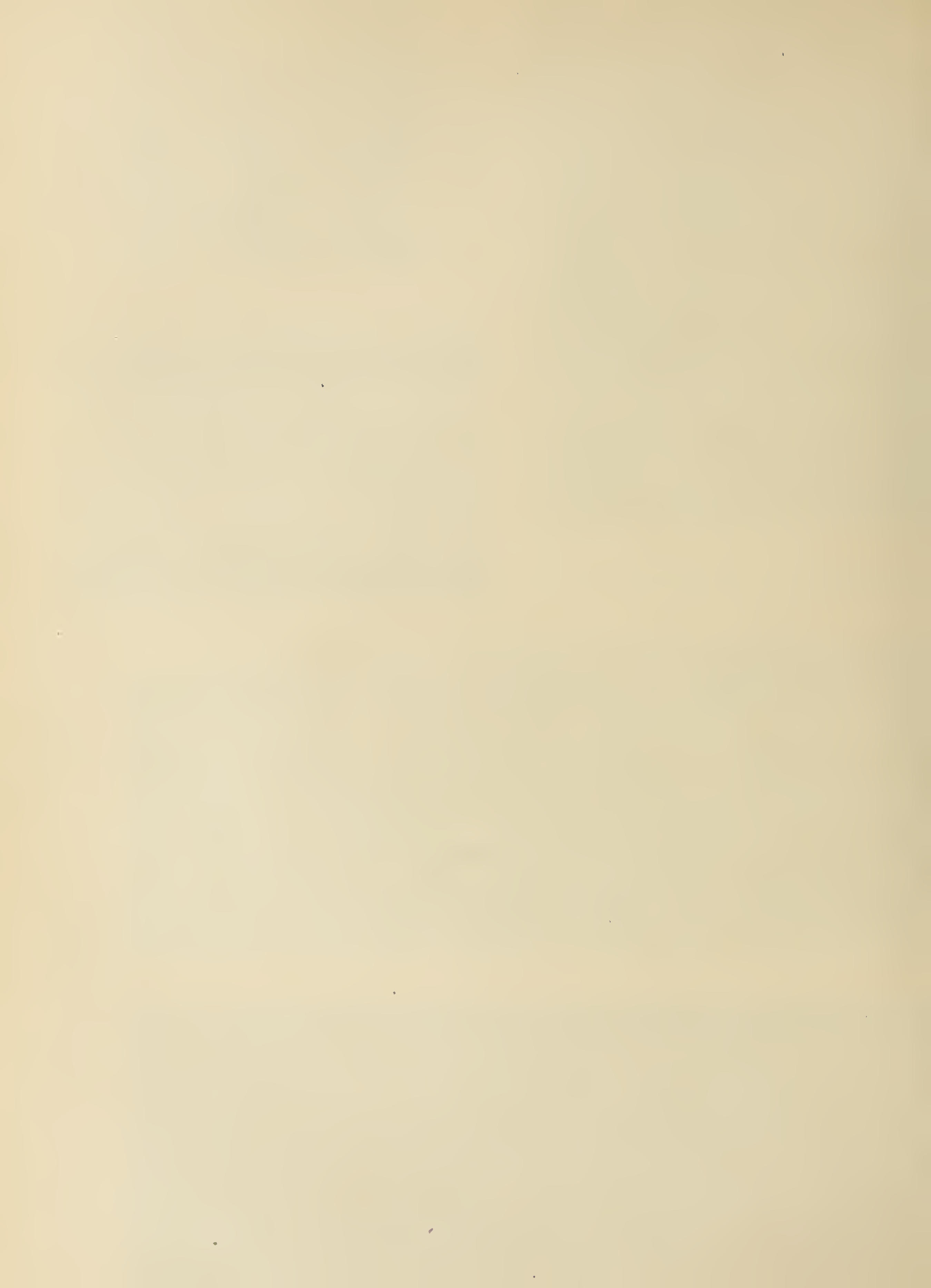


4



5.

(2—5 vom Augustusbogen zu Susa; nach Ferrero, l'arc d'Auguste.)



Die

Lebensbeschreibung von Padma Sambhava

dem Begründer des Lamaismus.

II. Teil:

Wirken und Erlebnisse in Indien.

Aus dem Tibetischen übersetzt

von

Emil Schlagintweit.



Im ersten Teile der Lebensbeschreibung von Padma Sambhava[1]) brachte ich die Vorgeschichte, enthaltend die Herkunft und Familie des Buddha Çâkyamuni, zum Abschluss. Dieser Auszug endete mit dem 9. Kapitel.

Die grosse Ausgabe, die für diese Arbeit die Grundlage abgibt, zählt im Holzdruck 108 Kapitel. Die genaue Zahl der Kapitel, in welche die Handschrift eingeteilt ist, lässt sich nicht bestimmen, weil der Schluss fehlt; durch Zusammenziehen einzelner Kapitel sind in der Handschrift bereits bis zum 53. Kapitel des Holzdruckes drei Kapitel eingespart, so dass dieses Kapitel des Holzdruckes dem 50. in der Handschrift entspricht.

Einen kurzen Auszug aus dem Legendenbuche geben Waddell wie Grünwedel.[2]) In den indischen Kapiteln entspricht der Vortrag bei Waddell unserer Ausgabe; in den Kapiteln über das Wirken des Heiligen in Tibet (vom 54. Kapitel an) deckt sich der Auszug bei Waddell mit unserem Texte nicht.

Die geschichtlichen wie geographischen Angaben kommen in diesen beiden Auszügen nicht zur Geltung.

Eine wörtliche Uebersetzung und Herausgabe des Textes der ganzen Lebensbeschreibung lohnt sich nicht. Die Schilderungen der ausgeführten Taten laufen vielfach auf die Verherrlichung von Schutzgottheiten hinaus, mit deren Hilfe übermenschliche Kräfte nutzbar gemacht werden; „auf magische Weise“ werden Leistungen bewirkt. Einem so einfachen, gläubigen Gemüte, wie es sich die Tibeter noch bewahrt haben, können solche Begebenheiten Bewunderung abringen; für uns genügt zum Verständnis der wirklichen Ereignisse im Leben des Heiligen die auszugsweise Mitteilung des Inhaltes solcher Kapitel.

Mehr Interesse beanspruchen die mythologischen und dogmatischen Einzelnheiten des Vortrages. Für die Mythologie schöpfte Professor A. Grünwedel aus seinem Texte in mehreren Abhandlungen.[3]) In dogmatischer Beziehung wird eine Darlegung der besonderen, s Pyiti genannten, Richtung des Padma Sambhava und seiner „zwei Lehren“ im Texte nicht gegeben. Aus dem Namen seiner Mutter ergibt sich, dass Padma die Eingliederung der

---

[1]) Abhandlungen der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften, I. Classe, Bd. 21, II. Abt., S. 419—444.

[2]) Waddell: The Legendary History of the Founder of Lamaism: Lamaism (London 1895) p. 280 —283. A. Grünwedel: Die Mythologie des Buddhismus (Leipzig 1900), p. 44—56.

[3]) Ein Kapitel des Ta she sung: Festschrift für A. Bastian. Berlin 1896, S. 461.

Drei Leptscha Texte. Mit Auszügen aus dem Padma Thanyig. T'oung pao 1896, S. 527.

Das Suppâradschâtaka in Padma Sambhava's Legendenbuch: Veröffentlichungen aus dem kgl. Museum für Völkerkunde, Bd. V, Berlin 1897, S. 105.

Padma Sambhava und Mandârava. Z. D. M. G. Bd. 52, S. 447.

Bon-Lehre anstrebte, vgl. Anm. 67, 83. — Des Breiten werden Nutzanwendungen aus der Lebenslage der Menschen gezogen, mit denen der Heilige in Berührung kommt; auch werden die Gespräche mitgeteilt, die im Verkehre mit übernatürlichen Geistern gehalten werden. Diese Ausführungen sind im Stile der späteren Mahâyâna-Bücher gehalten und rechtfertigt sich nur stückweiser Auszug.

Ungleich wertvoller sind die geographischen und geschichtlichen Angaben. In jedem Kapitel ist gesagt, wohin Padma Sambhava sich begibt. Diese Angaben sind nicht sprungweise; die Länder folgen sich in der Reihe ihrer Lage, so dass sich der eingeschlagene Weg verfolgen lässt und dadurch viele neue Bestimmungen möglich wurden. Sodann werden die Personen genannt, mit denen der Gelehrte in jedem Reiche verkehrt. Bei den dürftigen Angaben, die uns hierin für Indien für das 7. christliche Jahrhundert zur Verfügung stehen, ergeben sich daraus viele Namen, die noch nicht bekannt sind. Für die Bestimmung der Lage der Länder und Ortsnamen muss der Text die meisten Anhaltspunkte liefern; die meisten Reiche sind in den Umwälzungen unter den mohammedanischen Herrschern des nördlichen Indiens untergegangen. Ihre Namen finden sich nicht in den Reiseberichten der chinesischen Pilger Hiuen Thsang und I tsing um die zweite Hälfte des 7. christlichen Jahrhunderts. Dieses Nichtvorkommen verliert sofort alles Auffällige, wenn man die Angaben bei Padma Sambhava auf einer Karte einträgt, wozu Vajrâsana und andere Angaben genügende Richtpunkte abgeben, und diese Karte auf die Itinerarkarten für die beiden Pilger legt. Es ergibt sich dabei, dass die von Padma Sambhava besuchten Reiche, beginnend vom Vorstosse Hiuen Thsang's von Vaiçâli nach Nepal, zu beiden Seiten der von den Pilgern eingeschlagenen Richtung liegen. Tâmralipti am Bengalischen Meerbusen, das von allen Dreien besucht ist, wird auch in allen drei Berichten genannt.

Was die Karten und Berichte der Gegenwart an Material zur Vergleichung enthalten, ist aus den mir von der Indischen Regierung dankenswert zur Verfügung gestellten Karten und Werken beigezogen.

Für die chronologischen Fragen ist von ganz besonderem Werte, dass unser Text für die viel umstrittene Frage nach der Zeit, in welche die nördlichen Buddhisten das Nirvâṇa ihres Religionsstifters setzen, Jahresangaben macht unter Bezugnahme auf Ereignisse in der indischen Geschichte, die chronologisch feststehen.

Buddhas Eingang in das Nirvâṇa wird im Texte angesetzt zu 200 Jahre vor Açokas drittem Konzile, 400 Jahre vor dem Erscheinen des Bhikṣu Nâgârjuna. Das dritte Konzil fand statt 244 vor Chr.; folglich ereignete sich Nirvâṇa 444 vor Chr. Zu fast derselben Jahreszahl gelangt man nach der bei den nördlichen Buddhisten herkömmlichen Annahme des Jahres 42 vor Chr. für das Auftreten von Nâgârjuna.[4]) Bereits in meiner Berechnung der Lehre[4a]) ist nachgewiesen, dass die tibetischen Chronisten Nirvâṇa in das Jahr Wasser-Schaf = Bhânu setzen; dies ergibt 513 v. Chr. Nun ist anzunehmen erlaubt, dass bei den Kâlacakra-Lehrern der Fehler eines Cyclus von 60 Jahren unterlaufen ist und muss dann ein Cyclus abgerechnet werden. Damit kommt das Bhânu-Jahr in 453 vor Chr. und den Jahresangaben unseres Textes liegt eine solche Ziffer ersichtlich zugrund. Jedenfalls

---

[4]) Vgl. mein Buddhism in Tibet p. 30 (franz. Ausg. S. 21). S. C. Das Indian Pandits (Calc 1893), S. 15. Die Untersuchungen nach chinesischen Quellen kommen zu anderen Festsetzungen; vgl. A. Grünwedel, Mythologie p. 29. — [4a]) Sureçamatibhadra, Berechnung der Lehre (München 1896), S. 6 und Anm. 119.

widerlegt der Vortrag unserer Lebensbeschreibung die Ausführungen von Prof. J. S. Speyer,[5]) dass die nördlichen Buddhisten den Stifter ihres Religionssystems hundert Jahre vor Açoka in das Nirvâṇa eingehen lassen.

Ueber Herkunft und die Zeit des Wirkens unseres Heiligen in Indien sind dem Text folgende Angaben zu entnehmen:

Väterlicherseits nennt sich Padma Sambhava als vom Weisheits-Geschlechte stammend; als seine Mutter gibt er an Kun tu bzang mo = Samantabhadrâ (vgl. über den Bon-Gott gleichen Namens unten). Geboren wurde er im weiblichen Wasser-Schwein oder Wasser-Hunde Jahre: 721/22. Die Geburt erfolgte dann wieder magisch, statt aus dem Mutterleibe aus einer Padma-Blume im Seeland (mthso gling) Dhanakoça, einem grossen Gebiete in der Mitte von Udyâna.

Acht Jahre alt verkündet er, dass er sich zu Vajrasattva in den Himmel begeben werde.

Fünf Jahre verlebt er an der Seite seiner Gemahlin $_0$Od $_0$chang ma = Prabhâdharâ (?), dann begibt er sich auf den Leichenacker Çîtavana bei Vajrâsana.

Zehn Jahre verwendet er auf die Aneignung der Lehre.

Im weiblichen Holz-Vogel-Jahre, d. i. 744, wurde er geboren „im königlichen Leben“, d. i. wurde er Sieger über die Götter.

Im männlichen Holz-Pferde-Jahre, d. i. 753, ging er nach der Asura-Höhle in Nepal.

Im weiblichen Feuer-Vogel-Jahre = 756, vollzog er die Vereinigung mit seinem Schutzgott und Gebieter (rje) Vajrasattva.

Im männlichen Erd-Pferde-Jahre, d. i. 777, verlässt er die Asura-Höhle für Tibet (59 Kapitel). (Hienach ist die Jahres-Angabe 747 (cf. Waddell l. c. S. 24) zu berichtigen.)

Häufig wird im Text gehandelt von den Mu stegs pa, den Ungläubigen. Von den Brâhmanen werden diese Mu stegs pa direkt unterschieden im 34. Kapitel. Es wird von einem Lande der Ketzer gesprochen (Anm. 49) und als König wird Nâgaviṣṇu genannt; der „mächtigen“ Nâgas wird oft Erwähnung gethan. Zu verstehen sind unter diesem Sammelnamen Nâga die Schlangen-Anbeter, denen verschiedene altansässige indische Völkerschaften zuzurechnen sind, die noch um die Zeit der Wirksamkeit unseres Heiligen mancher Provinz im nördlichen Indien Herrscher gaben, die sich nicht zum Buddhismus bekannten. — Unser Text gebraucht diese Bezeichnung aber auch für Moslims. Ein solcher Gläubiger ist unzweifelhaft der Perser-König Huluka, der aus Bagdad kommt. Khache, das als Land oft genannt ist, wird in der Litteratur für einen Moslim gebraucht und was in den späteren Kapiteln von Gewohnheiten der Mu stegs pa mitgeteilt wird, passt nur auf Moslims. Dann sind allerdings die Ereignisse, die sich auf Moslims beziehen, vordatiert; denn die mohammedanischen Eroberer haben in den gangetischen Ländern, die in Indien den Schauplatz der Thaten unseres Heiligen bilden, die buddhistischen Pâla-Dynastien, die auch in unserem Texte mehrfach genannt werden, erst einige Jahrhunderte später überwunden. Ueber die Schwierigkeiten, die sich hieraus ergeben, hilft sich der Verfasser durch Annahme magischer Verkörperungen hinweg.

Die Zeit der Zusammenstellung unseres Textes ist in das 10. christliche Jahrhundert zu setzen. Ereignisse, die nach diese Zeit fallen, werden auch in den tibetischen

---

[5]) Z. D. M. G. Bd. 53 (1899), S. 120.

Kapiteln nicht erwähnt; dann ist aus dem Wörterschatze unseres Textes hervorzuheben, dass für Moslims niemals Kla Klo gebraucht wird, das S. C. Das erstmals aus dem Zamatog auszieht, dessen Abfassung in das 11. christliche Jahrhundert fällt. (B. Laufer, Sitzungsberichte der bayer. Akad. d. Wissenschaften, 1898, Cl. I, S. 519 ff.)

Gesar ist als geschichtliche Persönlichkeit und König behandelt; er beteiligt sich in Udyâna an den Familienfesten des königlichen Hauses. S. C. Das behandelt in seinem Wörterbuche Gesar ebenfalls als regierendes Haupt über Kham oder die Provinz östlich von Lhasa im 7.—8. Jahrhundert.

Von geographischen Namen sei hier Zahor hervorgehoben, der Schauplatz der Thätigkeit unseres Heiligen, so dass seine Kopftracht die Bezeichnung Zahor-ma führt. Mit Hilfe unseres Textes konnte die viel umstrittene Frage nach der Lage des Landes dahin beantwortet werden, dass dieses Reich in Bengalen lag und nordwärts bis zu den Mallas und den Ausläufern des Himâlaya sich erstreckte, südwärts bis in den heutigen Distrikt Darbhanga in Bengalen herabreichte (s. Text zu Anm. 30).

Der Umfang von Udyâna ist zu enge gegriffen, wenn neuerdings der Distrikt Yusufzai als seine Ostgrenze bestimmt wird; die in der Ortsgeschichte bewanderten Distriktsbeamten sind der Ansicht, dass im 7. christlichen Jahrhundert im westlichen Himâlaya, wo heute nur noch ganz winzige Reiche bestehen, ein bedeutender Staat bestand.[6]) Als Hauptstadt von Udyâna scheint nach dem 12. Kapitel m Dzes ldan (? Kâmarûpa) anzusehen zu sein.

Von den 108 Kapiteln der grossen Ausgabe beziehen sich die Kapitel 10 mit 54 auf die Wirksamkeit von Padma Sambhava in Indien; die folgenden Kapitel bis zum Schluss der Lebensbeschreibung erzählen seine Thaten in Tibet. Beide Teile sind vollständig getrennt und haben gegenseitig so gut wie keine Berührung. Im Folgenden sind die 54 indischen Kapitel behandelt. Eine Uebersetzung längerer Texte findet statt, wo der geographische und geschichtliche Inhalt es rechtfertigt; im Uebrigen wird der Inhalt auszugsweise mitgeteilt. Eine Wiedergabe des ganzen Textes der übersetzten Stellen wurde nicht für notwendig erachtet; in Anmerkungen ist der Text beigegeben, wo immer es die Erklärung fordert.[7])

[6]) Vgl. Grünwedel, Mythologie, S. 18; vgl. S. 20 meiner ersten Abhandlung über diese Biographie.

[7]) Die Transcription des Sanskrit, wie der tibetischen Worte erfolgt nach dem hiefür eingeführten System.

Zehntes Kapitel. (Blatt 50—52.)

Nun folgt im Lande der Menschen die Unterweisung im Nirmâṇakâya. Der (Guru) hatte im Bekehrungslande den König des in Wolken gehüllten Reiches gesehen. Gleichzeitig war er zur Erkenntnis (rnam ṣes = vijñâna) gelangt, welche die gründlich Erforschende heisst, und er bezwingt die Befähigtsten mit den drei Meditationsarten. In der Zeit, dass Vairocana unten über die Welt Gebieter ist, behütet „die Wissenschaft von der Anwendung der Deduction“ die Geheim-Tantras und sie wird berühmt als die kostbare Lehre des Nirmâṇakâya.[8])

Im ganzen Werke findet sich nur eine Verherrlichung des Nirmâṇa- und des Sambhogakâya oder der Körper der Vervielfältigung und der Seligkeit; nur einmal, im 30. Kapitel, verkündet der oberste Gott der Bonpos (Anm. 29) den dritten, den Dharmakâya oder Gesetzeskörper, der sonst den Beiden vorangesetzt wird. Nach Wassiljew, Der Buddhismus (St. Petersb. 1860), S. 263 behaupten die Mahâyânisten die Ewigkeit des Sambhogakâya und haben sich die Mystiker (S. 127) an die Umdeutung der Lehre vom Nirmâṇakâya gemacht. — Bei der Ewigkeit des Seligkeitskörpers im Buddhastande mochte der Gesetzeskörper, als in der ewigen Dauer des Seligkeitskörpers bereits enthalten, entbehrlich erscheinen. Hiezu stimmt unser Text: durch die Lehre des Sambhogakâya zeigt sich der Guru als Herr aller Drei Körper (long skui bstan pas gsum gi gtso bor ston). Fol. 50 a, Z. 5.

In dieser Zeit hatte bei den Menschen das Wohlbefinden abgenommen, wie unterm Jahr das Oel.[9]) Im Aeusseren betrachtet bilden Erde, Feuer, Wasser, Wind vier Erscheinungen. Im Reiche der Wünsche treten die Leidenschaften hervor entsprechend der Natur. So entsteht beim sich gegenseitig Betrachten Befriedigung wie Begierde; in eifriger Unterhaltung lacht man gegenseitig. Hat man sich bei den Händen genommen, so entsteht mit der Befriedigung Begierde. Alle Adern und Strömungen haben Fluss. Aus der Umarmung von Mann und Frau entsteht Begierde. Sind aus diesen vier Begierden vier Entstehungen zusammengekommen, so bewegt sich im Wasser der Foetus. Im Wasser ist auch die Reife der magischen Geburten der Bodhisattvas.[10]) Die alte Frau vom Wehe-Fluss erfasst schreit. Durch die Gewalt der Wehen erfolgt aus dem Unterleib die Geburt auch des zweiten Bodhisattva (d. i. Padma Sambhava). Mit dem Erfassen der Hand war sein irdischer Körper entstanden; geboren wurde er aus dem Ei. Aus der Umarmung der Zwei war Empfängnis entstanden; aus Wärme und Feuchtigkeit wurde der Bodhisattva geboren. Er zerteilte sich sodann aus vier Begierden über vier Dvîpas (gling): In Udyâna, im Osten, wurde sein Körper in übernatürlicher Weise wiedergeboren; in Jambudvîpa, im Süden, wird er aus

---

[8]) De nas mi yul sprul skui bstan pa ni | sprin ldan rgyal po gdul byai zhing du gzigs |. de dang dus mthsungs rnam ṣes rtsad gcod zhes | bskyed rdzogs gsum gyi dbang po rab rnams ₀dul | snang mdzad ₀og tu ₀jig rten mgon pos dus | gsang sngags skyongs ba rtags sbyor ye ṣes zhes | sprul skui bstan pa rin chen grags dang ni |. — Vairocana war Schüler von Padma Sambhava; vgl. A. Grünwedel, Mythologie s. v. Im 81. Kapitel unseres Textes nimmt Vimalamitra „magisch“ die Gestalt von Vairocana an.

[9]) lo na mar mar ₀bri bai dus, ein öfter vorkommender Vergleich. Das Folgende phyi ltar „das Aeussere betrachtet“, ist nach Jäschke s. v. phyi eine noch nicht zu erklärende Redewendung der späteren Schulen.

[10]) Eine Anspielung, dass sich Padma Sambhava in der Padma-Blume im Teiche zeigte als in übernatürlicher Weise geboren. Siehe das Folgende.

dem Mutterleibe geboren; im Lande Goḍani,[11]) im Westen, wird er geboren aus einem Ei; in Kurukṣetra (sgra mi snyan pa), im Norden, wird er geboren aus Wärme und Feuchtigkeit. Zufrieden blickte er 100 Jahre um sich: während 60 Jahren lächelte er, 50 Jahre gingen vorüber schmunzelnd und die Hände haltend.

Von der Bekehrung des in Wolken gehüllten Reiches durch die 2 Lehren, das 10. Kapitel.[12])

Elftes Kapitel. (Blatt 52ª—56ᵇ.)

Um sodann das Land des Çâkyamuni und das Reich des Gebieters der 3 Arten (rigs gsum mgon poi zhing khams) zu bekehren, insbesondere aber um zur Lehre zu bekehren die Bod-Länder (bod-khams), die Länder (yul) der ₀Dre-Dämonen und der Unreinen (ma sangs), die Reiche (rgyal khams) der Tiere und der Nachkommen der Affen[13]) beginnt jetzt die Geburtsreihe.

Als nach Çâkyamuni 80 Jahre verflossen waren, wurde 3 Jahre lang der Reihe nach gedreht das die Zeichen tragende Vehikel (mthsan yid theg pa), sodann im 4. Jahre drehte man die nicht orthodoxen Geheim-Tantras (gsangs sngags phyi pa). Von den 3 Meditationsarten des unvergleichlich begründeten Vajra-Vehikels ist prophezeit, dass sie später hervorkommen, weil die Aufeinanderfolge der Lehre in einem Vortrage nicht gelehrt wurde. Warum Dieses? um Vortrag und Anwendung zu vertiefen;[14]) um des Seligkeitskörpers willen, und um der 5 Genüsse der Begierden willen, dann damit die Geistlichkeit die Grundlagen der Lehre habe.

Niemals sind in Indien wie in Vajrâsana[15]) zwei Lehrer erschienen; wären sie erschienen, so würden Sûtras und Tantras in Widerspruch gekommen sein. Es sind auch zwei Gesetzes Könige nicht erschienen;[16]) wären sie erschienen, so wären sie statt zum Nutzen, zu Räubern der Lehre geworden. Dagegen ist der vortrefflichste der Menschen, der zum Gott der Götter gewordene Padma Sambhava in Sûtras wie Tantras als Sohn des Buddha, als Tathâgata (debzhin gṣegs pa) prophezeit . . . . .[17]) Was hier vorgetragen, ist reine Wahrheit, keine Lüge. Nach den Sûtras ist er berühmt als der siegreiche Çâkyamuni, in den Tantras wird er genannt Guru Padma Sambhava . . . .

---

[11]) ba lang spyor; der VIII Sthavira geht dorthin. Schiefner, Tib. Lebensbeschreibung (Petersburg 1849), S. 322.

[12]) Die Kapitel-Ueberschriften stehen stets am Schlusse des Kapitels. — Unter den „Zwei Lehren" sind die vollständige Beherrschung des Geistes bis zur Fernhaltung jeglicher Erregbarkeit, zhi gnas = çamatha, und die Gewinnung der richtigen Erkenntnis, tibetisch Mehreinsicht genannt (lhag mthong) = vipaçyana zu verstehen. Vgl. Jäschke s. v. bstan pa und die Citate dort.

[13]) Die Tibeter sind gemeint. Die Legende bringt ausführlich W. W. Rockhill, Life of the Buddha (1884), p. 204.

[14]) lta spyod sbyor sgrol zab pai phyir | ₀dod pai yontan lnga la longs spyod phyir | bstan pai gzhima dge ₀dun yin pai phyir. Die Tibeter nennen die Bücher der Madhyamikas die tiefen, zab mo.

[15]) rdo rje gdan; alter Name für Buddha Gayâ und des Tempels darin.

[16]) Eine Anspielung auf Açoka und Dharmâçoka, die übrigens später im Texte Beide genannt werden.

[17]) Zur Bekräftigung folgen Auszüge aus verschiedenen Werken. Im Texte wird der Guru stets in den überschwänglichsten Ausdrücken gepriesen: er heisst der beste der Paṇḍitas, Bl. 218ᵇ, Kenner aller Fahrzeuge 453ª, Beschützer der Buddhaweise 406ª, der Buddha der 3 Zeiten 216ª, 227ª, 392ª, 457ª.

(Blatt 53[b] ff.) Es gibt vielerlei Arten seiner Geburt. In den einzelnen Reichen (zhing khams) waren seine Geburten folgende. In Indien gibt es 9 grosse Dvîpas (gling): In der Mitte liegt Vajrâsana als Sitz des Muni (dbus na thub pai bzhugs gnas rdo rje gdan). Im Osten davon (de yi sar phyogs) liegt das Land (gling) Bhangala, im Süden das Land (gling) Bedha, im Westen das Land (gling) Udyâna (Urgyan), im Norden das Land (gling) Khache, im Südosten das Land (gling) Zahor, im Südwesten das Land (gling) Khangbu, im Nordwesten das Land (gling) Zangs, im Nordosten das Land (gling) Kâmarûpa. In diesem neunten Dvîpa (yul gling dgu po mi rigs mi $_0$dra zhing) war das Menschengeschlecht den Menschen ähnlich. Sonst war die Gestalt bei Einigen gross, bei Anderen klein; Einzelne waren schön aber ohne Ebenmaass, Andere wieder sahen hinfällig aus. In keinem Lande auch hatten die Leute dieselbe Sprache, statt einer einheitlichen Sprache gab es deren 36. Ebenso viele Alphabete waren. Man hat beispielsweise in Indien eine Ost-, eine Süd-, eine West- und eine Nord-Sprache; in den verschiedenen Ländern hat man deswegen Verschiedenes zu wissen nötig. Die Kleider macht man aus Baumwollenstoffen, als geeignete Nahrung gilt Reis. Die Sitte Schmuck anzulegen gilt nicht als entsprechend. In jedem Lande gibt es auch viele Könige und jedes hat einen weltlichen König, der das Land schützt und einen König für die Religion. Der König für den Schutz des Landes nimmt keinen Teil am Schutz der Religion und ebenso nicht der König für die Religion am Landesschutze. Das weltliche Gesetz ist in Indien sehr streng, die Kaste zu ändern ist nicht möglich (rigs dei las min $_0$chol bar spyod du med). Um die Lehre nach ihrem richtigen Inhalte klar darzustellen bittet man die Riṣi (drang srong) um die Merkmale; zur Erklärung der Geheim-Tantras (gsang sngags) richtet man eine Bitte an die Heiligen (grub thob = siddha). Diejenigen, welche den Kopf rundlich (= geschoren) und die Füsse nackt, sonst sich rotbraun[18]) tragen, werden von der Geistlichkeit ermahnt, genau zu sein im Nicht-Verüben der 10 Sünden (mi dge).[19]) Diejenigen, die in verfilztem Haare gehen, die 8 Gegenstände und die 6 Schmucksachen tragen, sowie sich für die 5 irdischen Güter einrichten ($_0$dod yon lnga la longs spyod sa sde $_0$dzugs), bitten die die Geheim-Tantras übenden Yogâcâryas (rnal $_0$byor pa); weil diese alle zu ihrem Vorteile aufspielen (sreng ba!), heissen sie die Gebieter der Gaben.[20]) Die den Geist zu den 7 oder 8 Pratimokṣa-Arten,[21]) den 5 Maitreya-Büchern, den 5 Mitleid (snying rje = karuṇa) Erregenden, den 5 Büchern von Gleichgiltigkeit (btang snyoms = upekṣa) und von den 5 Freuden (dga ba) vorbereiten, bitten um die Kennzeichen die geistlichen Lehrer (mkhan po, upâdhyâya). Diejenigen, welche . . . .[22]) in den 8 Mahâsiddhis die Uebungen treffen, bitten um die Kennzeichen bei den Oberen (bla ma). Was in diesen (Kennzeichen) nicht zusammenpasst und nicht zu verbinden ist, scheiden die zwei Lehren und untersuchen es.[23]) Wird die grosse Gesetzestrommel geschlagen, so beginnt für alle die

[18]) ngur smrig, die rote Farbe der geistlichen Gewänder.

[19]) Vgl. Padma S. Lebensbeschreibung, I. Teil (München 1899), S. 11, Note 35.

[20]) Vgl. J. J. Schmidt, Index des Kandjur (Pet. 1845), Nr. 355, wo diese yon bdag genannt sind.

[21]) So sor thags rigs. Vgl. L. Feer, Analyse du Kandjur, Annales du Musée Guimet Vol. II, p. 182.

[22]) Es folgt: lta spyod dbang ngam dkyil $_0$khor rab tu gnas $_0$phrin sgrub ting $_0$dzin mchod snags sbyor sgrol gnyis |. Die Mahâsiddhi (sgrub chen) sind aufgezählt von Wassiljew bei Schiefner, Târanâtha Ueb., S. 304.

[23]) de dag gang dang $_0$brel med ya ma zung | bstan pa gnyis kyi sel de thsar gcod do.

Macht des Hörens (nyan dbang). Man errichtet für den König der Religion einen Thron. Um den Thron des weltlichen Königs sammeln sich Alle, die mit dem Forschen sich abgeben: rechts die Yogâcârya männlich wie weiblich, links die Geistlichkeit männlich wie weiblich; vorne das Volk, in der Mitte die Schriftgelehrten (bstan bcos thsom mi). Die Standartenträger stellen sich rechts und links vom Throne auf. Der König für den Religionsschutz frägt sodann welche Lehre sei und man antwortet: Handelt es sich um Sûtras, so frage der Reihe nach bei der Geistlichkeit; handelt es sich um Tantras, dann thue es bei den Yogâcâryas. Der König möge nun ein Geschenk geben, dann werde eine Untersuchung angestellt. Der König befahl, dass man untersuche was erlaubt und was nicht erlaubt sei; was nach der Anweisung des Ehrwürdigen (? Ânanda) vollkommen und nichtvollkommen sei; was nach den Logikern recht und unrecht; was nach den indischen Dialektikern (gtan thsigs rgya yis) folgerichtig sei und was nicht. Beim Emporsteigen am Himmel kommen viele Sonnen zusammen. Die Paṇḍits (sic) stritten sich mit den Schriftgelehrten. Man untersuchte was dem gläubigen Erfassen aufgeladen werden könne und was nicht; auf was man in der Erklärung des wirklichen Erkennens fussen kann und worauf nicht; was man durch Beispiele erläutern könne und was nicht.

Nachdem man so, was es an Fahrzeugen gab, kennen gelernt und untersucht hatte, heisst es: Dies ist die Lehre, die durch diese Männer als übereinstimmend befunden wurde: Sûtras wie Tantras gehören auf diese Seite; was an Sûtras wie Tantras vorhanden, stimmt mit den Aeusserungen der grossen Paṇḍits.[24]) Diese Religionslehre wird an die Spitze der grossen Siegesstandarte gebunden, der Religionskönig und die Paṇḍits streuen Blumen; man verkündete sie weit und breit. Man hob die Männer, welche die Çâstras verfasst hatten, auf den Löwenthron, alle die zur Klasse (rigs mthun) der Paṇḍits gehörten, bezeigten Verehrung, der König für den Landesschutz und das Volk erwiesen Verehrung. In den Ländern verbreitete sich diese Lehre weit und breit. Die verkehrte Lehre wurde beschimpft und an den Schweif eines Hundes gebunden; an diesen Schweif legte man Feuer und dann umkreiste die Menge den Hund. Zur Hölle ging, wer vom Rauche berührt wurde. Deshalb sprachen Alle: bedeckt die Nase mit der Hand und führt den Hund weg. Den Verteidigern der verkehrten Lehre liess der König den Kopf scheeren und verbannte sie nach Karṣapâṇî.[25]) Alle nahmen sich diese Anordnung zu Herzen und wendeten sich von der falschen Lehre ab. In Indien wurde solcher Art die Lehre wohl begründet. Viele dieser unähnliche Lehren gibt es nicht; es gibt auch nicht viele Ruhmesnamen für die Wünsche nach guten Dingen.

Dies ist das 11. Kapitel von der guten Begründung der Lehre in Indien.

---

[24]) De ltar theg pa gang yin ngos bzung bltas chos $_0$di mi $_0$dis bstsams pa yin zhes pa | mdo $_0$am sngags phyogs $_0$di la gtogs so zer | mdo sngags gang yin panchen zhal $_0$cham zer |.

[25]) Sonst bekannt als Name eines Kriegerstammes. In unserem Text kommt der Name noch einmal vor (Anm. 162) als Name eines Kloster-Gottes.

Ueber die geographischen Namen in diesem Kapitel ist Folgendes beizubringen.

Bhangala wird stets im Text für Bangala, Bengalen, geschrieben.

Bedha kommt im Text auch vor als Baiddha und selbst Bhata, Bheta. Waddell[26]) bringt dafür die tibetische Form sgra can bei und dieses gibt der tibetische Amarakoṣa wieder mit rasita, Gebrüll, was zu unserem Text in so ferne stimmt, als der König von Baiddha nach Blatt 144ª einen weissen Löwen (seng ge dkar po) schenkt. Löwen kommen heute nur mehr an der äussersten Westküste von Indien vor, im Gir-Walde der Halbinsel Kathiawar, Präsidentschaft Bombay. Mit Recht wird aus der grossen Zahl von Löwen-Figuren gefolgert, die auf den Buddhistischen Sculpturen um den Beginn der christlichen Zeitrechnung auftreten, dass der Löwe damals auch im Dekhan heimisch war und für den Südwesten von Bengalen ist das Vorkommen noch für 1814 beglaubigt: damals wurde in einem Dorfe bei Palamau, Hauptort der westlichen Sub-Division gleichen Namens des Kreises Lohardarga, Provinz Chota Nagpur der Präsidentschaft Bengalen, ein Löwe geschossen, das Fell als das eines solchen festgestellt und der Arzt Breton fügt bei: Man kennt in Süd-Bihar wenig vom Löwen, aber das Wort Sher babbar, d. i. Löwe, kennt jeder gebildete Eingeborene.[27])

Nach der Angabe, dass Bedha im Süden von Vajrâsana gelegen sei, passt darauf von heutigen Namen weder Bettiah im Distrikte Champarun, noch Bhedidar im Parganah Silhat, Distrikt Gorakhpur. Nach unserem Text, Kapitel 46, kommt Padma Sambhava in das Land Bedha von Koṭala her und Bedha heisst ein Land südlich von Zahor. Im Distrikt Hazaribagh, Bengalen, östlich von Palamau, bilden Bidia „die vom centralindischen Stamme abzweigten“ eine angesehene Ackerbaukaste.[28]) Sodann wird für „einige Jahrhunderte nach der christlichen Zeitrechnung“ ein Distrikt Bhati erwähnt, was wörtlich bedeute „weiter flussabwärts.“ Er umfasste „das Delta des Ganges und Brahmaputra und lag zwischen den Flüssen Jalinghi-Megna mit dem Meere im Süden. Er entspricht dem Distrikte Samatata bei Hiuen Thsang und in der Allahabad-Säulen-Inschrift des Samudra Gupta. Sein Name war damals Bâgdi.“[29])

Bedha ist demnach ein Land in der Provinz Chota Nagpur südlich von Bihar in der Richtung gegen das Meer.

Zahor wird auch Sahor geschrieben und einmal kommt Zahor mit dem Zunamen Gaṇḍu (Knoten) vor. Das Land zerfällt in mehrere Reiche, der Residenz-Palast des Königs heisst Ratnapuri. Von seiner Lage heisst es in diesem Kapitel, es befinde sich in der Süd-

---

[26]) Lamaism p. 543, nach der tib. Version des Viçvantara Jâtaka.

[27]) Gazetteer of the Bombay Presidency Vol. VIII (Bombay 1884) p. 100. Der Löwe geniesst dort als Jagdtier jetzt Schonung; seine Mähne wird im Alter dunkel und auch aus diesem Grunde wird der nach unserem Texte als Geschenk dargebrachte Löwe ein junges Tier gewesen sein. — Für Madras siehe The Imperial Gazetteer of India Vol. IX, London 1886, p. 89. Für Palamau: V. Ball: On a forgotten record of the occurrence of the lion in the district of Palamau und its connection with some other facts regarding the geographical distribution of animals in India. Proc. of the As. Soc. of Bengal. 1881, p. 3. Der Verfasser ist der Ansicht, dass es sich 1814 nicht um einen verirrten Löwen handelt; diese Tiere hatten dort ihren Standort und es wurden davon noch 1864 bei Allahabad, 1866 im Staate Rewa getötet. — Im Worte Sher babbar gehört der erste Teil den Dekhan-Sprachen zu.

[28]) Bengal Statist. Account, Vol. XVI, p. 82 ff.

[29]) Archaeological Survey, Vol. XV (Calc. 1882), p. 146. Samatata sind die Sunderbans: S. Beal, Buddhist Records (London 1884) Index s. v.

Ost-Gegend von Vajrâsana. Im 37. Kapitel heisst es, es liege in der Nord-Ost-Gegend von Udyâna. Zum Wechsel zwischen Nord und Süd ist zu bemerken, dass Zahor Fol. 383[b] zwischen Urgyan (Udyâna) und Magadha aufgeführt wird. Jedenfalls ist an der Ostrichtung festzuhalten. Csoma erhielt für die Lage von Zahor Bengalen angegeben; Jäschke's Lamas waren geneigt es westlicher an die Ostgrenze des Pandschab zu verlegen in den Gebirgsstaat Mandi und Waddell denkt an Lahor, die Hauptstadt des Panjab.[30])

Nach unserem Texte kann nur Bengalen in Betracht kommen und hier findet sich der Name noch heute im Pargana Sahora. Dieser liegt im Distrikte Darbhanga; er wird von der kleinen Bhagmati durchflossen und entwässert. Dieser Pargana dürfte als südlichster Teil des Landes anzusehen sein; sein Nordrand ist in den Ausläufern des Himâlaya zu suchen bei den Mallas (siehe I. Teil). Hiezu ist beizuziehen die Beschreibung der Belagerung von Cawnpur durch Nana Sahib; es heisst hier: „In derselben Nacht, in welcher Captain Moore seinen kühnen Ausfall machte, wurden 13 Mann der Zahuri-Blockadebrecher von den Aufständischen ergriffen und büssten am 15. Juni 1857 ihre Treue mit dem Tode durch Weggeblasenwerden von Kanonen." [31]) — Den Namen der Hauptstadt des Landes bringt unser Text nicht. Eine berühmte Stadt im Osten von Vajrâsana war Vikrama und ist der Name bis ins 16. Jahrhundert erhalten für das Kloster Vikramaçîla, auch Vikramalaçîla.[32])

Ueber die weiter genannten Dvîpas kann auf die Wörterbücher verwiesen werden. Am häufigsten im Text wird das fabelhafte Land Khangbu erwähnt; viermal ist es als gling = dvîpa bezeichnet, einmal wird es mit ri rab, d. i. Meru, zusammen genannt. Kâmarûpa heisst hier gling; eine Stadt (grong khyer) Kâmarûpa, als im Nord-Osten von Dhanakoça gelegen, wird Fol. 63[a] genannt. Als Land ist Kâmarûpa der alte Name für Assam; nach Gauhati dortselbst legen die Sikkim-Lamas den Sterbeort von Çâkyamuni. (S. Teil I dieser Lebensbeschreibung, Anm. 65; über Kâmarûpa als Ort s. Anm. 35.)

Zwölftes Kapitel. (Blatt 57[a]—59[a].)

Die Westgegend ist Udyâna; es umfasst zwei Drittel von Jambudvîpa. Die Umgangsformen und die Art sich zu tragen sind gerade entgegengesetzt der von Langkha.[33]) Es hat 5 grosse Gebiete (yul), 21 kleine Ländergebiete (yul gling), 18 grosse Dörfer (yul gru), 96 grosse Städte (grong khyer); die Mitte bildet das grosse Gebiet (yul chen) Dhanakoça.[34])

---

[30]) Jäschke, Tib. Lex. s. v. Waddell, Lamaism, p. 382. Mandi ist ein Gebirgsstaat mit einer durchschnittlichen Erhebung von 1500 m zwischen 31—32° n. Br., 76—77° ö. L. von Greenwich.

[31]) Statistical Account of Bengal Vol. 13, p. 198. — Statistical Account of Cawnpur (Allahabad 1881), p. 198.

[32]) Journal As. Soc. Beng. Vol. 60 (1891), Part. I, p. 47, Vol. 62 (1893), p. 57. S. Ch. Das, Indian Pandits, p. 50. Târanâtha ed. Schiefner Vol. 2, S. 166, Note 2.

[33]) Der Name ist hier mit aspirirtem K geschrieben, sonst stets ohne Aspiration. In der Sanskrit-Litteratur gilt Lankâ als Ceylon. In unserer Lebensbeschreibung ist es in der Form Langkha als indisches Land behandelt und wird an der Südgrenze von Udyâna gegen Zahor zu suchen sein.

[34]) Das Wort ist stets in Sanskrit gegeben, auch oft in der abgekürzten Form Koça. Es heisst 3 mal See (mtsho), 1 mal See-Gebiet (mtsho gling); als See gilt es als der Teich, in welchem die Udumbara-Blume wuchs, deren Kelch Padma Sambhava als Wiedergeborenen trug.

Es gibt 21 grosse Städte, davon heisst eine grosse Stadt mdzes ldan (? Kâmarûpa)[35]) und darin steht der mit 9 Haaraufsätzen versehene kostbare Palast aus Vaidurya (lapis lazuli).

Es folgt nun eine Beschreibung des Wunderwerkes; Fol. 58ᵇ Z. 5 setzt die Schilderung des Landes wieder ein:

An seiner Grenze lag das Land der Ḍâkinîs (mkha $_{0}$gro ma). 100,000 Ḍâkinîs und ihre Frauen bewohnten 4 Städte (ḍâki $_{0}$bum khri bud med grong khyer bzhi). In einer jeden Stadt gab es Opferhäuser (mchod khang); nicht zu zählen waren die tiefen Geheimtantras.[36])

Im Osten lag das Gebiet (yul) Jambumâla (sic), im Süden das Land (gling) Parvata; gegen Westen das Gebiet (yul) von Nâgasiddhi, gegen Norden Kaka Ṣambhala; in der Süd-Ost-Zwischengegend das Gebiet der Ṛiṣi des Feuer-Gottes;[37]) in der Südwest-Zwischengegend das Gebiet (yul) der Srin po (Râkṣasa); in der West-Nord-Zwischengegend das Gebiet (yul) des Wind-Gottes und in der Nord-Ost-Zwischengegend das Gebiet (yul) der Hindernisse (= vighna).[38])

Dies ist das 12. Kapitel von der Reihenfolge der Länder im Gebiete von Udyâna (Urgyan yul gyi yul rabs bṣad pai leu).

Dreizehntes bis sechzehntes Kapitel.

Die Titel dieser 4 Kapitel haben folgenden Wortlaut:

Kap. 13. Der blinde, mit Reichtümern gesegnete König gibt seinen Schatz als Gabe hin. (Blatt 59ᵃ — 61ᵃ.)

Kap. 14. Die Herkunft des Fleckenlosen im Glanze des die 8 Verdienste Besitzenden aus dem See (Dhanakoça). (Blatt 61ᵇ — 63ᵃ.)

Kap. 15. Die Lebensbeschreibung des Königs Indrabhûti. (Blatt 63ᵇ — 64ᵇ.)

Kap. 16. Das Erlangen des Wunschedelsteines durch König Indrabhûti. (Blatt 65ᵃ—68ᵃ.)

Diese vier kurzen Kapitel decken sich inhaltlich mit den Kapiteln 13 und 14 der von Grünwedel benützten Ausgabe unserer Lebensbeschreibung.[39]) Indrabhûti ist wie dort stets Indrabodhi geschrieben. Diese beiden Kapitel haben nur mythologisches Interesse; die Abweichungen in den beiderseitigen Texten sind nicht von Bedeutung und würden eine

---

[35]) Zur Uebersetzung Kâmarûpa leitet mich Fol. 63ᵃ hin. Hier, am Schlusse des 14. Kapitels, wird die Erzählung von der Geburt unseres Heiligen aus der Padma-Blume wiederholt; die Stelle fehlt bei Grünwedel (siehe Anm. 39) und lautet die Beschreibung der Oertlichkeit: Auf der Insel des grossen Sees, auf der West-Nord-Seite der alle Schönheit besitzenden, auf der Nord-Ost-Zwischenseite der Stadt Kâmarûpa stand ein Padma-Stengel im Udumbara-Haine (mthso chen zhig gi gling | rab legs mdzes ldan can gyi nub byang ngos | grong khyer Kâmarûpai byang ṣar mthsams | padmai sdong po Udumbarai thsal |). Fol. 67ᵃ wird sodann mdzes ldan ma für eine „Ḍâkinî von berückender Schönheit gebraucht" s. Grünwedel l. c. (Anm. 39), S. 117 am Schluss.

[36]) gsang sngags zab mo; als tief, zab mo, bezeichnen die Tibeter die Bücher des genauen Sinnes oder der Mâdhyamika: Wassiljew, Der Buddhismus, S. 327 (359).

[37]) drang srong me lhai yul; über den Gott Me lha s. mein Buddhism in Tibet, Index s. v. und Waddell, Lamaism, Index s. v.

[38]) Eine andere Zusammenstellung der Grenzländer bringt nach seinem Texte A. Grünwedel, Mythologie, S. 50.

[39]) Veröffentlichungen aus dem Kgl. Museum für Völkerkunde, Vol. V, p. 105. Berlin 1897.

Wiedergabe dieser vier Kapitel nicht rechtfertigen. — Als Namen werden dem König in seinen verschiedenen Aufgaben in meinem Texte (Fol. 59[a]) gegeben: als König heisst er der Reichtümer besitzende Blinde, auch Dhanaphâla; als Gesetzes-König: Prajñâkîrti; als Gross-König (rgyal po chen po) Gauṣa.

Siebzehntes Kapitel. (Blatt 68[b]—71[a].)

Das vorhergegangene Kapitel behandelte die Heimbringung des Wunsch-Edelsteines zu Schiff. Dieses Kapitel beginnt mit der Landung unter Führung des Gesetzes-Ministers Trigna dzin. Die Landung findet statt in der Südwest-Gegend von Vajrâsana in Indien, im Westen, auf der Nord-Ost-Seite des Landes Udyâna. Nordwestlich von Dhanakoça im Padma-Haine, dessen Insel von verschiedenen Vögeln bevölkert war, schlug man die Zelte auf.[40])

Trigna machte den König auf das in einem Padma-Stengel im Teich mitten im Padma-Haine ruhende Knäblein aufmerksam: „Sehet doch hin; es wird 8 Jahre alt sein, ist herrlich von Ansehen. Seine weisse Hautfarbe gleicht einer rot beschmierten Muschel; ist dieser nicht wunderbar geboren zum König? Du mit wunderbaren Zeichen ausgestatteter ausgezeichneter Knabe, sage an: Wen hast Du zum Vater, wen zur Mutter; welchem Lande, welchem Geschlechte gehörst Du an. Was sollen wir Dir an Nahrung reichen." Darauf antwortete das Knäblein: Väterlicherseits bin ich vom Weisheitsgeschlechte. Denke ich über meine Mutter nach, dann war diese Kuntu bzang mo = Samantabhadrâ. (Vgl. Anm. 8.) Mein Land ist die Buddhawelt (chos dbyings) und kein irdisches; mein Geschlecht gehört weder dem Himmel noch der Erkenntnis an (rigs ni dbyings rig gnyis su med par brtogs). Als Speise geniesse ich die Untersuchung der Vorstellungen; dadurch bin ich des Jammers überhoben auszulöschen (zas su gnyis snang rtog pa za ba yin | $_0$dir mi nyon mongs gsod pai spyod pa skyong).

Wehklagend erkannte Trigna dhara, dass dieser übernatürlich geborene Knabe nicht zu einem regierenden König bestimmt sei und der Knabe ergeht sich seinerseits in Betrachtungen über den Jammer, in den er sich stürzen würde, wenn er die Regierung übernähme. Man zieht sodann mit dem „am See Geborenen" in den Königspalast ein und es werden die Festlichkeiten geschildert, die dort hiebei veranstaltet werden.

Die Kapitel-Ueberschrift lautet: Das Erkennen von Ursache und Wirkung von Indrabhûti beim Antreffen (des Knäbleins.)

---

[40]) rgya gar rdo rje gdan gyi lho nub mthsams | nub phyogs Urgyan yul gyi byang ṣar ngos | Dhanakoçai nub byang Padmai thsal | . . . gur phub $_0$dug. Trigna $_0$dzin = Trigna dhara, heisst einmal Trigna dpon. Grünwedel, Excurs, S. 115 hat als seinen Namen Kriṣnâjina.

Achtzehntes Kapitel. (Blatt 71^{b}—72^{b}.)

Der König wäscht den Edelstein „im Wasser das Kuhsalz enthielt“ (ba thsva can gyi chu), trocknet ihn mit Zeug aus Kâçikâ d. i. Benares und durch die Kraft dieses Edelsteins erhält der Thron, auf den man den Knaben gesetzt hatte, die Höhe der Schätze, die ein Cakravartin-König besitzt.[41]) Der Knabe wird als König ausgerufen unter dem Namen Padma.

Daraufhin nimmt der König den Wunschedelstein. Die Vorratskammern füllen sich und vom Himmel fallen Speisen von vortrefflichem Geschmack, Kleider für die Frierenden ($_{0}$khyags pai mi rnams) herab; es stellt sich allgemeine Zufriedenheit ein. In dieser glücklichen Zeit liess sich vom Himmel eine Stimme hören und Vajradhara (rdo rje $_{0}$chang) mit den 6 Seligkeiten (bde ba chen po drug pa) liess in einen brennenden Feuerberg auf dem Dache der Häuser „von König Ja“ (me ri $_{0}$bar bar rgyal po Dzai khang thog | die 18 Tantra-Abteilungen als Regen herabfallen. Es sammelten sich die 5 Arten[42]) der Bhairavas ($_{0}$khrag $_{0}$thung) und Ḍâkinîs und herabfielen die 7 Sûtras der Siddhi-Hain-Vorschrift (siddhai nags thsal lung). In der Residenz des Königs vom Lande Dhanakoçа (dhanakoçai gling gi rgyal poi khab) fiel als Regen herab das allervollkommenste Tantra, die Wurzel und Glieder enthaltend.[43]) Von nun ab übte man sich in der Lehre, Jeder war im Stande, die Vollendung zu finden.

Dies ist das Kapitel von den Bitten des Königs Indrabhûti an den Edelstein.

Neunzehntes Kapitel. (Blatt 73^{a}—76^{b}.)

Das Kapitel beginnt mit den Worten „Zum Beispiel“ und erzählt von der Verehrung, welche dem Wunschedelstein dargebracht wird, wenn er von Staub gereinigt und in Seide eingewickelt an die Spitze des Baldachins des Königs befestigt wird. Dann folgt die Mitteilung, dass, wenn ihrem Wunsche entsprochen wird, Könige auf weisser Blume, Adelige auf gelber, Brâhmanen auf roter, das Volk auf grüner Udumbara-Blume geboren werde. Von der Heimat der Blume heisst es: Nirgends sieht man sie entstanden; ist diese Gegend etwa (der See) Mansarowar, die Nordgegend jenseits der 5 Spitzen? (ma dros byang phyogs rtse lngai pha rol). Nach einer Beschreibung der Udumbara-Blume nach Grösse — bis zu einer Meile Länge und der Höhe des Berges Tâla — folgen verschiedene religiöse Beispiele; darüber freuen sich die Ḍâkinîs und preisen den aus dem Padma Geborenen: „Ihm, der die Macht der 3 Welten angesammelt hat, dem Gesar,[44]) unbeschmutzt von den Fehlern des Mutterleibes, dafür von magischem Körper, der die 32 Zeichen besitzt, dem Reinen, Vortrefflichen bringen wir unsere Verehrung dar.“ Sodann wird er als „Buddha“ gebeten Segen zu spenden so reichlich als Blätter des Padma sind (sangs rgyas padmai $_{0}$dab $_{0}$dra rgyas pai

---

41) rin chen sna bdun, aufgezählt in den Lexicis s. v.

42) rigs lnga; diese werden im Text oft genannt im Zusammenhang mit Buddha, Göttern und Dämonen. — Ueber König Ja s. unten Anm. 72.

43) Ist etwa das Mâdhyamika Mûla Tantra gemeint bei Schiefner Târanâtha Vol. 2, p. 321, Anm. zu S. 148.

44) Als Padma-Gesar-Blume gilt eine Abart der Lotus-Blume, die im mittleren Himâlaya heimisch sein soll. S. Wörterbücher s. v.

bkra ṣis ṣog); die zwei Lehren mögen den Umgang machen wie Sonne und Mond, damit der Segen des gereinigten (Buddha) werde allen Wesen, die sich nicht auf dem rechten Wege befinden und in Finsternis befangen sind (bstan gnyis nyi zla zung gcig skor ba byed pa yis | $_0$gro kun ma rig mun pa sangs pai bkra ṣis ṣog).

Nach einer im Werke sehr beliebten Aufzählung wird nun erzählt, welche himmlischen Persönlichkeiten auf jeder Seite der Himmelsgegenden der Padma-Gesar-Blume standen und dem auf ihrem Stengel thronenden Knaben durch Opfer (thsogs) ihre Verehrung darbrachten. Hervorzuheben sind daraus: im Osten eine magische Verkörperung von Çâkya seng ge (Çâkya siṃha) mit den Vajra-Ḍâkinîs; im Westen Sambhara (sic) um die „den Himmels-Leib" anhabende Padma-Verkörperung; den übrigen Weltgegenden standen göttliche Verkörperungen unseres Heiligen vor, denen später (ab Nr. 29) eigene Kapitel gewidmet sind.

Die Ueberschrift dieses Kapitels lautet: Von der Udumbara-Blume Gesar.

Zwanzigstes Kapitel. (Blatt 77ᵃ—84ᵇ.)

„Daraufhin wandelte eine Zeit lang der Königssohn Padma mit dem König ohne Begleiter allein umher; in der Südgegend im Haine mit Namen „heisse Wüste" (mya ngam thsan) liessen sie sich im Schatten des Paradies-Baumes (ljon pai ṣing) nieder." Hier hatten auch viele Ṛiṣi (drang srong) Platz genommen, darunter $_0$Od zer can (= Marîci) und g Nas $_0$jog und diese priesen Padma in seinem fleckenlosen vorzüglichen Leibe als zweiten Buddha, als Leuchte der Welt (sangs rgyas gnyis pa $_0$jig rten sgron ma): „Wir sind nicht fähig mit 100 Zungen während 1000 Kalpas auch nur einige Deiner Verdienste zu verkündigen." Darauf gingen sie in den Himmel ein, Padma blieb aber mit unterschlagenen Füssen im Schatten des Paradiesbaumes sitzen.

Nun tritt Indrabhûti zu Padma, bezeigt ihm seine Verehrung und Beide begeben sich in das Innere des Palastes zum Opfer. Hier waren die Minister zusammengetreten und ein alter Minister (blon po rgan rabs) sprach: Der König macht sich Gedanken, dass der Königliche Sohn noch nicht im Palast begrüsst wurde. Es mehrt sich im Lande unter der Jugend widerspenstiger Sinn; der Sohn soll eine Frau nehmen, dann wird ihm Begrüssung zuteil werden. Daraufhin versammelte der Minister der Lehre (chos blon Trigna $_0$dzin) Trignadhara an 100,000 Mädchen. Der Knabe (khyeu) setzte sich auf die Spitze (pho phrang rtse nas gzigs su bcug) des Palastes die Mädchen zu betrachten und erklärte sich bereit diejenige zur Gattin zu nehmen die ordentlich und edel im Betragen sei (thsul mthun dam pa $_0$di yin). Zum Vergleich spricht der Knabe den Çloka: Das Tier setzt allein seinen Fuss nicht vor; die Ochsen und Kühe nehmen aber eine grosse Elle, wenn sie von den Knechten mit Stricken an einander gebunden sind, so dass in der Schaar Jeder weiss, was er zu thun hat. Zum König spricht der Königliche Sohn an einem einsamen Orte, er möge ein schönes Gesicht nicht, wenn es aus einem Hause kommt, aus welchem die Gewissenhaftigkeit gewichen ist; das Weib müsse rein in Abstammung, aber auch in Gesinnung sein.

Der König befahl dann Trignadhara nach Singala[45]) zu gehen und alle Mädchen in

[45]) Singala ist als ein Reich in „Lower Bengal" zu suchen. Die Wörterbücher geben das Wort mit Siṃhala wieder, was im Sanskṛit einen Bewohner von Ceylon bedeutet. Unser Text nennt Singala

den Menschenhäusern (mi khyim) sich zu betrachten; dasjenige Mädchen, das völlig ist in Verdiensten, diese sei die Richtige und diese solle er hieher bringen. Der Minister suchte alle Häuser von Singala ab; als keines mehr übrig war, sah er bei einem Festspiele, wobei von Buddha vorgetragen wurde (sangs rgyas dus ston byed pai ltad mo la), unter 500 Mädchen eines schön von Angesicht. Der Minister frug, wem das Mädchen sei; als Antwort stellte man an ihn die Frage nach dem Zwecke seiner Anfrage. Der Minister antwortete, dass er auf der Suche sei nach einer Gattin würdig des nicht von den Fehlern des Mutterleibes beschmutzten sondern übernatürlich geborenen Padma und daraufhin trat das Mädchen aus der Gesellschaft hervor und sagte: Mein Name ist $_{0}$Od chang ma (? Prabhâdharâ). Ich bin die Tochter des Königs Candragomaçi;[46]) mache doch, dass ich rasch erscheine vor dem Vorzüglichsten der Menschen; denn morgen oder übermorgen werde ich die Braut des Sohnes des Königs Dhanahata (sic) und die Zeit dem Vorzüglichsten der Menschen zur Frau gegeben zu werden ist dann vorüber. Trignadhara begab sich vor Candrakumâra, den König von Singala, und zeigte seine Bestallung (yige) vor. Der König las das Schreiben und sagte: Meine Tochter ist in Reinheit vollendet, aber Du bist später gekommen als der Sohn von Daha; zur Trennung von diesem muss eiligst geschritten werden. Der Minister dachte nach und entfernte sich (yid $_{0}$khyog blon po yid $_{0}$khyog myur bar phyin). Indrabhûti frug ihn: Gibt es ein Mädchen solcher Art? und der Minister antwortete: König Candrakumâra hat eine Tochter, die in den Vorzügen Vollendung zeigt; allein sie ging nicht mit sich zu zeigen, denn sie geht zum Sohne des Daha. Da benahm sich der König mit seinem Königlichen Sohne und befahl sodann, die 500 Mädchen herbeizuführen; er werde viele Kostbarkeiten als Geschenke hinlegen und diejenige, welche den Wunschedelstein erhalte, diese ist es, welche alle Vorzüge vereinigt.

Daraufhin ging der Minister nach Singa(la) zurück und verkündete, dass der Königliche Sohn den Edelstein darreichen lassen werde; alle 500 Mädchen sollen zu den Edelsteinen sich begeben. Auf diese Einladung hin kamen die 500. Aussen vor dem Palaste waren viele Edelsteine aufgehäuft. Der Königliche Sohn liess sich auf dem Padma-Throne nieder. Links davon waren Kostbarkeiten und Speisen-Darreicher (spyod mi) aufgestellt. 499 Mädchen nahmen sich Kostbarkeiten, keine fand vor seinem Auge Wohlgefallen. Die letzte aber war schön von Anblick und herzerfreuend. Der Königliche Sohn faltete vor ihr die Hände, kniete nieder und blickte ihr ins Angesicht; dann pries er sie: An Deinem Antlitze kann ich mich nicht sattsehen; Deine weisse Haut gleicht dem Vaidurya, die rote der Koralle. Mich dürstet gar sehr in Dein Antlitz zu sehen, befriedige mich in Deiner Herzensgüte mit Tränen. So bewundernd schmeichelte er. Darauf erhielt Padma vom Könige den einem Kreise gleichenden Wunschedelstein und dieser zeigte ihn der $_{0}$Od chang ma, der Tochter von Candra (zla ba), dem Gebieter der Menschen.

---

gling Gebiet, yul Land, rgyal khams Königreich; gross kann es nach dem Folgenden nicht gewesen sein. Von der Bekehrung von „Singala und Bheta" handelt das 43. Kapitel; Singala kann demnach von Bheta (Bedha) nicht weit entfernt sein und ist in Unterbengalen gelegen. Vgl. auch Anm. 181. Waddell Lamaism, p. 381, Note 4 betrachtet das vorchristliche Siṃhapura im Panjab als unser Singala, was aber nicht angängig erscheint.

[46]) Wird im folgenden sofort Candrakumâra genannt, meist aber in der tibetischen Uebersetzung als Zla ba gzhon nu aufgeführt.

Nunmehr sendet König Indrabhûti dem König Candrakumâra einen Brief: O König Du. In der Mitte des Sees von Glück ist ${}_0$Od chang ma durch Verdienste; sie hat den Leib einer Göttin; o Herr, gib sie meinem Sohne. Candrakumâra antwortete: Ich fürchte Streit; die Verbindung mit dem Manne soll aber Freude und Zuneigungs-Mengen bringen. Ueber diese Antwort freute sich König Indrabhûti und sagte zum Königlichen Sohne: Da ${}_0$Od chang ma vollkommen ist in reinen Zeichen, so mache, dass Du sie Dir mit List (thabs kyis) zur Gattin nimmst. Daraufhin befahl der König dem Minister, schleunigst sich auf den Weg zu machen.[47]) Als die Zeit der Brautwerbung gekommen war, sah man nach Landessitte die Mädchen, etwa eine Menge von 100000, alle gleich in Kleidung und nicht voneinander zu unterscheiden. Der Minister Trignapati (? Trigna dpon) mit 500 Dienern nahm Eisen in die Hand, ergriff einen Stein und sammelte davon ein Menschengewicht (lag tu lcags len rdo bzung mii srang bsdud). Nun hisste Indrabhûti auf den 4 Seiten des Palastes Fahnen und die Königsstandarte; an dieser befestigte er den Wunschedelstein, damit die mit Verdiensten ausgestattete ${}_0$Od chang ma mit ihrem Gefolge von 500 Dienern herbeikomme. Diese fand sich vor Trigna dem Minister (blon po Trigna) ein; aber ohne eigene Selbstbestimmung liess sie sich an den Händen gleichsam ziehen (rang dbang med par lag gnyis ${}_0$then bzhin byed). Der Minister mit seinem Gefolge erreichte sein eigenes Land; als letzte traf ${}_0$Od chang ma ein mit 500 Dienerinnen. Der Minister befahl die Braut zu rauben (bag ma phrogs zer) und viele stürzten sich auf sie. Man trug sie auf die Sänfte und diese verliess sie in dem die 9 Haaraufsätze tragenden Palaste.

Nach Landessitte riefen die Beamten ihren Namen aus; von allen Seiten kam man herbei, die Angekommene zu sehen. Ihre 500 Dienerinnen badeten sie und nun wurde sie völlig schön; man erfreute sich an ihrem Anblicke und brachte ihr als Gattin des Königlichen Sohnes Verehrung dar. Dieser verrichtete Opfer an die Götter, die Nâgas, Râkṣasas, Gandharvas u. a.; man erfreute sich an allerlei Spiel, 5 Jahre lang verblieb das Paar im Palast.

Dies ist das 20. Kapitel vom Ergreifen der Regierung im Lande Udyâna.

Einundzwanzigstes Kapitel. (Blatt 85^a—95^b.)

Die Freude am Genuss hielt bei Padma nicht lange an. Eines Tages erschien ihm unter Licht und Geräusch Vajrasattva und forderte ihn auf, als Königlicher Sohn die Regierung wegzuwerfen gleichwie ranzig gewordene Butter (rul ba bzhin). Padma erinnerte sich seiner Vergangenheit; er sei der Gautama gewesen, der fälschlich der Tötung der Dirne Bhadrâ geziehen wurde. Diese Erzählung[48]) wird abgekürzt eingestellt, ein Çloka bildet den Abschluss.

Das Betragen des Königlichen Sohnes wird anstössig. Zuerst wirft er nach der Fliege, die sich auf dem Kopfe des Sohnes eines Vasallen (rgyal phran) des Königs niedergelassen hatte, mit einem Stein, verursacht aber dadurch den Tod des Kindes. Man erschrickt dar-

---

[47]) Hier wird der Gang der Erzählung unterbrochen durch eine Zwischenrede von unklarer Bedeutung zwischen dem Könige und einem der Ursachen kundigen Brâhmanen (bramze rten ${}_0$brel mkhan po). Des Folgenden wegen ist davon einzustellen, dass die Braut in die beiden Hände Eisenspäne (lcags kyi phye ma) genommen habe.

[48]) Ausführlich mitgeteilt in Teil I dieser Lebensbeschreibung Abh. d. Ak. d. Wiss. Bd. 21 II. Abt. S. 425 (9).

über; der Königliche Sohn erklärt den Tod zwar als eine Art Vergeltung für frühere Taten; der König verweist ihn jedoch mit $_0$Od chang ma in ein besonderes Haus und sorgt in Nachbildung des Lebensganges von Çâkyamuni dafür, dass er es nicht verlassen könne: je 100 Malla-Krieger werden an jedes Tor als Wächter gesetzt, ein grosses Kriegsheer wird aufgeboten. Der Sohn bleibt, aber der Schlaf flieht ihn bei $_0$Od chang ma; er ergeht sich vor ihr, dem Könige und den Ministern im Vortrag von Çlokas und verkündet schliesslich den Ministern seinen Entschluss, der Regierung zu entsagen. Sofort legt er den Knochenschmuck um den nackten Körper an, nimmt den dreizackigen Khaṭvânga-Stab in die Hand und macht Tanzbewegungen auf dem Dache. Dabei berührt er mit der Khaṭvânga-Vajra-Spitze den Sohn Namens Upata des grossmächtigen Ministers der 6 Dud (Mâra) von strengem Worte (? kha btsan pa) und seiner Gattin Prakarama (sic), durchbohrt damit aber Hirn wie Herz, so dass Upata stirbt. Die Minister erklären: zuerst verursacht der Königliche Sohn den Tod eines Kindes, jetzt tötet er den Upata; auf diese Untaten steht nach dem Gesetze die Strafe des Pfählens. Der König wurde sehr traurig, wandelte dann aber die Todesstrafe in Verbannung in ein Grenzland um, weil es sich nicht um einen gewöhnlichen Menschen handle, sondern um eine in magischer Weise bewirkte Erscheinung.

Die Minister berieten sich nun über das Grenzland (mtha la spyugs pai gros $_0$dun byed), wohin sich der Königliche Sohn in Verbannung zu begeben habe. Es kamen in Vorschlag Bruṣa,[49]) Baiddha (Anm. 27), Bhangala; das Mustegs-Land Zangs (? = Guge), Khangbu, Li, China, Nâlanda, Thogar, Zahor, Aça, Marutse und die Nord-Gegend Shambhala. Daraufhin sagte der Königliche Sohn, der zweite Buddha: Weil kein Wohnsitz bestimmt ist, so sei es der unermessliche Wohnsitz der Götter (gzhal yas khang). Die Gattin hängt sich an den Hals des Königlichen Sohnes, König Indrabhûti lässt den Wunschedelstein herbeibringen; als alles nicht half, tat der König den Ausspruch: Fürchterlich ist der Leichenacker Çitavana, dorthin gehe er in Verbannung. Die Minister stimmten sämtlich zu. $_0$Od chang ma fleht umsonst um Gnade; sie zehrte ab und schnitt sich die Luftröhre durch (dbugs kyi rgyu ba chad). Padma teilt nun Ermahnungen aus; 5 Ḍâkinîs „der 4 Abteilungen“ treten vor und führen das vortreffliche Pferd herbei;[50]) der Königliche Sohn besteigt es und wird auf ihm in die Sphären des reinen Himmels entführt.

Dies ist das 21. Kapitel von der Entsagung der Regierung.[51])

Es folgen nun 7 Kapitel (Nr. 22—28) Wander- und Lehrjahre. Hervorzuheben ist, dass nur Länder und Orte genannt werden, die in Hindustan liegen.

---

[49]) Bruṣa ist in den Wörterbüchern als Land westlich von Tibet an Persien grenzend angegeben. Nach dem Zusammenhange und den sonstigen Angaben handelt es sich jedoch bei Bruṣa um ein Land in Hindustan oder östlich davon in der Nachbarschaft von Khache (Anm. 83, 181). Auf Blatt 383 a findet sich folgende Reihenfolge: Udyâna, Zahor, Magadha, dann das Land der Ungläubigen (mu stegs yul), Khache und Bruṣa .... Nach dem 28. Kapitel wird der Lalitavistara im Lande Bruṣa verborgen; sodann kennt unsere Lebensbeschreibung einen Dialekt wie eine eigene Schrift Bruṣa und bereits Grünwedel (Mythol. s. v. Bruṣa) macht darauf aufmerksam, dass Sa skya Panchen, der Apostel des Buddhismus unter den Mongolen, diese Schrift beherrschte und dass dieser seine Kenntnisse von indischen Paṇḍits hatte. Die Hauptsitze der buddhistischen Gelehrsamkeit in Indien lagen damals im westlichen Bengalen.

[50]) rta mchog = paramâçva; als Name eines âcaryâ bei Târan. ed. Schiefner Vol. II. p. 106 Nr. 3. Statt Aça hat das 52. Kapitel in derselben Zusammenstellung von nördlichen Ländern Aci.

[51]) Den Hauptinhalt teilt in wenigen Zeilen mit: A. Grünwedel in Festschrift f. A. Bastian, 1896. S. 465.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. (Blatt 96ª—98ᵇ.)

Diese Kapitel beginnt damit, dass der Königliche Sohn, als die Dunkelheit angebrochen war (sna rub nas), vom Wunderpferd sich auf Erden herablässt und in Indien in der Landschaft lNga ldan davon absteigt. Dieses Land wird im Werke nirgends mehr genannt, ist auch von anderwärts her nicht bekannt. Der Name bedeutet „das aus Fünf bestehende“ Land und geht auf Sanskrit Pancâla oder das Gangetische Doab.[52]) Von hier begibt er sich nach dem Leichenacker Çîtavana.

Das Kapitel ist vollständig übersetzt von Prof. Grünwedel in der Festschrift f. Bastian (Anm. 51). Von den Abweichungen von meinem Texte ist wesentlich nur, dass der jagende Prinz dort Varmaçrî, bei mir Dharmaçrî heisst; die guter Hoffnung gewordene Königin dort Aruti, bei mir kürzer Arti.

Die Kapitel-Ueberschrift lautet „Das Niederlassen auf dem Leichenacker Çîtavana (bsil bai thsal).

Es folgen nur drei Kapitel des Lernens; sie führen den Titel:
Nr. 23 Das Einüben der Kalenderberechnung, Blatt 99 und 100,
Nr. 24 „ „ „ Heilkunde, „ 101,
Nr. 25 „ „ „ Kenntnis der 5 Wissenschaften, Blatt 102.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In der Ausgabe von Grünwedel (Anm. 51) bildet das 23. Kapitel das 19. Kapitel und ist dort übersetzt; jedoch sind — wie öfters — die geographischen Namen unterdrückt. In meinem grossen Texte lautet der Eingang: Hierauf ging Padma in das Land gSal ldan, das Glänzende, d. i. Kâçi oder Benares.[53]) Dort traf er zusammen mit Arjuna (Srid sgrub), einem Ṛiṣi der Çâkya. Diesen frug Padma, was er könne, und als Arjuna antwortete: Die Berechnung (rtsis), gab der Königliche Sohn ein passendes Geschenk und wurde dafür die Berechnung des Kalenders gelehrt. — Im übrigen kann auf Grünwedels Uebersetzung verwiesen werden.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Hierauf begab er sich in das Padmas enthaltende Land (padma can gyi yul) d. i. Patna oder Puṣpapura, auch Kusumapura, die Blumenstadt, genannt. Hier trifft er einen Lehrer der Heilkunde und lässt sich nun in dieser unterweisen, da er altere und sein Körper zittere.

---

[52]) John Dowson, A Classical Dictionary (1879) s. v. Panchâla; NWPr Gazetteer Vol. 3 (Allahabad 1884) p. 184. — Der Leichenacker Çîtavana (bsil bai thsal) liegt nach unserem Texte im Südwesten von Vajrâsana (rdo rje gdan), 5 yojanas davon entfernt.

[53]) A. Schiefner, Eine tib. Lebensbeschreibung Çâkyamunis. Mémoires etc. (Petersb. 1849) S. 323 Note 26. Grünwedel nennt eine Stadt Gubya, was auf gsang statt gsal geht.

Die Unterweisung umfasst den Einfluss der Jahreszeiten, die Verrichtungen der einzelnen Organe des menschlichen Körpers. Recepte werden nicht mitgeteilt; Medicamente gebe es einen ganzen Haufen, in Gedanken nicht zu fassen (sman gyi phung po bsam mi khyab pa bslabs).

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Dieses Kapitel ist ebenfalls sehr kurz und behandelt das Einüben der fünf Wissenschaften.[54]) Hiezu begibt sich der Königliche Sohn in das Land Râgala[55]) und trifft dort den Âcârya (sic) kun gyi bṣes gnyen (= Viçvâmitra) mit weissem Kopfe und eben solchem Barthaare. Diesen bittet er um die Unterweisung in den Sprachen und Alphabeten. Auf diese Bitte hin werden gelehrt: Saṃskṛita, Apabhraṃça, Prâkṛita, Viçvâçi. Die Sprachen verändern sich und verschlechtern sich (thad log bsgyur). Ein Wort hat viele Bedeutungen, viele nur eine einzige; er musste deren viele lernen. Darauf folgte die Unterweisung in den Buchstaben Lântsa, Nâgara, Vartula, Kaçmîra, Sindhu, Dharika, dem brahmanischen Karota und anderen. Eingelernt wurden 34 Sprachen, 64 Buchstaben.

Sodann begab sich der Königliche Sohn zum 80jährigen Baumeister (bzobo) Viçvakarman (sic). Dieser war Künstler in Gold, in Farben und Edelsteinen, in Götterbildern, in Kleidern, in Holz, in Silber, Kupfer, Eisen und Stein, in Weberei, in Schuhwerk, im Verfertigen von Mützen und von Gusswerk (lugs dang las).

Sodann begab er sich nach einer gewissen Stadt (khrong khyer zhig tu phyin pa). Aus dem Innern einer Hütte aus Rohr und Schilf sah er Rauch aufsteigen und dorthin ging er. Eine alte Frau machte „Lehmfluss" (rdza rtsi) und er bat die Zubereitung zu lehren. Darauf erwiderte die Bettlerin: Da Du ein Vollkommener bist, was willst Du mit Lehmfluss beginnen, wenn ich ihn Dir lehre? Du hast zu lernen: Stein-Verbindung, Erde-Verbindung, Guss-Verbindung und zuletzt muss man noch die Verbindung suchen (rab ni rdo sbyor $_0$bring ni sa sbyor yin | tha ma lugs sbyor y angthsol sbyor). Merke: Was man erprobt hat, ist festzuhalten.

Sechsundzwanzigstes Kapitel. (Blatt 103—104[a].)

Hierauf traf der Königliche Sohn zusammen mit den Bhikṣus (dge slong) Çakyamaitri (sic) und Çâkyamitra (bṣes gnyen). Er frug, wohin sie gingen und diese antworteten: Wir gehen zur Grotte am Rotfelsen[56]), zum Âcârya (slob dpon) Prabhâhasti (sic); lasst uns zu-

---

[54]) rig pai gnas: nach den Wörterbüchern Sprache, Dialektik, Heilkunde, Technologie, Religionswissenschaft.

[55]) Für Râgala ist eine nähere Bestimmung nicht zu geben. Einen Fingerzeig für die Lage wird die Erwähnung von Viçvâmitra geben. Als Vaterstadt dieser alten Gelehrten-Familie gilt Kanauj und dort war um diese Zeit der Buddhismus herrschend; vgl. NWPr Gazetteer Vol. 7 p. 294. Es ist hier im ganzen Werke das einzigemal, dass die Sanskrit-Form âcârya gebraucht wird, was jedenfalls als Ehrung aufzufassen ist.

[56]) brag dmar bya skyibs can zhes bya ba. Dieselbe Stelle kehrt im 52. Kapitel wieder, wo von der Bekehrung des Königs Nâga Viṣnu gehandelt wird, der als Ketzer (mu stegs) Vajrâsana verwüstet hatte. In dieser Grotte wird an Padma auch gläubig eine Tochter des Brâhmanen Namens „der die Freude erfasst" (dga ba $_0$dzin).

sammen hingehen. Als sie zu Prabhâhasti gekommen waren, sprachen sie: Wir wollen in Deinen Orden eintreten (khyod la bdag ni thsangs spyod rab tu $_0$byung); lehre uns nun, bitte, Deine Art. Auf diese Bitte antwortete der Âcârya: Ich kenne die Reihe des Yogas, der Yogâcâryas (rnal $_0$byor yogai rgyud rnams ṣes); wer ein Verhalten solcher Art führen will, hat eine Gabe zu bringen. Nicht ich bin gekommen als Meister der Geistlichen; Ânanda befindet sich in der Nähe des Tathâgata (bcom ldan $_0$das kyi nye gnas kun dga bo). Dieser hat sich in der Asura-Höhle niedergelassen; dorthin gehet, wenn Ihr in den Orden eintreten und Geistliche werden wollt. Wer mit Wunderkraft nicht gesegnet wurde, ist nicht würdig die Geheim-Tantras zu erklären.

Hierauf am 8. Tag des Affen-Monats im männlichen Holz-Pferde-Jahre[57]) ging der Königliche Sohn nach der Asura-Höhle. An 100000 Bhikṣus waren dort. Dort träumte er mancherlei Gaukelei; Göttinnen der Erde (sa yi lha mo) reichen das orthodoxe rote geistliche Gewand, es wird ihm die Lehre übergeben und vor den Buddhas der 10 Himmelsgegenden erhebt er sich in den Himmel. Dort tritt er bittend vor Çâkysiṃha (çakyasengye), den Herren der Lehre; die Bitte wird nicht mitgeteilt. Im Himmel nimmt er unter den 100000 Bodhisattvas Platz und erhält den Namen Sumitra (sic).

Dies ist das Kapitel vom Eintreten in den geistlichen Stand.

Es folgen nun zwei Kapitel über die Einlernung der Sûtras und Tantras, die für die Erfassung der Lehre als massgebend betrachtet werden.

Siebenundzwanzigstes Kapitel. (Blatt 104^{b}—110^{b}.)

Sumitra bittet Ânanda (stets kun dga bo) um die Lehre des Kâçyapa ($_0$Od srungs) und dieser spricht, nachdem er dem Schüler als Bodhisattva seine Verehrung bezeigt hatte: Höre; ich als Diener (zham ring) des Tathâgata will mich im Weltenreich (= lokadhâtu) nicht herumstreiten. Was Buddha vortrug, war die Lehre vom Nicht-Streit (nga ni $_0$jig rten khams na rtsod pa med | rtsod med chos $_0$di sangs rgyas zhal nas gsungs). Ânanda beginnt seine Unterweisung mit Beispielen aus dem Leben des Çâkyamuni (thub pa). Zu Çrâvasti (mynan yod) habe dieser den Bhikṣu Gutstern (legs pai skarma = sâdhujyotis ?) 24 Sûtras gelehrt; dieser habe davon 12 aus dem Gedächtnis (blo nas) wiedergegeben. Allein seine Lehre war eine falsche und entsprach nicht dem Sinne, den Thubpa gegeben hatte. Du, Sumitra, machtest aber während 24 Jahren den Diener bei dem Dir gleichen Gutstern. Dieser verliess Thubpa zu Vajrâsana; darauf stiess der Thubpa den Löwenschrei (seng gei nga ror sgrogs | kvai, kvai, kvai) aus. Viele sammelten sich um ihn, Maudgalyâyana mit dem Bhikṣu Pûrṇaçîla (sic) und 500 Bodhisattvas erklärten sich zu seinen Dienern.[58]) Padma hörte Ânanda als Sumitra 10 Jahre lang zu.[59])

---

57) Diese genaue Zeitangabe entspricht dem Jahre 753 der christlichen Zeitrechnung und ist gewählt um der grossen Bedeutung der Handlung willen: dem Eintritte in den geistlichen Stand folgt die Würde als Bodhisattva Sumitra, dann als zweiter Buddha. Indrabhûti gibt dem Königlichen Sohne von nun an die Anrede slob dpon = âcârya, mkhan po (paṇḍita) oder Guru. — Nach fol. 219 a liegt die Asura-Höhle in Bal-po d. i. Nepal.

58) zham ring; fehlt noch in den Wörterbüchern. Die doppelsprachigen Wörter-Sammlungen geben das Wort wieder mit sevaka, Diener.

59) Im Texte sind viele Titel von Werken genannt, die nach der Verkündigung des Thubpa in

Die Kapitel-Ueberschrift ist eine ungewöhnlich lange und lautet: Das Forschen bei Ânanda nach den nicht orthodoxen drei Fahrzeugen des Thubpa; nach den drei Fahrzeugen der orthodoxen Tantras; nach den drei Fahrzeugen der Kennzeichen Tragenden (phyi, nang sngags, rgyu mthsan nyid kyi theg pa).

Achtundzwanzigstes Kapitel. (Blatt 110ª—113ª.)

Darauf schrieb Guru Çâkyasiṃha für Ânanda das Vorzüglichste dessen nieder (thos pai mchog gyur kun dga bo la), was er an Sûtras und Tantras gehört hatte. Man brachte das Geschriebene in eine entsprechende Zahl von Bänden; dann wurde Ânanda gebeten zu bestimmen, an welchem Orte man sie niederlegen solle, und dieser sprach: Seitdem Munîndra (thub dbang) dahin gegangen ist, hat man in der Reihenfolge stets den Buchstaben gefolgt.[60]) Die Bände füllten 500 kräftige Elefanten-Lasten. Ueber die Orte (eigentlich yul, Länder), wo die Bände niederzulegen seien, konnten sich Götter und Nâgas[61]) nicht einigen und zankten sich.

Daraufhin versteckte man 100000 Vaipulya (rgyas pa)-Schriften im Lande der Nâgas, 10000 voll im Lande der Asuras (lha ma yin), 20000 im Lande der Çatakratu (brgya byin, den Gandharvas gleichend), 8000 im Lande Vaiçravana (rnam sras); die „Sammlung" (sdudpa, saṃgraha) in der Stadt Kusumamati;[62]) die Wesenheit der Prajñâparamitâ (ṣer snying) im entsprechenden Rocke einer Sklavin (bran mo [= cela] dge ba); die 10 Sûtras für die Erkenntnis der heiligen Schriften[63]) im Lande Thogar (Gnarikhorsum (?)), den Avataṃsaka[64]) in Vajrâsana; den Abhidharma zu Nalendra. Die 17 Söhne der Prajñâparamitâ (yum) im Lande Sâla,[65]) den Lalitavistara (rgya cher rolpa) im Lande Bruṣa; den Bhadrakalpa (bsk̄al bzang po) im Lande Zangs gling; das Sûtra von der Wesenheit der Nidânas (rten $_{0}$brel) im Lande Thogar, das nach Lanka (sic) gekommene (Sûtra, Anm. 33) im Lande der Râkṣasas, den Suvarṇa prabhâsa (gser $_{0}$od dam pa, Kanjur Nr. 244) auf dem Gipfel des Meru; den Avataṃsaka im Lande China, den Ratnakûṭa (dkon mchog brtsegs pa) zu Vaiçâli (yangs pa chan), den Puṇḍarîka (Padma dkar po) im Berge Tala; den fünften, das Amṛita enthaltenden Schatz der Tugend (bsod skyabs bdud rtsi lnga pa) in Bhangala; den Spiegel der Lehre von Vipaçyin[66]) im Lande Baiddha; die Untersuchung der Lehre

---

Vajrâsana und auf dem Gṛidhrakûṭa-Hügel gelehrt werden; manche Titel sind nur angedeutet; zur Erklärung fehlt es noch an ausreichendem Material.

[60]) In Sammelwerken werden die Bücher mit den Buchstaben des Alphabetes numeriert.

[61]) Lha, Klu; noch häufiger Lha und $_{0}$Dre, Götter und Unholde. Sie liegen meist im Hader.

[62]) me tog blo gros, wohl = Kusumaputra oder Pâṭaliputra, Patna.

[63]) drang don s. Jäschke, Wörterbuch s. v. nges pa.

[64]) Den Inhalt dieses mo sde phal cher genannten Mahâyâna Sûtra teilt mit Wassiljew, Der Buddhismus p. 157.

[65]) Im 34. Kapitel lässt sich Padma auf einem Leichenacker in diesem Lande nieder; Blatt 461 b Z. 2 wird „das grosse Sâlapa-Königsgeschlecht von Indien" erwähnt (rgya gar gyi rgyal rigs sâla pa chen po). Von anderwärts lassen sich Anhaltspunkte zur Bestimmung des Landes nicht beibringen. — Der Sal-Baum (shorea robusta) ist in den Ganges-Ländern heimisch und wird in Kumaon (mittlerem Himâlaya) angetroffen bis zu Höhen von 1500 m. Himalaya Gazetteer Vol. I (Allah. 1882) p. 333.

[66]) rnam gzigs chos kyi me long. Vipaçyin gilt als ein Vorgänger von Çâkyamuni. Vgl. Analyse du Kanjur par Feer, Musée Guimet Vol. 2 p. 184 = Csoma in Asiatic Researches Vol. 20 p. 79 und Wassiljew, Buddhismus p. 187 (205).

von der Nichtigkeit von Kaçyapa[67]) im Lande Khache; die Lehre vom Sterben ($_0$chi po [= cyuti] bstan pa) im Gebiete (gling) von Khangbu; des Avataṃsaka (phal cher) Geheim-Tantras aus dem früheren Kloster Kramaçîla[68]) im Lande Udyâna; die 5 Tantras vom „Rat“ in einem grossen Donnerkeilstein;[69]) das Nicht-Tiefe (zab pa med) und den grossen wie kleinen Zamatog im Teiche (mthso) des Flusses Nairañjanâ[70]) (sic); den Manjuçrî tantra in Kamarûpa (sic), den Cintâmaṇi (sic) in Magadha (sic); das Fünf-Eckige (grva lnga) auf dem Leichenacker Çîtavana; das von Ratnaketu Erfasste (rin chen tog gzungs) im Lande Khangbu; das die Belehrung Darbietende, der Hain in dem Buddhalande,[71]) diese und andere wurden durch je 4 Diener in Zahor versteckt.

Die Lehre des Muni (Thub pa) wurde verlassen und verkümmerte. Ueberall: im Himmel, auf Erden, auf den Felsen, auf Flüssen und unter Bäumen; auf Bergen, in den Höhlen, in den Grenzländern, auf Leichenäckern, in Klöstern und in Nalendra (sic) mit seinen Stûpas, bei den Gandharvas, den Kumbhâṇḍas, den Yakṣas und im Lande der mächtigen Nâgas (stets sind im Text die tibetischen Uebersetzungen eingestellt) nahm es überhand, die Sutrâ-Abhandlungen beiseite zu legen. Die grossen Schätze der Erde, die Könige wie die Diebe können durch Feuer und Wasser vernichtet werden; der Schatz der heiligen Lehre des Tathâgata kann während vieler Kalpas verborgen bleiben, aber nicht untergehen; in späterer Zeit wird er wieder hervorgeholt.

So ist prophezeit: 28 Jahre nach dem Nirvâṇa erscheint ein König Namens Ja.[72]) 80 Jahre nach dem Hingange des Tathâgata erscheint in der Westgegend im Lande Udyâna Deva bzang skyong (Devapâlita); dieser lehrt 3 Yoga-Arten. 700 Jahre von der Zeit an, dass der Muni (Thubpa) bei den Menschen gewesen war, erscheint der dge slong (Bhikṣu) Nâga (d. i. Nâgarjuna, Anm. 4). 330 Jahre nach dem Hingange des Tathâgata erscheint Sangs rgyas gsangs pa (Buddhaguhya). Er verstand zu zaubern; man befand sich in der Zeit des Segens (? de yis mthu $_0$byin phan yon thser). 570 Jahre nach dem Nirvâṇa erscheint der Sohn Desjenigen, der die Macht hatte von 5 Zingba,[73]) genannt Çrîhûkasa (sic). Ungefähr (nye na) in 809 Jahren werden im Lande Ziyanta erscheinen zwei von ihrem Körper Reinheit Ausbreitende (lus bskyed dag pai mched), weit bekannt werden die Abhidharmas (mgon pai bkai rnams!). Weiter um 42 Jahre erscheint kundig in Erklärung der Schwierigkeiten der hiezu durch seine frühere Taten im Lande Singala bestimmte, der magisch nicht aus dem Mutterleib geborene Padma $_0$byung gnas (Padma Sambhava), der als $_0$phags pa (Arhat) im Kampfe mit den Göttern Sieger geblieben war.[74]) Von Nirvâṇa um 850 Jahre

---

[67]) $_0$Od srungs stong pa rnam byed. Blatt 303 b hat rab byed und nennt die sämtlichen vorgenannten Werke übersetzt von Vairocana, einem Schüler unseres Heiligen, zur Mischung mit der Bon-Lehre: Vairocanas bon chos $_0$dres mar bsgyur.

[68]) Dieses Kloster ist jedenfalls identisch mit Vikramaçîla, s. Anm. 160.

[69]) gnam lcags pha bong. Rat = bka gdams.

[70]) Es gibt auch einen Fluss dieses Namens, an dessen Ufer sich Çâkyamuni Bussübungen hingegeben: s. P. W. s. v. Im übrigen vgl. 11. Kapitel, am Schlusse.

[71]) gdams ngag $_0$bogs und dbus $_0$gyur thsal (?). Ueber ersteres vgl. Târanâtha ed. Schiefner Üb. S. 68, wornach es ein Hauptwerk der Vaibhâṣikas ist.

[72]) Tibetisch Dza; wohl Abkürzung für Ajâtaçatru. Vgl. Text zu Anm. 42.

[73]) Nach Jäschke, Wörterbuch s. v. eine nicht zu erklärende Form.

[74]) Geboren wurde Padma Sambhava 721; sein Sieg über die Götter erfolgte 744. Buddhas Tod wird in den Kâlacakra-Kalendern in 513 vor Chr. gesetzt (s. meine Berechnung der Lehre 1896 S. 7),

weiter erscheint in „Zahor-Gaṇḍu" der Bodhisattva als Sohn des Königs Gomadeva.[75]). Nachher erscheint im Lande Khache in der Westgegend genannt „Geheimnis der Rinder" (glang po gsang) Vimamitra.[76]) Derselbe wird berühmt durch seine Kunst in der Magie.

In 1000 Jahren nach dem Nirvâṇa des Lehrers wird die heilige Lehre im Lande der Rotgesichter erscheinen und während 2500 Jahren in der Nordgegend innerhalb des Kranzes von Schneebergen verbreitet werden.[77])

Jetzt wird nach dem Nirvâṇa durch mich, der (dem Buddha) gleich nachgeboren ist, der Gedanke des Siegreichen völlig frei von allen Dunkelheiten vorgetragen und werden die Çâstras erklärt.

Dies ist das 28. Kapitel von der Frage bei Ânanda nach den Sûtras zur Bewirkung der Vorteile der Lehre.

Es folgen nun 5 Kapitel über den Aufenthalt auf Leichenäckern. Diese Erzählungen sollen die phantastischen Beinamen erklären, welche die Frommen ihrem Heiligen beilegen,[78]) und sind wertvoll durch ihre geographischen Angaben; im übrigen ist jedes Kapitel nach der gleichen Schablone gearbeitet.

Neunundzwanzigstes Kapitel. (Blatt 113ᵇ—115ᵃ.)

Hierauf gelangt der Bhikṣu Çâkyasimha — gemeint ist unser Heiliger — ins Land Baiddha. Dort war ein grosser Leichenacker, genannt der Vollkommenste für den Körper (sku la rdzogs).

Von diesem Leichenacker wird zuerst der Umfang angegeben; dann werden die Geister aufgezählt, die sich darauf niederliessen, wobei in der Reihenfolge den 4 Himmelsgegenden gefolgt wird. Der Schutzgott (dbang phyug = îçvara), der die Welt beschützt (jig rten skyong bai lha), ist Mahâpâlaya (sic); dieser thront im Osten des Leichenackers; sein mittlerer Leib ist der eines Grunzochsen (gyag), sein Kopf der eines Löwen; sein unterer Körper ist der einer Schlange, sein Reittier ein Râkṣasa; in der Hand hält er erhoben die Khatvâṅga — Menschenschädel-Standarte.[79]) In seiner Gefolgschaft wandern endlos viele Gestalten, die sich damit vergnügen, dass sie alle möglichen Formen annehmen.

---

unser Text setzt ihn 200 Jahre vor dem 3. Konzil unter Açoka und 400 Jahre vor Nâgârjuna, dessen Wirksamkeit nach den tibetischen Quellen in das erste vorchristliche Jahrhundert fällt. Werden vom Vortrage oben die beiden Zahlen „ungefähr in 809 Jahren" und „42 Jahre weiter" zu 400 addiert, so ergibt sich eine Zahl von 1251 Jahren. Diese zurückgerechnet von 744 n. Chr., verbleibt das Jahr 507 vor Christus. — Die im folgenden prophezeite Zahl 850 ist wesentlich eine Summierung von 809 und 42; sie passt auf einen Zeitgenossen unseres Heiligen.

[75]) rgyal po Goma de byi i bu, Bodhisattva zhes bya $_0$byung. Goma wird im Text später verbessert in Kumâra im Namen Candra Gomaçi, dann Candra Kumâra; dieser ist der Schwiegervater von $_0$Od chang ma und König von Singala. Ist Gaṇḍu etwa ein anderer Name für Singala?

[76]) Sonst nur noch bei Târanâtha genannt in der Form Vimalamitra; s. Index s. v. ed. Schiefner und dort ein Zeitgenosse genannt des tibetischen Königs Khriral (806—42 n. Chr.), der besser bekannt ist unter dem Namen Ral pa can. Der Zeit nach stimmt Vimamitra zu diesem Vimalamitra. Ueber die Landschaft s. unten Anm. 182.

[77]) Eine in tibetischen Schriften oft wiederkehrende inhaltlose Prophezeiung.

[78]) Bisher nur kurz bekannt aus Waddell Lamaism, p. 379. Dazu unten das 49. Kapitel.

[79]) Diese Beschreibung ist von Interesse, weil bisher nur ein Leichenacker-Gott bekannt war und dieser als Doppel-Skelett dargestellt wird. S. Grünwedel, Mythologie S. 170.

Der Heilige verharrt auf dem Leichenacker 5 Jahre; sich anlehnend an einen Stûpa gibt er sich der Meditation hin und wird berühmt als der das Licht der Sonne gegen die Finsternis Ausstrahlende, Nyi $_{0}$Od zer. (Vgl. S. 543.)

Das 59. Kapitel vom sich Niederlassen auf dem Leichenacker, genannt der Vollkommenste für den Körper.

Dreissigstes Kapitel. (Blatt 115^{a}—120^{a}.)

Karg in Worten, gross in Zielen dachte er darüber nach, dass gleichzeitig mit der Kenntnis von der Befreiung auch eine Lehre (chos) sein müsse, und begab sich, um diese zu erhalten, in den Akaniṣṭha-Himmel zum Lehrer des Dharmakâya, zu Kun tu bzang po (Samantabhadra). Durch das unvergleichliche Geheimzeichen[80]) wurde er verbunden mit Vajradhara; es stellte ṣich Gleichmut ein (snyoms par $_{0}$jug) und alle Himmelsgegenden mit ihren Zwischenräumen erfüllten sich mit den Ausrufen seines Ruhmes.

Sodann auf dem Leichenacker „der die Seligkeit Verbreitende" (bde chen brdul) im Lande Khache träumte er von der Geheimlehre. — Es folgt nun die übliche Beschreibung des Leichenackers und seiner Bewohner nach den vier Himmelsgegenden. Dann fährt der Text fort:

Hierauf begab er sich nach Bhangala. In der Stadt genannt „Haus der Milchkühe" (gsas khang) hauste der Bon po gYung gṣen.[81]) Die Bon pos wandten sich der am Himmel aufgehenden Sonne zu. Eines Tages betranken sich 10000 Bon pos in Chang.[82]) Dreitausend schlugen die Glocke ($_{0}$khar rnga, auch einen Gong bedeutend) und durch den Lärm liefen die Kühe davon. Hungernde Männer suchten nach den Kühen, trafen aber keine an; dagegen fanden sie die Glocken, trugen sie nach Hause, und nun schlugen diese die Kinder. Die Bonpos holten die Glocken, fanden die Kühe, trieben sie zusammen, molken sie und gaben die Milch ihren Kindern. Die Bonpos sagten: Die Hungrigen haben die Glocken gestohlen; diese behaupteten, die Bonpos hätten die Kühe gestohlen. Man stritt sich darüber, ohne zu einer Einigung zu gelangen, und man ging nun zu dem König von Khache[83])

---

[80]) Der Vajra ist gemeint, wie sich aus einer ähnlichen Stelle Blatt 222 ergibt. — Vajradhara = rdo rje $_{0}$chang. Zu dharmakâya s. S. 523. Samantabhadra: s. die folgende Anm.

[81]) Voller gyung drung (= svastika) gṣenrabs. Vgl. über diesen A. Schiefner: Das weisse Nâga-Hunderttausend (Petersb. 1880) S. 4, 32, 33 und S. C. Das, J. A. S. B. 1881 Part 1 p. 187 ff. Nach letzterem gilt der vorgenannte Kun tu bzaug po (Samantabhadra) als der erste „göttliche Lehrer" der Bonpos; ebendort gilt die Verunreinigung von Herd und Estrich durch das Ueberlaufen der Milch als ein Verderben bringendes Missgeschick, das nur durch Opfer an die Bonpo-Götter als Herren der Erde gesühnt werden kann. Die nachfolgende Erzählung über die Vorgänge in der „Stadt der Milchkühe" erhält hiedurch eine ganz eigenartige Färbung. Da es sich in der Erzählung um Moslims handeln wird, erfuhren die Vorgänge eine Umdeutung in eine den Tibetern verständliche Form.

[82]) Wird bald als Wein bald als Bier bezeichnet; es ist ein erfrischendes, stärkendes und wenig berauschendes Getränk aus verschiedenen Pflanzen und Sämereien, die zum Gären gebracht werden. Vgl. zugleich über die Herstellung: H. H. Risley, Gazetteer of Sikkim (Calc. 1894) p. 75. Die Stellung beim Gebet gegen die aufgehende Sonne weist auf Moslims hin.

[83]) Diese Anrufung des Königs von Khache als Nachbar nehme ich als einen weiteren Beweis dafür, dass Khache nicht für Kaṣmir zu nehmen ist, sondern für ein Land, auf das die ebenfalls zukommende Bezeichnung als das Land der Moslims zutrifft. Dieses Land kann nur in Bengalen gesucht werden; auch ist nicht anzunehmen, dass die Bonpos einem ihren Glauben nicht angehörenden Herrscher das

um seinen Richterspruch an. Dieser entschied: Tauschet Kühe und Glocken, dann habt Ihr keinen Streit. Es nahmen nun die Hungrigen die Kühe, die Bonpos die Glocken mit. Als nun die Hungrigen zu den Ihrigen kamen, schalten sie die Weiber und Kinder, weil die Bon pos die Kühe vorher abgemolken hatten, und jagten sie fort. Darauf antworteten die Bon pos: Wir waren die Ersten und darum hatten wir die Milch abzumelken. Es kam nun wieder zu Streit: „Ihr Bonpos habt die Glocken geschlagen.“ „Dass wir sie schlugen, was tut das, wir hörten ja auf. Die Kühe liefen nicht fort; wir molken sie, warum auch nicht; aber auch abgemolken gingen sie nicht fort.“ Man einigte sich wieder nicht und frug noch einmal den König. Die Bonpos trugen vor: Wir hatten die Kühe gefüttert, die Hungrigen sie fortgeführt; wir bitten zu entscheiden, dass wer die Kühe nicht füttere, sie auch nicht wegführen darf. Und der König sprach, so sei es gehalten.

Alle begaben sich in ihr eigenes Reich zurück; unterwegs töteten aber die Hungrigen die Bonpos und verbanden sich mit deren Frauen. Diese sandten Botschaft ihren Brüdern; diese kamen, fesselten die Hungrigen und brachten die Leichen der Bonpos vor den König. Dieser liess die Leichen paarweise legen, die Kühe damit beladen und die Glocken der Bonpos schlagen. Als die Bonpos herbeieilten, waren sie über das, was sie vorfanden und verloren hatten, wenig erfreut und alle riefen: Damit ist die Sache nicht aus. Auf ihren Ruf sammelten sich alle Städte und man geleitete die Leichen nach dem Leichenacker „der die Seligkeit Verbreitende“. Dort frug der Çramana „Sonnenglanz“ (dge sbyong Nyi ma $_0$od zer), was denn Unrechtes vorgegangen sei. Die Hungrigen antworteten, die Bonpos hätten die Väter getötet und dann die Leichen der Kinder und Väter paarweise gelegt. Der Çramana wusste, dass dies gelogen sei und dass die Hungrigen mit den Kühen ihr Leben fristen müssen; er liess bei den Herren (dur khrod bdag po rnams dang $_0$dris su bcug) des Leichenackers anfragen. Diese bestimmten: Die Kühe gewähren die Mittel zum Lebensunterhalt, man lasse die Leute die Lehre hören. Der Çramana antwortete, es seien aber Weiber und Kinder. Was tut das, auch Weiber und Kinder soll man in der Lehre unterrichten. Der Kreis der Geheim-Tantras ist zu einem Bündel vereinigt und wird im Buddha-Lande (sangs rgyas yul) den Scharen gelehrt, auch wenn daraus entlassen.[84])

Ueber diese Rede waren die Hungrigen nicht sehr erfreut. Der Çramaṇa ist ein Lügner, der König wurde betrogen, nicht verhält es sich so. Ein Zauberspruch-Kundiger bleibt ein solcher, wenn er auch den Anzug eines Ehrwürdigen anlegt und ein Ehrwürdiger bleibt ein solcher auch im Kleide eines Zauberspruch-Kundigen. Diese Frauen sind unsere Weiber; mit den Kindern ist es ebenso, wenn jetzt auch verbrecherisch Geborene darunter sind; aber nun sind unsere Kühe tot und unser Leben ist abgeschnitten (kho yi ba ṣi $_0$thso ba chad).

Sonnenglanz sprach zu den Wesen unterm Leichenbaum: Euren Scharen wird hier kein Abbruch gethan, der Leichenbaum erträgt verschiedenes und Ihr esst auch davon. Spra- wie Spreu-Affen assen davon, auch die Hungernden wurden gerettet. Rechts und

---

Richteramt übertragen haben würden. — Nach dem 37. Kapitel — am Schlusse — ist Khache ein Arzneiland. Vgl. noch Anm. 181. Oben im 11. Kapitel sind für Zahor und Khache die Himmelsgegenden verwechselt.

[84]) Khyu ded btang gyis gsungs. Diese Stelle lässt annehmen, dass es sich bei den zu Bekehrenden um Abtrünnige handelt.

links streuten (die Affen) die Früchte a phrag (sic) hin, Kinder und Mütter nahmen. Nun wollten diese zu ihren Führern gelangen, aber ein Ast brach unter ihren Füssen. Vergebens wollten sie sich mit den Händen halten; der Ast trug nicht, sie fielen in den Leichenfluss, unsagbare Furcht ergriff sie. Dort begannen eine Menge Leichenwesen von ihnen zu essen. Die Spreu wollten sie retten; die Spra sollten sie heraufziehen; darüber hielten beide unterm Paradiesbaume „ein ausgeschüttetes Gespräch" (bopai chal chol). Wie sie es anfingen, es führte nicht zur Befreiung. Da setzten sich die Spra im Paradiesbaume zusammen; die Spreu hielten sich einer am Schweife des anderen, den Schweif des hintersten ergriffen die Spra und an diesem Seile der Spreu zogen sich die Hungrigen empor.

Dadurch dass die Affen sie bis vor den Baum gezogen hatten, waren Spreu wie Spra sämtlich müde geworden und legten sich schlafen. Die Mütter und Kinder, die unter den Paradiesbaum geführt worden waren, wollten von dessen Früchten essen und schüttelten den Stamm; da fielen Spra wie Spreu zusammen in den Leichenfluss und die Leichenwesen machten sich daran sie zu verzehren. Dann begaben sich die Hungrigen zum Guru[85]) und sagten: Der Wind sei aufgestanden und habe Spra wie Spreu sämtlich in den Leichenfluss hinabgeworfen; sie selbst hätten sich an den Stamm geklammert und hätten sich so gerettet.

Der Guru war über diese lügenhafte Rede sehr betrübt und prophezeite, dass die Hungernden ebenfalls von Leichenwesen aufgezehrt werden würden; dann aber werden sie nach der Erkenntnis begehren und schliesslich in den Akaniṣṭha-Himmel eingehen, den Wohnort des Siegreichen. Hierauf wird der Guru berühmt als der nach der vollkommenen Kenntnis Begehrende.[86])

Dies ist das 30. Kapitel, das handelt von dem Verweilen auf dem Leichenacker, genannt „der die Seligkeit Verbreitende".[87])

Einunddreissigstes Kapitel. (Blatt 120ª—122ª.)

Im vorigen Kapitel hatte der Guru den Entschluss gezeigt der höchsten Weisheit zuzustreben; in diesem Kapitel wird er Lehrer für die Geister auf dem Leichenacker, „der auf einmal von selbst Erbaute, von selbst Erstandene" (lhun grub brtsegs pa). Seine Zuhörer sind Ḍâkinîs und die Unheil anstiftenden Yakṣas; in ihrer Veste bannt der Guru die acht Abteilungen ihrer Leib-Teufel (dam sri) und überwindet sämtliche Gebieter in allen Regionen. Sein Schutzgott ist dabei Vajrasattva (rdo rje sems pa).[88])

Es folgt die übliche Beschreibung der Sehenswürdigkeiten dieses Leichenackers; wertvoll ist die Mitteilung, dass derselbe in Nepal (bal poi yul) lag.

Der Guru drehte den Geistern wie immer während 5 Jahren das Rad der Lehre; ihre Unterweisung trug ihm den Titel ein: „der das Gebrüll des Löwen Ausstossende" (seng ge sgra sgrog).

Die Kapitel-Ueberschrift lautet: Vom Aufenthalte auf dem von selbst entstandenen, auf einmal erbauten Leichenacker (lhun grub brtsegs pa).

---

[85]) Das Wort steht im Sanskrit; gemeint ist Padma Sambhava.

[86]) blo ldan mchog sred; Waddell l. c. p. 379 übersetzt: conveyor of knowledge to all world.

[87]) Der Text schreibt stets brdul. Die Wörterbücher erklären nur brdal, ausbreiten.

[88]) Vgl. über diesen mein Buddhism in Tibet Tafel II und Grünwedel, Mythologie S. 96.

Zweiunddreissigstes Kapitel. (Blatt 122b—127a.)

Es gab ein Gebäude genannt „der selbstentstandene Palast“ (lhun grub pho brang). Dieser hatte die Farbe von Indigo, dehnte sich ein Yojana lang aus, war rund in der Form, aus dem Innern strömte Regenbogenlicht aus. Darin sass der Lehrer von 4 Leibern, genannt „der alles Anlegende“.[89]) Seine Hautfarbe war indigo-schwarz; er sass auf einem Löwen. An Kleidern trug er deren 8, alle von Leichenäckern aufgelesen; sein Schmuck war von Knochen; dazu trug er 8 Kleider der Ehrwürdigen (dpal gyi chas) und 6 Schmucksachen aus Edelsteinen. Ergriffen hatte er den Vajra-Stab und so sass er da umschlungen von seiner Mutter (yum dang $_{0}$khril nas bzhugs). Er trug vor, dass unter den allgemeinen und den besonderen Fahrzeugen kein Unterschied sei, und zeigte sie als eine einzige Lehre. Man ging zu ihm als dem Kundigen des Spyi-ti Yoga und er lehrte an 10,001,072 Spyi-ti Tantras. Wegen seiner Kenntnisse „der 18 Früchte der Sugatas auf dieser Erde“ ($_{0}$bras bu bco brgyad de bzhin gzhegs pai sa) erhielt er den Namen der „alles Anlegende“.

Im Lande Zahor gab es sodann einen grossen Leichenacker „Langka-Spitze“[90]) von 6½ Yojanas im Gevierte. Der Guru begibt sich dorthin und trägt den Ḍâkinîs, die diesen Leichenacker bevölkern, die Lehre vor, wofür er sich den Namen verdient „Padma Sambhava“.[91])

Hierauf starb der Sohn des Gottes, der Inbegriff völliger Freude und deswegen genannt dGa rab rdo rje.[92]) Dieser soll als kostbares Kind „in der Spitze von Indien“ aufgewachsen sein; sein Vater war Dharmâçoka (sic), seine Mutter Sugata Kulikâ (bde gṣegs rigs ldan). Dies waren seine Eltern.[93]) Diese hatten bisher keinen Sohn gehabt, sondern nur zwei Töchter Namens gYung drung skyid = Svastikâ, die Glückliche, und Sa le ma, die im See Geborene.[94]) Svastikâ ging hin als Frau; die im See Geborene dachte in den geistlichen Orden einzutreten (chos byar dgongs). Eine weisse Dzo[95]) wurde mit Kleidungsstücken

---

[89]) kun tu $_{0}$chang = Adhidhara. Die folgende Beschreibung passt auf Vajrasattva und die Abbildungen hievon; im übertragenen Sinne kommt ihm in diesem Nebennamen die Fähigkeit der vollkommensten Sammlung des Geistes zu.

[90]) Langka brtsegs pa. Ueber Langka und Langkha vgl. Anm. 33, brtsegs pa = rtseg pa | kûṭa Erhöhung, Spitze.

[91]) Der Name ist ausnahmsweise in Sanskrit gegeben und ist wohl in der Bedeutung zu nehmen von „Erscheinung in der Geburt als Padma“. — Das Folgende hat mit der Lebensgeschichte des Heiligen nichts zu tun, soll ihn aber als Schüler von Vajrasattva beglaubigen und seine Lehre angesehen machen als ruhend in alt-buddhistischen Glaubenssätzen.

[92]) Nach dem Wörterbuche von S. C. Das s. v. war dGa rab rdo rje Name eines berühmten Lama der rdzogs chen Sekte der alten Schule. Mit unserem Texte stimmt es und es erklärt die Einschaltung, dass dieser Lama sein Wissen direkt von Vajrasattva erhalten und Çrî Siṃha mitgeteilt habe, einem Vorgänger von Padma Sambhava, der sein Wissen von diesem Çrî Siṃha erhalten habe. — Das Folgende rgya gar rtse „Spitze von Indien“, etwa als Magadha zu erklären?

[93]) Açoka wird stets im Texte Açvaka geschrieben; der Zusatz Dharma findet sich nur in diesem Kapitel.

[94]) Sale ma in der Form sa le sbram ist im Saddharmapuṇḍarîka (ed. Foucaux: Parabole de l'enfant égaré (Paris 1854 fol. 8) mit jâtarûpa wiedergegeben. Svastikâ wird später voller bezeichnet als die Glück habende, die Glückliche (bkraṣis gyung drung skyid). — Ueber das Zeichen Svastika bei Buddhisten und Bon-pos s. S. C. Das in J. A. S. Beng. 1887 (Bd. 50) p. 195 Note 6.

[95]) Bezeichnung eines Bastardrindes von Yakstier und indischer Kuh.

beladen, eine tugendhafte Dienerin als Führerin bestimmt. Im „Drei Reiskörner-Hain" ($_0$bras gsum thsal) sass an einem Abhang ein Kuckuck (khyu byug) im Nachdenken vertieft.

Mitten in dieser Nacht träumte der anderen Prinzessin, in ein kostbares Gefäss sei Göttertrank (bdud rtsi = amṛita) gegossen gewesen; sie habe davon getrunken. Aus dem Gefässe sei dann ein türkisblauer Papagei (gyu yi ne tso) hervorgeflogen; derselbe habe sich auf ihre rechte Schulter gesetzt und ihr verkündet: Dir, Prinzessin, wird ein Sohn geboren werden; den Göttern und den Menschen gezeigt wird man ihn nennen dGa rab rdo rje.[96]) Der Papagei flog dann wieder dahin zurück, wo er hergekommen war; die Prinzessin aber sprach: Ich will keinen Sohn, sondern will Nonne (chos byas yin) werden und dazu, bitte, helfe!

Ein Jahr darauf wird der Prinzessin ein Sohn geboren. Sie sagte: mein Vater hat einen Sohn nicht notwendig gehabt und legte bei der Dienerin die Handfläche in das Innere der Höhlung (dong nang du bskyur du bcug. Sinn?).

Als 7 Tage vorüber waren, erinnerte sich die Prinzessin des früheren Traumes und sagte: Sehet hin, ist der Körper des Knaben kein magischer? Man sah hin, fand ihn aber nur lebhaft mit den Beinen strampeln und vergnügt sich bewegen. Während sich der Knabe so ergötzte, verband sich mit ihm ein Vetâla (ro langs, ein Geist der Leichname) zu Glück. Der Knabe wuchs einen weiteren Monat und jeden Tag weiter wurde er immer grösser. Als nun ein Jahr und noch Monate dazu gekommen waren, war er gross geworden und 8 Jahre alt sprach er zu seiner Mutter: Ich gehe jetzt dorthin, wo sich Vajrasattva niederliess, und höre bei diesem die Lehre: der Regen der Lehre soll auf alle Wesen herabträufeln. Darauf erwiderte die Mutter: Vajrasattva ist unter den Menschen nicht sichtbar, sondern wohnt im Himmel; ich aber wünsche, dass Du Dich den Menschen zeigest.

Für einige Zeit wurde der Knabe abgängig; dann stellte er sich wieder und sagte, er sei bei Vajrasattva gewesen die Lehre zu hören. Dieser habe ihn unterrichtet und schliesslich mit den Worten entlassen: was man wisse, das wisse jetzt auch ich. Die Mutter war über diese Rede sehr verwundert; darauf antwortete ihr der Sohn, sie solle ihn doch mit 500 Paṇḍits in einen Wortstreit bringen. Die Mutter meinte zwar, 500 völlig kundige Paṇḍitas, welche in den Schulen die Lehrer für die Menge sind, werden von Dir wohl nicht übertroffen werden; aber gehe, wenn Du Dich dazu fähig hältst. Wohlan, antwortete der Knabe, und als sein Vater Dharmâçoka auf dem Opferplatze sich befand, bat er, ihn lehren zu lassen. Das Kind trat an die Spitze (? khyeus rtse phrug rin chen snang du phin), legte ein kostbares Tuch an und begann mit 500 Paṇḍits zu streiten. Er verlangte, dass sie die Fingerspitzen vereinigen (Handstellung des Vajrasattva); der König stellte aber fest, dass keiner diese Handstellung machen konnte, obwohl sie behauptet hatten, es zu können, und sprach zu den Paṇḍits: Nicht Einer ist unter Euch; bittet doch, dass sie Euch gelinge.

Nunmehr gingen die Paṇḍits daran, sich mit dem Kinde im Wortstreite zu messen. Wer nicht bestand, wurde vom König bestraft. Darauf machte der Knabe (khyeu) die Handstellung der Vereinigung der Fingerspitzen; auch hatte er im Wortstreite gesiegt. Der Knabe sagte aus den Fahrzeugen her, welche man hatte; aber die Paṇḍits waren nicht im stande zu antworten, so dass sie schliesslich ausriefen: Er ist wunderbar geboren, er ist als

---

[96]) Es wiederholt sich hier die Unsitte, für historische Personen eine frühere Geburt zu erdichten, um ihre übernatürliche Herkunft damit zu beglaubigen.

Buddha erschienen. A la la: das ist prächtig! Die Lehre ist erschienen, der Saṃgha-Führer ist erschienen und wir wollen ihn nennen „den Seligkeit bringenden Paṇḍita“ (bde ba chen pondiya = mahâsukha paṇḍita ?).

Der König war hocherfreut, die Mutter lächelte. Beide bekannten sich zu Vajrasattva, ungerne tat dies die Mutter bezüglich dGa rab rdo rje (rgyal po dgyes pas dgyes pa rdo rjer btags | yum gyis bzhad pas bzhad pa rdo rjer btags | yum mi dga bas dga rab rdo rjer btags).

In dieser Zeit war König von Singala gzhon nu dpal = Kumâraçrî. Sein Sohn war hochgelehrt und hiess Manjuçrîmitra ($_0$Jam dpal bṣes gnyen). Beim sich Ergehen an einer Meeresinsel wurde dieser müde; statt sich zu setzen kehrte er zurück. Damals hatte der „weisse Knabe“ aus den acht Fahrzeugen als höchstes ein neuntes, den Atiyoga versprochen; er hatte dabei das Baumwollenkleid Angrag angelegt und alle Paṇḍits rühmten ihn als den Mächtigen des Abhidharma. Ist ein Zahn hohl, so wünscht man ihn entfernt.[97])

Mit einem Gefolge von Herren und Dienern erschien Manjuçrîmitra vor dGa rab rdo rje. Dieser magisch erschienene Buddha hatte sich auf der Insel zu Dhanakoça (sic) im Lande Udyâna im grossen Hause Dhahana[98]) zur Unterweisung niedergelassen. Beide stritten miteinander. Manjuçrîmitra war in keiner Art der Vorschriften bewandert, ebenso nicht in der Mystik; er schämte sich des Tadels und dachte sich die Zunge abzuschneiden, um sich von den damit begangenen Sünden zu reinigen. Vom Bruder seines Dieners liess er sich das Messer reichen; da frug ihn dGa rab rdo rje um sein Beginnen und als Mitra antwortete, er wolle die Zunge abschneiden, welche die Sünde bewirkte, erwiderte dieser: Die Zunge hat es wohl ausgesprochen, aber mit ihr ist die Sünde nicht hinweg geräumt. Lerne Lehren und Mystik nicht verwirrt vorzutragen; strenge Dich an, dass Du entsprechend Deinem Denkvermögen zu einem Lehrsatze kommst (man ngag chos rnams ma rmongs mkhas par slobs | rang gi nyams dang sbyar bai chos ṣig rtsoms). Auf diese Rede hin bat Mitra um alle Lehren ohne Ausnahme und dGa rab rdo rje machte in der Versammlung der Bodhisattvas durch seine Erklärung das Gold schmelzen (de skad gsungs bas chos rnams ma lus zhus | byang sems sde la $_0$grel pa gser zhun brtsams). Seine Rede wurde hoch berühmt und erfüllte die ganze Erde unten und Padma Sambhava (sic) begab sich zu dGa rab rdo rje. Dieser unterrichtete seinen Schüler insbesondere in der Klong-Abteilung der Mystik; zu diesem Bündel gehörten 21,000 Tantras (klong dgu bam po nyi khri chig stong bstan).[99])

Die Kapitel-Ueberschrift lautet: Das sich Niederlassen auf dem Leichenacker genannt Langka-Spitze (Langka brtsegs).

---

[97]) rgya mthosi gling la sku skyo $_0$chag tu bzhud | mi bzhugs pa las slar log tsa na ni | theg pa brgyad las mtho bai dgu pa ni | Atiyoga bya ba khas len pai | byis dkar ras sngon Angrag gyon pa zhig | paṇḍita rnams kun gyis ma thub grags | so mthsams $_0$byed pas. — Angrag ist nach Jäschke in dieser Biographie für Hose gebraucht. Für Abhidharma ist eine häufige Abkürzung ma mo; gleiche Bedeutung legte ich dem sonst nicht zu erklärenden Worte ma bei, das hier vor thub steht.

[98]) Wird sonst im ganzen Texte nicht mehr genannt, noch ist es von anderswoher bekannt.

[99]) Nach S. C. Das Wörterbuch s. v. klong sde wird die grosse vollendete Mystik, man ngag rdzogs chen, in ihren 3 Abteilungen dem Lotsava Vairocana zugeschrieben, einem Schüler von Padmasambhava. Vgl. Grünwedel, Mythologie p. 55. — Der Text bringt eine Reihe von Tantra-Titeln dieser Mystik.

Dreiunddreissigstes Kapitel. (Blatt 127ᵃ—129ᵇ.)

In Udyâna gab es einen grossen Leichenacker genannt Padma-Spitze (Padma brtsegs). Hier drehte er während 5 Jahren das Rad der Lehre; die Ḍâkinî Çântarakṣitâ (mkha $_0$gro: Zhiba $_0$thso mdog dkar) von weisser Hautfarbe und mit dem Angrag angetan lässt sich vor ihm auf die Knie nieder und preist ihn als denjenigen, der den Löwenschrei ausstösst (Kap. 31, Schluss).

Sodann begibt sich der Heilige nach dem grossen Leichenacker, auf dem sich die schwarzen Wolken sammeln[100]), und hier bittet die Ḍâkinî, welche das gute Glück beschützt (rigs ldan bde ba zang skyong zhes byaba), um die Unterweisung in den Tantras und Yogas. Nach 5 Jahren wird dieser Leichenacker verlassen und sich niedergelassen auf dem Leichenacker Loka-Spitze (loka brtsegs) im Lande Li.[101]) Durch seine Unterweisung dortselbst während 5 Jahren wird er berühmt als rDorje gro lod „der mit dem Vajra den Wesen die Sorgen nimmt".[102])

Das Kapitel vom sich Niederlassen auf dem Leichenacker Padma-Spitze.

Vierunddreissigstes Kapitel. (Blatt 130ᵃ—133ᵇ.)

Hierauf begab er sich zu den Luftgeistern Vidhyâdhara.[103]) Er fand das Tor zu ihrem Himmel verschlossen und schickte nach der Pförtnerin Kumârâ (sic); diese kam nicht, da öffnet der Heilige die Himmelspforte mit einem Messer aus Krystall, zeigt sich der Versammlung der Götter (lha) der diamantenen Ruhe im Himmelsraume im Glanz der Regenbogenfarben[104]) und erhält nun Unterweisung. Hiebei wird unserem Heiligen als rdo rje

---

[100]) Siehe den I. Teil dieser Lebensbeschreibung: Abhandlungen d. K. Ak. d. W. Bd. XXI S. 431 (15).

[101]) Li ist jedenfalls ein Land nördlich von Nepal; Länder soweit westlich wie Khotan scheinen mit diesem Namen belegt werden zu dürfen; vgl. Anm. 178.

[102]) Waddell l. c. S. 379 schreibt wie unser Text gro Weizen. Ich übersetze $_0$gro Wesen, wie Waddell.

[103]) mkha spyod rig $_0$dzin. Für mkha spyod gibt in den Wörterbüchern s. v. Jäschke Luftwandelung, S. C. Das daneben die Erklärung von himmlischen Wesen in der Form von Gandharva u. a., womit unser Text stimmt. Der tibetische Amarakoṣa hat hiefür Nabhasaṃgama. — Gebieterin der Vidhyâdhara ist die Ḍâkinî Vajravarâhî und über diese s. S. C. Das s. v. mkha spyod dbang mo, dann Grünwedel, Mythologie p. 155 mit 3 Abbildungen. — Als Rig $_0$dzin gelten den Tibetern Heilige, die durch das Studium der Geheimlehre neben einer gewissen Stufe der Vollkommenheit in der Yoga-Lehre die Kräfte der Zauberei erlangt haben; hiedurch werden sie befähigt, sich in die Lüfte zu erheben und einen Regenbogenleib anzunehmen. Târanâtha erwähnt diese himmlischen Geister an vielen Stellen. Nach Waddell: On the site of Buddha's death, J. A. S. Beng. 1892 (Vol. 51) p. 41 gilt Udyâna als das von den Rig $_0$dzin bevorzugte Land und Padma Sambhava als der grösste von ihnen; derselbe nennt acht Weise derselben; sechs derselben erwähnt unser Text Blatt 332ᵇ (dbang bskur rgyal po rig $_0$dzin drug gi mdo). Heutzutage bezeichnet man im westlichen Tibet mit Rig $_0$dzin einen bestimmten Orden verheirateter Mönche; K. Marx, History of Ladakh; J. A. S. Beng. 1894 Vol. 53 p. 101 Note 2.

[104]) bkra lam, auch bkra chem. Der Ausdruck Himmelsraum der diamantenen Ruhe, zhi ba rdo rje dbyings, kehrt im 70. Kapitel, wo von den Uebersetzungen ins Tibetische gehandelt wird und gesagt ist, dass die Acâryas hiezu den Himmelsraum-Bewohnern unterstellt wurden (gtso byas nas), als Eigenname wieder. — Der Glanz einer regenbogenartigen Erscheinung ist eine Besonderheit der obersten Gottheiten; so auch in unserem Texte z. B. Blatt 290ᵇ, wo sich die Buddhas der fünf Arten im Glanze der Regenbogenfarben zeigen.

gro lod (Anm. 102) angesagt, dass sich in Indien auf der Insel gSer gling = Suvarṇadvîpa[105]) unter dem Schutze der Einsamkeit Çrîsiddha (sic), Sohn des Königs, genannt Siegreicher Stern (skar rgyal), niedergelassen habe und darüber nachdenke, dass unter den Lehren kein Unterschied sei und sie alle Eine Lehre bilden. Sofort begibt sich rDo rje gro lod zu Çrîsiddha und bittet auch einer zu werden, der in der Erkenntnis aller Lehren den Kernpunkt treffe (ngo sprod gnad du bsnun cig samaya). Als Antwort gibt Çrîsiddha Anleitung über den Kern des wahren Sinnes (don dam gnad de mdzod) und verschwindet dann nach Art der Diamantenen im wogenden Luftmeer.[106])

Padma Sambhava begab sich nun in das Land Sâla (Anm. 65) und verblieb auf dem grossen Leichenacker genannt der das grosse Geheimnis Hervorzaubernde (gsang chen rol pa), wie überall, 5 Jahre, drehte den Ḍâkinîs das Rad der Lehre und wird hiefür berühmt als gSang bai mthsan ni thod phreng rtsal: „Geschickt in der Handhabung der Totenschädel-Kette."

Das 34. Kapitel vom Aufenthalt auf dem grossen Leichenacker „der das grosse Geheimnis Hervorzaubernde."

Fünfunddreissigstes Kapitel. (Blatt 133^b^—138^b^.)

Dieses Kapitel hat bereits Professor Grünwedel übersetzt S. 134 ff. seiner Mythologie des Buddhismus. Die beiderseitigen Texte zeigen keine wesentlichen Abweichungen. Der Heilige besucht nach dem folgenden Kapitel China.

Die Kapitel-Ueberschrift lautet: Vom sich Niederlassen in China nach der Prophezeiung von Chenresi (spyan ras gzigs = Avalokiteçvara).

Sechsunddreissigstes Kapitel. (Blatt 139^a^—141^a^).

Jenseits Indiens, diesseits von China liegt die Stadt der Jäger, genannt die Gottlose, sDigcan.[107]) Unter sich lebten sie in Frieden. Um sie zu bekehren, nahm Padma Sambhava magisch die Gestalt eines Sohnes von Hausleuten niederer Herkunft an und zwar in der Familie von Kati (sic), einem „Caṇḍâla von schlechter Hand".[108]) Dieser hatte sich eine Hütte mit einem Dache aus Gras gemacht und da alle Leute im Glauben verkehrt waren, töteten die Menschen alles Wild und assen es; unser Heiliger wollte davon aber nicht satt werden

[105]) Ist in den Sanskrit-Wörterbüchern als Sumatra erklärt. Siehe jedoch Kap. 51.

[106]) klong du thim. Jäschke erklärt klong als Ausdehnung, S. C. Das als eine andere Bezeichnung für dbyings, Himmel.

[107]) Aus dem Kanjur wissen wir, Analyse — nach Csoma — von Feer in Annales du Musée Guimet Vol. II p. 172, dass man nach sDigcan aus dem Lande der Malla (rgyad) kommt und dieses gehört zu Nepal; vgl. meine Abhandlung über P. S. I. Teil p. 23. — „Stadt der Jäger": bṣan pai grong khyer. bṣan pa = Udâyudha, Kaṭṭika, Henker, Jäger, dann Schiffer, Fischer, alles Beschäftigungen, welche lebenden Wesen nachstellen. Diese Leute gelten als berufsmässige Sünder.

[108]) gdol pa = caṇḍâla, Fischer. Unter schlechter Hand wird an eine Pratiloma-Verbindung zu denken sein. S. Mein Indien in Wort und Bild Vol. I p. 55.

und schnitt sich Fleisch aus seinem eigenen Körper heraus. Die Leute lachten ihn aus; er aber zog sich zurück in die Kutala- (sic) Höhle im Konglomeraten-Gebirge.[109])

Der grausame Freund des Jägers, der eine verdorbene Lebensweise führte, nahm die magischen Waffen (von Padma Sambhava) und sagte: Ich und Du treiben dasselbe Handwerk; auf weite Entfernung entsenden wir den Rohrpfeil aus dem Bogen und was wir töten, holen wir zu unseren Wohnstätten und es ist für uns; die Tore der schlechten Wiedergeburten sind dadurch für uns ausgeschlossen.

Diesem Vortrage hält der Heilige entgegen, dass den Ausbrüchen von Zorn wie Roheit Elend folge; ihnen zu entrinnen, dazu biete die Möglichkeit das Denken an die orthodoxen Tantras (nang sngags). Hiezu begibt sich Padma Sambhava ins Reich der Welt, in das Land des grossen Leichenackers, in die Gegend „Tal der Haufen“, auf den schwarzen Leichenacker.[110]) Dort, unter den männlichen wie weiblichen Geistern der Welt nimmt er seinen Wohnsitz und im ganz fürchterlichen Bannungshause (rab tu $_0$jigs pai sgrub khang) reicht er den Brâhmanen (bramze), den Ketzern (mu stegs pa), den Mon, Sog, Hor,[111]) den an der Grenze wohnenden Acara (sic), sowie einer grossen Zahl von Geistern der verschiedensten Arten durch seine Meditation das „Lebensherz“ (rab tu $_0$jigs pai sgrub khang de nyid du | . . . rang rang srog snying phul). Hierauf sammelt er eine grosse Menge von Anleitungen zu Bannungen, Beschwörungen u. s. w.

Die Kapitel-Ueberschrift lautet: Von den Schutzmitteln der Buddha-Lehre.

Siebenunddreissigstes Kapitel. (Blatt 141^b—144^b.)

Hierauf liess sich Padma Sambhava nieder auf dem Gṛidhrakûṭa-Berge (bya rgod phung po). Hier dachte er nach über das „Vollkommen-Werden“ durch die Aneinanderreihung von Weisheit mittels des Hörens, mittels des Denkens und der Meditation, kommt aber zu der Erkenntnis, dass er das höchste Ziel nicht erreichen könne, denn: „mir kommt der Name Buddha nicht zu. Buddha ist nur derjenige Çramaṇa, der die 4 Stufen gefunden hat.“ [112])

Bisher war Padma Sambhava noch nicht im „Bekehrungslande“ gewesen (gcig kyang gdul byai zhing du mi $_0$dug nas); deswegen dachte er den Ḍâkinîs in Udyâna, dem Lande von unvergleichlichem Glanze, die Erklärung der Lehre zu bringen. Gleichwie nach dem Aufhören des Regens beim Sonnenstrahle auf den Wolken der Regenbogen sich emporhebt, so gelangte auch er auf magische Weise in einem Augenblicke nach Dhanakoça (Anm. 34).

[109]) Kutala: vgl. Koṭara, d. i. Höhle. sa min weisser Sand; mit rdo Stein „weder Stein noch Sand also Konglomerat.“ Jäschke s. v.

[110]) $_0$jig rten-zhing khams dur khrod chen poi gling | yul phyogs phung lung nag poi dur khrod phyin. Aus dem folgenden Kapitel ergibt sich, dass es sich um die Gegend am Gṛidhrakûṭa-Berge bei Râjagṛiha handelt.

[111]) Ueber Mon handelt ausführlich B. Laufer Klu $_0$bum etc. Mémoires de la Société Finno-Ougrienne XI (1898) S. 94 ff. und kommt zu dem Schlusse, dieser Völkergruppe Sitze im südwestlichen Himâlaya anzuweisen, womit auch Schiefner (Tib. Lebensbeschreibung S. 327) und die neueren Wörterbücher übereinstimmen. Sog wie Hor sind Völker im Norden des Gebirges mit Wohnsitzen in Hochasien.

[112]) dge sbyong $_0$bras bu bzhi thob sangs rgyas yin. Vgl. über die 4 Stufen Oldenberg, Buddha (3. Aufl.) S. 369 Anm.

Dort erklärt er den Ḍâkinîs die Lehre „in ihrer Zeichensprache“ (brda skad = saṃketa); diese sammeln sich um ihn in ihren 4 Arten von den Meeres-Inseln her (rgya mthsoi gling), von ober und von unter der Erde; er sah mit seinen Augen, wo überall noch die göttliche Weisheit zu verkünden sei, und er zeigte sich kundig, alle königlichen Länder von Zahor zu bekehren (Zahor rgyal khams thams cad gdul byar mkhyen |).

Im Nordosten des Landes Udyâna in der Mitte der Hauptstadt von Zahor, im Palaste genannt Ratnapuri[113]), hatte sich König gTsug lag $_{0}$dzin (Akṣadhara) mit 360 Weibern umgeben und hatte 720 „äussere und innere“ Minister um sich. Diesen König, der Macht hatte über sämtliche Länder von Zahor, traf (Padma Sambhava) im Bekehrungslande an.

Eines Tages hatte seine Gattin den Ha-u-Schrei[114]) ausgestossen; 8 Tage lang ging sie betrübt im Reiche Zahor umher. Sie träumte, auf ihrem Kopfe sei ein Stûpa aus Türkisen entstanden. Der König hörte der Erzählung ihres Traumes zu, wurde nachdenkend und gab ein grosses Opferfest.

Die Gattin, die diesen Traum gehabt hatte, war schon bei Jahren und obgleich ihr Körper nicht mehr dazu geeignet erschien, zeigten sich doch die Zeichen der Geburt eines Kindes ganz günstig. Ihr Körper wurde voll, stolz setzte sie aber eilig den Schritt. Viele Söhne und Töchter der Lha versammelten sich und brachten ihre Verehrung dar. Die Schwangerschaft verlief günstig und man rief den König, als die Wehen sich einstellten.[115]) Das Kind zeigte günstige Zeichen und der König freute sich darüber; als aber gemeldet wurde, dass das königliche Kind ein Mädchen sei, legte er anfangs der Nachricht geringe Wichtigkeit[116]) bei und schalt den Boten einen Lügner. Die Gattin geriet in Verzweiflung, denn das Kind war den Traumzeichen entsprechend und sie dachte, warum soll es nicht heranwachsen; sie liess einen der Zeichen kundigen Brâhmanen kommen und zeigte die Kleine (ni gu bstan), worauf dieser erklärte, dass sie eben die Zeichen zeige, die von ihr im Mutterleibe angesagt waren. Der Brâhmane wusch die Tochter mit wohlriechendem Wasser und legte sie zur Zeit, als die Sonne Schatten warf (nyi grib thsams su), auf ein weisses Polster. Dort zeigte sie sich mit den Zeichen angetan. Der Brâhmane konnte sich nicht mehr bemeistern und vergoss Tränen; er machte vor Mutter und Kind (ni gu) eine tiefe Verbeugung und die Gemahlin Had na (sic) frug nun: Hat meine Tochter keine schlechten Zeichen? sprich die Wahrheit, was es auch sei, lüge nicht. Der Brahmane antwortete, dass die Zeichen alle gute seien; sie habe die 32 günstigen Zeichen und die 8 Merkmale; sie ist schön, nicht vermag ich sie genug anzusehen. Sie ist kein Menschenkind,

---

[113]) pho brang Ratnapuri bya ba na |. Aus dem im 11.—12. Jahrhundert verfassten Märchenbuche Kathâsaritsâgara (M. Williams Indian Wisdom 3. Aufl. S. 311) zieht das PW eine Stadt dieses Namens aus.

[114]) Die Textworte lauten: hatte Ha-u verbrochen. Das Wort fehlt in den Wörterbüchern; die Bedeutung Schrei ergibt sich aus Blatt 147^{b} Z. 3, wo es heisst: Die Gemahlin wurde mit dem Schrei Ha-u-ki zum König befohlen. Die Text-Stellen lauten: re zhig dus na btsun mo ha-u nyes | und Bl. 147: nga roi sgra yis ha-u-ki zhes pos | rgyal poi mdun du btsun mo sog zer phyin.

[115]) Die Stelle ist schwer verständlich und lautet: lus ni yang zhing gom pa $_{0}$dregs $_{0}$jog mgyogs yang nehme ich für gang. Sodann: rang bzhin nyams dga ṣes pa mi $_{0}$thsub cing | mdangs ni yal yal byin ni thibs thibs byed | bag dro ur ur lus bde cham cham byed | rgyal poi snyan du de ltai ltas byung smras.

[116]) rgyal po thugs gtsigs chung ste | Die Zusammenstellung thugs tsigs wird mit „Vorsicht“ erklärt, gibt aber hier nur einen Sinn, wenn gtsigs, Wichtigkeit, zugrunde gelegt wird.

sondern die Tochter eines Gottes (lha) und ins Menschenland gekommen als Weisheits-Ḍâkinî (ye ṣes mkha ₒgro ma). Ihr Gemahl (khymi pai bdag) muss als Cakravartin ausgerufen werden. Meidet sie aber das Haus und will sie Religiose werden, so ist es Zeit, dass ein Leiblicher sie führe im Reiche Zahor. — Welchen Namen gibt man dieser an Zeichen so Vorzüglichen? Er sei Mandhârava.

Das Wachstum dieser Prinzessin war in einem Monat grösser als das anderer in einem Jahre; ebenso das Tageswachstum grösser als sonst in einem Monat. Mit 13 Jahren war sie bei den Weisheits-Ḍâkinîs berühmt in den vier Weltgegenden und den acht Punkten der Windrose (phyogs mthsams).

Viele kamen her die Prinzessin zu betrachten. Ihre Schönheit entzückte das Gefolge; es hielt schwer ihre schöne Gestalt richtig zu erfassen. Um dieses weibliche Wesen entstand nun ein Wettstreit; es bieten als Preis an: Der König von Indien auf dem vorzüglichen Pferde kostbare Goldmünzen; der von China Pferde mit Seide beladen und mit Tee (ja); von Bhangala einen Elefanten beladen mit Vedaschriften als Kostbarkeit (nor gyi rigs byed); von Baiddha einen weissen Löwen beladen mit dem Wunschedelstein;[117]) von Udyâna eine Ladung Edelsteine; von Khache eine Ladung Arzneien; von Li eine Ladung Münzen; von Persien (stag gzig) eine Ladung Männerröcke; Gesar eine Ladung Rüstungen und Waffen; der von Zhang zhung viele Hausrinder.

Dies ist das 37. Kapitel vom Erblicken des Bekehrungslandes.

Der Name Mandhârava ist hier und öfter mit aspiriertem d geschrieben, sonst ohne Aspiration; niemals ist die Endsilbe lang. Sprachlich ist die Schreibart ohne Aspiration die richtige.

Von dem Verhältnisse von Padma Sambhava zu Mandârava handeln in. unserer Biographie die folgenden 5 Kapitel. Prof. Grünwedel hat den Inhalt von vier Kapiteln nach dem Lepcha-Texte bekannt gegeben und diese Text-Uebersetzung durch reiche Auszüge aus dem tibetischen Original in der ihm vorliegenden Ausgabe ergänzt. Inhaltlich deckt sich sein Text mit der ausführlichen Darstellung meiner Texte; die Zusätze sind nicht so bedeutend, dass sie eine Wiedergabe der folgenden Kapitel im Wortlaut rechtfertigen würden. Padmasambhava und Mandârava von Albert Grünwedel: Z. D. M. G. Bd. 52 S. 447 bis 462 (1898).

Die Ueberschriften der einschlägigen 4 Kapitel lauten in meinem Texte:

Achtunddreissigtes Kapitel. (Blatt 144ᵇ—148ᵇ.)

Das Finden des „Fleisches eines Brâhmanen durch die Prinzessin Mandârava.“ Es geschieht dies auf dem Leichenacker im Hain der Freude (dur khrod dga bai thsal).

Neununddreissigstes Kapitel. (Blatt 149ᵃ—151ᵃ.)

Prinzessin Mandârava verlässt das Haus und wendet sich der Religion zu.

---

[117]) Der König von Baiddha ist der letzte, bei welchem ein Tier als Träger des Geschenkes genannt ist.

Vierzigstes Kapitel. (Blatt 151b—157a.)

(Padma Sambhava) trifft mit der Prinzessin Mandârava zusammen.

Einundvierzigstes Kapitel. (Blatt 157b—162b.)

Das Anordnen des Lebendig-Verbrennens (von Padma Sambhava) durch den König von Zahor.

Diese 4 Kapitel sind in der Lepcha-Uebersetzung in ein einziges Kapitel zusammengezogen und dessen Ueberschrift gibt Grünwedel dahin: „Dies ist das Kapitel von der Besitznahme von Sahor (sic) durch Padma Sambhava; Abschnitt, wie er im Lande Sahor ins Feuer geworfen wurde, aber nicht verbrannte.“

Zweiundvierzigstes Kapitel. (Blatt 163a—167b.)

Mandârava hat ihren Willen durchgesetzt und wird als Padmas Gattin aufgenommen. Seit ihr Gatte im Bekehrungslande war, mehrte sich die Tugend und die Reife der Einzelnen; predigend reiste er in den Ländern des Reiches umher. Der König wollte, dass Jeder ihn im Festhause höre und sehe, und sprach: Alle befinden sich in Täuschung über die Unwahrheit.[118])

Der Grenz-König (mtha yi rgyal po) hatte seine Mannen gesammelt, um loszuschlagen; der Sohn des Königs Grags $_{0}$dzin (yaçovigraha, yaçodhara = yaçovigraha?) Namens Mahâpâla[119]) (sic) ging daran den Krieg zu beginnen. Die Männer von Zahor brannten Erde und machten Steine heiss. Einige trugen sie nach oben, andere warfen damit oder machten neue Waffen. Nun begab sich der ehrwürdige Königliche Sohn Padma Sambhava auf einen Augenblick zu den Asuras (lha ma yin). Dort lieh er sich von ihnen den siegreichen Bogen mit Pfeilen und belud damit einen Elefanten. Zwei Mallas (rgyad) trieben ihn von vorne und von hinten an vor zur Armee; vor Mahâpâla gekommen taten sie die einladende Rede: „Ein von diesem Bogen abgeschossener Pfeil tötet 1000 Feinde; dieses Geräte bringt jeden Gegner zur Erde.“ Die Krieger wollten den Bogen spannen, brachten es aber nicht fertig, dass er sich öffne (kha ma phyed). Da sagte Mahâpâla: „Dieser da, der sich so stolz benahm, hat mir etwas weissmachen wollen; da er vollständig die Wahrheit gesagt haben will, bringt diesem den Bogen.“ Man belud den Elefanten wieder mit dem Bogen und

---

[118]) de nas gtam $_{0}$thsol rang rang yul la brgrod | thos mthong bkad sar rang rang rgyal pos smras | thams cad mi bden sgyu ma yin mchis zer. — Das Folgende reiht sich an ohne mit dem Vorhergegangenen im Zusammenhang zu stehen.

[119]) Der König Mahâpâla, den Wassiljew (Der Buddhismus S. 55) beibringt, gilt als Zeitgenosse des tibetischen Königs Khri ral, der im 9. christ. Jahrhundert lebte. — In Bengalen breitete die Pâla-Dynastie ihre Herrschaft vom Königreiche Gauḍa (Gaur) aus und liegt der Hauptort dieses Namens südlich des heutigen Maldah. Vgl. über diese Dynastie Chr. Lassen, Ind. Altertumskunde Vol. III p. 721 ff. Bengal Gazetteer Vol. VII p. 51. J. Prinsep Essays, ed. Thomas (1858) Vol. I p. 292. Zu Yaçovigraha dort vgl. grags $_{0}$dzin (Yaçodhara oder Yaçovigraha) unseres Textes; beide Namen decken sich, wenn beim Uebersetzen eine Verwechslung von graha (dhara) mit vigraha angenommen wird.

ging damit ins Land Zahor. Dort sprach der Königliche Sohn: „Ihr, die Ihr den Bogen verworfen habt, gebt ihn her.“ Obwohl kräftig war der Königliche Sohn listig und warf den Bogen weg . . . .[120]) Die Mallas und alle Krieger erschraken und sagten: Nicht ist er der Mächtige, und liefen durcheinander (? zags). Der König sprach: „Ist ein Held da, so spanne er den Bogen.“ Es wagte sich aber niemand daran, alle sagten: „Wir vermögen nicht ihn zu spannen.“ Da reichte ihn der Königliche Sohn dem Viṣnu Râhula;[121]) dieser schoss einen Pfeil ab und durchbohrte damit auf 10 Yojanas ein Ziegenhorn im Topfe. Freudig riefen alle: „Ein Bodhisattva hat den Pfeil abgeschossen!“ Auf dem Kopfe hatte (Râhula) eine Krähe; Köpfe hatte er zehn und wurde weit berühmt als der Kriegsmann, der mit seinem Blicke alle Körper anfüllt (lus po thams cad mig gis gang ba).

Die Kapitel-Ueberschrift lautet: Die Umkehr der Grenzkrieger vom Lande Zahor; das 42. Kapitel.

Dreiundvierzigstes Kapitel. (Blatt 168^{a}—171^{b}.[122])

Hierauf lud König Akṣadhara (gtsug lag $_{0}$dzin) seinen Königlichen Sohn zu sich ein unter das Rohrdach auf dem Dache seines Palastes auf den 8 grossen und 108 kleinen Inseln, damit der richtige Gebrauch in den 5 Eigenschaften der Wünsche werde.[123]) König Akṣadhara machte seine Verbeugung und bat: Das Licht der Sonne erhellt die Finsternis, ebenso erhellt sie der Ehrwürdige. Tief sind Mantras und Tantras, von weit her strömt ihr Sinn zusammen. Höre, was ich bitte: wenn auf grosse Busse gehalten wird, werden dann sogleich in Einem Leben, Einem Körper die Sätze, Vorschriften und Lehren der Buddha erklärt? Sodann: werden die Unterweisung in der Meditation mit der praktischen Anwendung; werden Arbeit und ihre Verbindung mit Tanz, Beschauung und Gesang; werden die Mantras und Tantras sowie die Begründung des Kernes von Spyi-ti; wird der Glaube in Verbindung mit dem Vortrage des Lehrers; werden (alle) diese an sich selbst wie an Anderen Vollendung in den Sinnen bewirken? Sind die zum Geschlechte der Götter (Lha) Gewordenen alle rein; sind die Fahrzeuge nicht gebrochen, sondern sind sie in allen reinen Teilen zu Einer Lehre zusammengeflossen? Bitte, erkläre![124])

---

[120]) Im Text folgt: dge lang dgu lang byas nas bskur btang bas | zur befriedigenden Uebersetzung reichen die Wörterbücher nicht aus.

[121]) khyab $_{0}$jug Râhula; Viṣnu gilt als Gott der Râkṣasas: s. Grünwedel, Mythologie s. v. Blatt 261 a; in der Erzählung vom Vairocanas Entsendung nach Tibet wird ein Râhula König genannt über das Land Koçacandana.

[122]) Von hier ab stehen zwei vollständige, auch gleich lautende Ausgaben zur Verfügung: der bisher benützte Druck und eine schöne, kräftige Handschrift.

[123]) dod pai yon tan lnga = pañca kâmaguṇa: Ph. Ed. Foucaux Parabole de l'Enfant Égaré, Paris 1854 p. 40: man soll sich nicht der Befriedigung der 5 Sinne hingeben, sondern den sechsten Sinn üben, den manas. — Ueber die Phantasterei, welche mit den gling-Inseln, Kontinenten, getrieben wird, s. die Wörterbücher s. v.

[124]) Der Text lautet: rgyal po gtsug lag $_{0}$dzin gyi phyag phul zhus | rje mo rig mun pa sel ba nyi mai $_{0}$od | gsang sngags zab cing rgya che don $_{0}$dril ba | thos sam dka thub che la mi ltos par | myur du thse gcig lus grig sangs rgyas kyi | rgyud lung ma bu bṣad $_{0}$grel dang bcas pa | sgom pai gdams pa lag len dang bcas pa | $_{0}$phrin las gar thig dbyangs gsum dang bcas pa | gsang sngags spyi gnad bkod dang bcas pa | yid ches rgyud pai lo rgyus dang bcas pa | rang gzhan thams cad don rnams grub byed pa | lha thsogs rigs su gyur pa thams cad thsangs | theg pa gang dag gang yang mi $_{0}$gal ba | cha thsangs gcig tu $_{0}$gril bai chos cig zhu | .

Also gebeten antwortete der durch viele Kostbarkeiten erfreute grosse Herr aus Udyâna, der Padma: O König! Unter der grossen Ablenkung der Aufmerksamkeit in der Welt ist es schwer die Tiefe der Lehre sich einzuprägen; eine richtige Erklärung ist unmöglich, wenn die Lehren der Tantras und Mantras nicht die Weihe durch das grosse Fahrzeug erhielten. Ein Beispiel: Hat man Hanf gesetzt und begiesst ihn mit Wasser, so stirbt er ab.[125]) So bedarf es für die Lehre eines passenden Gefässes und dann hat man der Weihe teilhaftig zu werden.

Sodann erhielten allerlei übernatürliche Kräfte völlig zugeteilt voran der König, 21 Sklaven ($_0$bangs = dâsa) und die im Palastgarten in der ausgedehnten Einsiedelei in Reihe sitzenden Ḍâkinîs. Um die im Kreislauf noch nicht zur Lehre gekommenen Wesen zu bekehren, brachte der König das Gebet des die Arbeit verrichtenden Herrn[126]) dar, dieses unvergleichliche Rad der Lehre. Seine Stimme drang zum Himmel, Blumenregen fiel herab.

Hierauf lehrte Padma Sambhava aus Udyâna in einem Jahre die 5 heiligen Tantras, genannt Hüter der Vorschriften,[127]) riet sich zu halten an die 138 „Gesetzes-Standarten", die Tantras der höchsten Vollkommenheit, der gesammelten Vorschriften und der Herzens-Erklärungen (?) sich zu befleissigen, ferner zu wählen die fünf Vierklassigen, die 24 Tantra-Abhandlungen und das 100, 40 und 88 Unterweisungen enthaltende Tantra. Durch Sûtras und Tantras zusammen wurde Zahor der Lehre gewonnen.[128])

Hierauf begab er sich nach der Höhle der Asuras (sic). Der König von Zahor aber sprach: „Es war die richtige Zeit, dass mein Lehrer, der Buddha der 3 Zeiten, von den Asuras herabgestiegen war" und schickte sich mit dem Hofstaat an, die Mandârava feierlich einzuholen. Man traf die Prinzessin in einer Entfernung von 50 Meilen (dpag thsad) und bat sie, sich in der Residenz niederzulassen. Nach einer Weile, dass sich Mandârava im Lande der Prophezeiungen befunden hatte, brachte sie die Gaṇacakra-Opferspende dar[129]) und bat Padma Sambhava in wohlgesetzten Worten, den Unterschied zu erklären zwischen Sûtras und Mantras. Der Lehrer antwortete, der Unterschied sei derselbe wie bei der Lehre von den Ursachen und den Wirkungen. Bitte nun zu erklären den Unterschied zwischen der selbstgedachten und der festgestellten Meinung (drong don nges don), und er antwortete, dieser liege im grossen und im kleinen Fahrzeuge. Gefragt um den Unterschied zwischen dem selbst gedachten und dem wahren Sinne (kun rdzob don dam = smṛiti-paramârtha),

---

[125]) rdza so ma für so mar dza. Bhang, der berauschende Saft von Hanf, kann nur erzielt werden, wenn die Pflanzen dünn gestellt werden und viel Sonne erhalten; bei dichter Saat und Feuchtigkeit wird dagegen die Faser gut. E. Balfour, Cyclopaedia of India, Madras 1871 Vol. 2 p. 498. — Die Belehrung durch Beispiele ist beliebt.

[126]) rje yi $_0$prin las pai smon lam btab. Nach den Wörterbüchern ist damit Avalokiteçvara gemeint, der Schutzgott von Tibet.

[127]) bka skyongs; vgl. über diese Hüter magischer Kräfte Waddell, Lamaism p. 183 Nr. 7; nach Blatt 327[b] unseres Textes stellt man ihre Figuren auf Tempelwänden dar.

[128]) de nas urgyan padma $_0$byung gnas kyis | bka skyongs dam pai rgyud lnga lo gcig gsungs chos mthsan rgya dang sum cu so brgyad gdams rdzogs chen bka $_0$dus snying tig rgyud kyi bskor | bzhi mthsan lnga dang rgyud sde nyi ṣu ste man ngag bgya dang pa bzhi bcu zhe brgyad gdams | mdo sngags gnyis kyi za hor chos la bkod | .

[129]) thsogs $_0$khor. Vgl. hierüber Jäschke s. v. und über den Gebrauch unter den Moslims meine „Berechnung der Lehre" Anm. 153. Land der Vorhersagungen: lung bstan gling = vyâkaraṇadvîpa.

gab er als Unterschied an Vergänglichkeit und Nicht-Vergänglichkeit. Ist der Unterschied gross zwischen Vernunft und Kunst:[130]) er liege im Sein und Nichtsein. Befragt über den Kreislauf und das Entschwinden aus demselben, gab er als Unterschied an Wissen und Unwissenheit.[131])

Wie oft war meine frühere Wiedergeburt und wie oft wird meine zukünftige Wiedergeburt sein? Auf diese Frage antwortete der Lehrer: Vorerst kannst Du darüber nichts erfahren, frage später. Bitte, welches waren die früheren Wiedergeburten meines vortrefflichen Vaters, des Königs Akṣadhara (gtsug lag $_0$dzin)? Die glücklichen Geburten Deines Vaters, Deines Erzeugers, waren solcher Art: In der Stadt Kalanka im Lande Sulabha[132]) wurde er geboren als Sohn eines greisenhaften Brâhmanen. Zu Varâṇasi nahm er bei (Çâkya)-muni die geistliche Würde; zu Kamaçîla[133]) überwand er die (mustegs =) Andersgläubigen. Abwechselnd wie beim Mond die vier Viertel tritt er als Beschützer auf. Wo sich Andersgläubige in einem Kloster festgesetzt hatten, sah man ihn sich zeigen; mit grosser Geschicklichkeit konnte er die Lanze in das Tor werfen und fegte dann nachts das Heer der Andersgläubigen weg.

Im „Lande der Kupferfarbigen" warst Du in eine Schar von Waisen und Witwen geraten; diese verrichteten das Tugendwerk des Verweilens in Klöstern, begingen aber auch Sünde durch Tötung, wenn sie die Heere der Andersgläubigen (mustegs pa) zerteilten. Diese zwei Folgen klebten ihnen an wie der Schatten dem Körper. Verschiedenemal erlittest Du die Geburt unter den sechs Klassen der Wesen.[134])

Erkläre jetzt, wo in Indien meine frühere Geburt erfolgte? Der Lehrer antwortete: Die Gemahlin des Königs Arti (sic) hatte eine Fehlgeburt (s. Kapitel 22) gemacht; ihre Leibesfrucht, ein Mädchen, kam aber lebend zur Welt und als sie starb, wurde sie wieder Deinem Vater geboren. Wem sie dann geboren wurde, ist nicht gesagt; als ihre Zeit gekommen war (? dam thsig samaye dus), da wurdest Du, Prinzessin, Beklagenswerte, Deinem Vater geboren. Bitte, in welch anderer Geburt bin ich ähnlich geboren worden? Du hast etlichemale Geburtswechsel erfahren; zum letztenmal war Deine Geburt im Gebiete des Königreiches der Affen, wo Du dem Âkâramatiçîla (sic) mit Namen geboren wurdest.[135])

[130]) thabs-ṣes = upâya-jñâna cf. Wassiljew, Der Buddhismus p. 144.

[131]) rig pa — ma rig pa = vidyâ — avidyâ. Köppen l. c. p. 408, Oldenberg l. c. s. v. „Nicht wissen".

[132]) Die Wörterbücher liefern keine Erklärung; die Gazetteers führen diesen Namen ebenfalls nicht.

[133]) An anderer Stelle heisst der Ort $_0$das pai gtsug lag khang, war also schon damals eine aufgelassene Stätte der Gelehrsamkeit.

[134]) zangs gling yul na da phrug yug sai khyu | gtsug lag khang ni srid pai dge ba dang | mu stegs dmag rnams bsed pai sdig pa gnyis | gnyis ka lus dang grib ma bzhin du $_0$grogs | $_0$gro ba drug gi skye ba $_0$ga re blangs. Der Text ist schwierig. Zangs gling, Wohnort der Kupfernen, Kupfer-Insel, geht auf Tâmradvîpa = Ceylon. Es wird jedoch an Tâmralipti zu denken sein, heute Tamluk an der Mündung des Rupanarayan-Flusses südlich von Calcutta im Distrikte Midnapur gelegen, ein noch zur Zeit von Hiuen Thsang berühmter Sitz buddhistischer Gelehrsamkeit und wichtiger Seehafen. Dieser chinesische Pilger kam dahin von der Landseite; von Hinderindien landete dort nach ihm im Jahre 673 der Chinese Itsing. Vgl. S. Beal Si-yu-ki: Buddhist Records (London 1884) s. v. und J. Takakusu: A Record of the Buddhist Religion (Oxford 1896) s. v. Ueber die allgemeine Geschichte des Platzes siehe: W. W. Hunter, Statistical Account of Bengal Vol. III (London 1876) p. 62 ff. Vgl. unten das 51. Kapitel.

[135]) Königreich der Affen; das Manuscript hat rgyal khams cha ru, der Petersburger Druck dagegen rgyal khams bod kyi yul. Als Urmutter der Tibeter gilt eine Aeffin, deren Gestalt eine Ḍâkinî annahm, um vom Schutzgott über Tibet, Avalokiteçvara, der sich auch in einen Affen verwandelt hatte, begattet zu werden. S. Anm. 13.

Sodann wurdest Du im Lande der Râkṣasas als Sohn eines Veda-Kundigen geboren (de nas srin yul rigs byed bu ru skyes). Sodann wurdest Du vom König von Koṭala[136]) als Prinzessin Mandhe bzang mo (Mandhebhadrâ) erzeugt. Sodann hörtest Du im Lande der Asuras die völlig siegreiche Lehre des Padma. Im Lande Bala wurdest Du als Sohn der Eltern Bhandhe unter dem Namen Devâkaracandra (sic) geboren.[137]) Sodann hörtest Du, während der Ehrwürdige auf dem Berge Tala war,[138]) bei Chenresi (spyan ras gzigs) die Lehre und später wanderst Du als Wesen im Himmelsraume (mkha spyod). Hierauf wirst Du in Tibet Geburt annehmen als Lha rje, Sohn von Muti btsan po.[139])

Im Lande Zahor hast Du 20 Geburten erduldet, bald als Tier, bald als König, bald als Mann aus dem Volke. Wem ist nicht zu sagen; aber es war dies, o Prinzessin, in der Zeit, als Du Dich unter dem Bleigewicht der Seelenwanderung befandest (lha lcam $_0$khor bai ting rdor $_0$dug, ces gsungs). Unter dem Gesetze der Wiedergeburt werden alle Wesen in den 6 Arten geboren, um die Buddhawürde zu erlangen; erst wenn das Glück von Nirvâṇa erreicht wird, ist die Geburt vom Vater aus der Mutter abgeschnitten. Verrührt man Mehl mit zerlassener Butter, so gibt es Einbrenn; ist das Glück von Nirvâṇa erreicht, dann hört die Elterngeburt auf. Der Feuerbrand erlischt, wenn man ihn zum Wasser bringt; ebenso hört die Elterngeburt auf, wenn das Glück von Nirvâṇa erreicht ist. Warum? um hiedurch die der Wiedergeburt unterworfenen Wesen zur Seligkeit zu führen.[140])

Gegen die Finsternis bedienen sich die Menschen der Leuchte. Der König hat alle zum Erkennen zu belehren; an der Lehre ist zu halten und nicht sich daran zu versündigen. Viele Geburten nimmt ein König an, damit er ein Beschützer werde und der Weg dann gewiesen werde, auf dass man sich an der Buddhalehre nicht mehr versündige. Bitte befindet sich mein Vater noch unterm Beschwerstein der Wiedergeburt? Ist er denn Buddha, dass er dem Kreislaufe entrückt sein kann? O Mandârava! Ohne Nachdenken über die Mängel des Kreislaufes lassen sich die Vorteile des Entschwindens aus dem Jammer nicht erfassen. Im Lande Zahor verbliebst Du 200 Jahre.

Das 43. Kapitel, das handelt von der Begründung der Lehre im Reiche Zahor.

---

[136]) Im folgenden Kapitel wird gesagt, dass dieses Reich, dessen Name jederzeit geschrieben ist wie hier, „an der Grenze von Zahor und Indien“ gelegen sei. Die im Folgenden aufgezählten Länder sind nach Bengalen zu verlegen und dadurch gewinnt es an Bedeutung, dass im Distrikte Bardwan, nordwestlich von Calcutta, an der grossen Heerstrasse nach Delhi ein Ort und Polizeibezirk (Thana) Namens Kotalpur besteht. Vgl. Anm. 150.

[137]) Balacandra ist als Königsname aus Tirhut bekannt. Wassiljew, Der Buddhismus S. 53. Tirhut, zwischen Ganges und Nepal gelegen, bildet den östlichen Teil der Provinz Behar. Bhandhe geht wohl auf Bandha, womit nach B. H. Hogson in Nepal die buddhistischen Geistlichen bezeichnet werden.

[138]) Grünwedel, Mythologie S. 137, ergänzt Tala zu Potala, was gewagt zu sein scheint.

[139]) Sonst, auch im Text, wird der Name Mutig geschrieben. Der König gilt als Schüler unseres Heiligen.

[140]) $_0$gro drug $_0$khor bai sems can thams cad skyes | sangs rgyas thob phyir yab ni skye ba len | sems can thams cad zad par gyur pa dang bde bskyid ma yi yab kyi skye ba chod | bye ma btsir bas mar khu nam byung dus | bde bskyid ma yi yab kyi skye ba chod | chu la me ṣing nam na btub ma na | bde bskyid ma yi yab kyi skye ba chod | ci phyir $_0$khor bai sems can drangs pai phyir.

Vierundvierzigstes Kapitel. (Blatt 171b—173a.)

König Akṣadhara war zu einem vergänglichen Haufen der Materie geworden und übergab seinem Sohne Kun skyongs ₀dzin (= Sarvaphaladhara) die Regierung. — Der König stellt nun ernste Betrachtungen an über die Wissenschaft vom Leben und preist die Machtsphäre des Leben spendenden Gottes Thse dpag med = Amitâyus;[141]) im übrigen füllen das kurze Kapitel mystisch-religiöse Darlegungen, die zur Lebensgeschichte unseres Heiligen und den darin auftretenden Personen keinerlei Beziehungen haben.

Die Kapitel-Ueberschrift lautet: Die Vervollkommnung in der Wissenschaft vom Leben.

Fünfundvierzigstes Kapitel. (Blatt 173a—176b.)

Sodann erschien (Padma Sambhava) im Lande Koṭala an der Grenze von Zahor und Indien und liess sich oben auf dem Schieferberge nieder in der obersten Höhlen-Einsiedelei.[142]) Unter der Darbringung der „Sammlung der Vorschriften, ein Meer der Lehre", baute er den Kreis auf[143]) und verrichtete diese Bannung während zwanzig „Menschenjahren" (mi lo bcu gnyis bar du bsgrub pa mdzad). Darauf erhob er sich von den Füssen des Königs Niṣâdarûpa.[144])

Kurze Zeit darauf hörte man auf dem grossen Leichenacker Lärm (ha ha); es gab dort eine gar nicht zu zählende Menge wilder Tiere; es fehlte aber an Leichen, Tag und Nacht blieb ihr Mund geschlossen. Sie heulten vor Hunger; da erfasste ihn Mitleid und er begab sich auf den Leichenacker, um den Tieren seinen Körper anzubieten. Diese wollten jedoch sein Fleisch nicht haben und kehrten ihm den Rücken. Nach sieben Tagen waren sie am Sterben und er sah sie zu den 18 Abteilungen[145]) der Avîci-Hölle (mnar-med) gehen; er sah auch, wo Akṣadhara wiedergeboren worden war, nämlich in der Tochter des Königs Niṣâdarûpa (Nuṣarûpa), die man als Prinzessin Mandhebhadrâ (mandhe bzang mo) nannte. Hiezu hatte er im Himmel als Nakula (Ne le)-Geist der Ḍâkinîs magisch Gestalt angenommen. Der Anblick — der Hölle — wurde ihm unerträglich und er nahm auf dem Leichenacker magisch wieder seine andere Gestalt an.[146])

Mandhebhadrâ war Kuçagras sammeln gegangen (kuça thu ru phyin); als sie diesen Heiligen (thsangs) liegen sah, schnitt sie ein Blatt vom Bananenbaum ab (rta la für ta la?) und bedeckte ihn damit. Fürchtend, dass ein Wind sich erhebe, bedeckte sie die Enden mit Steinen. Da erschien er ihr als männlicher Nakula (ne le pho). Ein Stein war ihrer

---

[141]) Vgl. über diese Form von Amitâbha: A. Grünwedel, Mythologie s. v.

[142]) Vgl. über solche Einsiedeleien Waddell in Risley, Gazetteer of Sikkim (Calc. 1894) p. 253, = Lamaism p. 256.

[143]) bka ₀dus chos kyi rgya mthso; nach S. C. Das, Wörterbuch s. v. handelt es sich um die Anrufung und die Bannung einer bestimmten Gottheit nach einem Ritual der alten oder rNying ma-Schule.

[144]) So verbessert aus Nuṣarûpa, das stets in dieser Form steht. Der König ist Vater von Mandhebhadrâ, demnach König von Koṭala.

[145]) khams = dhâtu; aufgezählt bei S. C. Das, Wörterbuch s. v. und in PW s. v. dhâtu.

[146]) Der vollständige Text lautet: | dei ṣa bzos mtho ris thob par mkhyen | snying rjei sems dang ldan pas mkha ₀gro ma | snying rje skyes phyir ne lei thsad du sprul | de yang ṣin tu nyen cing snying rje ba | gnon pa mang cing lta mi bzod par sprul .

Hand entfallen und hatte ein Kind verletzt; wegen dieses Vorkommnisses befleissigte sich die Prinzessin der Lehre, er aber ging zurück zum Schieferberge (gya $_0$ri).[147])

Die Prinzessin legte nunmehr ihr Geschmeide ab und brachte ihren Körper dar; auf dem Leichenacker angekommen assen sie die Tiere auf. Nach sieben Tagen kam der König mit seinem Gefolge; er war in trüber Stimmung, denn er hatte einen sehr bösen Traum gehabt. Er frug, wohin Mandhebhadrâ gegangen sei. Man ging sie überall suchen; auf den Leichenacker gelangt, sah man eine Blutlache, in einiger Entfernung davon ein Baumwollenkleid, zerstreute Haupthaare, Füsse abgelöst und viele ganze Totenschädel. Der König dachte nach, wer auf diesem Leichenacker sein Leben verloren haben könne und jammernd, wehklagend frug er den, der bereits die Siegeswürde errungen hatte, ob diese Reste nicht auf Mandhebhadrâ passen. Als der Minister antwortete, es sei seine Tochter, die von den Tieren verzehrt wurde, da dachte er bei sich, sie möchte eine ganz Siegreiche geworden sein. Tief sich verneigend[148]) sagte der Minister, dies sei als die Geburtsreise der Mandhebhadrâ als einer Siegreichen erklärt.

Von nun an gingen der König, die Minister und das Gefolge den Weg des Heiles und weit verbreitete sich in diesem Lande die Spyi ti-Lehre des grossen Fahrzeuges.

Hierauf entschloss sich der Âcârya ins Land Indien zu gehen, wo in der Stadt „Reich an Blumen" der König Açoka in die Gewalt des Bösen gekommen war.[149]) In der Lehre war eine Spaltung (dben pa, vivikta) eingetreten und die Bhikṣus waren unter sich sämtlich in Streit geraten. Die Çrâvakas (nyan thos) hatten sich in zwei Abteilungen gespalten. Von den Jüngeren liess er viele zur Strafe töten, von den Alten (rpyan ra) erlitten wenige unter Martern den Tod. Zweihundert Menschenjahre und darüber waren verflossen.

Des Königs Trommelschläger hatten arg gehaust; die Frucht tragenden Städte waren verwüstet, in einem einzigen Hause konnte Açoka sich niederlassen.[150])

---

[147]) Es folgt nun wegen dieser Tat eine Lobpreisung unseres Heiligen und die Ankündigung, dass er nach einigen weiteren Geburten in Tibet als Sohn von König gNam ri geboren und der König Srong btsan rgam po (sic) sein werde. Dieser König wird als Verkörperung des Schutzgottes von Tibet gefeiert, des Allbarmherzigen (Thugs rje chen po) oder Chenresi (spyan ras gzig = Avalokiteçvara); unsere Lobpreisung vergöttert nun auch diesen Bodhisattva. Das Ganze kennzeichnet sich als eine Einschiebung durch die Schlussworte: So ist gelehrt (ces gsungs so), die ausserhalb des Versmasses stehen. Ueber die Legende der Verkörperung von Chenresi in diesem König s. S. C. Das, Contributions on Tibet, J. A. S. Beng. 1881 Vol. 50 p. 218; von der Uebersetzung dieser Einschaltung habe ich abgesehen.

[148]) Wörtlich: seinen Rücken krümmend: blon poi chu rgyab. chu = $_0$chu.

[149]) Stadt der Blumen: me tog rgyas pa = Kusumapura = Pâṭaliputra. Açoka, sonst im Text stets Açvaka geschrieben, lautet hier Açoka. — Die folgende Erzählung ist bereits von Prof. Grünwedel mitgeteilt (T'oung Pao 1896 S. 535); soweit sein Text verschieden ist und der geschichtliche Teil darin nicht zur Geltung kommt, erfolgt eine Uebersetzung meines Textes.

[150]) Ṣing thogs can rnams. So hat die Handschrift; der Druck hat ṣing thog can rnams, bei Grünwedel lautet die Zusammenstellung ṣing thag rnams. Für die Form ṣing thags hat Schiefner (Tib. Lebensbeschr. Note 26) erhoben, dass damit Koṭala, ein Mann der Zimmermannskaste, wiedergegeben ist und dass die tibetische Form für einen Städtenamen gebraucht ist. Grünwedel folgert daraus, dass König Açoka Râjagṛiha mit Krieg überzogen habe; allein schon der Gebrauch der Mehrzahl, rnams, schliesst aus, an einen Eigennamen zu denken. Sodann sind im Text die Namen meist gekennzeichnet durch den Beisatz „sogenannt" oder doch wenigstens durch das Wörtchen ni, eben dieser. — Es ist deswegen den Folgerungen von Grünwedel nicht beizupflichten. — Der Text lautet: de nas rgya gar yul du byon dgongs nas | grong khyer me tog rgyas pa zhes bya na , rgyal po açoka zhes bdud dbang gyur |

Der Schluss des Kapitels deckt sich vollständig mit Grünwedels Text und Darstellung. Der Âçârya stellt sich Açoka in magischer Verkörperung als Bettler vor; der König sieht in der Art, wie sich ihm der Heilige naht, eine Verletzung der Ehrerbietung und verurteilt den Bettler zum Gekochtwerden in einem Kessel von Oel. Aus dem Kessel quillt jedoch ein Lotus empor und in der Blume auf seinem Stengel sass der Bhikṣu. Der König empfindet grosse Reue; der Bhikṣu verspricht Vergebung durch den Bau von Stûpas, die nun in unermesslicher Zahl entstehen. — Der Schluss des Kapitels ist in meiner Ausgabe dann kurz gehalten und lautet: Mya ngan med (= Açoka) liess zu Vaiçâli (yangs pa can) das Feld der Lehre bearbeiten und wurde berühmt als Gesetzeskönig.

Das Kapitel hat die Ueberschrift: Das Eingehen des Königs Açoka auf den Weg der Lehre.

Sechsundvierzigstes Kapitel. (Blatt 176ᵇ—179ᵇ.)

Sodann gelangte der Gelehrte (grags pa = labdhavarṇa) in südlicher Richtung auf den Leichenacker der 9 Wirbel (gtsug dgu).

Damals hatte der König namens sTobs (= Balin) einen Brahmanen-Arzt in seinem Dienste. Der König war kundig geworden der Bereitung der Arzneien und Tränke und hatte eine erste sowie eine zweite Gemahlin. Mit grosser Liebe nahm er sich des Sohnes der ersten Gemahlin an und liess ihn die Arzneiwissenschaften völlig sich aneignen und dieser lehrte während langer Zeit Anfang und Verlauf der Krankheiten wie das Bewirken ihres Aufhörens. Gleichzeitig hatte auch der Sohn der zweiten Gemahlin dem Lernen obgelegen und der König erklärte, die Vorzüge des beiderseitigen Wissens seien nunmehr zu vergleichen. Darüber wurde die zweite Gemahlin sehr betrübt, denn sie besorgte, dass ihr Sohn den Thron nicht erhalte. Sie schickte ihren Sohn zum Gelehrten auf dem Leichenacker der 9 Wirbel und bei diesem Bhikṣu (dge slong), dem Führer der Mächtigen (= Indrasena) übte er seinen Geist Tag und Nacht in den 5 Hauptwissenschaften.[151]) Derselbe gelangte zur Erkenntnis vom Anfang und damit zu den Kennzeichen, den Gründen und dem Sinne (dbu mthsan mthong bas dbu zhabs don khong chud). Er wurde unterwiesen in der Prajñâpâramitâ (yum gyi ṣes gsungs) und lernte, bis er den höchsten Grad erreicht hatte. Seine Mutter freute sich darüber und bezeugte mehrfach ihre Verehrung.

Als nun die Zeit gekommen war, dass die Kenntnisse der beiden Söhne verglichen werden sollten, errichtete man zwei Throne und liess die beiden darauf Platz nehmen: demjenigen, der als der Gelehrtere sich erweise, solle die Regierung übergeben werden. Zuerst erklärte der Sohn der ersten Gemahlin die Arzneiwissenschaft; er vermochte die in den 300 Bänden (seines Vaters) enthaltenen Wunder der Wissenschaft wiederzugeben. Als dann der Sohn der zweiten Gemahlin zu sprechen kam, verspottete ihn das Volk; es nannte seine Rede das Wissen eines Schülers, der nichts gelernt habe; er solle lernen Kleider zuzuschneiden.

---

bstan pai dben byas dge slong thams cad ₒkhrugs | nyan thos sde ba gnyis su chad par gyur | gzhon nu mang zhig chad pai bcad nas bsad | rgan pa nyung zhig chad pas mnar nas bsad | mi lo nyis brgya lhag tsam gnas par gyur | rgyal po dei rnga sgra can rnams bcom | grong khyer ṣing thogs can rnams bcom pa la | açoka ni khang pa gcig na ₒdug |.

[151]) Vgl. Anm. 54. Ueber kha sbyang ba, üben s. meine Berechnung der Lehre, Anm. 108.

Darüber wurde seine Mutter tief betrübt und weinte, dem Sohne der ersten Gemahlin aber bezeigte man Verehrung durch Umkreisung und seine Mutter rief: Mein Sohn erhält das Reich. Nunmehr lehrte der Sohn der ersten Gemahlin die Arzneiwissenschaft. Götter, Nâgas und Gandharvas sammelten sich um ihn und er gab zu den 300 Bänden, die von seinem Vater herrührten, Lehren zur Heilkunde, die früher nicht bekannt waren. Götter und Nâgas brachten ihre Verehrung dar durch Umkreisung und erhoben bittend die Hände; das Volk aber rief: O wie herrlich, er weiss, was man noch nicht kannte. Zum Zeichen der Ehrerbietung setzte man sich die Füsse des Vaters in den Nacken und bat ihn, die Macht unter die beiden Söhne zu teilen; allein der König sagte, das sei nicht nötig, der Sohn der zweiten Gemahlin werde Mönch. Dreimal bat das Volk, aber der König gewährte die Bitte nicht. Daraufhin wurde der Sohn beim Bhikṣu „Führer der Mächtigen" (Indrasena) zum Geistlichen und berühmt unter dem geistlichen Namen (chos ming) Siddhiphala.[152]) Zum Heile der Wesen trieb er nun fleissig Sprache und Dialektik; auch übte er sich eifrig in den Geheim-Tantras.

In dieser Zeit liess der Ungläubige (mu stegs pa) Sûryasiṃha (nyi ma seng ge) das Kloster Kamaçîla (Anm. 68) in Brand stecken. Die Abhidharmas liess er grösstenteils verbrennen. Des Feuers Wiederschein (me grib = chadana, châyâ) traf den Nâga-König und dieser wurde dadurch von einer Krankheit befallen. Was immer man gegen seine Schmerzen anwendete, nichts hatte Wirkung. Das Gefolge der Nâgas wurde sehr betrübt und stiess Wehklagen aus; da sprach der Nâga-König dGa bo (= Nanda): Wenn ich aus Jambudvîpa einen Arzt kommen lasse, wäre dann eine Genesung von dieser Krankheit möglich? Man antwortete aber, dass dies nicht möglich sei, die Zeit seines Lebens sei abgelaufen.

Unter den Nâgas verlangte man nach der heiligen Lehre. Man entsandte zwei Boten zum grossen Bhikṣu und diese erhielten die Zusage seines Kommens. Man brachte viele kostbare Geschenke herbei und dachte nach, wie man den Bhikṣu ehre. Sodann gelangte der an Reichtümern Reiche durch den Beschützer der Gräber[153]) in einem Augenblicke nach Jambudvîpa. Hier erwies er dem grossen Bhikṣu (dge slong) Siddhaphala durch Verbeugung seine Verehrung und überreichte unter entsprechenden Ansprachen Kostbarkeiten. Der grosse Bhikṣu warf ihm drei Blicke zu: der erste Blick befreite ihn von der Krankheit; der zweite von der Unwissenheit, der dritte liess 100000 Vaipulya (rgyas-pa) [Sûtras] entstehen.

Nun erhob sich der Bhikṣu in einem Augenblicke in das Land der Nâgas und gelangte auf dem Bauche kriechend in die kleine Behausung (gnas chen chal du) der Nâgas. Hier befreite er den Nâga-König von der Krankheit, von der er befallen war. Aus Dankbarkeit überreichte dieser Kostbarkeiten und die [bisher verwahrte] Prajñâpâramitâ (pha rol phyin yum). Der Lehrer aber erlangte Berühmtheit unter dem Namen Nâgârjuna (!).

Sodann erkannte Padma Sambhava aus Udyâna, dass das Königreich Singala (Anm. 46) zu bekehren sei. Er liess sich auf dem grossen Leichenacker Kînajara (sic) nieder und wurde Schüler von Çrîkumâra (sic). Sodann wurde das Kloster Kamaçîla von den Ungläubigen mit Krieg überzogen und alle Klöster (gtsug lag khang) verbrannt (vgl. das folgende Kapitel).

---

[152]) Weder der Name noch das Beiwort kommt sonst vor.

[153]) nor gyas dang ni dur skyong gis. Mit Nor gyas pa wird auch Vâsuki der Schlangengott wiedergegeben als dur skyong Beschützer der Gräber, Leichenäcker? Vgl. Anm. 79.

Eines Tages ereignete sich, dass im Blumengarten des Königs die vielen Blumen auf den Stengeln der Padma-Pflanze unter tags ihren Kelch öffneten und nachts ihn schlossen; nur eine Blume öffnete den Kelch nicht. Der König hörte dies vom Gärtner und beauftragte ihn, den Kelch zum Oeffnen zu bringen. Dies geschah und nun begab er sich mit der Königin und dem Gefolge selbst hin, um nachzusehen und da lag in der Kelchöffnung ein achtjähriges Knäblein im Schlafe ausgestreckt. Der König frug den Upâdhyâya (mkhan po) Sumitra und dieser antwortete: er lebt und ist eine Wiedergeburt von Çâkyamitra.[154])

Dieser war in Indien in der Südgegend als Sohn des Brâhmanen Ta verstorben und damals war Maheçvara (dbang phyug chen po) der Feind der inneren Heiligen, Mitracitra dagegen ein Freund der sich Bekehrenden.

Der König befahl, dass man das Knäblein in den Palast führe und ihm Ehren erweise. Bei der Weihe erhielt er den Namen Âryadeva.[155]) Nach der Prophezeiung wird ihm die Âcârya-Würde zuteil. · Wenn 200 Jahre verflossen sind, wird er die Lehre begründen.[156])

Das 46. Kapitel von der Begründung der Lehre in den Ländern Bheta und Singala. (Anm. 26 ff. und 45.)

Siebenundvierzigstes Kapitel. (Blatt 179^b—182^b.)

Dieses Kapitel hat bereits Prof. Grünwedel[157]) bekannt gemacht.

Padma Sambhava begibt sich nach der Südgegend Bengalen, wo Norbu $_0$od ldan als Grosskönig und Fürst der Mu stegs pa oder Andersgläubigen der Buddha-Religion Schaden zufügt.[158])

Padma nimmt die Gestalt einer Katze an: byi la — viḍâla.[159]) Die Festung des Königs wird erstürmt, dieser selbst in den Akaniṣṭha-Himmel versetzt; die Religionsgenossen erfahren Schutz. Nicht lange dauert jedoch die Vorherrschaft der Gläubigen; der Perserkönig Huluka[160]) fällt mit einem Kriegsheer ein und verbrennt zwölf Klöster;[161]) der Abhidharma verfiel.

---

[154]) Vgl. die Legende über die gleiche Geburtsart von Padma Sambhava (Kap. 17), der also in allen Daseinsformen in solcher Weise zur Welt gekommen sein muss. — Nach Târanâtha ed. Schiefner Vol. 2 s. v. ist Çâkyamitra eine Persönlichkeit, die um den Beginn der christlichen Zeitrechnung lebte.

[155]) Vgl. bei Târanâtha l. c. den 17. Abschnitt über das Auftreten dieses Âcârya.

[156]) Der vollständige Text lautet: de ni çâkyâmitrai skye ba te | rgya gar lho phyogs bram ze ta yi bu | çâkya bṣes bsnyen zhes bya thse $_0$phos nas | dbang phyug chen po grub thob nang pai dgra | mitricitra (!) $_0$dul bai gnyen po yin | pho brang spyan drongs bkur sti bgyis cig gsungs | dbang bskur chos bṣad âryadeva btags | thsangs spyod rab tu $_0$byung bar zhu phul bas | slob dpon klu bsgrub nyid la zhus lung bstan | mi lo nyis brgya bzhugs nas chos la bkod |.

[157]) T'oung Pao 1896 S. 529—536.

[158]) Grünwedels Text hat als Name des Königs gZhon nu $_0$od ldan = Prabhakumâra. Norbu, Edelstein wird mit maṇi wie vasu wiedergegeben; vgl. Târanâtha l. c. S. 31 Z. 15 und über die Vasu-Gottheiten J. Dowson, Classical Dict. of Hindu Mythology (1879) s. v.

[159]) Ueber die Erfolge dieses Upâsaka z. Z. on Âryadeva (Anm. 154) gegen die Mustegs s. Târanâtha l. c. Vol. 2 S. 85.

[160]) So schreibt auch Grünwedels Text. Târanâtha l. c. S. 185 schreibt Halla und dieser wird als aus Bagdad kommend aufgeführt.

[161]) Grünwedels Text führt davon namentlich Vikramaçîla auf, im buddhistischen Mittelalter ein berühmter Sitz der Tantra-Wissenschaften. Vgl. J. A. S. Beng. 1893 p. 57 und Târanâtha, wo Vol. 2 S. 17 auch die Schreibart Vikramalaçîla sich findet. Unser Text schreibt sonst Kamaçîla. S. Anm. 68.

Zur Wiederentstehung der Lehre verbreiten Bhikṣus die fünf Maitreya-Bücher, die acht Prakaraṇa und die Çâstras des Vasubandhu. „Die Lehre des Padma Sambhava verbreitete sich in Bengalen.“

Die Kapitel-Ueberschrift lautet: „Vom Thronraube in Bengalen.“

Achtundvierzigstes Kapitel. (Blatt 182^{b}—184^{b}.)

Hierauf blickte er um sich, wo er nunmehr auftreten könnte, um zu bekehren.

Indrabhûti hatte Boten ausgesandt, um (Padma Sambhava) zu treffen. Diese sahen seinen Genossen namens gSer $_0$od gzhon nu = Suvarṇa prabha Kumâra bei der Mandârava und dies gab den Gesandten Raum zu Zweifeln; sie sprachen: Wahrlich, dieser Mönch gleicht denen der verdorbenen Zeit. Nichts ist wunderbar an diesem Laien; er spricht zwar viel, aber es bleibt nichts davon übrig, woran der gewöhnliche Mensch Wohlgefallen haben könnte. Prabhâdharâ ($_0$Od chang ma) hat sich vielleicht geirrt und ist die Rede töricht. Nach dieser Rede gingen sie ins Land Udyâna.[162])

Der Bhikṣu (dge slong) hatte inzwischen über die Mittel der Bekehrung nachgedacht und nahm unter den Verkäufern von Karakaṭa (? Handgeflecht) als Sohn eines Brâhmanen-Ehepaares magische Gestalt an. Er war im siebten Dasein Fleisch geworden (sa cig tsol nas) und dachte nach, wie er sein Wohl fördern könne. Wenn ich die Umwandlung mache um das Kloster des Kharṣapâṇi,[163]) so habe ich zwar als Brâhmane in der siebten Geburt als Çankhakarṇaka[164]) für Gelüste des Körpers Verehrung und Umkreisung gemacht. Was hilft es mir also, wenn ich die Umkreisung vornehme. So sprach er. Sieben Dasein sind den Wesen zu ihrem Wohl fleischlich notwendig. Wenn Ihr mich betrachtet, so fragt Ihr, welcher Körper jetzt sei; seht Ihr mich nicht, dann fragt Ihr, ob dieser Körper gestorben sei. Da dachte der Brâhmane Çankhakarṇaka ein Weilchen nach und sprach dann: In dieser Welt ist uns das Teuerste das eigene Leben; sterbe ich, so verliere ich es nur einen Augenblick. — Von nun an verflossen noch fünf Jahre; dann legte er sein Fleisch ab als Vorrat für das künftige Leben und trat in Betrachtungen über das Wohl der Wesen ein.

Hierauf trifft er mit der Prinzessin Vinasâ[165]) zusammen auf einem Leichenacker, auf dem sich viele Vetâla-Geister und Schakale (ro langs dang lce spyangs) befanden. Auf einen Blick der Prinzessin warfen sich die Schakale auf die Vetâlas und überwältigten diese.

---

162) Der Text gebraucht mehrfach Verbindungen, die sonst nicht gebräuchlich sind; so lhag ma lus. Prabhâdharâ = $_0$Od chang ma ist Gemahlin von Indrabhûti.

De nas gdul byar gyur pa gang du gzigs | indrabhodhis pho nya btang dang $_0$phrad | $_0$grogs po gser $_0$od gzhon nu zhes bya bai | mandharava mthong nas log lta skyes | kye ma dus ngan chos pa $_0$di $_0$dra ba | so soi skye bo yi yang ngo mi mthsar | gtam ni mang por smras kyang lhag ma lus | mgo nag mi la mdun ma ci yang yod | $_0$od $_0$chang ma ni bar ma mdo ru $_0$khyams | glags lta mtha mar mchid pa bgyid lags so | de skad smras te urgyan yul du song.

163) Name einer Form des Bodhisattva Avalokiteçvara, in welcher er sich durch die Lüfte bewegt; die Tibeter geben diesen Namen auch dem indischen Gott Viṣṇu nach Sarat Chandra Das. Vgl. Anm. 25.

164) dung gi rna cha can, was auf einen Çiva-Bekenner hindeutet. „Gelüste des Körpers“ lus $_0$dod für lus kyi $_0$dod chags (?).

165) Die Handschrift schreibt stets bhinasa, der Holzdruck viṇasa und ebenso der Text von Grünwedel. Die Endsilbe ist stets kurz. Grünwedel zieht bereits die ethnographischen Folgerungen, die sich aus der Bedeutung des Namens „Nasenlos“ für die Zuweisung der Prinzessin zur innerasiatischen Rasse — an der Nordgrenze von Zahor — ergeben.

Padma Sambhava, der Königliche Sohn, nahm als Yogâcârya den Namen Haarschopfträger an (thor lcog can = çikhandin). Von Jugend auf hatte er Leichen auf den Rasen gelegt; für die Widerlichen[166]) machte er das Obere der Giftschlangen zum Unteren. Er trug als Yogâcârya ein Gürtelgehänge aus Knochen[167]) und in der Hand den Khatvânga-Bettlerstab mit 3 Spitzen. In der Stadt hegte man den Wunsch, zu der Vollendung in den Früchten zu gelangen und aus einem Munde sprachen die Stadtleute:[168]) Es ist nicht anzunehmen, dass der Yogâcârya gegen das Herkommen Narrenpossen treibe; aber in seiner Jugend waren es Bienen, welche den Tigern wilden Honig brachten, und bei den Schlangen gehört es ja zu ihren Kennzeichen, dass das Obere den Giftsaft gibt. Dem war nicht so, dass Du dieses alles fertig gebracht habest.

Nun folgt die Erzählung vom Kauf von Wein (Chang, Anm. 82) des Lehrers bei der Händlerin Vinasâ.[169]) Die Erzählung deckt sich mit unserem Texte bis auf einigen Wechsel in den Namen. Hervorzuheben ist hieraus, dass der indische König als Râjâ bezeichnet wird, was im Zusammenhange mit der Aufforderung im Folgenden, einen von einem Angehörigen niederer Kaste dargereichten Wein zu trinken, darauf hinweist, dass die Begebenheit in einem indischen Lande sich zutrug; sein Name Zangs kyi grags heisst Kupfer-Ruhm und passt vielleicht zu (Anm. 134) Tâmralipti.

Nach dieser Erzählung kehrt der Text sodann wieder zu Indrabhûti zurück und lautet:

Nach einer Weile begab sich König Indrabhûti nach der Gegend des Leichenackers. Von einer Schlange gebissen wurde er sehr krank; man zeigte ihn den mantra-kundigen Brâhmanen wie den Aerzten und alle sprachen, helfen könne nur mehr Wasser vom Meeresgrunde. Man entsandte einen Schnelläufer, um das Wasser zu holen. Auf dem Rückwege mit dem zu bringenden Wasser verwandelte sich die dem König missgünstige Schlange in einen Knaben und auf die Frage, was inzwischen vorgekommen sei, antwortete dieser dem Boten, der König sei gestorben. Da goss dieser das Wasser in den Weg und kam weinend an. Der König war aber nicht tot, sondern lebte und rief nach dem Boten. Dieser hatte gesagt, der Râjâ sei tot; ich habe kein Wasser, ich habe es ausgegossen. Da sprach der König: es haben sich erst die Vorboten (gdams = vâda?) des Sterbens eingestellt; man hole den Yogâcârya. Dann weinte er. Darauf wandten sich die Gemahlin und die 500 zweiten Frauen der Lehre zu und sprachen zum Padma: der König lasse ihn zu sich einladen. Dieser holte erst bei Vinasâ Rat; diese brachte Wein und bat den König, den Kennzeichen seiner Kaste zu entsagen und diesen Wein einzunehmen. Der König trank davon, die Fieberhitze nahm ab und der König sprach: Jetzt habe ich dennoch Wasser vom

---

[166]) zhe sdang = dveṣ ya; was darunter zu verstehen ist, kann ich nicht sagen.

[167]) Vgl. über die Anfertigung von Schmuckgegenständen aus menschlichen Knochen in der Zeit des Niederganges des Buddhismus, als das Volk in die alten rohen Sitten zurückfiel: Gazetteer of the Province of Oudh (Lucknau 1877) Vol. 1 p. 457.

[168]) Diese schwierig wiederzugebende Rede lautet im Texte: grong khyer mi rnams mgrin cig di skad smras | bcas mai rnal ₀byor tho co las med pas | stag la sbrang rgod blud nas gzhon pa yin | sbrul la bla rtsi byin pai rtags yin zer.

[169]) Uebersetzt von Grünwedel, T'oung Pao. l. c. S. 539.

Meeresgrunde zu mir genommen; hört nun, wie dieser sagt, dass er es gemacht habe. Der Schnelläufer erzählte nun: Als ich in die weite Ferne geschickt wurde, überlegte ich: Nachdem ich das Wasser in der Ferne genommen habe, werde ich durch den Weg ermattet[170]) sein. Deshalb ging ich die Hände zum Opfer haltend (sofort) in die Mitte des Wassers,[171]) nahm Wasser vom Meeresgrund und trug es fort. Schnell laufend und den Wanderstab schwingend eilte ich hieher. Der König frug, was sich dann, als er heimgekommen war, zugetragen habe und der Schnelläufer erwiderte: „Das Wasser, das ich geholt hatte, nahm die Vinasâ; es sollte den Râjâ gesund machen;" der Geistliche, den ich beim Weggehen bat, sagte, dass ich es so auszuführen habe. Da sagten die Untertanen: Das ist Geschwätz (bcol re chung), als Angehöriger niedriger Kaste hielt er sich an den Opferpriester. Die Gattinnen sagten ebenfalls, dass er schlechte Kennzeichen zeige. Der Bote sprach: jetzt, wo ich vor den König gebracht wurde, warte ich, ob ich sterben soll. Der König tat den Ausspruch, er sei zu köpfen und man führte ihn fort.

Dann liess Padma im Mutterleibe der Vinasâ magisch einen Sohn entstehen, dem der König seine Verehrung bezeigte. Wohin die Mutter ging, unvergleichlich war ihr Auftreten; ihr Sohn wurde berühmt unter dem Namen Lâvapa.[172])

Das 48. Kapitel vom Nachdenken über die Bekehrung des Reiches Udyâna.

Neunundvierzigstes Kapitel. (Blatt 184^b—187^b.)

Er hatte erkannt, dass noch die Königreiche von Udyâna (Urgyan rgyal khams) zu bekehren seien. Vier Ḍâkinî hoben ihn in einen seidenen Tragsessel (dar gyi do lei gteg).

In Udyâna sammelte er Almosen ein; in dieser Zeit liess der König durch seine Beamten bekannt machen, dass die neugeborenen Kinder getötet werden sollen. Auch seine zweite Gemahlin wurde aufgefordert, ihren Sohn vor den König zu führen. Die erste Gemahlin[173]) Prabhâdharâ ($_0$Od $_0$chang ma) weigerte sich Gleiches zu tun und tötete den zweiten Sohn des Upata;[174]) dann gesellte sie sich einer Bettlerin zu und zog im Lande umher. Von nun an fiel in den Reichen zum Schaden aus, was immer man anfing. Man begehrte nicht mehr nach der Tugend, sondern tat alles in sündhafter Weise. Da traten die Minister zusammen und sagten zum König: für das Töten müsse Vergeltung werden.[175]) Man trug eine ganze

---

[170]) yer yer; die Wörterbücher verweisen auf gnyid yer und für ṣin tu gnyid ist verwendet tandrâ, Ermattung.

[171]) chu yi dkyil. In der Umstellung dkyil chu, gesprochen kyi chu, ist das Wort der Name des Flusses, an welchem Lhasa liegt; s. W. W. Rockhill: Journey to Lhasa and Central Tibet by S. C. Das (London 1902) p. 144.

[172]) Lâvapa = Kambala, der sich mit Filz Bedeckende. Vgl. über ihn und seine Lehre Wassiljew zu Schiefners Târanâtha Vol. 2 S. 324, dann in seinem Buddhismus S. 325 (356) u. P W s. v. Kambala im Nachtrag.

[173]) Die Bezeichnungen beider Frauen sind khab und btsun mo. Beide Worte haben die Bedeutung Gattin; eine angeheiratete khab ist jedoch nach S. C. Das s. v. mit dem Beinamen btsun mo als khab btsun mo ausgezeichnet.

[174]) Wir lernten diesen beim Verlust seines ersten Sohnes im 21. Kapitel als grossmächtigen Minister des Mâra kennen; seine Gemahlin heisst dort Prakarama. Upata für Upâtta?

[175]) bṣin tu thsangs par smras bṣin.

Last Sandelholz herbei und ein Bre (= 2 L.) Sesamöl; dann band man die Upata-Eheleute, um verbrannt zu werden. Als das Feuer 7 Tage gebrannt hatte, machte man den Rauch aus, um aufzuräumen. Der König sah hin, vermochte aber nicht zu glauben, dass, was er sah, noch der frühere Vater sei. Er kam mit Gefolge zurück und $_0$Od chang ma, seine Gemahlin, meinte, er solle Klingelgeräusch an das Ohr des Mannes dringen lassen: Es ist ein Mensch; ist er von magischem Wesen, dann wird er es für eine menschliche Stimme halten.[176]) Man sah nun das in den Haufen gesetzte Paar in der Mitte des Sees vor der grossen Umkreisungshalle (gsol bai dur chen) oben auf dem Stengel vereint in der Mitte der Blume. Ihre Leiber waren glitzernd wie Tautropfen. Indrabhûti und sein Gefolge ergriff Bewunderung. Gross und klein aus Udyâna sammelte sich und näherte sich lobpreisend, die Klangteller-Reifen (bur gyi rgyud) emporhebend.

Es folgt nun eine Lobpreisung unseres Heiligen in den zehn verschiedenen Formen, die wir bereits in den Leichenacker-Kapiteln (Kap. 29 ff.) kennen lernten. Hier wird zu jeder dieser Formen das Land genannt, in welchem der Heilige sich niedergelassen hatte, als ihm unter dem Namen hiefür Verehrung erwiesen wurde; auch wird gesagt, wegen welcher Taten er Namen und Verehrung erhielt; doch sind hierin die Angaben sehr knapp und die Deutung schwierig. Für acht dieser Formen bringt die Namen auch Waddell (Lamaism p. 379); die Nummer dortselbst ist hier beigesetzt und es fehlt der Name bei Waddell, wo solche Nummer in Klammer fehlt. Der Text lautet:

Nach Udyâna kam er in der Körpergestalt, die er im See erhalten hatte. Als Sohn des Königs zeigte er verschiedene Künste und da er im Kreislauf nicht auf gewöhnlichem Wege erzeugt war, zeigte er sich erfahren in den verschiedenen Künsten der Kurzweil. Verehrung erhielt er als Padma-König (III).

Im Lande Indien liess er sich nieder zu Vajrâsana (rdorje gdan). Er bezwang die 4 Mâras und war darin völlig gleich dem Buddha. Verehrung erhielt er als Çâkyasiṃha (VI).

Er hatte sich niedergelassen im Lande Zahor zu Mangata (sic). Auf dem Leichenacker Çîtavana vollzog er die Bannung der Leichname, reinigte die 12 Körbe von der Ausdehnung, die ihnen der Wille gibt (?) und wird verehrt als Padma Sambhava (I).

Im Lande der Ungläubigen (mu stegs pa) liess er sich nieder im Hain der Freude; der Ruf seines Ruhmes erfüllte alle Weltgegenden und ihre Zwischenräume; er reinigte mit Absicht (?) die inneren wie die äusseren Geheimlehren und wurde verehrt als rDo rje gro lod (IV).

Zu Vaiçâli liess er sich nieder auf der Soma-Insel . . .[177]). Verehrung erhielt er als Padma mit der Totenschädel-Kette.

Er begab sich ins Land Khache und liess sich nieder in Singala; hier bekehrte er ohne Ausnahme die mit Gehör und Denkvermögen ausgestatteten Wesen und verrichtete

---

[176]) Die Ausdrucksweise des Textes ist eine sehr schwierige; statt durchaus wörtlich zu übersetzen. stellte ich die Hauptsätze ein. Das Interesse der ganzen Erzählung liegt doch nur in dem an den Bethlehemschen Kindermord erinnernden königlichen Befehl.

[177]) Vgl. Somapurî bei Târanâtha, ed. Schiefner Vol. 2 p. 230; was er dort verrichtete, vermag ich sicher nicht zu übersetzen.

Taten gleich dem grossen Maitreya als Vater und Mutter.[178]) Verehrung empfängt er als bLo ldan mchog sred „der nach der höchsten Einsicht Strebende“ (VIII).

Er ging ins Land Li und liess sich nieder im dunkelbraunen Weiden-Gehege. Kundig des Krystallkugel-Gesteins[179]) brachte er davon in den Himmel und verbreitete zum Wohle Anderer die Werke der Früchte und Blätter (?). Verehrung erhielt er als Nyi ma $_{0}$od zer: Lichtstrahl, der die Finsternis erleuchtet (V).

Er ging in das Land Nepal (Bal po) und liess sich nieder zu Yanglen ṣod. In dieser Feste der Yakṣas (gnod sbyin) bezwang der Heilige (dam) die acht Abteilungen der Sri-Geister und überwältigte die auf drei Gebieten vereinigte Macht der drei Reiche (?). Verehrung erhielt er als Siṃharavaṇa „der das Gebrüll eines Löwen Ausstossende“ (VII).

Er ging nach U (dbus), der Mitte von Tibet, und liess sich nieder auf dem Tigerlager in der Löwenhöhle. In Erscheinungen ohne Zahl wurde er in magischer Verkörperung der Beschützer der Menschen; bei den vier Abteilungen der Ḍâkinîs führte er die Versammlung zur Freude. Verehrung bezeigte man ihm als vollendet in Tugend (dge bai dngos grub).

Er ging ins Land der Râkṣasas und liess sich nieder auf der Yakschweif-Insel (câmaradvîpa). Er bekehrt die Râkṣasas von Kupferfarbe wie vom roten Gesichte auf . . .[180]) und begründet das Wohl der Wesen. Verehrung erhält er als Padma Sambhava (I).

Nachdem diese Lobpreisungen gemacht waren, machte man drei Umkreisungen und verneigte sich nach vorne herab bis zur Erde.

Nun wird die Geschichtserzählung wieder aufgenommen.[181])

Daraufhin lud ihn der König in seinen Palast und wurde die Erklärung der Sammlung der Vorschriften wie vom Meere der Lehre vollendet. Zweihundert Menschenjahre waren verflossen, seitdem die Lehre begründet worden war. Indrabhûti, seine Gemahlin und sein Gefolge erlangten die Wissenschaft der vortrefflichen grossen Lehre.

Das 49. Kapitel von der Bekehrung des Landes Udyâna zur Lehre.

---

[178]) Der Text lautet: kha chei yul byon singala ru bzhugs | thos bsam ldan pai $_{0}$gro ba ma lus $_{0}$dus | byams pa chen po pha ma lta bur mdzad | blo ldan mchog srid sku la phyag $_{0}$tsal bstod. Sinn und Uebersetzung sind gleich schwierig.

[179]) Weiden-Gehege: lcong ra rmug po. Li (Anm. 102) ist Khotan oder ein Land nordwestlich von Indien in Hochasien. Ṣel sgong brag: Krystallkugel-Felsen erinnert an Nephrit, von welch glänzendem Edelgestein meine Brüder bei Khotan alte, grosse Brüche in Betrieb fanden.

[180]) srin poi yul byon rnga yab gling du bzhugs zangs mdog dbal rir gdong dmars srin po $_{0}$dul. dbal ri „Berg, Spitze“ schreibt die Handschrift; dpal ri (?) der Holzdruck.

[181]) Ist die folgende Jahresangabe 200 — wie anzunehmen — auf Tibet zu beziehen, so trifft sie auf 721 n. Chr., nachdem dort im Jahre 521 heilige Gegenstände des buddhistischen Kultus vom Himmel fielen. Vgl. S. C. Das, J. A. S. Beng. 1881 Vol. 50 S. 216 und meine Berechnung der Lehre s. v. Tilli. Die chinesischen Listen setzen dieses Ereignis in 407 n. Chr. (Csoma bei Prinsep, Useful Tables, London 1858 p. 281 und W. W. Rockhill, Life of Buddha 1884 p. 209); aber da weitere 200 Jahre hinzugerechnet Padma Sambhava noch nicht geboren war, sind die tibetischen Jahresangaben als die richtigen für dieses Ereignis anzusehen. — Der Text lautet: rgyal pos pho brang su ba byas | bka $_{0}$dus kyi rgya mthṣoi bṣad bsgrub btsugs | mi lo nyis brgya bzhugs chos la bkod.

Fünfzigstes Kapitel. (Blatt 187b — 190b.)

Sodann liess er sich mit der Gattin Mandârava nieder beim Opferhause (mchod khang) der Herukas von Udyâna. Die Ḍâkinîs konnten beliebig jeden Körper annehmen. Einige waren Vögel, andere Schakale, etliche Tiger, andere wieder zeigten den Regenbogenleib (Anm. 105). In der Mitte der Ḍâkinîs befand sich der Oberste des Haufens (thsogs dpon = Gaṇapati). Damit die Buddha-Lehre später nicht veröde, zeigten sich diese himmlischen Damen (lha lcam) ab und zu in magischer Verkörperung.

Daraufhin erschien Padma Sambhava im Lande rNga thub can „Land der den Muni besitzenden Oḍra", d. i. Orissa.[182]) In der Stadt Bal ₀bangs „Diener der Wolle" wurde einem Ehepaare von Webern eine Tochter geboren. Die Mutter starb und der Vater dachte, obgleich ich noch Töchter habe, kann ich sie doch nicht aufziehen, sie wird sterben und brachte sie zusammen mit der Leiche der Mutter auf den Leichenacker. Prinzessin Mandârava nahm die Gestalt einer Tigerin an, legte sich an die Seite der Leiche und säugte aus Mitleid die Tochter der Mutter an ihrer Brust. Bei der Tochter entstand kein Zweifel, dass sie die Brust der Mutter erfasse; denn wenn auch die Leiche der Mutter kalt war, so war doch die Tigerin warm. Sog sie an der Brust, so wurden Tag und Nacht verkehrt. Sodann unter tags (nyin par dus na ṣing la ₀thus kyin bkal) hing sie Gesammeltes ans Holz (= befestigte sie den Zettel an den Webstuhl), nachts wob sie, was sie zum Gewebe aufgezogen hatte. Berühmt ist (das Mädchen) als Kalâsiddhi „die im Handwerk Erfolgreiche" von Bal ₀bangs.

Padma Sambhava wusste, dass dieses Land noch [zu seiner Lehre] zu bekehren sei und erschien dort magisch als Bhikṣu Saukhyadeva (sic) = Gott des Genusses. Er führte dieses Mädchen in das Walddickicht, machte die Bannung der Reinigung von den vier Begierden der Wollust und liess sich nieder. Nach einer Weile verkündete er: Ich bin als Landwirt Sohn der den Muni besitzenden Oḍra, mein Name ist Edelstein-Haupt-Band (zhing ba (sic) rnga thub can gyi bu yin zer | ming ni nor bu go leb ces bya ba).

Nun tritt ein Hirte auf und reicht Milch; dieser Hirte entpuppt sich als Gott Vajrasattva und beim Bhikṣu zeigt sich zwischen den Augenbrauen das Zeichen hûm, das Padma Sambhava zukommt. Dieses Zeichen lässt der Âcârya (slob dpon) sodann in Karas (sic) oder feines Muslin-Zeug einweben und verkündet den Bewohnern seine Lehre. In der Stadt sammeln sich die Teppich-Ausbreiter (gdan btings, etwa Moslims?) und alle Oḍra-Reiche (rnga thub yul khams) bekehren sich zur Lehre.

Sodann war in der Westgegend der den Muni besitzenden Oḍras in der Ochsen-Hügelkette des Landes Khache beim Sohne des Königs Dharma Açoka die wunderschöne Prinzessin

---

[182]) Im tib. Amarakoṣa ist mit rNga mi Oḍra wiedergegeben. Nach der Bestattung von Çâkyamuni soll sein linker oberer Augenzahn, das grösste Kleinod der buddhistischen Kirche, nach Orissa gebracht worden sein, von wo er dann im Beginne des 4. christl. Jahrh. nach Ceylon übergeführt wurde. Vgl. Köppen, Die Religion des Buddha Bd. I S. 517. Nach der Ueberschrift des 46. Kapitels lagen die Reiche Bedha und Singala beieinander; als drittes Reich reiht sich Khache an (Anm. 177), das in diesem Kapitel sodann als in der Westgegend des Oḍra-Landes liegend bezeichnet wird, so dass als viertes Nachbarreich Orissa hinzutritt, — alles sehr wichtige Anhaltspunkte für die Bestimmung der Lage dieser Reiche, wie sie in dieser Lebensbeschreibung auftreten.

Dharma bheti, eine Lha-Tochter, in Schlaf gefallen.[183]) Sie träumte, dass aus einem überaus schönen weissen Manne ein weisser Lichtstrahl hervorgegangen sei. Sie begab sich in die Brâhma-Höhle, wurde dort in Glück gesättigt und gebar einen Sohn. Sie schämte sich, dass sie keinen Vater dazu hatte und setzte den Sohn im Sand aus (bye mai gseb tu). Ein Junge namens Kukku (sic) trug das Knäblein nach Hause; der Hausherr Vimamitra (sic) stiess Wehklage aus, die Herkunft sei unklar, und schickte es seiner Mutter. Fünf Jahre alt bat der Knabe die Eltern um die Erlaubnis, Geistlicher zu werden; diese gewährten die Bitte nicht, er aber übte sich beim Kulika Puṇḍarîka (rigs ldan rgyal po padma dkar po la) in den fünf Arten der Wissenschaften, erhielt die Weihen beim Upâdhyâya (mkhan po) Sumitra (sic) und wurde berühmt unter dem Namen Çâkyaçrîbhadra (sic); als solcher bekehrte er alle Reiche von Khache (kha chei rgyal khams thams cad chos la bkod) zur Lehre.

Das 50. Kapitel von der Bekehrung in Indien der den Muni besitzenden Oḍras und aller Khache-Reiche.

Einundfünfzigstes Kapitel. (Blatt 191ª—193ª.)

Der Heilige begibt sich zurück, nördlich nach Tâmralipti (Zangs gling, Kupferland, Anm. 134), wo wieder die Mustegs, die Ungläubigen, die Herrschaft errungen hatten, um dieses wie die Goldinsel Suvarṇadvîpa (Anm. 105) aufs neue der Lehre zu gewinnen.

Im Kupferlande lässt sich unser Heiliger in Streit ein mit den gelehrtesten 500 der Mustegs pa. Es heisst zwar, die gegnerischen, schlechten Dhâraṇîs seien entkräftet worden; der ganze Streit wird aber in wenigen Zeilen abgetan und gesagt, ein Blitzstrahl sei hernieder gefahren, als die Mustegs im Waldesdickicht lagerten, und habe sie alle verbrannt.

Im Goldlande war König „Himmelskraft“ (nam mkhai ṣugs can), seine Gemahlin war Candritala (sic). Ihr Sohn „Sonnenkraft“ (nyi mai ṣugs can zhes bya ba) war überaus hässlich, einäugig, links lahm und ohne Hand. Dieser wollte eine Frau haben; die Eltern wollten den Wunsch nicht erfüllen, allein der Sohn bestand darauf: so gut er König sein könne, so gut könne er auch eine Frau haben. Als Gattin erhielt er sodann Atham, die Tochter des Treta-Königs in Indien (rgya gar treta râjai sras mo ni | lha lcam Atham rgyal mo zhes bya ba). Die Frau hatte an ihrem Gemahl keine Freude und dieser schloss sie ein, damit sie nicht entlaufe; sie dachte daran, sich zu töten. Schliesslich wenden sich die Ehegatten der Lehre zu. Ueber den Ehren, welche das Volk dem neuen Almosen-Çramaṇa (ldom bu dge sbyong) erwies, verlor König Himmelskraft das Ansehen als Oberster und dachte daran, den Sohn zu verbrennen; er empfand aber — wie stets im Werke — Reue und gerät selbst auf den Weg des Heiles.

Die Kapitel-Ueberschrift lautet: Die Bekehrung der Ungläubigen im Kupfer- und Goldlande.

---

[183]) Der Text lautet: De nas nga thub can gyi nub kyi phyogs | kha chei yul gyi glang po sgang zhes na | rgyal po Dharma Açva bya bai sras | lha lcam Dharma bheti zhes bya ba | ṣintu mdzes lha yi sras mo zhig | de gnyid log $_0$dug pai rmi lam du | mi ni dkar po ṣintu mdzes pa las | $_0$od zer dkar $_0$phro ba zhig byung nas. — Die Ochsen-Hügelkette lernten wir oben (cf. Text zu Anm. 76) kennen, wo die Westgegend von Khache genannt wird „Geheimnis der Rinder“.

Zweiundfünfzigstes Kapitel. (Blatt 193b—197b.)

Der Heilige nimmt nun die Bekehrung der im Norden liegenden fabelhaften Reiche Kâmarûpa, Li, Marutse, Aci (Anm. 50), Bruṣa (Anm. 49), Shambhala, des Landes der Tazig (Persien), des Reiches von Gesar, Thogar und der Länder vor, die von den Srin-Geistern und den Nâgas bewohnt sind. Hiezu nimmt unser Heiliger Sitz auf der Spitze des Berges Tala (Anm. 138) und gibt sich der Meditation hin, sich niederlassend auf der 33. Stufe des Krystall-Stûpas; inzwischen entschlüpften die Mustegs (Ungläubigen) nach Vajrâsana (rdo rje gdan du mu stegs pa sor nas).

Der folgende Vortrag lässt erkennen, dass Padma Sambhavas spätere Anhänger durch das siegreiche Vordringen der Moslims aus den berühmten Sitzen des Buddhismus in Bengalen verdrängt wurden und sich darum nach den Nordländern wandten. — Ueber die Ereignisse in Vajrâsaṇa wird mitgeteilt, dass sich dorthin der König der Ungläubigen namens Nâgaviṣṇu (klu yi khyab $_{0}$jug ces bya va) gewandt habe; Vajrâsana wurde eingeäschert, Tausende von Menschen getötet, 6 Lehrer der Mustegs und ihre Schüler sorgten für die Verbreitung der neuen Lehre.[184]) Schliesslich wird dieser überaus verdorbene und fürchterliche Gebieter durch „Zeit-Herz“ (dus kyi snying po) auf magische Weise zur Lehre bekehrt. Dieser Zeit-Herz, der Enkel eines Brâhmanen, nahm die Gestalt eines kleinen Fisches an, weil solche die Nahrung des Königs bildeten. Der König spülte Zeit-Herz in dieser Form mit Wasser hinunter; dieser rollte sich im Körper in Butter und kam so wieder lebend zum Vorschein, worauf man ihm Verehrung bewies und Gehör schenkte.

Der Titel des Kapitels lautet: Von der Bekehrung des Königs Nâgaviṣṇu.

Dreiundfünfzigstes Kapitel. (Blatt 198a—208a.)

Padma Sambhava kehrt auf kurze Zeit nach Vajrâsana zurück, sorgt für die Wiederherstellung der Lehre und begibt sich dann „an die Grenze von Indien und Nepal auf einen Berg, welcher dem Himmelsopfer des Löwen gleicht“ (rgya gar bal po gnyis kyi mthsams su byon | seng ge gnam mchod $_{0}$dra bai ri la bzhugs). Dort gab er sich der Beschauung hin.

In Nepal entsteht eine Dürre, massenhaft sterben die Menschen dahin. Die Ursache war, weil man den Buddha-Geboten entgegen gehandelt hatte. Der Heilige trägt seine zwei Lehren vor, baut die kostbare Lehrverkündigung von den Verwandlungen nach Belieben auf ($_{0}$dod dgur bsgyur bai chos) und vollzieht selbst zwanzig Verwandlungen, die ihm ebensoviele Ehrennamen eintragen.

Sodann wird gelehrt, auf Birkenrinde (ṣog gro gȧ) mit Tinten verschiedener Farben zu schreiben.

Den weiteren Inhalt des langen Kapitels, das hiebei keine geschichtlichen Angaben enthält, füllen Darlegungen der Schatzlehre, die bereits der Buddha vorgetragen hatte, als er der Welt als Herr geboren worden war und mit welcher er Wissen wie Glauben erzeugte.

Die Kapitel-Ueberschrift lautet: Das Darlegen der Lehre vom Schatze und die Erzählung von dem Ratgeben aus dem Lande des Schatzes.

---

[184]) Die Namen von 8 solchen berühmten Lehrern s. in meiner Berechnung der Lehre l. c. S. 20 (608).

Vierundfünfzigstes Kapitel. (Blatt 209—210b.)

Padma Sambhava geht nach Nepal; dort trifft ihn eine Einladung des tibetischen Königs Khri lde gtsug brtan, des Vaters des berühmten Königs Khri srong ldeu btsan. Von nun an ist ausschliesslich Tibet der Schauplatz der Tätigkeit und der Wunder unseres Heiligen.

Die Ueberschrift des Kapitels lautet: Die Geburt und die Uebernahme der Regierung durch Khri srong ldeu btsan.

Kapitel-Ueberschriften.

Tibetischer Text.

Kapitel

10 sPrin ldan rgyal khams bstan pa gnyis ldan gyis btul pa.
11 rGya gar chos khungs btsun par bstan pa.
12 Urgyan yul gyi yul rabs bṣad pa.
13 rGyal po spyan med $_0$byor ldan gyis dkor mdzod sbyin par bstan pa.
14 gZigs stangs dri med mdangs ldan yon tan brgyad ldan mthso rabs.
15 rGyal po Indrabodhi i rnam thar.
16 rgyal po Indrabodhis yid bzhin gyi nor bu lon pa.
17 rgyal po Indrabodhi dang zhal mjal zhing rten $_0$brel brtags pa.
18 rgyal po Indrabodhis nor bu la gsol la btab pa.
19 Me tog Udambâra gesar.
20 Urgyan yul du rgyal srid bzung ba.
21 rGyal srid spangs pa.
22 Dur khrod bsil bai thsal du bzhugs pa.
23 rTsis la sbyangs pa.
24 sMan la sbyangs pa.
25 Rig pai gnas lnga la mkhas par sbyangs pa.
26 sKu rab tu byung ba.
27 Kun dga bo la phyi thub pai theg pa gsum | nang sngags kyi theg pa gsum | rgyu mthsan nyid kyi theg pa la sbyangs pa.
28 bstan pa la phan pai phyir kun dga bo la mdo dris pa.
29 Dur khrod sku la rdzogs su bzhugs pa.
30 „ „ bde chen rdul du bzhugs pa.
31 „ „ lhun grub brtsegs su bzhugs pa.
32 „ „ Langka brtsegs su bzhugs pa.
33 „ „ Padma brtsegs par bzhugs so.

Kapitel

34 Dur khrod chen po gsang chen rol par bzhugs so.
35 sPyan ras gzigs kyi lung bstan nas rgya nag yul du bzhugs pa.
36 Sangs rgyas bstan pa srung thabs mdzad pa.
37 gDul byai zhing khams gzigs pa.
38 Lha lcam Mandhâravas bramzei sku ṣa rnyed pa.
39 „ „ Mandhâravas khyim thabs spangs nas chos mdzad pa.
40 „ „ Mandhârava dang mjal $_0$phrad mdzad pa.
41 Zahor rgyal pos gson bsregs mdzad pa.
42 „ yul du mtha dmag slog pa.
43 „ yul khams chos la bkod pa.
44 Thsei rig $_0$dzin bsgrub pa.
45 rGyal po Açvaka chos la btsud pa.
46 Baiddhai yul dang Singalai yul chos la bkod pa.
47 Bhangalai rgyal sa $_0$phrog pa.
48 Urgyan yul khams $_0$dul bar dgongs pa.
49 „ rgyal khams chos la btsud pa.
50 rGya gar rNga thub can dang Khache rnams chos la btsud pa.
51 Zangs gling dang gser gling gi mu stegs pa gtul ba.
52 rGyal po klui khyab $_0$jug btul ba.
53 gTer gyi sgro ba gter chos gter gling pai rnam thar.
54 Khri srong ldeu btsan sku $_0$khrungs ṣing rgyal srid bzung ba.

Index.

Inhalt.

Zur Kritik und Exegese

von Homer, Euripides, Aristophanes

und den alten Erklärern derselben.

Von

Adolf Roemer.



Zu Homer und Aristarch.

Ab Jove principium — also mit dem θεῖος Ὅμηρος — und zwar mit dem ersten Verse der Ilias. Es ist ein beredtes Zeugnis für die aggressive Kühnheit der neu erwachenden grammatischen Wissenschaft, durch einen Angriff auf die höchste und allgemein anerkannte Auctorität sich einen gewissen Nimbus zu geben und die Rolle des Gescheitern zu spielen. In dieser Richtung ist ganz besonders bezeichnend die bekannte und viel belächelte Ausstellung, welche der Sophist Protagoras an dem ersten Verse der Ilias gemacht hat, worüber in der Poetik 1456^b 13 also berichtet wird: *τί γὰρ ἄν τις ὑπολάβοι ἡμαρτῆσθαι, ἃ Πρωταγόρας ἐπιτιμᾷ, ὅτι εὔχεσθαι οἰόμενος ἐπιτάττει εἰπὼν „μῆνιν ἄειδε, θεά“· τὸ γὰρ κελεῦσαι φησὶν ποιεῖν τι ἢ μὴ ἐπίταξίς ἐστιν.*[1])

Aristoteles hat nun an dieser Stelle eine eigentliche *λύσις* nicht versucht, aber dass er die Einsprache des schneidigen Sophisten nicht allzu hoch eingeschätzt hat, beweisen ausser den angeführten die unmittelbar vorausgehenden Worte: *παρὰ γὰρ τὴν τούτων γνῶσιν ἢ ἄγνοιαν οὐδὲν εἰς τὴν ποιητικὴν ἐπιτίμημα φέρεται ὅτι καὶ ἄξιον σπουδῆς.* Aber vor der von einem der alten Erklärer gemachten Einwendung Schol. A: *ὅτι κατὰ τὴν ποιητικὴν ἤτοι ἄδειαν ἢ συνήθειαν λαμβάνει τὰ προστατικτὰ ἀντὶ εὐκτικῶν· καὶ γὰρ Ἡσίοδός φησι „δεῦτε δὴ ἐννέπετε“* (O. 2) *καὶ Πίνδαρος „μαντεύεο Μοῦσα“* (fr. 118) *καὶ Ἀντίμαχος ὁ Κολοφώνιος „ἐννέπετε Κρονίδαο Διὸς μεγάλοιο θύγατρες“* (fr. 1 p. 276 Kinkel) hätte der Sophist sicher nicht kapituliert, sondern den Vertreter derselben einfach mit dem Hinweis aus dem Felde geschlagen, dass die angeführten Dichter dieselben Sünder und Stümper seien, wie Homer. Ein näheres Eingehen auf die scheinbar so übel angebrachte Weisheit des Sophisten rechtfertigt die Stellung, welche zwei grosse Philologen der Neuzeit, L. Spengel und Joh. Vahlen, zu derselben genommen haben. Der erstere hält (Abh. der Bayer. Akad. d. Wiss. I. Kl. XI. Bd. II. Abt. p. 60) mit vollem Rechte die Bemerkung an sich für vollständig richtig

---

[1]) Diels (Die Fragmente der Vorsokratiker. Griechisch und deutsch. Berlin, Weidm. 1903) ist unter der Lehre des Protagoras 29 p. 517 mit vollem Rechte der durch *φησίν* scheinbar gerechfertigten Versuchung aus dem Wege gegangen, dies als wörtliches Zitat zu geben. Das verbietet schon der Dialekt. Der terminus technicus ist in der Zeit sowohl bei Aristoteles 1456^b 11, als auch bei den von Diels l. l. 512, 26 ff. angeführten Autoren *ἐντολή* (nicht *προστατικόν*, wie vielfach in den Homerscholien). Wir werden also hier den auch sonst vielfach beobachteten Fall vor uns haben, wo der Autor die in einem andern Dialekt geschriebene Vorlage unbedenklich in seinen eigenen transformiert und (vgl. auch Diels Einleit. p. VII) das Zitat trotzdem noch als wörtliches ansieht.

und bemerkt „Acute hoc inventum nec falsum est“ und nimmt die Partei des getadelten Dichters mit folgender Entschuldigung „Veteres simplices homines et nostra scilicet astutia multum inferiores petentes et imperantes non distinguebant“. In dem Monumentalwerke seiner Beiträge III, 220 erklärt Vahlen die Ausstellung des Sophisten für ein fruchtloses Mäkeln an der Dichtersprache und bemerkt dazu ausserdem noch im allgemeinen, „wenn ja bei diesen Satzformen ein Anlass zum Tadel vorhanden ist, so wird der Fehler nicht in der sprachlichen Form, die der Dichter sicher handhabt, sondern in unrichtiger Deklamation liegen, und darum sind sie ein Gegenstand nicht für die Theorie des poetischen Stiles, sondern der Deklamierkunst.“

Beide Versuche wird man kaum als wirkliche Lösungen ansehen dürfen. Dagegen ist zu der Stelle bereits im Altertum dem Sophisten eine Antwort gegeben worden, mit der man sich sehr wohl befreunden kann. Dieselbe ist zu erschliessen aus Aristonicus zu *Λ* 221. Dort hat der Dichter dieselbe Aufforderung, wie *A* 1, an die Musen gerichtet und beginnt dann mit „Ἰφιδάμας Ἀντηνορίδης“. Die Bemerkung dazu lautet: *ἡ διπλῆ, ὅτι ὡς ἐμπνευσθεὶς ἀνταποδέδωκε, καθάπερ ἐν ἀρχῇ τῆς Ἰλιάδος „τίς τ' ἄρ σφωε θεῶν“* (*A* 8), *εἶτα „Λητοῦς καὶ Διὸς υἱός“* (*A* 9) (cf. Eustath. 840). Freilich dürfen wir zur Begründung der hier vertretenen Ansicht vor einem grösseren Umweg nicht zurückscheuen. Wenn wir nämlich annehmen, wozu uns unzählige Analogieen berechtigen, dass Aristarch höchst selten oder niemals bloss das sagt, „was im Buche steht“, so haben wir ein Recht, diese Bemerkung so lange als vollständig sinnlos zu bezeichnen, bis die *ἀναφορά* d. h. der Bezug, das, worauf Aristarch damit hinaus will, ganz zweifellos und sicher ermittelt ist. Hier hat die Weiterforschung über Lehrs und Friedlaender hinaus anzusetzen. Diese von mir schon früher aufgestellte Forderung (vgl. Blätter für das bayer. Gymnw., XXI. Bd., S. 289 ff.) rechtfertigt sich nicht bloss durch den den beiden trefflichen Gelehrten gänzlich unbekannten, jetzt aber vollständig aufgehellten Stand der Überlieferung, der uns den traurigsten Einblick in die heillose Willkür der Scholienkopisten ihrer Vorlage gegenüber eröffnet hat, sondern noch in viel höherem Grade durch eine ganz besonders auffallend hervortretende Eigenart der Aristarchischen *ὑπομνήματα*, die uns diesen weiteren Schritt über die ersten Pfadfinder hinaus als geradezu unerlässlich erscheinen lässt. Ich meine damit die uns so sehr überraschende Weite, den nach ganz verschiedenen Richtungen ausgreifenden Umfang der exegetischen, vielfach polemischen, Beziehungen. Selbst das so stark verstümmelte und auch sonst nicht unbedingt verlässige Werk des Aristonicus (vgl. Hom. Studien. Abh. der Bayer. Ak. d. Wiss., XXII. Bd., II. Abt., p. 436 ff.) kann uns einen wenigstens annähernd sicheren Einblick in diese Eigenart vermitteln. Da sich eine eingehende Behandlung dieser Erscheinung hier verbietet, so sei nur auf den, wenn auch durchaus nicht vollständigen Index auctorum bei Friedlaender verwiesen. Da sehen wir Epiker, Lyriker, Tragiker, wir sehen Sophron, Pherekydes, Thukydides u. a. herangezogen.[1])

---

[1]) Interessant sind die allerdings nicht häufigen Zitate von Prosaikern, aber ein vollgiltiger Beweis auch dafür, dass die Alexandrinischen Philologen, resp. Aristarch, diesen nicht so wildfremd gegenüber standen, wie man früher so ziemlich allgemein annahm. Diesem Indizienbeweis ist nun eine glänzende Bestätigung zuteil geworden aus den Amherst papyri II. Bd., wo wir mit einigen Exzerpten aus einem durch die subscriptio sicher gestellten Kommentar Aristarchs zu Herodot Bekanntschaft machen, worüber Radermacher, Rh. Mus., N. F. 57, p. 139 ff. in vortrefflicher Weise gehandelt hat. Man vgl. jetzt auch Diels Didymos Komment. p. XLI (und auch bes. p. XXXVII).

Diese kurze Erörterung musste vorausgeschickt werden, um die richtige Auffassung der Bemerkung zu *Α* 221 vorzubereiten und in die Wege zu leiten; wenn wir uns nämlich mit Geist und Methode der Aristarchischen Exegese vertraut gemacht haben, so werden wir uns nicht mehr weiter der Illusion hingeben, dass wir in dem angeführten Schol. den Originaltext aus dem Kommentare Aristarchs vor uns haben; denn es fehlt ihm, sei es durch die Schuld des Aristonicus selbst, sei es durch die der Scholienexcerptoren, Nichts als — die Seele. Durch die Tilgung der *ἀναφορά* ist ihm das Lebenslicht ausgeblasen worden. Man darf doch wohl von vornherein mit voller Sicherheit annehmen, dass der Mann, welcher die ersten Bausteine zu der griechischen Grammatik gelegt, nicht achtlos an den Versuchen der Früheren vorübergegangen ist. So war ihm der Tadel des Sophisten sicher nicht entgangen und auch zu *Α* 1 abgewiesen worden. Das von ihm zu diesem Zwecke eingehaltene Verfahren ist interessant zu beobachten. Mit dem „*μῆνιν ἄειδε θεά*" konnte er nicht recht operieren, da er, wie längst bemerkt, der einfachen dogmatischen Tradierung so viel als möglich aus dem Wege geht. Also griff er nach V. 8 und 9. Wie im ersten Verse die Aufforderung, so ist hier die Frage an die Muse gerichtet zu denken. Aber Antwort gibt der Dichter selbst. Also richtet Homer unter der Fiktion der Anrufung der Muse die Aufforderung an sich selbst. Muse und Dichter sind gewissermassen zu einer Person verwachsen und mit dieser Annahme verschwindet jeder Anstoss. Dass diese Entscheidung Aristarchs nun aber ganz im Geiste der homerischen Anschauung getroffen ist, erhellt mit wünschenswerter Deutlichkeit aus *χ* 347, wo der Sänger Phemios über sein Verhältnis zur Muse sich also ausspricht

αὐτοδίδακτος δ' εἰμί, θεὸς δέ μοι ἐν φρεσὶν οἴμας
παντοίας ἐνέφυσεν.

Aber diese Worte lehren uns zugleich, dass wir dem oben S. 580 ausgeschriebenen Scholion etwas aufhelfen müssen, um dem Gedankengang des Aristarchischen Beweises gerecht zu werden. Wir werden demnach schreiben müssen: *ὅτι ὡς ἐμπνευσθεὶς* ⟨*αὐτὸς*⟩ *ἀνταποδέδωκε καθάπερ ἐν ἀρχῇ τῆς Ἰλιάδος κτλ.* Das unbedingt notwendige *αὐτός* ist dem Anlaut des folgenden Wortes *ἀντ-* zum Opfer gefallen.[1])

Damit glauben wir die sonst ganz und gar beziehungslosen Worte des Scholions aufgehellt und durch Nachweis der *ἀναφορά* dem Verständnis erschlossen zu haben.

Aber die oben erwähnten weit ausgreifenden Beziehungen des Aristarchischen Homerkommentars regen noch zu weiteren fruchtbaren Gedanken an, von denen nur einem einzigen in diesem Zusammenhang nachgegangen werden soll.

In geistreicher Weise hat Fr. Marx (Interpretationum hexas, Ind. lect. von Rostock. Ws. 1888/89 p. 10) die im Jahre 1826 an der Porta S. Giovanni in Rom gefundene und von Melchiori bald publizierte Büste mit eingravierter Maske am rechten Schulterblatt,

[1]) Also mit der *ποιητικὴ ἄδεια ἢ συνήθεια* (cf. S. 579) hat der Aristarchische Lösungsversuch nichts zu tun, was zu allem Überflusse auch daraus erhellt, dass Aristarch das *προοίμιον* der *ἔργα*, das zur Entschuldigung Homers angeführt wird, verworfen hat (cf. Rzach zu der Stelle). Aber sein Gedanke leuchtet aus dem Lösungsversuche heraus, der sich dem ersten angeschlossen hat: *δεύτερον δέ, ὅτι οὐ κατὰ ἀλήθειαν ταῖς Μούσαις ἐπιτάσσουσιν, ἀλλ' ἑαυτοῖς.* Es stimmt nun auch vollständig mit den viel richtigeren Vorstellungen, die wir erst jetzt von der homerischen Religion gewonnen haben und noch tagtäglich gewinnen, dass also schon zu Homers Zeit die Anrufung an die Muse zur blossen Formel erstarrt war.

entgegen der Deutung von Visconti auf Terenz, auf Aristarch bezogen, sich dabei stützend auf eine Notiz im Etym. magn. p. 277, 53: ἐκεῖνος μὲν — nämlich Dionysius Thrax — μαθητὴς ἦν Ἀριστάρχου, ὃς καὶ τὸν ἑαυτοῦ διδάσκαλον ζωγραφήσας ἐν τῷ στήθει αὐτοῦ τὴν τραγῳδίαν ἐζωγράφησε διὰ τὸ ἀποστηθίζειν αὐτὸν πᾶσαν τὴν τραγῳδίαν. Ob damit Marx das Richtige getroffen, mögen die Archäologen entscheiden oder haben wohl schon entschieden, indem sie die Büste auf einen tragischen Schauspieler bezogen.[1]) Uns interessiert hier in erster Linie das Motiv des geistreichen Philologen (vgl. die gelungene Parodie einer Zenodotischen Lesart zu *Π* 94) und Malers. Aber mit den Mitteln, welche uns die Scholien zu den Tragikern zur klaren Feststellung der Berechtigung dieses Dictums und vielleicht auch zur notwendigen Beschränkung desselben einer zuweit gehenden, wenn auch begreiflichen Schülerschwärmerei gegenüber an die Hand geben, mit diesen Mitteln kommen wir nur wenige Schritte vorwärts. Ganz andere Vorstellungen erwecken dagegen die ὑπομνήματα Aristarchs zu Homer.. Freilich die wörtlichen Anführungen, auf welche sich fürs erste mit vollem Rechte Lehrs in seinem Aristarch und Friedlaender in seinem Aristonicus[2]) meistenteils beschränkten, wollen nicht viel besagen. Aber zum Teil in unseren besseren, besonders aber bei Eustathius und in unseren anderen geringeren Quellen liegt für Wort-, Sach- und mythologische Erklärung ein noch so reicher Schatz von Material vor, das den Stempel der Aristarchischen Methode so deutlich an der Stirne trägt, dass sich derselbe wohl des Hebens lohnt. Wo will man z. B. eine Bemerkung unterbringen, wie die in BTL zu *B* 199: πῶς οὖν δήμῳ χαρίζεται ὁ Ὀδυσσεὺς κατὰ τοὺς τραγικούς; wo will man, frage ich, sonst eine solche Bemerkung unterbringen, als bei Aristarch und seiner Schule, wenn wir selbst aus unserem verstümmelten und durchaus nicht unbedingt zuverlässigen Aristonicus[3]) die ganz sichere Bürgschaft haben, dass er seine Aufmerksamkeit gerade auf diese Seite der von Homer abweichenden Darstellung gerichtet hat? Dabei ist es natürlich ganz gleichgiltig, ob wir heute noch die Richtigkeit einer solchen Bemerkung an unserem so beschränkten Material kontrollieren können oder nicht. In unserem Falle lehrt uns heute noch Eur. Hec. 143 und I. A. 522 die Stichhaltigkeit derselben. Mögen auch die engen Grenzen, die wir gerade bei dieser Klasse von Scholien — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe bei dem traurigen Zustand der Überlieferung des gesamten Scholienmaterials vorderhand dahingestellt

---

[1]) Vgl. Bernoulli, röm. Ikonographie p. 67—69 Fig. 5 und Helbig, Führer durch Rom I S. 328.

[2]) Hier sei nur verwiesen auf Ariston. Αἰσχύλος *B* 862 (cf. *Γ* 184) *Θ* 70 **Ι* 593 **Χ* 209, 351, Εὐριπίδης *B* 45 (Phoen. 26 und 812) 353 (Palamedes) *Π* 718, Σοφοκλῆς *B* 649 (mit Lehrs' feiner Bemerkung), *Ι* 575, Ἀστυδάμας *Ζ* 472 (cf. N² fr. 2 p 778). Aber unter dem Kollektivbegriff οἱ νεώτεροι in den Scholien sowohl zur Ilias als auch zur Odyssee stecken meistenteils, wenn auch nicht durchweg, Beziehungen auf die Tragiker. Das ergibt sich schlagend aus Ariston. zu *Ζ* 457, wo von der Andromache gesagt wird

καί κεν ὕδωρ φορέοις Μεσσηΐδος ἢ Ὑπερείης

ὅτι κατὰ τὸ προστυχὸν οὕτως εἰπόντος Ὁμήρου οἱ νεώτεροι τῷ ὄντι ὑδροφοροῦσαν εἰσάγουσιν αὐτήν.

[3]) Wie angebracht die Mahnung zur Vorsicht in unserem Urteil über die Leistungen Aristarchs war, da wir Auszüge aus dem von seiner Hand geschriebenen Originalkommentar nicht besitzen (Hom. Stud. p. 436), dafür kann ich mich heute auf das Urteil von Diels, Didymos, Kommentar zu Demosthenes p. XXXI berufen. Didymos berichtet *B* 111 davon, dass er Aristarchs ὑπομνήματα in besseren und schlechteren Exemplaren vor sich hatte. Aber es ist sehr zweifelhaft, ob desswegen diese variierenden Exemplare als Kollegheft̄e und nicht vielmehr als mehr oder minder fehlerhafte und verstümmelte Abschriften des Originalkommentars (der vermutlich im Brande Alexandreias untergegangen war) anzusehen sind.

— der freien Bewegung der Tragiker gezogen sehen, uns am Ende pedantisch und durch und durch unsympathisch erscheinen, aber d e r Schluss ist doch unabweislich und geradezu zwingend, dass dergleichen Beobachtungen nach der sprachlichen, sachlichen, mythologischen und ästhetischen Seite nur auf Grund einer nach allen diesen Gesichtspunkten unternommenen Durcharbeitung der tragischen Dichter gemacht werden konnten. Trifft diese Annahme aber zu — und trotz wiederholten scharfen Nachdenkens konnte ich und kann ich einen andern Ausweg nicht finden —, dann hätten wir in dem Originalkommentar Aristarchs die reichste und reifste Frucht seines Geistes und seiner Gelehrsamkeit zu erkennen und anzuerkennen. Von der Grösse und Bedeutung desselben geben uns heute Didymus und Aristonicus nur ein schwaches, undeutliches und auch nicht immer richtiges Bild. Eine erfolgreiche und durchaus befriedigende und abschliessende Rekonstruktion desselben ist bei der Natur dieser und noch mehr der anderen Quellen vollständig ausgeschlossen. Aber die Bausteine, die aus der Zerstörung desselben noch übrig geblieben und da und dort zerstreut liegen, zu heben, verlohnt sich wohl der Mühe. Und so wollen wir uns hier einmal an eine solche Aufgabe machen.

In der letzten Zeit länger durch eine Betrachtung der Königsgestalten bei den drei griechischen Tragikern festgehalten, stiess ich bei Eustathius auf eine durchaus noch nicht verwertete und höchst beachtenswerte Notiz, aus welcher der Geist der Aristarchischen Erklärungsmethode deutlich zu uns spricht. Dieselbe ist zu der schönen Stelle von *B* 100 ff. von dem *σκῆπτρον* des Agamemnon gegeben, zu einer Stelle, die für richtige Auffassung des Heroenkönigtums von ausschlaggebender Bedeutung ist (Thyestes hinterliess das Skepter dem Agamemnon *B* 108 *πολλῇσιν νήσοισι καὶ Ἄργεϊ παντὶ ἀνάσσειν*), und hat folgenden Wortlaut 185, 4: *τὸ δὲ πολλαῖς νήσοις καὶ Ἄργεϊ παντὶ δεῖγμά ἐστι τοῦ μὴ ἁπλῶς χειροτονητὸν εἶναι εἴτ' οὖν αἱρετὸν βασιλέα τὸν Ἀγαμέμνονα κατά τινας, οἷς καὶ Εὐριπίδης ἐν τῇ κατ' αὐτὸν Ἰφιγενείᾳ συνηγορεῖ.* Schreiben wir für *ἐν τῇ κατ' αὐτὸν*: *ἐν τῇ κατ' Αὖλιν Ἰφιγενείᾳ*, so ist mit Hinweis auf V. 84 ff. einmal der richtige Sinn hergestellt, sodann aber auch die Bedeutung der Bemerkung im Systeme der Aristarchischen Exegese deutlich erkannt. Dieselbe ist äusserst instruktiv und verlohnt schon eine nähere Betrachtung.

Zu den greulichsten Verwüstungen, welche Euripides an dem alten *μῦθος* angerichtet hat, gehören seine anachronistischen Attentate auf das Heroenkönigtum, mit denen man sich kaum jemals trotz der fein gedrechselten Programmreden in seinen Hiketiden und Herakliden wird versöhnen können. Euripides hat in einigen seiner Stücke wohl zuerst den letzten und äussersten Schritt getan, indem er die Demagogen des Marktes mit dem Purpurmantel der Könige drapierte. Aus dem verklärenden Schimmer des *μῦθος* heraus — in den Staub und den Schmutz der Alltäglichkeit![1]) Aber Beobachtungen, wie die soeben

---

[1]) Wir dürfen nicht bloss, sondern wir müssen sogar von einer V e r k l ä r u n g durch den *μῦθος* sprechen, wenn wir eine Stelle lesen, wie Pseudodem. *ἐπίταφ.* § 9 von den Perserkriegen: *ἃ δὲ τῇ μὲν ἀξίᾳ τῶν ἔργων οὐδέν ἐστι τούτων* (der Amazonenschlacht — der Verdienste um die Herakliden etc.) *ἐλάττω, τῷ δὲ ὑπογυιότερα εἶναι τοῖς χρόνοις οὔπω μ ε μ υ θ ο λ ό γ η τ α ι οὐδ' εἰς τὴν ἡ ρ ω ι κ ὴ ν ἐπανῆκται τ ά ξ ι ν* (cf. Plat. Menex. 239 C), und die Antwort, welche Theokrit XV, 90 den Frauen in den Mund legt

Συρακοσίαις ἐπιτάττεις
ὡς εἰδῇς καὶ τοῦτο· Κορίνθιαι εἰμὲς ἄνωθεν
ὡς κ α ὶ ὁ Β ε λ λ ε ρ ο φ ῶ ν

dürfte doch wohl kaum stilisiert, sondern dem innigsten Empfinden des Volkes abgelauscht sein. Über den Charakter der m y t h e n b i l d e n d e n Zeit hat R o h d e, Griech. Roman[2] p. 21 gegenüber das Wort

angeführte, durch die tragische Trias hindurch verfolgt, sind auch vom historischen Gesichtspunkt aus äusserst lehrreich als ein untrüglicher Gradmesser der grösseren und geringeren Abhängigkeit der Dichter von Zeit- und Volksstimmung. Insbesondere ist es der Antagonismus zwischen Athen und Sparta, die unselige Hegemoniefrage, welche mit mehr oder minder starkem Wellenschlag in das Kunstwerk hineinflutet. Bei Aeschylus — der als Theologe und Dichter, wie die Eumeniden zeigen, der Dramatisierung aktueller Tagesfragen oder anachronistischen Projicierungen überhaupt nicht aus dem Wege geht — davon in seinem Agamemnon auch nicht die leiseste Spur Ag. 42 ff., ganz entsprechend dem wirklichen Stande der Verhältnisse. Ganz anders, sobald die Frage bestimmtere Formen annimmt, sich allmählich zu dem Konflikte zuspitzt, der dann auch wirklich zu dem Unglückskrieg geführt hat. Das kann man sogar bei Sophokles beobachten, der doch sonst Wallungen und Stimmungen des Tages nur einen sehr geringen oder gar keinen Einfluss auf seine dichterische Arbeit gestattet. Nur in einem Stücke weicht er, sicher nicht zum Vorteil seiner hohen Kunst, von diesem sonst strenge festgehaltenen Grundsatze ab, in seinem Aias, der denn auch, verglichen mit allen anderen Stücken, freilich nicht bloss aus diesem Grunde allein, eine Ausnahmestellung einnimmt. Zu dem Bilde des Agamemnon und Menelaos im zweiten Teile hat die Meinung und der Hass des Tages gegen das Spartanertum die wesentlichsten Züge beigesteuert. Ganz besonders verrät aber die Rede des Teukros 1097 ff. von Anfang bis zu Ende ihren Zuschnitt und Bau nach der aktuellen Frage des Tages. Welchen Widerhall müssen die Worte

Σπάρτης ἀνάσσων ἦλθες, οὐχ ἡμῶν κρατῶν

bei den Tausenden von gleichgestimmten Hörern gefunden haben?[1])

Hier berührt sich Sophokles ganz nahe mit Euripides, der noch ganz anders und zwar direkt und ohne Umschweife die Schale seines wilden Zornes und seiner leidenschaftlichen

---

Useners seine volle Geltung: „Als das altfranzösische Epos entstand, waren bereits in Geistlichkeit und Klöstern feste Punkte der Bildung gegeben. Wir dürfen nicht vergessen, dass die Sagenhaftigkeit einer geschichtlichen Periode in umgekehrtem Verhältnis zur Bildungsstufe des Volkes steht“ (Sitzgsber. der Wien. Akad. 1897, phil.-hist. Kl. p. 13).

[1]) In ganz vorzüglicher Weise sind hier die alten Erklärer den Reden der beiden Gegner gerecht geworden. So ist zur Rede des Menelaos bemerkt Schol. 1052 *πρῶτον κεφάλαιον, ὅτι ἐπίβουλος ἦν τῶν Ἑλλήνων, δεύτερον ὅτι ἀπειθής. ἐντεῦθεν δὲ τὴν πρόφασιν τῆς ἀντιλογίας λήψεται ὁ Τεῦκρος* (1109) *ὅτι οὐκ εἰσὶν αὐτῷ βασιλεῖς οἱ Ἀτρεῖδαι* und zu 1109 *τὸν περὶ τῆς ἐπιβουλῆς λόγον ἀποφεύγει, ὡς δυσανάτρεπτον, ἐνδιατρίβει δὲ τῷ ὅτι οὐ πάντων εἰσὶν ἄρχοντες.* Solche rhetorische Scholien, die in trefflicher Formulierung die Wege der *διάνοια* wie mit einem Schlage beleuchten, dürften wohl der besonderen Aufmerksamkeit der neueren Erklärer empfohlen werden. Jahrelange Studien haben mich davon überzeugt, dass hier, wenn auch durchaus nicht ausnahmslos, in der endlosen und unerquicklichen Spreu die einzigen gesunden Körner sind, welche des Aufhebens lohnen. So ist wieder treffend und in der gleichen ausgezeichneten Formulierung der rhetorische Status klar gelegt für die Verteidigungsrede des Kreon OC. 939: *τὴν ῥητορείαν παραφύλαξον, εἰ τῶν μὲν κατηγορηθέντων οὐχ ἅψεται, καινὰ δέ τινα ἐνθυμήματα καὶ πάνυ εὔλογα ἐξευρίσκων ἀντερεῖ.* Wem es ernstlich um das Eindringen in die Gänge der dichterischen *διάνοια* zu tun ist und wer von Rhetorik etwas versteht, darf doch wohl eine solche Perle nicht am Wege liegen lassen. Der Charakter des Odysseus im Philoktet und der des Kreon in unserem Stück wird gehoben und gewissermassen geadelt durch die rücksichtslose Durchführung einer im Interesse und zum Heile eines grossen Ganzen unternommenen Aufgabe. Cf. Plut. Alk. 36, 6 *μιμούμενος τοὺς ἀρίστους Λακεδαιμονίων, οἷς ἓν καλὸν ἁπλῶς καὶ δίκαιόν ἐστι* (OC. 880) *τὸ τῆς πατρίδος συμφέρον*, eine geradezu glänzende Illustration des bekannten Satzes der Poetik 1454[b] 14 ff.

Empörung durch die Personen seiner Stücke über die Spartaner ausgiesst. Am heftigsten in der Andromache V. 446 ff. (cf. Acharner 308). Mag das Stück in Athen oder anderswo aufgeführt worden sein, in solchen leidenschaftlichen Ergüssen, in solchen zugespitzten Wendungen, wie wir sie bei Sophokles lesen, kann man einerseits die echte Glut eines feurigen Patriotismus erkennen, andererseits legt aber ein so starkes und aufdringliches Hinarbeiten auf die Erringung der Volksgunst den Gedanken nahe, dass man mit der Kaptivierung derselben die besten Aussichten auf den Preis errang, vorausgesetzt natürlich, dass die Stimme des Volkes bei der Verteilung gehört wurde oder gar den Ausschlag gab. Betrachten wir nun aber die Rückwirkung der Hegemoniefrage auf Euripides, so hat er ihr, sei es im Banne seiner eigenen Überzeugung, sei es durch die allzu starke Spekulation auf die Volksgunst veranlasst, den allerweitesten Einfluss auf Gestaltung seiner *διάνοια* eingeräumt. Für ihn war die Erwähnung der für Aeschylus noch ganz unanstössigen Führerschaft der beiden Atriden ein gar heikles Thema, das äusserst vorsichtige Behandlung verlangte.

Dass er die Vormachtstellung der beiden Atriden an sich nicht anerkennt, sondern nur eine Führerschaft zu einem ganz bestimmten Zwecke als aus der freien Wahl der Hellenen hervorgegangen betrachtet, haben wir bereits oben S. 583 kennen gelernt. In Übereinstimmung damit steht das Wort der Elektra an die Mutter El. 1081

ἄνδρ' εἶχες οὐ κακίον' Αἰγίσθου πόσιν,
ὃν Ἑλλὰς αὑτῆς εἵλετο στρατηλάτην.

Es verschlägt ihm nicht das mindeste, dass er die Tochter des Agamemnon so sprechen lässt. Ebenso im Munde des Orestes Or. 1167

Ἀγαμέμνονός τοι παῖς πέφυχ', ὃς Ἑλλάδος
ἦρξ' ἀξιωθείς, οὐ τύραννος, ἀλλ' ὅμως
ῥώμην θεοῦ τιν' ἔσχ'.

Aber das Thema hat auch eine ganz intime Behandlung durch ihn gefunden im Stile — man wird kaum anders sagen können — advokatischer Rabulistik. Ganz unbedachtsamer Weise hat Peleus Androm. 606 ff.

κἄπειτ' ἐκείνης οὕνεχ' Ἑλλήνων ὄχλον
τοσόνδ' ἀθροίσας ἤγαγες πρὸς Ἴλιον·

das verfängliche Wort zu Menelaos gesprochen und damit sich die grösste Blösse gegeben. Der schlaue Spartaner nützt denn auch dieselbe sofort zu seinem Vorteil aus Androm. 679 ff.

γέρων, γέρων εἶ· τὴν δ' ἐμὴν στρατηγίαν
λέγων ἔμ' ὠφελοῖς ἂν ἢ σιγῶν πλέον.

Mehr kann man wirklich nicht verlangen! Wie schön hätte nun Peleus Androm. 694 ff. seinen Heldensohn Achilleus gegen den Spartaner ausspielen können. Aber klüglich vermeidet er diesen Fehler, um damit nicht auch durch den Einzelfall der Vormachtstellung Spartas ein weiteres Zugeständnis zu machen. Daher die Flucht in die Allgemeinheit mit einem aus der niedrigsten Sphäre der Demokratie hergeholten Raisonnement über die *στρατηγοί*.

Hat man sich so mit den führenden Gedanken des Dichters in der Frage vertraut gemacht, dann kann man nie und nimmer als richtig anerkennen, was wir heute Hel. 395 ff. lesen, wo Menelaos von sich selber also spricht

τύραννος οὐδὲν πρὸς βίαν στρατηλατῶν,
ἑκοῦσι δ' ἄρξας Ἑλλάδος νεανίαις,

sondern es muss unbedingt mit Hartung gelesen werden *τύραννος οὔτε* (vielmehr wohl *οὐδέ* cf. Wecklein zu Agam. 537, Hec. 373 und Thukyd. VIII, 99, 1. St.) und nach bekanntem Sprachgebrauch *οὐ* zu *τύραννος* ergänzt werden. Nur so kommt der Gegensatz richtig heraus. Wer nun aber diese unbedingt gebotene Änderung mit der Einwendung als unstatthaft im Munde des Menelaos zurückweisen möchte, der möge sich an die obigen Worte der Elektra und des Orestes und die unzähligen Sünden erinnern, die Euripides in Beziehung auf das *μιμητόν* auf dem Gewissen hat. Demnach erweist sich eine genaue Betrachtung und Verfolgung einer solchen Bemerkung, wie die oben S. 583 aus Eustathius angeführte, als ergiebig und fruchtbar zur Aufhellung der leitenden Motive des dichterischen Schaffens, und haben dieselben im System der Aristarchischen Exegese keine unwichtige Rolle gespielt. Wenn auch am Ende nicht vom Standpunkt der poetischen Freiheit, so sind sie doch alle vom Standpunkt der philologischen Akribie durchaus gerechtfertigt, und vollständig legitimiert haben sie denn auch Eingang gefunden in die Kommentare und Werke der Modernen.

Aber in ästhetischer Beziehung können Anachronismen auch wirklich Verirrungen sein, wie das Beispiel des Euripides deutlich zeigt. Man mag ja die poetischen Zwecke in der Iphig. Aul. recht gerne anerkennen und darin eine Entschuldigung suchen und finden, aber man erschrickt doch, wenn man von Äschylus und Sophokles kommt, vor den Mitteln, die zur Erreichung derselben in Bewegung gesetzt werden. Wenn Agamemnon Iph. Aul. 446 sich ungescheut dahin ausspricht

τὸν ὄγκον ἔχομεν, τῷ δ' ὄχλῳ δουλεύομεν,

wenn sich derselbe von seinem Bruder seine Stimmenjagd V. 335 ff. vorrücken lassen muss, seine Abhängigkeit von dem gefährlichen Demagogen Odysseus selbst hervorhebt V. 524 ff. und so sich und seine Familie von dem auf dem Zug nun einmal bestehenden Heere bedroht darstellt V. 1269 ff. (cf. 1012), so ist das eben ein bejammernswerter Schattenkönig, und selbst in dem Munde seiner Gemahlin will uns das Wort V. 629

ὦ σέβας ἐμοὶ μέγιστον, Ἀγαμέμνων ἄναξ,

das Wort von der „Majestät" wenig angebracht erscheinen, mir wenigstens klingt es ins Ohr wie ein Ton aus einer ganz anderen Welt.

Die nach dieser Richtung von Aristarch angestellten Beobachtungen haben denselben zugleich zur Feststellung einer anderen hochwichtigen Tatsache geführt, zur Negierung der Anachronismen bei Homer, mit der wir uns nun zunächst zu beschäftigen haben. Das uns zu diesem Zwecke in den Scholien zur Verfügung stehende Material ist leider ein äusserst bescheidenes und harrt noch seiner Ergänzung durch Nachrichten bei anderen alten Autoren (cf. Lehrs Aristarch S. 229 u. a.).

Velleius Paterculus III, 1 ff. spricht von Thessalien, ante Myrmidonum vocitata civitas[1]) und fährt dann weiter: Quo nomine mirari convenit eos, qui Iliaca componentes

---

[1]) Schwere Bedenken hatte ich seit langem über den Artikel bei Lehrs Aristarch p. 225. Liest man nämlich bei Ariston. zu *B* 530 über *Ἑλλάς . . . ἀλλὰ μίαν πόλιν Θεσσαλίας, ἧς τοὺς οἰκήτορας Ἕλληνας λέγει*, *I* 447 *ὅτι πάλιν τὴν Θετταλικὴν πόλιν οὕτως λέγει* (?), *I* 478 a) Textsch. *πρὸς τὴν Ἑλλάδα, ὅτι Φθιωτικὴ*

tempora de ea regione ut Thessalia commemorant. Quod cum alii faciunt, tragici (cf. Strabo XII, 573, XIV, 665, 675) frequentissime faciunt, quibus minime id concedendum est; nihil enim ex persona poetae, sed omnia sub eorum, qui illo tempore vixerunt, disserunt. Dann ib. § 3 von Ephyra (Lehrs Arist. p. 228): Neque est, quod miremur ab Homero nominari Corinthum; nam ex persona poetae et hanc urbem et quasdam Ionum colonias eis nominibus appellat, quibus vocabantur aetate eius multo post Ilium captum conditae. Zum Teil schon Lehrs Ar. p. 228, vor allem aber Rohde (Rhein. Mus., 36. Bd., p. 551, Anm. 1; cf. auch Sauppe A. Schr. S. 67) haben erkannt, dass aus diesen Worten Aristarch-Apollodor zu uns spricht.

Die Beobachtung über Ephyra hat durch Lehrs a. a. O. ihre Erledigung gefunden. Wir wollen zu dieser geographischen sogleich noch eine kosmische Eigentümlichkeit fügen, die ebenfalls von Aristarch richtig beobachtet und von Lehrs hervorgehoben worden ist p. 173 ff.; aber auch dieser Artikel bei L. bedarf einer genauen Revision und darum können wir uns von dem Abdruck der Scholien nicht entbinden. Dieselbe betrifft die Vorstellung vom Aufgang und Untergang der Sonne, wie sie verschieden zum Ausdruck kommt im Munde des Dichters und im Munde der sprechenden *πρόσωπα*.

a) Im Munde des Dichters *H* 422 (*τ* 433, 434)

ἠέλιος μὲν ἔπειτα νέον προσέβαλλεν ἀρούρας
ἐξ ἀκαλαρρείταο βαθυρρόου Ὠκεανοῖο

und *Θ* 485 *ἐν δ' ἔπεσ' Ὠκεανῷ λαμπρὸν φάος ἠελίοιο.*

Dazu ist nun bemerkt ad *H* 422 *ὅτι αὐτὸς μὲν ἐξ Ὠκεανοῦ ἀνατέλλειν καὶ εἰς Ὠκεανόν φησι καταδύεσθαι τὸν ἥλιον, ὁπόταν δὲ πρόσωπον ἡρωικὸν εἰσάγῃ ὑπὲρ γῆς καὶ ὑπὸ γῆν. τὸ αὐτὸ δὲ ποιεῖ καὶ ἐν Ὀδυσσείᾳ.* Ad *Θ* 485 *ὅτι αὐτὸς μὲν εἰς Ὠκεανὸν δύνοντα καὶ ἐξ Ὠκεανοῦ ἀνίσχοντα λέγει, ἐξ ἡρωικοῦ δὲ προσώπου οὐκέτι.* Ganz in demselben Vorstellungskreise sind auch *Σ* 239 ff. und *ψ* 243 gehalten, zu denen keine ähnlichen Scholien vorliegen. Demnach musste Aristarch auch *γ* 1 *λίμνη* vom Okeanos interpretieren. Cf. Carnuth ad l. und Ariston zu *Φ* 246 . . . *διὸ καὶ τὸν Ὠκεανὸν λίμνην καλεῖ.*

πόλις; b) Rdsch. *Ἑλλὰς πόλις ὁμώνυμος τῇ χώρᾳ „Μυρμιδόνες δὲ καλεῦντο καὶ Ἕλληνες“* (*B* 684), dann muss auffallend erscheinen *I* 395 *ὅτι τὴν Θεσσαλίαν οὕτως λέγει μόνην, τὴν δὲ ὅλην ἤπειρον οὐκ οἶδεν οὕτως καλουμένην.* Da bietet nun A für *Θεσσαλίαν Θετταλικήν* und nach Analogie der oben angeführten Stellen könnte man nur zu leicht auf die Vermutung kommen, zu schreiben *τὴν Θετταλικὴν ⟨πόλιν⟩*. Davon wird uns aber wohl das folgende *τὴν δὲ ὅλην ἤπειρον* abhalten, das doch wohl nur im Gegensatz zu einem anderen *ἤπειρος* = Thessalien gedacht werden kann. Auf alle Fälle muss aber *τὴν Θετταλικήν* (= *χώραν*) aus A gehalten und neben *Φθίη Ἑλλάς* als Landschaftsnamen gefasst werden. Nicht so leicht ist hingegen mit dem Doppelscholion zu *I* 478 ins Reine zu kommen. Dass beide verkürzt sind, ist klar. Wenn nun aber Phoenix sagt

φεῦγον ἔπειτ' ἀπάνευθε δι' Ἑλλάδος εὐρυχόροιο,

so ist der Gedanke an eine einzelne Stadt vollständig ausgeschlossen (cf. Schol. A bei Dindorf) und man erwartet umgekehrt *Ἑλλὰς χώρα ὁμώνυμος τῇ πόλει,* wie Ähnliches Aristarch bei *Λακεδαίμων* konstatierte Q zu *δ* 1 *ποτὲ μὲν τὴν πόλιν λέγει Λακεδαίμονα* (wie hier), *ποτὲ δὲ τὴν χώραν* (wie *φ* 13 und *B* 681). Cf. *φ* 13 *νῦν ἐπὶ τῇ Λακωνικῇ χώρᾳ, ἧς μέρος κατὰ τοὺς ἡρωικοὺς χρόνους ἡ Μεσσήνη.* So wird Aristarch einen Ausweg aus dem Dilemma gesucht haben, von dem uns BL zu *B* 683 berichten *οἱ μὲν πόλιν μίαν, οἱ δὲ πᾶσαν Φθιῶτιν, ὃ καὶ βέλτιον.*

b) Im Munde der ἡρωικὰ πρόσωπα

Nestor Λ 735 εὖτε γὰρ ἠέλιος φαέθων ὑπερέσχεθε γαίης.[1])
Odysseus κ 191 ὦ φίλοι, οὐ γάρ τ' ἴδμεν, ὅπη ζόφος οὐδ' ὅπη ἠώς,
οὐδ' ὅπη ἠέλιος φαεσίμβροτος εἶσ' ὑπὸ γαῖαν
οὐδ' ὅπῃ ἀννεῖται.
Mentor γ 335 ἤδη γὰρ φάος οἴχεθ' ὑπὸ ζόφον.

Zu Λ 735 lesen wir ὅτι ἐξ ἡρωικοῦ προσώπου ὑπὲρ γῆς τὴν ἀνατολὴν λέγει, αὐτὸς δὲ ἐκ τοῦ ἰδίου προσώπου ἐξ Ὠκεανοῦ. Zu κ 191 fehlt das diesbezügliche Scholion, hingegen ist zu γ 335 bemerkt ἡρωικὸν πρόσωπόν ἐστι τὸ λέγον,[2]) ὁ δὲ ποιητὴς εἰς Ὠκεανὸν τὴν δύσιν καὶ ἐξ Ὠκεανοῦ τὴν ἀνατολήν φησι γίνεσθαι. Wie sich Aristarch mit der so merkwürdigen Stelle μ 1 ff. abgefunden hat, können wir nicht mehr ermitteln. Ob mit ὅτι τερατεύεται τὰ περὶ τῆς νήσου Αἰαίας (cf. Schol. μ 3, 446, 12 Dind.), müssen wir also dahin gestellt lassen.[3]) Freilich muss die Frage aufgeworfen und beantwortet werden, ob denn diese wichtige und durch die angeführten Stellen aus Ilias und Odyssee bestätigte Beobachtung dem Kritiker den Dienst geleistet, den wir ihr zugewiesen, und ihm das Recht gab, Anachronismen bei Homer zu läugnen. Nun ist ja von vornherein klar und auch durch die Tatsachen zur Genüge bewiesen, dass die Gelehrten von Alexandria von ganz anderen Fragen bewegt wurden als die heutigen, wir demnach nicht den richtigen Weg einschlagen, wenn wir dieselben ohne genauere Prüfung in die Bahnen der Modernen drängen. Auf diesen dürfen wir also die ἀναφορά schwerlich suchen. Ist es doch gar nicht ausgeschlossen, dass der Wortlaut am Schlusse des Schol. Η 422 τὸ αὐτὸ δὲ ποιεῖ καὶ ἐν Ὀδυσσείᾳ uns doch zunächst einmal an die Chorizonten verweist, denen der aus dieser Übereinstimmung sich ergebende bündige Schluss entgegen gehalten werden sollte: ὁ αὐτὸς ἄρα ποιητής. Aber mit dieser vielleicht ersten und ursprünglichen Tendenz ist eine zweite, worauf ja die gleich zu besprechenden analogen Fälle hinweisen, die Verwertung im Sinn der Modernen, durchaus vereinbar.

Wir lesen nämlich bei Aristonicus noch folgende wichtige Beobachtungen: über die Reitkunst Ο 679 ὅτι κέλητα αὐτὸς μὲν οἶδε, χρωμένους δὲ τοὺς ἥρωας οὐ συνίστησιν, die scheinbar widersprechenden Stellen Κ 499 (513) werden erledigt διὰ τὴν περίστασιν ἀναγκασθέντες ἐπὶ γυμνοῖς τοῖς ἵπποις καθίζουσιν οἱ ἥρωες, συναρτήσαντες αὐτοὺς τοῖς ἱμᾶσιν.[4])

---

[1]) Diese Auffassung der Stelle war Aristarch nahe gelegt durch V. 723
ἐγγύθεν Ἀρήνης, ὅθι μείναμεν ἠῶ δῖαν,
also verstand er den angeführten Vers vom Aufgang der ἠώς und nicht etwa von einem späteren Momente und interpretierte konform den übrigen Stellen „aus der Erde emporgestiegen war“.

[2]) Der Text des Schol. durfte von Carnuth nicht geändert werden; es ist eben im folgenden ein Gedanke ausgefallen, wie ⟨διὸ ζόφος περὶ τῶν πρὸς δύσιν μερῶν τῆς γῆς ἀκουστέος⟩.

[3]) Der Beobachtung widerspricht nur die nach Hom. Studien p. 431 (Abh. der Münchn. Akad. XXII. Bd. II. Abt.) bereits von den Alten angemerkte Stelle χ 197 und dass Eumaeus ein geborener νησιώτης und jetzt auf einer Insel wohnend so spricht, muss uns ganz natürlich erscheinen. Aber der Ithakesier Odysseus wird doch κ 191 ff. in der gewöhnlichen Vorstellung befangen gehalten, Grund genug, vorerst auf die Ausnützung nach der Seite „altländischer“ Dichtung zu verzichten.

[4]) Die Schlussworte καὶ μιμεῖται τὸ γινόμενον ἐν ταῖς ταραχαῖς gehören wohl schwerlich in diesen Zusammenhang. Wenn sie Aristonicus-Aristarch überhaupt gehören, dann können sie nur zur Erläuterung der Worte 500 ff. ἐπεὶ οὐ μάστιγα φαεινὴν ποικίλον ἐκ δίφροιο νοήσατο χερσὶν ἑλέσθαι beigeschrieben worden sein.

Die Erwähnung der Trompete *Σ* 219 *ὅτι αὐτὸς οἶδε σάλπιγγας, χρωμένους δὲ τοὺς ἥρωας οὐκ εἰσάγει* (cf. Schol. *Φ* 388 und Phoen. 1377 Schw.). Das Kochen des Fleisches *Φ* 362 *ὅτι ⟨αὐτὸς μὲν⟩ οἶδεν ἕψησιν κρεῶν, χρωμένους δὲ τοὺς ἥρωας οὐ παρεισάγει* (cf. Athen. 25 D).

Zu einer etwas anderen Gedankenreihe führen uns zwei weitere Beobachtungen. Zunächst die vielbesprochenen Bemerkungen über das *γράφειν* (cf. *γραπτύς ω* 229, *ἐπιγράφω* *Δ* 139, *N* 553, *Λ* 388, *χ* 280), worüber auf Lehrs Arist. p. 95 ff. und Blätter für bayer. Gymnsch. XXI, 289 ff. verwiesen werden soll.[1]) Dieselben sind von den beiden vorausgehenden Klassen insofern verschieden, als sie alle in dem Satze gipfeln, dass weder der Dichter ex sua persona noch die redenden Helden jemals der Schreibkunst Erwähnung tun. Wenn wir nun die vielen, mit einem wahren Bienenfleiss von Dziatzko in seinen „Untersuchungen über das antike Buchwesen" p. 19 ff. zusammengetragenen Stellen übersehen, in welchen uns von den Tragikern die Helden des Heroenzeitalters als schreibend vorgeführt werden, so werden und dürfen wir uns auch keinen Augenblick besinnen, allen den über *γράφειν* gemachten Beobachtungen zunächst einmal diesen Bezug zuzuweisen.

Den Schluss unserer Aufzählung mögen die Beobachtungen über die homerische Darstellung in betreff des Verzehrens von Fischen bilden. Darüber lesen wir zu *Π* 747 *πρὸς τοὺς χωρίζοντας· φασὶ γὰρ ὅτι ὁ τῆς Ἰλιάδος ποιητὴς οὐ παρεισάγει τοὺς ἥρωας χρωμένους ἰχθύσιν, ὁ δὲ τῆς Ὀδυσσείας* (*δ* 368, *μ* 330/1). *φανερὸν δὲ ὅτι, εἰ καὶ μὴ παράγει χρωμένους, ἴσασιν, ἐκ τοῦ τὸν Πάτροκλον ὀνομάζειν „τήθεα". νοητέον δὲ τὸν ποιητὴν διὰ τὸ μικροπρεπὲς*[2]) *παρῃτῆσθαι. καὶ μὴν οὐδὲ λαχάνοις παρεισάγει χρωμένους, ἀλλ' ὅμως φησὶ „δμῶες Ὀδυσσῆος τέμενος μέγα κοπρήσοντες"* (*ρ* 299?). Da wir dieses Schol. zum Ausgangspunkt einer wichtigen Entscheidung nehmen werden, so müssen wir etwas länger bei der durch dasselbe angeregten Sache verweilen.

Als ein Zeichen für die Netzfischerei kann das Wort des Sarpedon *E* 487 nicht unbedingt ausgenützt werden (cf. Hom. Stud. p. 431), die Angelfischerei ist *Π* 406, *μ* 251 in einer jeden Zweifel ausschliessenden Weise erwähnt. Also konnte es Aristarch auch nicht beifallen, eine Unbekanntschaft der Heroenzeit mit der Fischnahrung festzustellen. Wenn er sich nun aber gar Stellen gegenüber sah, wie

κ 124 *ἰχθῦς δ' ὥς πείροντες ἀτερπέα δαῖτα φέροντο*
τ 113 *θάλασσα δὲ παρέχῃ ἰχθῦς*
χ 386 *ὥς τ' ἰχθύας, οὕς θ' ἁλιῆες*
κοῖλον ἐς αἰγιαλὸν πολιῆς ἔκτοσθε θαλάσσης
δικτύῳ ἐξέρυσαν πολυωπῷ,

---

[1]) Dass Aristarch doch wohl in Übereinstimmung mit dem gesamten Altertum die Schreibkunst bei Homer voraussetzte und demnach die Gedichte als von ihm schriftlich fixiert annahm, ist dort mit Hinweis auf *P* 719 *εἰ δὲ Ὅμηρος ἔγραφε τὸν Ἀχιλλέως θάνατον* und auf *M* 22 *ὅτι ἀνέγνω Ἡσίοδος τὰ Ὁμήρου* erhärtet worden. Diesen beiden Stellen soll noch hinzugefügt werden *Θ* 535 ff .. *εἰς γὰρ τὴν αὐτὴν γεγραμμένοι εἰσὶ διάνοιαν.* Auch dem von Christ zuerst ausgesprochenen und wegen *ἐν πίνακι πτυκτῷ* durchaus berechtigten Gedanken war Aristarch nahe getreten, wie der Anfang des Scholions bezeugt *Z* 169 *ὅτι ἔμφασίς ἐστι* (cf. *Λ* 699 *ὅτι φαντασίαν ὁ τόπος ἔχει* . . . .) *τοῦ τῆς λέξεως γράμμασι χρῆσθαι*, hat ihn aber wohl mit Hinweis auf V. 176 *καὶ ᾔτεε σῆμα ἰδέσθαι* als nicht berechtigt zurückgewiesen.

[2]) Damit sind BT in Übereinstimmung, kostbar ist nun aber die folgende Auffassung *κρέασι δὲ ὀπτοῖς χρῆσθαι αὐτούς φησιν, ἵνα καὶ ἐπ' Ἀχιλλέως εἰπεῖν δυνηθῇ „τῷ δ' ἔχεν Αὐτομέδων, τάμνε δ' ἄρα δῖος Ἀχιλλεύς"* (*I* 209). *ὅρα δὲ οἷον ἦν ἰχθὺν καθαίρειν τὸν τῆς Θέτιδος ἢ τὸν ζωμὸν* (*Φ* 362) *ἕψειν.*

so war damit jeder Zweifel ausgeschlossen, und so lesen wir denn auch zu der ersten Stelle *δῆλον ἐκ τούτου, ὅτι ᾔδεσαν ἰχθύων τροφήν.* Nun galt es noch, der so zuversichtlichen Behauptung der Chorizonten, dass der Dichter der Odyssee *τοὺς ἥρωας παρεισάγει χρωμένους ἰχθύσιν* die Spitze abzubrechen, und das geschah mit Hinweis auf die Stellen *δ* 368 *μ* 330 ff., wo durch *ἔτειρε δὲ γαστέρα λιμός* und *ἀλητεύοντες ἀνάγκῃ* das Singuläre und Ausnahmsweise des Vorganges nachdrücklichst hervorgehoben ist. Also auf den Tafeln der Helden vor Ilion, auf den Tafeln der Phäaken und Freier u. a. fehlen die Fische, trotzdem die Bekanntschaft der damaligen Zeit mit der Angel- und Netzfischerei nicht in Abrede gestellt werden kann.[1])

Wenn man auch nicht sofort ins Klare kommt über die Rolle, welche einzelne dieser feinen Beobachtungen im Systeme Aristarchs gespielt haben, die Schlüsse daraus ergeben sich von selbst und lassen sich dahin zusammenfassen:

a) die vom Dichter redend eingeführten Personen des Heroenzeitalters huldigen in gewissen geographischen und kosmischen Dingen anderen Vorstellungen, als der Dichter selbst;

b) der Dichter zeigt sich mit gewissen kulturellen Erscheinungen des Krieges und des Friedens vertraut, mit welchen die Helden in seiner Darstellung unbekannt erscheinen;

c) Homer, obwohl mit der Kunst des Lesens und Schreibens wohl vertraut (cf. oben S. 589), vermeidet es, so recht im Gegensatz zu den Tragikern, sowohl da, wo er selbst das Wort hat, als auch da, wo er seine Helden redend einführt, derselben Erwähnung zu tun;

d) das Verzehren von Fischen wird, obwohl das Heroenzeitalter mit der Angel- und auch Netzfischerei und dementsprechend auch mit der Fischnahrung wohl vertraut ist, mit ganz bewusster Absicht vom Dichter in seiner Darstellung der Mahlzeiten fern gehalten.

Um nun mit dem letzten Punkte zu beginnen, so erledigt sich derselbe sehr einfach mit der Annahme der formelhaften, typischen, konventionellen Gebundenheit, die bei Schilderung gewisser Vorgänge für alle Zeiten als Regel feststand. Auf diese wird im Zusammenhalt mit anderen beachtenswerten typischen Momenten aufmerksam gemacht in den wichtigen Scholien zu *Α* 449 *δ* 42 cf. *ρ* 4.

Wenn man nun auch die unter a) untergebrachte Beobachtung der Chorizontenfrage zuweisen könnte, die beiden folgenden lassen nur den einen Schluss zu, dass die homerische Dichtung mit voller Absicht und mit vollem Bewusstsein Anachronismen aus dem Wege geht. Die weiteren Schlüsse, die sich für die homerische Frage daraus ergeben, sind von Eduard Meyer, Wilamowitz und besonders von Paul Cauer in ihren bekannten Schriften gezogen worden. Was nun aber Aristarch anbelangt, so dürfen diese wenigen, allerdings sehr wichtigen Beobachtungen durchaus nicht isoliert werden von den vielen anderen eben dahin einschlägigen, in welchen wir auf den altertümlichen Charakter des Heroenzeitalters aufmerksam gemacht werden, wie z. B. Ariston. zu *Γ* 261 (271) *Ι* 206 ff. Eustath. 413, 15 ff. (man vgl. damit die Masse der Diener bei den Freiern in der Odyssee ebenfalls unter anormalen, aber doch friedlichen Verhältnissen). Ist man doch auf das Höchste überrascht, neben derben Zügen einer alten unverfälschten *ἀγροικία*

---

[1]) Über *στέφανος* und den Gebrauch der Kränze bei Homer vergl. man Rohde Rh. Mus. 36, S. 545.

einem so feinen und überall festgehaltenen Zeremoniell z. B. bei Ausübung der Gastfreundschaft zu begegnen. Zu *Z* 175 ist bemerkt *ὅτι ἔθος ἦν παρὰ τοῖς παλαιοῖς ξενίζειν πρότερον, εἶτα πυνθάνεσθαι, τίνος ἕνεκεν παραγεγόνασιν οἱ ξένοι.* (So gehalten *α* 124 *γ* 69 *δ* 60, 61 (cf. *ξ* 188 *π* 67 ff.), das Gegenteil und das ist besonders bezeichnend *ι* 282 ff.) Ist das Zeichnung der Wirklichkeit, einer Wirklichkeit, zu der, wie ja die Bemerkung Aristarchs deutlich zeigt, die feinere und fortgeschrittenere spätere Zeit ein Analogon nicht bietet, oder ideale Zeichnung so recht nach und aus dem Herzen der armen *ἀοιδοί*, welche auf die Gaben der Grossen und Reichen angewiesen den stillen Wunsch des Herzens zu einer idealen Wirklichkeit verklärten? Freilich mit einer blossen Registrierung dieser vielen feinen Beobachtungen ist wenig getan, sie werden erst recht ergebnisreich durch das Ausdenken und Ausnützen mit oder über Aristarch hinaus. Und hier kommen wir zu der fruchtbarsten Anregung, welche der gedankenreiche Wilamowitz in s. H. U. S. 416 ff. gegeben hat: Prüfung des epischen Nachlasses nach den überlieferten und unwillkürlich aus dem Leben der Gegenwart eingedrungenen Zügen, an dem Beispiel des Thersites prächtig erläutert von Immisch in seinem interessanten Vortrag „Die innere Entwickelung des griechischen Epos" S. 19 (cf. S. 11 ff.). Das *ὅτι ὀνοματοθετικὸς ὁ ποιητής* darf dabei nicht übersehen werden und dürfte sich als guter und sicherer Halt empfehlen und bewähren.

Zu Euripides.

Dass wir heute die Verse der Med. 228 ff.

ἐν ᾧ γὰρ ἦν μοι πάντα, γιγνώσκω καλῶς,
κάκιστος ἀνδρῶν ἐκβέβηχ' οὑμὸς πόσις

in dieser Fassung allein richtig lesen, somit über *γιγνώσκεις* ein Wort weiter nicht zu verlieren ist, darüber dürfte bei Einsichtigen kaum ein Zweifel bestehen. Nicht richtig ist aber, wenn in der neuesten adnotatio critica die Lesart *γιγνώσκω* als nur von Canter vertreten angegeben wird: dieselbe hat vielmehr eine kräftige Fürsprache schon im Altertum gehabt, die aber, soviel ich sehe, durch die nicht besonders glückliche Behandlung in der neuesten Scholienausgabe nicht recht erkannt worden ist. Es müssen nämlich die heute dort getrennten Scholien zu einem Ganzen verbunden werden und zwar in folgender Fassung: *γιγνώσκω καλῶς*] *τοῦτο ἐν ἤθει ἀναπέφωνηται, οἱ δ' ὑποκριταὶ οὐ συμπεριφερόμενοι τῷ τρόπῳ λέγουσι „γινώσκειν καλῶς"*. Damit wurde also eine momentane Überwallung eines übermächtigen Gefühles festgestellt, das nur im Munde der Sprecherin seinen richtigen Ausdruck findet in *γιγνώσκω*; denn nur von ihr allein kann der Ausdruck *ἐν ἤθει ἀναπέφωνηται* gebraucht werden. Hingegen will uns aber gar nicht in den Kopf, dass irgend ein griechischer Schauspieler zu irgend einer Zeit, dass, was wir hier unbedingt annehmen müssen, sogar der Protagonist sich ein so wirksames Mittel affektvoller Deklamation habe entgehen lassen. Hat nun aber diese unglaubliche Disqualifikation der griechischen Schauspieler Grund, dann werden wir unsere Ansichten etwas herabstimmen müssen oder gut tun, mit Bruns und Wilamowitz uns zu der Annahme zu flüchten, dass die unschuldigen Schauspieler die Sündenböcke für eine gewisse Sorte von Kritikern waren, hinter denen sie ihre Hilflosigkeit bequem verbergen konnten.

Der Ausdruck ἐν ἤθει, wofür in den Scholien zu den Tragikern hin und wieder, seltener noch in denen zu den Komikern in gleicher Bedeutung ἠθικῶς oder μετὰ ἤθους eintritt, ist, wie es scheint, von der Ästhetik der alexandrinischen Philologenschule geprägt worden. Damit war eine feste Formel geschaffen, die kurz, einfach und schlicht, fast einem kritischen Zeichen vergleichbar eine ganz bestimmte und feste Begriffssphäre umfasste und, wie wir zu erweisen gedenken, nur da ihre Stelle fand, wo es galt, Sinn und Stimmungscharakter gewisser Stellen in Gedanke und Ausdruck zu beleuchten und kenntlich zu machen. Im Laufe der Zeit wurde dann diese Formel etwas abgegriffen, und die Halbbarbaren von späteren Kommentatoren haben sich, unklar über den festen begriffsmässigen Inhalt und Umfang dieser Formel und über den grossen praktischen Wert solcher terminologischer lumina in arger Täuschung befangen, von der ihnen gegenüber notwendig gebotenen Zurückhaltung losgesagt und dieselben entweder durch nichtssagende Allgemeinheiten ersetzt oder aber törichter Weise zu Stellen in Anwendung gebracht, wo sie gar nicht hingehörten, und damit denselben einen Dienst nicht erwiesen.[1])

Auf Grund der zu den Tragikern erhaltenen Scholien ist es schwer möglich, den Gedanken und Absichten der alexandrinischen Philologen nahe zu kommen, aussichtsreicher gestaltete sich die Untersuchung an der Hand des Materials, das uns für die Komödie zur Verfügung steht.

Es ist ein köstlicher Einfall, den Toten, der mit Dionysos nicht handelseinig geworden ist, Ran. 177 in die Worte ausbrechen zu lassen

ἀναβιῴην νυν πάλιν.

Die alten Erklärer sind diesem glücklichen Griff des Dichters gerecht geworden mit folgenden Bemerkungen . . . ἐν ἤθει δὲ ἐκ τοῦ ἐναντίου ἡμῖν, οἷον ἀπολοίμην und ἐν ἤθει, ἐπεὶ ἁπλῶς ὁ ἀνθρώπινος βίος μοχθηρὸς ἢ ὅτι τότε Ἀθηναίων δυστυχούντων οἱ ἀπολλύμενοι ἐμακαρίζοντο. Damit wird also ein gelungener Treffer in der Ethopoiie gebucht, ein Treffer, der hoch zu werten ist, indem er sowohl die Deutung auf das allgemeine Menschenlos zulässt, als auch, zu den damaligen Verhältnissen in Beziehung gesetzt, beide wie mit einem grellen Blitze beleuchtet und auch wie ein Blitz bei den Zuhörern einschlägt, wenn sie den Toten in der Weise reden hören. Es ist also mit dem kurzen Ausdruck ἐν ἤθει der sprachliche Ausdruck, der Gedanke und Griff des Dichters als ein besonders glücklicher und charakteristischer bezeichnet worden.

In dieselbe Reihe dürfen wir auch zweifellos stellen die Bemerkung zu Pax 968. Da spricht Trygaeus

ἀλλ' εὐχώμεθα.
τίς τῇδε; ποῦ ποτ' εἰσὶ πολλοὶ κἀγαθοί.

---

[1]) So ist z. B. mit πιθανῶς ein für allemal ein ganz bestimmter und fester Begriff verbunden, welcher die πλάσματα des Dichters nach der Seite der Wahrscheinlichkeit beurteilt und zur Hervorhebung derselben in Verwendung kommt. Wenn Sophokles im Aias seines Prologes wegen die Abwesenheit von Zeugen bei der Bluttat seines Helden erfinden muss V. 27 αὐτοῖς ποιμνίων ἐπιστάταις, so wäre in der echten antiken Ästhetik diese Erfindung charakterisiert worden, nicht καλῶς δὲ τοῦτο, sondern πιθανῶς δὲ τοῦτο, ἵνα μὴ παραγένοιτό τις ἀπαγγέλλων τὸ σαφές. Nach der Richtung ist Eustathius in seinem Iliaskommentar ein sehr lehrreiches Beispiel dafür, indem er vielfach ganz willkürlich καλῶς πιθανῶς u. a. Ausdrücke mit einander vertauscht.

Wie die Alten zur St. erklären, antwortet die Schar der Opfernden dem Rufe des Heroldes *τίς τῇδε;* regelmässig mit *πολλοὶ κἀγαθοί.* Nach dem gelungenen Einfall des Dichters bleibt hier die Antwort aus, und damit führt er denselben scharfen Hieb, wie oben. Im cod. Venet. ist dazu bemerkt *τὸ δὲ ποῦ ποτέ ἐστι* (doch wohl *εἰσὶ*) *λέγει ἐν ἤθει, ποῦ εἰσὶν οἱ ἐπιφωνοῦντες, ἵνα αὐτῷ ἐπιλέγοιεν ἀπιθάνως ἢ ὡς μηδενὸς ὄντος καλοῦ κἀγαθοῦ.* Daraus ist ein Sinn nicht zu gewinnen und auch bei Dübner, der *ἐπιλέγοιεν πιθανῶς ἢ* schreibt, nicht gewonnen worden. Dem Gedanken der alten Erklärer dürfte wohl gerecht werden die Änderung: *ἵνα αὐτῷ ἐπιλέγοιεν, ἅμα πικρῶς ὡς μηδενὸς ὄντος καλοῦ κἀγαθοῦ.* Damit wird also auch hier der Einfall des Dichters als ein besonders glücklicher und charakteristischer Stich notiert.

Einen gleich glücklichen Hieb führt Aristophanes Plut. 885

ἀλλ' οὐκ ἔνεστι συκοφάντου δήγματος.

Diese Antwort erfolgt nach dem triumphierenden Hinweis des von den Sykophanten bedrohten *Δίκαιος* auf sein *ἀλεξητήριον δακτύλιον* und trifft das Sykophantentum ins Herz. Dazu die Alten *λέγει δὲ ἐν ἤθει, ὅτι οὐκ ἔστι τις ἐν τῷ δακτυλίῳ ἐπῳδὴ ἢ φάρμακον πρὸς δῆγμα συκοφάντου.* Derselbe Sinn liegt auch den Bemerkungen zu Equit. 994 ff. Nub. 1421 zu Grunde, und können wir daher auf eine weitere Analyse verzichten.

Wie in allen diesen Fällen der scharfe charakteristische Gedanke, so wird in andern mit dieser Formel der charakteristische Ausdruck besonders hervorgehoben. Indem ich auf Nub. 1299 verweise, soll diese Art nur mit einem Beispiel erläutert werden. Aristophanes spricht von dem Knirps Kleigenes in Ran. 710 ff. also

Κλειγένης ὁ μικρός
ὁ πονηρότατος βαλανεύς, ὁπόσοι κρατοῦσι κυκησιτέφρου
ψευδολίτρου κονίας
καὶ Κιμωλίας γῆς.

Der Sinn der Stelle ist in zwei vortrefflichen Scholien klar gelegt zu 710: *Δέον εἰπεῖν, ὁπόσοι κρατοῦσι γῆς, ⟨τοῦτο⟩ οὐκ εἶπεν, ἀλλ' ἐπήνεγκεν, ὅσα παρέχεται βαλανεὺς τοῖς λουομένοις σμήγματα.* Noch klarer tritt der Gedanke des Dichters zu Tage in der folgenden Darlegung: *τὸν οὖν Κλειγένην ἐν τοιούτῳ ἤθει λέγει· ὥσπερ εἰ ἔλεγεν, πονηρότατός ἐστι πάσης γῆς, ὁπόσης οἱ βαλανεῖς κρατοῦσι, Κιμωλίας καὶ τέφρας καὶ τῆς λοιπῆς τῆς τοιαύτης.* Vortrefflich! Der Dichter will sagen: Kl. ist der schlechteste *βαλανεύς* auf der ganzen Erde (*πάσης γῆς*), das Wort *γῆ* erinnert ihn aber an die Erde der Bademeister, und so gibt er nun dem Gedanken die aus dem Gewerbe gewonnene Form, und diese Form ist deswegen *ἐν ἤθει.* Der immer und in allen Stellen festgehaltene Gebrauch von *ἐν ἤθει*, der die Verbindung mit einem persönlichen Objekt nicht zulässt, verbietet darum auch die Einleitungsworte *τὸν οὖν Κλειγένην — λέγει* für heil zu halten. Es kann nur heissen *ἐν ἤθει λέγει*, weil nur die Form des Gedankens als *ἐν ἤθει* hervorgehoben werden soll. Durch den librarius ist also die ursprüngliche Fassung alteriert worden und es ist wohl eine Lücke anzunehmen. Die Worte aber *τὸν οὖν Κλειγένην ἐν τοιούτῳ ἤθει λέγει* als eigenes selbständiges Scholion zu konstituieren und sie gar noch zu trennen von *ὥσπερ εἰ ἔλεγεν κτλ.*, blieb Rutherford vorbehalten.

Nun wird freilich in unsern Scholien die für den Bauern, den Sklaven und Handwerker u. a. charakteristische Sprache häufig hervorgehoben, z. B. in dem vortrefflichen

Schol. zu Equit. 374 u. a., aber die Hervorhebung ἐν ἤθει scheint nur dann eingetreten zu sein, wenn wie bei dem Gedanken, so auch bei dem Ausdruck noch besonders ein Stich notiert werden sollte.

Aber mit dieser Festlegung des Sinnes „besonders charakteristisch und giftig" in Gedanken und Ausdruck ist die Bedeutung der Formel noch nicht erschöpft. Wir müssen vielmehr noch einen Schritt weiter gehen und werden auf diesem Wege eine allgemeine und weitere feststellen können. Xanthias schliesst Ran. 721 ff. seine lange Litanei von Folterungsmitteln, die er dem Dionysos in Aussicht stellt, mit den Worten

. . . πάντα τ' ἄλλα πλὴν πράσῳ
μὴ τύπτε τοῦτον μηδὲ γητείῳ νέῳ.

Wenn nun diese Worte im Schol. des Venet. erläutert werden: δύναται μὲν οὖν ἐν ἤθει τὰ ὄντως χαλεπὰ προθεὶς ἐπιφέρειν· πλὴν μὴ τούτοις αὐτὸν τύπτε, ἅπερ ἐστὶν ἐλαφρότατα, so ist die Bemerkung, auf das ἦθος des sprechenden Sklaven oder auf den Ausdruck an sich bezogen, jeden Sinnes bar. Hier kann nur eine weitere Fassung des Begriffes ἦθος zum Verständnis führen und dieser muss in der Wiedergabe „dem Charakter, dem Geiste der Komödie entsprechend" gefunden werden. In ganz zutreffender Weise wird mit der Annahme dieses Sinnes die Bemerkung zu Acharn. 347 beleuchtet und zugleich die Frage Rutherfords „What did the annotator read here?" beantwortet. Dikaeopolis spricht dort zu dem Kohlenkorbe und im Schol. ist bemerkt: ἠθικώτατα καὶ ἥδιστα πρὸς τοὺς ἐν τῷ λάρκῳ ἄνθρακας διαλέγεται. Das kann nur heissen: „ganz im Geiste und Charakter der Komödie (cf. Schol. zu Ach. 332 ψίαθον ἀνθράκων προσενήνοχεν, ὅν φησι παῖδα εἶναι τῶν Ἀχαρνέων πάνυ κωμικώτατα κτλ.) und höchst amüsant." Also wird der Erklärer gelesen haben

Ἔμελλετ' ἄρ' ἅπαντας ἀνασχήσειν ⟨τῆς⟩ βοῆς
ὀλίγου τ' ἀπεθάνετ' ἄνθρακες Παρνήσιοι.

ἀπεθάνετ' hat schon Tyrwhitt hergestellt und zu ἀνασχήσειν τῆς βοῆς vgl. man Lys. 380.

Sehr wohl begreiflich, weil aus der Gattung erklärlich, ist der wenn auch nicht gänzliche Mangel, so doch das spärliche Vorhandensein solcher emphatische Ausdrücke momentaner Stimmung notierender Scholien, wie wir sie oben S. 591 zu dem Verse der Medea festgestellt haben. Darum wollen auch Bemerkungen wie zu Thesmoph. 1 oder zu Plut. 652, Nub. 60 u. a. wenig oder nichts bedeuten.[1])

---

[1]) Nicht verständlich ist mir geworden die Bemerkung zu Av. 143 ἐν ἤθει (im Spasse) ἢ ἀληθῶς λέγει und Av. 63, Vesp. 690. Ein starker Missbrauch der Formel muss konstatiert werden zu Ach. 295. Da bemerkt irgend ein Schlummerkopf zu dem unschuldigen und klaren Ausdruck „κατά σε χώσομεν τοῖς λίθοις" τοιοῦτο καὶ τὸ Ὁμηρικὸν „λάϊνον ἕσσο χιτῶνα" (Γ 57)· ἐν ἤθει γὰρ αὐτὸ μετεποίησεν. Welch gräulicher Stümper müsste doch Aristophanes gewesen sein, wenn er an eine Umformung dieses geradezu klassisch populären Ausdrucks gedacht und das reine Gold in Talmi umgegossen hätte. Für uns ist der homerische Ausdruck ein κειμήλιον, eine wahre Perle von ganz unschätzbarem Werte deswegen, weil er zu den höchst seltenen populären gehört, welche in den hohen und erhabenen Stil des Epos Eingang gefunden, und weil er an dieser Stelle deswegen so ausgezeichnet gewählt ist, weil Hektor, wie die Worte ἀλλὰ μάλα Τρῶες δειδήμονες zeigen, an dieser Stelle aus der Volksanschauung heraus spricht. Die moderne hohe und freie Wissenschaft, die bekanntlich niemals an ihrer utopistischen Hypothese, wohl aber immer und regelmässig an Homer irre wird, ist denn auch wirklich so frei gewesen, auch diesen Vers zu tilgen!

Eine genauere Betrachtung der dramatischen Technik der antiken Meister ist zu dem übereinstimmenden Urteil gekommen, dass es bei dem Mangel eines Theaterzettels für dieselben ein Gebot der Notwendigkeit war, von allem andern ganz abgesehen, die Zuhörer mit den auftretenden Personen nach Namen und Stand bekannt zu machen, und mit Recht sehen wir öfters hervorgehoben, wie einige derselben es verstanden, die drückende Fessel zu einer durchgeistigten Kunstform umzuschaffen. Doch sind auffallende Besonderheiten bei keinem der Tragiker festzustellen[1]) mit Ausnahme der Doppelvorstellung der Elektra bei Euripides. Dieselbe hat sich mit V. 60 ff. freilich mit Verschweigung ihres Namens dem Publikum kenntlich gemacht und mit V. 114 ff. wird die Vorstellung wiederholt, und hier hören wir denn auch nachträglich ihren Namen:

κικλήσκουσι δέ μ' ἀθλίαν
Ἠλέκτραν πολιῆται.

Dass dieses Verfahren im höchsten Grade unkünstlerisch ist, darüber ist doch wohl kein Zweifel gestattet. Der Zweck dieser zweiten Vorstellung ist aber durchsichtig und ein dramatischer des flotteren Spieles wegen; denn der unsichtbar in der Nähe des Hauses mit Pylades lauernde Orestes wird dadurch über die Persönlichkeit der Elektra aufgeklärt, und das Spiel erfährt nach der Seite keine Hemmung mehr. Auch eine weitere Eigentümlichkeit dürfte wohl an dieser Stelle einer Besprechung wert sein. Dieselbe betrifft Ag. 1019 Weckl., wo Klyt. die Kasandra mit folgenden Worten zum Eintritt in das Haus auffordert

Εἴσω κομίζου καὶ σύ, Κασάνδραν λέγω,

Nun sind wir über diesen Sprachgebrauch insofern hinlänglich aufgeklärt, als das Vorhandensein desselben aus andern Stellen erhärtet ist wie Soph. Phil. 1261, Androm. 805, 1244 u. a., hingegen wird noch eine Erklärung darüber vermisst, warum die Tragiker an diesen und andern Stellen nach dieser Form gegriffen haben. Sicher aber scheint mir, dass der angeführte Vers des Aschylus eine andere Erklärung verlangt und anders beurteilt werden muss, als die andern Stellen. Es soll dadurch das Publikum über die Persönlichkeit der Seherin aufgeklärt werden, deren Namen, Stand und Art Agamemnon 941 ff. Weckl. verschwiegen hat.[2])

---

[1]) Lohnend wäre eine darauf bezügliche Untersuchung bei der alten Komödie. Dieselbe arbeitet ja unter ganz anderen Bedingungen und ist insbesondere bei Nebenpersonen sehr sparsam und keusch mit Namen. Darum auch die Überschriften *γυνὴ α'* und *γυνὴ β'*, bereits von den Alten bemerkt, wie aus dem Schol. zu Thesmophor. 760 ersichtlich ist. *ἐνταῦθα* (erst hier) *ἀπέδωκεν Ἀριστοφάνης τὸ ὄνομα τῆς γυναικός, ἧς ἥρπασε τὸ παιδίον ἤτοι τὸν ἀσκὸν ὁ κηδεστής.* So spielen in demselben Stücke Euripides und Mnesilochus zwei Szenen, ehe ihre Persönlichkeiten angedeutet oder genannt werden, V. 74 und 78. Die Maskenähnlichkeit dürfte am Ende das wohl zur Genüge erklären und entschuldigen.

[2]) Über das *κατὰ σιωπώμενον*, das hier zur Anwendung kommt, vergleiche man Hense zu V. 988 und über die sonstige Anwendung Wecklein zu V. 1446. Man erwartet nun 1342 ff. Weckl. oder kurz nachher auch einen Wehruf der Kasandra, die ja an der Seite Agamemnons hingemordet wird, aber man sucht ihn vergebens, woraus dem Dichter durchaus kein Vorwurf zu machen ist. Das hob der alte Erklärer in der *ὑπόθεσις* hervor: *ἰδίως* (cf. Abh. der Münchn. Akad. I. Kl. XIX. Bd. III. Abt. p. 670) *δὲ Αἰσχύλος τὸν Ἀγαμέμνονα ἐπὶ σκηνῆς ἀναιρεῖσθαι ποιεῖ, τὸν δὲ Κασάνδρας σιωπήσας θάνατον νεκρὰν αὐτὴν ὑπέδειξεν.* Das ist nicht bloss ungenau, wie Freund Wecklein meint, sondern eine starke Veränderung des ursprünglichen und richtigen Wortlautes: *ἰδίως δὲ Αἰσχύλος τὸν Ἀγαμέμνονος ⟨θάνατον⟩ ἐπὶ σκηνῆς ἀκούεσθαι ποιεῖ, τὸν δὲ Κασάνδρας σιωπήσας νεκρὰν αὐτὴν ὑπέδειξεν.*

Nahe berührt sich mit der an der Hand des Aristoteles aufgestellten Zweckbestimmung der mythologischen Prologe des Euripides (cf. Abh. d. I. Kl. der K. Bayer. Akad. d. Wiss., XXII. Bd., I. Abt., S. 58 ff.) eine andere nur bei demselben Dichter und zwar nicht bloss bei Einführung von Personen,[1]) worauf eben daselbst p. 61 bereits hingewiesen wurde, sondern auch an vielen andern Stellen wahrnehmbare Erscheinung.

Manche dieser Stellen sind denn auch der Aufmerksamkeit der Kritiker nicht entgangen und, wie hier gezeigt werden soll, mit durchaus ungerechtfertigten Änderungen bedacht worden. Es ist nämlich ein gründliches Verkennen einer bei Euripides mit Händen zu greifenden *ἰδιότης*, die auf derselben Stufe steht wie seine sprachliche *σαφήνεια* und nach demselben Gesichtspunkte wie diese zu beurteilen ist, des Bestrebens, durch wiederholte ausdrückliche Hervorhebung der Eigennamen einer möglicherweise falschen Auffassung zu begegnen und für das richtige Erfassen und feste Einprägen derselben bei dem Theaterpublikum Sorge zu tragen. Dass wir dieses Verfahren auch bei den scheinbar allerbekanntesten Mythen eingehalten sehen, ist überraschend. Mag man auch zur Erklärung hie und da eine gewisse Bequemlichkeit für den Versbau oder auch an manchen Stellen eine gewisse dadurch erreichte Feierlichkeit in Anschlag bringen, die von Euripides als notwendig erkannte Aufklärung des grossen Publikums wird bei der Wahl dieses Verfahrens in erster Linie ausschlaggebend gewesen sein.

So könnte man z. B. Hec. 31, nachdem sich Polydorus V. 3, 4 so deutlich als Sohn der Hecuba und des Priamus zu erkennen gegeben hat, sehr leicht an der Hand des Scholions auf den Gedanken kommen, zu schreiben

νῦν δ' ὑπὲρ μητρὸς φίλης
κεφαλῆς ἀίσσω,

aber mit der Verdrängung des richtigen *Ἑκάβης* durch *κεφαλῆς* hätten wir nicht den librarius, sondern den Dichter korrigiert.

So würde unserem Gefühle viel eher ein durch ein Attribut kräftig zum Ausdruck kommender Abscheu zu *φονεύς* entsprechen, als was wir heute lesen El. 869

ἐπεὶ πατρὸς πέπτωκεν Αἴγισθος φονεύς.

Wir könnten Androm. 10

παῖδα δ' ὃν τίκτω πόσει
ῥιφθέντα πύργων Ἀστυάνακτ' ἀπ' ὀρθίων

den Eigennamen vollständig missen.

Darum sind auch die Verse in derselben Elektra

984 *ᾧ καὶ πόσιν καθεῖλες Αἴγισθον κτανών* und
1083 *Ἑλένης δ' ἀδελφῆς τοιάδ' ἐξειργασμένης*

---

[1]) Wenn der verständige Rezensent meiner Abhandlung (Neue philol. Rundschau S. 343/02), dem ich, ehrlich gesagt, eine so krasse Verkennung des Begriffes *εἰκός* (S. 342) nicht zugetraut hätte, mich auf die älteren Stücke des Sophokles z. B. den Aias verweist, so war mir das nicht entgangen, aber davon ist doch die Art des Euripides, wie er selbst dort andeutet, wesentlich verschieden.

vollständig tadellos und durfte der erste nicht von Musgrave durch *ἀλόγιστον* für *Αἴγισθον* und der zweite von Camper nicht durch *τῆς σῆς* für *Ἑλένης* behelligt werden.[1])

Es sei hier nur im Vorbeigehen erinnert an die eigentümliche Formengebung, die wir gerade durch Mitteilung, Beibehaltung und Wiederholung der Eigennamen in den mythologischen Prologen feststellen können.

Unter demselben Gesichtspunkt findet die früher schon berührte Eigentümlichkeit Erklärung und, wenn es sein muss, auch Entschuldigung, welcher die Holländer Philologen unerbittlich den Krieg erklärt haben.

So hat Naber Elektra 885

ἀλλὰ πολέμιον κτανὼν
— *Αἴγισθον, ὃς σὸν πατέρα κἀμὸν ὤλεσε*

und Cobet Helena 504

κλεινὸν τὸ Τροίας πῦρ ἐγώ θ' ὃς ἧψά νιν
— *Μενέλαος, οὐκ ἄγνωστος ἐν πάσῃ χθονί*

getilgt, und neuerdings hat auch Herwerden Troades 862/3 (cf. Abh. Bildungsstand S. 61)

— *Ἑλένην· ὁ γὰρ δὴ πολλὰ μοχθήσας ἐγὼ*
— *Μενέλαός εἰμι καὶ στράτευμ' Ἀχαικόν*

mit dem Obelus versehen. Aber die beiden letzten Verse sind geschützt durch das Schol. *περισσὸν τὸ „Μενέλαός εἰμι“, αὔταρκες γὰρ τὸ „δάμαρτα τὴν ἐμὴν χειρώσομαι“* (861); denn ich kann darin nicht die Angabe einer Athetese erblicken; sonst wäre auch V. 862 hervorgehoben worden, als mit in die Athetese inbegriffen, sondern nur eine Hervorhebung dieses *ἰδίωμα* des Euripides. Was nun aber die andern angeführten ähnlichen Verse anbelangt, so müsste es doch mit sonderbaren Dingen zugegangen sein, wenn sich ein Interpolator wirklich den Spass gemacht haben sollte, gerade an solchen Stellen seine Kunst zu versuchen und dem Dichter etwas aufzuhelfen, die ganz gleichen Charakters sind und die durch die zuerst herangezogene Eigentümlichkeit genugsam beleuchtet und erklärt werden. Vielmehr ist das echt-euripideische Art, der, wie durch das Mittel seiner Prologe, so durch dieses Verfahren ein verständnisvolles Folgen und Begreifen auch den weitesten Kreisen des Publikums vermitteln will; denn der bei der römischen Komödie wohl gerechtfertigte und

---

[1]) Unter diesem Gesichtspunkt möge es gestattet sein, eine sehr instruktive Stelle des Äschylus heranzuziehen Ag. 1583 ff. Weckl., die Rechtfertigungsrede des Ägisthus. Wenn der Chor auf die Hindeutung auf das Thyestesmal durch Kasandra 1092 antwortet

ἐκεῖνα δ' ἔγνων· πᾶσα γὰρ πόλις βοᾷ,

also dieser schreckliche *μῦθος* so bekannt ist, so ist es doch einigermassen bemerkenswert, dass er nun in dieser peinlich genauen und umständlichen Form vor demselben Chor aufgerollt wird. Man achte ja auf die Fassung

Ἀτρεὺς γὰρ ἄρχων τῆσδε γῆς, τούτου πατήρ,
πατέρα Θυέστην τὸν ἐμόν, ὡς τορῶς φράσαι, (sic)
αὑτοῦ δ' ἀδελφόν κτλ.

und gleich nachher wieder 1588 der Eigenname *Θυέστης*! Beachtet man das, so wird man auch 1591

Ἀτρεύς, προθύμως μᾶλλον ἢ φίλως

kaum mit Schütz als eine glossa manifesta bezeichnen dürfen, jedenfalls ist hier Vorsicht geboten. Man kann am Ende seine Zuflucht zu der Imitation des hochnotpeinlichen Gerichtsverfahrens nehmen, jedenfalls ist aber der Grund zu einer solchen Formengebung ein anderer und liegt tiefer.

begreifliche Gedanke, dass solch aufklärende Zusätze geboten waren an andern Plätzen von Hellas, wo nicht auf ein so fortgeschrittenes Verständnis und eine so allseitige Bekanntschaft mit der Mythologie zu rechnen war, dieser Gedanke hat weder in der Andromache, noch sonst irgend einen Halt.

Die Kritik dürfte also wohl kaum den richtigen Weg einschlagen, wenn sie vor einer so wichtigen Instanz die Augen verschliesst. Modernes Denken und Fühlen kann da nur zu leicht auf Abwege führen, wenn es absieht von den Arbeitsbedingungen, die sich der Dichter selbst vorzeichnete oder auch vorgezeichnet fand, und von den dramatischen Gesetzen, die für jeden Dichter der Zeit bindend und zwingend waren. Gerade die letzteren möchte ich anrufen zur Rettung eines unschuldig Verurteilten, um ihm zu seinem Rechte zu verhelfen.

Medea entwickelt in ruhiger Rede den Frauen von Korinth ihren Racheplan 259 ff.

τοσοῦτον οὖν σου τυγχάνειν βουλήσομαι,
ἤν μοι πόρος τις μηχανή τ' ἐξευρεθῇ
πόσιν δίκην τῶνδ' ἀντιτίσασθαι κακῶν
τὸν δόντα τ' αὐτῷ θυγατέρ' ἥ τ' ἐγήματο.[1])

Den letzten Vers hat Lenting getilgt und leider damit auch Beifall gefunden; denn gegen die Athetese scheinen mir folgende schwerwiegende Gründe zu sprechen: 1. Nachdem Medea durch ihren furchtbaren Ausruf 115 ff., noch mehr aber mit 164 ff.

ἐνδησαμένα τὸν κατάρατον
πόσιν; ὅν ποτ' ἐγὼ νύμφαν τ' ἐσίδοιμ'
αὐτοῖς μελάθροις διακναιομένους

nach dieser Richtung die höchste Erwartung des Publikums erregt hat, verbietet das dramatische Gesetz, dass sie nun bei der ersten Gelegenheit, ihr ganzes Racheprogramm in aller Ruhe zu entwickeln, einen Schritt noch rückwärts tut und die Erwartung des Publikums herabstimmt. 2. Wenn Medea nur eine Abrechnung mit ihrem Gemahl allein halten will, also Weib gegen Mann allein steht, dann braucht sie in so nachdrücklicher Weise sich nicht das Schweigen der korinthischen Frauen zu erbitten; dann steht *ξένη* gegen *ξένος* nach der Vorstellung des Dichters V. 222 ff. 3. Wenn der Chor antwortet 267

δράσω τάδ'· ἐνδίκως γὰρ ἐκτίσῃ πόσιν,
Μήδεια,

so spricht das durchaus nicht für die Tilgung des Verses; denn im Munde der korinthischen Frauen ist diese reservierte Aussprache sehr wohl angebracht und sehr wohl begreiflich. 4. Es ist eine wohl berechnete Wirkung von seiten des Dichters, wenn er dem der Medea sofort gegenübertretenden König die Worte in den Mund legt 286 ff.

---

[1]) So hat Porson im letzten Verse für die unerklärliche handschriftliche Lesart *ἥν* geschrieben und Wecklein den Sprachgebrauch — das Relativpronomen mit Prädikatsverbum ein direktes Objekt vertretend — an einer Reihe von Stellen als gut euripideisch nachgewiesen.

κλύω δ' ἀπειλεῖν σ', ὥς ἀπαγγέλλουσί μοι,
τὸν δόντα καὶ γήμαντα καὶ γαμουμένην
δράσειν τι.

Also auf Schlag der Gegenschlag. Ihr Racheplan ist in ihrem ganzen Umfang erkannt. Aus diesen Gründen muss der Vers unbedingt gehalten werden.

Die Worte, mit welchen der Biograph des Sophokles bei Dindorf, poet. scenici p. 12^b 114 ff. die Ethopoiie dieses Dichters feiert, dass er nämlich verstehe *ἐκ μικροῦ ἡμιστιχίου ἢ λέξεως μιᾶς ὅλον ἠθοποιεῖν πρόσωπον*, mögen als Einleitung hier voranstehen zum Zwecke des Nachweises einer Charakterzeichnung des Euripides, die ihres gleichen sucht und uns somit ein Recht gibt, das hohe Lob des sophokleischen Biographen in einem Falle wenigstens auch auf den Euripides zu übertragen.

In ihrer Hilflosigkeit und Verzweiflung ruft Medea 328 aus

ὦ πατρίς, ὥς σου κάρτα νῦν μνείαν ἔχω.

Der König erwidert ihr sofort

πλὴν γὰρ τέκνων κἄμοιγε φίλτατον πολύ.

Das will uns glänzend, ja ganz einzig erscheinen; denn *ἐκ λέξεως μιᾶς ὅλον ἠθοποιεῖ πρόσωπον.* Also wird der König und Vater durch den Untergang seines Kindes vernichtend getroffen, höchste Lust und Wonne für die Medea. Dieser Zug der Stärke oder Schwäche des Kreon ist geradezu prächtig von dem Dichter herausgegriffen und, was noch mehr besagen will, durchweg gehalten. Die Furcht und Besorgnis für sein Kind hat ihm den harten Verbannungsbeschluss eingegeben und zur persönlichen Mitteilung und Durchführung desselben seine Schritte zur Medea gelenkt. Rückhaltslos bekennt er sich auch dazu V. 282

δέδοικά σ', οὐδὲν δεῖ παραμπίσχειν λόγους,
μή μοί τι δράσῃς παῖδ' ἀνήκεστον κακόν.

So spricht der Vater und nicht der König, und darum ist seine Furcht nicht ein Ausfluss der Feigheit, sondern der Liebe zu seinem Kinde und erniedrigt sein *ἦθος* nicht, wenn es ihn trotzdem auch schwer ankommt (*οὐδὲν—λόγους*), dieses Bekenntnis offen auszusprechen. Aus der Drohung 287 ff. hört er einzig und allein nur die Gefahr für sein Kind heraus; denn es ist eines Mannes, eines Königs unwürdig, für seine eigene Person einem Weibe gegenüber, und sei es auch eine Medea, zu zittern. Also kann dem *ταῦτα* V. 289, um diese Seite des *ἦθος* — man könnte sie kurz das *ἀνδρεῖον* nennen — zu wahren, auch die engere Beziehung auf das Schicksal seiner Tochter gegeben werden. Aus diesen seinen Worten hat denn auch Medea die Stelle herausgehört, an der er am ehesten gepackt, aber auch am schwersten getroffen werden kann. Darum V. 325

μή, πρός σε γονάτων τῆς τε νεογάμου κόρης.[1])

[1]) Es müssen schon raffiniert abgefeimte Graeculi gewesen sein, die diesem einzigen Treffer eins anhängen wollten nach dem Schol.: *μέμφονται τῷ Εὐριπίδῃ, ὅτι πεποίηκε Μήδειαν ἐξ ὧν λέγει φανερὰν γινομένην τῷ Κρέοντι ὡς ὑπούλως ἔχει πρὸς τὴν νύμφην.*

Und erst bei der Katastrophe V. 1202 ff., wo der Dichter so glücklich bemüht war, zu dem feigen Benehmen der Diener

πᾶσι δ' ἦν φόβος θιγεῖν
νεκροῦ· τύχην γὰρ εἴχομεν διδάσκαλον

die liebevolle Hingabe des Vaters in glanzvolle Beleuchtung zu stellen V. 1204 ff.

Liest und lebt man sich in diese klar erkennbaren Gedankengänge des Dichters hinein, so wird man nach dem in allen unsern codd. stehenden und durch zwei Zitate aus dem Altertum sicher verbürgten *μέγα* V. 291

ἢ μαλθακισθένθ' ὕστερον μέγα στένειν

mit beiden Händen greifen und es festhalten, in *μεταστένειν* dagegen einen müssigen Einfall von Nauck erkennen und verurteilen.

Dass Wecklein in Eurip. Elektra V. 519 die handschriftliche Lesart

μολὼν δ' ἐθαύμασ' ἄθλιον τύμβον πατρός

umänderte, indem er das *ἐθαύμασ'* durch *ἐθεράπευσ'* ersetzte, ist nicht zu verwundern; denn man ist wirklich erstaunt darüber, dass Euripides das vieldeutige und sonst in ganz anderem Sinn verwandte Wort *θαυμάζειν* in der ganz synonymen Bedeutung von *θεραπεύειν ἐκ τῆς εἰωθυίας διαλέκτου* in seinen Sprachschatz aufnahm. Wir sagen *ἐκ τῆς εἰωθυίας διαλέκτου* und führen dafür die Beispiele an Thukyd. I, 38, 7 *τὰ εἰκότα θαυμάζεσθαι* „die gebührende Hochachtung geniessen", Isocrat. I, 36 besonders deutlich *ὥσπερ γὰρ τὸν ἐν δημοκρατίᾳ πολιτευόμενον τὸ πλῆθος δεῖ θεραπεύειν, οὕτω καὶ τὸν ἐν μοναρχίᾳ κατοικοῦντα τὸν βασιλέα προσήκει θαυμάζειν*. Die Verkennung dieser evidenten Bedeutung hat Theophr. Char. V, 1 *πόρρωθέν τινα προσαγορεύσας καὶ ἄνδρα κράτιστον εἰπὼν καὶ θαυμάσας ἱκανῶς* zu durchaus unzulässigen Konjekturen geführt. So hat denn auch Euripides das Verbum gebraucht El. 84 *μόνος δ' Ὀρέστην τόνδ' ἐθαύμαζες φίλων*, Med. 1144 *δέσποινα δ' ἣν νῦν ἀντὶ σοῦ θαυμάζομεν* (cf. Androm. 566 *ἣν σὺ θαυμαστὴν σέβεις*). Wenn wir nun gar Hec. 330 lesen

οἱ βάρβαροι δὲ μήτε τοὺς φίλους φίλους
ἡγεῖσθε μήτε τοὺς καλῶς τεθνηκότας
θαυμάζεθ' κτλ.,

so werden wir an dem angeführten Verse der Elektra 519 Gnade üben müssen und trotz des sachlichen Objektes, das ja bei *ἐθεράπευσ'* nicht weniger auffallend erscheinen könnte, an der handschriftlichen Überlieferung nicht rühren dürfen.

Das Zweigestirn der falschen, wenigstens von der Philosophie nicht durchweg gebilligten Ideale — *εὐγένεια* und *πλοῦτος*. — hat auch in den fortgeschrittensten Zeiten der Demokratie in Athen seine Verehrer gehabt. Die Maximalhöhe dieser Verehrung dürfte wohl bezeichnet sein in den Worten des Eupolis fr. 117 K.

ἀλλ' ἦσαν ἡμῖν τῇ πόλει πρῶτον μὲν οἱ στρατηγοὶ
ἐκ τῶν μεγίστων οἰκιῶν, πλούτῳ γένει τε πρῶτοι,
οἷς ὥσπερεὶ θεοῖσιν ηὐχόμεσθα· καὶ γὰρ ἦσαν.

Die Exklusivität aber der höheren und höchsten Klasse und der weite Abstand, der die niedere Masse von diesen Spitzen trennt, findet im Munde eines Musterexemplares der ersten Gattung, in dem Munde des Alkibiades bei Thukyd. VI, 16, 4 einen vollständig freimütigen, aber zugleich auch einen so stolzen und herben Ausdruck, dass man förmlich erschrickt: *οὐδέ γε ἄδικον ἐφ' ἑαυτῷ μέγα φρονοῦντα μὴ ἴσον εἶναι, ἐπεὶ καὶ ὁ κακῶς πράσσων πρὸς οὐδένα τῆς ξυμφορᾶς ἰσομοιρεῖ· ἀλλ' ὥσπερ δυστυχοῦντες οὐ προσαγορευόμεθα* (sic), *ἐν τῷ ὁμοίῳ τις ἀνεχέσθω καὶ ὑπὸ τῶν εὐπραγούντων ὑπερφρονούμενος, ἢ τὰ ἴσα νέμων τὰ ὁμοῖα ἀνταξιούτω.* Der Mann fühlt sich ganz als Majestät, und so könnte man sich mit dem neuerdings von Eduard Meyer geäusserten Gedanken über die letzten Ziele desselben sehr wohl befreunden. Nun das eine Attribut, die Schönheit, die sich griechische Anschauung als unzertrennlich mit derselben verbunden oder doch sehr wünschenswert dachte (*Ω* 253 *δ* 27. 64 *ν* 203 und Cobet Misc. crit. p. 236, Eur. Aeol. fr. 15), hatte ihm ja die Mutter Natur zur Empfehlung in hervorragendem Masse gegeben. Also das *εἶδος ἄξιον τυραννίδος* (Eur. a. a. St.) war vorhanden. Somit ist er ein *καλός* — und natürlich auch *ἀγαθός*. Und von da soll nun der Schritt zu Euripides gelenkt werden. Welche Umprägung die Begriffe *ἀγαθοί, κακοί* und ihre Synonyma schon in ganz früher Zeit erfahren haben, ist ja bekannt. Wohl weniger dürfte aber bekannt sein, dass auch noch zur Zeit des Euripides und durch Euripides mit der *εὐγένεια* die Schönheit so inhärent gedacht wird, dass das Adjektiv *εὐγενής* ganz synonym mit *εὐπρεπής* und *καλός* gebraucht wird. Das lehren uns die Stellen Hel. 10. Dort heisst es von Proteus

τίκτει δὲ τέκνα δισσὰ τοῖσδε δώμασι
Θεοκλύμενον ἄρσεν' εὐγενῆ τε παρθένον
Εἰδώ.

Hel. 136 von ihrer Mutter Leda

φασίν, βρόχῳ ἅψασαν εὐγενῆ δέρην

Hel. 1187 von der Helena selbst

ἔκ τε κρατὸς εὐγενοῦς
κόμας σίδηρον ἐμβαλοῦσ' ἀπέθρισας.

Es dürften also diese Stellen geeignet sein Ion 242

δακρύοις θ' ὑγράνασ' εὐγενῆ παρηίδα

vor der Konjektur *εὐπρεπῆ* zu schützen, besonders wenn man sich die Worte 237 ff. vor Augen hält.

Die Verteidigung der handschriftlichen Überlieferung an einer zweiten Stelle führt uns zu der Betrachtung einer andern Seite der griechischen Anschauungsweise, die der soeben hervorgehobenen direkt entgegengesetzt scheint; denn die Scheu nur vor einem Schein demütigender Erniedrigung, die Scheu vor der Preisgabe auch nur eines Titelchens einer ängstlich behüteten Selbständigkeit, die Scheu vor der Unterdrückung und dem Opfer der freien Persönlichkeit, der freien Selbstbestimmung, kurz alles dessen, was die Griechen unter den umfassenden Begriff der *ἐλευθερία* unterbringen, zeichnet doch der ersten Art gegenüber einen Gegensatz, der in dieser Gegenbeleuchtung uns ganz befremdlich erscheinen

will und der dann jede, auch die geringste Einbusse im Gefühl aufwallender Empörung gleich mit dem stärksten Ausdruck *δουλεία* belegt. Da sind es insbesondere die Athener, die wohl auch mit einigem Rechte den Fremden und erst recht den Nichtgriechen gegenüber den Kopf gewaltig hoch tragen. Aus dieser Anschauung heraus erklären sich alle die dem Feuerkopfe Demosthenes so leicht und bereitwillig zuströmenden Ausdrücke *καταφρονεῖν, ὑβρίζειν, ὑβριστικῶς χρῆσθαι* etc. (man lese die Prachtstelle XXII, 68 *εἰ γὰρ ἀνδραπόδων πόλις κτλ.*), nicht selten gegriffen zur Bezeichnung selbst der kleinsten Spur eines scheinbar unberechtigten Eingriffes oder einer weniger delikaten Behandlung. Das hat schon der treffliche Victorius Var. lect. lib. 32 cap. 2 p. 889 sq. glücklich aufgespürt „Hoc acriter pungebat Athenienses ignominiae insolentes, quod se contemni videbant."

Die frühere Unterordnung unter Spartas Hegemonie gilt den Mantineern als *δουλεία* Thukyd. V, 69, 1 *Μαντινεῦσι μὲν ὅτι ὑπέρ τε πατρίδος ἡ μάχη ἔσται καὶ ὑπὲρ ἀρχῆς ἅμα καὶ δουλείας*. Und wenn wir die Gefühle kennen lernen wollen, mit welchen das Abhängigkeitsverhältnis eines Privaten von einem Privaten betrachtet wurde, so zeigt die von Rob. Pöhlmann (Hist. Zeitschr. 44. Bd. Heft 3 S. 406 ff.) so trefflich beleuchtete Unterredung des Sokrates mit Eutheros Xen. mem. II, 8, 1 ff. uns ganz dasselbe Bild. Derselbe weist die Aufforderung des wohlmeinenden Sokrates, sich für sein Alter nach einer Aufseherstelle bei einem begüterten Manne umzusehen, mit den Worten zurück *χαλεπῶς ἂν ἐγώ, ὦ Σώκρατες, δουλείαν ὑπομείναιμι*. Ganz im Einklang mit dieser Vorstellung ist es, wenn irgend eine Zurückweisung, das Nichtgewähren einer Bitte, die Verweigerung einer Antwort auf eine Frage mit dem starken Ausdruck *ἀτιμία, ἀτιμάζω* oder *ἄτιμος* belegt wird, wie Wecklein Agam. 1052 mit Angabe einiger Stellen bemerkt hat.

So vorbereitet wollen wir uns zu Euripides wenden.

Es ist der erste Gedanke, welchem Elektra nach dem Tode des Aegisthos Ausdruck gibt, der Gedanke an die *ἐλευθερία* V. 868

νῦν τ' ὄμμα τοὐμὸν ἀμπτυχαί τ' ἐλεύθεροι.

Wie eine kräftige Regung gegen ein lästig empfundenes Gefühl kommt bei Achilleus, wenn er von der Unterordnung unter die Atriden befreit auf eigene Faust den Krieg führt, die *ἐλευθερία* zum Ausdruck I. A. 930 We.

ἀλλ' ἐνθάδ' ἐν Τροίᾳ τ' ἐλευθέραν φύσιν
παρέχων Ἄρῃ τὸ κατ' ἐμὲ κοσμήσω δορί.

Tief ergreifend wirkt das Wort in dem Munde der Polyxena. Hec. 357 sagt sie von sich *νῦν δ' εἰμὶ δούλη, δούλη,* wenn auch noch nicht im Besitze irgend eines Herrn, wie sie weiter im Folgenden ausführt. Und doch V. 368

οὐ δῆτ'· ἀφίημ' ὀμμάτων ἐλεύθερον
φέγγος, Ἅιδῃ προστιθεῖσ' ἐμὸν δέμας.

Und nun sehe man, wie schwer von Klytaemestra, die für ihre Tochter bittet, die Erniedrigung vor Achilleus empfunden wird I. A. 900

οὐκ ἐπαιδεσθήσομαί γε προσπεσεῖν τὸ σὸν γόνυ
θνητὸς ἐκ θεᾶς γεγῶτα· τί γὰρ ἐγὼ σεμνύνομαι;

Darum denke ich auch, dass wir in I. A. 994

εἰ δέ σοι δοκεῖ,
ἥξει, δι' αἰδοῦς ὄμμ' ἔχουσ' ἐλεύθερον

die Hand des Dichters vor uns haben. Gerade das Betonen der *ἐλευθερία* greift sozusagen der gleich folgenden Bitte 995 ff. stillschweigend vor und enthält implicite die Aufforderung an Achilleus, von diesem Gange, der der freien Jungfrau so schwer werden würde, abzusehen. *σεμνὰ γὰρ σεμνύνεται.*

Zu Aristophanes.

Die Worte, mit welchen die Kranzhändlerin in den Thesmoph. 450 ff. auf den Euripides losdonnert

νῦν δ' οὗτος ἐν ταῖσιν τραγῳδίαις ποιῶν
τοὺς ἄνδρας ἀναπέπεικεν οὐκ εἶναι θεούς

entziehen sich jedem Verständnis, obwohl man nirgends darüber etwas bemerkt findet. Wenn Bergler übersetzt „in tragoediis, quas facit", so hat er damit auf scharfe Wiedergabe der Texteswortе verzichtet. So könnte man etwa *τὰς τραγῳδίας ποιῶν* übersetzen, das sich durchaus nicht mit *ἐν ταῖσιν τραγῳδίαις ποιῶν* deckt. Aber, wie es scheint, hat die stillschweigende Identifizierung der beiden Wendungen den in den Worten steckenden Fehler übersehen lassen; denn zu der Auffassung und Übersetzung „als Dichter in den Trag. auftretend, debütierend" wird man doch wohl kaum seine Zuflucht nehmen wollen. Hingegen können uns die Verse 412 ff.

οὐδεὶς γέρων
γαμεῖν ἐθέλει γυναῖκα διὰ τοὔπος τοδί
„δέσποινα γὰρ γέροντι νυμφίῳ γυνή"

einen Fingerzeig geben, was hier vermisst wird. Nämlich nach *ποιῶν* war gerade, wie oben irgend ein gotteslästerlicher Vers aus einem Drama des Euripides herausgegriffen worden. Daran wird dann irgend ein frommer und gottesfürchtiger Abschreiber Anstoss genommen haben, und so ist er zu Verlust gegangen.

Der Bericht des Chremes über den Vorschlag des *Εὐαίων* (Eccles. 408) in der Volksversammlung wird von Blepyros mit Jubel begrüsst und gleich noch mit einem Zusatzantrag bedacht. Eccles. 423 ff.

εἰ δ' ἐκεῖνά γε
προσέθηκεν, οὐδεὶς ἀντεχειροτόνησεν ἄν,
τοὺς ἀλφιταμοιβοὺς τοῖς ἀπόροις τρεῖς χοίνικας
δεῖπνον παρέχειν ἅπασιν ἢ κλάειν μακρά,
ἵνα τοῦτ' ἀπέλαυσαν Ναυσικύδους τἀγαθόν.

Was nun zunächst die im letzten Verse genannte Persönlichkeit anbelangt, über welche nach dem Berichte der Schol. im Altertum Zweifel bestanden haben, so mussten alle Nachrichten zurückstehen vor der einen dort mitgeteilten *οἱ μὲν ὅτι ἀλφιταμοιβός,* nachdem

Bergler in Xen. Memorab. II, 7, 6 ff. in *Ναυσικύδης ἀλφιταμοιβός* dieselbe Persönlichkeit wieder erkannt hat. Aber dem Witze, der nach Berglers Übersetzung „ut id fructus et commodi a Nausicyde ferant“ (nämlich *οἱ ἄποροι*) in diesem Verse gefunden werden soll, fehlt doch Hand und Fuss; denn dann darf *τἀγαθόν* durchaus nicht mit Blaydes ironice genommen werden. Aber ins Fleisch geht der Stich und zwar tief ins Feisch, wenn wir schreiben

ἵνα τοῦτ' ἀπέλαυσεν Ναυσικύδης τἀγαθόν.

So wird auch im cod. B bei Bl. gelesen.

In der Lysistrata begegnet eine Stelle, die bisher allen Erklärungs- und Verbesserungsvorschlägen widerstrebte. Der Versuch der Greise, Lysistrata und ihre ganze Gesellschaft, die sich auf der Akropolis verbarrikadiert haben und kräftig Widerstand leisten, auszuräuchern und sie so zur Übergabe zu zwingen, beginnt seine Wirkung zu tun. Da ruft eine von den Frauen 321 ff.

πέτου, πέτου, Νικοδίκη,
πρὶν ἐμπεπρῆσθαι Καλύκην
τε καὶ Κριτύλλαν περιφυσήτω
ὑπό τε νόμων ἀργαλέων
ὑπό τε γερόντων ὀλέθρων.

Wenn wir auch nicht alle Schäden heilen können, so dürfte doch das unerklärliche *νόμων*, wofür Reiske ganz unglücklich *νέων* und Blaydes kaum besser *ὑπό γ' ἀνόμων ἀργαλέων* schreiben wollte, nach *περιφυσήτω* am besten ersetzt werden durch *ὑπό τ' ἀνέμων ἀργαλέων*, da sie ja die *ἄνεμοι* hoch oben auf der Burg besonders zu fürchten hatten, und das Wort gern von den Zeiten Homers an (*Ν* 795 *Ξ* 254 *λ* 399 *ω* 110) mit *ἀργαλέοι* sich verbindet.

Länger müssen wir bei einer andern Stelle desselben Stückes verweilen. Die Verhandlung mit dem Probulen eröffnet Lysistrata siegessicher und triumphierend mit der folgenden Verkündigung V. 551 ff.

ἀλλ' ἤνπερ ὅ τε γλυκύθυμος Ἔρως χἠ Κυπρογένει' Ἀφροδίτη
ἵμερον ἡμῖν κατὰ τῶν κόλπων καὶ τῶν μηρῶν καταπνεύσῃ,
κᾆτ' ἐντείνῃ τέτανον τερπνὸν τοῖς ἀνδράσι καὶ ῥοπαλισμούς,
οἶμαί ποτε Λυσιμάχας ἡμᾶς ἐν τοῖς Ἕλλησι καλεῖσθαι.

Am wenigsten darf es eine wirkliche Exegese bei Aristophanes leicht nehmen; denn bei ihm, wie in der Literaturgattung der alten Komödie überhaupt, gilt es, nach Erschliessung des sprachlichen und sachlichen Verständnisses sein Auge ganz besonders zu richten auch auf die Form, deren unfehlbar sichere Wirkung das Genie des Dichters immer erkannt hat. An unser Ohr schlägt also der feierlich gravitätisch einherschreitende Orakelton, dem hohen Stil der Tragödie angenähert. Der damit beabsichtigte und auch erreichte Effekt besteht, wie so oft, einfach in der Inäqualität von Form und Inhalt, die unbedingt hochkomisch wirkt. Eine Prachthülle bekleidet ein schmutziges und abgegriffenes Geldstück. Aber noch weiter. Ja, was will denn dieses hochtrabende und grossstilische Proömion, das, ganz abgesehen davon, dass mit Absicht seine Form mit seinem Inhalt nicht konform ist, sich ausserdem noch, wenn man seine nächste Umgebung mustert, anhört, wie ein aus Versehen abgegebener Gewehrschuss? Das bedarf doch wohl auch einer Erklärung, denn die unerbittlichen Gesetze

der Logik erfordern, dass Lysistrata spricht. „Wenn die in Aussicht gestellten furchtbaren Wirkungen des Eros und der Aphrodite bei Männlein und Weiblein eintreten, dann haben wir es in der Hand, Herr zu werden über die Männer, indem wir unsere eigene Liebesbrunst unterdrücken und nicht fortlaufen zu den Männern, andererseits fest und standhaft bleiben gegen die Begierden der Männer". So und nicht anders müsste sie sprechen nach dem Gesetze der Logik. In diesem Gedankengang sind ja auch die beiden folgenden Szenen geschaffen, wo Lysistrata 761 ff. so schwere Mühe hat, sich siegreich zu behaupten, während der andere Versuch 831 ff. ihr ganz ausgezeichnet gelingt! Und warum spricht sie nicht so? Das ist doch auch sehr einfach. Um dem Probulen gegenüber ihre eigene gefährliche Position (V. 761 ff.) und ihr unfehlbar wirkendes Mittel (V. 831 ff.) nicht preiszugeben, nimmt sie triumphierend und siegessicher den Erfolg gleich voraus und sagt darum nicht, was in unserem Texte steht, sondern

οἶμαι τότε Λυσιμάχας ἡμᾶς ἐν τοῖς Ἕλλησι καλεῖσθαι.

Natürlich bleibt es jedem Exegeten unbenommen, das *ποτέ* unserer Handschriften mit der üblichen und absichtlichen „Dunkelheit der Orakelsprüche" zu entschuldigen.

Kritik und Exegese der Komödien des Aristophanes werden häufig in das gesunde Fleisch des Dichters schneiden, werden jedenfalls immer auf Sand bauen, so lange die Vertreter derselben sich nicht entschliessen, vorher, ehe sie einen Schritt im Einzelnen machen, durch eingehende Betrachtung und Feststellung der Gattung über Wesen, Art, Manieren, kurz über die poetische Technik der alten Komödie ins Klare zu kommen. Wir müssen so ehrlich sein, ganz offen und rückhaltslos zu gestehen, dass wir trotz der vielen auf diese Komödien verwendeten Arbeit gerade nach der Richtung viel Versäumtes nachzuholen und zu lernen haben. Man gewahrt insbesondere nicht ohne peinliches Befremden, worauf mehrfach in den Aristophanesstudien hingewiesen wurde, wie grosse und hochachtbare Gelehrte bei der Herausgabe einzelner Stücke an dem aus dem Altertum uns erhaltenen Materiale, das freilich oft in fragwürdiger Gestalt vorliegt und emendiert werden muss, ganz achtlos vorübergehen. Leider nicht bloss in solchen Fragen, die, mit der Kunstgattung selbst auf das Innigste verknüpft, Art und Zweck der dichterischen Gestaltung im Einzelnen ins richtige Licht zu setzen suchen, also mehr nach der ästhetischen Seite neigen und einen hochachtbaren Schritt über die übliche Art der blossen Tradierung „des philologischen Bewurfes" hinaus machen. Nein! Man könnte Dutzende von Stellen anführen, wo jeder Studierende, jeder Lehrer bei den modernen Kommentatoren hilflos und verlassen ist, aber durch einige wenige Zeilen der alten Scholien genügende, ja volle Aufklärung erhält. Es sei hiemit an das Urteil jedes Unbefangenen appelliert. Also z. B. in der sonst wertvollen und hochachtbaren Ausgabe der Acharner von Alb. Müller haben die Verse Ach. 443 ff.

τοὺς δ' αὖ χορευτὰς ἠλιθίους παρεστάναι,
ὅπως ἂν αὐτοὺς ῥηματίοις σκιμαλίσω,

insofern eine Exegese erfahren, als der Ausdruck *σκιμαλίσω* erklärt wird. Sonst altissimum silentium. Aber nicht bloss der Anfänger, sondern jeder Leser wird und muss sich doch die Frage vorlegen und zu beantworten suchen: Mit welchem Rechte kann der Dichter eine solche vernichtende Kritik über die Chöre des Euripides aussprechen? Was hat er dabei im

Sinne? Und Antwort gibt nicht Müller, sondern der alte Erklärer mit der ausgezeichneten und darum auch viel benützten Bemerkung: *καὶ διὰ τούτων τὸν Εὐριπίδην διασύρει. οὗτος γὰρ εἰσάγει τοὺς χοροὺς οὔτε τὰ ἀκόλουθα φθεγγομένους τῇ ὑποθέσει, ἀλλ' ἱστορίας τινὰς ἀπαγγέλλοντας, ὡς ἐν ταῖς Φοινίσσαις* (1018, wo auch das Schol. zu vergleichen),[1] *οὔτε ἐμπαθῶς ἀντιλαμβανομένους τῶν ἀδικηθέντων, ἀλλὰ μεταξὺ ἀντιπίπτοντας* (ganz neutrale und nichtssagende Bemerkungen machen). Das erste *οὔτε* wird sich wohl auf die *χορικά* (*μέλη*) beziehen, das zweite auf die Flucht in die Allgemeinheit oder in das Reich der Banalitäten von seiten der *κορυφαῖοι*, die dadurch einer entschiedenen Parteinahme aus dem Wege gehen, ein Verfahren, das uns, um mit Wilamowitz zu sprechen, allerdings zur Verzweifelung treiben kann. Vielleicht ist die Behauptung zu kühn, dass die klassische Philologie im Anfang des XX. Jahrhunderts über die Erfordernisse einer gewissenhaften Exegese vollständig einig ist. Jedenfalls aber sind alle einig darüber, dass im vorliegenden Falle eine starke Unterlassungssünde festzustellen ist.

Es sollen in der nun folgenden Erörterung zunächst solche *ἰδιώματα* der alten Komödie herausgegriffen und festgestellt werden, deren Verkennung die moderne Kritik und Exegese auf ganz falsche Bahnen geführt hat. Im Anschluss daran mögen einige Stellen des Komikers zur Behandlung kommen, welche durch die richtig verstandenen und richtig verwerteten Bemerkungen der Alten in eine neue Beleuchtung gerückt werden.

Euripides hebt Ran. 942 ff. seine epochalen Neuerungen in der Tragödie mit folgenden Worten hervor

ἴσχνανα μὲν πρώτιστον αὐτὴν καὶ τὸ βάρος ἀφεῖλον
ἐπυλλίοις καὶ περιπάτοις καὶ τευτλίοισι λευκοῖς
χυλὸν διδοὺς στωμυλμάτων, ἀπὸ βιβλίων ἀπηθῶν.

Dann auf die Frage des Dionysos 954 rühmt er sich

ἔπειτα τουτουσὶ λαλεῖν ἐδίδαξα.

Was haben wir daraus zu lernen? Ich denke das Folgende 1. Dass abgesehen von der ganzen Gedankenfärbung die Worte *ἐπύλλια, περίπατοι, λαλεῖν* gallige und giftige Vorwürfe gegen die Art seiner Tragödien enthalten, 2. dass der Komiker diese oft von ihm gerügten Fehler, so zu sagen, zu Vorzügen seines originalen Schaffens umprägt und ihm in den Mund legt, 3. Dass man an diesem perfekten Nonsens sich nicht stossen darf (cf. Pax 532).

---

[1]) Freilich vor der zu weit gehenden Verallgemeinerung muss entschieden gewarnt werden. Wie hier angegeben, macht es Euripides doch nicht überall und in allen Fällen. Demnach muss das Urteil einigermassen wenigstens eingeschränkt werden. Sonst aber sind Scholien derart von ganz unschätzbarem Werte, weil sie sich eben aufbauen auf dem gesamten, den Alten vorliegenden Material und aus diesem das Fazit ziehen. Indem ich auf das Scholion zu OT. 264 verweise, sei unsere Behauptung durch das kostbare Schol. zu Aias 693 beleuchtet: *εὐεπιφορὸς δὲ ὁ ποιητὴς* (Sophokles) *ἐπὶ τὰς τοιαύτας μελοποιίας* (nämlich Hyporcheme kurz vor der Katastrophe), *ὥστε ἐντιθέναι τι καὶ τοῦ ἥδεος.* Der letzte Grund ist nicht oder doch nicht allein für den Dichter massgebend gewesen, sondern ein viel wichtigerer und höherer: das Hinausheben der Zuhörer über den in Illusion befangenen Chor und über die Personen des Dramas, worin Nauck mit Recht Einleit. zu Trach. p. 22 eine der charakteristischsten Eigenschaften der Sophokleischen Dichtung erkannt hat. Und diese Beobachtung der Alten hat ihre Richtigkeit, wie zur vollen Evidenz sich daraus ergibt, dass von den wenigen uns erhaltenen Stücken drei Aias 692—717, Ant. 1115—1154, OT. 1086—1106 solche Hyporcheme enthalten; besonders fruchtbar aber erweist sich dieser Gesichtspunkt bei der Betrachtung der Prologgestaltung, z. B. der Antigone, besonders aber der Elektra.

Von der somit gewonnenen Erkenntnis ausgehend wollen wir uns nun wenden zu den Versen Ran. 971 ff., die sich in ganz ähnlichem Geleise bewegen.

Da ist Euripides Führer der Zuschauer geworden

ὥστ' ἤδη νοεῖν
ἅπαντα καὶ διειδέναι
τά τ' ἄλλα καὶ τὰς οἰκίας
οἰκεῖν ἄμεινον ἢ πρὸ τοῦ
978 *καὶ ἀνασκοπεῖν „πῶς τοῦτ' ἔχει"*;
979 *„ποῦ μοι τοδί"; „τίς τοῦτ' ἔλαβε"*;

Da hat zuerst Velsen V. 979 und jetzt v. Leeuwen beide Verse als unecht getilgt und Blaydes bemerkt in den Addenda zu dem Stücke p. 519 „Versus spurii, ni fallor". Gewiss: Es ist eine durchaus berechtigte Einwendung, die unser richtiges psychologisches Empfinden gegen diese Worte im Munde des Euripides macht. Sie bewegen sich, was sie nicht sollten, eben im Stile der nun folgenden sarkastischen Kritik des Dionysos 983 ff. und Merry hat mit seiner Kritik bei Blaydes ibid. nicht so sehr Unrecht. Und doch ist die Tilgung ein Irrtum, weil sie ein klar zu Tage liegendes *ἰδίωμα* des Komödiendichters verkennt, das, wie wir sehen werden, ganz besonders am Schlusse längerer Auseinandersetzungen in Anwendung kommt und das man „bewusste Entgleisung" nennen könnte. Die Verse sind ebensowenig von dem hervorgehobenen Gesichtspunkt aus zu beanstanden, wie die zuerst besprochenen, die ja ebenfalls vor dem Richterstuhle vernünftigen Denkens nicht bestehen können.

Eine solche bewusste und vom Dichter gesuchte Entgleisung müssen wir auch anerkennen in dem Thesmoph. 440 ff. Da wird die Rede der Mikka in einem Überschwang hochtrabender Worte gefeiert, aber in cauda venenum!

ὥστ' ἄν, εἰ λέγοι παρ' αὐτὴν
Ξενοκλέης, ὁ Καρκίνου, δο-
κεῖν ἂν αὐτόν, ὡς ἐγὼ οἶμαι,
πᾶσιν ὑμῖν
ἀντικρὺς μηδὲν λέγειν

Wie Aristophanes über Xenokles dachte, darüber lassen die Worte keinen Zweifel V. 169 *κακὸς ὢν κακῶς ποιεῖ* (cf. auch Schol. zu Pax 792). Welche Ehre also mit ihm verglichen zu werden! „Carpitur sic in transitu Xenocles Tragicus", bemerkt Leeuwen ganz richtig, aber da wird nur eine Seite hervorgehoben und das ist zu wenig. Doch überlassen wir uns hier einmal der Führung der Alten. Dieselben bemerken: *διὰ τὸ εὐμήχανον* (cf. Schol. Pax 792) *ἐν τοῖς δράμασι λέγεσθαι πρὸς τὰς τῆς γυναικὸς μηχανὰς παρελήφθη. χλευάζων δὲ λέγει, οὐκ ἀπὸ σπουδῆς, ὡς ἐπὶ συμμέτρου.* In einem weitern Schol. lesen wir: *ὁ τραγῳδοποιός· ἤτοι δὲ διαβάλλει αὐτὸν ὡς ἀφυᾶ.* An dem *συμμέτρου* ist nicht Anstoss zu nehmen, und darf dasselbe weder durch *ἀσυμμέτρου* noch durch *ἀμέτρου* ersetzt werden. Gibt es doch einen ganz ausgezeichneten Sinn. Die Rede des Weibes würde würdig und entsprechend den vorausgegangenen Lobpreisungen hervorgehoben werden durch einen Vergleich mit einem grossartigen und glanzvollen Produkt der Rhetorik oder Poesie! Statt dessen tritt nun der Vergleich mit — — Xenokles ein. Damit setzt der boshafte Witz und der bittere Sarkasmus Nullität — — neben Nullität — und verhöhnt die Rede,

die vorher so hoch und laut gepriesene. Also haben die Alten das Richtige getroffen: *χλευάζων λέγει, οὐκ ἀπὸ σπουδῆς.* Damit spottet der Dichter selbst über das Produkt, das er dem Weibe in den Mund gelegt, und dieses Produkt ist denn auch wirklich komisch genug. In den Frauen hat ja Euripides die reine Unschuld ans Kreuz geschlagen — und diese reine Unschuld verteidigt sich in einer Weise, dass wir mit Aristophanes selbst, der dem Geschlecht der Frauen nichts geschenkt hat, sagen müssen, Euripides hat nur zu sehr Recht gehabt. Cf. 398, 407, 410, 415 ff. und 418 ff. Also aus der Verteidigung kann jeder selbst nur eine Anklage herauslesen — eine *μηχανή*, ähnlich den vielen verunglückten des Xenokles. Damit dürfte sich die Führung dieser vielfach verachteten Alten sehr wohl bewährt haben; denn das ist scharfe und genaue Exegese, die, wie bereits hervorgehoben, bei keinem Dichter nötiger ist, als bei Aristophanes.

Mit vollem Rechte haben diese alten Exegeten überall den Schalk gewittert, ihn eifrig gesucht und ihn auch da gefunden, wo wir heute zunächst nicht wenig befremdet sind.

Da feiert der Lakedämonier unter Gesang und Tanz die Grosstat bei Thermopylae Lys. 1254 ff.

ἁμὲ δ' αὖ Λεωνίδας
ἆγεν ἅπερ τὼς κάπρως θά-
γοντας, οἰῶ, τὸν ὀδόντα, πολὺς δ'
ἀμφὶ τὰς γέννας ἀφρὸς ἄνσεεν, πο-
1259 *λὺς δ' ἁμᾶ καττῶν σκελῶν ἀφρὸς* (sic Rav. Par.) *ἵετο*

Zu V. 1259 ist folgendes Schol. zu lesen *ἔπαιξεν. ἐπὶ δειλίᾳ δὲ αὐτοὺς κωμῳδεῖ ὡς ἐναφιέντας.* Anfangs steht man davor wie vor einem Rätsel und findet keinen Ausweg. Da kommt uns zum Glück das Schol. zu 1257 zu Hilfe *πρὸς τὸ παρὰ τῷ Ἀρχιλόχῳ „πολλὸς δ' ἀφρὸς ἦν περὶ στόμα“* (fr. 138) *καὶ Σοφοκλῆς* .... (Zitat ist ausgefallen, mit El. 1219 hat es gar nichts zu tun). *Αἰσχύλος δὲ „ἀφρὸς βορᾶς βροτείας ἐρρύη κατὰ στόμα“* (fr. 434). Man vergl. auch *Υ* 168. Mit dem Zitat aus Äschylus ist nichts anzufangen, aber die andern gestatten einen wichtigen Schluss. Der *ἀφρὸς περὶ στόμα* ist ein Zeichen der Wut, des Zornes, wilder Tapferkeit, deutlich einen mächtigen und ehrenwerten Affekt verratend. Aber der *ἀφρὸς κατὰ τῶν σκελῶν κατιών* was ist mit dem? Darin haben sie demnach zweifellos einen Spott des Dichters gesucht, der selbst in diesem Momente getragen feierlichen Ernstes als Athener den Spartanern gegenüber den Spott nicht lassen kann und haben also „Angstschweiss“ interpretiert.

Wir wenden uns nun einer anderen Seite dieser alten Erklärer zu, welche nach der ihr zukommenden Bedeutung noch lange nicht genugsam gewürdigt zu sein scheint, deren verständige Ausnützung und vorsichtige Verwertung der Exegese der alten Komödie ebenfalls einen sehr wichtigen Dienst leisten kann. Da das gesamte Material zusammen mit eigenen Beobachtungen einmal in einem anderen und grösseren Zusammenhang vorgelegt werden soll, so sollen hier nur einige Anhaltspunkte zur Gewinnung eines Einblickes in die sogenannten „Küchengeheimnisse“ der komischen Bühne gegeben werden. Statt wie das manche der Modernen tun, auf dem Flügelross der Phantasie in dieses gelobte Land vorzudringen, wollen wir uns also auch hier an diese Führer halten, weil sie gestützt auf eine kaum unterbrochene Tradition vieles, jedenfalls mehr als wir Modernen, wissen konnten.

Unser Versuch darf wohl um so eher auf Nachsicht hoffen, als er unseres Wissens der erste ist, der nach dieser Richtung mit diesen Mitteln unternommen wird.

In der ersten Szene des Friedens treten zwei Sklaven auf, von denen einer die von dem zweiten gekneteten Klumpen aus Esels- und Menschenkot einem unersättlichen Mistkäfer zur Speise vorwirft. Der erstere bezeichnet dieselben als *μᾶζα*, und dass dieselben eine runde Form hatten, wird man aus V. 28 *γογγύλην* (sc. *μᾶζαν*) *μεμαγμένην* schliessen dürfen. Wie wurde diese unsaubere Manipulation auf dem griechischen Theater vorgestellt? Da sind zwei Fälle denkbar: Entweder wurden Kneten und Werfen nur einfach durch entsprechende Bewegungen markiert oder aber der grösseren Verdeutlichung und des natürlicheren Spieles wegen wurden diese Stinkklösse durch Ersatzstücke ersetzt. So meinte denn auch der alte Erklärer zu V. 1 *πίτυρα δέ τινα ῥυπαρὰ* (schmutzige Kleie) *μάττουσιν οἱ οἰκέται· κόπρον γὰρ φυρᾶν ἀπίθανον* und ebenso p. 171ª 18 Dübner zu V. 14 *δῆλον δὲ ὅτι πίτυρα ἦν· ἀπίθανον γὰρ κόπρον μάττειν.* Wir registrieren diese Bemerkung nicht als das Zeugnis eines sicher aus einer *παρεπιγραφή* etwa Wissenden — denn dann hätte er sich nicht zur Vermutung flüchten müssen — sondern als die Anschauung eines sehr vernünftigen Menschen, dem es so wenig, wie uns in den Kopf will, dass irgend ein griechischer Schauspieler wirklich in natura in diesem Schmutze herumgewühlt habe. Von dem fressenden *κάνθαρος* hat natürlich keiner der Zuschauer irgend etwas bemerkt. Von allem andern abgesehen, erkennt man das deutlich aus dem Worte des Sklaven V. 30 *τηδὶ παροίξας.* Also war derselbe alte Erklärer so vernünftig, zu bemerken zu V. 3 *οὐχ ὡς ὄντως τρώγοντος, ἀλλὰ πρὸς τὸ μυθευόμενον* (?) *ἔπαιξεν.* So werden sich wohl schon viele Leser des Stückes die Sache zurecht gelegt haben. Nun höre man Richter in seinem Kommentar zu diesen Worten „Iterum inepte scholiasta *οὐχ ὡς κτλ.* Pessimus atque inficetissimus quisque spectator eius modi scholiasta foret, qui non crederet, quae spectaret.“ Die erste Bemerkung wird einfach mit insulsum abgetan, und wir haben uns also wirklichen Tier- und Menschenkot vorzustellen, von den beiden Sklaven d. h. griechischen Schauspielern in die Form der *μᾶζα* gebracht. So Richter!

Ja — wie seufzen nicht die Choreuten in der Lysistrata unter ihrer, man sollte wirklich meinen, zentnerschweren Holzladung beim letzten Aufstieg zur Burg! V. 289 ff.

> *χὤπως ποτ' ἐξαμπρεύσομεν* (hinaufschleppen)
> *τοῦτ' ἄνευ κανθηλίου.*
> *ὡς ἐμοῦ γε τὼ ξύλω τὸν ὦμον ἐξιπώκατον* (quetschen!)

Wer wird nicht Mitleid haben mit den armen Alten! Nach Richters Manier haben wir uns demnach zu denken: Jeder dieser Greise schleppt eine halbe oder gar ganze Wagenladung von Holz zur Burg; denn wie könnten sie sonst so sprechen und so jammern! Und wirklich hat man sich den Vorgang bis in die Neuzeit auch so vorgestellt! Brunk, Dindorf, Enger identifizierten die hier und 255 267 336 erwähnten *ξύλα* mit dem *ἀνάφορον* (Ran. 8) und bekamen so glücklich Traghölzer heraus, auf welchen die erdrückende Last ruhte. Da ist denn selbst einmal Blaydes so vernünftig gewesen, auf die richtige Erklärung hinzuweisen, die aus dem Altertum uns überliefert ist zu V. 307: *δυϊκῶς πάλιν* (also wie V. 290) *τὼ ξύλω. λέγει δὲ ἃ ἐβάσταζε ξύλα.* Also jeder der Alten trug zwei nicht besonders schwere Knittel. Das ist also das Material zu dem gewaltigen Grossfeuer, womit sie die Weiber auf

der Burg ausräuchern wollen. Ein Zweifel ist darüber nicht gestattet, wenn man liest, wie ihnen dasselbe *ξύλον* als Waffe dient. V. 357

ὦ Φαιδρία, ταύτας λαλεῖν ἐάσομεν τοσαυτί;
οὐ περικατᾶξαι τὸ ξύλον τύπτοντ' ἐχρῆν τιν' αὐταῖς.

Also werden der hochkomischen Wirkung wegen dem durchaus possenhaften Charakter derartiger Partien entsprechend solche allen Zuschauern in ihrem wirklichen Mass erkennbaren Gegenstände mit Absicht aufgebauscht und in ihr Gegenteil verkehrt (cf. Aristophanesstud. S. 176).

Und erst die Mannigfaltigkeit gerade dieser Formen der Verkehrung ins Gegenteil, unter welchen sich der sehr drastische Witz des Komikers versteckt! Dafür nur ein schlagendes Beispiel. Die Gewaltmassregel der Lysistrata hat bei der gesamten Männerwelt in ganz Hellas ihre aufregende Wirkung getan. So erscheint denn der Herold von Sparta Lys. 983 ff. In welchem Aufzuge? Das soll uns das Schol. sagen: *διὰ τὸ αἰδοῖον αὐτοῦ μέγα εἶναι ἐξέτεινε τὸ ἵματιον τῇ χειρί.* Also in echter priapeischer Attitude! Auf seine Ankündigung

ἔμολον ἀπὸ Σπάρτας περὶ τᾶν διαλλαγᾶν

entgegnet ihm empört Kinesias

κᾆπειτα δόρυ δῆθ' ὑπὸ μάλης ἥκεις ἔχων;

bei unsern Kommentatoren scheint dieser ausgezeichnete Witz gänzlich zu Boden gefallen zu sein. Liest man nun die von denselben angeführten Stellen Gorg. 469 D Xen. Hell. 2, 3, 23 Lysias fr. 32 etc., so springt doch daraus derselbe sofort in die Augen. Der Herold gibt sich vergebliche Mühe, caudam salacem zu verbergen. Und dieser so offensichtliche Anblick wird nun durch diese Form der empörten Frage besonders mit *δόρυ* und *ὑπὸ μάλης* dadurch in das Gegenteil verkehrt! „Und da trägst Du den Dolch — unter der Achsel!"

Was wird in diesen Komödien nicht gegessen, getrunken, geprügelt, in turpissimis naturalibus gemacht! Und das soll Alles in natura ausgeführt worden sein, wenn wir Richter glauben? Kein Gedanke auch nur im entferntesten daran. Das Stichwort zur Entscheidung aller dieser und ähnlicher Fragen hat uns der Schol. zu Equit. 451 gegeben *τοῦτο παρεπιγραφή· τυπτόμενον γὰρ ὑποκρίνεται.*

Leicht, wie in lustiger Stunde unsern lustigen Künstlern, gehen szenische Arrangements diesen Komikern von der Hand, und die stärksten Zumutungen, die sie an die Illusionsfähigkeit und Illusionswilligkeit ihrer Zuschauer stellen, bedrücken sie nicht im mindesten, wenn nur irgend ein Anknüpfungspunkt, sei er auch noch so schwach, gegeben ist. Ja gerade die absichtliche Hervorhebung dieser schwachen Stützen soll die komische Wirkung besonders wirksam unterstützen und den Eindruck im Moment erfasster Improvisationen hervorrufen. Wie auch die Thesmoph. 253 ff. geschilderte Ausstaffierung des Mnesilochus ausgesehen haben mag, eines ist sicher: von dem Kostüme, welches die Helena in dem gleichnamigen Stücke des Euripides trug, war sie gewiss weit verschieden. Und doch spielt derselbe damit die in tiefster Trauer und demnach auch im Trauergewande am Grabmale des Proteus sitzende Helena. Nur darauf soll hier hingewiesen werden mit gänzlicher Übergehung der komischen Wirkung der übrigen so sehr von einander verschiedenen Szenenarrangements. Es genügt Thesm. 850

τὴν καινὴν Ἑλένην μιμήσομαι
πάντως[1]) δ' ὑπάρχει μοι γυναικεία στολή.

Welcher gewaltiger Abstand trennte jedenfalls die Szene der Andromeda von der in demselben Stücke zur Imitation gespielten Szene. Es genügt Thesmoph. 1011

ἀλλά μοι
σημεῖον ὑπεδήλωσε Περσεὺς ἐκδραμών,
ὅτι δεῖ με γίγνεσθ' Ἀνδρομέδαν. πάντως δέ μοι
τὰ δέσμ' ὑπάρχει.

Ja, wenn nicht Alles täuscht, haben diese Komiker die Bühnenschlachten — auch heute bekanntlich noch die partie honteuse unserer Theater — am glücklichsten geschlagen, indem sie dieselben behandelten, als das, was sie in Wirklichkeit ja auch sind, als Nullitäten und durch ihre Worte sie zu Grosstaten stempelten. So ist es ganz sicher, dass dem heldenmütigen Probulen Lys. 430 ff. nur 2 τοξόται zum Angriff auf Lysistrata und ihr Korps zur Verfügung standen (cf. 441). Dieselben versagen gleich beim ersten Angriff, da bricht ihr Herr in den Stossseufzer aus

οἴμοι κακοδαίμων! ἐπιλέλοιπεν ὁ στρατός.

Dann werden sie von neuem aufgerufen 451

ὁμόσε χωρῶμεν αὐταῖς, ὦ Σκύθαι,
ξυνταξάμενοι,

also 3 Mann hoch — marschieren sie zum zweiten Angriff vor. — Wieder vergeblich; es ist von wunderbar komischer Wirkung, wenn nun der Probule von seinen zwei Männlein also spricht

οἴμ' ὡς κακῶς πέπραγέ μου τὸ τοξικόν.

Und Lysistrata! Es ist verdächtig, dass sie so gross tut und sogar von 4 λόχοι spricht und dass sie nun dieses Korps der Rache aufruft in diesen grossartigen Worten 456 ff. Vielmehr waren es, wenn es hoch kommt, bloss 4 Frauen. — Damit wird der Sieg errungen und grossartig spricht sie in urgelungener Weise 462

παύεσθ', ἐπαναχωρεῖτε, μὴ σκυλεύετε!

Eine gewissenhafte und den possenhaften Zuschnitt dieser Literaturgattung nie aus dem Auge verlierende Exegese wird gut tun, dem Schalke Aristophanes mit der grössten Vorsicht zu begegnen und sich von ihm nicht einfangen zu lassen. Je grösser und ärger sich seine Personen bei irgend einer Aktion aufspielen und in grossen Worten machen, je weniger ist ihm und ihnen zu trauen. So wird man, wenn man sich z. B. die Lys. 200 und 294 ff. geschilderten Gegenstände und Vorgänge recht minimal vorstellt, der Wahrheit näher sein, als mit der Annahme des Gegenteils.

Ja — man fällt aus allen seinen Himmeln, wenn man von Süvern herkömmt, der in seiner Abh. der Berl. Akad. 1827 p. 99 von der Schlussszene der Vögel mit dem γάμος des Peithetaeros und der Basileia die Worte gebraucht „die orientalische Pracht der

[1]) πάντως dürfte doch wohl am besten hier, wie V. 1012 mit Heindorf zu Theaetet 143 A = ἄλλως τε καί gefasst werden.

Szene etc." — ja man erschrickt, wenn man von ihm sich abwendet und also liest bei den griechischen Erklärern von den Prachtgestalten der *'Οπώρα* und der *Θεωρία*, den Begleiterinnen der *Εἰρήνη*, Pax 523: *ὡς καὶ τούτων σὺν τῇ Εἰρήνῃ ἀνελθουσῶν, ὑποτίθεται δὲ αὐτὰς ὡς πόρνας* und zu V. 706: *ἦσαν δὲ ἑταῖραι* — und die ganze Gesellschaft, die *Εἰρήνη* mit ihren beiden Begleiterinnen, werden gar 728 charakterisiert . . . *πόρναι γάρ εἰσιν ἐσκευασμέναι.* Wir verhüllen die Augen. Und nun die allegorischen Figuren der *Σπονδαί* in Equit. 1390: *πόρνας εἰσφέρει διὸ καὶ φησίν· „ἔξεστιν αὐτῶν κατατριακοντουτίσαι;" τουτέστι, εἰς συνουσίαν λαβεῖν.* Ja — diese verbrecherischen Alten — sie schonen nicht einmal die Göttinnen! So Iris Av. 1206: *ἐπεὶ ἑταίρα ἦν, ἔπαιξε τὸ τρίορχος* und ebenso respektwidrig Schol. zu V. 1261: *ταῦτα πρὸς τὴν Ἶριν λέγει ὡς ἑταιρίδιον.* Welcher Spielraum ist nicht unserer ausschweifenden Phantasie gegeben, uns den *Πόλεμος* würdig vorzustellen und — auf der komischen Bühne? Trygaeus kann nicht genug staunen Pax 240

ἆρ' οὗτός ἐστ' ἐκεῖνος ὃν καὶ φεύγομεν,
ὁ δεινός, ὁ ταλαύρινος, ὁ κατὰ τοῖν σκελοῖν;

Er wundert sich über die unbedeutende Erscheinung, die so wenig seiner Vorstellung entspricht. Ganz vortrefflich die Alten: *ταῦτα δέ φησι θεασάμενος τὸν Πόλεμον μείζονα τὴν ὑπόνοιαν ἔχοντα τῆς πείρας τῆς διὰ τῆς ὄψεως* (der ⟨in der Phantasie⟩ eine grössere Vorstellung erweckte, als sie nun dem wirklichen Anblick entsprach).[1])

Wir können und wollen diesen Abschnitt nicht schliessen, ohne das wichtigste oder doch wenigstens eines der wichtigsten Bühnenscholien unserer Sammlung einer eingehenden Besprechung zu unterziehen. Als Äschylus sich anschickt, die *μέλη* des Euripides zu travestieren, ruft er Ran. 1304 ff.

ἐνεγκάτω τις τὸ λύριον· καίτοι τί δεῖ
λύρας ἐπὶ τούτων; ποῦ 'στιν ἡ τοῖς ὀστράκοις
αὕτη κροτοῦσα; δεῦρο, Μοῦσ' Εὐριπίδου,
πρὸς ἥνπερ ἐπιτήδεια ταῦτ' ᾄδειν μέλη.

Dazu lesen wir nun und zwar speziell zu 1305 in unsern Scholien die sonderbare Bemerkung: *ὅτι φαίνονταί τινες ἀγοραῖοι κρούοντες τοῖς ὀστράκοις καὶ προσᾴδοντες τῷ κρούματι τῷ διὰ τούτων.* Was ist das? Aus dem *φαίνονται* (es erscheinen auf der Bühne) ergibt sich mit voller Sicherheit, dass wir es es hier mit einer Notiz über eine Aufführung zu tun haben; dass sie auf den ersten Anblick höchst sonderbar klingt, darüber ist weiter auch kein Wort zu verlieren.

Die Sache gewinnt nun aber ein ganz anderes Gesicht, wenn man ihr etwas näher tritt. Erinnert man sich nämlich daran, wie von den alten Erklärern auch die in ihrer Zeit stattfindenden und den Intentionen der Dichter oft wenig oder gar nicht entsprechenden Regissierungen berücksichtigt werden, wie z. B. zu Ach. 439 *πρὸς τοὺς νῦν ὑποκριτὰς ὅτι χωρὶς πίλου εἰσάγουσι τὸν Τήλεφον,* erinnert man sich ferner an die durch E. Droysen

[1]) Da wir in der lustigen Komödie sind, so kann ich mir den Spass nicht versagen — und bitte um Nachsicht — meinen Lesern zu zeigen, was Rutherford aus dieser kostbaren Bemerkung gemacht hat. Obwohl sie in Rav. ganz richtig bei V. 241 steht, so bezieht er einen Teil auf 238 und schreibt also: *ὦναξ Ἄπολλον] ταῦτά φησι θεασάμενος τὸν Πόλεμον μείζονα θυείαν ἔχοντα τῆς πείρας.* 239 *τοῦ βλέμματος] τῆς [διὰ τῆς] ὄψεως.* Sic!

(Quaestiones de Aristoph. re scaenica Bonn 1868) festgesetzte weitere Bedeutung von *παρεπιγραφή*, wornach das Wort szenische Andeutung im Text oder szenische Notiz neben dem Text bedeuten kann und fasst man den Vers, welcher klar und deutlich die Intention des Dichters über das Spiel enthält,

ποῦ 'στίν ἡ τοῖς ὀστράκοις αὕτη κροτοῦσα

genau ins Auge, so wird man schwerlich fehlgehen in der Ermittelung dessen, was ursprünglich dastand. Darnach wiesen die Erklärer auf die unzweideutige Absicht des Dichters hin, welche den Vortrag der Monodie durch einen den Äschylos darstellenden Schauspieler unter Akkompagnement einer muliercula testas manibus quassans verlangte, und gut hat Leeuwen die szenische Ausführung dahin zusammengefasst „Procedit muliercula testas manibus quassans et Aeschylus ad testarum percussarum sonum canens“. Was war nun aber in der späteren Zeit, in welcher diese Erklärer schrieben, aus der mit einer so eigentümlichen Begleitung vorgetragenen Monodie geworden? Sie fand eine ganz gräuliche, geradezu unerhörte Regissierung! Wenn wir also schreiben *ὅτι ⟨νῦν⟩ φαίνρνταί τινες ἀγοραῖοι κρούοντες τοῖς ὀστράκοις καὶ προσᾴδοντες τῷ κρούματι τῷ διὰ τούτων*, so erhalten wir hiemit ein hochinteressantes Gegenstück zu den von den Scholien uns aufbewahrten und so wertvollen Notizen über willkürliche Behandlung und Verkehrung der klaren und unzweideutigen Absichten der Dichter durch die Regisseure aus späterer Zeit, welche Wilamowitz Herakles I p. 151 zusammengestellt hat.

An diese Bemerkung hat sich im Venet. noch eine zweite angeschlossen, die von Rutherford als admirable note bezeichnet wird und also lautet: *Δίδυμος δὲ προστίθησιν ὅτι εἰώθασιν ἀντὶ λύρας κογχύλια καὶ ὀστράκια κρούοντες ἔνρυθμόν τινα ἦχον ἀποτελεῖν τοῖς ὀρχουμένοις.* (fr. 18 M. Schm.) Diese Bemerkung ist so ziemlich mit demselben Wortlaut zu Athenäus übergegangen 636 D E, doch mit dem Zusatz *καθάπερ καὶ Ἀριστοφάνη ἐν Βατράχοις φάναι.* Aber wo steht denn davon auch nur ein Wort beim Dichter? Wie kann man sich für die Bemerkung *ὅτι εἰώθασιν — τοῖς ὀρχουμένοις* auf seine Autorität berufen? Und was haben gar die *οἱ ὀρχούμενοι* mit unserer Stelle zu schaffen? Es liegt vielmehr entweder ein grobes Missverständnis der oben mitgeteilten Bemerkung der Alten vor oder aber Didymus will nur sagen, dass das von Aristophanes beliebte Arrangement ihm nahe gelegt worden sei durch die auch vom Dichter selbst gemachte Beobachtung, die er dann mitteilt. Sicherlich hat aber das *προστίθησιν* nur seinen richtigen Bezug auf die obige Bemerkung *ὅτι φαίνονταί τινες ἀγοραῖοι . . . τῷ διὰ τούτων* und nicht auf die unmittelbar vorausgehenden Worte p. 309ᵇ 26—28 Dübn.

Wenn neuerdings auf den Umstand hingewiesen wurde, dass jede derartige Untersuchung besonders dadurch erschwert würde, dass wir eben nie wissen können, ob ein knauseriger oder splendider Chorege in Aktion trat, so muss dieser im allgemeinen durchaus berechtigten Ansicht das Folgende entgegengehalten werden: Wegen ihres vielfach so durchaus possenhaften Charakters muss an die Komödie ein anderer Massstab angelegt werden, wie an die Tragödie. Für die erstere hatte sich wohl sicher im Laufe der Zeit eine feste Praxis herausgebildet, sich ein gewisser Stil und Zuschnitt des äusseren Rahmens festgesetzt, über den man, wollte man nicht den ganzen Charakter des Spieles alterieren, nicht hinausgehen konnte oder wollte, bei welchem auch sowohl Dichter wie Chorege auf

ihre Rechnung kamen. Wollte der letztere etwas tiefer in die Tasche steigen, so konnte er ja bei der Ausstattung des Chores ein übriges tun, wiewohl, wie Boeckh Staatsh. I 542 ff. gezeigt, man auch da äusserst sparsam war. Ausserdem gebieten die gelegentlichen Hinweise des Dichters selbst auf die Knauserigkeit der Choregen, wie Av. 1057 (Schol.: *σκήπτεται ποιεῖν ἔνδον τὴν θυσίαν, ἵνα μὴ σφάξῃ τὸ πρόβατον*), Pax 1002 (Schol.: *διὰ τὸ μὴ θύεσθαι ἐν τῷ θεάτρῳ, ἀλλὰ τὸν χορηγὸν τῷ δοκεῖν θύειν ἀποκερδαίνοντα τὸ θῦμα*), Ran. 404 (Schol.: *ἔοικε δὲ παρεμφαίνειν, ὅτι λιτῶς ἤδη ἐχορηγεῖτο τοῖς ποιηταῖς*) — diese Hinweise also mit den durchaus zutreffenden Erklärungen der Alten verlangen doch gebieterisch, dass wir das Märchen von der „orientalischen Pracht der Szene“ als das betrachten, was es ist, und uns zu gesünderen und vernünftigeren Anschauungen bekehren.

Die Gewohnheit, Alles und Jedes mythologisch zu deuten, worüber die Archäologen schon so manchen Vorwurf hören mussten, als uralt nachzuweisen, geben uns zwei Stellen der alten Komödie willkommene Veranlassung.

Zur Verteidigung des Euripides erklärt Mnesilochus Thesm. 560

οὐδ' ὡς γυνὴ τὸν ἄνδρα τῷ πελέκει κατεσπόδησεν
οὐκ εἶπον· οὐδ' ὡς φαρμάκοις ἑτέρα τὸν ἄνδρ' ἔμηνεν.

Der erste Vers hat schon im Altertum seine durchaus richtige Deutung erfahren *οὐκ ἀπὸ ἱστορίας παλαιᾶς εἴληφεν, ἀλλ' ὡς ἐν τῇ Ἀττικῇ τούτου γενομένου.* Also schon dieser Erklärer sieht sich genötigt, Einspruch zu erheben gegen die verfehlte mythologische Deutung. Dieselbe liegt auch heute noch vor in einem zweiten Scholion: *τοῦτο διὰ τὴν Κλυταιμήστραν,*[1] *ἀπὸ τῆς ἱστορίας* — nämlich aus der Mythengeschichte; denn es muss notwendig das *οὐκ* vor *ἀπὸ τῆς ἱστορίας* gestrichen werden. Die Streichung des ganzen letzten Ausdruckes durch Rutherford zeigt wiederum deutlich, dass er von den termini technici der antiken Philologie keine blasse Ahnung hat. (Cf. Abh. der Münch. Akad. I. Kl. XIX. Bd. III. Abt. p. 671.)

Noch toller treiben es diese mythologischen Deuter mit dem unschuldigen Verse Lysistr. 139

οὐδὲν γάρ ἐσμεν πλὴν Ποσειδῶν καὶ σκάφη

und der neueste Herausgeber des Stückes hätte gut getan, mit diesen Herrn gründlich abzurechnen. Da will uns einer aufreden zu V. 138 *εἰς τὴν Σοφοκλέους δὲ Τυρὼ ταῦτα συντείνει ἐκθεῖσαν τὰ τέκνα εἰς σκάφη,* ein anderer kommt mit der Melanippe des Euripides daher 139 und gar in dieser Form *ὁ γὰρ Ποσειδῶν κατά τινας λαβὼν εἰς σκάφος Μελανίππην συνῆλθεν.* Eines so unmöglich wie das andere. Aristophanes will sagen: Wie zum Poseidon die *σκάφη*, so gehöre zum Weibe das *πέος*, und so vernünftig ist denn auch wirklich einer der alten Erklärer gewesen *οὐδὲν ἐσμὲν εἰ μὴ συνουσιάζειν καὶ τίκτειν.*[2])

---

[1]) Der treffliche Kenner der alten Redner, Bruno Keil, hat mit vollem Rechte am Texte des Antiphon I, 17 Anstoss genommen: *ταῖς Κλυταιμήστρας τῆς τούτου μητρὸς ὑποθήκαις ἅμα διακονοῦσα* und dafür vorgeschlagen: *τῆς Κλυταιμήστρας τῆς τε τούτου μητρὸς ὑποθήκαις κτλ.* Aber da bleiben die *ὑποθῆκαι* immerhin noch anstössig. Sollte der Fehler nicht tiefer liegen *τῆς Κλυταιμήστρας ⟨παραδείγματι χρωμένη⟩ τῆς τε τούτου μητρὸς ὑποθήκαις ἅμα διακονοῦσα?*

[2]) Dieses Spiel mit Natur und Mythologie, mit Wirklichkeit und Mythologie hat bekanntlich dem geistreichen Sophisten Gorgias Anlass gegeben zu einem, uns will scheinen, sehr deplazierten Witze.

Mit der letzten Erörterung sind wir an dem wundesten Punkte angelangt, der bei Benützung unserer Scholiensammlung einer ehrlich sich bemühenden Exegese so grosse Schwierigkeiten in den Weg legt. In derselben sind ja stellenweise ganze Berge von Gelehrsamkeit aufgetürmt, denen nun einmal der Philologe aus alter Gewohnheit seine Reverenz bezeugt, die ihn natürlich zum Halten und Verweilen nötigen, aber gerade dadurch nicht selten die Freiheit seines Blickes, die Natürlichkeit und Gesundheit seines Urteils nicht wenig gefährden. Die geschulte und sichere Methode der modernen Exegese kann sich nun einmal nicht in die Vorstellung finden, dass zu den Zeiten des allmählichen Verfalles und gänzlichen Niederganges der antiken Philologie einmal der Gedanke hat auftauchen und wirklich auch in die Tat hat umgesetzt werden können, dass es mit der grössten Eroberung, welche die antike Philologie langsam und allmählig in der Schaffung und Feststellung einer richtigen und fruchtbaren Methode gemacht hatte, doch eigentlich Nichts und die Gelehrsamkeit Alles sei.

Ein Hauptvertreter, wenn nicht der eigentliche Vater dieses neuen Programmes ist der gelehrte „Didymus“ gewesen. Und es ist wirklich Zeit, dass man diese Spezies von Philologie erkennt „an ihren Früchten“, insbesondere an den Früchten, die sie für die Exegese des Aristophanes gezeitigt.

Es ist unmöglich, hier an dieser Stelle eine kritische Analyse aller dieser Leistungen zu geben, es können ferner auch nur die für uns kontrollierbaren herangezogen werden. Eine eingehende kritische Zergliederung scheint aber auch bei der Mehrzahl derselben aus dem Grunde überflüssig, weil Bedeutung und Wert derselben jedem nur einigermassen geschulten und für den *ὀρθὸς λόγος* empfänglichen Philologen schon bei der blossen Lektüre sich zeigen. So kann also mein Urteil durch blosse Hinweise begründet werden. Um jedoch der Befürchtung zu begegnen, dass die hier vertretenen Behauptungen gar zu sehr in der Luft schweben, kann auf Mitteilung einer einzigen äusserst lehrreichen Probe nicht verzichtet werden.

In den Thesmophoriazusen 159 ff. weist Agathon zur Stütze seiner Ansicht auf das feine äussere Auftreten einiger Dichter hin und bedient sich dabei der Worte

σκέψαι δ' ὅτι
Ἴβυκος ἐκεῖνος καὶ Ἀνακρέων ὁ Τήϊος
καὶ Ἀλκαῖος, οἵπερ ἁρμονίαν ἐχύμισαν.

Dazu lesen wir das Schol. *Ἀλκαῖος* (nicht *Ἀχαιός*): *ἐν ἐνίοις „Ἀχαιός“ γέγραπται, καὶ τὰ παλαιότερα ἀντίγραφα οὕτως εἶχεν. Ἀριστοφάνης δέ ἐστιν ὁ μεταγράψας Ἀλκαῖος· „περὶ γὰρ παλαιῶν ἐστιν ὁ λόγος, ὁ δὲ Ἀχαιὸς νεώτερος“. τὸ δὲ λεγόμενον ὑπὸ Διδύμου*

Aber er hat den Beifall des Aristoteles gefunden, der in Rhet. 1406^{b} 15 also berichtet: *τὸ δὲ Γοργίου εἰς τὴν χελιδόνα, ἐπεὶ κατ' αὐτοῦ πετομένη ἀφῆκε τὸ περίττωμα, ἄριστα τῶν τραγικῶν· εἶπε γάρ „αἰσχρόν γε ὦ Φιλομήλα“* (Pfui — Pfui, Phil.)· *ὄρνιθι μὲν γάρ, εἰ ἐποίησεν, οὐκ αἰσχρόν, παρθένῳ δὲ αἰσχρόν· εὖ οὖν ἐλοιδόρησεν εἰπὼν ὃ ἦν, ἀλλ' οὐχ ὃ ἔστιν.* Aber was heisst *ἄριστα τῶν τραγικῶν*? Scil. *εἴρηται*? Nach wie vor muss ich Thurot Recht geben, wenn er Revue archéologique p. 54 bemerkt „Le mot de Gorgias est heureusement emprunté au langage tragique. Mais on ne peut tirer ce sens de la lettre du texte.“ Ein Sinn käme heraus mit *ἀρίστη παρατραγῳδία* oder *ἄριστα παρατραγῳδούμενον* (cf. Schol. Vesp. 1482). Videant acutiores! Von der Wirklichkeit und der Natur flüchtet sich Gorgias in die Mythologie, zu dem Gebiete, aus welchem die Tragiker vorwiegend, ja fast ausschliesslich schöpften, aber mit der Absicht, damit einem Spotte Ausdruck zu geben, ganz im Stile des *παρατραγῳδεῖν* der Komödie.

πρὸς Ἀριστοφάνην, ὅτι οὐ δύναται Ἀλκαίου μνημονεύειν — „οὐ γὰρ ἐπεπόλαζε“ φησι, „τὰ Ἀλκαίου διὰ τὴν διάλεκτον“ (nun wie stand es denn da mit Ibykus und Anakreon?) —, *λελήρηται ἄντικρυς· καὶ ἐν τῷ πρὸ τούτου δράματι τοῖς Ὄρνισι παρῳδῆται τὸ „ὀρνίθες τίνες οἶδ' ὠκεάνω γᾶς ἀπὸ περράτων“* (1410); *οὕτως „ὀρνίθες τίνες οἶδ' οὐδὲν ἔχοντες;“ καὶ ἐν Σφηξὶν „ὦνθρωφ', οὗτος ὁ μαιόμενος μέγα κράτος“* (1234 und fr. 25 Bergk). *ἀλλαχοῦ δὲ ὁ Δίδυμός φησιν „ἡ μὲν γραφὴ δύναται μένειν, οὐκ ἂν δὲ τούτου τοῦ μελοποιοῦ μεμνῆτο“. πάλιν τὸ αὐτὸ λέγων ὅτι οὐκ ἐπεπόλαζε τὰ μέλη Ἀλκαίου — ⟨ἀλλ' Ἀλκαίου⟩ τοῦ κιθαρῳδοῦ, οὗ καὶ Εὔπολις ἐν Χρυσῷ γένει μέμνηται „ὦ 'λκαῖε Σικελιῶτα Πελοποννήσιε“* (fr. 280 Ko.). *τί δὲ ἐνταῦθα κιθαρῳδοῦ, περὶ ποιητοῦ ὄντος τοῦ λόγου* (fr. 66 M. Schm.).

Ob Aristophanes von Byzanz mit seiner Änderung das Richtige getroffen, haben wir hier gar nicht zu untersuchen. Einig sind alle Herausgeber darüber, dass *Ἀχαιός* unhaltbar und korrupt ist. Der neueste Herausgeber van Leeuwen scheint mir mit Hinweis auf fr. 223 Ko. des Aristophanes die Änderung als eine glückliche erwiesen zu haben; denn der Scharfsinn des Aristophanes hat hier einen Schaden der Überlieferung ganz richtig erkannt.[1]) Wenn er hier nämlich am Schluss dieser Reihe V. 164 *Φρύνιχος* las, so war für ihn klar, dass von den *παλαιοί* die Rede ist, bei welchen der spätere Tragiker Achäus keinen Platz hat. Was haben wir für Didymus daraus zu lernen?

1. Dass er Einsprache erhebt gegen Aristophanes von Byzanz. Nun das war sein gutes Recht, wenn er nämlich etwas Besseres wusste.

2. Dass sich diese Einsprache stützt a) auf eine absolut falsche Vorstellung und Behauptung von der Publizität der *μέλη* des Alcäus; b) dass diese Vorstellung einfach widerlegt wird durch die Parodien Av. 1410 Vesp. 1234, über die sich also der grosse Gelehrte einfach hinwegsetzte oder die er im Augenblick nicht praesent hatte — zweifellos *λελήρηται ἄντικρυς*.

3. Dass man sich bei ihm sehr starker Stücke versehen kann. Wenn nämlich der Poet Agathon 159 ff. sich dabei ausspricht ·

ἄλλως τ' ἄμουσόν ἐστι ποιητὴν ἰδεῖν
ἀγρεῖον ὄντα καὶ δασύν κτλ.

und nun im Folgenden seine Ansicht mit der Aufzählung von Dichtern stützt und notwendig stützen muss, dann werden wir, wenn uns an Stelle eines durch den Zusammenhang ganz notwendig verlangten Dichters ein Konzertvirtuose aufgeredet werden soll, festzustellen haben, dass Text, Gedankengang, Absicht des Dichters für einen solchen Exegeten ganz gleichgiltige Dinge sind, wenn er nur Gelegenheit hat, seine Gelehrsamkeit an den Mann zu bringen, in der seine Vorgänger, die alten Philologen, so ausserordentlich rückständig waren.

Diese eine Probe der Exegese des Didymus sollte uns doch sofort zur Erkenntnis führen, dass wir hier das Gegenteil von Exegese vor uns haben, dass insbesondere das Ausspielen gelehrter Zitate zur Stütze einer durch und durch absurden Behauptung zum Rüstzeug dieser Geistesgrösse gehört. Die Sünde, die Didymus durch eine solche unzulässige und

[1]) Recte haud dubie — bemerkt Dindorf zur Änderung des Aristophanes — correxit Aristophanes, sive coniecturam sive libri alicuius auctoritatem secutus. Sicher können wir das letzte nicht entscheiden, bemerkt sei aber und bemerkenswert ist, dass das Schol. zu 161 von einem Achäus nichts weiss und nach Erläuterung der anderen Eigennamen erklärt: *καὶ Ἀλκαῖος ὁ Λέσβιος μέλη ἔγραψεν πρὸς λύραν.*

unverantwortliche Deutung des Textes begangen, wird etwa nicht dadurch aufgewogen, dass wir seiner Gelehrsamkeit nun ein Fragment des Eupolis verdanken, das wir dankbarlichst registrieren, weil wir nun einmal arme Schlucker sind. Wer ihm deswegen einen Kranz winden wollte, der verschliesst seine Augen vor dem Hauptschaden, der Hauptsünde, die eine solche Exegese notwendig angerichtet hätte, wenn ihr nicht entgegengetreten worden wäre. Das kommt hier allein in Frage und sonst gar nichts.

Übersieht man nun die andern unter ausdrücklicher Angabe seines Namens uns überlieferten Erklärungen, so mögen die kontrollierbaren derselben unter den folgenden Gesichtspunkten zusammengefasst werden:

1. Mit Preisgabe der guten Exegese der alexandrinischen Philologen zeigen dieselbe grobe Verkennung des dichterischen Gedankens und seiner Absicht: Ran. 41 (fr. 6 M. Schm.) Av. 1111 (fr. 37).

2. Einer verdorbenen Lesart gegenüber ist er gänzlich hilflos und statt mit Konjektur oder Emendation zu helfen, versteigt er sich zu einer Erklärung, welche wohl der Gipfelpunkt der Absurdität genannt werden muss Av. 1681 (fr. 49).[1] Das werden wir auch festzustellen haben zu Av. 704 (fr. 28); er erläutert wohl *ἔρωσι* (von *ἔρωτες*) nicht *ἐρῶσι*. Wo er, wenn auch bescheiden (*ἴσως*), Vermutungen vorträgt, sprechen sie jeder gesunden und vernünftigen Auffassung Hohn, wie Av. 835 (fr. 32).

3. Av. 1711 (fr. 50) ausgenommen, wo er gottlob sich damit begnügt, die gute Überlieferung aus dem Altertum zu exzerpieren,[2] ist er in der Realerklärung gänzlich unzuverlässig und vielfach irreführend. Ach. 1076 (fr. 49) Av. 43 (fr. 20).

4. Am traurigsten ist er da zu vernehmen, wo er Front gegen den Witz des Aristophanes macht, den er wohl auch in andern Fällen nicht kapiert hat. So Vesp. 771 (fr. 59) Ran. 55 (fr. 7) 990 (fr. 16).

5. Die von ihm vertretenen neuen Erklärungen sind, soweit wir sie mit denen der Alten vergleichen können, gänzlich verfehlt und durchaus inferior. So Ran. 12 (fr. 5) 186 (fr. 9) 775 (fr. 13) 970 (fr. 15). Av. 43 (fr. 20) 149 (fr. 22) 704 1111 (fr. 37) 1121 (fr. 39) 1365 (fr. 45) 1377 (fr. 46). Vesp. 1038 (fr. 60). Plut. 720 (fr. 2).

6. In der Wortdeutung sind Erklärungen wie Av. 520 (fr. 27) 1113 (fr. 38)[3]) verglichen mit den andern uns erhaltenen Nichtigkeiten oder mindestens Ungenauigkeiten.

---

[1]) *βαβάζει* muss man mit Bentley für die vollständig unverständliche Lesart unserer massgebenden Handschriften *βαδίζειν* oder *βαδίζοι γ'* schreiben. Aber alle unsere kritischen Kommentare zu der Stelle, auch der neueste van Leeuwens, bedürfen hier einer Berichtigung. Die Alexandrinischen Philologen wussten nämlich von einem *βαδίζειν* nichts; denn die Worte des Scholions *οὕτω δὲ αὐτό φησι βαρβάρως καὶ δυσφράστως, ὥσπερ αἱ χελιδόνες* deuten doch sicher darauf hin, dass sie nicht *βαδίζει*, sondern *βαρβαρίζει* erklären, was Meineke auch schreiben wollte. Darauf führen auch die gleich folgenden Worte *καὶ Αἰσχύλος τὸ βαρβαρίζειν χελιδονίζειν* (fr. 450 N.) *καὶ Ἴων ἐν Ὀμφάλῃ τοὺς βαρβάρους χελιδόνας* (fr. 33 p. 738 N.) *φησίν*. Und wenn nicht Alles trügt, muss man auch die uns heute unverständliche Erklärung im Schol. 1678 *εἰ μὴ ὀρνιθιάζει* auf dieselbe Lesart beziehen. Damit ist aber der Beweis zur vollen Evidenz erbracht, dass Didymus schon korrupte Handschriften vor sich hatte.

[2]) Natürlich kann es im Schol. nicht heissen *ἐγένετο δὲ τοῦτο δι' ἄλλην αἰτίαν* (nämlich bei Homer) *οὕτως δὲ βούλεται λέγειν*, wie Moritz Schmid druckt, sondern *οὗτος δὲ*. Es ist Rutherford wieder vorbehalten geblieben, *οὕτως βούλεται* davon loszureissen und als ein eigenes Schol. zu konstatieren.

[3]) Die Worte *λέγεται δὲ καὶ ἐπὶ ἀνθρώπων πρηγορεὼν πάλιν ὁ βρόγχος* beziehen sich auf Equit. 374. Es wird also der Ausdruck auch metaphorisch gebraucht. Da ist es mindestens eine starke Gedanken-

Das sind nicht etwa leichte Fehler oder Versehen, nicht schwache Irrtümer, nicht Dutzendware, an die wir uns mit stiller Resignation gewöhnt, sondern — ich kann wirklich keinen schwächeren Ausdruck wählen — lauter exegetische Freveltaten, die als solche nachzuweisen ich und wohl auch jeder andere in jedem Augenblick in der Lage sind, deswegen scharf und rückhaltslos zu verurteilen, weil sie unsere gute Überlieferung entweder wirklich verdrängt oder sich, wie Schmarotzerpflanzen um den gesunden Stamm, um dieselbe gelegt haben und für kritik- und urteilslose Exzerptoren die Gefahr heraufbeschworen, dieselbe noch ganz zu verdrängen. Viele dieser Erklärungen — ich verweise noch speziell auf Ran. 55 Av. 13 Vesp. 1037 1133 Lys. 313[1]) Av. 875 — haben alle den einen Zug gemeinsam, dass sie den abstrusen Erklärungen durch starke Dosen einer reichen und ausgebreiteten Gelehrsamkeit aufzuhelfen suchen. Das wäre nun im höchsten Grade zu loben, wenn dieselben nur richtig verwendet wären, aber leider sind sie so ziemlich an allen Stellen unangebracht. Sucht man nach den Gründen eines so enormen Rückschrittes den alexandrinischen Philologen gegenüber, so bieten sich verschiedene dar. Es ist zunächst mit dem Gedanken zu rechnen, dass Didymus am Ende nicht das gesamte wertvolle Material derselben zur Verfügung hatte oder aber, dass er demselben ganz verständnislos gegenüber stand. Aber der Hauptgrund wird doch wohl der gewesen sein, dass er auf Kosten der grossen Meister von Alexandrien originell sein wollte, weil er sich einbildete, vollgepropft mit Demetrius- und Philochoruszitaten nun unter dem Drucke eigener Gedanken zu leiden. Daneben muss er wohl auch geglaubt haben, dass ihn sein hohes Ansehen und seine stupende Gelehrsamkeit vor den Konsequenzen seiner Erklärungen schützten. Allein wie es damit auch bestellt gewesen sein mag, heute ist für jeden einsichtigen und urteilsfähigen Forscher klar, dass der von ihm eingeschlagene Weg ein Rückschritt war, dass er vielmehr sich ein unvergängliches Verdienst dadurch erworben hätte, wenn er uns, ohne Zutaten seinerseits, die wertvollen Schätze seiner berühmten Vorgänger übermittelt hätte, wie etwa zu Av. 216 1001 1705 Plut. 1012 u. a. Ja wohl doctrinae ubertas ist vorhanden, aber niemals ist dieselbe unglücklicher und verfehlter in den Dienst der Exegese gestellt worden. Von sobrium judicium auf diesem Felde der Exegese des Aristophanes aber auch keine Spur, sondern überall das Gegenteil in seiner traurigsten Gestalt! An der Irreführung des Urteils über den *χαλκέντερος*, wie es heute noch in einigen unserer Literaturgeschichten vorgetragen wird, ist einzig und allein der Herausgeber seiner Fragmente Moritz Schmid schuld. Da werden S. 246—261 die Fragmente aus

---

losigkeit, wenn Didymus weiter fährt *ἑκάτερον δὲ ἀπὸ τοῦ συναθροίζειν ἐκεῖ τὴν τροφήν.* Demnach wären ja auch die Menschen damit ausgerüstet.

[1]) Heute scheint es uns ganz unbegreiflich, dass ein Mann wie Cobet, der in seiner vortrefflichen Schrift De arte interpretandi p. 56 den Didymus so richtig beurteilte, sich von dieser gelehrten Impotenz hat imponieren lassen, dass er Mnem. N. S. I p. 125 zu dem Verse schreiben konnte „Ceterum verba Aristophanis recte ad Phrynichum rettulisse". Nämlich Didymus! Da hat sich denn v. Leeuwen, sein Nachfolger auf dem Katheder von Leyden, zu der richtigen Ansicht bekehrt und sich den einfachen und gesunden Gedanken des Dichters nicht durch diese gelehrte Spreu des Didymus verschütten lassen. Nur ist ihm die Emendation des Scholions nicht gelungen. Was der Rav. bietet, *Δίδυμος καὶ καρτερὸς φῆ* kann nicht gehalten, sondern es muss gelesen werden: *Δίδυμος κατὰ Κράτερον.* Zunächst steht Krateros (cf. Susemihl Ltg. A. Z. S. 599 ff.) viel zu hoch, um ihn zum Mitschuldigen an dieser verfehlten Erklärung zu machen; ferner zeigen auch die folgenden Worte *ἐκακοηθεύσατο γὰρ κτλ.*, dass nicht Krateros, sondern Didymus der Berichterstatter ist, der hier ein paar Worte aus der *συναγωγὴ τῶν ψηφισμάτων* des erstgenannten exzerpiert und in seiner durch und durch unzulässigen und unkritischen Weise verwertet.

dem Kommentare zu den Komödien des Aristophanes abgedruckt, in der darauf folgenden Erörterung S. 261 ff. werden sie als ernsthafte wissenschaftliche Leistungen behandelt, auch nicht ein Wort ist dort zu lesen, dass diese Gaben fast ausnahmslos nur Nullitäten oder Abgeschmacktheiten sind, kein Wort auch davon, dass sich der Abfall von der gesunden und richtigen Methode seiner Vorgänger an Didymus selbst bitter gerächt hat, dagegen immer wieder die alte fable convenue, dass wir ihm und nur ihm allein unser gesamtes gutes Material verdanken. Davon kann erst recht gar keine Rede sein. Hätte also Moritz Schmid diese notwendige Pflicht nicht versäumt, dann würde sicherlich schon ein Umschwung des günstigen Urteils, wenigstens was die Behandlung der griechischen Dramatiker anbelangt, erfolgt sein.[1])

Aber das gelehrte Gespenst spukt auch sonst noch in unserer Scholiensammlung, ohne dass der Name des Didymus dafür bürgt. Nun haben wir durchaus kein Recht, für alle diese Spukgestalten denselben allein verantwortlich zu machen. Aber wenn die namenlos überlieferten gelehrten Erklärungen zunächst sich einmal in Opposition stellen gegen die Vorgänger, beinahe hätte ich gesagt, gegen die gesunde Vernunft, wenn sie ferner förmlich sprudeln von Zitaten mit der ausgesprochenen Absicht, die gesunde ratio durch die Gelehrsamkeit zu eliminieren, wie z. B. zu Vesp. 540 (cf. Aristophanesst. I S. 21 Anm.) — dann haben wir damit ziemlich sichere Anzeichen für die Autorschaft derselben gewonnen; denn sie sehen den mit dem Namen des Didymus überlieferten ähnlich, wie ein Ei dem andern. Damit ist uns natürlich noch lange kein Freibrief gegeben, ihn für allen Nonsens in den Scholien verantwortlich zu machen; aber auf die zwei hier hervorgehobenen Indizien muss immer geachtet werden. So hat denn jetzt auch Pollak in dem Album gratulatorium zu Ehren Herwerdens „De scholiis quibusdam ad Aristophanis Plutum" p. 170 ff. unter Beistimmung von Kroll (Berl. phil. Wochenschr. Sp. 141/03) den Beweis zu erbringen versucht,

[1]) Freilich einen Kritiker wie Diels konnte weder der *χαλκέντερος* selbst noch der Sammler seiner Fragmente in die Irre führen. In dem Augenblick, wo diese Auseinandersetzung mit Didymus niedergeschrieben wurde, erschien „Berliner Klassikertexte, Heft I Didymos, Kommentar zu Demosthenes (Papyrus 9780) nebst Wörterbuch zu Demosthenes' Aristokratea (Papyrus 5008)." Bearbeitet von H. Diels und W. Schubert, Berlin, Weidmann 1904. Der erstere ist für die Geschichte der antiken Philologie ein hochwichtiges Dokument, dessen Editio princeps in die richtigen Hände gekommen ist. Die wohl von Diels allein geschriebene Einleitung bietet die wünschenswerten Aufschlüsse über den Papyrus, Text, Zeilenzahl u. a. Ganz ausgezeichnet ist aber neben vielen dankenswerten Einzelermittelungen der historische Nachweis, wie diese von Didymus vertretene Sorte von Philologie entstanden ist und entstehen musste. Also auch hier bei der Exegese von Prosaschriften ganz dasselbe Gesicht: das Paradieren mit Zitaten, das Aufhäufen von wahren Bergen von Gelehrsamkeit, und Diels versteigt sich dieser Erscheinung gegenüber gar zu dem Satze p. XXXV: „Das Sammeln belehrender Notizen ist sein Zweck, nicht die Erklärung des Schriftstellers selbst, gerade so wie der Kommentar seines Schülers Theon zum Apollonios von Rhodos nicht dem Dichter gilt, sondern seinen *ἱστορίαι*". Das klang uns anfangs wie ein Wort der Erlösung und vielfach präsentiert sich auch so in den Aristophanesscholien diese vaste und wüste Gelehrsamkeit. Daneben muss aber unbedingt auf seine vielfach oppositionell-polemische Stellung gegen die Grössen von Alexandria hingewiesen wurden, wovon die vorliegende Abhandlung uns wenigstens ein Beispiel in extenso S. 616 gegeben hat. Aber solche Beispiele liegen zu Dutzenden in den Aristophanesscholien vor. Es ist der ausgesprochene Wille des *χαλκέντερος* Exegese zu treiben und er treibt sie auch in seiner Art, indem er mit den Bollwerken seiner öden Gelehrsamkeit die gesunde Methode und die gesunde ratio wie ein grimmer Feind belagert. Ja, wer soll denn die Worte gegen Aristophanes von Byzanz zu Vesp. 544 *εὐχερεῖς δέ εἰσι, περὶ ὧν μηδὲν ἔσχον εἰπεῖν, ἀποσχεδιάζοντες* auf dem Gewissen und den unkritischen Gelehrtenkram verbrochen haben, als der gelehrte Didymus? Cf. Aristophanesstudien I, S. 21 Anm. und Pollak im Album gratulatorium für Herwerden p. 174.

dass der unglaubliche und durch und durch absurde Gedanke, der Plutus des Aristophanes sei der erste im Jahre 408 aufgeführte, nur in Didymus einen Vertreter finden konnte, der denn auch mit einem ziemlichen Aufwand von Gelehrsamkeit die entgegenstehenden Stellen anders zu erklären versuchte. Erfreulich war es mir, dort zu lesen p. 174 „Perspexeram post tot alios (?) immensam prorsus doctrinam in Didymo inesse, sanum sobriumque iudicium saepe deficere“.

Für die Herausgeber der Komödien des Aristophanes und für die Benützer unserer Sammlung ist nun aber damit ein sehr wichtiges Merkzeichen gewonnen, dieser ubertas doctrinae auf alle Fälle aufs äusserste zu misstrauen und sie nicht prüfungslos, wie das so vielfach geschehen ist, in die Kommentare aufzunehmen.[1])

---

[1]) Was nun aber sowohl einige der Früheren als auch diese Epigonen in dem Kapitel der *παρῳδίαι* geleistet haben, grenzt ans Unglaubliche, und die moderne Exegese kann vor diesen Attentaten nicht genugsam gewarnt werden. Eine Durchmusterung unserer Sammlung zeigt einmal, wie Parallele = *παρῳδία* gesetzt wird, wie sie ferner sich nicht im mindesten kümmerten um die hier so wichtige und einzig entscheidende Instanz der Chronologie, worüber uns Schol. zu Av. 348 belehrt mit dem bemerkenswerten Zusatze *καὶ ὅλως πολὺ παρὰ πᾶσι τὸ τοιοῦτον* und Vesp. 1326 *οὕτω πάντες*. Auch in dieser Beziehung mag nun wohl die immensa doctrina des Didymus so manches auf dem Gewissen haben. Beweis seine Bemerkung zu Ran. 704, die ich hier mitteilen will in der Form, wie sie Mor. Schmidt zum Abdruck gebracht hat fr. 12 *Δίδυμός φησι παρὰ τὸ Αἰσχύλου* (Archilochi?)

ψυχὰς ἔχοντες κυμάτων ἐν ἀγκάλαις

die Vermutung Archilochi? beweist, dass M. Schm. weder von dem Zustand der Überlieferung noch von seinem Manne auch nur einen annähernd richtigen Begriff hatte. Nein, auch hier wollte Didymus wieder, wie so oft, den Gescheiteren spielen und er hat in demselben Schol. die folgende Kritik erfahren: Nach *Αἰσχύλου* heisst es weiter *ἔστι δὲ ὄντως παρὰ ⟨τὸ⟩ Ἀρχιλόχου „ψυχὰς .... ἀγκάλαις“* (fr. 23 Bergk). Die von ihm beigebrachte Stelle des Äschylus ist ausgefallen, nicht ungeschickt hat sie Bakhuysen in Ag. 723 *ἔσχ' ἐν ἀγκάλαις* gefunden. Ja gross und kaum von den Neueren (man vgl. das vorzügliche Programm von Wolfgang Passow, De Aristophane defendendo contra invasionem Euripideam, Hirschberg i. Schl. 1897) erreicht steht er da in der Aufspürung von Anspielungen und Reminiszenzen. Dafür zum Schlusse nur noch ein Beispiel, das aber wirklich Bücher spricht. Av. 1117 wundert sich Peithetäros, dass noch kein Bote von der Stadt da sei, doch 1121 gewahrt er einen und ruft aus

ἀλλ' οὑτοσὶ τρέχει τις Ἀλφειὸν πνέων.

Es gehört wahrhaftig nicht viel Witz dazu, den Gedanken des Dichters zu erkennen, und so bemerkte Symmachus auf Grund seiner guten Quellen *οὕτω συντόνως τρέχει ὡσεὶ Ὀλυμπιακὸς σταδιοδρόμος*. Aber das schöne und pompöse Wort Pindars Nem. I, 1, das in einem ganz anderen, total verschiedenen Zusammenhang dort zu lesen ist

Ἄμπνευμα σεμνὸν Ἀλφεοῦ
κλεινᾶν Συρακοσσᾶν θάλος Ὀρτυγία

als Parallele oder gar als Quelle einer Parodie zu missbrauchen — das blieb der jeden Geistes und Geschmackes baren Gelehrsamkeit des Didymus vorbehalten; der vernünftigen Erklärung des Symmachus wird entgegengehalten (fr. 39)

ὁ δὲ Δίδυμος παρὰ τὸ Πινδάρου „ἄμπνευμα σεμνὸν Ἀλφειοῦ“.

Ein schlagendes Beispiel dafür, was die „Graecia mendax“ in späterer Zeit wagt, zeigen die Bemerkungen zu Plut. 39

τί δῆτα Φοῖβος ἔλακεν ἐκ τῶν στεμμάτων;

I. Rav.: *ἔλακε· τραγικὴ λέξις* (so richtig die Alexandriner).

II. G.: *ἡ λέξις Εὐριπίδου* (erste Lüge — widerlegt durch Ag. 614 1426 Choeph. 38 788 Kirchh. Antig. 1081 Trach. 821; vgl. Blätter für das bayer. Gymn.-Schulw. XXI. Bd. S. 381).

III. V.: *τραγικώτερον δὲ τοῦτο ἐξ Εὐριπίδου, διασύρων τὸν Εὐριπίδην* (zweite Lüge durch die Annahme einer skoptischen Absicht).

Viel eher kommt man zum Ziele, wenn man sich an die einfachen und bescheidenen Bemerkungen hält und diese, so gut es geht, für die Exegese zu verwerten sucht, wie ich das in meinen Aristophanesstudien nach Kräften zu zeigen versucht habe. Dazu sollen hier noch einige exegetische Nachträge geliefert werden.

Über den Jammer, dass die Männer während des Krieges immer abwesend sind, spricht sich Lysistrata V. 106 ff. also aus

ἀλλ' οὐδὲ μοιχοῦ καταλέλειπται φεψάλυξ·
ἐξ οὗ γὰρ ἡμᾶς προὔδοσαν Μιλήσιοι,
οὐκ εἶδον οὐδ' ὄλισβον ὀκτωδάκτυλον,
ὃς ἦν ἂν ἡμῖν σκυτίνη ἐπικουρία.

Die Schwierigkeit der Erklärung hat zuerst v. Leeuwen gefühlt, indem er bemerkt: „Particula autem *γὰρ* non cum proxime antegressis cohaeret, sed ita argumentatur Lysistrata: nam ⟨si quis dicat non omnino necessarios esse viros, respondeam⟩ seqq." Die Sache dürfte aber doch viel einfacher und mit den Scholien zu lösen sein. Nun ist auf den ersten Blick mit dem Schol. zu 107 *σκώπτει δὲ συνεχῶς Μιλησίους καὶ κωμῳδεῖ ὡς μοιχούς, ἐπειδὴ ἀπέστησαν τῶν Ἀθηναίων* (im Frühjahre des Vorjahres) *καὶ πολλοὶ ἄλλοι τῶν νησιωτῶν*[1]) nichts anzufangen. Natürlich muss für die letzten Worte geschrieben werden: *καὶ πολλοὶ ἄλλοι τῶν κωμικῶν ποιητῶν.* Aristophanes und die andern Komiker; denn hier kommt es nur auf die Milesier an, die *ἄλλοι νησιῶται* haben hier gar Nichts zu tun. Lässt man nun den so festgestellten Wortlaut des Scholions gelten, dann macht das *γὰρ* allerdings Schwierigkeiten; denn man sollte etwas Anderes erwarten. Da springt nun ein zweiter Erklärer ein mit der Bemerkung zu V. 109 *καὶ τοῦτο εἰς τὰς Μιλησίας, παίζει δὲ ὡς ὀλίσβοις χρωμένας.* Daraus sieht man, dass das *γὰρ* ganz richtig und dass einen Zwischengedanken zu ergänzen ganz unnötig ist. Nicht einmal einen *ὄλισβος*, geschweige denn einen *μοιχός*. So haben die Männer, wie die Frauen von Milet ihren Hieb weg.

Die Verse Lysistr. 191 ff. möchte ich im Anschluss an Hamaker also verteilt wissen:

Lys. *τίς ἂν οὖν γένοιτ' ἂν ὅρκος; ἢ λευκόν ποθεν*
ἵππον λαβοῦσαι τόμιον ἐντεμώμεθα;
Kal. *ποῖ λευκὸν ἵππον;*

und zwar aus folgenden Gründen: Lysistrata fühlt sich durchaus als Kriegerin, als Kommandeuse, als Strategin. Also ist ihr erster Gedanke ein Opfer *εἰς ἀσπίδα*, wie die Krieger bei Aschylus Sept. 42 ff. Von Kalonike nun darauf aufmerksam gemacht, dass ein solches Opfer *εἰρήνης πέρι* nicht passt, gibt sie demnach diesen Gedanken als einen verfehlten auf. Einen Moment nachsinnend, richtet sie dann an sich die Frage: *τίς ἂν οὖν γένοιτ' ἂν ὅρκος;* da fährt ihr ein zweiter Gedanke durch den Kopf *ἢ — ἐντεμώμεθα;* Sie ist immer noch in kriegerischer Stimmung und wird mit diesem glücklich gefundenen Vorschlag in derselben Stimmung gehalten, also passt das Wort nur in ihrem Munde und nicht in dem

[1]) Dass Milet keine Stadt in Kleinasien, sondern eine Insel ist, kann man jetzt von Rutherford lernen, der also schreibt: *ἐξ οὗ γὰρ κτλ.] ἐπειδὴ ἀπέστησαν τῶν Ἀθηναίων, ⟨ὡς⟩ καὶ πολλοὶ ἄλλοι τῶν νησιωτῶν.* Denn für die Vorstellung, dass es einem griechischen Erklärer aus guter Zeit einfallen konnte, Milet für eine Insel zu halten, hat Rutherford selbst aufzukommen.

einer andern der „Damen“; denn es ist durchaus kein leerer Wahn, was der alte Erklärer bemerkt: *παίζει κατὰ τὸν τύπον τῶν Ἀμαζόνων· γυναῖκες γὰρ οὖσαι* (nämlich die Amazonen) *λευκοὺς* (cf. Eccl. 63/4, 387 428 699, Lucian XXIX, 28) *ἵππους ἔθυον*. Also soll wenigstens durch das Opfer eines weissen Rosses ihre kriegerische Stimmung noch zum Ausdruck kommen. Darum wird allein passend nun auch dieser Vorschlag abgewiesen von der Persönlichkeit, welche auch das Opfer in den Schild V. 189 ff. als unpassend bezeichnet hat. Dieselbe wittert ganz richtig auch da noch etwas Kriegerisches. Das ist Kalonike. Auf den verzweifelten Ausruf der Lysistrata V. 193 *ἀλλὰ πῶς ὀμούμεθα ἡμεῖς*; kommt nun der Vorschlag des Weinopfers, ganz notwendig von der Person ausgehend, welche sich schon oben V. 113 ff. als eine warme Verehrerin des Weines verraten hat, also von *Μυρρίνη*.

Zu dem Verse Eccles. 564

ὦ δαιμόνι' ἀνδρῶν τὴν γυναῖκ' ἔα λέγειν

lesen wir in Rav. folgendes unverständliche Schol. *ἄλλος Βλέπυρος ἐλθών*. Daraus machte nun Rutherford das Folgende: er setzt zu 562 *μηδαμῶς κτλ.* einen Teil davon: *Βλέπυρος* ⟨*λέγει*⟩. Das war ganz unnötig, weil die Verteilung der *ἀμοιβαῖα* nach festem Stil immer nur bei Beginn derselben angegeben wird. Besser ist ihm die andere Änderung gelungen zu 564 *ἄλλος ἐλθὼν* ⟨*λέγει*⟩. Aber sie scheint mir stilwidrig. Man wird wohl lesen müssen *ἀνὴρ* ⟨*λέγει* — was aber auch fehlen könnte⟩ *μετὰ Βλεπύρου ἐλθών* und damit ist ein wichtiger Fingerzeig für die Verteilung der Verse gewonnen; denn mit Meineke kann der Vers *ὦ δαιμόνι' ἀνδρῶν κτλ.* der Praxagora nicht gegeben werden; ihren Gatten spricht sie nicht an mit *δαιμόνι' ἀνδρῶν*, sondern ganz anders, wie V. 609 u. a. zeigen; viel anstössiger ist aber der Umstand, dass *τὴν γυναῖκα* viel zu feierlich ist für die Komödie und also gegen ihren Stil verstösst. Sie müsste *ἐμέ* sagen. Also muss schon dieser Vers, nicht bloss V. 568 dem *ἀνήρ* gegeben werden. Demnach spricht der *ἀνὴρ μετὰ Βλεπύρου ἐλθών* zu diesem cf. V. 784. Die Anwesenheit zweier Männer ist nun ferner auch durch V. 710 und wohl auch durch 588 erwiesen. Aber der Mann bleibt im Hintergrunde und greift nur an dieser Stelle in der angegebenen Weise in die Debatte ein; denn es ist fraglich und scheint mehr als unwahrscheinlich, dass derselbe nach Bergk und Meineke auch V. 658 dem Blepyros ins Wort fällt.

Grosse Schwierigkeiten bieten der Exegese die Verse der Ecclesiazusen 797 ff. Chremes hält für seine Person mit der Ablieferung seines Eigentums auf der *ἀγορά* zurück und sucht auch seinen Genossen zu demselben Schritte zu bewegen. Der letztere hat es aber sehr eilig und fürchtet schon, auf der *ἀγορά* keinen Platz mehr für seine Habseligkeiten zu finden. Darauf Chremes 796

θάρρει, καταθήσεις, κἂν ἔνης ἔλθῃς.

Also: „unterbringen“ wirst du die Sachen dort, wenn du auch übermorgen kommst“. Auf die Frage *τιή* erhält nun der Fragende die höchst befremdliche, uns ganz unverständliche Antwort

ἐγῴδα τούτους χειροτονοῦντας μὲν ταχύ
ἅττ' ἂν δὲ δόξῃ ταῦτα πάλιν ἀρνουμένους.

Die neueren Kommentatoren lassen uns hier alle im Stich. So muss man sich wieder an die Alten wenden. Da bemerkt nun Rav. *παρ' ὑπόνοιαν τοῦτο.* Fürs erste ist nun einmal auch hier dunkel der Rede Sinn. Zunächst kommt durch einen auf *πάλιν ἀρνουμένους* beschränkten Bezug ein Witz *παρ' ὑπόνοιαν* nicht zu stande. Also müssen wir notwendig einem andern Gedanken nahe treten. Sowohl nach dem Vorausgehenden, als auch aus den Worten 802 811

ἄνθρωπος οὗτος ἀποβαλεῖ τὴν οὐσίαν

kann und muss jeder auf die Frage *τιή* nun die folgende Antwort erwarten: „Die ganze Gesellschaft wartet darauf, bis die heilige Einfalt so töricht ist, ihr Hab und Gut auf der *ἀγορά* abzuliefern, um sich so schnell als möglich dasselbe anzueignen. Also mit dem *καταθεῖναι* hat es keine Gefahr, wohl aber mit dem *λαβεῖν* — dem Wiederbekommen". — Aber diese von strenger Logik verlangte Antwort wird nicht gegeben, sondern es schneit da der oben zitierte, auf den ersten Blick völlig ungereimte Gedanke herein. Derselbe ist wirklich ganz *παρ' ὑπόνοιαν.* Erinnert man sich nun des Ausspruches von Chremes 859

ἑτέρους ἀποίσειν φήμ' ἔθ' ὑστέρους ἐμοῦ,

so offenbart er in demselben sein Programm, dahin lautend: ich warte — und wähle damit das bessere Teil; denn bald werden die Athener das verrückte *ψήφισμα* wieder aufheben. Für seine Person hat Chremes aus dieser Beobachtung seine Konsequenzen gezogen; dieselben nun auch für den andern zu ziehen und sein Programm zu entwickeln wird er durch seinen Genossen gehindert, der seine Absicht und seinen Entschluss sehr gut verstanden, wie *οἴσουσιν ὦ τᾶν* zeigt, woraus sich dann eine kürzere Streitszene entwickelt. Sehr gut bemerkt Bergler zu 797 „Hic interrumpitur oratio de inconstantia decretorum populi Atheniensis usque ad 812". Erst dort wird der Faden wieder angeknüpft, aber auch dort, ohne dass die notwendig sich ergebenden Konsequenzen aus der scharfen Kritik für den Genossen gezogen werden; denn sowohl 805 ff., wie 812 ff. sind nur gedichtet, um in transitu amaritudines aspergere.

Die guten unter den alten Erklärern waren äusserst scharf und genau in der Exegese. Sie machten nicht in „grossen Worten". Und sie waren auch Griechen — — und hatten vor uns Modernen allen einen grossen Vorzug voraus: sie hatten ein Ohr, empfänglich für die feinste Nuance des sprachlichen Ausdruckes. Achtet man auf diese Feinhörigkeit, so ist man manchmal auf das höchste überrascht und ertappt sich nicht selten auf dem gewöhnlichen Fehler des Überlesens.

Als Trygaeus seinen Flug in die Himmelsregionen beginnt, da ruft ihm sein Diener zu Pax 90

ὦ δέσποτ' ἄναξ ὡς παραπαίεις.

Einem modernen Exegeten darf daraus kaum ein Vorwurf gemacht werden, wenn er sich bei diesen Worten nicht lange aufhält. Man sucht eben Nichts dahinter. Anders die Alten, welche bemerken: *διὰ τὸ μετάρσιον αὐτὸν ἦρθαι καὶ προσδοκᾶν ἐπιβήσεσθαι τοῦ οὐρανοῦ θειοτέρᾳ αὐτὸν ἐτίμησε φωνῇ ἄνακτα εἰπών.* Das ist ausgezeichnet und findet seine glänzende Bestätigung bei Aristophanes selbst. Der Titel *ἄναξ* wird niemals einem Sterblichen gegeben, wie die folgenden Stellen zeigen Plut. 437 Nub. 263 Equit. 551

Vesp. 143 438 875/6 1531 Pax 378 385 Av. 868. Die trefflichste Bestätigung gibt aber der dankbare Ruf der Frau Plut. 748 an Asklepios. Also haben denn auch einige der modernen Exegeten mit Recht von der Bemerkung Notiz genommen. Da erhebt sich nun ein moderner „Didymus“ und dekretiert gar noch mit Berufung auf Plut. 748 also: „Quod de verbo *ἄναξ* et scholiastae et interpretes (damit ist der vortreffliche Bergler gemeint, der gut auf Eurip. Hipp. 33 verwiesen hat) dicunt, hariolantur. Tu versum tragicum esse credas“. „Etiam haec Euripidis videntur esse“. Es war wirklich an der Zeit, dass Wolfgang Passow die oben S. 620 Anm. erwähnte Schrift mit dem schrecklichen Titel verfasste.[1])

Wie man auch über den Satz bei dem Anonymus *περὶ κωμῳδίας*, an welchem jüngst Freund Meiser sein geschultes kritisches Vermögen versucht hat (Bl. f. b. Gymnw. S. 31/04): *ὁ μῦθος καὶ ἡ λέξις καὶ τὸ μέλος ἐν πάσαις κωμῳδίαις θεωροῦνται, διάνοιαι δὲ καὶ ἦθος καὶ ὄψις ἐν ὀλίγαις* denken mag, der Ausspruch über das *ἦθος* wird durch die alte Komödie glänzend bestätigt; denn das *ἦθος* ähnlich, wie es in den besseren Tragödien greifbar vor unsern Augen liegt, sucht man darin vergebens. Die Ungebundenheit und Ausgelassenheit, das fortgesetzte Abspringen dieser Schöpfung für den Augenblick lässt dasselbe nicht aufkommen. Um so mehr sind wir verpflichtet, da, wo einmal eine wirkliche durchgeführte Gleichmässigkeit des *ἦθος* zu beobachten ist, daran festzuhalten, uns jedenfalls die grösste Vorsicht zur Richtschnur zu nehmen. Dieser Fall scheint uns vorzuliegen Pax 250 ff., wo dem *Πόλεμος* — nebenbei bemerkt die trottelhafteste Figur, welche Aristophanes mit voller Absicht geschaffen hat — nach unsern Handschriften folgende Worte in den Mund gelegt werden

ἰὼ Σικελία καὶ σὺ δ' ὡς ἀπόλλυσαι.
οἷον πόλις τάλαινα διακναισθήσεται.
φέρ' ἐπιχέω καὶ τὸ μέλι τουτὶ τἀττικόν.

Nach dem Vorgange des grossen englischen Philologen Dobree haben Dindorf, Bergk und Meineke den Vers *οἷον πόλις — διακναισθήσεται* dem Trygaeus gegeben, und das scheint mir von seiten des *ἦθος* betrachtet nicht ohne Bedenken; denn Trygaeus, der

---

[1]) Wenn auch Äschylus zweimal *παραπαίειν* gebraucht, so zeigt doch der Gebrauch von *παραπαίειν* neben *ληρεῖν* Plut. 508 durchaus nichts vom color tragicus. Sonst ist darauf aber besonders zu achten; denn die Sklavengesellschaft spricht sehr gern „tragisch“. Der bessere Teil der Exegese fehlt, wenn bei den hochtrabenden Ausdrücken z. B. Vesp. 10 ff. nicht dieses Moment gebührend beachtet wird. Ein unfehlbar sicheres Zeichen sind die Worte Pax 748

ὦ κακόδαιμον τί τὸ δέρμ' ἔπαθες; μῶν ὑστριχὶς εἰσέβαλέν σοι
ἐς τὰ πλευρὰς πολλῇ στρατιᾷ κἀδενδροτόμησε τὸ νῶτον;
τοιαῦτ' ἀφελὼν κακὰ κτλ.

Darnach sollen es nur seine Konkurrenten so gemacht haben, aber Aristophanes selbst macht es um kein Haar besser. Wenn man nun noch an Vesp. V. 29, besonders Ran. 470 ff. und an andern Stellen den *τραγικὸς λῆρος* im Munde der Sklaven beobachten kann, sei es dass sie einzelne wirklich hochtragische Ausdrücke gebrauchen oder nach dem Muster der Tragödie fabrizierter sich bedienen oder mit längeren Ergüssen unsere Lachmuskeln zu reizen suchen, so haben wir darin eine ganz wesentliche, jedenfalls sehr wichtige Seite des *παρατραγῳδεῖν* zu erblicken. Und Aristophanes sollte je einmal auf die Wirkung eines so effektvollen Mittels verzichtet haben? Daran ist nicht zu denken, wenn er es auch dreimal selber sagt. Möglicherweise besteht sein Verdienst darin, dass er das Übermass seiner Konkurrenten zum Vorteil seiner Kunst etwas beschränkt hat.

friedensbegeisterte Trygaeus, wird von dem Dichter durchaus gehalten als Partikularist, als Stockathener. Das zeigen zur Evidenz die Verse 244 ff. 246 ff. und besonders 254. Darum scheint es uns ausgeschlossen, dass bei Erwähnung von Sizilien ein Laut oder ein Wort des Bedauerns den Zaun seiner Zähne verlässt. Nach meinem Gefühl würde das aber geschehen, wenn wir ihm diesen Vers zuweisen; Worte des Bedauerns und des Mitleides sind nur statthaft im Munde des *Πόλεμος*, der zu unserer Überraschung von dem Dichter mit einem Zug menschlicher Rührung ausgestattet ist.

An diese kurze und nur gelegentliche Bemerkung über das *ἦθος* möge sich eine weitere anschliessen mehr allgemeiner Natur. Nur höchst selten lässt sich in den uns erhaltenen Komödien der Fall beobachten, wo zwei durchaus verschiedene Charaktere in fest geprägten Grundzügen wohl erkennbar eingeführt und durchweg oder auch nur lange in denselben festgehalten werden. Mir sind nur zwei solche Fälle bekannt. Es ist wohl bezeichnend genug, dass sie sich in zwei der späteren Komödien finden, in den Ecclesiazusen (392) und dem Plutus (II, 388). Ihre Seltenheit macht sie uns nur um so willkommener; denn ein Paar aus der gleichen Gesellschaftsklasse herausgegriffene Typen wie Chremes und sein Gegenpart in den Ecclesiazusen sucht man in den andern Komödien vergebens. In ihren verschiedenen Anschauungen und Prinzipien gleich von aller Anfang an plastisch herausgearbeitet (V. 730 ff.), werden sie denn auch so bis zum Schlusse in Reden und Handlungen gehalten (selbst 817 ff. fällt der *ἀνήρ* nicht um). Aber die alte Komödie müsste nicht das gewesen sein, was sie war, wenn sie nicht, sozusagen, aus dem *ἦθος* der eigenen Kunstgattung heraus die Anregung zu einer ihr und nur ihr eigentümlichen Charakteristik empfangen hätte. Auf die glänzende, freilich groteske, aber volle und satte Auszeichnung eines komischen Charakters freilich nur durch das Mittel der Schilderung wurde bereits früher (Sitzb. d. Münch. Akad. 1896, Heft II, S. 255 ff.) hingewiesen. Aber nach der Seite wirklicher und echter Ethopoiie ist doch das Stücklein höher einzuschätzen, das wir Plut. 190 ff. lesen

der Herr: *τῶν μὲν γὰρ ἄλλων ἐστὶ πάντων πλησμονή·*
ἔρωτος

der Sklave: *ἄρτων*, Herr: *μουσικῆς*, Sklave: *τραγημάτων*, Herr: *τιμῆς*, Sklave: *πλακούντων*, Herr: *ἀνδραγαθίας*, Sklave: *ἰσχάδων*, Herr: *φιλοτιμίας*, Sklave: *μάζης*, Herr: *στρατηγίας*, Sklave: *φακῆς*. Dazu Schol.: *ὁ δοῦλος λέγει τὰ πρὸς τὴν γαστέρα, πρὸς τὸ θυμῆρες τῆς κωμῳδίας τοῖς ὑπὸ τοῦ δεσπότου λεγομένοις σπουδαίοις παραπλέξας.* Gewiss. Aber besser, treffender und greifbarer kann man wirklich die Verschiedenheit des *ἦθος* nicht herausbringen. Diese Gestaltung ist ja ästhetisch betrachtet vom modernen Standpunkt nicht allzuhoch zu werten, und ich möchte mich dieses Fehlers am wenigsten schuldig machen. Aber wie Oasen in der Wüste erscheinen sowohl diese, wie die oben hervorgehobenen doch dem, der sich lange vergeblich um die *ἠθοποιία* im gewöhnlichen Sinne bei Aristophanes bemüht hat. Ihr Wert besteht doch wohl darin, dass wir in ihnen die ersten Anzeichen und Ansätze zu der Entwicklung zu erblicken haben, die dann in *νέα* nach den Zeugnissen des Altertums durch Menander ihren Höhepunkt erreicht hat.

Es ist darum ein bestechend schöner Gedanke unseres nie hoch genug zu verehrenden Johann Jakob Reiske gewesen, wenn er daran dachte, die Pax 530 ff. in unsern Handschriften dem Trygaeus allein in den Mund gelegten Verse anders zu verteilen.

Von der *Εἰρήνη* geht der Duft aus

ταύτης δ' ὀπώρας, ὑποδοχῆς, Διονυσίων,
αὐλῶν, τρυγῳδῶν, Σοφοκλέους μελῶν, κιχλῶν,
ἐπυλλίων Εὐριπίδου.

Diese Worte gedachte nämlich Reiske nach Analogie der angeführten Stelle des Plutus unter Hermes und Trygaeus zu verteilen: Herm. *ὑποδοχῆς*, Tryg. *Διονυσίων* etc. Aber die von ihm hervorgeholte Parallele ist zugleich die bündigste Verurteilung dieser Verteilung; denn der Künstler Aristophanes würde nie und nimmer so gedichtet haben, sondern nur so wie oben, wo sozusagen auf Schlag der Gegenschlag aus einer ganz anderen Sphäre erfolgt zur Beleuchtung des *ἦθος*. Das wäre hier nur der Fall: Herm. *Σοφοκλέους μελῶν*, Tryg. *κιχλῶν*.

Wie lange noch unsere Aristophaneskommentare mit den Produkten des oben gekennzeichneten weisen Mannes, der in den Scholien so oft und so breit zu Worte kommt, werden belastet werden, ist schwer zu sagen. Es wird wohl noch gute Weile haben, bis sie verschwinden, aus dem sehr einfachen Grunde, weil es eben bequemer ist, sie in Bausch und Bogen abzudrucken und dem armen Leser die Wahl zu überlassen, als vorher mit wachem kritischen Verstand zu untersuchen, quid distent aera lupinis. Dabei ist nun auch noch der eine schwere Missstand zu beklagen, dass manche dieser Exegeten im Banne dieser gelehrten Albernheiten der Sprache geradezu Gewalt antun und jeden Blick für die richtige und gesunde Auffassung verloren zu haben scheinen. Der einspruchlose Beweis kann aus Pax 363 erbracht werden. Auf die Frage des Hermes, was Trygaeus zu tun vorhabe, entgegnet dieser

οὐδὲν πονηρὸν, ἀλλ' ὅπερ καὶ Κιλλικῶν.

Man braucht noch lange nicht in die tiefsten *ἄδυτα* der griechischen Sprache herabzusteigen, um hier zu übersetzen genau nach den Gesetzen der griechischen Sprache „ich tue nichts böses, sondern genau das, was Killikon (tat)." Aber das ist falsch, wie uns Richter versichert, es muss heissen: *ποιῶ* oder *ποιεῖν διανοοῦμαι, ὅπερ καὶ Κιλλικῶν φησί ποιεῖν.* Sic. Warum? einfach, weil es ihm der gelehrte Scholiast, wie wir sehen werden, angetan hat. Derselbe Mann hat nun kein Auge mehr für das einzig Richtige, was in unserm Scholion am Schlusse zu lesen ist *εἰπὼν δὲ οὐδὲν πονηρὸν παρὰ προσδοκίαν ἐπήγαγε τὸ „ἀλλ' ὅπερ καὶ Κιλλικῶν", ὡς εἰ εἶπεν „οὐδὲν κακὸν ποιῶ, ἀλλ' ἱεροσυλῶ".* Das ist doch sonnenklar. Was der *Κιλλικῶν* war, nun das wussten am Ende die alexandrinischen Philologen nicht mehr und konnte es auch überhaupt nicht mehr eruieren. Sie übten also ganz richtig wissenschaftlich die ars nesciendi. Oder war er wirklich ein Tempelräuber? Das wäre nicht so übel: Trygaeus begeht ja einen ähnlichen Frevel. Genug, aus diesen guten Quellen hören wir weiter nichts, als dass er ein *πονηρός* erster Güte war und dass er in Athen bekannt sein musste; denn sonst hätte der Dichter den Witz nicht wagen dürfen. Soviel und nicht mehr hören wir auch aus einem andern Schol. 182[a] 50 Düb. *ἄλλως· παρὰ τὴν πονηρίαν· ἐπὶ γὰρ πονηρίᾳ διαβάλλεται.* Für *τὴν πονηρίαν* ist natürlich *παρὰ προσδοκίαν* zu lesen und die Erklärung ist vollständig übereinstimmend mit der ersten. Das ist die einzig mögliche Deutung, die dem Gedanken des Dichters vollständig gerecht wird. Nun kommt aber eine Autorität, welche die ars nesciendi nicht zu üben vermag, ein vir „nequissime doctus", er durchstöbert seine Schätze: Theopompus-Leander etc. und liefert uns folgendes Stücklein.

Allein es soll hier nicht zum Abdruck gebracht werden, weil es desselben für diese Stelle gar nicht wert ist. Also nach dem Zeugnis des Theopompus hat dieser Killikon Syrus an die Samier verraten, und nun hören wir den Meister selber: *πυνθανομένων δὲ πολλάκις αὐτοῦ τινῶν τί μέλλοι ποιεῖν, ἔλεγε πάντα ἀγαθά* und demnach muss unsere Stelle gedeutet werden: *πάντα οὖν ἀγαθά, φησι, ποιῶ, ὥς ἔφη καὶ Κιλλικῶν.* — Ja, so werden wir deuten, wenn wir dem Geist der Sprache und dem Gedanken des Dichters ins Gesicht schlagen, wie Richter getan. Davor werden wir uns aber wohl hüten, besonders wenn wir uns erinnern, dass wir oben S. 616 ff. eine Stelle kennen gelernt haben, die uns gezeigt, wie diese Sorte von Erklärern sich um die Worte des Textes, und den Gedanken des Dichters, um den ganzen Zusammenhang nicht im mindesten kümmert, um ihre Weisheit an den Mann zu bringen. Darüber ist doch wohl unter Einsichtigen ein Wort weiter nicht zu verlieren. Es muss aber doppelt und dreifach vor dieser unkritischen Gelehrsamkeit gewarnt werden, wenn wir ihr gegenüber selbst einen Mann wie Dobree soweit seine Unbefangenheit verlieren sehen, dass er im Ernste ergänzen wollte *οὐδὲν πονηρὸν ἐγκαλεῖ.*

Eine ungeheure, scheinbar ganz unbezähmbare Wut bemächtigt sich des Hermes, als er den Trygaeus beim Ausgraben der *Εἰρήνη* überrascht Pax 360 ff. Nachdem er ihn mit den kräftigsten Ehrentiteln belegt, donnert er ihn an

ἀπόλωλας, ὦ κακόδαιμον.

Darauf entgegnet ihm Trygaeus nach unsern Handschriften

οὐκοῦν ἢν λάχω·
Ἑρμῆς γὰρ ὢν κλήρῳ ποιήσεις οἶδ' ὅτι.

„Ich werde doch wohl sterben, wenn das Los mich trifft (d. h. wenn die Reihe an mich kommt). Als Hermes wirst du es gewiss mit dem Los schon machen.“ Der Gedanke schien dem grossen Dobree so befremdlich, dass er mit Verweisung auf Lysistrata 208 schrieb

οὐκ, ἢν μὴ λάχω

mit dem Sinn „Sperat scilicet fore, ut in sortitione facienda Mercurii favore immunis evadat“, das heisst ich werde nicht sterben. Aber das ist ganz verfehlt, wie das Folgende zweifellos ergibt. Trygaeus ist ja zu sterben bereit und fragt sofort, wann die Exekution stattfindet — etwas Willkommeneres könnte er ja gar nicht hören — so tut und spielt er wenigstens, und auf die weitere Drohung *καὶ μὴν ἐπιτέτριψαί γε* erwidert er

κᾆτα τῷ τρόπῳ
οὐκ ᾐσθόμην ἀγαθὸν τοσουτονὶ λαβών;

so spielt er nun auch im Folgenden weiter, bis auf einmal der Ernst kommt V. 377 ff. Es scheint also ausgeschlossen, dass er die von Dobree gewollte Insinuation an Hermes stellt. Wenden wir uns nun zu den alten Erklärern. Wir beginnen mit dem Schol. zu 370 *πάλιν ἐνταῦθα τῇ* (doch wohl *τῇ αὐτῇ*) *ἀστειότητι ἐχρήσατο*, doch wohl wie 364, wozu wir folgendes Schol. lesen *παίζει πρὸς τὸν Ἑρμῆν, ἐπειδὴ ὅτε πολλοὺς κατεδίκαζον οἱ Ἀθηναῖοι ἀποθανεῖν, οὐκ εἰς μίαν ἡμέραν πάντες ἐφονεύοντο, ἀλλ' ἕκαστος ἐκληροῦτο καθ' ἡμέραν καὶ τῷ κληρωθέντι θάνατος ἐπῄει. καθ' ἡμέραν οὖν εἷς μόνος ἐτελεύτα. ἔστι γὰρ ὅτε μετεμελοῦντο καὶ τοὺς λοιποὺς ἔσωζον.* Damit haben wir eine Schilderung des Verfahrens bei einer Massen-

hinrichtung, die es demnach in Athen nicht gab. Für die Erklärung der Stelle ist damit vorerst nicht viel gewonnen. Wenn wir nun aber, was geboten scheint, den Schluss der Scholien 364 und 365 kombinieren, werden wir zu dem Sinnn kommen, welchen die alten Erklärer hier gefunden haben.

a) *οἶδα γὰρ ὅτι ὡς Ἑρμῆς ὑπάρχων ποιήσεις με κληρωθῆναι* — das ist natürlich sinnlos deswegen, weil bei einer Losung über die Hinrichtung einer Masse eben jeder von dem Lose notwendig getroffen werden muss, eine Ausnahme also nicht stattfindet und darum ausgeschlossen ist. Der Gedanke aber „vorher muss erst gelost werden", muss als matt und witzlos abgewiesen werden.

b) Schol. 365 *οἱ γὰρ κλῆροι τοῦ Ἑρμοῦ ἱεροὶ δοκοῦσιν εἶναι, ὅθεν καὶ τὸν πρῶτον κληρούμενον Ἑρμῆν φασὶ δεῖν καλεῖν.*

Daraus ergibt sich, dass wir notwendig im ersten Schol. schreiben müssen *οἶδα γὰρ ὅτι ὡς Ἑρμῆς ὑπάρχων* (so heisst ja nach dem Zeugnis unter b) der *πρῶτος κληρούμενος*) *ποιήσεις με ⟨πρῶτον⟩ κληρωθῆναι.* Also ganz entsprechend der Art des Witzes, in welcher Trygaeus zuerst bis V. 377 ff. gehalten wird, ruft er ihm zu „doch wohl zu allererst ⟨werde ich sterben⟩; denn du als Hermes kannst es ja fertig bringen, dass mich das Hermeslos trifft." Der Gedanke aber an die Losung ist ihm durch die Anwesenheit des Chores nahegelegt, obwohl Hermes nur mit ihm allein als dem Hauptschuldigen verhandelt. Cf. 377 *ἡμῶν κατείπῃς* und besonders 383 ff. Eine Änderung im Sinne von Dobree ist also unzulässig und nur ein Kommentator wie Blaydes konnte dieselbe in den Text setzen, derselbe Blaydes, der die Erklärung von Bergler abdruckt, die mit der unsrigen im Grossen und Ganzen übereinstimmt, nur dass Bergler von der notwendigen Korrektur des Scholions abgesehen hat.

Es sei mir gestattet, hier auf einige wichtige in diesen Scholien enthaltenen Nachrichten über griechische Dichter hinzuweisen, die mir bisher nicht die gebührende Beachtung gefunden zu haben scheinen. Ist die wichtigste derselben auch nur eine blosse Vermutung, so macht sie doch dem Manne, der sie aufgestellt, alle Ehre. Hat der Tod seine versöhnende Wirkung ausgeübt, als Aristophanes von Sophokles die schöne Stelle in den Ran. 788 ff. dichtete, als er die Worte schrieb Ran. 82

ὁ δ' εὔκολος μὲν ἐνθάδ', εὔκολος δ' ἐκεῖ?

Das wollen wir gerne glauben; denn sonst scheint er ihn doch trotz der Bemerkungen von Kock zu Ran. 82 durchaus nicht so geschont zu haben. Hier wiegt das Urteil der Alten mehr, als das unsere, das sich ja nur auf einige wenige Stücke stützen kann. Ein solches auf das Verhältnis des Komikers zu dem grossen tragischen Meister bezüglich ist zu lesen Schol. Pax 531.

Trygaeus hochbeglückt über die glücklich ans Tageslicht gezogene *Εἰρήνη* rühmt ihre Vorzüge überschwänglich und bedient sich der Worte, sie dufte

αὐλῶν, τρυγῳδῶν, Σοφοκλέους μελῶν, κιχλῶν,
ἐπυλλίων Εὐριπίδου.

Dazu das Schol. *ἀεὶ τὸν Σοφοκλέα σεμνολογεῖν βούλεται, οὐ φιλῶν αὐτὸν, ὅσον Εὐριπίδην μισῶν. τὸ κάλλιστον οὖν τῶν ἐδεσμάτων μετὰ τὴν ἐκείνου μνήμην εὐθὺς ἐπήγαγε, ἐνδεικνύμενος ὡς πάντων τῶν ἄλλων ἀναγκαιότερα τὰ αὐτοῦ ποιήματα τῇ χρήσει τῶν κιχλῶν παραβαλλόμενα.* Die Worte beziehen sich natürlich auf Aristophanes und auf seine

Stellung zu Sophokles. Das *οὐ φιλῶν αὐτὸν, ὅσον Εὐριπίδην μισῶν* will uns ein sehr wichtiges Zeugnis dünken. Aber kann es denn bestehen? Muss es nicht nach *ἀεὶ — βούλεται* vielmehr heissen *φιλῶν αὐτόν* mit Tilgung des *οὐ* oder mit Veränderung desselben in *οὕτως* oder *τοσοῦτον*? Vorerst wollen wir uns davor hüten, besonders, da wir sogar heute noch die Richtigkeit des *οὐ φιλῶν* mit einer Stelle aus Aristophanes belegen können. Wen haben nicht schon die Worte ins Herz geschnitten, die wir Pax 697 lesen? Dort lässt die Göttin des Friedens durch Hermes sich nach Sophokles erkundigen und erfährt

Tryg. *ἐκ τοῦ Σοφοκλέους γίγνεται Σιμωνίδης.*
Herm. *Σιμωνίδης; πῶς;*
Tryg. *ὅτι γέρων ὢν καὶ σαπρὸς*
κέρδους ἕκατι κἂν ἐπὶ ῥιπὸς πλέοι.

Man kann wohl den Scherz mit Tereus Av. 100 ff. für harmlos halten, aber diesen Hieb von Freundeshand dem Menschen Sophokles appliziert — dem kann und wird doch kein Mensch mit Kock zu Ran. 82 das Prädikat „harmlos“ beilegen. Das ist ja doch ein Keulenschlag. Damals (411 v. Chr.), als Sophokles diesen Vorwurf vor versammeltem Publikum hören musste, war er bereits 74 Jahre alt, demnach konnte er, wenn er auch noch volle 17 Jahre lebte, sehr wohl *γέρων* genannt werden. Aber worauf gründet sich dieser schwere Vorwurf? Nun über Simonides sind wir genugsam aufgeklärt (vgl. Christ, Ltg. S. 162 Anm. 4),[1]) aber wenn wir die Frage auf Sophokles stellen, so lassen uns auch die alten Erklärer vollständig im Stich; denn über die dem Text, wie der Chronologie ins Gesicht schlagende Nachricht *λέγεται δὲ καὶ ὅτι ἐκ τῆς στρατηγίας τῆς ἐν Σάμῳ ἠργυρίσατο* braucht man nicht weiter zu sprechen. Wenn die Hauptsache nicht wieder durch den Exzerptor in Wegfall kam, so werden wir sagen dürfen, dass die alten Erklärer so wenig, wie wir heute, die Unterlage, mag sie Wirklichkeit oder Klatsch gewesen sein, ermitteln konnten. Nun haben wir nach unsern andern guten Nachrichten allerdings kein Recht, nach dieser Richtung einen Stein auf Sophokles zu werfen, andrerseits wird man sich auch schwer dazu entschliessen, diesen Angriff des Komikers für einen blossen Lufthieb zu halten. So dachte wohl auch der alte Erklärer, der, wie wir, den Sophokles ins Herz geschlossen hatte, als er sich dahin aussprach: *ἀλλὰ μήποτε ἐδόκει Σοφοκλῆς περὶ τοὺς μισθοὺς* (cf. Ran. 367 und Christ, Ltg. 202 Anm. 6) *καὶ τὰς νεμήσεις* (?) *ὀψέ ποτε φιλοτιμότερος γεγονέναι.* Das ist eine blosse Vermutung, aber keine schlechte. Da wird also die *φιλαργυρία* ersetzt durch die *φιλοτιμία*, die den Dichter nach dem höheren *μισθός* greifen hiess, nicht des Geldes wegen, sondern aus Stolz, dem es widersprach, durch die gleiche Honorierung mit einem — windigen Komiker gleichgestellt zu werden.

Über die durch und durch legendären Nachrichten von dem Tode des Euripides haben zuletzt Nestle Philol. Bd. 57 S. 134 ff. und Zielinski NJb. S. 648/02 gehandelt. Zu den

---

[1]) Aber von dem in unserem Scholion zu lesenden Hinweis auf den durchaus anekdotenhaften Charakter der Geschichte mit den beiden Kästchen sollte man doch billigerweise auch Notiz nehmen. Also die Geschichte mit den Kästchen ist bekannt, bemerkt es, und fährt dann weiter *πλὴν τοῦτο λόγῳ* (so natürlich für *λέγω*) *περιφερόμενον εὑρίσκεται, καθ' ἱστορίαν γὰρ οὐδεὶς εἴρηκεν.* Schaudervoll, höchst schaudervoll aber ist, um mit Hamlet zu sprechen, was Rutherford mit diesem Teil des Scholions angefangen hat. Da er keine Ahnung von der Wertlosigkeit des Exzerpts des Rav. hatte, wo *καθ' ἱστορίαν* etc. fehlt, so strich er auch *πλὴν τοῦτο λέγω* (sic) — *εὑρίσκεται.*

Zeugnissen der beiden gelehrtesten und gründlichsten Berichterstatter über griechische Literaturgeschichte, des Philochorus und Eratosthenes, die von einer ausserordentlichen Todesart des Euripides Nichts wissen, möchte ich noch ein weiteres fügen aus diesen Scholien.

Um den Agathon zu bewegen, für ihn einzutreten, bedient sich Euripides Thesm. 190 der folgenden Worte

ἐγὼ φράσω σοι. πρῶτα μὲν γιγνώσκομαι,
ἔπειτα πολιός εἰμι καὶ πώγων᾽ ἔχω.

Wenn nun der alte Erklärer zu denselben bemerkt: *γέρων γὰρ τότε Εὐριπίδης ἦν· ἕκτῳ γοῦν ἔτει ὕστερον τελευτᾷ*, so stellt er doch damit seinen Tod als die natürliche Folge seines hohen Alters dar, weiss also Nichts von einer ausserordentlichen Todesart des Dichters oder aber billigt sie nicht.

Dass die moderne Exegese nur zu ihrem eigenen Nachteil an manchen hochwichtigen mythologischen Scholien unserer Sammlung achtlos vorübergeht, dafür ist Aristophanesstudien I p. 84 ff. (Vesp. 351) der Beweis erbracht worden. Weniger schwer fällt am Ende der dort gerügte Verstoss an sich ins Gewicht, als die Sünde gegen die einzig richtige, so viel wir wissen, von Aristarch zum Vorteil der Exegese inaugurierte Methode, deren Vernachlässigung sich immer bitter rächen wird. Von ganz anderer Art und von viel grösserer Bedeutung, als das oben genannte Scholion zu Vesp. 351 sind nun die beiden folgenden Scholien, mit denen wir uns hier zunächst zu beschäftigen haben. Sie verdienen unsere ganz besondere Aufmerksamkeit, weil sie geeignet sind, uns einen Ausblick zu eröffnen auf eine eigene Gattung von Komödien, deren Wesen und Art zu erforschen gerade eben jetzt nach dem Erscheinen von Reichs verdienstvollem Buche über den Mimus und den kostbaren Fund von Oxyrhynchus[1]) das allerdringendste Bedürfnis ist. Wir meinen: die mythologische Komödie der Griechen. Hier klafft die grösste Lücke in der ganzen griechischen Literaturgeschichte: dieselbe ganz oder auch nur annähernd auszufüllen wird bei dem heutigen Stand der Überlieferung wohl Niemand gelingen. So sollen hier denn auch nur einige Bausteine geliefert werden, um jüngere Forscher auf ein Gebiet hinzuweisen, dessen gründliche Bearbeitung eine äusserst verdienstliche und wohl auch eine lohnende und aussichtsreiche ist. In der köstlichen Antichorie Lys. 785 ff. erzählen die Greise dem Gegenchor der Frauen folgendes Märchen

οὕτως ἦν ποτε νέος Μελανίων τις,
ὃς φεύγων γάμον ἀφίκετ᾽ ἐς ἐρημίαν,
καὶ ἐν τοῖς ὄρεσιν ᾤκει·
κᾆτ᾽ ἐλαγοθήρει
πλεξάμενος ἄρκυς
καὶ κύνα τιν᾽ εἶχεν
κοὐκέτι κατῆλθε πάλιν οἴκαδ᾽ ὑπὸ μίσους.
οὕτω τὰς γυναῖκας ἐβδελύχθη ε-
κεῖνος. ἡμεῖς δ᾽ οὐδὲν ἧττον
τοῦ Μελανίωνος οἱ σώφρονες.

---

[1]) The Oxyrhynchus Papyri. Part III von Grenfell und Hunt. London 1903, No. 413, Farce and Mime. Man vergl. darüber Reich, DLtz., Nr. 44/03 und bes. M(itteis), Beil. z. Allg. Ztg., Nr. 13/04, S. 100.

Der Gegenchor der Frauen wartet nun den Alten auf mit dem Märchen von Timon, dem bekannten Menschenhasser, und wir hören zu unserer höchsten Überraschung am Schlusse V. 820

ταῖσι δὲ γυναιξὶν ἦν φίλτατος,

wo φίλτατος nach dem Vorausgehenden notwendig im Sinne von εὐνούστατος genommen werden muss. Aber von der hier zum Ausdruck gekommenen Tatsache weiss uns keine Stimme aus dem Altertum oder aus der Neuzeit auch nur ein Wort zu vermelden aus dem sehr einfachen Grunde, weil es eine reine ad hoc gemachte Erfindung, eine Umdichtung der gangbaren und allgemein angenommenen Überlieferung, eine Verkehrung des Komikers ist. So muss notwendig über das Pendant zum Melanionmärchen geurteilt werden. Und nun dieses selbst! v. Leeuwen bemerkt in seiner Ausgabe unter anderem dazu: „Melanion a Chirone artem venandi edoctus in Arcadiae silvis degit potissimum (Xenoph. Venat. 1 § 2 et 7), alter Hippolytus mulieres aspernatus". Davon ist nun himmelweit verschieden, was die Alten im cod. Venet. zu 785 bemerken: μήποτε παρὰ τὴν ἱστορίαν εἴρηκε· οὐ γὰρ Μελανίων ἔφευγε μᾶλλον, ἀλλ' ἡ Ἀταλάντη. ἐπίτηδες δὲ τοῦτο ὁ τῶν ἀνδρῶν χορὸς παριστορεῖ (so richtig der cod., was von Dübner nicht in ἱστορεῖ geändert werden durfte). Das ist richtig und ganz ausgezeichnet. Wie die Frauen durch die Verkehrung des Timonmärchens zu ihren Gunsten der allgemeinen Überlieferung ins Gesicht schlagen, so hier die Männer durch dasselbe Manöver der gangbaren Version vom Verhalten des Melanion. Also umgekehrt ist es: Melanion hat fortgesetzt die Atalante mit Liebesanträgen und Liebeswerbungen verfolgt und nach unserer Stelle überhaupt keine Erhörung gefunden. Die komische Wirkung einer solchen Verkehrung beruht auf der vom Dichter vorausgesetzten Bekanntschaft des grossen Publikums mit der gegenteiligen Version des Märchens. Das musste doch zum Lachen anregen und ist zu vergleichen mit den Witzen παρ' ὑπόνοιαν, wie wir sie z. B. lesen Lys. 1072 Eccles. 1147 Pax 1117, und ähnlichen. Hier aber kommt noch ein anderes wichtiges Moment hinzu. Der Dichter kann es nämlich wirklich wagen, so sein Publikum auf falsche Fährte zu führen, wenn er ihm nach einem so entschiedenen Abschwören der Liebe zu den Weibern sofort wieder die Augen öffnet, indem er unmittelbar nach den Worten

ἡμεῖς δ' οὐδὲν ἧττον
τοῦ Μελανίωνος οἱ σώφρονες

einen der Alten sprechen lässt

βούλομαί σε, γραῦ, κύσαι.

Da haben wir den Melanion in seiner wahren Gestalt.

Wären die Scholien zu den Ecclesiazusen nicht so gut wie verloren gegangen, dann hätten wir leichtere Arbeit bei der Besprechung der folgenden Stelle, an die wir uns nur mit aller Vorsicht und Zurückhaltung heranwagen. Die Verfasser unserer mythologischen Handbücher haben sehr wohl daran getan, selten oder auch nie Notiz zu nehmen von Sagenversionen, denen, was man ja auf den ersten Blick leicht erkennt, jeder sagenhafte Hintergrund gänzlich abgeht. Das ist der Fall bei der Sage von dem Thraker Diomedes und mit vollem Rechte haben Preller-Robert p. 343 wie Sybel bei Roscher s. v. Diomedes die Version aus dem Spiel gelassen, die uns hier zunächst beschäftigen soll. Die von den

beiden Gelehrten angeführten schriftlichen Quellen, wie die bildlichen Darstellungen stimmen alle darin überein, dass die bei Diomedes einkehrenden Fremden von ihm seinen *ἵπποι ἀνθρωποφάγοι* vorgeworfen wurde, bis Herakles die Menschen von dieser Plage erlöste. Aber mit dieser Vorstellung sind wir nicht im stande, die Eccles. 1029 bestehende Schwierigkeit zu lösen. Dort wehrt sich der arme Jüngling gegen ein Scheusal von Weib und sucht auf jede Weise ihren stürmischen Zumutungen auszukommen:

Νεαν. τί δῆτα χρὴ δρᾶν;
die Alte *δεῦρ' ἀκολουθεῖν ὡς ἐμέ*
Νεαν. καὶ ταῦτ' ἀνάγκη μ' οὐστί
die Alte *Διομήδειά γε.*

Hier kann doch ein Gedanke an die menschenfressenden Rosse des Diomedes unmöglich aufkommen, weil er eben vollständig sinnlos wäre. Also muss der Drohung eine andere Vorstellung zu Grunde liegen. Über dieselbe gibt uns der Schol. folgenden Aufschluss: *ὅτι Διομήδης ὁ Θρᾴξ, πόρνας ἔχων θυγατέρας, τοὺς παριόντας ξένους ἐβιάζετο αὐταῖς συνεῖναι, ἕως οὗ κόρον σχῶσι καὶ ἀναλωθῶσιν οἱ ἄνδρες, ἃς καὶ ὁ μῦθος ἵππους ἀνθρωποφάγους εἶπεν* (weniger gut in der Fassung des *Κλέαρχος* bei Hesychius s. v. *Διομήδειος ἀνάγκη: παροιμία*). Diese Erklärung enthält einen Gedanken, welcher von dem Zusammenhang absolut gefordert wird und diesem allein kongruent ist. Von einem Sprichwort weiss der Schol. Nichts zu berichten. Der Annahme aber, dass die Deutung nur eine Rekonstruktion aus der vorliegenden Stelle ist, widerspricht die viel zu dunkle und allgemeine Haltung derselben, die nimmermehr einer solchen Fiktion Vorschub leisten konnte. Also war eine solche Version des Diomedesmythus schon vorher vorhanden und bekannt. Wem dieselbe ihren Ursprung verdankt, können wir nicht mit voller Sicherheit bestimmen. Wenn wir nun aber im Folgenden die mythologische Komödie in voller, eifriger und erfolgreicher Arbeit sehen, die phantastischen, unglaublichen und unmöglichen Motive der Sagenerzählung auf das nach ihrer Anschauung allein gesunde und natürliche Element zurückzuführen, so werden wir schwerlich vom Rechten abirren, wenn wir die Quelle für diese durch und durch unsagenhafte Erfindung in irgend einer früheren parodischen Komödie suchen. Denselben Gedanken würden wir sicherlich auch in dem Schol. lesen, wenn der Auszug im cod. Rav. nicht wieder in so desolater Form vorliegen würde.

Es dürfte wohl gestattet sein, zunächst diese beiden Eigentümlichkeiten zum Ausgangspunkt einer allgemeinen Betrachtung der mythologisch-parodischen attischen Komödie zu nehmen. Wenn Lysistr. 785 ff. auch nur einen ad hoc gemachten Witz enthält, so ist derselbe doch ausreichend, um als erste und wichtigste Erscheinung die Verkehrung der geläufigen Sage in das gerade Gegenteil uns vor Augen zu führen, während wir aus Eccles. 1029 eine ganz gute Vorstellung gewinnen können von der respekt- und rücksichtslosen Substitution der wohlfeilen Resultate des natürlichen Denkens und der Ausflüsse willkürlicher komischer Verdrehung an Stelle der phantastisch-sagenhaften Ausschmückungen. Damit sind nun aber auch die Hauptbedingungen erkannt, unter welchen die Verfasser von mythologisch-parodischen Komödien ganz notwendig ihrem Ziele zusteuern mussten.

Da, wo die Sage oder die Tragödie schon wenigstens einen glücklichen Ausgang bot, konnten sie und mussten sie unter Beibehaltung desselben die Schlusskatastrophe anders

motivieren und komischer und lustiger gestalten. Ganz anders gestaltete sich aber ihre Aufgabe, wenn Sage oder Tragödie einen hochtragischen Ausgang bot, während die Komödie in der Regel doch heiter und fröhlich schliessen muss. Hier mussten sie notwendig eine gewaltsame Operation an der Schlusskatastrophe vornehmen und dieselbe in ihr Gegenteil verkehren. Nun davor sind sie wirklich nicht zurückgeschreckt und haben das Kühnste gewagt. Was wir so ganz notwendig aus Natur und Wesen der Gattung auf rationellem Wege erschliessen müssen, wird uns durch ein klassisches, wenn auch geradezu verblüffendes Beispiel von Aristoteles bestätigt Poet. c. 13 1453ª 34. Der Philosoph befürwortet immer den hochtragischen Schluss der Tragödie und äussert sich demnach über den glücklichen Ausgang des tragischen Spieles also: *ἔστιν δὲ οὐχ αὕτη ⟨ἡ⟩ ἀπὸ τραγῳδίας ἡδονὴ ἀλλὰ μᾶλλον τῆς κωμῳδίας οἰκεία. ἐκεῖ γὰρ ἂν οἱ ἔχθιστοι ὦσιν ἐν τῷ μύθῳ, οἷον Ὀρέστης καὶ Αἴγισθος, φίλοι γενόμενοι ἐπὶ τελευτῆς ἐξέρχονται καὶ ἀποθνήσκει οὐδεὶς ὑπ' οὐδενός.* Dass das angeführte Beispiel von Aristoteles nicht willkürlich aus der Luft gegriffen wurde, sondern auf eine wirkliche Komödie zurückgeht, hat schon Meineke richtig erkannt, und daran müssen wir unserm Zwecke entsprechend festhalten, wenn auch der von dem feinen Kenner der Komiker gewollte Bezug auf den Orestes des Alexis nicht sicher erwiesen werden kann (cf. Kock, fr. com. II p. 358 fr. 166).

Diese geradezu horrende Umdichtung des bekanntesten Mythus, eine solche über die Massen kühne Umgestaltung der Schlusskatastrophe dürfte wohl geeignet sein, uns eine recht lebhafte Vorstellung von der *ἄδεια κωμική* dem Mythus gegenüber zu geben. Hier hatten oder nahmen sich die Dichter einen Freibrief, der ihrem kühnen Schaffen die weitesten Grenzen offen liess. Uns hingegen ist gerade dadurch der Kreis der Vermutungen aufs engste gezogen. Es ist ein goldenes Wort für die hier gebotene Resignation, das Meineke ausgesprochen I, 281 „ut periculosum esse dicamus, graeci poetae in inveniendo solertiam certis circumscribere velle limitibus". Die unerreichte Kühnheit in Erfindung und Führung von Szenen, die spielende Leichtigkeit, womit ganz unerwartete Situationen improvisiert werden, das lose Band, welches das ganze Sujet zusammenhält, — alle diese Eigenschaften, die wir in den Komödien des Aristophanes gewahren, rufen unseren Vermutungen erst recht bei den mythologisch-parodischen Komödien ein gebieterisches Halt zu. Deswegen ist denn auch bei dem Mangel einer Originalkomödie dieser Gattung oder einer unbedingt zuverlässigen Hypothesis einer solchen eine Rekonstruktion auf dem Wege der Phantasie ausgeschlossen. Auch erhöht der Verlust der meisten parodierten Stücke der Tragiker die ohnehin schon vorhandenen Schwierigkeiten. Ferner hat man mit dem längst erkannten Umstand zu rechnen, dass die Grossen des Tages und der Zeit hin und wieder unter mythologischen Decknamen getroffen werden.[1])

[1]) Die letzte Zeit hat uns wieder mit einer Gabe überrascht, welche die ausgesprochene Mahnung zur Vorsicht besonders gerechtfertigt erscheinen lässt, nämlich mit dem Argumente des *Διονυσαλέξανδρος* des Kratinus. Nachdem Grenfell zuerst auf der Philologen-Versammlung zu Halle 1903 sich über den Fund kurz geäussert (cf. Verh. der Phil.-Vers. 1903 S. 60), liegt derselbe nun veröffentlicht vor im IV. Bd. der Oxyrhynchos-papyri Nr. 663 p. 69 ff. Auf Grund dieses mageren Auszuges dürfte wohl schwerlich eine Rekonstruktion der einzelnen Szenen des ganzen Stückes gelingen. Für unsern Zweck ist aber auch diese kurze *ὑπόθεσις* vollständig ausreichend. Denn wir lernen daraus wieder die zügel- und schrankenlose Freiheit der komischen Dichter in der Verdrehung und Verkehrung des gangbaren Mythus kennen. Also Dionysos hat zunächst die Rolle des Paris übernommen, er entscheidet im Schönheitsgericht der

Vielleicht kommen wir aber einen guten Schritt weiter, wenn wir einmal die absurden und ganz unbegreiflichen Versionen gewisser mythologischer Erzählungen, über welche unsere mythologischen Handbücher in der Regel mit Recht hinweggehen (cf. oben S. 631) in die Beleuchtung der mythologisch-parodischen Komödie rücken. Der hier zuerst im Zusammenhang gemachte Versuch darf wohl auf billige Nachsicht rechnen.

In seinem vortrefflichen Artikel über Meleagros hat Kuhnert bei Roscher 2602 auf die merkwürdige Gestalt dieses Mythus bei Malalas 6, 209 hingewiesen. Der Byzantiner bietet uns folgende Geschichte, die in aller Kürze hier zur Mitteilung kommen muss: Atalante und Meleagros jagen zusammen und der ersteren glückt es, den Eber zu erlegen (*ἥτις προποιήσασα τοξεύει τὸν συαγρόν*). Das Fell überlässt Meleagros der kühnen Jägerin *εἰς ἔρωτα αὐτῆς βληθείς*. Nach Hause zurückgekehrt fordert ihn sein Vater Oineus auf, ihm das Fell als Siegespreis auszuliefern *καὶ μαθὼν ὅτι τῇ Ἀταλάντῃ τὸ δέρμα ἐχαρίσατο, ὀργισθεὶς κατὰ τοῦ ἰδίου υἱοῦ, ὃν εἶχε θαλλὸν ἐλαίας, φυλαττόμενον παρὰ τῇ Ἀλθαίᾳ τῇ ἑαυτοῦ μὲν γυναικὶ, μητρὶ δὲ τοῦ Μελεάγρου, ὅντινα θαλλὸν τῆς ἐλαίας ἡ Ἀλθαία ἔγκυος οὖσα ἐπιθυμήσασα ἔφαγεν καὶ καταπιοῦσα τὸ φύλλον τῆς ἐλαίας εὐθέως τεκοῦσα*

---

drei Göttinnen ebenfalls, wie natürlich, zu Gunsten der Aphrodite, wofür ihm diese Unwiderstehlichkeit den Frauen gegenüber verheisst und verleiht. Mit dieser ausgerüstet segelt er vom Ida nach Lakedämon und gewinnt selbstverständlich mit leichter Mühe die Helena, die er im Triumphe auf den Ida führt. Da hört er die Nachricht von dem Zuge der Achäer! Und was tut der *δειλότατος θεῶν τε κἀνθρώπων*? Er flieht in das Haus des Alexandros, versteckt sein teures Kleinod (?) und sich selbst verwandelt er in einen Widder. Damit fällt plötzlich, wie schon Grenfell sah, Licht auf das fr. 43 I p. 25 Ko.

ὁ δ' ἠλίθιος ὥσπερ πρόβατον βῆ βῆ λέγων βαδίζει.

Aber es hilft ihm nichts. Paris hat seine Schliche erkannt. Anfangs will er beide den Achäern ausliefern, schliesslich siegt aber das Mitleid mit dem schönen Weibe bei ihm, er behält es für sich — echt komödienhaft — und sendet den Dionysos allein mit seinen Satyrn den Achäern, wo es ihnen gewiss nicht allzu schlimm gehen wird. Was also die Phantasie der Komiker dem Mythus gegenüber wagt und wagen darf, dafür ist diese *σύστασις τῶν πραγμάτων* das allerlehrreichste Beispiel. Aber noch ein anderes nicht weniger wichtiges Moment lernen wir am Schlusse der Inhaltsangabe kennen. Derselbe lautet: *κωμῳδεῖται δ' ἐν τῷ δράματι Περικλῆς μάλα πιθανῶς δι' ἐμφάσεως* (?) *ως επαγειοχως* (?) *τοῖς Ἀθηναίοις τὸν πόλεμον.* Also aus dieser phantastisch mythologischen Hülle blickt uns die hellste Gestalt des Tages entgegen, Perikles, der in der Person des *Διονυσαλέξανδρος* getroffen und verhöhnt werden soll. Dass diese überraschende Behauptung der *ὑπόθεσις* kein leerer Wahn ist, können uns andere Erwägungen zeigen. Grenfell fixiert das Stück des Kratinos auf 430 oder 429. Aus dem Jahre 431 schlagen in den *Μοῖραι* des Hermippus (1 p. 235 Ko.) über Perikles ganz ähnliche Klänge an unser Ohr fr. 46

βασιλεῦ Σατύρων, τί ποτ' οὐκ ἐθέλεις
δόρυ βαστάζειν, ἀλλὰ λόγους μὲν
περὶ τοῦ πολέμου δεινοὺς παρέχεις,
ψυχὴν δὲ Τέλητος ὑπέστης;

Mag man nun mit Kock z. d. St. die Satyrn auf die bekannte, im Kyklops des Euripides (630—655) so köstlich an den Pranger gestellte Heldenhaftigkeit dieser Gesellschaft oder mit Meineke speziell auf die engeren Freunde des Perikles beziehen — hier wie dort der gleiche Vorwurf, dass der, welcher den Krieg heraufbeschworen, ein Ausbund von Unmännlichkeit und Feigheit ist. Sucht man sich nun aber die Frage zu beantworten, welcher Umstand etwa dem Dichter den Anlass gab, den Perikles mit der Rolle des Helenaräubers zu bedenken, so kommt man immer wieder und wieder auf den Klatsch zurück, der noch im Jahre 425 in den Acharn. 524 ff. einen so schmutzigen Ausdruck gefunden. Cf. V. 528 ff.

Κἀντεῦθεν ἀρχὴ τοῦ πολέμου κατερράγη
Ἕλλησι πᾶσιν ἐκ τριῶν λαικαστριῶν.

συνεγέννησε τὸ τῆς ἐλαίας φύλλον σὺν τῷ Μελεάγρῳ.[1]) Über diesen *θαλλός* war dem Vater das Orakel geworden, Meleagros werde nur so lange leben, als der Ölzweig unversehrt sei. Im Zorn wirft ihn Oineus ins Feuer und Meleagros stirbt sofort *καὶ παραχρῆμα ὁ Μελέαγρος ἐτελεύτησεν, ὡς ὁ σοφὸς Εὐριπίδης δρᾶμα περὶ τοῦ αὐτοῦ Μελεάγρου ἐξέθετο.*

Knaack hat Rhein. Mus. N. F. 49 S. 311 ganz richtig erkannt, dass das Euripideszitat am Schlusse abzutrennen ist. Vergleicht man nun diese Form der Erzählung mit der gangbaren Sage und rückt sie ein wenig in die Beleuchtung der Komödie, dann kommen wir zu folgendem Resultate:

1. Die Rollen sind vollständig verschoben: Meleagros stirbt durch den Zorn seines Vaters, also musste die Mutter mit einer ganz anderen Rolle bedacht werden.
2. Durch die Eliminierung der Ermordung der Brüder ist die Stellung der Althaea eine andere geworden: sie ist nicht gegen, sondern für den Sohn.
3. Der *θαλλὸς ἐλαίας*, welchen Althaea in ihrer Schwangerschaft verzehrt, ist ein echter komödienhafter Ersatz für den *δαλὸς ἥλιξ* (Choeph. 607 Weckl.) den Lebensbaum, worüber Knaack a. a. O. eingehend gehandelt (doch vgl. Kuhnert a. a. O. 2605 fin.). Vielleicht war auch der Zorn des Vaters über die Verschenkung des *δέρμα* anders und komödienhafter motiviert.
4. Meleagros wird also vom Vater getötet, von Althaea wieder von den Toten auferweckt, und weil nun einmal die Komödie lustig hinausgehen muss, heiratet er mit der Einwilligung seiner Mutter die Atalante.

Einigen Halt gibt unseren Vermutungen die Betrachtung der beiden Fragmente der Komödie Althaea des Theopompus. Koch I p. 733

fr. 2 *τὴν οἰκίαν γὰρ εὗρον εἰσελθὼν ὅλην*
κίστην γεγονυῖαν φαρμακοπώλου Μεγαρικοῦ.

Von der Althaea fr. 3 *λαβοῦσα πλήρη χρυσέαν μεσόμφαλον*
φιαλήν· Τελέστης δ' ἄκατον ὠνόμαζέ νιν.

Wer sich erinnert, wie frei die alte Komödie schaltet und waltet im Reiche der Phantasie, um das Unmögliche möglich zu macheu (cf. Kock zu den Rittern 1321 und 1336), der wird an der Wiederbelebung des toten Sohnes, die natürlich nicht auf der Bühne dargestellt, sondern nur in einer *ῥῆσις* geschildert wurde, wie ja die beiden Fragmente zeigen, keinen Anstoss nehmen. Ist aber nach Max Mayer De Eurip. mythopoiia capita duo. Diss. Berlin 1883 p. 61 die Althaea des Komikers eine Parodie des Euripideischen Meleagros, in welchem die Liebe des Helden zu Atalante den Angelpunkt der Handlung bildete, dann ist die Schlussgestaltung erst recht eine gelungene Parodie des hochtragischen Ausganges des Euripideischen Stückes; denn diese Schlussszene, wo die Leiche des Meleagros auf die Bühne gebracht und die nun ihre Tat bereuende Althaea von Atalante verflucht wurde, muss von gewaltiger Wirkung gewesen sein (cf. Kuhnert, l. l. 2600). Es sei daher dieser unser Versuch weiterer eingehender Erwägung anheim gegeben.[2])

---

[1]) Cf. Tzetzes, *τινὲς δὲ φυλλάδα ἐλαίας οὐ δᾷδα εἶναί φασιν, ἣν ἐν τῇ κυήσει φαγοῦσα τῷ Μελεάγρῳ ἐν τῇ ἐκτέξει συντέτοκε.*

[2]) Klar ist auch, dass die Folge der Handlungen in der Stheneboia des Euripides sich unmöglich so abspielen konnte, wie der Schol. Greg. Cor. bei Nauck p. 567 ff. uns berichtet. Das ist ausgeschlossen.

Werden nun auch unsere Vermutungen über die Herbeiführung der Schlusskatastrophe immer problematisch bleiben, so ist es doch als ein seltener Glücksfall zu betrachten, dass wenigstens eine Komödie aus dem Altertum, nämlich die Thesmophoriazusen des Aristophanes, erhalten ist, die uns wenigstens zu einer annähernd begriffsmässigen Vorstellung von Wesen, Art und Eigentümlichkeit einer solchen parodischen Komödie, soweit sie nicht Sagen-, sondern Tragödienparodie ist, führen kann. Darum sind die zum Zwecke einer *λύσις* aus der Helena und Andromeda des Euripides gemachten Einlagen von ganz unschätzbarem Werte. Was zunächst Form und Stil und den äusseren Rahmen anbelangt, so können wir folgende Beobachtungen machen:

a) Zunächst muss die ausserordentliche Leichtigkeit des rasch improvisierten Bühnenarrangements hervorgehoben werden, die, wie oben bemerkt S. 610 ff., der Inkongruenz des gegebenen Bühnenbildes mit der neuen Situation nicht aus dem Wege geht,

---

Die Hauptversion über den Tod des ehebrecherischen Weibes ist und bleibt ihr Ende durch Gift; in dieser Beziehung wiegen alle Scholiastenbemerkungen und alle *ὑποθέσεις* die klaren Worte des Aristophanes nicht auf Ran. 1048 ff.

Eur.: *καὶ τί βλάπτουσ', ὦ σχέτλι' ἀνδρῶν, τὴν πόλιν αἱ 'μαὶ Σθενέβοιαι;*
Äschyl.: *ὅτι γενναίας καὶ γενναίων ἀνδρῶν ἀλόχους ἀνέπεισας*
κώνεια πιεῖν αἰσχυνθείσας διὰ τοὺς σοὺς Βελλεροφόντας.

Also hat Euripides in einem seiner Dramen die Stheneboia durch Gift sterben lassen. Ein anderer Schluss als dieser ist nicht gestattet. Diesen Sinn las denn auch der alte Erklärer zu V. 1051 richtig heraus, diese Version liegt den Worten des Hygin zu Grunde 57 ut rex virtutes eius laudans alteram filiam ei dedit in matrimonium. Stheneboea re audita ipsa se interfecit. So sonderbar sich auch der ganze Bericht bei Malalas IV, 84 Dind. liest, die Schlussworte *καὶ τὰ αὐτὰ ἔγραψε τῷ ἰδίῳ γαμβρῷ καὶ τὰ λοιπά, καθὼς ξυνέγραψε Εὐριπίδης ὁ τραγικὸς ποιητής, πληρώσας τὸ δρᾶμα* gestatten wieder nur denselben Schluss. Das muss mit allem Nachdruck gegen Fischer bei Roscher p. 772 hervorgehoben werden. Man ist daher nicht wenig überrascht, daneben einer ganz anderen und ganz eigenartigen Version bei demselben Dichter zu begegnen, die uns einmal den Gedanken an die kühne Umgestaltung durch eine mythologische Komödie nahe legte. Allein diese Annahme ist nicht haltbar; denn die so überraschende Umformung der Sage kommt wirklich auf Rechnung des Euripides, wie das Schol. des Gregor Cor. und Schol. Pax 141 und vor allem die schöne Deutung des fragm. 670 durch Wecklein Sitzber. der Münch. Akad. 1888 p. 98 ff. ausser Frage stellen. Hingegen ist es vollständig ausgeschlossen, dass, wie der gelehrte Erklärer zu Pax 141

τί δ' ἢν ἐς ὑγρὸν πόντιον πέσῃ βάθος;
πῶς ἐξολισθεῖν πτηνὸς ὢν δυνήσεται;

uns zumutet, dem Dichter der Gedanke an die vom Pegasus herabgestürzte Stheneboia vorgeschwebt habe; denn hier wird an den Pegasus überhaupt nicht mehr gedacht, sondern nur an den *κάνθαρος*, auf den allein sich das *πτηνὸς ὢν* beziehen kann. Das muss auch gegen Bakhuyzen bemerkt werden „Utrum Stheneboiae an Bellerophonti tribuendum sit non liquet“. Stheneboia fiel ja überhaupt nicht herab, sondern wurde von Bellerophon herabgestürzt; an den letzteren ist gleich gar nicht zu denken, weil er überhaupt nicht ins Meer fiel, sondern auf die feste Erde und dadurch bekanntlich *χωλός* wurde. Darum hat man auch kaum ein Recht, den Vers 140 einem der beiden Stücke zuzuweisen; denn der Komiker *παρατραγῳδεῖ* und hat den Vers wohl selbst gebildet. Die Erklärung des Schol. *τοὺς τραγικοὺς παίζει διὰ τὰ περὶ Ἰκάρου λεγόμενα* trifft das Richtige. Wohl aber ist die Frage aufzuwerfen, warum Aristophanes gerade diese beiden Gestalten der Phaedra und Stheneboia aufgegriffen hat. Ich denke mir, weil Euripides das Problem in je zwei Tragödien behandelt hat, im Hippolytus *καλυπτόμενος* und *στεφανηφόρος* und in der Stheneboia und dem Bellerophon (hier aber jedenfalls *ἐν παρέργῳ*); darum muss wohl *αἱ 'μαὶ Σθενέβοιαι* in diesem wörtlichen Sinne verstanden werden?

sondern dieses *γελοίου χάριν* geflissentlich hervorhebt. Und so mögen diese mit Fleiss herausgearbeiteten und grotesk verzerrten Abstände der tragischen und der komischen Inszenierung gehörig auf die Lachmuskeln gewirkt haben. Von der letzteren Art gewinnt man eine adäquate Vorstellung, wenn man die kühne Auffahrt des Himmelsstürmers Bellerophon mit dem Aufstieg des Trygaeus auf dem Mistkäfer im Frieden vergleicht.[1]) Vollständig aber wird — und hierüber möchte man gern Näheres wissen — die gräuliche Karikatur, wenn nun gar noch in der Parodie ein Achilleus, Bellerophon, eine Stheneboia u. a. in der tragischen Maske auftraten.

b) Die Parodie ist nicht eine wortwörtlich genaue, sondern der Komiker greift einen oder mehrere Verse heraus, verändert auch den einen oder andern mehr oder weniger *πρὸς τὸ αὐτῷ χρήσιμον* und dichtet zu demselben Zwecke, natürlich im tragischen Stile, neue hinzu. So wie hier, schlagend die Antiope des Eubulos:

a) Antiope des Eurip. fr. 224

Ζῆθον μὲν ἐλθόνθ' ἁγνὸν ἐξ Θήβης πέδον
οἰκεῖν κελεύω, τὸν δὲ μουσικώτατον
κλεινὰς Ἀθήνας ἐκπερᾶν Ἀμφίονα.

b) Antiope des Eubulos II p. 167 fr. 10 Ko.

Ζῆθον μὲν ἐλθόνθ' ἁγνὸν ἐς Θήβης πέδον
οἰκεῖν κελεύει· καὶ γὰρ ἀξιωτέρους
πωλοῦσιν, ὡς ἔοικε, τοὺς ἄρτους ἐκεῖ,
ὁ δ' ὀξύπεινος. τὸν δὲ μουσικώτατον
κλεινὰς Ἀθήνας ἐκπερᾶν Ἀμφίονα,
οὗ ῥᾷστ' ἀεὶ πεινῶσι Κεκροπιδῶν κόροι
κάπτοντες αὔρας ἐλπίδας σιτούμενοι.

c) Von hochkomischer und geradezu durchschlagender Wirkung sind nun aber die Glossierungen der mythologischen Namen und ihre Beziehung auf Orte und Leute vom Tage. So über die Massen köstlich Thesmoph. 873 ff. 895 ff. 935 *1102 ff.

Ganz so, wie zuerst Herwerden richtig sah, im Achilleus des Philetaeros II p. 231 fr. 4

Πηλεύς. ὁ Πηλεὺς δ' ἐστὶν ὄνομα κεραμέως,
ξηροῦ λυχνοποιοῦ, Κανθάρου, πενιχροῦ πάνυ,
ἀλλ' οὐ τυράννου νὴ Δία.

d) Aber als das merkwürdigste verdient hervorgehoben zu werden das Herausgreifen und Zusammenlegen von weit auseinanderliegenden Szenen des Tragikers. So in der Helenaparodie: Anfang des Stückes und die viel später erfolgende *ἀναγνώρισις* der beiden Gatten. Zunächst berechtigt dieses Verfahren zu keinem Rückschluss. Aber die übliche laxe Bindung der Sujets in den Komödien und die Vorliebe der

---

[1]) Keine Spur von Angst zeigt der Bellerophon des Euripides bei seiner kühnen Himmelfahrt, wie fr. 306 und 307 deutlich zeigen. Damit vergleiche man nun die Worte des Helden bei dem Komiker Eubulos in seinem Bellerophon II p. 171 fr. 16 Ko.

τίς ἂν λάβοιτο τοῦ σκέλους κάτωθέ μοι;
ἄνω γὰρ ὥσπερ κοττάβειον αἴρομαι.

Komiker, Szenen ἔξω τῆς ὑποθέσεως γελοίου χάριν einzulegen, berechtigen uns doch einigermassen zu der Annahme, dass die parodische Komödie ihrer ganzen Natur nach frisch und frei gerade solche Szenen mit Vorliebe herausgriff, die für die gelungene Travestierung am geeignetesten schienen, und diese dann, so gut es ging, zu einem Bouquet zusammenband.

Eine Würdigung nach der inhaltlich sachlichen Seite und eine Prüfung der von den Komikern gewählten Substitute muss selbstverständlich auf eine annähernd vollständige Aufzählung verzichten. Allein für unsern Zweck genügt· auch das beispielsweise Herausheben von einigen recht drastischen Proben.

Wer nun da sieht, wie diese schöne Welt der Sage und der Tragödie durch diese Komiker in Trümmer zerschlagen am Boden liegt, der könnte sich leicht zu einem harten Urteil gegen diese respektlose und frivole Gesellschaft hinreissen lassen. Dieser heilige Ingrimm dürfte aber höchst unangebracht und durchaus nicht im Geiste des griechischen Publikums sein; denn dieses hatte seine helle Freude daran, wie deutlich die Menge dieser parodischen Komödien zeigt.[1]) Wer einmal so recht von Herzen gelacht hat bei Aufführung gelungener moderner Parodien durch akademische oder bürgerliche Gesangvereine, durch Privatgesellschaften, auf Theatern etc., bei dem wird auch nicht im entferntesten der allerdings naheliegende Gedanke von einer unverzeihlichen und darum verwerflichen Profanierung und Prostituierung gefeierten Dichtergrössen Platz greifen; denn sie bieten nicht und wollen nicht etwa bieten Urteile oder gar Verurteilungen hervorragender Dichterwerke, sondern, was sie bringen, wollen sie als Scherze, Witze, Spässe aufgefasst wissen, welche die Zuhörer zum Lachen reizen und durchaus nicht gegen den parodierten Dichter einnehmen sollen. Das Publikum soll durch den Schwank nicht von falschen Anschauungen abgelenkt und zu neuen und besseren bekehrt, sondern einfach unterhalten werden. Die warme Verehrung, welche Aristophanes zeitlebens den grossen Schöpfungen des Meisters Aeschylus entgegenbrachte, schützten den letzteren doch nicht vor einigen kräftigen parodischen Hieben. So können der oder die Verfasser der gelungensten Parodie, die mir aus der Neuzeit bekannt geworden ist — der Parodie eines Motives von Wagners Parsifal durch die Augsburger Liedertafel — ganz warme Verehrer des Bayreuther Meisters sein, im gleichen diejenigen, welche zur gelungenen Aufführung des Stückes alle ihre Kräfte einsetzten. Weder die ersteren noch das so lustig unterhaltene Publikum haben nach Schluss der Aufführung ihre Anschauung über Wagner geändert oder gar den Meister aufgegeben. Bei der Vergleichung solcher antiken und modernen Parodien können natürlich nur die auf dem Theater für ein grösseres Publikum aufgeführten in Parallele gestellt werden, Privataufführungen können hier nicht in Frage kommen. Bei dem einen und dem anderen Komiker wird man auch die Absicht, dem parodierten Tragiker wirklich wehe zu tun, kaum in Abrede stellen dürfen. Insbesondere ist der Kampf des Aristophanes gegen Euripides, in dem ja gerade auch die Parodie eine bedeutende Rolle spielt, so unschuldig durchaus nicht; so unschuldig mag er am Ende auch nicht in den vielen literarischen Kömödien gewesen sein. Aber so viel ich heute

---

[1]) Die blossen Titel sind bei Meineke I 283 aufgezählt und füllen mehr als eine ganze Seite. Als Aristophanes seinen Plutus aufführte, konkurrierten mit ihm nach Argument IV ausser den *Λάκωνες* des Nikochares 3 mythologische Parodien: Aristomenes mit Admet, Nikophon mit Adonis, Alcaeus mit Pasiphae.

sehen und beurteilen kann, ist dieser Kampf der Komiker, ist diese Spezies der literarischen Komödie von der eigentlich mythologisch-parodischen grundverschieden. In der letzteren werden nicht gerade Verstösse, Fehler, Ungeschicklichkeiten des Dichters aufgestochen und an den Pranger gestellt oder gar eine herbe persönliche Kritik getrieben, sondern das Stück wird einfach beleuchtet durch Gegenstück, wie wir das deutlich an den parodischen Einlagen der Thesmophoriazusen wahrnehmen können.

Wenn wir uns nun nach dieser notwendigen allgemeinen Erörterung, um einige besonders charakteristische Proben von Geist und Art dieser parodischen Komödie zu geben, zu den Ersatzstücken wenden, welche in derselben an Stelle der Originalgedanken und Originalgestalten getreten sind, so möge ein Stücklein den Reigen eröffnen, das wie kein zweites geeignet ist, das hellste Licht auf die Umwertung und Umprägung mythologischer Werte durch diese Komiker fallen zu lassen.

In dem lustigen Schwank des Lucian Tragodopodagra deklamiert Frau Podagra das Folgende, aus dem nur die Stellen herausgehoben werden sollen, die wir leicht kontrollieren können:

Λέγετ', ὦ κάκιστοι, καὶ γὰρ ἡρώων ἐγὼ
ἐδάμασα πλείστους, ὥς γ' ἐπίστανται σοφοί.
— — — — — — — — —
ἔθανε δ' Ἀχιλλεὺς ποδαγρὸς ὢν ὁ Πηλέως,
ὁ Βελλεροφόντης ποδαγρὸς ὢν ἐκαρτέρει
— — — — — — — — —
Ποίαντος υἱὸς ποδαγρὸς ὢν ἦρχε στόλου
— — — — — — — — —
Ἰθάκης ἄνακτα Λαρτιάδην Ὀδυσσέα
ἐγὼ κατέπεφνον, οὐκ ἄκανθα τρυγόνος.[1])

Also die Sage und die Tragödiendichter haben gefabelt und gelogen, die grossen und gefeierten Helden Achilleus, Bellerophon, Philoktetes und Odysseus sind nicht das gewesen, was die Sage sie verherrlichend von ihnen erzählt und die Tragödiendichter flunkern, sondern das waren lauter Podagristen und die Wunden am Fusse — das war eben das Podagra. Dafür wird ein wichtiges Zeugnis angerufen *ὥς γ' ἐπίστανται σοφοί*: die Herren von der Komödie. Diese Umprägung braucht, obwohl es sehr wahrscheinlich ist, nicht gerade der Niederschlag aus parodischen Komödien zu sein, aber so, ganz so ist die Art und Weise, wie sie die mythologischen Gebilde umwandeln, umprägen und in Kurs setzen. So hält die allmächtige, durch und durch skeptische und pessimistische Prosa des Lebens ein furchtbares Gericht über die Erdichtungen und Gebilde einer längst entschwundenen Zeit und ihre Neubelebung durch die tragischen Dichter. Für den Grad und die Gründlichkeit der Umtaufe aus den trüben und schmutzigen Wassern des Lebens sorgt die Spekulation auf die Lachmuskeln der Zuschauer in ausreichender Weise.

---

[1]) Wie kommt Odysseus auf die Podagristenliste? bei allen andern Helden ist ja der Spass ganz klar. Weder bei Roscher Odysseus S. 629 noch bei O. Schmidt Ulixes comicus, der fälschlich von einem claudicans Ulixes spricht, ist die Sache mit der nötigen Genauigkeit behandelt. Vielmehr wird durch die Stelle Lucians unsere Kenntnis dahin erweitert, dass Odysseus durch seinen Sohn Telegonos (*Ὀδυσσεὺς ἀκανθοπλήξ* des Sophokles und Ariston. zu *λ* 134) in den Fuss verwundet den Tod fand.

Was wird aus der grossartigen Szene der Eumeniden, die uns Orestes von den Erinyen umlagert zeigt? Man höre Timokles II, p. 462, fr. 25 Ko.

περὶ δὲ τὸν πανάθλιον
εὕδουσι γρᾶες, Νάννιον, Πλαγγών, Λύκα,
Γνάθαινα, Φρύνη, Πυθιονίκη, Μυρρίνη,
Χρυσίς, Κοναλλίς, Ἱερόκλεια, Λοπάδιον.

Was wird aus dem Goldregen, unter dem sich Zeus der schönen Danae naht, ein Stoff, der von Apollophanes I, 797 Kock, nach dem Zeugnis des Suidas und der Eudokia, und von Sannyrion I, 794 Ko. behandelt wurde? Das erzählen uns spätere Dichter, grob und gerade heraus Ovid Am. 2, 8, 33

Sed postquam sapiens in munera venit adulter,
Praebuit ipsa sinus et dare jussa dedit,

versteckter Horatius od. III, 16, 8 Converso in pretium deo. Das ist echte Münze der parodischen Komödie, worauf wohl auch die Version Myth. Vatic III, 3, 5 p. 947 Roscher, Danae sei durch kostbare Geschenke eines reichen Müssiggängers verführt worden, zurückgeht.[1])

Aber wo und wie sie einsetzten in ihren parodischen Komödien, das lernen wir besser als aus den vielen, leider oft schwer deutbaren Fragmenten aus Aristophanes selbst und dem Worte des alten Erklärers zu Acharn. 332 *τὰ μεγάλα πάθη ὑποπαίζει τῆς τραγῳδίας.* Wo Telephus in einer hochgespannten Situation der Tragödie den kleinen Orestes zu seiner Rettung ergreift, so in einer gleichen Lage Dikaeopolis den „Kohlenkorb" der Acharner. Derselbe Weg der Rettung wird eingeschlagen Thesmoph. 688, wo das *παιδίον* sich als ein als Kind ausstaffierter Weinschlauch entpuppt, cf. V. 730 ff. Es soll hier auch erinnert werden an das Substitut für die von Palamedes beschriebenen *πλάται* in demselben Stücke V. 770 ff. Welche Metamorphosen wurden nun aber gar an den vielen *ἀναγνωρίσεις* der Tragiker in den parodischen Komödien vorgenommen? In den Fragmenten ist freilich kaum eine zu finden, aber Wesen und Art zeigen uns Ran. 738 ff. und besonders Equit. 1232 ff. Hier an beiden Stellen so ziemlich *ἔξω τῆς ὑποθέσεως* eingelegt waren sie in den parodischen Komödien ein geradezu unentbehrliches Requisit (cf. Über den litterar.-aesthet. Bildungsstand. Abh. der Münch. Akad. der Wiss. I. Kl. XXII. Bd. I. Abt. p. 66 ff.). Nun lasse man sich aufquellen Situation und Ausdruck in Thesmoph. 913 ff.

ὦ χρόνιος ἐλθὼν σῆς δάμαρτος ἐς χέρας (Hel. 566)
λαβέ με, λαβέ με πόσι, περίβαλε δὲ χέρας,
φέρε σε κύσω. ἄπαγε μ' ἄπαγ' ἄπαγ' ἄπαγέ με
λαβὼν ταχὺ πάνυ

---

[1]) Heute scheint es uns unbegreiflich, dass ein Kenner wie Nauck die Verse in dem interessanten Schol. OC 1375 unter Nr. 458 in die fragmenta adespota der Tragiker aufnehmen konnte, trotzdem in dem Schol. gesagt ist *ὡς καὶ παρά τινι αὐτὰ ἐκτεθεῖσθαι πρὸς τὸ γελοιότερον* und sich unmittelbar das Zitat anschliesst *καὶ Μένανδρος ἐν Ναυκλήρῳ*

ὅ τε Πολυνείκης πῶς ἀπώλετ', οὐχ ὁρᾷς;

Wecklein erkannte Sitzber. der Münch. Akad. 1901 p. 661 zuerst, dass die zitierten Verse entweder auf ein Satyrdrama oder eine Komödie zurückgehen. Am besten finden sie ihren Platz in einer parodischen Komödie.

und man wird erkennen, dass die Komiker mit solchen Umprägungen wohl auf ihre Rechnung kamen. Und was werden sie erst geleistet haben bei Umformung der mythologischen Prologe, mit denen sie entweder in Anlehnung an ihre Vorbilder oder auch ganz nach eigenem Ermessen ihre Stücke eröffneten? Es ist ewig schade, dass nur der Anfang des Aiolos des Antiphanes II p. 16 fr. 18 Ko. erhalten ist

Μακαρεύς, ἔρωτι τῶν ὁμοσπόρων μιᾶς
πληγείς, τέως μὲν ἐπεκράτει τῆς συμφορᾶς,
κατεῖχε θ' αὑτόν· εἶτα παραλαβών ποτε
οἶνον στρατηγόν, ὃς μόνος θνητῶν ἄγει
τὴν τόλμαν εἰς τὸ πρόσθε τῆς εὐβουλίας,
νύκτωρ ἀναστὰς ἔτυχεν ὧν ἐβούλετο.

Die Worte sind uns eine weitere Bestätigung der oben vorgetragenen Ansicht S. 636 b (cf. auch Nauck fr. trag. p. 366). Leider, leider lesen wir von der komischen Würze des Dichters nichts weiter.

Welch dankbares Feld hatten sie nun weiter auch in den Schlussreden des Deus ex machina? Welche Motivierungen sie da gebracht, welche Perspektiven sie eröffnet haben, davon gibt uns das oben S. 637 angeführte Fragment des Eubulos aus der Antiope nur einen sehr schwachen Begriff. Gerade hier aber konnten sie erst recht ihrer Laune und ihrem Witze die Zügel schiessen lassen und Personen, Städte und Länder mit ihren kräftigsten und heftigsten Hieben bedenken; denn dass, wie man behauptet hat, die persönliche Invektive in dieser Gattung von Komödien ganz verstummt wäre, daran ist auch nicht im entferntesten zu denken.

Die *ἄδεια κωμική* in allen Ehren, aber manchmal tut es einem doch in der Seele weh, wenn man die *μεγάλα πάθη τῆς τραγῳδίας* so profaniert sieht. Beim Ausdenken und Vergleichen der verschiedenen Situationen will uns doch da das eine und andere Mal das Lachen vergehen. Wie muss die Hörer seinerzeit die glänzende Erzählung von der *μανία* des Herakles in dem Herakles furens des Euripides erschüttert haben, wenn sogar dem heutigen Leser diese packende *ῥῆσις* auf die Nerven geht! Und nun sieht man diese *μανία* in der Komödie von Herakles zu Hilfe gerufen, um eine Zechprellerei durchzuführen! Ran. 561 die Erzählung der einen Kneipwirtin

κἄπειτ' ἐπειδὴ τἀργύριον ἐπραττόμην,
ἔβλεψεν εἴς με δριμὺ κἀμυκᾶτό γε
καὶ τὸ ξίφος ἐσπᾶτο, μαίνεσθαι δοκῶν.

Wecklein steht gewiss nicht allein, wenn er von allen verlorenen Dramen des Euripides am liebsten die Andromeda erhalten zu sehen wünscht. Die Wirkungen des Echo bei den Klagmonodien der gefesselten Jungfrau müssen intime und tief ergreifende gewesen sein. Die Umprägung dieser einzigartigen Szene, wie wir sie heute in den Thesmophoriazusen vor uns sehen, sind ein böser, bitterböser, aber in Anlage und Durchführung ein geradezu genialer Streich des gedanken- und erfindungsreichen Komikers. Heute auf die Bühne gebracht müsste das Debut dieser Frau Echo — bezeichnend genug als eine geschwätzige Alte zuerst dem Zuschauer präsentiert und dann in den Hintergrund gestellt — diese Szene, sage ich, müsste auch heute noch von zwerchfellerschütternder Wirkung sein — selbst

bei der mangelnden Vergleichung mit dem Original. Dadurch werden wir aber zu einem sehr wichtigen weiteren Gedanken geführt. Wenn nämlich eine Hauptstärke und eine Hauptwirkung der mehr grossstilischen modernen Parodie eines Musikdramas vielfach darin besteht, dass man den erhabenen, von einer grossartigen Musik gehobenen Inhalt durch einen alltäglichen und womöglich recht trivialen ersetzt, so berechtigt uns diese Erscheinung zu einem wichtigen Rückschluss auf die mythologisch-parodische Komödie der Griechen. So wenig wie die moderne, konnte und durfte sie auf dieses wirksamste Mittel verzichten. Und das hat sie auch nicht getan.

Ist doch auch die Discrepanz und Disharmonie zwischen der metrischen, rhythmischen und musikalischen Form und dem durch und durch banalen Inhalt ein Mittel, mit dem sie auch sonst zu wirken sucht z. B. Wespen 274 ff.

μῶν ἀπολώλεκεν τὰς
ἐμβάδας ἢ προσέκοψ' ἐν
τῷ σκότῳ τὸν δάκτυλόν που,
εἶτ' ἐφλέγμηνεν αὐτοῦ
τὸ σφυρὸν γέροντος ὄντος;
καὶ τάχ' ἂν βουβωνιῴη.

Und nun gar Mnesilochus — Andromeda? Thesmophoriazusen 1043 ff.

ὃς ἔμ' ἀπεξύρησε πρῶτον,
ὃς ἐμὲ κροκόεντ' ἐνέδυσεν,
ἐπὶ δὲ τοῖσδ' ἐς τόδ' ἀνέπεμψεν
ἱερὸν, ἔνθα γυναῖκες.

Dieser Inhalt in dieser Form, unter solchen Umständen und so vorgetragen als Monodie gleich der Klagemonodie der Andromeda wirkt ganz, wie die oben hervorgehobene moderne Parodie, und sieht derselben ähnlich, wie ein Ei dem andern.

Wir können und wollen die Sache hier nicht weiter verfolgen; denn manche der mit unserem Thema im engsten Zusammenhang stehenden Fragen wie die mythologisch-parodische Götterkomödie, wie z. B. die vielen unter dem Titel *Ἀθηνᾶς γοναί, Ἀπόλλωνος γοναί* etc. könnten nur in einem grösseren Zusammenhang zur Behandlung kommen, wozu es hier am Raum gebricht. Hier müsste z. B. ganz notwendig an die Götterburleske bei Homer angeknüpft werden. Ausserdem könnte manche Erörterung unmöglich auf die Heranziehung der *παρῳδία* der Griechen überhaupt verzichten. Auch schloss unsere Absicht, nur einige wenige Bausteine zur Aufhellung von Wesen, Art und Eigentümlichkeit der mythologisch-parodischen Komödie in Athen zu liefern, die Berührung historischer Fragen aus. Unerfüllt bleibt wohl hier immer unser berechtigter Wunsch, etwas Näheres darüber zu erfahren, ob denn von seiten der parodierten Dichter nicht irgend eine Reaktion dagegen erfolgte. So könnte am Ende das schwer deutbare Fragment des Eurip. 492 N. in engere Beziehung zur mythologisch-parodischen Komödie gesetzt etwas mehr Licht bekommen. Die zwei ersten Verse

ἀνδρῶν δὲ πολλοὶ τοῦ γέλωτος εἵνεκα
ἀσκοῦσι χάριτας κερτόμους

könnten dafür sprechen.

Hiegegen legt es mir die schon öfters hervorgehobene *ἄδεια κωμική* nahe, mit einer viel besprochenen Stelle diese Erörterung über Aristophanes zu schliessen. Es ist die Stelle Pseudoxenophon de re publica Ath. II, 18 *κωμῳδεῖν αὖ καὶ κακῶς λέγειν τὸν μὲν δῆμον οὐκ ἐῶσιν, ἵνα μὴ αὐτοὶ ἀκούωσι κακῶς.* Zuletzt ist dieselbe eingehend behandelt worden von Eduard Meyer, Forschungen II, 405 in folgender Weise „den Demos in der Komödie durchzuhecheln und schlecht zu machen, gestatten sie nicht, weil (sic) sie nichts Schlechtes über sich selbst hören wollen." Es folgt dann der Versuch einer Konkordanz dieser mit unsern aus den erhaltenen Komödien des Aristophanes geschöpften Anschauungen absolut unvereinbaren Behauptung, den wir hier übergehen können. Aber auf dem Wege scharfer und unerbittlich strenger Exegese gewinnt man eine ganz andere Übersetzung und einen ganz anderen und durchaus zutreffenden Sinn und Gedanken. Diesen Weg wollen wir hier einschlagen. So müssen wir zunächst an die beiden vorausgehenden Sätze anknüpfen *καὶ ἂν μέν τι κακὸν ἀναβαίνῃ ἀπὸ ὧν ὁ δῆμος ἐβούλευσεν, αἰτιᾶται ὁ δῆμος ὡς ὀλίγοι ἄνθρωποι αὐτῷ ἀντιπράττοντες διέφθειραν* d. h. geht ein Volksbeschluss nicht glücklich hinaus und ist damit zweifellos ein wichtiges Kriterium für die Bedenklichkeit und Unzulässigkeit der demokratischen Verfassung gewonnen, so helfen sie sich mit der angeführten Ausrede, *ἐὰν δέ τι ἀγαθόν, σφίσιν αὐτοῖς τὴν αἰτίαν ἀνατιθέασι* d. h. geht es aber gut hinaus, dann ist damit ein leuchtendes Beispiel für die einspruchslose Zulässigkeit und Bewährung der demokratischen Verfassung gegeben. In diesem Zusammenhang muss man nun an unsern Satz herantreten: „Es ist ein Ausfluss derselben Anschauung, aus derselben Anschauung heraus (das heisst *αὖ*) gestatten sie einen Angriff durch die Komödie und eine Herabsetzung der durch den *δῆμος* repräsentierten Volkssouveränität nicht", also ist *δῆμον* = *δημοκρατίαν, ἵνα μὴ αὐτοὶ ἀκούωσι κακῶς* d. h. damit nicht die demokratische Verfassung als eine durch und durch unpassende und unbrauchbare Regierungsform hingestellt wird, so etwa im Sinne des Alcibiades bei der Volksversammlung in Sparta Thukyd. VI, 89, 6 *ἀλλὰ περὶ ὁμολογουμένης ἀνοίας* (nämlich *δημοκρατίας*) *οὐδὲν ἂν καινὸν λέγοιτο.*

Der Gebrauch von *δῆμος* = *δημοκρατία* ist durch die Verbindungen *καταλύειν τὸν δῆμον, κατάλυσις τοῦ δήμου,* auch *καταπαύεν τὸν δῆμον* bei Thukyd. VIII, 65, 1 und Classen und Stahl zu Thukyd. I, 107, 4 (Schol. *τὸν δῆμον*] *τὴν δημοκρατίαν*) u. a. sicher gestellt. Damit würde dann auch einiges Licht fallen auf die *εἰσαγωγὴ Καλλιστράτου* (cf. Aristophanesstudien I, S. 121); denn ein *κωμῳδεῖν* der *κληρωταὶ* und *χειροτονηταὶ ἀρχαί* ist eben ein Angriff auf das Palladium, welches die demokratische Verfassung repräsentiert und garantiert.

Und nun stelle man sich einmal vor: Ein athenischer Komiker wagt gar ein Sujet, in welchem, etwa in der Art, wie nach der Legende auf dem Grabmal des Kritias die Oligarchie mit einer Fackel die Demokratie verbrannte, eine Szene ähnlich, wie am Schlusse der Wolken — hätte ein solcher vom *ἄρχων* einen Chor bekommen? Einem solchen Dichter wäre, wenn es zur Aufführung gekommen wäre, die Szene wirklich zum Tribunal geworden.

Zu den alten Erklärern des Sophokles und des Aristophanes.

Wenn Schol. OT. 312 der feine Griff des Dichters hervorgehoben wird, dass der König seine eigene Person zuletzt nennt, so kann dieser Gedanke nur in folgender Form zum Ausdruck kommen: *ὅρα τὸ τοῦ κηδεμόνος, ὅτι τελευταῖον ἑαυτὸν ἔταξεν ὅπως ἀφέλοιτο τὸ φορτικὸν τῆς ἱκεσίας* (nicht *ἐξουσίας*). — Über das Bühnenarrangement im Prologe des Aias besteht unter den Erklärern Zweifel. Nach Nauck (Einleit. p. 45 Anm.) u. a. erscheint Athene fest und unbeweglich auf dem *θεολογεῖον*, unsichtbar dem Odysseus. Diese Annahme scheint unvereinbar mit den Worten V. 36 ff. *ἔβην — εἰς ὁδόν*. In richtiger Deutung derselben nimmt der alte Erklärer, dem sich jetzt auch Adolf Müller in seinem ästhetischen Kommentar zu Soph. p. 500 mit Verweisung auf den *Θάνατος* in der Alcestis stillschweigend angeschlossen hat, ein Erscheinen der Athene auf der *σκηνή* an. Damit scheint wieder unvereinbar V. 15 *κἂν ἄποπτος ᾖς*. Also in beiden Fällen stellt der Dichter eine starke Zumutung an die Illusionskraft und Illusionswilligkeit seiner Zuhörer. Im Gegensatz zu der Komödie, die Spasses halber nicht selten mit Absicht die Illusion stört (cf. Ach. 408 Pax 174 1022), muss sich die Tragödie ihrem ernsten und würdigen Charakter entsprechend einer äusserst diskreten Behandlung befleissigen und sie ist auch diesem Grundsatz wohl niemals untreu geworden. Der hier dargelegte Gedanke muss auch in dem Scholion zum Ausdruck gekommen sein, das heute in folgender Fassung vorliegt *ἔστι μέντοι ἐπὶ τῆς σκηνῆς ἡ Ἀθηνᾶ· δεῖ γὰρ τοῦτο χαρίζεσθαι τῷ θεατῇ*. Dafür ist zu lesen: *ἔστι μέντοι ἐπὶ τῆς σκηνῆς* (nicht auf dem *θεολογεῖον*, so dass sie Odysseus sehen musste)· *δεῖ γὰρ τοῦτο χαρίζεσθαι ⟨τῷ ποιητῇ⟩ τὸν θεατήν*. Im folgenden ist doch wohl zu schreiben *προθεραπεύει δὲ τὴν θεὸν ὁ Ὀδυσσεὺς καὶ οὔπω* (für *οὕτω*) *λέγει τὰ κατὰ τὸν Αἴαντα*. — Der Vorschlag des Chores Aias 245, sich verhüllten Hauptes heimlich fortzuschleichen, hat im Altertum Anstoss erregt und wird entschuldigt *καὶ οὐκ ἔστι μὲν μικρὸν τὸ ἐάσαντας τὸν προστάτην ἀπαλλαγῆναι, ἀλλὰ σημαίνουσι διὰ τούτων ἔστιν ὅτε τὰ ἐν ποσὶ δεινά· εἰώθασι γὰρ οἱ ἀποροῦντες ἐξ ἀρχῆς τοιαῦτα προφέρεσθαι*, aber den richtigen und guten Gedanken gewinnen wir nur, wenn wir für *μικρὸν μικρόψυχον* schreiben. — Ganz sinnlos ist auch das Schol. zu Aias 348 *τάχιστα τὸ πᾶν ἀπήγγειλεν τῷ τροπικῷ*, es muss gelesen werden *⟨τῷ χορῷ⟩ τροπικῶς*. Das letztere ist, wie der Index zeigt, fester technischer Ausdruck und verweist auf 351 ff. *κῦμα — κυκλεῖται*. — Der Erklärer zu Aias 439 (dahin ist das Schol. zu stellen) wird sich an das stolze Wort des Sthenelos *Δ* 405 erinnert haben „*ἡμεῖς τοι πατέρων μέγ' ἀμείνονες εὐχόμεθ' εἶναι*“, wovon die Rede des Aias so vorteilhaft absticht und hat darum geschrieben: *πιθανῶς τὸ μὴ εἰπεῖν πλείονα τοῦ πατρὸς κατορθῶσαι* (nicht *κακοπαθῆσαι*), *ἀλλὰ μὴ ἐλάττονα*. — Natürlich muss OC. 297 gelesen werden *εὖ τῇ οἰκονομίᾳ, ὥστε μὴ διατριβὰς γενέσθαι τίς ὁ καλέσων* (nicht *κωλύσων*) *ἔσται*. — In dem sehr feinen und geistreichen Scholion zu OC. 1181, welches das Eintreten der Antigone für ihren Bruder nach den eindringlichen Reden des Theseus hervorhebt, gewinnen wir den richtigen Sinn nur, wenn wir lesen: *ἀλλ' αὐξήσεως χάριν καὶ τοῦτο παρείληφεν τὸ πρόσωπον* (nämlich die Antigone) *ὁ Σοφοκλῆς· ἀμέλει γοῦν πρὸς τὸν Πολυνείκην* (V. 1350) *ἀποκρίνεται, ὡς ἐκείνῳ* (nur von jenem allein) *πεπεισμένος* (nicht *πρὸς τὸν Θησέα*, das nicht mit Verweis auf 1204 gerechtfertigt werden kann).

Wir wenden uns nun zu den Scholien des Aristophanes, bei denen wir des besseren Verständnisses wegen etwas ausführlicher sein müssen. Der Anfang sei gemacht mit

Lys. 1148. Da ist die Göttin Concordia, die *Διαλλαγή*, auf der Szene und der neben ihr stehende Spartaner spricht

ἀδικεῦμες· ἀλλ' ὁ πρωκτὸς ἄφατον ὡς καλός.

Dazu das Schol. *ὡς πρὸς γυναῖκα. λέγει δὲ τὴν γῆν τῆς Ἀττικῆς λιπαρὰν εἶναι* — und Rutherford übersetzt, übersetzt wirklich: as though the allusion were to a woman. He means that the soil of Attica is fruitful. So ohne weitere Bemerkungen, mit denen er doch sonst nicht sparsam ist. Dass R. eine solche durch und durch widersinnige Erklärung in ihrer keuschen Jungfräulichkeit unberührt gelassen hat, ist begreiflich aus seiner Vorstellung, dass diese alten Erklärer die Albernheit und den Aberwitz in Erbpacht genommen. Dass auch ein Schreiber sich versündigt haben könnte, der Gedanke kommt ihm nicht. Und doch ist es so; man muss nämlich lesen: *ὡς πρὸς γυναῖκα. λέγει δὲ τὴν πυγὴν τῆς Διαλλαγῆς λιπαρὰν εἶναι.* Die Sache ist klar. Die *Διαλλαγή* ist ein Weib wie andere, nach den oben S. 612 gegebenen Analogien dargestellt durch ein *ἑταιρίδιον*; bei dem *σκευοποιός* waren die posteriora nicht zu kurz gekommen, diese befühlt der Spartaner und daher sein Ausruf.

Trotz des jammervollen Zustandes, in welchem unsere Scholiensammlung durch Schuld der Exzerptoren und Kopisten geraten ist, lässt sich die Lehre der Alten von den *παρῳδίαι* noch ziemlich sicher ermitteln und feststellen. Jede Untersuchung über dieses interessante Kapitel muss unbedingt ihren Ausgang nehmen von der begriffsmässigen Feststellung der Ausdrücke *τραγικεύεσθαι, παρατραγῳδεῖν, παρῳδία, ἐκ παρῳδίας, παραγράφειν, ἀσήμως παρῳδεῖν* u. a. Der letzte Ausdruck (cf. Schol. Ach. 472), der wohl kaum etwas anderes als „unverständlich" bedeuten dürfte, illustriert das vielfach wahrnehmbare Verfahren des Komikers auf das trefflichste; denn wirklich ist ein Sinn in manchen Stellen nicht zu ermitteln, weil eben überhaupt keiner vorhanden ist und schon von aller Anfang an keiner vorhanden war. Der Dichter ist eben nun einmal im Zug und lässt sich gehen. In der donnernden Drohrede des Peithetaeros gegen die Iris ist z. B. Av. 1747

μέλαθρα μὲν αὐτοῦ (nämlich des Zeus) *καὶ δόμους Ἀμφίονος,*

das letztere ganz unverständlich und war es auch von Anfang an. Vortrefflich ist in den Scholien diese Eigentümlichkeit erkannt und festgelegt: *ἐξέρριπται δὲ τὸ „Ἀμφίονος" ἐκ παρῳδίας.*

Aber hier haben wir es nur mit dem einzelnen Ausdruck zu tun. Wie steht es aber bei parodistischer Verspottung grösserer Partien? Es kann gar keine Rede davon sein, dass z. B. die berühmte parodistische Monodie des Äschylus in Ran. 1331 ff. einem einzigen Stücke des Euripides entlehnt ist. Was die Alten schon zu V. 1310 bemerkten: *ἐξ ἄλλων καὶ ἄλλων Εὐριπίδου δραμάτων κόμματα συντίθησι καὶ οὐδὲν κατὰ τὸ ἑξῆς λέγει μέλος* ist durchaus zutreffend. Aber ein Teil dieser alten Erklärer war wirklich so töricht, die Originale in Einzelstücken des Euripides zu suchen und darauf hinzuweisen, wie z. B. hier auf die Iphigenie in Aulis. Dem Asklepiades, der ungeschickt genug war, das Original der Monodie Ran. 1331 ff. in Hec. 68—99 zu finden, wurde darum von einem guten Exegeten geantwortet: *ἐν μιμήσει δηλονότι· οὕτω γὰρ παραγέγραπται.* Und wirklich, wenn man den Text der Hecuba zur Stelle vergleicht, so kann von einer Parodie im gewöhnlichen wörtlichen Sinn absolut keine Rede sein. Also — das meinten die Alten — diese Traumerzählung der Hecuba konnte ja dem Komiker wohl vorschweben, aber eine eigentliche Parodie gibt er nicht, sondern *μιμεῖται* in seiner Art. Es ist also eine *παρῳδία ἐν μιμήσει.*

Was nun aber den Ausdruck *οὕτω γὰρ παραγέγραπται* anbelangt, so dürfte er nach Schol. Apoll. Rhod. III, 158 876 wohl zu deuten sein: nach einem Muster schreiben. Also: Nach diesem Muster ist die Monodie geschrieben, aber nur *ἐν μιμήσει*.

Es war nötig, diese orientierenden Vorbemerkungen vorauszuschicken, um unsere kritische Operation zu dem Schol. Thesmoph. 1015 zu rechtfertigen; denn dort liegt die Sache nicht viel anders, als in der angeführten Stelle der Frösche. Der cod. Rav. bietet daselbst folgenden Wortlaut: *παρὰ τὰ ἐξ Ἀνδρομέδας Εὐριπίδου „φίλαι παρθένοι, φίλαι μοι“* (fr. 117), *τὰ δὲ ἐπιφερόμενα πρὸς τὸ αὐτὸ χρήσιμον.* Das Letzte ist verdorben, aber was Rutherford dafür setzte, *παρὰ τὸν αὐτὸν χορόν*, ist stilwidrig, besser im Stil, was Wilamowitz wollte (Lektionsk. Göttingen, S. s. 1884) *παρὰ τὸ αὐτὸ χορικόν*, aber verfehlt in Gedanken. Es hat gewiss ursprünglich gelautet: *τὰ δὲ ἐπιφερόμενα πρὸς τὸ αὐτῷ χρήσιμον ⟨μετέθηκεν⟩.*

Nachdem die früheren Versuche fehlgeschlagen, erscheint Thesmoph. 1098 Euripides als Perseus. Dieses Debut soll in dem Scholion mit folgendem Wortlaut erläutert werden: *εἰς Περσέα ἐξ Ἀνδρομέδας τρία τὰ πρῶτα κτλ.* So noch bei Rutherford, der ihm durch Fritzsche's Konjektur *ἔστι Περσέως* aufzuhelfen suchte. Wie nun aber der librarius des Cod. Rav. seiner Vorlage mitgespielt hat, glaube ich in meinen Aristophanesstudien sattsam nachgewiesen zu haben. So leichte Mittel verfangen bei diesem lüderlichen Skribenten nicht. Sieht man sich die Worte an zu V. 871 *ὁ Εὐριπίδης ἀναλαμβάνει τὸ πρόσωπον τοῦ Μενελάου καὶ ὑποκρίνεται* und zu V. 1056 *ὑποκρίνεται Εὐριπίδης τὸ πρόσωπον τῆς Ἠχοῦς*, so sieht man, dass das *εἰς Περσέα* der Überrest ist von *εἰς Περσέα ⟨μετασκευασθεὶς* (cf. Schol. Eccl. 499) *ὑποκρίνεται ὁ Εὐριπίδης⟩.*

Praxagora hat die als Männer verkleideten Frauen aufgefordert Eccl. 277

ἐπιρειδόμεναι βαδίζετ᾽ ᾄδουσαι μέλος
πρεσβυτικόν τι, τὸν τρόπον μιμούμενοι
τὸν τῶν ἀγροίκων.

Da meint nun der Scholiast zu V. 289 *τοῦτ᾽ ἐστὶ τὸ μέλος ὃ εἶπεν ᾄδειν αὐταῖς τὸ ἀγροικικόν*; denn *ᾄδειν* muss notwendig für *ἔνδον* geschrieben werden. Für die verschiedenen Arten der Gestaltung der *λέξις* hatten diese Alten, wie schon oben S. 623 ff. bemerkt, ein feines Ohr und ein feines Gefühl. Also sind alle diesbezüglichen Äusserungen äusserst dankenswert und müssen uns hochwillkommen sein. Eine solche feine Beobachtung liegt vor zu Eccl. 862: *ἐξ ὧν πρώην αὐτὸς μὴ βουλόμενος τὴν οὐσίαν καταθεῖναι ἐπηρώτα.* Das hat nun Rutherford übersetzt — verbaliter und die Übersetzung ist gerade so unverständlich, wie das griechische Original. Sieht man aber nun diese eigentümlichen *ἀντιλαβαί* näher an, so erkennt man sofort, sie sind ganz genau, nicht der Zahl, wohl aber der Art nach, den obigen entsprechend in V. 799 ff., ein prächtiges Pendant deswegen, weil der *ἀνήρ* nun dem Chremes mit der gleichen Münze heimzahlt. Also ist zu lesen: *ἐξ⟨ελέγχει* (nämlich der *ἀνήρ*) *αὐτὸν* (*ὁμοίως*) *ὡς⟩ πρώην* (nämlich oben 799) *αὐτὸς* (Chremes) *μὴ βουλόμενος τὴν οὐσίαν καταθεῖναι ἐπηρώτα*, wobei man noch besonders auf das treffliche *ἐπ-ηρώτα* achten muss.

In den Ecclesiazusen V. 1057 ruft das junge Mädchen, dem durch die Alte der Jüngling streitig gemacht wird, dieser zu

ἀλλ᾽ ἔμπουσά τις,
ἐξ αἵματος φλύκταιναν ἠμφιεσμένη.

Das letzte hat Droysen gut gegeben „in eine blutgeschwollene Blase (= Geschwür) eingehüllt". Dazu das Schol. bei Dübner und Rutherford: *ἤτοι ὡς ἐχούσης τῆς γραὸς κροκωτὸν ἢ ὡς ἕλκος ἐχούσης.* Das ist unmöglich. Die *κροκωτός* wird mit einem roten eitrigen Geschwür verglichen, also muss gelesen werden *κροκωτὸν ὡς ἕλκος ἐχούσης.* Das erste *ἤτοι* ist das in unseren Scholien gewöhnliche erklärende *ἤτοι.* Das Missverständnis, es gleich *ἤ* zu nehmen, hat das zweite *ἢ* in den Text gebracht.

Für den Bau des Dionysostheaters ist die Stelle Thesmoph. 395 ff. nebst dem wichtigen Scholion bereits in ausgiebigster Weise verwertet worden. Aber so oft man auch das Scholion ansieht *ὡς ἔτι ἰκρίων ὄντων ἐν τῷ θεάτρῳ καὶ ἐν ταῖς ἐκκλησίαις* (cf. Ach. 25) *ἐπὶ ξύλων καθημένων· πρὶν γὰρ γενέσθαι τὸ θέατρον, ξύλα ἐδέσμευον καὶ οὕτως ἐθεώρουν,* kommen Bedenken. Es ist doch nicht recht denkbar, dass erst mit dem Steinbau der Zuschauerraum *θέατρον* genannt worden sei. Man erwartet also *πρὶν γὰρ γενέσθαι τὸ ⟨λίθινον⟩ θέατρον.*

Nach Abschluss des Friedens vor Lysistrata wollen die lakedämonischen Gesandten ein Tänzchen wagen und der Führer fordert also den Flötenspieler auf Lys. 1242

ὦ πολυχαρείδα, λαβὲ τὰ φυάτήρια κτλ.

Leeuwen hat ganz recht getan, einen Spezialflötenbläser (— nicht den Flötenbläser, der regelmässig die Gesänge des Chores begleitet) — und zwar einen lakedämonischen anzunehmen. Dasselbe haben auch die alten guten Erklärer gemeint. Diesen ist nun aber, wie so oft, ein Gegner entstanden in dem folgenden Schol., das ich nur deswegen hier zur Behandlung bringe, weil ich der im Kommentar z. St. vorgetragenen Ansicht von Leeuwen nicht folgen kann. Also der protestiert gegen den *Λάκων* und meint: *πιθανώτερόν ἐστιν Βοιωτὸν αὐτὸν εἶναι. ἀλλὰ γὰρ ἐν τοῖς πρέσβεσι οὐδαμοῦ παρέδωκεν ὅτι καὶ ἕτεροι παρῆσαν· γυναῖκες μὲν γὰρ ἐληλύθασι καὶ Κορινθία καὶ Βοιωτία* (nämlich oben V. 86 91) *ἐπὶ τῆς πρεσβείας· οὐ λέγει δὲ Λάκων, ἀλλὰ Λάκωνας· ἀπίθανον δέ ἐστιν μὴ παρεῖναι τοὺς παραληψομένους τὴν Βοιωτίαν καὶ Κορινθίαν· ἡ μὲν γὰρ Λαμπιτὼ εἰς Λακεδαίμονα ᾤχετο.* Also die zwei Statistinnen oben V. 86 und 91 haben dem Manne Schmerzen gemacht. Darum stempelt er wohl den Sprecher zu einem Boeotier und den angesprochenen *Πολυχαρείδας* zu einem Korinthier (das letztere muss im Scholion ausgefallen sein, sonst gibt es absolut keinen Sinn, Rutherford meint, er habe *πολυχαρείδα* als Dual genommen!) Diese beiden Herren werden doch wohl so freundlich sein, ihre verehrten Landsmänninnen nach Hause zu begleiten. Das darf man wohl von ihrer Galanterie erwarten. So müssen notwendig die letzten Worte *ἀπίθανον — ᾤχετο* gedeutet werden. Mit diesem Gedanken muss nun aber auch der erste stimmen; denn das *ἀπίθανον δέ* verlangt das unbedingt. Aber wie? Ich glaube diesem schlechten Musikanten gerecht zu werden, wenn ich folgendes versuche: *πιθανώτερόν ἐστι Βοιωτὸν αὐτὸν εἶναι. ἀλλὰ γὰρ ἐν τοῖς πρέσβεσι οὐδαμοῦ παρέδωκεν.* Ein Einwand, den er sich selbst macht: Nun hat freilich der Dichter kein Wort von einem solchen erwähnt, sondern als *πρέσβεις* erscheinen nur die Spartaner. Aber seine Konstruktion bringt sie doch herein. Darum *ὅτι δὲ καὶ ἕτεροι παρῆσαν ⟨ἐντεῦθεν δῆλον⟩· γυναῖκες μὲν γὰρ ἐληλύθασι καὶ Κορινθία καὶ Βοιωτία, ἐπὶ δὲ τῆς πρεσβείας οὐ λέγει ⟨αὐτῶν ἄνδρας* oder auch *ἄλλους⟩, ἀλλὰ ⟨μόνον⟩ Λάκωνας.* So oder ähnlich wird sein Gedankengang gewesen sein. Natürlich ist nach *ἡ μὲν Λαμπιτὼ κτλ.* ein Ausfall anzunehmen, und wie es scheint, ist auch hier wieder das beste zu Verlust gegangen. Es wird wohl der einzig richtige Gedanke gewesen sein, welcher dem Unglücksmanne nicht gefiel: *ἡ μὲν γὰρ*

Λαμπιτὼ εἰς Λακεδαίμονα ᾤχετο (V. 247), ⟨*ἡ δὲ Βοιωτία καὶ Κορινθία ὅμηροι καταληφθεῖσαι* (V. 244) *ὕστερον παρεδόθησαν τοῖς Λάκωσιν* (V. 1272)⟩. Solche Schmerzen hatte also unserm Manne die Bergung der beiden Damen gemacht, die auch wirklich nur zur Dekoration da waren, um wenigstens äusserlich das einige Griechenland zu markieren. Denn die Hauptaktion spielt sich nur ab, wie ja auch in der Wirklichkeit, zwischen Athen und Sparta. Also nimmt Lysistrata kurzerhand die *Βοιωτία* und *Κορινθία* als Geisseln (V. 244) und stellt sie den Lakedämoniern zurück 1272 (1302 Leeuwen). Ein höchst bequemer, aber glücklicher Ausweg des Komikers; dann hatte er es nicht nötig, sie mit einer ähnlichen Mission zu betrauen wie die Lampito und durch eine Reihe von gleichartigen Szenen die Zuschauer zu ermüden.

Zu Thesmoph. 101 ist ein vorzügliches Scholion erhalten, das in die Reihe derjenigen zu stellen ist, welche in den Abh. der Münch. Akademie I. Kl. XIX. Bd. III p. 679 ff. als sprechende Zeugen für die praktische Anlage des Kommentars der Alten angeführt worden sind.[1]) Auf Grund desselben hat nun Leeuwen in seiner schönen Ausgabe die richtige Auffassung von Agathons Lied gegeben. Aber der Wortlaut der Scholien, den er freilich nur teilweise anführt und den auch Rutherford intakt gelassen hat, kann in seiner heutigen Form unmöglich bestehen. Das erste lautet — es ist die reine Inhaltsangabe — *ὁ Ἀγάθων ὑποκριτικὰ μέλη τέως ποιεῖ. ἀμφότερα δὲ αὐτὸς ὑποκρίνεται.* Es muss natürlich heissen: *ὑποκριτικὰ* ⟨*καὶ χορικὰ*⟩ *μέλη τέως ποιεῖ*; dann erst kann weitergefahren werden *ἀμφότερα δὲ αὐτὸς ὑποκρίνεται.* Daraus haben wir etwas Wichtiges zu lernen, nämlich Agathon wird als *κορυφαῖος* (101 107 114 120 128) *ὑποκριτής* genannt; richtig wurde nun auch schon im Altertum die ganze folgende Partie unter Agathon und einem Frauenchor verteilt, wie aus den Paragraphen des Rav. $αγα^{θ}$ (vor 104) $χ^{o}$ vor 111 ersichtlich ist. Nun folgt ein zweites Schol. *μονῳδεῖ ὁ Ἀγάθων ὡς πρὸς χορόν, οὐχ ὡς ἐπὶ σκηνῆς, ἀλλ' ὡς ποιήματα συντιθείς· διὸ καὶ χορικὰ λέγει μέλη αὐτὸς πρὸς αὐτόν, ὡς χορικὰ δέ*, in diesem Wortlaut ebenfalls ganz unmöglich. Der Gegensatz zu *οὐχ ὡς ἐπὶ σκηνῆς*, d. h. wie er sich in Wirklichkeit jetzt vor unsern Augen zeigt, verlangt *οὐχ ὡς ἐπὶ σκηνῆς, ἀλλ' ὡς* ⟨*ἔνδον* = *οἴκοι*⟩ *ποιήματα συντιθείς*; das *αὐτὸς πρὸς αὐτὸν* will besagen und besagt richtig: er singt auch für sich die cantica des Chores, darum *ὡς χορικὰ δέ.* Also ist der Gedanke Schneiders, für *ἐπὶ σκηνῆς ἀπὸ σκηνῆς* zu schreiben, durchaus verfehlt.

Ich will Leeuwen gerne glauben, dass der alte Grammatiker, welcher die Worte in Lys. 202

καταθεῖσα ταύτην προσλαβοῦ μοι τοῦ κάπρου

τοῦ κάπρου ἀντὶ τοῦ αἰδοίου erläuterte, „omnes musas gratiasque iratas sibi habebat". Gewiss. Man muss entweder mit demselben an eine Verschreibung denken *ἀντὶ τοῦ σταμνίου* oder etwas ähnliches oder aus einer längeren Erörterung, die sich über die Wahl gerade von *κάπρος διὰ τὸ αἰδοῖον* aussprach, sind die Worte als ein trauriger Rest übrig geblieben.

---

[1]) Ein Fetzen aus demselben ist auch erhalten Agam. 1028 Kirchh., wo der Inhalt der Kasandraszene kurz dahin zusammengefasst worden ist *προαναφωνεῖ τὰ ἐσόμενα.* Nicht unwahrscheinlich ist, dass aus den Angaben über das *ἦθος* und die *οἰκονομία* Manches in die uns erhaltenen *ὑποθέσεις* geflossen ist; denn ästhetische Urteile hatten ja doch dort eigentlich keinen Platz. So z. B. Agam. von der unvergleichlichen Kasandraszene: *τοῦτο δὲ τὸ μέρος τοῦ δράματος θαυμάζεται ὡς ἔκπληξιν ἔχον καὶ οἶκτον ἱκανόν*, wenn auch nicht gerade in der uns heute vorliegenden Form. Soweit ich der Sache bei Aristophanes nachgegangen bin, beschränken sich die diesbezüglichen Angaben nur auf den Inhalt z. B. Nub. 1214 Vesp. 1 (206) (844) 1388 1417 Pax 236 Av. 1271 1337 1410 1567 Lys. 1225.

Übrig geblieben sind daselbst auch aus einer andern gar nicht hieher gehörigen Erörterung die folgenden hier sich gleich anschliessenden Worte ἐπειδὴ οἱ ὀμνύοντες εἰώθασιν ἐφάπτεσθαι τοῦ ἱερείου; denn auf προσλαβοῦ μοι τοῦ κάπρου bezogen, sind sie durchaus falsch. Das Letztere kann nur den Sinn haben „bei dem Heben des furchtbar schweren κάπρος sei mir behilflich", wie sich auch aus den von Leeuwen angeführten Stellen Ach. 1215 und 1217 mit Sicherheit ergibt. Daraus schliesse ich nach den oben S. 611 angeführten Analogien, dass, um den Komödienwitz anzubringen, das Gefäss klein oder doch nicht besonders gross war. Die an sich gute Bemerkung hat sich an einen falschen Platz verirrt. Sie gehört, wie die Stellen bei den Kommentatoren zeigen, zu V. 209

λάζυσθε πᾶσαι τῆς κύλικος, ὦ Λαμπιτοῖ.

Dagegen dürfte wohl das Schol. zu Eccles. 652

σοὶ δὲ μελήσει,
ὅταν ᾖ δεκάπουν τὸ στοιχεῖον, λιπαρῷ χωρεῖν ἐπὶ δεῖπνον

ἡ τοῦ ἡλίου σκιὰ ὅταν ᾖ δέκα ποδῶν· θέλει οὖν εἰπεῖν ὅτε γίνεται τὸ ὀψινόν nicht angetastet worden; denn weder ὀψέ von Casaubonus zu Athen. VI, 10 noch die Tilgung des τὸ vor ὀψινόν ist statthaft. Zu τὸ ὀψινόν ist δεῖπνον zu ergänzen oder auch hinzuzusetzen. Cf. Pollux VI, 44 καὶ ἔδει σπεύδειν, εἰ δεκάπουν τὸ στοιχεῖον εἴη.

Schon in den Aristophanesstudien p. 46 wurde darauf hingewiesen, wie Rutherford bemüht war, soviel wie möglich aus den Bemerkungen der Scholien Varianten herauszuschälen. Wenn es ihm nun dort Vesp. 1134 ἀποπῆξαι für ἀποπνίξαι glücklich gelungen ist, so unterliegen doch manche der andern den allerschwersten Bedenken. So gleich Pax 39, wo der eine Sklave von dem Mistkäfer also spricht:

χὤτου ποτ' ἐστὶ δαιμόνων ἡ προσβολὴ
οὐκ οἶδα.

Dazu gibt nun Rutherford das Schol.: προσβολή: ἀντὶ τοῦ ζῷον εἰπεῖν ⟨προσβολὴν καὶ⟩ ζημίαν εἶπεν καταρώμενος αὐτῷ und glaubt im Ernste nach der Anmerkung zu schliessen, der Schreiber dieses Schol. habe nicht προσβολή, sondern ζημία in seinem Texte gelesen. Aber schon Richter hatte richtig emendiert ἀντὶ τοῦ ἱερὸν εἰπεῖν ζημίαν εἶπε καταρώμενος αὐτῷ und damit verschwindet die Variante in ihr Nichts.

Nicht besser steht es mit einer ähnlichen zu Eccles. 1071. Dort ruft der Jüngling, als er die dritte noch scheusslichere Alte gewahrt, aus

ἀτὰρ τί τὸ πρᾶγμ' ἔστ' ἀντιβολῶ τουτί ποτε;

Der σκευοποιός[1]) hatte jedenfalls von dem Dichter eine dankbare Aufgabe bekommen, als er die Anweisung erhielt, diese Alte den andern gegenüber ja nicht stiefmütterlich zu

[1]) Dass der σκευοποιός nicht bloss, wie man fast überall liest, die Maske verfertigt, sondern Maske und die ganze Kostümierung, ist doch von vornherein anzunehmen. Er sorgt für die ganze Ausstaffierung. Da mag es oft schöne Verhandlungen der Dichter, besonders der Komiker, mit ihren σκευοποιοί gegeben haben. Wenn dafür noch ein Beweis zu erbringen ist, so soll er hier folgen. Zu Thesmoph. 871 bemerken die Alten: Εὐριπίδης ἀναλαμβάνει τὸ πρόσωπον τοῦ Μενελάου καὶ ὑποκρίνεται. Wenn ihn nun die Alte V. 935 also in seinem Äussern charakterisiert

νῦν δή γ' ἀνὴρ
ὀλίγου μ' ἀφείλετ' ἱστιορράφος

(Segelschneider), so heisst ἀναλαμβάνει τὸ πρόσωπον ganz notwendig „Maske und Kostüm".

behandeln. Cf. V. 1078 *οὐκ ἦν ἑτέρα γε γραῦς ἔτ' αἰσχίων φανῇ.* So muss sich wohl die Frage auf irgend eine ganz besondere Spezialität der Kostümierung gerichtet haben, welche die Zuschauer als solche sofort erkannten. Man erinnere sich nur an die vielen guten und schlechten Witze, welche der *σκευοποιός* in den Vögeln zu hören bekommt. Der alte Erklärer dachte z. B. hier an *μαστός*. Will man also diesem Ausruf die Deutung auf eine Einzelnheit geben und ihn nicht lieber auf die ganze Erscheinung beziehen, so lässt sich das ja am Ende hören, wenigstens lässt sich die Glosse so gut erklären. Auf einen ganz andern Gedanken kam aber Rutherford. Weil nämlich *μαστός* nach Athen. 487 B Pollux VI, 95 Hesych s. v. Eustath. 1258, 56 im Sinne eines busenförmig vertieften Pokales gebraucht wird, kam er auf die höchst sonderbare Idee, darin eine Variante für *πίθηκος* zu erblicken; *πιθάκνη* — Deminutiv von *πίθος* gar noch mit einer Verweisung auf Ach. 907!

Etwas besser scheint ihm die Sache geglückt an der Stelle, die uns schon früher beschäftigt, cf. S. 622. In der Annahme und im Unterschieben eines obscönen Sinnes waren manche der Alten schon fast so rasch und reich, wie viele der Neueren. Also deuteten sie Lys. 191 den *λευκὸς ἵππος* obscön. Aber *λευκόν* haben sie sicher nicht gelesen, sondern sie lasen wirklich oder schrieben und änderten, was mir wahrscheinlicher dünkt, dafür *φάλιον*, was synonym für *λευκός* nach Ausweis unserer Lexica gebraucht wird. Das Scholion aber, das Rutherford durch seine unselige Trennung jeden Sinnes und Zusammenhanges beraubt hat, muss gelesen werden: *πρὸς τὸ αἰδοῖον παίζει τὸ φάλιον ἵππον* (beide Ausdrücke) *τὸ λευκὸν μὲν ⟨φάλιον⟩ λέγων* — da der Dichter nicht *λευκόν*, sondern das Synonymum *φάλιον* gebraucht — *ὅτι φάλης ⟨καὶ⟩ τὸ αἰδοῖον λέγεται, ἵππον δέ, ἐπεὶ καὶ κέλης λέγεται.* Heute müssen wir, da *λευκὸς ἵππος* nach der Erklärung der Alten, cf. oben S. 622, einen ausgezeichneten Sinn gibt, für diese Weisheit danken.

Berichtigungen und Nachträge.

Zu 582 Anm. 1. Der Schluss ist nicht zwingend, da *εἰσάγειν* sowohl von Aristoteles (Poet. 1460 a 11) als auch in diesen Scholien von der Einführung von Personen auch im Epos gebraucht wird. Aber eine genaue und eingehende Untersuchung über den Begriff *οἱ νεώτεροι* dürfte doch wohl in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle den Bezug auf die Tragiker sicher erweisen.

Zu 619 Anm. Zu meiner grossen Freude sehe ich denn auch, dass Diels in der kleinen in der Bibliotheca erschienenen Ausgabe sein Urteil bedeutend modifiziert hat p. V „ex ceteris quidem fragmentis Didymi in Demosthenem scholiorum, quae post Berolinensem papyrum edimus, vides materiam criticam et grammaticam illi spretam non fuisse, quod omnino expectari potest ab Aristarcheo, qualem aliunde novimus, grammatico". Man darf wohl auf dieses Material ganz besonders gespannt sein; denn darüber ist doch wohl nach unseren Darlegungen kaum ein Zweifel gestattet, dass der gelehrte Vielschreiber sich den anerkannten Meistern weit überlegen fühlte und mit Begierde die Gelegenheit ergriff, ihnen eins am Zeuge zu flicken.

Inhaltsübersicht.

Deutsches Register.

A.

b) Scholien zur Exegese verwertet.

c) Kritisch und exegetisch behandelte Scholien.

B.

D.

E.

Griechisches Register.

Bericht

über

eine Adresse an den Dalai Lama in Lhasa (1902)

zur Erlangung von Bücherverzeichnissen

aus den dortigen buddhistischen Klöstern.

Von

Emil Schlagintweit.

(Mit 2 Tafeln.)



Von seinen Reisen in den Jahren 1879 und 1882 nach Tashilhunpo und Zentral-Tibet bis Lhasa[1]) hatte Sarat Chandra Das, jetzt Rai Bahadur, C. I. E. und Tibetan Translator to the Government of Bengal eine Reihe von 207 Handschriften und Holzdrucken in tibetischer Sprache mitgebracht.[2]) Dabei gab Das bekannt, dass die berühmten grossen Klöster bei Lhasa wie im Lande eine grosse Anzahl alter Werke enthalten; er selbst erstand in Lhasa altindische Texte, die später in der Bibliotheca Indica und von der Buddhist Text Society in Calcutta veröffentlicht wurden. — Meine Brüder brachten aus den buddhistischen Klöstern im Randgebiete von Zentral-Tibet 101 tibetische Nummern mit.[3])

In diesen wie in allen übrigen Fällen bestimmte die Auswahl der Zufall, die Bereitwilligkeit der bisherigen Besitzer zur Abgabe. Aufschlüsse über den Bücherbestand der grossen Klöster waren von Niemand zu erhalten.

Über die Mittel, dieser immer fühlbarer werdenden Lücke für das Studium der Geschichte des Buddhismus abzuhelfen, benahm ich mich mit Kennern der tibetischen Verhältnisse in Indien; in ihrem Stabe von Dolmetschern verwendet die indische Regierung neben Europäern hochgelehrte Eingeborene, darunter als Assistant Tibetan Translator den Professor für Sanskrit am Presidency College, Calcutta: Satis Chandra Acharya Vidyabhushan. Einstimmig wurde mir bedeutet, dass jeder direkte Schritt zu Enttäuschungen führen müsste; mindestens würde es mir ergehen wie dem verstorbenen Staatsrat A. Schiefner, der für die Bibliothek des Asiatischen Museums zu St.-Petersburg eine Ausgabe der berühmten Sage von dem Volksheros, König Gesar, erwerben sollte; für eine nicht unbedeutende Summe wurde eine schwer leserliche Handschrift abgeliefert.[4])

Für die weitere Behandlung wurde die Beurteilung entscheidend, welche dem Unternehmen seitens Seiner Excellenz des Gesandten der Vereinigten Nordamerikanischen Staaten in Peking, Minister Edwin H. Conger, zuteil wurde. Dieser in den chinesischen Verhältnissen überaus bewanderte Diplomat, der mit seiner Familie die Belagerung von Peking

---

[1]) Zusammenhängend beschrieben und von sehr wertvollen Anmerkungen begleitet herausgegeben von der Royal Geographical Society durch W. W. Rockhill: Journey to Lhasa and Central-Tibet (London 1902).

[2]) Verzeichnet in einem Tibetisch verfassten Katalog im Mai 1886 von Lama Phun Thsog Wang dan, Darjeeling. 165 Nummern befinden sich in Calcutta, 42 in der Library of the Government High School at Darjiling.

[3]) Diese Werke sind jetzt der Bodleiana in Oxford einverleibt; ein ausführliches Verzeichnis ist in Vorbereitung.

[4]) Mélanges Asiatiques tirés du Bulletin de l'Acad. Imp. des sciences de St.-Pétersbourg, Tome VI, Dez. 1868.

mitgemacht hatte, gestattete auf einer gemeinsamen Seereise meinem Vetter Albert S. White aus Edinburgh — früher Albert Schlagintweit in Kempten, — ihm über mein Vorhaben Bericht zu erstatten; mein Vetter war über die Einzelnheiten unterrichtet und hatte das Unternehmen jederzeit lebhaft befürwortet. Der Gesandte billigte vollkommen meinen Entschluss, in dieser Sache nur vorzugehen, wenn die deutsche Gesandtschaft in Peking meinen Vorschlag sich aneigne; im Übrigen setze ich seine Mitteilungen wörtlich hieher: „His observations turned principally upon „how you are to get the letter to Lhasa", as he presumed any messenger would be murdered three und four times over-again. He thought if your request be backed by some high native dignitaries, it might have more weight with the Lama". Das Urteil des Ministers deckt sich vollständig mit der Selbstkritik des Dalai Lama über seine geringe Macht; die dem englischen Parlamente vorgelegten „Papers relating to Tibet" enthalten hierüber (p. 119) Folgendes. Der Himâlaya-Staat Bhutan hat gleich Tibet einen geistlichen Herrscher, in dessen Person ebenfalls ein Gott sich verkörpert; zu Lhasa unterhält dieser Herrscher sehr vielseitige Beziehungen, es ist aber auch ein höherer Beamter von Bhutan am Hofe zu Calcutta beglaubigt. Die indische Regierung glaubte in diesem Vakil die richtige Mittelsperson gefunden zu haben, um dem Dalai Lama — im Lande Tale angesprochen — einen eigenhändigen Brief des Vizekönigs zu behändigen. Der Gesandte gelangte wohlbehalten nach Lhasa, sein Schreiben brachte er aber nicht an und der Tale weigerte sich, eine Antwort zu geben mit folgender Begründung: „Dies ist keine Sache, die zu regeln mir zusteht. Der Amban — der Vertreter Chinas am Hofe zu Lhasa — hat mir verboten, mit einem Unterhändler für Britisch Indien direkt zu verkehren; dann ist Deine Angelegenheit erst einer umständlichen Beratung in der Versammlung mit dem Amban, den Ministern und den Lamas zu unterstellen und Deinen Vorschlag, Dir meine persönliche Ansicht zur Übermittlung an den Vizekönig mitzugeben, führe ich nicht aus, weil ich dann Deine Ermordung auf der Reise befürchte."

Minister Conger war so liebenswürdig, meinem Vetter eine Karte an Mr. W. W. Rockhill zu behändigen, da dieser die beabsichtigte zeitraubende Reise nach Peking aufgegeben hatte. In den Beilagen 1 und 2 bringe ich den Wortlaut des Empfehlungs-Schreibens wie die angeschlossene Mitteilung meines Vetters an Herrn Rockhill. Die Angelegenheit war hiemit in Fluss gebracht.

Von Anfang an war ich davon ausgegangen, dass jeder Antrag bei den chinesischen Behörden nur dann Aussicht haben könne, durch Aufträge nach Lhasa ausgezeichnet zu werden, wenn er durch einflussreiche, den Würdenträgern dort aus längerem Verkehre näher bekannte leitende Persönlichkeiten mit Wort und Tat unterstützt würde. In diesem Sinne wandte ich mich in einem längeren Schreiben an Herrn W. W. Rockhill, sobald mir die Verhandlungen bekannt wurden, die von Shanghai aus in so gewandter Weise eingeleitet worden waren. Woodville W. Rockhill hatte als Sekretär der Gesandtschaft der Nordamerikanischen Staaten in Peking von dort nach dem nordwestlichen Tibet die grössten Reisen gemacht, die je von China ausgehend durchgeführt wurden; als das Ergebnis seiner Reisen und Forschungen veröffentlichte Rockhill sehr wertvolle Arbeiten zur Geschichte des Buddhismus; durch unsere gemeinsamen Bestrebungen hatten wir uns persönlich genähert. Von Peking nach Athen zum Chef der dortigen Legation befördert, wurde Rockhill wieder nach Peking berufen, als die Ereignisse auch die Entsendung des Deutschen Ostasiatischen Expeditionskorps nötig gemacht hatten. Nach Wiedereröffnung der verbotenen Stadt wurde

Rockhill von seiner Regierung als Commissioner of the U. S. of America to China bestellt. — Mein Schreiben an Herrn Rockhill fand sofort die entgegenkommendste Antwort, Beilage 3.

Für die Überreichung eines Schreibens nach Lhasa hatte sich nunmehr die Vermittlung des Auswärtigen Chinesischen Amtes zu Peking als der einzig gangbare Weg ergeben. Es galt nun die Adresse zu erstellen. Bahadur S. C. Das erklärte sich bereit, sich dieser keineswegs mühelosen Arbeit zu unterziehen, und fertigte die Adresse unter Beachtung des einzuhaltenden getragenen Stiles.[1]) Von diesem Texte wurde sodann in Darjiling von einem dortigen Lama auf 3 Seiten schwersten englischen Zeichenpapieres (30—40 cm) in Druckschrift (U-chan) eine Ausfertigung in schönster kalligraphischer Ausstattung, von den nötigen Randverzierungen in Rot eingefasst, erstellt und zugleich nach Vorschrift eine Kopie in Kanzleischrift auf gewöhnlichem tibetischem, grauem Schreibpapier (40—50 cm) aus Daphne cannabina gefertigt. Die Ausgabe in Kanzleischrift ist in Europa nicht lesbar; Das liess ihr sofort eine englische Übersetzung beischreiben, die etwas frei gehalten ist. Diese Adresse ist in Tafel I in U-chanschrift, in Tafel II in Kanzleischrift wiedergegeben; Beilage No. 4 bringt die englische Übersetzung.

Die beiden Originale wurden sodann in eine Mappe in feinster Arbeit mit Goldleisten u. s. w. verziert, aussen mit roter Seide überzogen, innen mit gelber Seide ausgeschlagen, eingelegt, die Fäden eingesiegelt; in einer englischen Note am Schlusse nennt S. C. Das die Veranlassung und sich als den Verfasser der Adresse.

Es war nun noch festzustellen, ob der richtige Zeitpunkt zur Einreichung der Adresse in Peking gegeben sei; diese Frage wurde von Rockhill wie Das bejaht; Beilage 5 und 6.[2]) Ich legte nunmehr die Mappe mit einer Denkschrift unter Beigabe der geführten Korrespondenzen dem Kgl. Bayerischen Staatsministerium des Kgl. Hauses und des Äusseren mit Bericht vom 26. Dezember 1901 unter der Bitte vor, die Vorlagen dem Reichskanzleramte des Deutschen Reiches zu unterbreiten, damit nach dem in der Denkschrift gestellten Antrage die Kaiserlich Deutsche Gesandtschaft zu Peking mit der Vertretung der Adresse beauftragt werden möge, Beilage 7. — Inhaltlich Entschliessung des Kgl. Staatsministeriums des Kgl. Hauses und des Äusseren vom 1. April 1902 — Beilage 8 — wurde meiner Bitte vom Auswärtigen Amte in Berlin unterm 27. März 1902 stattgegeben und der Kaiserlich Deutsche Gesandte zu Peking mit der weiteren Prüfung beauftragt. Ich empfahl meine Bitte in einem längeren Schreiben der wohlwollenden Aufnahme des ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers des Deutschen Reiches in Peking, Seiner Exzellenz Dr. Mumm von Schwarzenstein; unterm 21. Mai wurde mir die erfreuliche Mitteilung, dass der Präsident des chinesischen Ministeriums um die Einbeförderung der Adresse nach Lhasa gebeten worden war, Beilage 9.

---

[1]) Seither ordnete das Government of Bengal zum Dienstgebrauche für die indischen Behörden die Herausgabe eines sehr interessanten tibetischen Briefstellers an, zu welchem die Formulare durch die Reisen von Kundschaftern wie die Bemühungen der englischen Grenzbeamten in Sikkim zusammengekommen waren. Dieser Briefsteller enthält 139 Formulare und hat den Titel: Yig Kur Nam sag, being a Collection of Letters, both Official and Private, and illustrating the different forms of correspondence used in Tibet. Edited by Rai Sarat Chandra Das, Bahadur, C. I. E. Published under the Authority of the Lieutenant-Governor of Bengal. Calcutta 1901. 8. 88 Seiten.

[2]) Rockhill hatte inzwischen die Gesandtschaftsgeschäfte an Minister Conger zurückgegeben und ist seither im Hauptbureau des Auswärtigen Amtes in Washington verwendet; auch von dort aus lieh Herr Rockhill unserem Unternehmen in dankenswertester Weise seine unentbehrliche Unterstützung.

Inzwischen hatte ich Herrn W. W. Rockhill davon verständigt, dass die Adresse vom Auswärtigen Amte in Berlin der Gesandtschaft zu Peking zugeschlossen worden sei. Sofort trat Rockhill mit seinen Freunden in Peking ins Benehmen und benachrichtigte seinen Minister dortselbst von den eingeleiteten Schritten. So kam es, dass die Deutsche wie die Amerikanische Gesandtschaft sich gemeinschaftlich der Denkschrift sofort nach ihrem Eintreffen annahmen und dem Auswärtigen chinesischen Amte anlagen, die Weiterbeförderung der Adresse nach Lhasa zu bewirken. — In den Anlagen teile ich mit:

Beilage 10. Bericht der Deutschen Gesandtschaft in Peking vom 27. Mai 1902 an Seine Exzellenz den Herrn Reichskanzler, mir in Abschrift zugeschlossen seitens des Königl. Bayer. Ministeriums des Kgl. Hauses und des Äussern mit Entschliessung vom 30. Juli 1902 No. 12795 I.

Beilage 11. Schreiben der Kaiserl. Deutschen Gesandtschaft zu Peking vom 24. Mai 1902.

Beilage 12. Schreiben von Herrn W. W. Rockhill vom 15. Mai 1902.

Beilage 13. Desgleichen vom 3. Juli 1902.

Beilage 14. Zuschrift des Prinzen Ching an Mr. Conger vom 19. Tage des 4. Monats = 26. Mai 1902.

Nunmehr bat ich Herrn Rockhill, dem Unternehmen seine werktätige Aufmerksamkeit auch weiter zuzuwenden, da er hiezu nach seinen persönlichen Beziehungen zu den entscheidenden Personen in den obersten chinesischen Stellen und seinen grossen Erfahrungen im diplomatischen Verkehre über ganz hervorragende Eigenschaften verfüge. Zugleich teilte ich ihm mit, dass es mir am Platze scheine, den Klosteroberen auf dem kürzesten Wege, über Indien mit der Himâlayapost, zur Kenntnis zu bringen was vorging und ihre Mitwirkung zu sichern, Beilage 15. Es lag nahe, hiezu die Führer der Handelskarawanen zu benützen, die jährlich aus Tibet nach Darjiling oder den anderen Handelsplätzen im äusseren Himâlaya kommen; S. C. Das wurde unterm 22. Juli 1902 um seine Mitwirkung angegangen; auch Geschenke für die Lamas wurden vorbereitet, wie solche dort allgemein erwartet werden.

Das antwortete aber — ziemlich kleinlaut, — dass die indische Regierung jeden Verkehr mit den grossen Lamas in Tibet strengstens untersagt habe; offenbar fürchtete die Regierung unter den damals bereits sehr gespannten Beziehungen zu den tibetischen Behörden eine Blossstellung durch Korrespondenzen Nichtberufener. Das wies mich direkt an den Vizekönig; Rockhill erklärte sich vollständig damit einverstanden und unterstützte meine Eingabe mit einer kurzen Empfehlung, da er während seiner diplomatischen Laufbahn dem Vizekönig Lord Curzon näher getreten war. Leider hatten die Verhandlungen Britisch Indiens mit den Behörden in Tibet bereits eine so ernste Wendung genommen, dass auch die indische Regierung die Beförderung privater Mitteilungen ablehnen musste. Immerhin gab der überaus wohlwollende Erlass vom 1. Oktober 1903 die ermutigende Beruhigung, dass mit der Leitung der Adresse über Peking der richtige Weg eingeschlagen worden war, Beilage 16.

Herr Rockhill hielt jetzt die Zeit gekommen, um in Peking nach dem Ergebnis des Auftrages anzufragen, der dem Amban in Lhasa bereits unterm 26. Mai 1902 erteilt worden war, Beilage 17. Ich wandte mich hierüber unterm 14. November 1903 an die Deutsche Gesandtschaft; Herr Rockhill hatte dieselbe Anfrage durch Minister Conger gestellt und bereits unterm 12. Dezember v. J. erfolgte die Antwort des Auswärtigen Amtes zu Peking an Herrn Conger, Beilage 18.

Inzwischen zeigte die innere Lage in Tibet immer grössere Unordnung;[1]) zwischen Britisch Indien und Tibet kam es zum Kriegszustande. Auf das Wort des Vertreters von China in Lhasa, des Amban, wurde nicht mehr gehört; die Vorstände der drei Klöster in Lhasa, die in der grossen politischen Versammlung der Minister und Äbte das Wort führen, beschäftigten sich mit den Beratungen über den Vormarsch der indischen Truppen zunächst bis Gyangtse. Unter diesen unerwarteten Ereignissen ist auf eine baldige Antwort auf die Monitorialnote aus Peking an den Amban vom 12. Dezember 1903 nicht zu rechnen; immerhin ist sie nach Ansicht der Freunde unserer Sache nicht unmöglich und jedenfalls „nach einigen Jahren fortgesetzter Korrespondenz“ zu erwarten, Beilage 19.

Unter diesen Umständen schien es am Platze, über die Depeschen, zu denen das Unternehmen bis jetzt führte, Bericht zu erstatten und die auf die weiteren Anregungen einlaufenden Entscheidungen einem Nachtrage vorzubehalten; diesem kann dann hoffentlich auch ein Bücherverzeichnis beigegeben werden.

Zum Schlusse sei es mir gestattet darauf hinzuweisen, dass diese Verhandlungen nur unter der Nachwirkung der wissenschaftlichen Mission zustande kommen konnten, zu welcher meine Brüder vor jetzt genau 50 Jahren auf Befürwortung weiland Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preussen und Alexander von Humboldts seitens der damals über Indien herrschenden Ostindischen Kompanie berufen wurden. Es sind dadurch die dauernden Verbindungen mit Behörden und gelehrten Gesellschaften in Indien möglich geworden, die sich für das vorliegende Unternehmen als unentbehrlich erwiesen haben.

---

[1]) Über die Verhältnisse, wie sie sich im Winter 1874 gestaltet hatten, verweise ich auf meine Abhandlung „Tibet“ im Mai-Heft 1904 von Petermanns Mitteilungen.

Beilagen.

1.

To Mr. W. W. Rockhill, U. S. Commissioner to China, Peking. From Mr. Edwin H. Conger, Envoy Extraordinary and Minister Plenipotentiary of the United States of America.

Dear Mr. Rockhill, March. 30th. 1901.

Mr. A. S. White, a fellow passenger on the „Nippon Maru“ s. s., is anxious to secure some Thibetan information for his cousin, which, it is believed, you only can give. He is writing you for it, and I shall be personally glad if you can aid him.

Very sincerely yours,

(signed) E. H. Conger.

2.

To W. W. Rockhill, Esq. Shanghai, 15. April 1901.

U. S. Legation, Peking.

Sir,

My cousin, Dr. E. Schlagintweit who, I understand, has frequently been in correspondence with you in connection with Buddhist research work, has given me the enclosed card for presentation in person. I am sorry, however, that pressing engagements in the U. S. preclude my taking a trip as far north as Peking, and I therefore take the liberty to make in writing the enquiries which my cousin desired me, for the sake of convenience, to make verbally.

They deal with a plan for securing from the Dalai Lama at Lhasa a note of all the ancient Buddhist literature lying there, or to have various works themselves sent forward. What my cousin desired to know was: whether a letter to the Lama, say by the German Emperor,[1]) and forwarded by the German Embassy, setting forth these requests, would have the desired effect. The feasability of this plan constituting a sine qua non for calling upon the assistance of the Sovereign, my cousin would like an expression of opinion from you on this subject, as being the best authority on a matter of this kind. He mentioned to me the name of Sarat Chander Das as the man best qualified to draw up such a document, and desired me to get verbally your ideas upon the course you might suggest for transmitting this request to Lhasa.

[1]) Dieser Vorschlag stammt nicht von mir, sondern fand sich in einem meinem Vetter zugeschlossenen Briefe von S. C. Das, der dies unter dem Eindruck der Erfolge des ostasiatischen Expeditionskorps unter Führung des General-Feldmarschalls Grafen Waldersee geschrieben hatte.

Would you, under the circumstances, be good enough to let my cousin have a brief reply upon the foregoing at your convenience seeing that I am unable to attend to his enquiries in person? I can only assure you meanwhile that an expression of opinion from you upon the above will be greatly appreciated by him.

In closing, I beg to hand you herewith a card addressed to you by Mr. Conger in whose company I had the pleasure of travelling north and who desired me to convey his compliments.

I am, Dear Sir, yours faithfully

(signed) Albert S. White.

3.

Commissioner of the United States
to China.

Dear Dr. Schlagintweit, Peking, 6. May 1901.

I feel convinced that as soon as conditions here have once more become normal — that is to say when the Chinese Government has again taken the management of affairs in Peking — it will be quite possible to have transmitted a communication through it to the Dalai Lama in Lhasa asking the information you require. I hardly think it will be necessary to have recourse to the German Emperor, the Minister of Germany here could make the request in his own name and I think it would be complied with. As there is a doubt however about the communication being replied to, I think it would be better that the letter should not come from the Emperor as there might be difficulties in the way of presenting it as it should be.

It is quite possible that Chandra Das could undertake through his correspondents in Tibet to receive the information you desire more promptly than by the intervention of the Chinese authorities. Chandra Das however sometimes promises more than he can hold.

If I were going to remain in China any length of time, I would be greatly pleased to endeavor to have your wishes complied with, but I expect to leave here as soon as the negotiations are at an end — in two or three months probably.

I shall however take an early opportunity of mentioning the matter to Li Hung-chang and learning what he thinks the best means to insure full success.

(signed) W. W. Rockhill.

4.

Address to the Dalai Lama, Lhasa, drafted in Tibetan & translated from the version in running hand. Nach S. C. Das, Darjeeling.

Reverently saluting

Him who is the embodiment of the mercies of all Jinas (Buddhas).

The lord of the world (Lokeshvara) who condescends to enact the drama of human life.

The patron protector Jinendra.

The holder of the white lotus (Padmapâni) who, knowing everything, is a great observer.

The golden wheel at his feet —

we approach, at this period of the blessed age, your handsome person whose beauty is enhanced by the impersonification of divine example which sprung from the depth of the ocean of moral merits.

At the centre of the four continents (of Buddhist conversion) your works of grace are measureless, and you own a sphere of action equal to that of the Buddhas of the ten quarters and your kindness which, aided by the gods, yields all objects of desire for the good & happiness for all the works, is unprecedented.

That no accident or sudden injury to your health may happen: we remain entertaining in all earnestness the desire for piety.

And now the object of our prayer is:

In ancient time the original text of Buddhist Scriptures & Shâstras from India were translated by learned lotsavas and sages in Tibet, and some few were not embodied in the translation. These are now in the great libraries at Lhasa, Dapung, Gadan, Tashilumpo, Rva-ang, Thoding, the golden temples Samye, at Sakya etc.

May it please you, oh incarnate, omniscient and all-seing Jinendra, to grant us a list of such works.

And again we shall pray, that the glory of your pious deeds may fill the sky, and that, as the embodiment of the root, feet, arms etc. of religion, and of the good of all living beings, you may remain firm & constant in the (divine) nature of the eternal Svastika and in faith copious, profound and unwavering.

That you may fulfil our hopes as we may desire, and by your kindness protect all.

Let a series of your favours (letters) soon flow towards us like the course of the stream of immortality — Mandakinî. — Oh, pray let it be!

So praying and with a present of good heart (wishes) on an auspicious day of the year Iron-Bull (1901), we two (scholars) of German & American Empires, who are acquainted a little with Indian and Tibetan, the humble Emil Salâgintwit (Schlagintweit) and the resident in China Roghil (Woodville W. Rockhill) in common:

With salutations presents this humble letter the German (Gyarmen)[1])

(signed) Dr. Emil Schlagintweit.

Zweibrücken, Germany, December 1901.

5.

Bureau of American Republics.

Dear Dr. Schlagintweit, Washington D. C. December 10. 1901.

I received 2 or 3 days ago your letter of the 24th November, together with the communication which you propose addressing to the Dalai Lama. I have no doubt, if this document, together with a translation into Chinese, so as to reassure the Chinese authorities in Peking of its contents, is forwarded to the President of the Chinese Foreign Office by the German Minister at Peking, with the request that it be transmitted, that the Chinese Government will take great pleasure in doing so.

As my name is mentioned in the address in question, I shall take the liberty of writing to our Minister at Peking, asking him to do what he can with the Chinese Government to see that this document is duly forwarded, and endeavor to secure the desired reply.

Very sincerely yours W. W. Rockhill.

---

[1]) Das Wort fehlt in den Wörterbüchern und ist — wie mir geschrieben wird — ganz neu gebildet. Wörtlich hat das Wort den Sinn: „Der in China (Gya) die Rüstung der Götter (rmen) anlegt“, eine unsere Nation sehr ehrende Bedeutung.

6.

Lhasa villa.

Darjeeling, 4. 9. 1901.

I must candidly confess that my first impressions on Buddhism were due to your excellent handbook on that subject. You have been the pioneer in that untrodden field of research. I have only fallowed your footsteps.[1])

I am exceedingly glad that you have succeeded in influencing even Li Hungchang to take up the cause of Buddhist research. It is a timely attempt; if you succeed a great work will have been achieved for which all students of Buddhist literature will be indebted to you.

Praying that your life will be long spared I am your

To Dr. Emil Schlagintweit, Zweibrücken. Sarat Chandra Das.

7.

Zweibrücken, 26. Dezember 1901.

Der
Kgl. Regierungsrat, Bezirksamtmann Dr. E. Schlagintweit,
korrespond. Mitglied der Kgl. B. Akademie der Wissenschaften
an das
Kgl. B. Staatsministerium des Kgl. Hauses und des Äussern.

Betreff:
Die Vorlage einer Adresse an den Dalai Lama in Lhasa.

Mit den Anlagen sei es mir gestattet, dem Höchsten Staatsministerium des Kgl. Hauses und des Äusseren ehrerbietigst die Bitte vorlegen zu dürfen, die anliegende Denkschrift samt Beilage durch die Kgl. Bayerische Gesandtschaft zu Berlin geneigtestens dem Reichskanzleramte des Deutschen Reiches zu weiterer Würdigung und Entscheidung zu unterbreiten, damit bei Genehmigung der darin gestellten Bitte die Kaiserlich Deutsche Botschaft zu Peking mit ihrer Vertretung gnädigst beauftragt werde.

Das Gesuch verfolgt den rein wissenschaftlichen Zweck, die jetzt sehr lückenhafte Kenntnis der heiligen Schriften der buddhistischen Religion aus den Bücherschätzen in den grossen Klöstern von Tibet zu ergänzen.

Emil Schlagintweit, K. Regierungsrat.

[1]) S. C. Das gibt seinen freundlichen Auslassungen noch Ausdruck bei der vom Government of Bengal bewirkten Ausgabe des tibetischen Geschichtswerkes Ka bab dum dan: über die Schicksale des Buddhismus in Indien bis Kaiser Akbar, verfasst von Lama Târânâtha Kun ga snyingpo; dem Buche ist die Widmung an mich vorgedruckt: Dedicated to Emil Schlagintweit L L D „the Pioneer Student of Tibetan Buddhism in Europe“ (Calcutta 1901. 8. 76 S.).

Denkschrift zur Adresse an den Dalai Lama zu Lhasa.

Im 7. und 8. christlichen Jahrhundert folgten gelehrte Mönche aus den zerstörten buddhistischen Klöstern in Indien den Einladungen der Könige von Tibet und fertigten Übersetzungen der wichtigsten Spruchsammlungen aus dem Leben des Religionsstifters wie der späteren Vorschriften, wie sie nach den Beschlüssen auf den Konzilen und in den verschiedenen Schulen erlassen wurden.

Die Übersetzungen erfolgten aus den indischen Volkssprachen ins Tibetische; es kamen aber auch viele indische Werke nach Tibet und blieben dort verwahrt. Ein Teil dieser Übersetzungen ist mit tibetischen Originalwerken zu zwei grossen Sammlungen vereinigt, genannt Kanjur und Tanjur; darin ist aber nur aufgenommen, was der herrschenden Lehre entsprach, soweit sie zur Staatsreligion erhoben worden war.

Durch die Reisen der Kundschafter im Dienste der indischen Regierung ist festgestellt, dass die Bücherschätze der grossen Klöster in Tibet eine Menge von weiteren Werken, selbst in der indischen Ursprache, enthalten, ohne dass die gelehrte Welt nur eine Ahnung hat von den Titeln und dem Inhalte.

Europäern wird der Zutritt nach Tibet nicht mehr gestattet.

Durch unsere Arbeiten über den Buddhismus in Tibet wurde ich mit Herrn Woodville W. Rockhill bekannt, damals Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft in Peking, von wo aus derselbe unter Überwindung grosser Schwierigkeiten in das nördliche Tibet eindrang. Wir besprachen die Möglichkeit, an den Dalai Lama direkt die Bitte zu richten, derselbe wolle anordnen, dass die Klostervorstände dortselbst über Titel und Inhalt dieser Bücherschätze Aufschluss erteilen und Verzeichnisse hierüber vorlegen. Es ergab sich hiebei die Ausführbarkeit.

Es galt nun die Adresse an den Dalai Lama unter Beachtung des einzuhaltenden getragenen Stiles ins Tibetische zu erstellen. In dankenswerter Weise unterzog sich dieser Aufgabe Sarat Chandra Das, Bahadur, C. I. E., Dolmetsch für Tibetisch bei der indischen Regierung, und bringe ich in der Anlage in einer Mappe diese Adresse in Druckschrift wie in Kanzleischrift — in der Falte — samt einer deutschen und einer englischen Übersetzung — letztere in duplo — in Vorlage.

Herr W. W. Rockhill nahm im verflossenen Sommer während seiner Leitung der amerikanischen Angelegenheiten in Peking Gelegenheit, mit dem Präsidenten des chinesischen auswärtigen Amtes sich zu benehmen, wobei festgestellt wurde, dass die Übermittlung dieser Adresse nach Lhasa keiner Schwierigkeit begegne. Seither ist der Nachfolger des Herrn W. W. Rockhill in der Gesandtschaft zu Peking um seine Mitwirkung bei dem chinesischen Ministerium angegangen und sind auch sonstige einflussreiche Eingeborene zur Beihilfe aufgerufen. Über das Vorgetragene sei es mir gestattet, mich ganz ergebenst auf die Schreiben in den Beilagen zu beziehen.

Ich habe nunmehr geglaubt, die ehrerbietigste Bitte stellen zu dürfen, dass die Deutsche Botschaft zu Peking die Ermächtigung erhalte, die anliegende Adresse an den obersten Kirchenfürsten über Tibet, den Dalai Lama zu Lhasa, bei Seiner Exzellenz dem Präsidenten des chinesischen auswärtigen Amtes einzureichen und hiemit den Antrag zu verbinden, dass diese Adresse nach Lhasa einbefördert und hiebei angeordnet werde, es sei dieselbe diesem Kirchenoberhaupte der nördlichen Buddhisten mit dem Wunsche um huldvollste Gewährung der darin gestellten Bitte zu überreichen.

Durch die gnädige Bewilligung des Eintretens der Kaiserlichen Deutschen Botschaft zu Peking kann der Adresse erst der Wert zuteil werden, der dem Unternehmen sonst versagt bleiben müsste, wesshalb ich untertänigst die gehorsamste Bitte um gnädige Bewilligung der erbetenen Vertretung durch die Kaiserliche Botschaft stelle.

Auslagen werde ich dankbarst berichtigen; auch werde ich Sorge tragen, dass die an mich gelangenden Bücherverzeichnisse seinerzeit ihre Aufstellung in einer öffentlichen Bibliothek des Deutschen Reiches erhalten.

Emil Schlagintweit, K. Regierungsrat.

8.

No. 5413[I]. München, den 1. April 1902.

Das
Kgl. Staatsministerium des Kgl. Hauses und des Äussern
an den
Kgl. Regierungsrat Herrn Dr. Schlagintweit, Bezirksamtmann
in Zweibrücken.

Betreff:
Die Vermittlung einer Adresse an den Dalai Lama in Lhasa.

Auf Ihre Eingabe vom 26. Dezember vor. Js. wird Euer Hochwohlgeboren eröffnet, dass nach Mitteilung des Auswärtigen Amtes in Berlin vom 27. vor. Mts. der Kaiserlich Deutsche Gesandte in Peking beauftragt worden ist, die Durchführbarkeit Ihrer Wünsche einer Prüfung zu unterziehen und gegebenen Falles für die Weiterbeförderung der Adresse nach Lhasa Sorge zu tragen. Über den Erfolg der unternommenen Schritte behält sich das Auswärtige Amt eine weitere Mitteilung vor.

I. V.: Staatsrat von Maier.

9.

No. 1942. Peking, den 21. Mai 1902.

Kaiserlich Deutsche Gesandtschaft.

Euer Hochwohlgeboren teile ich ergebenst mit, dass mir die von Ihnen in Gemeinschaft mit Herrn W. W. Rockhill an den Dalai Lama in Tibet gerichtete Eingabe nebst Anlagen durch die Vermittlung des Auswärtigen Amtes in Berlin zugegangen ist. Ich habe dieselbe ungesäumt dem Präsidenten des chinesischen Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten, Prinzen Tsching, zugestellt und ihn in einem Begleitschreiben ersucht, die Adresse an den chinesischen Residenten in Lhasa befördern und an den Dalai Lama gelangen zu lassen.

Eine weitere Mitteilung über den Verlauf der Angelegenheit behalte ich mir ergebenst vor.

Dr. Mumm, Kaiserlicher Gesandter.

An den
Königlich Bayerischen Regierungsrat,
Herrn Bezirksamtmann Dr. Emil Schlagintweit,
Zweibrücken.

10.

Abschrift 111 b 8493. Peking, den 27. Mai 1902.

Kaiserlich Deutsche Gesandtschaft.

Ew. Exzellenz beehre ich mich gehorsamst zu berichten, dass, soweit ich habe feststellen können, keine Bedenken gegen die Weitergabe der an den Dalai Lama in Lhasa gerichteten Eingabe des Königlich Bayerischen Regierungsrates Schlagintweit an die Chinesische Regierung bestehen.

Die Letztere unterhält in Lhasa einen höheren mandschurischen Beamten als Residenten, der eine gewisse Aufsicht über das an China tributpflichtige Tibet führt. Durch diesen chinesischen Residenten würde die Aushändigung der Adresse an die massgebenden Personen in Lhasa zu geschehen haben. Nach Angabe des englischen Obersten Bower, welcher vor einigen Jahren Tibet bereist hat und augenblicklich Kommandant der englischen Gesandtschafts-Schutzwache ist, ist der Dalai Lama selbst ein unmündiges Kind, das keinerlei Einfluss auf die Regierung des Landes ausübt.

Unter diesen Umständen habe ich es für unbedenklich gehalten, den Prinzen Tsching zu ersuchen, dass er für die Weiterbeförderung der Adresse an den chinesischen Residenten in Lhasa und für die Überreichung derselben an den Dalai Lama, bezw. an den tibetischen Staatsrat Sorge tragen möge.

Auch der amerikanische Gesandte, der bereits vor längerer Zeit von Herrn Rockhill verständigt worden war und sich sofort bereit erklärt hatte, sich allen von mir in dieser Angelegenheit unternommenen Schritten anzuschliessen, hat sich daraufhin an den Prinzen Tsching gewandt und ihn um Übermittelung der Adresse sowie um Erwirkung einer Antwort auf dieselbe ersucht.

Am 26. ds. Mts. ging mir nunmehr vom Prinzen Tsching eine Antwortnote zu, in welcher er mir die Übermittelung der in Rede stehenden Adresse an den Kaiserlichen chinesischen Residenten in Lhasa zur Weitergabe an den Dalai Lama zusichert und eine weitere Mitteilung in Aussicht stellt, sobald eine Antwort aus Tibet eingegangen sein werde.

gez. Mumm.

Seiner Exzellenz dem Reichskanzler.

11.

J.-No. 2091. Peking, den 24. Mai 1902.

Kaiserlich Deutsche Gesandtschaft.

Euer Hochwohlgeboren teile ich im Auschluss an mein Schreiben vom 21. d. M. ergebenst mit, dass sich nunmehr auch der hiesige amerikanische Gesandte der von Herrn W. W. Rockhill ausgesprochenen Bitte entsprechend an den Präsidenten des chinesischen Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten gewandt und ihn ersucht hat, für Übermittlung Ihrer Eingabe an ihre Bestimmung und für tunliche Erwirkung einer Antwort auf dieselbe Sorge zu tragen.

Für den abwesenden Kaiserlichen Gesandten:

Graf Bohlen-Halbach.

An den
Königlich Bayerischen Regierungsrat,
Herrn Bezirksamtmann Dr. Emil Schlagintweit,
Zweibrücken.

12.

Bureau of American Republics. International Union of American Republics. Washington. D. C.

Prof. Emil Schlagintweit, Zweibrücken, Bavaria. May 15, 1902.

My dear Professor:

I received today your letter of the 2nd instant and am pleased to learn that the memorial which we wish to have sent on to Lhasa has been forwarded to Peking.

Some time ago I wrote to our minister in Peking concerning this matter and in a letter of his received a short while since he says:

„I have consulted Mr. Mumm, but he has not yet received a communication from Prof. Schlagintweit. As soon as he does he promises to let me know and we will together make the request to have it transmitted to Lhasa and I hope we may be successful."

I will, however, write today to a friend of mine in the Chinese Foreign Office at Peking and request his good offices. I have little or no doubt that the document will be transmitted as requested though, of course, it is not certain that the information desired will be procured. It will probably be as well, when a certain time has elapsed, to have inquiries made of the Chinese Government whether an answer has been received or not so that they may realize that it is a matter of considerable interest and importance. If this is done I think that ultimately we may get the information desired.

Very sincerely yours,

W. W. Rockhill.

13.

Bureau of American Republics. International Union of American Republics. Washington. D. C.

Prof. Emil Schlagintweit, Zweibrücken, Bavaria. July 3, 1902.

Dear Professor:

In a letter which I received to-day from our Minister in Peking, dated May 24th, the says:

„I am glad to say that Mr. Mumm has at last heard from Prof. Schlagintweit, and on the 22nd instant we both wrote to Prince Ching, asking him to have letter mentioned transmitted to Lhassa and the Chinese resident there requested to secure a reply there-to. I shall urge the matter personally on the Prince when I see him, which will be in a very few days."

I enclose also translation of a note sent me a few days subsequently by Prince Ching, President of the Chinese Foreign Office. From this you will see that at all events your letter to the Dalai Lama of Tibet has been forwarded to its destination. After a few months, say next winter, if nothing has been heard from it, I think we can get our Minister at Peking to call the matter up again with the Chinese Government, and by doing this possibly once or twice you may ultimately get an answer.

I will do all I can to further your wishes.

Very sincerely yours,

W. W. Rockhill.

14.

Prince Ching to Mr. Conger.

I am in receipt of Your Excellency's letter stating that the Hon. W. W. Rockhill mentions a Professor of note, Dr. Schlagintweit, of Germany, who sent to the German Minister in Peking a communication in Thibetan, which he is anxious to have transmitted to the Dalai Lama of Thibet.

That this communication is simply a request that certain lists of old books bearing on the history and literature of Buddhism and of Thibet, and which have been kept in some of the great monasteries of the country, be communicated to Dr. Schlagintweit.

Mr. Rockhill further states that his name is mentioned in the address as being also interested in this question, and that he jointly with the Doctor makes this request of the Dalai Lama. He would consider it a personal favor if I would see to it that this address be transmitted to Lhasa and the Chinese resident there requested to secure an answer to it.

In accordance with Your Excellency's request and the Hon. W. W. Rockhill's desire, I have forwarded the said address to the Chinese resident at Lhasa, asking him to forward the same to the Dalai Lama, and will send Your Excellency word when I hear his reply.

As in duty bound I send this letter to Your Excellency that you may let Mr. Rockhill know of this.

With compliments of the season,

Card of Prince Ching, and the members of the Foreign Office.

Dated 19th Day of the 4th Moon (May 26th, 1902).

15.

My dear Sir, Zweibrücken, Germany, 2nd May 1902.

At last the Address with the accompanying Memorial has been sent out to Peking, and will, I presume, be shortly in the hands of the German Embassy, and I have pleasure to inform you that the diplomatic bodies at Munich and Berlin have warmly supported my request.

I took the liberty to enclose your letter of 10th December last, as I attached great importance to it, your advice being based on accurate knowledge and calculated to produce the desired effect at the other end. Your suggetion that any possible difficulties that may crop up will be obviated by a Chinese translation will no doubt be given effect to.

I count upon it that the Chinese Foreign Office will accent the Address and send it on, but it will certainly tend to assure its proper progress if you will also kindly take some steps to interest your — the U. S. — Minister in it, as you so kindly intended to do. It will of course take a long time before I can get advices as to what has happened, and as to whether our efforts have been crowned with success as I can only communicate with the Authorities through the usual official channels, being, as you know, under the customary restrictions applying to all employés of state; but you would no doubt be in a position to get news from your own minister sooner than I can, being unfettered as regards „red tape". I would be very much indebted to you therefore if you would kindly keep me au fait as to the fate of the Address as this would on the other hand enable me to exercise a judicious amount of moral pressure upon the German Embassy from this end.

In any case it will take months before the matter reaches Lhasa and before the rulers there issue instructions to the Abbots to comply with the requests set forth in the Address. You mentioned some time ago how the correspondents of Sarat Chandra Das could co-operate in the object which we have in view and I have on this account requested him to use the next — that is the ensuing — season to convey some messages to his Tibetan friends drawing their attention to the subject matter of the Address. In addition to this, I am however convinced that it would greatly assist my plans if you could get your own friends in that quarter to exert their influence in the interests of our application by communicating with them directly in a similar manner as Sarat Chandra Das is about to do. I should be pleased to learn that you have found it convenient to entertain my suggestion.

I shall of course inform you at once of any communications that may reach me and it will certainly be a great pleasure to me if our co-operation in the interests of science will be crowned with the fullest measure of success and reward. Quod Deus bene vertat.

I remain with kindest regards,

Very sincerely yours,

W. W. Rockhill, Esq. Washington. Emil Schlagintweit.

16.

Foreign Department, India. Simla, 1. October 1902.

Dear Sir!

I am desired by His Excellency the Viceroy to acknowledge the receipt of your letter dated the 27th August, 1902 concerning your endeavour to obtain a list of certain historical manuscripts in Tibet.

His Excellency has also heard from Mr. Rockhill asking him to use the good offices of the Government of India with the Tibetan Government in the same sense.

I am desired to inform you in reply that such is the exclusiveness of the Government of the Dalai Lama, and so rigidly do they abstain from all communication with the Government of India and with the outside world at large, that no means exist of bringing the matter to their attention other than those which you have already adopted in forwarding your request through the Chinese Amban at Lhasa.

The Viceroy regrets that he is not in a position to return a more satisfactory answer to request.

Dr. E. Schlagintweit, F. A. S. B., Yours faithfully

Royal Bavarian Regierungsrat, Zweibrücken, Bavaria. H. Daly.

17.

Bureau of the American Republics.

Prof. Emil Schlagintweit, Zweibrücken, Bavaria. October 28, 1903.

My dear Professor:

Concerning the fate of the communication sent through the German Minister and the Chinese Foreign Office to the Tibetan authorities at Lhasa, of which you have heard nothing, there is no doubt that ample time has elapsed since you know

that it was transmitted to receive a reply. I am distinctly of opinion that the German Minister should be asked to make inquiries concerning it and to urge that the Chinese Government takes steps to secure the desired reply. I, on my side, will have much pleasure in writing to our Minister at Peking, asking him to do also all in his power to further your wishes in the matter.

Believe me Always sincerely yours,

W. W. Rockhill.

18.

F. O. No. 574.

Enclosure in Misc. No. 2065. Foreign Office to Mr. Conger.

We have the honor to acknowledge the receipt of Your Excellency's note, saying that in the Fourth Moon of last year Hon. W. W. Rockhill and Prof. Schlagintweit had requested the transmission of a letter to the Dalai Lama and that up to the present they had not received any reply on which account you requested us to direct the Chinese Resident in Tibet to urge attention to the matter so that an early reply might be had.

We find that with reference to the parcel wrapped in yellow cloth which Prof. Schlagintweit sent to the Dalai Lama of Tibet our Board wrote in the Fourth Moon of last year to the Chinese Resident in Tibet directing him deliver the same, and that we sent a reply to Your Excellency informing you of this, all of which is a matter of record.

Now that we have received your note, acknowledged above, we have again written to the Resident in Tibet, urging him to obtain a reply. Aside from this, as in duty bound, we send Your Excellency this note in reply for your information, and avail ourselves of the opportunity to wish you the compliments of the season.

Cards inclosed. Tenth Moon, 24th Day. (December 12th 1903.)

19.

International Bureau of the American Republics. International Union of American Republics Washington. D. C.

Prof. Emil Schlagintweit, Zweibrücken, Germany. January 29, 1904.

Dear Professor:

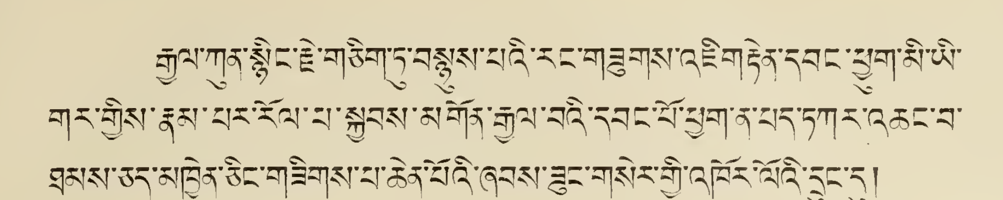
I am in receipt to-day of a letter from our Minister in China, in which he encloses a note received by him on the 12th of last December from the Chinese Foreign Office, concerning the communication transmitted through it by you and myself to the Dalai Lama of Tibet.

I am afraid the British expedition will delay, if not indefinitely prevent, the desired reply, still we can keep on reminding them of the letter, and possibly get some answer after a few years' correspondence. I hope for better things and that we may soon hear from Lhasa.

With best wishes for the New Year, believe me

Very sincerely yours,

W. W. Rockhill.



རྒྱལ་ཀུན་སྙིང་རྗེ་གཅིག་ཏུ་བསྡུས་པའི་རང་གཟུགས་འཇིག་རྟེན་དབང་ཕྱུག་མི་ཡི་
གར་གྱིས་རྣམ་པར་རོལ་པ་སྐྱབས་མགོན་རྒྱལ་བའི་དབང་པོ་ཕྱུག་ན་པད་དཀར་འཆང་བ་
ཐམས་ཅད་མཁྱེན་ཅིང་གཟིགས་པ་ཆེན་པོའི་ཞབས་ཟུང་གསེར་གྱི་འཁོར་ལོའི་དྲུང་དུ།

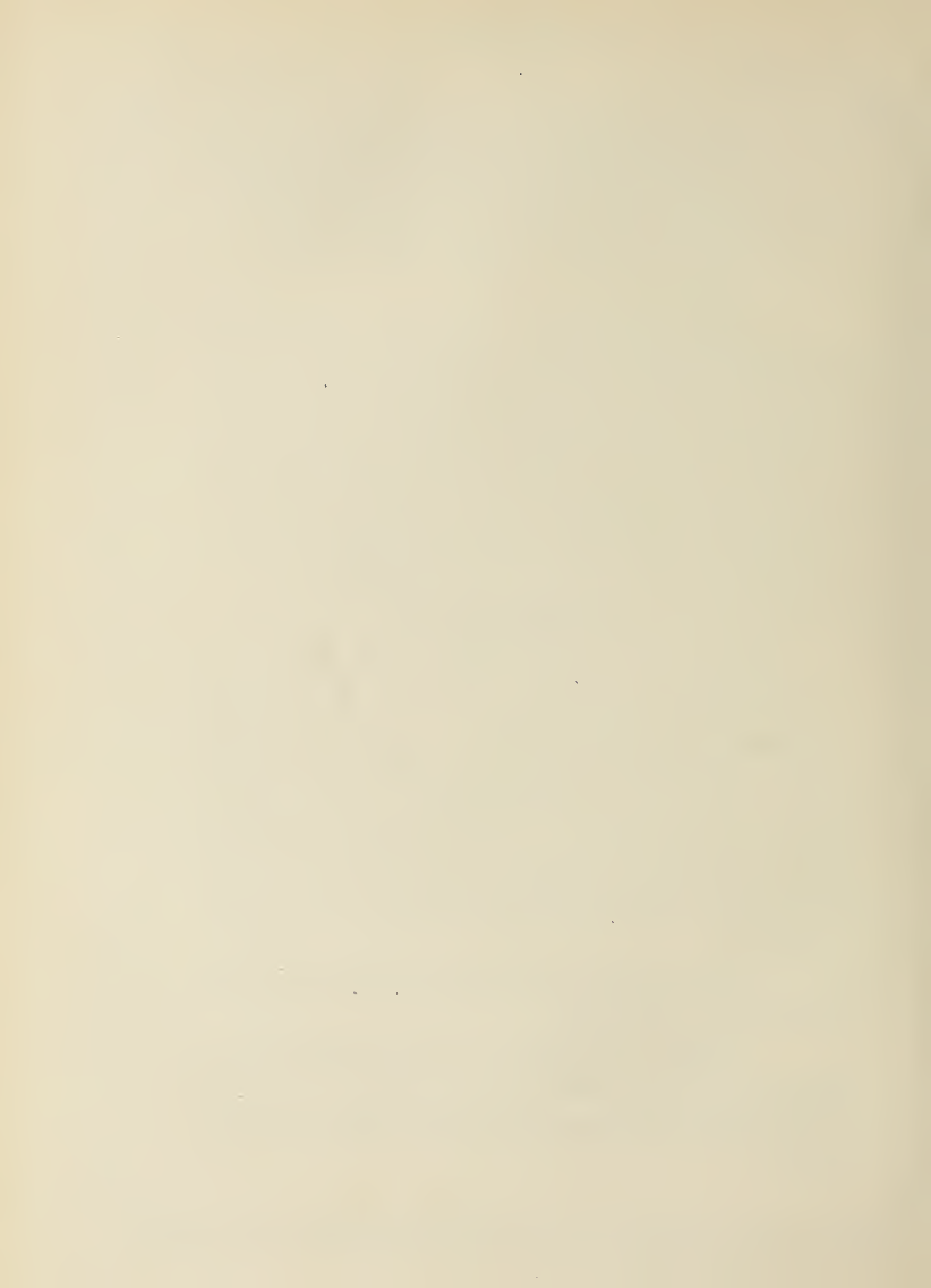
གུས་པས་ཕྱག་བཙས་ཞུ་གསོལ། རྣམ་པར་དགེ་བའི་དུས་ཀྱི་ཆར་ཡང་ཚོགས་
གཉིས་ཆུ་གཏེར་ཆེན་པོའི་འཇིངས་ཟབ་ལས་ཐོན་པའི་མཛེས་སྐྱའི་ལྷུན་པོ་མཚན་དཔེའི་བང་
རིམ་གྱིས་མངོན་པར་མཛེས་ཤིང་། གདུལ་བྱ་གླིང་བཞིའི་དབུས་ན་ཚད་མེད་པའི་འཕྲིན་ལས
ཕྱོགས་བཅུའི་སངས་རྒྱས་ཐམས་ཅད་དང་སྤྱོད་ཡུལ་མཚུངས་པར་བདག་གིར་བཞེས་པ་ནི་ལྷ་
དང་བཅས་པའི་འཇིག་རྟེན་ཐམས་ཅད་ཀྱི་པན་བདེའི་འདོད་པ་ཡིད་བཞིན་དུ་འཇོ་བའི་བཀའ་
འདྲིན་ཟླ་ནམ་མཆིས་པར་གྱུར་ལགས། གསོལ་འདེབས་པའང་གློ་བུར་བའི་ཉེར་འཚོས་མ་
གོས་བཞིན་ལྷག་བསམ་བདེ་བའི་བསམ་པ་མ་བོར་ཚམ་ན་གནས་ལགས།

མཚམས་ཀྱི་གསོལ་བ་འདེབས་དོན།

སྔོན་རྒྱ་གར་ནས་བོད་དུ་ལོ་ཙ་བ་མཁས་གྲུབ་རྣམས་ཀྱིས་བསྒྱུར་བར་མཛད་པའི་
བཀའ་དང་བསྟན་བཅོས་དེར་ཚུད་པའི་ཕོར་བུ་ཧྲ་ལྷན་དང་སེ་འབྲས་དགའ་གསུམ་བཀྲས་ལྷུན་
ནྭ་སྣར་པ་དང་གི་མགྲོ་ཤྲིང་གསེར་གྱི་ལྷ་ཁང་བསམ་ཡས་ས་སྐྱ་སོགས་སུ་ཡོད་པའི་དཀར་
ཆག་ཞིག υ རྣལ་དཔང་ཐམས་ཅད་མཁྱེན་གཟིགས་ཆེན་པོས་ཅི་ནས་ཀྱང་སྐྱོལ་གནང་ཡོད་པ་
ཞུ་ལགས། སྔར་དུ་བསྟན་འགྲོའི་ཕན་བདེའི་རྩ་ལག་དམ་པར་ཞབས་པད་རྟག་བརྟན་གསུང་
ངང་གི་རང་བཞིན་དུ་གཡོ་བ་མེད་ཅིང་ཟབ་རྒྱས་རྣམ་པར་དགེ་བའི་འཕྲིན་ལས་མཁའ་ཁྱབ་ཏུ
འཆར་བར་གསོལ་བ་འདེབས་པར་རེ་བ་ཡིད་བཞིན་དུ་བསྐྱང་བའི་བཀའ་དྲིན་ཆེན་པོས་རྗེས་
སུ་སྐྱོར་བ་དང་།

མི་བོར་བའི་བཀའ་སྐྱོལ་གྱི་རིམ་པ་འཆི་མེད་དཔལ་འགྲོའི་སྐུ་རྒྱུན་བཞིན་འཕྲུལ་
ཡུན་དུ་སྐྱོལ་བམཁྱེན། མཁྱེན་ལགས།

ཞེས་ཞུ་འདེགས་སེམས་དཀར་མོ་བཅས་ལགས་ལྷུགས་གླང་ཟླ་ཚེས་བཟང་པོར་
རྒྱུར་མེད་དང་ཨེ་མི་རི་ཀ་རྒྱལ་མཁས་ཀྱི་རྒྱ་བོད་ཡི་གེ་ལ་ཕྲན་བུ་སྦྱངས་པ་སྲུས་པ་ཨེ་མེལ་
ས་ལྷ་གིན་ཊ་ཕྲིཊ་དང་རྒྱ་ནག་ཏུ་སྡོད་པ་རོག་ཧིལ་མཐུན་མོང་ནས་ཕྱག་བཅས་ཕུལ་བའི་ཞུ་
ཚང།། །།





Grundzüge einer Lautlehre

der

Khasi-Sprache

in ihren Beziehungen zu derjenigen der Mon-Khmer-Sprachen.

Mit einem Anhang:

Die Palaung-, Wa- und Riang-Sprachen des mittleren Salwin.

Von

P. **W. Schmidt** S. V. D.



Vorwort.

Die vorliegende Arbeit bedeutet für mich einen Schritt weiter auf dem Wege der Erforschung einer Sprachfamilie, deren Gebiet sich um den Bengalischen Meerbusen herumlegt, Hinter-Indien seiner ganzen Länge nach von der Spitze der Halbinsel Malakka angefangen bis zum äussersten Norden durchziehend, von da über das Gebiet eben des Khasi zu dem Gebiet der Munda-Kolh-Sprachen nach Vorder-Indien hinüber biegend, während fast im Mittelpunkt dieses Halbkreises, im Bengalischen Meerbusen selbst, auch noch die Inselsprache der Nikobaren dazu gehört.

Daneben, glaube ich, wird auch in praktischer Hinsicht für das Khasi selbst einiger Nutzen aus dieser Arbeit hervorgehen, besonders für die Orthographie dieser Sprache, die noch sehr im Argen liegt. Ich habe das an den einzelnen Orten des Näheren dargelegt. Hier sei nur eine kurze Zusammenstellung der diesbezüglichen Verbesserungsvorschläge gegeben. Bei den Vokalen ist es zunächst unerlässlich, dass in den Wörterbüchern die Quantität derselben genau bezeichnet werde. Die Schreibweise *aw*, *ew* u. s. w. ist nicht konsequent gegenüber *ai*, *ei*; sie muss also durch *au*, *eu* u. s. w. ersetzt werden. Umgekehrt ist es inkonsequent, *ia* zu schreiben gegenüber *wa*, wo doch beide Male halbvokalischer (*w* = englisch *w*, *i* = *'y*) Anlaut vorliegt; hier muss, da *j* schon für *ǵ* sich festgesetzt hat, *ya* geschrieben werden. Auszunehmen sind die Fälle, wo *i* und *a* getrennt sind, s. § 136; hier wäre die Schreibweise *ïa* am Platze. Bei den Konsonanten wäre zunächst auf eine genauere Feststellung der eventuellen Aspiration des Anlautes zu sehen. Danach käme die Feststellung des Auslautes, ob er tönend oder tonlos ist, in Betracht, wobei besonders die tönenden Palatal-Auslaute verständnisvolle Untersuchung fordern. Die Schreibweisen *sh* für *ś* und *j* für *ǵ* können für den praktischen Gebrauch beibehalten werden. Der palatale Nasal müsste überall, wo er festzustellen ist, bezeichnet werden, entweder durch *ń*, oder für praktische Zwecke besser noch durch *ñ*. Eine genaue Untersuchung erforderte schliesslich noch die Frage, ob der Hülfsvokal bei den Prä (und In)-fixen, z. B. *kypa*, entbehrlich ist; ich habe mich hier an das bis jetzt vorliegende Material gehalten, dessen diesbezügliche Gesetze ich §§ 2, 3 zu erforschen mich bemühte.

Für die Beschaffung des für diese Arbeit erforderlichen sprachlichen Materials bin ich in besonderer Weise verpflichtet Herrn Prof. Dr. E. Kuhn und Herrn Dr. G. A. Grierson, dem Herausgeber des so überaus verdienstvollen „Linguistic Survey of India". Eine besonders wertvolle Stütze für die Bestimmung der Quantitätsgesetze gewährte mir die ausführliche Besprechung meiner Arbeit „die Quantität der Vokale im Khassi", die mir auf meine Bitte an den Vorsteher der katholischen Mission in Assam, hochw. Apostolischen Präfekten *P.* A. Stigloher S. D. S. durch dessen gütige Vermittelung von dem Missionar Herrn *P.* Corbinian Bohnheim S. D. S. zuging, der durch einen siebenjährigen Aufenthalt in Sohra, im Cherrapoonjee-Distrikt, die beste Gelegenheit hatte, das Khasi gründlich kennen zu lernen. Allen diesen Förderern meiner Arbeit sei der wärmste Dank auch hier zum Ausdruck gebracht.

St. Gabriel-Mödling bei Wien, 28. Mai 1904.

P. **W. Schmidt** S. V. D.

I. Einleitung.

Das Khasi[1]) ist die Sprache eines verhältnismässig kleinen Volkes, dessen Wohnsitz, die Khasi- und Jaintia-Hills mit der Hauptstadt Shillong, fast genau in dem Knie des Winkels liegt, welcher den Meerbusen von Bengalen bildet. Die Anzahl der Individuen, welche es sprechen, wird auf 177,293 angegeben, genau: 113,190 für den Standard-Dialekt, welcher auch der hier vorliegenden Arbeit zugrunde liegt, 1,850 für den Lyngngam-Dialekt, 51,740 für den Synteng- oder Pnār-Dialekt, 7,000 für den Wār-Dialekt.[2]) Seit ungefähr der Mitte des vergangenen Jahrhunderts zog das Khasi die Aufmerksamkeit der Sprachforscher in besonderem Masse auf sich, da sich herausstellte, dass es mit den zunächst es umgebenden tibeto-birmanischen wie auch den arischen neuindischen Dialekten durchaus keinen Zusammenhang aufwies. Die Ansicht mancher Forscher ging noch weiter dahin, dass es überhaupt ganz isoliert dastehe und auch mit keiner der übrigen Sprachen Vorder- wie Hinter-Indiens in verwandtschaftlichen Beziehungen stehe; so urteilten H. C. von der Gabelentz (1858),[3]) W. Schott (1859), R. N. Cust (1878),[4]) Fr. Müller (1882 und 1888)[5]). Indes hatte doch schon J. R. Logan (1853) die Beziehungen des Khasi sowohl nach Westen zu den Munda-Kolh-Sprachen, als auch nach Osten und Südosten zu dem Palaung, dem Mon und Khmer mit einer für seine Zeit genügenden Sicherheit dargelegt,[6]) woran neuerdings Grierson mit Recht wieder erinnert. Auf einer viel umfassenderen und noch zuverlässigeren Grundlage wurde derselbe Beweis geführt von E. Kuhn in seinen „Beiträgen zur Sprachenkunde Hinter-Indiens“,[7]) die überhaupt die Zusammenhänge und die Klassifikation der nicht zur tibeto-birmanischen Sprachfamilie gehörenden Sprachen Hinter-Indiens zum ersten Male in ihren Hauptzügen festlegte. Umsomehr ist es zu verwundern, dass danach

---

[1]) Die Schreibweise Khassi (mit Doppel-*s*) stammt von H. Roberts, dem Verfasser der „Khassi Grammar“; wie mir aber *P.* C. Bohnheim S. D. S. mitteilt, ist das Doppel-*s* in keiner Weise berechtigt, vorhanden ist nur ein (scharfes) *s*. Khasia (Khassia), Khosia, Gossia, Ghossia sind Bezeichnungen, wie sie besonders von den Bengalen gebraucht werden, sie sind teilweise auch in die älteren europäischen Werke übergegangen, die sich mit dem Khasi beschäftigen.

[2]) So G. A. Grierson im Vol. II des Linguistic Survey of India.

[3]) Berichte über die Verhandlungen der K. Ges. d. Wissenschaften zu Leipzig, philol.-hist. Klasse, 10. Bd. (1858), S. 5.

[4]) Sketch of the Modern Languages of the East Indies, S. 117.

[5]) Grundriss der Sprachwissenschaft, Bd. II, 2, S. 377 und Bd. IV, S. 222.

[6]) S. seine Arbeiten über „the Ethnology of the Indo-Pacific Islands“ im „Journal of the Indian Archipelago“ besonders vol. VII, pp. 186 ff., dann New Series II, pp. 233 ff.

[7]) Sitzungsber. der philos.-philol. und der hist. Klasse der K. Bayer. Ak. d. Wiss. 1889.

noch 1891 H. Roberts in seiner sonst vorzüglichen Khassi Grammar[1]) mit der nichtssagenden Bezeichnung Max Müllers „Turanian languages" sich herumschlägt und von einer „long period of isolation (of the Khassis) not only from some as yet unknown (perhaps undefinable) parent stock" spricht.

Von den mehr praktische Zwecke verfolgenden bisherigen Bearbeitungen des Khasi war die Skizze der Grammatik und das Wörterverzeichnis, welche W. Robinson 1849 veröffentlichte,[2]) die erste ihrer Art. Umfangreicher und bedeutender war die „Introduction to the Khasia Language comprising a Grammar, Selections for Reading and a Vocabulary", welche Rev. W. Pryse 1855 (Calcutta) erscheinen liess. Dieselbe wurde erst 1891 überholt durch Rev. H. Roberts' treffliche „Grammar of the Khassi Language for the Use of Schools, Native Students, Officers and English Residents" (London), der aber schon 1875 ein „Anglo-Khassi Dictionary" (Calcutta, eine „new and revised edition" 1878 ebendort) und 1876 ein „Khassi-Primer" (Calcutta) von dem gleichen Verfasser vorausgegangen waren. Was ich an diesen Veröffentlichungen besonders in bezug auf den hier behandelten Gegenstand auszusetzen habe, ist weiter unten dargelegt. Eine ziemlich umfangreiche Literatur hat sich, vorzüglich durch die Bemühungen der Missionare, entwickelt, welche Bibelübersetzungen, Übersetzungen aus den indischen Dialekten, Schulbücher für die verschiedenen Unterrichtsdisziplinen u. a. umfasst, fast alle in dem Hauptdialekt, dem von Cherrapunji, seltener in dem von Synteng, abgefasst.

Die Reihe der mehr wissenschaftlichen Bearbeitungen eröffnete H. C. von der Gabelentz mit seiner „Grammatik und Wörterbuch der Kassia-Sprache",[3]) einer klaren, exakten Arbeit, die indes darunter leidet, dass sie nur auf eine 1845 zu Calcutta erschienene Übersetzung des Matthäus-Evangeliums von Th. Jonas sich stützt; ausserdem fehlt eine eingehende Behandlung der Lautverhältnisse, und die Lehre von der Wortbildung beschäftigt sich hauptsächlich nur mit den loseren Verbindungen von *noṅ*, *ǵiṅ*, *pyn*, *ia*, *ba* u. ä. Dieser Arbeit gegenüber sind Abel Hovelacque's „la langue khasia étudiée sous le rapport de l'évolution des formes"[4]) und J. Avery's „On the Khasi Language"[5]) eigentlich als Rückschritte zu bezeichnen, obwohl sie sich auf das unterdessen erschienene reichere Material, besonders auf Pryse's Grammatik stützen konnten; beide sind aber kaum mehr als ein kurzes Referat der letzteren. Hovelacque fügt derselben nur die unrichtige Konstatierung einer „dérivation par suffixes" hinzu; was er als Suffigierungs-Formen betrachtet, *uba*, *kaba*, *iba*, *uno*, *kano*, *ino* u. s. w. sind weder Prä- noch Suffigierungen, sondern Wortzusammensetzungen und zwar der Relativ- und Demonstrativstämme mit dem Artikel, wodurch dieselben substantiviert werden; die Formen *śisīn* einmal, *arsīn* zweimal u. s. w. sind Verbindungen der Zahlwörter mit *sīn* = „Mal", das Zahlwort geht eben im Khasi, wie in den Mon-Khmer-Sprachen, dem zugehörigen Substantiv voran, bildet mit ihm eine Genetivverbindung. Es ist durchaus klar, dass das Khasi eine ausschliesslich prä- (und in-)figierende

---

[1]) London 1891, S. XVI ff.

[2]) Im Journal of the Asiatic Soc. of Bengal, Vol. XVIII, pt. I, S. 336 ff., dann auch Calcutta Review, Vol. XXVII, S. 56 ff. (1856).

[3]) In den Berichten über die Verhandlungen der K. Gesellschaft d. Wissenschaften zu Leipzig, philol.-hist. Kl., 10. Bd. (1858), S. 1—65.

[4]) Revue de linguistique, XIV (1880), S. 20 ff.

[5]) Proceedings of the American Oriental Society for 1883, S. CLXXII ff.

Sprache ist. Höher als die beiden genannten Arbeiten steht die knappe, aber übersichtliche Zusammenfassung, welche Fr. Müller in seinem „Grundriss der Sprachwissenschaft“ [1]) bringt, ohne dass sie indes einen wesentlichen Fortschritt aufwiese. Wenn Müller Bildungen wie *noṅ-āp* „Wächter“, *ǵiṅ-ai* „Gabe“ nicht als Präfixbildungen anerkennen will, so hat er gewiss Recht damit; der Grund aber, den er dafür anführt, „da dies gegen den Geist der Agglutination der Sprachen dieser Klasse, welche die Suffixbildung kennen, verstossen würde“, [2]) ist durchaus verfehlt, s. dazu meine Besprechung von Wundts Völkerpsychologie, I. Bd. Die Sprache, in den Mitt. der Anthrop. Ges. in Wien, Bd. XXXIII, S. 381 ff. Die neueste Darstellung des Khasi ist die vortreffliche Zusammenfassung, welche G. A. Grierson im Vol. II des so überaus verdienstvollen „Linguistic Survey of India“ gibt. Hier werden die verwandtschaftlichen Beziehungen des Khasi in zutreffender Weise besprochen, die Textproben mit ihrer Interlinearversion ermöglichen ein schnelles Erfassen des Baues der Sprache, vor allem wichtig aber sind die hier zum ersten Mal gegebenen, ziemlich ausführlichen Mitteilungen über die Dialekte des Khasi.

Da ich die Zusammenhänge und die Klassifikation der nicht-tibeto-birmanischen Sprachen Hinter-Indiens im wesentlichen durch E. Kuhn's oben erwähnte Abhandlung klar gestellt erachte, so scheint mir eine wirkliche Weiterförderung der sprachwissenschaftlichen und ethnologischen Fragen dieser Gebiete einzig darin gelegen zu sein, einerseits über die dort als noch nicht erledigt hingestellten Fragen Gewissheit zu verschaffen, andererseits das, was dort nur in grossen Zügen skizziert werden konnte, durch strenge methodische Einzelforschung zu allseitiger Klarheit zu führen. Demgemäss habe ich in meiner Arbeit „die Sprachen der Sakei und Semang auf Malacca und ihr Verhältnis zu den Mon-Khmer-Sprachen“ [3]) die Stellung der Sprachen der Urbewohner Malacca's, die von Kuhn noch zweifelhaft gelassen worden war, untersucht und deren Zugehörigkeit zu den Mon-Khmer-Sprachen nachgewiesen. In derselben Arbeit gab ich auch eine vergleichende Zusammenfassung der Mon-Khmer-Sprachen, aus der ich besonders den Abschnitt über die Wortbildung auch hier öfters heranziehen muss. Danach stellte ich, um eine sichere Grundlage für alle weiteren Arbeiten auf dem ganzen Gebiete dieser Sprachen zu haben, eine eingehende Untersuchung der Lautverhältnisse der Mon-Khmer-Sprachen an, deren Resultate in der Arbeit „Grundzüge einer Lautlehre der Mon-Khmer-Sprachen“ [4]) niedergelegt sind; ich denke, dass der fördernde Einfluss derselben auch bei der vorliegenden Arbeit deutlich zutage treten wird.

Auch diese hier vorliegende Arbeit beschäftigt sich nur mit den Lautverhältnissen des Khasi. Wenn es schon von allen Sprachen gilt, dass der Aufbau derselben, die Wort-, Form- und Satzbildung nicht mit Sicherheit erfasst werden kann, wenn nicht die Gesetze klargestellt sind, von denen ihre Lautverhältnisse regiert werden, so muss das von den Mon-Khmer-Sprachen und den mit ihnen in Zusammenhang stehenden in ganz besonderer Weise gesagt werden, da erst nach und mit Hülfe dieser Klarstellung insbesondere die Wortbildung richtig erfasst werden kann, die sonst in ihrer so vielfach eingetretenen

---

[1]) Bd. 2, Abt. 2, S. 377 ff. (1882).

[2]) A. a. O., S. 378.

[3]) In Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde von Ned.-Indië, 6e Volgr., Deel VIII.

[4]) In Denkschriften der K. Akademie der Wissenschaften in Wien, phil.-hist. Klasse, LI. Bd., III. Abh.

Erstarrung jeden Versuches einer Lösung spottet. Eben wegen dieser noch völlig ungelösten Schwierigkeiten der Wortbildung habe ich die Faktoren derselben, die alten Prä- und Infixe, gerade wie bei der Untersuchung der Lautverhältnisse der Mon-Khmer-Sprachen, hier ausser acht gelassen und nur die Wortstämme untersucht. Den einfachen Stamm betrachte ich auch hier, wie bei den Mon-Khmer-Sprachen, bestehend entweder aus: (einfachem) Konsonant + Vokal + einfachem Konsonant, oder aus: Vokal + einfachem Konsonant, oder aus: (einfachem) Konsonant + Vokal. Um diesen Stamm aus den sonstigen Bestandteilen des Wortes mit Sicherheit herausheben zu können, ist es nötig, die Wortbildung des Khasi in ihren Einzelheiten genau zu kennen. Da eine einigermassen eingehende Darstellung derselben bis jetzt nicht vorliegt, auch nicht, soweit sie jetzt schon ganz gut hätte geleistet werden können, so sehe ich mich in die Notwendigkeit versetzt, einen Überblick derselben hier vorauszuschicken. Schon aus den oben angegebenen Gründen kann derselbe, besonders was die Darlegung der Bedeutungsfunktionen der einzelnen Formen angeht, nicht etwas definitiv Abschliessendes bringen. Die Feststellung auch der Bedeutungsfunktionen ist zwar in einzelnen Fällen wohl möglich, kann aber in umfassender Weise erst aus der Vergleichung der sämtlichen Mon-Khmer- und der mit ihnen verwandten Sprachen gewonnen werden, da, wie es scheint, ein einheitlicher Plan der Wortbildung allen diesen Sprachen zugrunde liegt, dessen Einzelzüge dann später durch Sonderentwickelungen der einzelnen Sprachen vielfach gekreuzt und verwirrt wurden. So weit sich schon jetzt Bestimmtes auch über die Bedeutungsfunktionen feststellen lässt, und das ist allerdings beim Khasi in etwas höherem Masse der Fall, als bei den Mon-Khmer-Sprachen, werde ich nicht unterlassen, es anzuführen.

II. Die Wortbildung.

Nicht behandelt werden hier jene Arten der Wortbildung, die mehr Wortzusammensetzungen sind, durch Vorsetzung von *noṅ* „Person“, um den Täter, von *ǵiṅ* „Sache“, um eine Sache, von *ia* = „zu“ beim Verbum, um die Gegenseitigkeit auszudrücken u. a. Sie alle sind in den Grammatiken und bisherigen Bearbeitungen des Khasi bereits mehr als zur Genüge besprochen worden, und da sie offensichtlich noch ziemlich jungen Ursprungs sind, so haben sie z. B. für die Frage des Zusammenhanges des Khasi mit anderen Sprachen so gut wie gar keine Bedeutung.

So gut wie gar nicht behandelt ist dagegen die so stark auftretende Prä- und noch weniger die allerdings nur sporadisch sich zeigende Infix-Bildung. Beide Bildungsweisen sind allerdings heute so gut wie vollständig erstarrt und die Prä- und Infixe mit dem Wortstamm zu einem unlöslichen Ganzen verbunden. Dazu kommt noch die weitere Schwierigkeit, dass viel öfter als bei den Mon-Khmer-Sprachen der Fall eintritt, dass entweder nur die abgeleitete, oder nur die Stammform vorhanden ist, ja man kann sagen, dass das bei der Mehrzahl der Formen zutrifft. Dadurch wird die Möglichkeit der gegenseitigen Orientierung ziemlich erschwert. Indes hilft besonders auch die Vergleichung mit den Mon-Khmer-Sprachen über viele Schwierigkeiten hinweg. Die Suffixbildung ist beim Khasi vollständig ausgeschlossen.

A. Präfixbildung.

§ 1. An Präfixen sind vorhanden: 1. das Gutturalpräfix in den Formen *k*, *kh*, 2. das Palatalpräfix *ǵ*, 3. das Dentalpräfix in den Formen *t*, *th*, *d*, 4. das Labialpräfix in den Formen *p*, *ph*, *b*, 5. die Liquidapräfixe *r* und *l*, 6. die Sibilantenpräfixe *s* und *ś*, und 7. in geringem Umfange das Präfix *m*. Sämtliche Präfixe sind in einer einfachen und in einer verstärkten Form vorhanden, die ich, wie bei den Mon-Khmer-Sprachen, als 1. und 2. Stufe bezeichne. Die erste Stufe wird gebildet durch den Stamm in Verbindung mit dem einfachen Präfix. Auf der zweiten Stufe wird nach dem einfachen Präfix ein anderer Konsonant infigiert, und zwar sind es beim Khasi *n* und seine Assimilationen *ṅ*, *m*, *l*, dann *r* und dessen Assimilationen *d*, *l*. Bei allen Präfixen sind prinzipiell genommen beide Arten der Erweiterung möglich, nur bei den Liquidapräfixen findet sich ausschliesslich die erste durch *n* (*ṅ*, *m*). Ich werde hier die beiden Stufen getrennt behandeln.

a) Die erste Stufe der Präfixbildung.

§ 2. Das Präfix tritt an den Stamm heran mit Hülfe eines kurzen unbestimmten Vokalanstosses, der in den Khasiwerken mit *y* bezeichnet wird; da dieses Vokalzeichen wie der durch dasselbe bezeichnete Laut als Vokal nur in dieser Verwendung vorkommt, behalte ich es bei. Es entspricht genau dem *ŏ̌* oder *ĕ* der Mon-Khmer-Sprachen in den Präfix-Silben. In vielen Fällen aber tritt der Präfix-Konsonant unmittelbar an den Stamm heran, besonders häufig, wie leicht erklärlich, bei den mit *n*, *r* oder *l* anlautenden Stämmen. Das Palatalpräfix *ǵ* hat fast durchgehends *i* als Hülfsvokal, welches sich einigemale auch bei dem *ś*-Präfix findet.

§ 3. Bei ungefähr 60 Wörtern trägt die erste Silbe, die als Präfix gedeutet werden könnte, den Vokal *a*. Manche von diesen sind Lehnwörter: *ia-kaǵia* sich streiten = Hindustani *qazia* u. s. w. Anderes aber ist echtes Khasi-Material; *a* erklärt sich dort auf verschiedene Weise. 1. Etwa 7 Fälle weisen ein Präfix *la* auf, welches das des Partizip Perfekt ist: *latīh* kotig (= mit Kot bedeckt), *lada* versehen mit (*da* mit), *ladīr* unzeitgemäss, *lade* selbst (*de* auch), *lalut* verschwendet (*lut* verschwenden), *lalot* gefrässig, habgierig.[1]) 2. Einige Fälle weisen das volle Adjektivpräfix *ba* auf: *baǵam* viel, *batait* müde, *batai* erklären (?), *batīw* Stange. 3. Besonders zahlreich, in etwa 15 Fällen, erscheint das Labialpräfix *p*, *ph* in dieser Vokalisierung: *pateṅ* Schicht, Lage, *paǵut* schleppen, ziehen u. s. w.;[2]) es scheint mir nicht, dass damit eine besondere Bedeutungsfunktion verbunden ist, eher möchte ich glauben, dass der labiale Charakter des Präfixes mitwirkt. Ich denke das daraus schliessen zu sollen, dass 4. eine bedeutende Anzahl von Fällen, etwa 12, vorliegt, wo *a* die Vokalisation der verschiedenartigsten Präfixe ist, wenn der nachfolgende Wortstamm mit dem gleichfalls labialen *w* anlautet: *kaweh* fächeln, *tawiar* Kreis, *p(h)awer* unbestimmt, *sawaṅ* getrennt; überhaupt ist bei *w*-Anlaut auf der ersten Stufe entweder gar kein Vokal vorhanden, z. B. *twā* fallen, oder aber derselbe ist *a*; hiervon machen nur die Liquidapräfixe *l* und *r* und das Palatalpräfix *ǵ* eine Ausnahme, von denen die beiden ersteren stets *y* (etwa 7 Fälle, *ry* hat dabei die sonst nicht vorkommende Nebenform *yr*: *yrwiaṅ* und *rywiaṅ* „Glück",

---

[1]) Bezüglich *lape* „to daub" s. § 22.

[2]) Hindustani-Lehnwort, = *pakkā*, *pakkī*, ist *pakai* eine kleine Portion.

was auf das Streben deutet, auch *r* ohne Vokal zu präfigieren), letzteres sein gewöhnliches *i* (in 1 Falle) aufweist. Endlich scheint noch *a* in den seltenen (s. § 26) Fällen zu stehen, wo das Präfix mit dem gleichen Konsonant anlautet, wie der Wortstamm: *ar-tatīn* zweifelhaft, *dadait* kitzelig, *dadīn* rückwärts, *laliar* Spitze.

§ 4. Wo von einem Präfix auch die aspirierte Form vorhanden ist, so bei dem *K*-, *T*- und *P*-Präfix, liegt in derselben keine aus Bedeutungsrücksichten, sondern nur aus phonetischen Gründen bewirkte Abänderung der ursprünglichen nicht-aspirierten Form vor.[1]) Im Allgemeinen lässt sich die Regel aufstellen, dass die aspirierten Formen am häufigsten sind bei *r*- und *l*-Anlaut des Stammes, seltener bei *w*- oder Nasal-Anlaut, so gut wie gar nicht bei explosivem, Sibilanten- oder *h*-Anlaut. Umgekehrt dagegen ist es durchaus nicht ausgeschlossen, dass auch bei *r*- und *l*-Anlaut die nicht-aspirierte Form des Präfixes steht.

§ 5. Bei dem *T*- und *P*-Präfix ist auch eine tönende Form vorhanden, die bei dem *K*-Präfix wohl nur deshalb ausgeschlossen ist, weil das Khasi ein *g* überhaupt nicht kennt. Auch diese Form verdankt ausschliesslich phonetischen Einwirkungen ihre Entstehung. Sie dient zu Dissimilationszwecken: die stumme Form des Präfixes steht vor tönendem Explosiv-Anlaut, z. B. *pydet* wegwerfen, die tönende Form vor tonlosem Explosiv-Anlaut: *bytin* sich stützen auf. Nur das *by* (*ba*)-Präfix hat zum Teil eine selbständige Bedeutung. — Das Nähere über alle diese Punkte wird bei der Behandlung der einzelnen Präfixe gegeben werden.

1. Das Guttural-Präfix.

§ 6. a) Äussere Form. — Die *k*-Form ist vorhanden bei sämtlichen Anlauten, mit Ausnahme der gutturalen (*k*, *kh*, *ṅ*). Die *kh*-Form dagegen ist nur bei *ṅ*- (1 Beispiel), *d*-, *n*-, *m*-, *r*-, *l*- und *w*-Anlaut vorhanden, also vorzüglich bei Liquiden-, Nasalen- und *w*-Anlaut; die 4 Fälle von *d*-Anlaut sind: *khadar* Dutzend, *khedeu* (!) sehr arm, *khydiap* spähen, *khydiat* (*khydit*) wenig. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Guttural-Präfix fehlt bei Guttural-Anlaut.

§ 7. b) Bedeutung. — Etwa 79[2]) der vorkommenden Formen sind Substantiva, 46 Adjektiva, 29 intransitive und 28 transitive Verben. Das berechtigt wohl dazu, das Guttural-Präfix als Nominal-, vorzüglich Substantiv-Präfix zu bezeichnen. Und zwar sind eine Anzahl von Substantiv-Kategorien fast ausschliesslich auf diese Präfix-Klasse beschränkt:

1. Verwandtschaftsbezeichnungen: *kthāu* Grossvater, *kypa* Vater, *kymī* Mutter, *ksīu* Enkel, *kynum* Schwager, *kyṅa* Tante; dazu gehören auch noch: *kiau* Grossmutter (von *iāu* „alt" abgeleitet) und *khūn* Kind (aus *kwan* entstanden).

2. Namen für Körperteile: *kyġat* Bein, *kti* Hand, *kypoh* Bauch, *khymat* Auge, *khmut* Nase, *kloṅ* Herz, *kruṅ* Seite, Brustkorb, (?) *khnap* Huf, *ksaṅ-kti* Oberarm, *khlāb* Milz, *khlīh* Kopf.

---

[1]) Auch muss noch mit in Anschlag gebracht werden, dass ein gewisses Schwanken bezüglich Aspirierung und Nicht-Aspirierung herrscht, welches sich nicht nur bei den Präfixen, sondern auch bei den Wortstämmen selbst geltend macht.

[2]) Die Zahlenangaben, die im Folgenden gemacht werden, können selbstverständlich bei dem jetzigen Stande der Kenntnis des Khasi nur beiläufiger Art sein, so dass bei grösseren Quantitäten beispielsweise eine Irrung um 2—3 Fälle nicht ausgeschlossen ist.

3. Tiernamen: *k'ĭṅ* Wespe, *ktuṅ* „a noisome fish, the hidol", *ktiar* „centiped", *khyńaṅ* Insekt, *kwak* Ente, *ksain* Insekt, Made, *ksār* Fuchs, *kyphĭṅ* Koralle, *kybeit* Habicht, *khnai* Maus, *khwak* Fledermaus, *ksi* Kopf-Laus, *ksih* Otter, *kseu* Hund, *kleu* Pfau, *krūin* weisse Ameise, *khla* Tiger, *kśoṅ* „the fat of pigs", *krib* Grille.[1])

4. Pflanzennamen: *k'ah* Baumwollstaude, *kyaṅ* Zweig, *ktaṅ* Bambusart, *kwāi* Betelnuss, *soh-kwit* Zitrone, *kyper* Garten, Feld, *khlāu* Wald, *kseh* Pechtanne („spruce"), *kyreṅ* Wald, *krot* Wallnuss, *khmūin* Knospe, *krai* „millet".

Diese Anzahl, 50 von 79, berechtigt wohl schon zu der Konstatierung, dass das Guttural-Präfix in besonderer Weise dasjenige der lebenden Wesen und ihrer Teile ist. Eine Art von Verstärkung erhält diese Konstatierung selbst durch die scheinbaren Abweichungen, dass eine Anzahl Namen aus den oben aufgezählten Kategorien auch mit *t*, *d* und *s* präfigiert erscheint. Diese Abweichungen sind aber nur Bestätigungen, denn überall dort handelt es sich um solche Substantive, deren Stamm mit Gutturalen anlautet, vor dem eben ein Gutturalpräfix nicht stehen kann (s. oben § 6).

§ 8. Die eigentliche Bedeutung des Guttural-Präfixes lässt sich wenigstens einigermassen noch ersehen aus den leider nicht zahlreichen Fällen, wo neben der Form mit dem Guttural-Präfix auch die einfache Stammform vorhanden ist. Es sind folgende:

tuṅ stinkend,	*ktuṅ* ein stinkender Fisch „the hidol"
poh innerhalb,	*kypoh* Magen, Herz, Bauch,
beit aufrecht,	*kybeit* Habicht, Falke,
suit Libationen machen,	*ksūid* Geist, Dämon.

§ 9. Aus diesen Beispielen scheint mir hervorzugehen, dass die Wirkung des Guttural-Präfixes die der Spezialisierung, der näheren Bestimmung ist. Ich identifiziere es mit dem Personal-Pronomen der 3. Pers. Sing. *ka*, das zugleich Artikel ist, allerdings des Femininums; aber wie die für beide Geschlechter gebrauchte Form des Plurals *ki*, aus $k(a) + i$, zeigt, war früher *ka* auch im Singular die Form für beide Geschlechter; so erklärt es sich auch, dass Formen wie *kthāu* Grossvater, *kypa* Vater u. ä. doch das Präfix *k(y)* haben. Die Bildung des Guttural-Präfixes führt also in jene Zeiten zurück, als die differenzierten grammatischen Geschlechter im Khasi noch nicht gebildet waren. Der Begriff der Spezialisierung übertrug sich dann auch auf Verbalformen:

sam bohren,	*ksam* Nägel oder Klauen einheften,
wāi mieten,	*khawai* ein Fest geben.
lāu wegnehmen,	*khlāu* herausziehen, graben.

Weiterhin ist dann bei manchen Nominal- wie Verbalformen ein Unterschied in der Bedeutung zwischen einfacher oder präfigierter Form nicht mehr zu bemerken:

tih graben = *ktih*, *dam* auslöschen = *khaṅ-kydam*, *deu-deu* armselig = *khedeu*, *diap* = *khydiap*, *riṅ* führen, ziehen = *khriṅ*, *roh* loben, schmeicheln = *khroh*, *waṅ* weit offen: *kwaṅ* umherstreifen, *daṅ* fertig machen: *kydaṅ* befriedigt.

Ein feineres Sprachgefühl wird wahrscheinlich aber auch in diesen Fällen die Spezialisierung noch herausfühlen.

---

[1]) *khlĭṅ* „Habicht" ist Lehnwort = Sanskrit *kaliṅga*.

2. Das Palatal-Präfix.

§ **10.** Äussere Form. — Das Palatal-Präfix erscheint nur in der tönenden Form, da der tonlose aspirierte wie nicht-aspirierte Palatal dem Khasi gänzlich fehlen. Auch in der tönenden Form sind nur sehr wenig, etwa 12 Beispiele vorhanden. Sie finden sich nur vor liquidem Anlaut, nur je eines ist auch vorhanden mit *n*- und *u*-Anlaut des Stammes.

§ **11.** Bedeutung. — Alle vorhandenen Beispiele zeigen Adjektiv-Bedeutung: *ǵili* abscheulich, *ǵili* glänzend, *ǵilān* breit, *ǵuliāu* scheu, unruhig, *ǵileu* bellend, *ǵilep* aufgeblasen = *ǵilēr*, *ǵeroṅ* hoch, *ǵirein* leck, *ǵanai* vollkommen, *ǵiwat* dehnbar, *ǵilia* lecken.

3. Das Dental-Präfix.

§ **12.** Äussere Form. — Das Dental-Präfix ist in drei Formen vorhanden, der tonlosen nicht-aspirierten, der tonlosen aspirierten, der tönenden nicht-aspirierten. *t*-Präfix ist vorhanden bei *ṅ*-, *n*-, *b*-, *m*-, *r*-, *l*- und *u*-Anlaut, fehlt also bei dentalem Anlaut und dem mit ihm verwandten palatalen und Sibilanten-Anlaut; von dentalem Anlaut findet sich nur: *ar-tatin* doppelsinnig, *tydem* Rauch, *pawat-tydoṅ* mit dem Schweif wedeln. *th*-Präfix kommt nur bei *m*-, *r*- und *l*-Anlaut vor. *d*-Präfix zeigt sich bei *k*-, *kh*-, *ṅ*-, *d*- und *p*-Anlaut; von letzterem liegt nur 1: *dypei* Asche, von *d*- wie von *ṅ*-Anlaut liegen 2 Beispiele vor: *dadait* juckend und *dadīn* rückwärts, *dyṅoṅ* stät und *diṅīm* Bär.

§ **13.** Bedeutung. — Von den Formen mit *t*- und *th*-Präfix sind ungefähr 25 Substantiva, 23 Adjektiva, 14 intransitive Verben und kaum 2 sichere Fälle transitiver Verben. Die Formen mit *d*-Präfix weisen 12 Substantiva, 5 Adjektiva, 1 intransitives und kein transitives Verbum auf. Gerade bei dem *d*-Präfix tritt es sehr deutlich hervor, dass es das Guttural-Präfix in den Fällen vertritt, wo der Stamm guttural anlautet; denn fast alle seine Formen sind von der oben (§ 7) gekennzeichneten Art:

1. Familien- oder Personennamen: *dykar* Fremder, *dyken* Geist, Dämon, *dykoh* Krüppel.
2. Tiernamen: *dykoh* Eule, *dykhan* Blindmaus, *dykhīu* Ameise, *lyṅdykhur* Taube, *diṅīm* Bär, *dykār* Schildkröte.
3. Pflanzennamen: *dykhot* Zweig.

Dass überall hier *d* und nicht *t* (*th*) eintritt, s. § 5. Dass aber auch in anderen Fällen das *t*- und *th*-Präfix die Stellvertretung für das Guttural-Präfix übernimmt, zeigt das Folgende:

1. Familien- oder Personennamen: *trai* Herr, Meister, *thāw-tymmen* Vorfahre, *tyṅa* Gatte.
2. Namen für Körperteile: *tymoh* Kinn, *twia* Feder, *tyṅam* Kinnbacken, *tymāin* Schnurrbart, *tyloh* Penis.
3. Tiernamen: *tyṅāb* Rabe, *thlīm* Blutegel, *thlen* eine fabelhafte Schlange, *thriṅ* Schwan.
4. Pflanzennamen: *tlai* Sagopalme, *threṅ* Dorn, *thri* Rohr, *tynat* Zweig.

§ **14.** Der bedeutende Anteil, den Substantiva dieser Art also auch hier beanspruchen $10 + 16 = 26$ von $12 + 25 = 37$, rechtfertigt es, dem Dental-Präfix eine ähnliche Rolle zuzuweisen wie dem Guttural-Präfix, es also als Nominal-Präfix zu erklären und speziell als Substantiv-Präfix für die Bezeichnungen der Verwandtschafts- und Körperteil-Namen, der Tier- und Pflanzen-Namen. Die nominalbildende Funktion tritt indes hier noch entschiedener hervor, da transitive Verben fast ganz fehlen und die wenigen intransitiven Verben leicht den Adjektiven zugezählt werden können.

Leider liegen hier nicht so viele Fälle vor, wo neben der mit Dental präfigierten Form auch noch die einfache Grundform vorhanden wäre. Es sind etwa die folgenden Fälle, in denen die Präfigierung eine beträchtlichere Bedeutungs-Änderung nicht erkennen lässt:

khiat „self-willed, obstinated“: *dykhiat* „itch“,
dait „to itch“: *dadait* „prurient“,
bit geeignet, passend: *tybit* geschickt, fähig.

§ 15. Die Zusammengehörigkeit des Guttural- und Dental-Präfixes spricht sich in zwei Fällen aus, wo beide gleichen Stämmen präfigiert gleichbedeutende Formen erzeugen:

kyneṅ bewegungslos = *tyneṅ*,
kwiab weich, sanft = *twiab*.

4. Das Labial-Präfix.

§ 16. Äussere Form. — Das Labial-Präfix ist sicher in drei Formen vorhanden, als *p*-, *ph*- und *b*-Präfix. Dazu kommt vielleicht noch die nasale Form *m*, worüber weiter unten (§ 20) besonders gehandelt werden soll. Die *p*-Form ist vorhanden bei vokalischem, bei *ǵ*-, *t*-, *d*-, *n*-, *r*-, *l*-, *s*-, *h*-Anlaut, fehlt also bei Guttural-[1]) und allen Labial-Anlauten (davon nur die eine Ausnahme *pymoṅ* „to contuse“) und bei *ś*-Anlaut. Die *ph*-Form findet sich bei *ṅ*-, *t*-(1), *n*-, *r*-, *l*-, *s*- und *u*(1)-Anlaut, also vorzüglich wieder bei nasalem (mit Ausnahme hier des labialen) und liquidem Anlaut. Die *b*-Form zeigt sich bei *ǵ*-(1)-, *t*-, *th*-, *n*-, *r*-, *l*-, *s*- und *ś*-Anlaut, es fehlt also auch hier wieder der gutturale und der labiale Anlaut; dass ausser den zu erwartenden (s. § 5) tonlosen Anlauten *t*, *th*, *s*, *ś* hier auch noch andere auftreten, hat seinen Grund darin, dass das *b*-Präfix ausser der aus der phonetischen Beziehung zu dem *p*-Präfix hervorgehenden auch noch eine andere selbständige Bedeutung hat, s. unten §§ 17, 18. Zusammengefasst ergibt sich, dass das Labial-Präfix nicht vorhanden ist bei Guttural- und sämtlichen (*p*-, *ph*-, *b*-, *m*-, *w*-) Labial-Anlauten.

§ 17. Bedeutung. — Die *p*- und *ph*-Formen weisen auf 18 Substantiva, 25 Adjektiva, 15 intransitive, aber 28 transitive Verben. Es zeigt sich also ein bedeutendes Hervortreten der verbalbildenden Funktion, das um so bemerkenswerter erscheint, wenn es mit dem diesbezüglichen Tatbestand bei den übrigen Präfixen verglichen wird. Dagegen zeigt das *b*-Präfix eine bedeutend abweichende Gruppierung: 13 Substantiva, 16 Adjektiva, 7 intransitive und nur 10 transitive Verben. Dieser Gegensatz beweist, dass das *b*-Präfix wenigstens zum Teil eine unabhängige Stellung einnimmt. Der Gegensatz wird aber noch schärfer hervortreten, wenn zunächst auf die Zusammengehörigkeit beider geachtet wird. Dieselbe ist (s. § 5) darin gelegen, dass *b* vor tonlosem Explosiv-Anlaut, *p* dagegen vor tönendem Explosiv-Anlaut stehen soll. Das zeigt sich in auffallender Weise darin bestätigt, dass *by* vor *t*- und *th*-Anlaut 13 mal, dagegen vor *d*-Anlaut gar nicht steht, während umgekehrt *p* nur 5 mal vor *t*- und *th*-Anlaut, dagegen 7 mal vor *d*-Anlaut erscheint. Beachtet man nun die Bedeutungen gerade dieser Fälle, so zeigt sich zunächst, dass von den 13 Fällen, wo *by* vor *t*- und *th*-Anlaut steht, allein schon 6 transitive Verben sind, also zwei Drittel von den 9, die es überhaupt hat; man ist also wohl berechtigt, diese so sehr zahlreichen

---

[1]) Das einzige *pakai* „a small portion“ ist wohl Lehnwort = Hindustani *pakkā*, *pakkī*.

transitiven Verbalformen zum grössten Teil auf den Zusammenhang mit dem *p*-Präfix zurückzuführen, mit anderen Worten, diese *b*-Präfixformen als ursprüngliche *p*-Präfixformen anzusehen. Das Gleiche liesse sich von den noch übrigen 3 bei *b*-Präfix sich findenden transitiven Verbalformen sagen, da sie alle mit *s*, also ebenfalls mit einem tonlosen Konsonanten anlauten.[1]) Damit wird aber die Zahl der transitiven Verba bei (jetzigem und ursprünglichem) *p*- (*ph*-)Präfix noch grösser, während sie dagegen bei *b*-Präfix nahezu verschwindet. Betrachtet man nun aber die Fälle, wo *p*- (*ph*-)Präfix vor *d*-Anlaut steht, so ergibt sich, dass gerade bei diesen das Verhältnis der Verteilung ein anderes ist, als sonst bei *p*-Präfix, es sind nämlich 2 Substantiva, 2 Adjektiva, 2 intransitive Verben und nur 1 transitives. Es ergibt sich daraus, dass man berechtigt ist, wenigstens einen Teil dieser mit *p* präfigierten Formen als ursprüngliche *b*-Präfixformen zu betrachten und darauf das hier sich zeigende Überwiegen der Nominal- und Intransitiv-Bedeutung zurückzuführen. Dadurch würde nun zunächst bei dem *p*-Präfix die Zahl der Nominalbedeutungen vermindert, was zugleich mit der Verstärkung der transitiven Bedeutungen, wie sie vorhin dargetan, das Überwiegen der letzteren über die ersteren noch bedeutend vergrössern würde, so dass man berechtigt ist, die Regel aufzustellen, dass das *p*-Präfix überwiegend transitive Verba bildet. Von den noch erübrigenden Formen sind die Adjektiva den Substantiven an Zahl bedeutend überlegen.

§ 18. Was nun das *b*-Präfix angeht, so sind auf die oben angegebene Weise die Transitiva fast ganz aus seinem Geltungsbereich entfernt und die Zahl seiner nominalen und intransitiven Bedeutungen noch etwas vermehrt. Auch hier überwiegt die Zahl der Adjektiva die der Substantiva an sich schon etwas. Das steigert sich noch bei Erwägung dessen, dass manche jetzige Substantiva ursprünglich Adjektive waren: *batap* (*bytap*) Dickicht = das Übereinandergelegte, das Verborgene (*tap* bedecken, verbergen), *bythoṅ* Antilope, vielleicht = die Schlanke (vgl. *staṅ* dünn, leicht), *bynāi* Mond = der Glänzende (*phyrnai* glänzend), *byneṅ* Himmel = der Unbewegliche (*kyneṅ*, *tyneṅ* unbeweglich), *brain* „spots or marks on the intestines; the small intestines, small veines“ (*brōin*, *brein* gefleckt). So wird das Überwiegen der Adjektiva so stark, dass es wohl berechtigt ist, das *b*-Präfix als ein vorzüglich adjektivbildendes zu bezeichnen. Es ist in seinem Ursprung identisch mit dem Relativpronomen *ba*, welches überhaupt dem Adjektivum im Khasi präfigiert wird[2]) und dessen eigentliche Bedeutung = „das, was“ ist. Damit stimmt überein, dass gerade hier das *a* noch vielfach erhalten ist: *baroh* alle, *baǵam* viel, *bataiṅ* ermüdet, *batap* Dickicht, *balaṅ* „kirk“.

§ 19. Schwieriger ist es, über den ursprünglichen Charakter des *p*-Präfixes Klarheit zu bekommen. Indes ergeben aus den Fällen, wo die präfigierte Form zugleich mit der einfachen vorhanden ist, doch einige mit absoluter Deutlichkeit die transitive und zwar kausative Funktion des Präfixes:

ǵia „to hap“,	*pyǵia* nähren, füttern,
ǵiṅsa Futter,	*bysa*[3]) füttern,
siat Bogensehne,	*bysiat* mit einer Bogensehne abmessen.

[1]) Bei der dritten ist die Sache nicht klar: *bret* „to ejaculate, to cast away“, *phret* „slaked“; man möchte die Bedeutungen eher in umgekehrter Weise verteilen.

[2]) Das Nähere darüber siehe bei Roberts, Khassi Grammar, §§ 34 ff.

[3]) Bezüglich der Präfixform *by* bei diesem und dem folgenden Verbum ist zu beachten das oben § 17 Ausgeführte.

Zweifelhaft bleiben mir folgende Fälle, ob bei ihnen kausative oder intransitive Bedeutung vorliegt, bezw. ob die transitive Bedeutung, die sie haben, nicht schon von dem Stamm-Verbum herrührt:

ģiṅ-ut Fäulnis,	*py'ut* „to putrefy, to corrupt",
ģilāu-ṅūid „to engorge",	*phyṅūid* „to englut",
doi-doi schwankend,	*padoi* „to seesaw",
suh „to imp, to gripe",	*bysuh*[1]) „to insert".

Dagegen scheint in den folgenden drei Fällen die kausative Bedeutung erst auf der zweiten Stufe einzutreten:

ran to tumble, to ruffle,	*pran* to endeavour,
	pynran to ruck,
ruṅ to enter,	*pruṅ* to pass through, to penetrate,
	pynruṅ to immit,
lait to set free,	*plait* to unfold,
	pynlait to cause to set free.

Wenn und insoweit schon Khasi *py* Kausativ-Funktion hat, ist es aus jetzigem Khasi-Material nicht zu erklären, sondern aus Stämmen, wie Mon *pa* „tun", „machen".

§ 20. Das *m*-Präfix. — Das *m*-Präfix ist nur in einer geringen Anzahl von Beispielen vorhanden und auch von diesen mögen in Wirklichkeit noch mehr Lehnwörter sein, als ich hier schon feststelle:

makua mendicant,
mataṅ eben, gleich,
mythi trocken, ironisch,
noṅ malu-mala schwätzen,
maloi-khlīh Schädel,
maham warnen, verraten,
mylin Erfahrung,
mrāu Sklave,
mrād Tier,
mahed „worshipper with silver and brass-ornaments on",
madan Feld = Hindustani *maidān*, *maddān*,
maian dunkel = Bengali *maya*,
mrit Pfeffer = Sanskrit *marića*,
mamla Streit = Persisch *muʿāmala*.

5. Das Liquida-Präfix.

§ 21. Äussere Form. — Das Liquida-Präfix erscheint in zwei Formen, als *r*- und als *l*-Präfix. Das erstere ist nur in einer geringen Anzahl von Formen vorhanden, etwa folgenden:

ģiṅ-rykhie Gelächter,	*ryṅa* Kohle,
ryṅād trocken,	*risaṅ* Eichhörnchen,

[1]) S. S. 687, Anm. 3.

ryñāi Geist, Erscheinung,
rañip wirr (Haare),
ryǵañ Zweig, etwas Hängendes,
rynūid „undated“,
ryben dick,
rywiñ Eingeweide des Huhnes,
yrwiañ Rute,
rywian, *yrwian* Glück,
risa erheitern,
ryhem glühende Asche, glühend,
rañāp schief, Bergabhang,
ryniāu Schwanz des Pfaus, wogend,
ryniañ Amboss.

Wie zu ersehen ist, fehlt *r*-Präfix vor *t*-, *th*-, *d*-, *p*-, *ph*-, *m*-, *r*-, *l*- und *ś*-Anlaut. Manches davon kann auf Rechnung der geringen Anzahl der überhaupt vorhandenen Formen gesetzt werden, indes ist doch wohl hervorzuheben, dass es vor Liquida-Anlaut fehlt. — Das *l*-Präfix ist bedeutend zahlreicher vertreten, es ist bei fast allen Anlauten vorhanden, selbst bei *l*-Anlaut und fehlt nur zunächst bei *ph*- und *ś*-Anlaut, was wohl nur Zufall ist, dann bei *r*-Anlaut; bei *s*-Anlaut ist nur 1 Beispiel vorhanden, und auch keines der zweiten Stufe, was einigermassen Bedenken erweckt, da das sonst so seltene *r*-Präfix gerade hier schon in der ersten Stufe mit 2, in der zweiten Stufe gar mit 5—6 Fällen vertreten ist.

§ 22. Bedeutung. — Von den oben angeführten 17 Formen des *r*-Präfixes sind 10 Substantiva, alle übrigen Adjektiva mit Ausnahme etwa eines Verbums. Indes muss beachtet werden, dass mehrere der Substantiva zugleich auch Adjektiva und früher letzteres als ersteres sind: *ryǵañ*, *ryhem* (= etwas Warmes, Glühendes), *ryniāu* Schwanz des Pfaus, wogend, dazu *ryñāi* Geist (vgl. *ñāi* leblos); danach ergäben sich dann nur 6 Substantiva und 10 Adjektiva, so dass wohl die Berechtigung vorliegt, das *r*-Präfix nicht nur als ein nominalbildendes Präfix, was ja zweifellos ist, sondern genauer als ein adjektivbildendes zu bezeichnen. — Das *l*-Präfix zählt 9 Substantiva, 32 Adjektiva, 1 intransitives Verb (*lytar* sich zu Boden werfen) und kein transitives (*lape* „to daub“ ist mit dem Verbalstamm *lap* des Sanskrit in Verbindung zu bringen). Das deutlich hier hervortretende Übergewicht der Adjektiva wird noch verstärkt, bis fast zum völligen Verschwinden der Substantiva, bei der Untersuchung der letzteren, bei welcher sich noch 7 als ursprüngliche Adjektiva herausstellen: *ly'ur* Sommer (*ur-ur* warm), *ly'eit* „base, breech“ (*eit* Exkrement), *ly'ēr* Wind (*kyn'ēr* wehen), *ly'oh* Wolke (*p'oh* rauchen), *lyboñ* „haunch“ (vgl. *lybuñ* kompakt), *lywet* Überbleibsel, Zertrümmertes, *latom* „the (spinning-) top“ (vgl. *tam* hinausgehen über, viel); so bleiben eigentlich nur 2 Substantiva übrig: *lytheñ* Ofen, *lahā* Siegelwachs. Das berechtigt dazu, das *l*-Präfix als ausschliesslich adjektivbildendes Präfix hinzustellen.

§ 23. Die Frage nach dem Ursprung von *ry* wird so ziemlich gelöst durch den Hinweis auf die Tatsache, dass im Lyngngam-Dialekt des Khasi *re* die Stelle des Adjektiv-Präfixes *ba* vertritt und dort die ursprüngliche Bedeutung von *re* = „sein“ (to be) ist. Das Präfix *ly* führe ich auf das Zeichen der Vergangenheit beim Verb, *la*, zurück, welches, wie Roberts[1]) bemerkt, mehr das Zeichen eines Imperfekts, einer noch nicht abgeschlossenen Vergangenheit ist.

[1]) A. a. O. § 63.

6. Das Sibilanten-Präfix.

§ 24. Aussere Form. — Das Sibilanten-Präfix ist in zwei Formen vorhanden, in einer palatalen, *ś*, und einer dentalen, *s*. Das palatale Sibilanten-Präfix ist ähnlich wie das *ǵ*-Präfix sowohl der Zahl der Fälle nach, als entsprechend den Anlauten, sehr beschränkt; es kommt nur in 27 Beispielen vor und beschränkt sich in den meisten Fällen auf liquiden (*r*- und *l*-)Anlaut, nur 2 Fälle von vokalischem und *ṅ*- und 1 Fall von *t*-Anlaut sind auch noch vorhanden. Dagegen ist das dentale Sibilanten-Präfix mit einer grossen Anzahl von Fällen vertreten, und es fehlt nur bei Sibilanten- (*s*- und *ś*-) und dem verwandten Palatal- (*ǵ*-) Anlaut und den aspirierten (*kh*-, *th*-, *ph*-) Anlauten; von letzterem sind bei *kh*-Anlaut als Ausnahmen vorhanden: *skhem* „erwerben", „fest", dessen Stamm *khem* aber auch als *kem* erscheint, und *skhep* „hip"; bei *th*-Anlaut zeigt sich als Ausnahme *sathor-saior* „to totter", dessen Stamm *thor* aber ebenfalls auch als *tor* auftritt.

§ 25. Bedeutung. — Das palatale Sibilanten-Präfix tritt auf in 10 Substantiven, 10 Adjektiven, 4 intransitiven und nur 1 transitiven Verbum; da die intransitiven Verben wohl den Adjektiven zugerechnet werden können, so ergibt sich schon daraus ein kleines Übergewicht der Adjektive. Ausserdem muss in Betracht gezogen werden, dass von den Substantiven mehrere zu den oben § 7 behandelten Kategorien gehören und also eigentlich Guttural-Präfix zu bekommen hätten, was aber nicht eintreten kann wegen des Guttural-Anlautes des Stammes: *śkāu* Gatte, *śken* und *śkoṅ* Bambusarten, *śkōr* Ohr. So wird zusammenfassend doch das *ś*-Präfix als Nominal- und zwar vorzüglich als Adjektiv-Präfix bezeichnet werden können. — Das dentale Sibilanten-Präfix weist auf 40 Substantiva, 41 Adjektiva, 18 intransitive und 12 transitive Verben; es zeigt sich also ein so bedeutendes Überwiegen der nominalen Funktionen, dass die transitiv-verbalen dagegen gar nicht in Betracht kommen können. Unter den nominalen Formen sind zwar die Substantiva etwas zahlreicher als die Adjektiva. Das ändert sich aber auf zweierlei Weise: zuerst, weil bei manchen Substantiven ein adjektivischer Ursprung vorliegt und noch jetzt nachgewiesen werden kann: *slap* „Regen" und „regnerisch", *s'āid* „Luft" und „warm", *s'iṅ* „Pfeffer" und „brennend heiss", *staṅ* „Papier" und „dünn, leicht", *stait* „Spreu" (vgl. *tait* „wegwerfen"), *syboh* „Dünger, Dungerde" und „teigig", *sluṅ* „Falle" und „ganz rund"; dann auch, weil mehrere mit Gutturalen anlautende Wortstämme, welche Verwandtschaftsnamen u. a. (s. § 7) bezeichnen, augenscheinlich eigentlich in die Guttural-Präfixklasse gehören, die nur deshalb hier nicht eingetreten ist, weil eben vor Guttural-Anlaut Guttural-Präfix nicht zulässig ist (s. § 6): *skāin* Fliege, Muskito, *skaw* Herz, *skei* Hirsch, *skhep* Hüfte.[1]) Das alles in Betracht ziehend, wie auch, dass von den intransitiven Verben noch manche den Adjektiven zugezählt werden können, glaube ich die Geltung des dentalen Sibilanten-Präfixes als die eines nominalen, vorzüglich aber adjektivbildenden bezeichnen zu können.

---

[1]) Worte dieser Kategorien mit anderen Anlauten finden sich bei *s*-Präfix nur noch die folgenden: *star* eine kleine Koralle, *sydēr* Papyrus, Rohr, ? *snīr* Eingeweide, *spār* eine dornige Bambusart, *spit* eine kleine Bambusart, *syier* (= *ier*) Huhn.

Mehrere von den Beispielen, wo neben der mit *s* präfigierten Form auch die einfache Stammform vorhanden ist, ergeben, dass *s* die Funktion einer Art Partizip hat:

iṅ brennen,	*s'iṅ* brennend heiss (= Pfeffer),
it stinken,	*s'it* stinkend,
ṅam eintauchen (intr.),	*sṅam* feucht,
tait wegwerfen,	*stait* das Weggeworfene = Spreu,
tīṅ fürchten, zittern,	*stiṅ* leicht,
noh fallen lassen,	*snoh* hin und her baumelnd,
wāi beendigen,	*swāi* schwach, abgemagert.

In anderen Fällen ist ein Unterschied zwischen der einfachen und der präfigierten Form nicht oder nur wenig zu bemerken:

tah „to hack",	*stah* „to cut, to shave",
pain „to solder",	*spain* „to tie, to muffle etc.",
poṅ und *phoṅ* ein Kleid über den Kopf legen,	*spoṅ* den Turban zusammenbinden,
bah „big, large",	*sabah* „flat",
iar Huhn,	= *syiar*,
waṅ weit offen (einsam),	*sawaṅ* „apart".

7. Zusammenfassung.

§ 26. Äussere Form. — Die mit dem Anlaut des Wortstammes in Zusammenhang stehenden Beschränkungen in der Verwendung der Präfixe, wie sie im Einzelnen in den vorhergehenden Abschnitten dargelegt wurden, lassen sich zum grössten Teil in das folgende Allgemein-Gesetz zusammenfassen:

Kein Präfix steht vor einem Wortstamm, dessen Anlaut-Konsonant ihm gleich oder verwandt ist, daher

a) Guttural-Präfix steht nicht vor Guttural-Anlaut,
b) Palatal-Präfix „ „ „ Palatal-, Dental- und Sibilanten-Anlaut,
c) Dental-Präfix „ „ „ Dental-, Palatal- und Sibilanten-Anlaut,
d) Labial-Präfix „ „ „ Labial-Anlaut,
e) *r*-Präfix „ „ „ *r*- und *l*-Anlaut,
f) *l*-Präfix „ „ „ *r*-Anlaut,
g) Sibilanten-Präfix „ „ „ Sibilanten- und Palatal-Anlaut.

Die einzige bedeutendere Ausnahme von diesem Gesetz ist, dass *l*-Präfix vor *l*-Anlaut doch vorkommt.

Nicht in dieses Allgemein-Gesetz lassen sich einbeziehen die folgenden Beschränkungen:

a) Labial-Präfix steht nicht vor Guttural-Anlaut,
b) Sibilanten-Präfix steht nicht vor Aspiraten-Anlaut,
c) Palatal- und palatales Sibilanten-Präfix stehen nicht vor Guttural- und Labial-Anlaut.

§ 27. Bedeutung. — Die folgende Übersicht führt das Zahlenverhältnis vor Augen, in welchem die einzelnen Präfix-Klassen bei den Wortarten vertreten sind:

		Substantiva	Adjektiva	Intransitive V.	Transitive V.
Guttural-Präfix		79	46	29	28
Palatal- „			10	1	
Dental- „		38	28	15	2 ?
Labial- „	*p*, *ph*	18	25	15	28
	b	13	16	7	10
Liquida- „	*r*	10	7	1	
	l	9	32	1	
Sibilanten- „	*ś*	10	10	4	
	s	40	41	18	12

Berücksichtigt man die betreffs des *p* (*ph*-) und *b*-Präfixes §§ 17, 18 gemachten Bemerkungen, desgleichen die betreffs des *r*- und *ś*-Präxes § 22 bezw. § 25 gemachten, so ergiebt sich die folgende Gruppierung der Präfix-Klassen, nach den Bedeutungsfunctionen geordnet:

a) Rein nominal:	rein adjektivisch:	selbständiges *b*-Präfix, *ǵ*-Präfix, *l*-Präfix,
	überwiegend adjektivisch:	*r*-Präfix,
	überwiegend substantivisch:	*t*-Präfix,
b) Überwiegend nominal:	überwiegend adjektivisch:	Sibilanten-Präfix,
	überwiegend substantivisch:	Guttural-Präfix,
c) Überwiegend verbal:	Labial-Präfix.	

Es ergibt sich aus dieser Übersicht, dass im Khasi auf der ersten Stufe eine rein verbale Präfix-Klasse nicht vorhanden ist.

b) Die zweite Stufe der Wortbildung.

α) Die Bildung: Konsonant + *yn*.

§ 28. Bei der Präfigierung der Bildung: Kons. + *n* wird zwischen die beiden Teile der Halbvokal *y* gesetzt, nur *ǵ* + *n* hat auch hier wieder durchgehends und *ś* + *n* meistens *i* als Vokal.

§ 29. Das *n* der Bildung: Kons. + *n* wird dem Anlaut-Konsonanten des Wortstammes vielfach assimiliert. Folgendes ist der diesbezügliche Tatbestand:

1. Vor Gutturalen wird *n* zu *ṅ* durchgängig bei allen Präfixen, ausgenommen bei *pyn*, *syn* und *śyn*; dagegen zeigt *lyn* die Form *lyṅ* auch vielfach vor vokalischem und labialem (*b*-, *m*- und *w*-) Anlaut, *lyn* und *ryn* auch vor *h*-Anlaut.

2. Die Assimilation des *n* zu *m* vor Labialen ist durchgängig bei *tyn*-, *dyn*- und *syn*-Präfix, überwiegend bei *lyn*-Präfix, selten bei *kyn*-Präfix, unterbleibt ganz bei *pyn*-Präfix.

3. Die Assimilation des *n* zu *l* vor *l*-Anlaut findet statt bei allen Präfixen, nur 2 mal (?) findet sich die Verbindung *pynl*.

Es ergibt sich, dass das Präfix *pyn* am intensivsten seine Form bewahrt.

§ 30. Eine aspirierte Form des Anfangskonsonanten der Bildung: Kons. + *n* findet sich nur 2 mal bei *ṅ*-, 3 mal bei *d*-, 3 mal bei *n*-, je 1 mal bei *m*- und *w*- und 7 mal bei

l-Anlaut.[1]) Es ergibt sich daraus, dass die Aspiration nur dem unmittelbaren Zusammentreffen des Präfix-Konsonanten mit einer bestimmten Gruppe von Anlaut-Konsonanten seine Entstehung verdankt. Die tönende Form ist nur bei Palatal + *in*, ungefähr 5 mal bei Labial + *yn*[2]) und 3 mal bei Dental + *yn* vorhanden.

1. Guttural + *yn* (*yṅ*, *ym*, *yl*).

§ 31. Äussere Form. — *kyn* steht vor sämtlichen Anlauten, ausgenommen vor Guttural-Anlaut, wo nur *kynkāu* „schreien" und *kyṅṅia* „opfern" sich finden. Auch vor *m*- und *u*-Anlaut kommt nur je ein Beispiel vor.

§ 32. Bedeutung. — Es finden sich mit *kyn* präfigiert 19 Substantiva, 39 Adjektiva, 22 intransitive und 43 transitive Verben. Gegenüber der ersten Stufe macht sich bemerkbar das bedeutende Anwachsen der transitiven Verben und das Übergewicht der Adjektiva über die Substantiva.

2. Palatal + *in*.

§ 33. Äussere Form. — Es sind im ganzen nur 7—8 Beispiele vorhanden,[3]) die sich auf *t*-, *d*-, *r*-, *l*-, *s*- und *h*-Anlaut verteilen.

§ 34. Bedeutung. — 1 Substantiv, 3 Adjektive, 3 intransitive Verben, 1 transitives Verb sind in dieser Klasse vorhanden.

3. Dental + *yn*.

§ 35. Äussere Form. — *tyn* steht vor *kh*-, *ǵ*-, *d*-, *n*-, *p*-, *ph*-, *r*-, *l*-, *w*-, *s*-, *ś*- und *h*-Anlaut, fehlt also vor *k*-, *ṅ*-, *t*-, *th*-, *b*- und *m*-Anlaut; *dyn* ist nur in den zwei Fällen *dambit* „klebrig" und *dymmīu* „Schatten" vorhanden.

§ 36. Bedeutung. — Es finden sich 8 Substantiva, 10 Adjektiva, 1 intransitives Verbum und 10 transitive. Der Unterschied gegenüber der ersten Stufe zeigt sich auch hier, wie bei Guttural + *yn*, in dem Wachsen bezw. Neuhervortreten der transitiven Verben, dann in dem Überwiegen der Adjektiva über die Substantiva.

4. Labial + *yn*

§ 37. Äussere Form. — Das äusserst zahlreich auftretende Kausalpräfix *pyn* findet sich vor allen Anlauten, *p*-Anlaut nicht ausgenommen. Das ziemlich selten vorhandene Nominalpräfix ist wohl nur durch die geringe Anzahl seiner Beispiele in der Anfügung an die Anlaute beschränkt.

§ 38. Bedeutung. — Als Nominalpräfix erscheint *pyn* nur in etwa folgenden (13) Fällen: *pynkham* ein Opfer für die Toten, *pyṅkiaṅ* Breite, *pynǵuṅ* Urinblase, *pynter* Hochplateau, *pynthā* Ebene, Feld, *pyndem* Abhang, *pyndei* Vater, *pynnoh* Grenze, *pynpoh* Gürtel, *pyṅbā* verworren, *pynwin* Windstoss, *pynsīp* Gährmittel, *pynhēh* Stück, also fast durchgehends Substantiva. In einer unübersehbaren Anzahl von anderen Fällen ist *pyn* Kausativpräfix, das vor alle, auch noch vor Formen der zweiten Stufe gesetzt werden kann.

[1]) In der Form *yll*, die indes auch aus *yrl* entstanden sein kann, s. § 52, so dass die Aspiration dieser Form der zweiten Bildung zuzuschreiben wäre.

[2]) *byndi* „binden" ist auf Bengali *bundi karan* zurückzuführen.

[3]) *ǵinǵār* „adverse" ist Lehnwort = Hindustani *ǵinǵāl*.

5. Liquida + *yn*.

§ 39. Äussere Form. — *ryn* ist vorhanden vor *k*-, *kh*-, *ǵ*-, *t*-, *d*-, *n*-, *m*-, *w*-, *s*-, *h*-Anlaut, fehlt also, was vorzüglich hervorzuheben ist, vor *r*- und *l*-Anlaut, während das Fehlen vor den übrigen Anlauten auf die verhältnismässig geringe Anzahl der vorhandenen Beispiele (19) zurückgeführt werden muss. — Das *lyn*-Präfix ist viel reicher vorhanden, es fehlt auch nur, was wohl nur zufällig, vor *ṅ*-, *ǵ*-, *m*- und *s*-Auslaut; bedeutungsvoller ist das Fehlen vor *l*- und vor *r*-Anlaut (bei letzterem eine Ausnahme: *lyṅrum-lyṅram* verwirrt).

§ 40. Bedeutung. — *ryn* ist vertreten mit 9 Substantiven, 14 Adjektiven, 5 intransitiven und 1 transitiven Verbum; *lyn* zeigt 11 Substantive, 30 Adjektive, 6 intransitive und vielleicht 1 transitives Verbum (*lynthem* „to pelt, to pepper"). Eine Änderung gegenüber der ersten Stufe ist also hier kaum eingetreten.

6. Sibilans + *yn*.

§ 41. Äussere Form. — *śyn* (*śin*) weist nur etwa 4 Fälle auf, die sich auf *t*-, *r*-, *l*- und *h*-Anlaut verteilen. — *syn*, etwas häufiger, steht vor allen Anlauten mit Ausnahme des vokalischen, nasalen (*ṅ*-, *n*-, *m*-), *w*- und *h*-Auslautes; vor *s*-Anlaut findet sich 1, vor *ś* 2 Beispiele.

§ 42. Bedeutung. — Das *śyn*-Präfix zählt 8 Substantive, 4 Adjektive und je 1 intransitives und transitives Verb. Das *syn*-Präfix weist 16 Substantive, 5 Adjektive, 2 intransitive und 13 transitive Verben auf.

7. Zusammenfassung.

§ 43. Äussere Form. — Die mit dem Anlaut in Verbindung stehenden Beschränkungen lassen sich auf zwei Gruppen zurückführen:

1. Gruppe: die Beschränkungen von Seite des Konsonanten der Bildung: Kons. + *yn*.

Die bei der ersten Stufe geltende Regel bezüglich der Vermeidung gleichen Anlautes bleibt auch hier bestehen, ist jedoch im Einzelnen etwas abgeschwächt:

a) *kyn* fehlt vor Guttural-Anlaut (Ausnahmen: je 1 *k*- und *ṅ*-Anlaut),
b) *ǵin* „ „ Palatal- und Sibilanten-Anlaut (Ausnahme: 1 *s*-Anlaut),
c) *tyn* „ „ Dental-Anlaut (Ausnahmen: 3 *d*-, 6 *n*-Anlaute),
d) *ryn* „ „ *r*- und *l*-Anlaut,
e) *lyn* „ „ *l*- und *r*-Anlaut (1 Ausnahme),
f) *śyn* „ „ Sibilanten- und Palatal-Anlaut,
g) *syn* „ „ „ „ „ „ (Ausn.: 1 *s*- und 2 *ś*-Anl.).

Es sind also in Wegfall gekommen: der Nichteintritt des Palatal-Präfixes vor Dental-Anlaut, des Dental-Präfixes vor Palatal- und Sibilanten-Anlaut, des Sibilanten-Präfixes vor Aspiraten-Anlaut (letzteres wenigstens zum Teil), vor allem aber sämtliche Beschränkungen des Labial-Präfixes. Welche Folgerungen sich daraus für die teilweise Bildung und Entwickelung des Präfixes: Kons. + *yn* ableiten lassen, darüber weiter unten § 48.

2. Gruppe: Die Beschränkungen von Seiten des *(y)n*:

Die Verwendung des (Kons. + *yn*)-Präfixes vor Nasal- und *u*-Anlaut unterliegt weitgehenden Beschränkungen, die bei dem Präfix *tyn* und bei *n*-Anlaut am geringsten sind:

a) *kyn* steht vor *ṅ*-, *m*- und *u*-Anlaut in nur je 1 Falle, vor *n*-Anlaut in 3 Fällen,
b) *ǵin* fehlt vor allen Nasalen (*ṅ*-, *n*-, *m*-) und *u*-Anlaut,
c) *tyn* „ „ *ṅ*-Anlaut, steht vor *m*- und *w*-Anlaut in je 1 Falle, vor *n*-Anlaut in 6 Fällen,
d) *ryn* fehlt vor *ṅ*-Anlaut, steht vor *n*-, *m*- und *u*-Anlaut in je 1 Falle,
e) *lyn* „ „ *m*-Anlaut, steht vor *ṅ*- und *n*-Anlaut in je 1, vor *u*-Anlaut in 2 Fällen,
f) *śyn* „ „ *ṅ*-, *m*- und *u*-Anlaut, steht vor *n*-Anlaut in 2 Fällen,
g) *syn* „ „ sämtlichen Nasal-Anlauten und vor *u*-Anlaut.

Aus dieser zweiten Art von Beschränkungen ergibt sich die Folgerung, dass die Bildung: Kons. + *yn* nicht entstanden sein kann aus einem früheren Präfix *n*, welchem dann ein zweites Präfix *k*, *t* u. s. w. später zugefügt worden wäre, da ein Präfix *n* vor Nasal-Anlauten überhaupt nicht hätte stehen können, nach dem oben entwickelten Gesetz, s. § 26.

Von den Beschränkungen beider Gruppen ist vollständig ausgenommen das Präfix *pyn*; s. darüber §§ 47 ff.

§ 44. Bedeutung. — Ein Vergleich der Bedeutungsfunktionen dieser zweiten Stufe mit derjenigen der ersten lässt folgende Tatsachen hervortreten:

1. In denjenigen beiden Präfix-Klassen, in welchen auf der ersten Stufe die Substantivbildung die vorwiegende war, der Guttural- und Dental-Klasse, treten auf der zweiten Stufe die Substantive gegenüber den Adjektiven zurück und ganz neu bezw. bedeutend verstärkt treten die transitiven Verben auf.

2. In derjenigen Präfix-Klasse, in welcher auf der ersten Stufe die Verbalbedeutung vorherrschend war, der Labial-Klasse, tritt dieselbe auf der zweiten Stufe nahezu ausschliesslich hervor, so dass die Nominalbedeutung fast vollständig verschwindet.

3. Diejenigen Präfix-Klassen, die auf der ersten Stufe weit überwiegend nominal und weiter überwiegend adjektivisch waren, zeigen auf der zweiten Stufe ein Überwiegen des Substantivums und ein (relativ) stärkeres Hervortreten der transitiven Verba.

4. Von denjenigen Präfix-Klassen, welche auf der ersten Stufe rein adjektivisch waren, der selbständigen *b*-Klasse, der Palatal- und der Liquida-Klasse verschwindet die erstere auf der zweiten Stufe nahezu vollständig,[1]) in den beiden übrigen bleibt der Stand nahezu der gleiche wie auf der ersten, insbesondere treten hier ebenfalls so gut wie keine transitiven Verben auf.

§ 45. Die Verschiebungen, welche in den hier aufgestellten Bewegungsgesetzen zutage treten, bewegen sich im Grossen und Ganzen alle in einer Richtung:

1. Überall, wo auf der ersten Stufe Substantiva vorhanden sind (Guttural-, Dental-, Labial- und Sibilanten-Präfix), verschwinden dieselben auf der zweiten Stufe und tritt dafür

---

[1]) Ich finde nur 2 Verben, welche hierhin gerechnet werden können: *bynnūd* „ungern“, „unwillig“ und *byna* „informiert sein“; die drei Fälle *bylla* „to char“, *bynthā* „to execrate“ und *bynthīu* „speien“ scheinen mir Differenzierungen des *pyn*-Präfixes zu sein.

eine Vermehrung der Adjektiva und der transitiven Verben ein; nur bei Sibilanten-Präfix ist die Einschränkung zu machen, dass bei ihnen die Substantiva nicht zurückgehen.

2. Überall, wo auf der ersten Stufe nur Adjektiva vorhanden sind (*ǵ*- und Liquida-Präfix), bleiben diese auch auf der zweiten Stufe erhalten. Aber auch, so mag hier gleich angefügt werden, wo bei den anderen Präfix-Klassen Adjektiva sich finden, lässt sich kein Fall nachweisen, dass durch die Erhebung derselben auf die zweite Stufe eine Umwandlung in transitive Verba oder in Substantiva bewirkt worden wäre, wohl aber liegen mehrere Fälle vor, in denen positiv bezeugt wird, dass eine solche Umwandlung nicht stattfindet: *ktha* schmerzhaft = *kyntha*, *tybit* passend, geeignet = *dambit* zähe (*bit* „passend" und „kompakt"), *thymai* neu = *thymmai*, *klep* verstohlen = *kyllep*, *tyllep*.

Danach zeigt sich die Wirkung der zweiten Stufe überall als eine gleichmässige. Da aber in dem Exponenten dieser Stufe, Kons. + *yn*, der erste Teil, der Konsonant, variiert, so kann diese Einheitlichkeit nur durch den zweiten Teil, *yn*, bewirkt worden sein, mit anderen Worten, der Exponent der zweiten Stufe, Kons. + *yn*, darf, wenigstens im Anfangsstadium der Entwickelung der zweiten Stufe, nicht als eine kompakte Einheit betrachtet werden, die auch sofort der Stammform präfigiert werden könnte, sondern ist als aus der ersten Stufe durch Einfügung eines (*y*)*n* entstanden zu denken.

§ 46. Nachdem die Wirkung, welche die Einfügung dieses *yn* auf die erste Stufe ausübt, oben nach äusserlichen Gesichtspunkten geordnet vorgeführt worden, ist es nötig, jetzt den inneren Charakter derselben näher zu bestimmen.

1. Aus Substantiven der ersten Stufe entstehen auf der zweiten Stufe Adjektive, indem die nähere Bestimmung, welche die Präfixe besonders der Guttural- und Dental-Klasse (s. § 9 und §§ 14, 15) dem Wortstamm verliehen, wieder aufgehoben und wiederum eine Unbestimmtheit hergestellt wird, die aber wahrscheinlich, wenigstens im ersten Ursprunge, schärfer und ausdrücklicher als solche empfunden wird, als die ursprüngliche des präfixlosen Stammes. Ein sehr instruktives Beispiel dafür ist das folgende:

iāu alt, reif, *kiau* Grossmutter, *kyniau* alt, ehemalig.

Leider sind andere Beispiele, in denen alle drei Stufen vorhanden wären, nicht mehr aufzutreiben (s. S. 681), wohl aber noch einige, wo 1. und 2. Stufe vertreten ist:

khriaṅ Furt, *kynriaṅ* gebogen (= Gewundenes),
śroṅ Knoten, *śynroṅ-khlīh* Schädel (= Knotenartiges des Kopfes),
ktha Schmerz, *kyntha* kaustisch (= Schmerzliches).

2. Aus Substantiven der ersten Stufe entstehen auf der zweiten Stufe transitive Verben, welche eine Anwendung oder eine Bewirkung des Substantivs der ersten Stufe bezeichnen:

mei-taṅ geloben, sich binden, *ktin-ktaṅ* eine Übereinkunft, eine Bindung, *kyntaṅ* „to consecrate, to set apart" (= eine Bindung bewirken),
māu Stein [*kmāu* Gedenkstein],[1]) *kynmāu* „to use a stone as memorial", sich erinnern,
. . . . *pyǵei* Same, *pynǵei* Samen hervorbringen, kinderreich sein,
. . . . *kyǵat* Fuss, *kynǵat* mit dem Fusse stossen.

---

[1]) Diese Form ist von mir hypothetisch konstruiert.

3. Alle Substantiva, die auch auf der zweiten Stufe noch verbleiben, haben jedenfalls gegenüber den eventuell noch vorhandenen Formen der ersten Stufe und auch absolut stets den Begriff der Verallgemeinerung, der Ausweitung; sie entsprechen häufig deutschen Substantiven auf „-heit" und „-ung".

a) Bei Personennamen bezeichnet diese Form einerseits die Ehrfurcht (vgl. unser „Eure Hoheit"): *kynrād* Gemahl, Meister (*rādbah* gross), *thāu-tymmen* Vorfahre, *pyndei* Vater (*dei* geziemend), *lyndoh* Priester, andererseits auch Geringschätzung (vgl. unser „meine Wenigkeit"): *kynthei* Weib, Tochter, *khynnah* Bube, Dirne, *kynran* Feigling, *nań-kynrāu* junger Mann (*krāu* gross), *synran* Schüler (*pran* sich anstrengen).

b) Bei Sachnamen geht die Verallgemeinerung einigemale direkt in Pluralformen über: *bynrīu* Menschheit, Menschen (*brīu* Mensch), *ār-kyntīn* doppelt, zwei Worte (wörtlich Zweiheit von Worten, *ktīn* = Wort), *ār-kynti* „any act done twice over" (wörtlich: Zweiheit von Handlungen, *kti* = Hand).

c) Die Verallgemeinerung findet sich besonders bei Substantiven, welche bezeichnen:

α) eine Gruppe, eine Anhäufung: *kynǵa* Genus, *kynhūn* Gruppe, *pynǵup* Haufen, *lynnoń* Sektion, *synrum* Düngerhügel, *syntai* Buckel;

β) eine Vielheit von gleichartigen Dingen: *kympat* Flachs, *kymbat* Gras, *rymbai* Saat, *tynnat* Sprösslinge, *rynnem* Dickicht, *tymmain* Schnurrbart (aus vielen Haaren bestehend), *synkai* die Nieren, *khyndai* neun;

γ) ein lang sich Hinziehendes: *kyndań* Reihe (*lyndań* horizontal), *lynti* Allee, *rynsan* Gallerie, *lyntēr* Länge, *kyndat* „mole" (Steindamm?), *kynroh* Wall, *kynton* Wall, Zaun, *ryndań* Landenge, Nacken, jeder enge (lange) Streifen, *ǵinhāu* „effluvium", *pyndem* Abhang, *lyntań* Planke, *pynnoh* Grenze, *syńit* Grenze;

δ) etwas weit sich Ausdehnendes: *pynter* Hochplateau, *pynthā* Ebene, Feld, *lyńkhā* Feld, *khyndew* die Erde, *synteń* das Land östlich, *pynkiań* Breite, Weite.

d) Etwas Allgemeines schlechthin (= „*-ung*", „*-heit*", „*-keit*") bezeichnen wohl: *synrań* Höhlung (*sarań* hohl), *kynphod* Kleidung, *tyndāu* Gerechtigkeit (*dāu* Gerichtsangelegenheit), *tynrai* „cause, derivation" (*trai* „base"), *pynkham* eine Opferung für die Toten, *rynień* (Aufrecht-)Haltung (*ień* aufrecht stehen).

e) Einer anderen Quelle als die bisher aufgezählten entspringen die folgenden Substantive, welche ein Instrument bezeichnen: *synrei* Mörser, *synsār* Besen (*sār* kehren), *śynkhup* Scheide (*kup* kleiden), *kyntem* Dreschflur (*tem* dreschen), *tympoń* Kleid (*poń* kleiden), *pynǵuń* Urinblase (*ǵuń* urinieren), *ryńkap* Höcker, *lyńkōr* Pflug, *lyńwiar* Gürtel, *synǵat* Pfand, Zeichen der Übereinstimmung, *pynpoh* Gürtel.[1])

---

[1]) Als Substantiva dieser Stufe, die keines der hier aufgezählten Kennzeichen an sich tragen, bleiben übrig zunächst eine Anzahl Tier- und Pflanzennamen, deren (ursprüngliche) inhaltliche Bedeutung überhaupt nicht mehr ersichtlich ist: *lyntai* Hausschwalbe, *lymbit* Fledermaus, *śinreh* Büffel, *syllih* fliegendes Eichhörnchen, *soh-syntoi* Tamarinde, *tympeu* „the pawn-leaf", *synrem* eine Nesselart, *syntīu* Blume, *rynsi* gebackener Reis, *tynnih* Gurke. Ausserdem bleiben noch übrig: *kyndoń* Ecke, *dymmīu* Schatten, *lyńho* das Loch am Hinterkopf, *śintur* Mund, *symboh* Ohrläppchen, *pynhēh* Stück, *kynphām* Gunst = helfen, *kynwin* Stoss = stossen, *kynūd* Gesumme = summen, *ryntīu* Bogen; *kyndok* Schwefel ist Lehnwort = Hind. *gandak*.

§ 47. f) Eine besondere Besprechung erfordert das Kausativ-Präfix *pyn*. Auch dieses denke ich mir nicht als kompakte Einheit entstanden, sondern hervorgegangen aus der ersten Stufe des *p*-Präfixes durch Einfügung von *yn*: *pran* „to endeavour"; *pynran* „to ruck"; *pruṅ* „to pass through, to penetrate", *pynruṅ* „to immit"; *plait* „to unfold", *pynlait* to cause to set free; *pyrhem* warm, *pynrhem* wärmen. Aber weil gerade bei *p*-Präfix die (transitiven) Verbalformen häufiger waren als bei den übrigen Präfix-Klassen, ergab sich hier häufiger die Gelegenheit, diejenige Art der Einwirkung des *yn*-Infixes hervortreten zu sehen, welche oben unter 2) (§ 46) schon gekennzeichnet ist, wo es aus Substantiven Verben bildet, indem sie eine Bewirkung des Substantivs der ersten Stufe darstellt. Diese Einwirkung auf Verben angewendet, musste eine Bewirkung der in demselben ausgesprochenen Tätigkeit zur Folge haben, mit andern Worten, ein Kausativ-Verbum bilden, auf Kausativ-Verben (§ 19) angewendet, musste sie eine bedeutende Verstärkung der Kausativ-Bedeutung bewirken.

Dieser distinkte Begriff der Verbal-Kausation assoziierte sich, eben weil er bei dem *p*-Präfix am häufigsten aktuiert wurde, schliesslich enge mit dem, was bei einem solchen Kausativ-Verbum (z. B. *pynlait*) das Formelement (*pyn*) im Gegensatz zum inhaltlichen Wortstamm (*lait*) bildete. Da aber im weiteren Verlaufe die Einfügung des *yn* nicht mehr lebendig geübt wurde, verschwand auch das Gefühl für die Zusammengesetztheit von *pyn* aus zwei Elementen (*p* und *yn*), und die Assoziation des Verbal-Bewirkens, die ursprünglich durchgängig mit *yn* und nur teilweise mit *p* verbunden gewesen war, übertrug sich auf die ganze Bildung, die nun in ihrer Gesamtheit als Kausativ-Präfix aufgefasst wurde. In diesem Stadium konnte dann auch *pyn* direkt an den einfachen Wortstamm angefügt werden, ohne dass auch eine erste Stufe vorhanden gewesen wäre. In weiterer Entwickelung wurde *pyn* überhaupt zu einem frei-beweglichen Bestandteil, der schliesslich allen Wortformen, auch den schon kompliziertesten, noch vorgefügt werden kann, um eine Kausalität auszudrücken. Je mehr *pyn* in dieser Funktion sich befestigte und ausbreitete, um so mehr musste die noch vorhandene erste Stufe des *p*-Präfixes, wenn auch sie schon Kausativ-Bedeutung hatte, an Zahl der Formen zurückgehen, da alsdann für dieselbe Funktion zwei Formen vorhanden waren, und im Kampf ums Dasein die Form *pyn* gegenüber *py* deshalb im Vorteil war, weil bei der ersteren die Assoziation des Bewirkens auf zwei Momente, auf das *p* der ersten und auf das hinzugetretene *yn* der zweiten Stufe sich stützte, und sie ausserdem auch durch die unterdes so stark herangewachsene Zahl ihrer Anwendung gefestigt worden war.[1])

§ 48. Ebenso wie *p* + *yn* sich allmählich zu einer einheitlichen, ungeschiedenen Bildung entwickelte, konnte es auch mit den übrigen Koeffizienten der zweiten Stufe gehen, dass auch bei ihnen die Begriffsverschiebung, welche die Erhebung auf die zweite Stufe mit sich brachte, nicht dem mit derselben eingetretenen neuen Element *yn* zugeschrieben, sondern mehr und mehr mit dem ganzen Koeffizienten: Kons. + *yn* assoziiert wurde, so

[1]) Die Ansicht Roberts' „the prefix *pyn* is most probably the same as the verb *pún* „to make", „to pave the way", scheitert, ganz abgesehen davon, dass sie die Entstehung der Stufe: Konsonant + *yn* bei den übrigen Präfix-Klassen, sowie auch der Nomina, die mit *pyn* präfigiert sind, nicht erklärt, endgültig auch daran, dass *pyn* im Lyngngam-Dialekt als *pan* erscheint, dessen *a* doch wohl nicht aus *ū* abzuleiten ist, was ja auch von *y* schon recht zweifelhaft wäre.

dass dieser dann schliesslich auch direkt dem einfachen Stamm präfigiert wurde. In der Tat liegen zahlreiche Fälle, etwa 33, vor, in denen der einfache Stamm und die zweite, aber nicht die erste Stufe vorhanden ist. Zwar ist es möglich, dass die erste Stufe auch hier früher vorhanden und erst nachträglich durch das Umsichgreifen der zweiten Stufe verdrängt worden ist, aber die andere oben dargelegte Möglichkeit lässt sich ebenfalls nicht bestreiten. Eine direkte Bestätigung erhält sie für alle diejenigen Fälle, in welchen auf der zweiten Stufe das Gesetz von dem Ausschluss des Zusammentritts von Präfix und Wortstamm, die gleichen Anlautes sind, durchbrochen ist (s. § 26); denn die gesonderte Existenz der ersten Stufe dieser Formen ist ja durch dieses Lautgesetz ausgeschlossen gewesen. Im Gegensatz dazu scheint bei einigen Präfix-Klassen jene Möglichkeit doch positiv ausgeschlossen zu sein, nämlich bei denjenigen, bei welchen durch die Erhebung auf die zweite Stufe keine wesentliche Veränderung der Bedeutungsfunktion bewirkt wird, der Palatal- und Liquida-Präfix-Klasse, welche ja sowohl auf der ersten wie auf der zweiten Stufe Adjektive bildet. Bei diesen ist kein Fall aufzuweisen, wo der einfache Stamm mit der zweiten ohne die erste Stufe vorhanden wäre, obwohl doch bei der Liquida-Klasse die zweite Stufe relativ und absolut stärker vertreten ist als bei den übrigen Präfix-Klassen. Das lässt nur den Schluss zu, dass bei diesen Präfixen die zweite Stufe stets aus der ersten hervorgegangen ist, und dieses wird wohl darin seinen Grund haben, dass, weil eben die Bedeutungsfunktionen beider Stufen dieselben waren, das Gefühl einer spezifischen Bedeutung der zweiten Stufe sich nicht entwickeln konnte, was aber die erste Vorbedingung gewesen wäre für eine Unabhängigkeit gegenüber der ersten Stufe.

§ 49. Diese Auffassung erhält eine Stütze durch die Wahrnehmung, dass von den noch übrigen drei Präfix-Klassen, Guttural-, Dental- und Sibilanten-Präfix, die beiden ersteren, bei welchen der Unterschied der ersten und zweiten Stufe am kräftigsten in beiden Richtungen, der verbalen und der nominalen, hervortrat, — während bei der Sibilanten-Klasse in nominaler Hinsicht keine Änderung zu verzeichnen war, — am zahlreichsten vertreten sind bei den oben erwähnten (33) Fällen, in welchen die präfixlose Grundform mit der zweiten ohne die erste Stufe vertreten ist: das Guttural-Präfix zählt 19, das Dental-Präfix 8, die Sibilanten-Präfixe zusammen aber nur 3 Fälle, während die übrigen drei Fälle auf nominale *p*-Präfixe entfallen.

Indes ist auch bei den Guttural- und Dental-Präfixen und den verbalen Sibilanten-Präfixen die Unabhängigkeit und freie Beweglichkeit des Koeffizienten der zweiten Stufe, *kyn*, *tyn*, *syn*, *śyn*, wenigstens jetzt bei weitem nicht so gross, als bei der Bildung *pyn*. Das lässt sich schon daran feststellen, dass, während bei dem Labialpräfix die Fälle der zweiten diejenigen der ersten an Zahl ganz gewaltig übertreffen, bei dem Guttural-, dem Dental- und dem Sibilanten-Präfix ein sehr deutliches Zurückstehen der zweiten Stufe zu bemerken ist. Der Grund dafür liegt darin, dass die Bedeutungsfunktion der zweiten Stufe des Labial-Präfixes viel schärfer umschrieben ist, so dass auch jetzt noch selbst der oberflächlichste Grammatiker sie angeben kann, während auf die Frage nach der Bedeutungsfunktion der zweiten Stufe der übrigen Präfixe bis jetzt nirgendwo eine bestimmte und überhaupt keine richtige Antwort zu finden war. Die tiefere Ursache für diese verschiedenartige Entwickelung der zweiten Stufe glaube ich darin sehen zu sollen, dass bei dem Labial-Präfix zwei Faktoren in gleichartiger Weise wirkten, indem nämlich sowohl das *p* der ersten Stufe schon an sich transitiv-kausativ war (s. § 19) und nun noch die gleichfalls kausative Wirkung

des Elementes der zweiten Stufe, *yn*, hinzutrat, was natürlich nur eine ungemeine Befestigung und Sicherung des Kausativ-Begriffes zur Folge haben konnte. Bei den anderen Präfix-Klassen dagegen, wenn auch in einzelnen Fällen, dort nämlich, wo auch die erste Stufe schon ein Adjektiv war, etwas Ähnliches eintrat wie bei dem Labial-Präfix (s. § 45), so waren diese Fälle doch nicht zahlreich genug, um die Assoziation sich festsetzen zu lassen, vielmehr stand ihnen eine bedeutend grössere Anzahl von Fällen gegenüber, wo das Element der zweiten Stufe, *yn*, eine von dem einfachen Präfix der ersten Stufe ganz verschiedene, manchmal geradezu entgegengesetzte Wirkung ausübte. Dass gerade bei Fällen der letzteren Art die zweite Stufe wieder eine ähnliche Unbestimmtheit annahm wie die Grundform (s. § 46), war nur scheinbar eine Erleichterung der unabhängigen direkten Verbindung der Grundform mit der zweiten Stufe; denn diese Verbindung kommt nicht durch ein Ineinanderübergehen, ein Sichaustauschen der beiden Bildungen zustande, sondern durch ein Freiwerden, ein Sichloslösenlassen des Koeffizienten der zweiten Stufe, dieses aber hat eine scharfe Unterscheidung der Bedeutung der zweiten Stufe von der aller anderen Bildungen, auch der Grundform zur Voraussetzung.

§ 50. Etwas anders liegt, was diese letzteren Ausführungen betrifft, die Sache bei dem (Palatal- und) Liquida-Präfix. Wie oben nachgewiesen, ist dort die zweite Stufe stets aus der ersten hervorgegangen. Hier ist nun aber die Zahl der Formen der zweiten Stufe gegenüber derjenigen der ersten nicht zurückgegangen, sondern eher noch um ein weniges gestiegen. Das kann nun nicht zugunsten der Annahme einer grösseren Beweglichkeit und Unabhängigkeit des Elementes *lyn*, *ryn* (*ǵin*) gedeutet werden aus dem oben erwähnten Grunde, sondern hier ist in der Tat ein leichteres Ineinanderübergehen der beiden Formen anzunehmen, hervorgerufen durch die im wesentlichen gleiche Bedeutung beider. Aber dieser Übergang war weder ein Austauschen der Bildung *ly*, *ry* (*ǵi*) mit bezw. *lyn*, *ryn* (*ǵin*), noch auch der ganzen Bildungen *ly* + Wortstamm u. s. w. mit *lyn* + Wortstamm, sondern ein beliebiges Setzen und Nichtsetzen des Elementes der zweiten Stufe, *yn*; er vollzog sich in jener Periode, als die Einfügung des *yn* noch in lebendiger Übung war. Ein solches Ineinanderübergehen und in dieser Periode ist aber gerade von der Grundform zur zweiten Stufe vollständig ausgeschlossen, denn diese setzt ein Zusammenfassen der beiden Koeffizienten-Teile der zweiten Stufe, des Präfix-Konsonanten mitsamt dem Infix *yn*, also ein Aufhören der lebendigen Einfügung des *yn*, ein Erstarren der ganzen Bildung voraus, könnte also erst in eine spätere Periode hineinfallen.

β) Die Bildung: Konsonant + *r*.

§ 51. Zwischen Konsonant und *r* tritt auch hier durchgehends der Vokal *y*, nur Palatal + *r* hat wieder stets *i*.[1])

§ 52. Die Assimilation des *r* an den Anlaut-Konsonanten des folgenden Wortstammes vollzieht sich bei *l*-Anlaut, wo es stets zu *l* wird,[2]) und bei folgendem *d*-Anlaut, wo es zu *d* wird.

---

[1]) Ob man annehmen darf, dass auch bei *ś* + *r* ein *i* zur Verwendung gelange, hängt davon ab, ob man die Form *śillia* „Matte“ der Bildung: Kons. + *n*, oder der Bildung: Kons. + *r* zuweist.

[2]) Vgl. dazu S. 693, Anm. 1. Hier kann eigentlich nur die Bedeutung der betreffenden Form den Ausschlag geben: wenn dieselbe der unten §§ 66 ff. erörterten Bedeutung angehört, rechne ich sie zu der Bildung: Kons. + *r*, im andern Falle zu der Bildung: Kons. + *n*.

§ 53. Die Aspiration des Konsonanten ist vorhanden: 1 mal vor *k*-, je 2 mal vor *d*- und *n*-, je 7 mal vor *l*- und *w*-Anlaut, also im Allgemeinen nach den Gesetzen der ersten Stufe, aber in bedeutend geringerem Umfange. — Die tönende Form des Konsonanten findet sich bei Dental-Präfix nur 1 mal (*dyrk(h)at* Prozess), dagegen in einer bestimmten Bedeutung (§ 67) sehr häufig bei Labial-Präfix.

1. Guttural + *yr* (*yl*, *yd*).

§ 54. Äussere Form. — *kyr* ist vorhanden bei allen Anlauten, ausgenommen *r*-Anlaut. Auch der Guttural-Anlaut erscheint hier in genügender Anzahl (8 *k*-, *kh*-, 2 *ṅ*-Anlaute), um ihn als vollkommen gesichert bezeichnen zu können.

§ 55. Bedeutung. — Es finden sich 8 Substantive, 32 Adjektive, 28 intransitive und 26 transitive Verben. Wird eine bedeutendere Anzahl der intransitiven Verben den Adjektiven zugerechnet, so ergibt sich ein bedeutendes Übergewicht des nominalen Elements, das dann hier weit überwiegend aus adjektivischen Formen bestände.

2. Palatal + *ir*.

§ 56. Äussere Form. — *ǵir* bietet nur 8 Formen dar mit *ṅ*(1)-, *t*(1)-, *l*(3)-, *s*(1)- und *h*(2)-Anlaut des Wortstammes.

§ 57. Bedeutung. — Die 8 Beispiele teilen sich in 3 Adjektive, 3 intransitive und 2 transitive Verben, Substantive fehlen also.

3. Dental + *yr*.

§ 58. Äussere Form. — *tyr* steht vor allen Anlauten, auch den Dentalen und fehlt nur vor *r*-Anlaut.

§ 59. Bedeutung. — Es zeigen sich 11 Substantive, 10 Adjektive, 2 intransitive und 4—5 transitive Verben, also ein bedeutendes Überwiegen des nominalen Elementes.

4. Labial + *yr*.

§ 60. Äussere Form. — Hier muss die tonlose und die tönende Form auseinandergehalten werden: die erstere, *pyr*, fehlt bei Vokal-, *n*-, Labial- (*p*-, *ph*-, *b*-, *m*-, aber nicht *w*-) und *r*-Anlaut, die letztere *byr* fehlt ausserdem auch noch bei Guttural- (*k*-, *kh*-) und *d*-Anlaut.

§ 61. Bedeutung. — *pyr* weist auf: 6 Substantiva, 16 Adjektiva, 4 intransitive und 14 transitive Verben. Bei *byr* muss in ähnlicher Weise unterschieden werden, wie bei *by* (s. § 17); es ist zu einem Teil nur eine rein phonetische Entwickelung von *pyr*, eine Dissimilation desselben, wo dieses vor tonlosem Dental-Anlaut stehen sollte. Wenigstens kommt es mir sehr auffällig vor, dass fast die einzigen Fälle, wo *byr* Verbal- und Substantivbildungen aufweist, gerade bei diesem Anlaut anzutreffen sind: *byrtap* einwickeln, *byrtin* (sich) zusammenkrempen, *byrtheṅ* rummeln, *noṅ-byrtoṅ* Zauberer, *byrtiah* Tagelöhner, *drew-byrthah* Lehm. Bei andern Anlauten finde ich nur noch: *byrṅem* sich sträubend aufrichten (Haare, „to bristle"), *byrśem* angrenzen („to abut"), *byrhīm* grosse Menschenansammlung (besser = drängelnd, wimmelnd), *byrni* Sack. In allen übrigen Fällen stellen die Bildungen mit *byr* Adjektive dar und zwar vorzüglich geringere Grade von Farben-, Gefühls- und

Geschmacksbezeichnungen, entsprechend unsern derartigen Adjektiven auf „lich" (englisch: *ish*): *byrṅut*, *byrṅut-byrṅet* dunkelnd (*śai-ṅut-ṅet* glimmend), *byrṅem* bräunlich, *byrṅiaṅ* bitterlich, *byrǵeu* säuerlich (*ǵeu* sauer), *byrtiaṅ* süsslich, *byrthuh* graulich (*bythuh* grau), *byrioṅ* bläulich, rötlich (*ioṅ* schwarz), *byrsāu* braun, fahl (*sāu* rot), *byrlih* weisslich (*lih* weiss), *byrkthaṅ*, *byrthaṅ* bitterlich (*kthaṅ* bitter), *byrstem*, *byrtem* fahl (*stem* gelb); ausserdem noch zwei Fälle, die Defektivitäten anderer Art bezeichnen: *byrṅiat* „delirious", *byrīē* kurzsichtig. Daher glaube ich auch das selbständige *byr*-Präfix als ein adjektivbildendes bezeichnen zu sollen, von dem etwa 14 Fälle vorliegen.

5. Sibilant + *yr*.

§ 62. Äussere Form. — Von der Bildung palataler Sibilant + *yr* ist nur ein sicheres Beispiel vorhanden: *śyrtoṅ* „Kamm"; von den beiden Fällen *śylluit* „Knospe", *silliah* „Matte" bleibt es zweifelhaft, ob sie nicht den Bildungen: Kons. + *yn* zugerechnet werden müssen. Das *syr*-Präfix ist vorhanden vor *ṅ*-, *t*-, *d*-, *ph*-, *r*-, *w*-Anlaut, fehlt also vor explosivem Guttural, *l*- und dem Palatal- und Sibilanten-Anlaut; dagegen ist hier *r*-Anlaut mit einem Beispiel vertreten.

§ 63. Bedeutung. — Das *śyr*-Präfix weist 1 bezw. 3 Substantive auf, das *syr*-Präfix 5 Substantive, 2 Adjektive und 2 transitive Verben.

6. Liquida + *yr*.

§ 64. Die Bildung *ryr*, *lyr* kommt nicht vor mit Ausnahme des einen Falles *lirwit* „widerstrebend". Bezüglich *ryr* liesse sich das schon aus rein phonetischen Gründen genügend erklären, indem auch ein Wortstamm, der *r* im An- und Auslaute zugleich hätte, im Khasi nicht vorkommt. Aus dem gleichen Grunde lässt sich das Nichtvorkommen von *lyr* nicht erklären, da Wortstämme *lār*, *lir*, *lūr*, *lēr*, *lōr*, *liar* tatsächlich im Khasi vorhanden sind. Dafür müssen also andere Ursachen wirkend gewesen sein, die nicht auf phonetischem Gebiete gelegen sind. Sie werden weiter unten (§ 67) dargelegt werden.

7. Zusammenfassung.

§ 65. Äussere Form. — Die Beschränkungen in der Verbindung mit dem nachfolgenden Anlaut, wie sie im Einzelnen hervorgetreten sind, erlauben die Aufstellung nur mehr eines Allgemein-Gesetzes:

Die Bildung: Kons. + *yr* steht nicht vor *r*-Anlaut. Davon ist nur die eine Abweichung *syrrim* „gleich" vorhanden.

Andere auf der ersten Stufe geltenden Gesetze sind hier nicht in Geltung, so besonders dasjenige, welches den Zusammentritt von Präfix und Wortstamm mit gleichem Anlaut ausschliesst. Dieses Gesetz gilt hier nicht bei der Guttural- und Dental-Klasse, wohl aber noch bei der Labial- und dentalen Sibilanten-Klasse; bei der palatalen Sibilanten- und der Palatal-Klasse ist eine sichere Entscheidung wegen der geringen Anzahl der vorhandenen Fälle nicht möglich. Die Erweiterung dieses Gesetzes, welche den Zusammentritt von Präfix und Wortstamm auch bei verwandtem Anlaut ausschliesst, hat ebenfalls keine Geltung bei der Dental-Klasse, scheint aber noch zu bestehen bei der Sibilanten-Klasse. Ob auch die Regel, dass Sibilanten-Präfix nicht vor Aspiraten-Anlaut stehe, wirksam ist, könnte

zweifelhaft erscheinen; Schuld daran trägt Roberts' Unzuverlässigkeit inbezug auf die Aspiration (s. § 115): es findet sich ein Beispiel *syrphai* „to assuage", das aber auch als *syrpāi* „to ease" erscheint, indes als Stamm, von dem dieses Wort abzuleiten wäre, nur *phāi* zu finden ist. Die Regel, dass Labial-Präfix nicht vor Guttural-Anlaut stehe, erscheint hier nur für *byr*, nicht aber für *pyr* mehr in Geltung.

§ 66. Bedeutung. — Die Verteilung der Formen der Bildung: Kons. + *yr* auf die einzelnen Wortarten wird in der folgenden Übersicht vor Augen geführt:

	Substantiva	Adjektiva	Intransitive V.	Transitive V.
Guttural + *yr*	8	32	28	26
Palatal + *yr*		3	3	2
Dental + *yr*	11	10	2	4—5
Labial + *yr*	6 + 3	16 + 1	4 + 3	14 + 1
Sibilant + *yr*	5	2		2

In dieser Tabelle ist bei Labial + *yr* der Posten des selbständigen adjektivischen *byr* nicht miteingestellt, dagegen die Fälle der phonetischen Umwandlung von *pyr* (mit +) nachgesetzt; bei Sibilant + *yr* ist *ś* + *yr* wegen zu geringer Anzahl der Formen nicht mitberücksichtigt worden. Vergleicht man nun diese Übersicht mit derjenigen der 1. Stufe (§ 27) und derjenigen der Bildung: Kons. + *yn*, so zeigt sich bald, dass hier die Verschiebung eine ganz andere ist als bei der Bildung: Kons. + *yn*. Zwar die Substantiva sind auch hier stark zurückgegangen, besonders bei der Klasse: Guttural + *yr*. Aber demgegenüber haben nicht so sehr die transitiven Verben zugenommen, die bei derjenigen Klasse, bei der sonst gerade das verbale Element am stärksten vertreten war, der Labial-Klasse, eher zurückgegangen sind, als vielmehr die Adjektiva. Bei Sibilant + *yr* scheint das zwar nicht der Fall zu sein; aber einerseits lässt die geringe Zahl der vorhandenen Beispiele ein abschliessendes Urteil kaum zu, andererseits ist doch auch zu bemerken, dass auch einige der vorhandenen Substantiva noch deutlich die Spuren früheren adjektivischen Charakters an sich tragen: *syrñu* „shadow" (vgl. Stieng *ǵöñou* dunkel), *syrdoh* „hitch, node" (*doh* „sore"), *syrwiah* „slip-knot" (*rymwiah* „flexible"). Auf ähnliche Weise liesse sich auch wohl die Zahl der Adjektiva bei der Klasse: Dental + *yr* noch vermehren. Aber auch so lässt sich schon der Satz rechtfertigen, dass die Bildung: Kons. + *yr*, insoweit sie eine Wirkung ausübt auf die Zuweisung in die einzelnen Wortarten, vorzüglich eine adjektivische ist.

§ 67. Damit ist indes die Bedeutung dieser Bildung noch nicht genügend klargelegt. Um eine vollständige Klarlegung herbeizuführen, ist es notwendig, ihrem Ursprung nachzuforschen. Unter den verschiedenen Klassen der Bildung: Kons. + *yr* ist eine, bei welcher die Wirkung der Erhebung auf diese Stufe besonders einheitlich und charakteristisch hervortritt, die Klasse der tönenden Labiale + *yr*. Eine Verschiebung in der Zuweisung inbezug auf die formalen Wortklassen findet bei ihr nicht statt, sowohl das Präfix *b* allein als auch *b* + *yr* ist ausschliesslich adjektivbildend. Die Veränderung, die vor sich geht, richtet sich vielmehr auf die inhaltliche Bedeutung: während die erste Stufe irgend eine Eigenschaft schlechthin ausspricht, bezeichnet diese zweite einen geringeren Grad, eine Abschwächung derselben. Diese Änderung kann nur durch das neu eingetretene Element *yr* bezw. *r* bewirkt worden sein. Ich betrachte dieses *r* als durchaus identisch mit dem einfachen Präfix *r* der

ersten Stufe, dem ich einen adjektivbildenden Charakter beilegte mit Hinweis auch darauf, dass im Lyngngam-Dialekt *re* geradezu die Stelle des Adjektiv-Präfixes *ba*, wie es der Standard-Dialekt noch jetzt verwertet, einnehme (s. § 23). Gerade so wie die deutsche Adjektivendung „lich" zunächst einfach adjektivbildend ist: Haus — häuslich, Freundschaft — freundschaftlich, sobald es aber an Stämme gefügt wird, die an sich schon adjektivisch sind, deren Abschwächung bewirkt: blau—bläulich, süss—süsslich, so auch das Element *r*(*e*). An sich ein Adjektiv-Präfix wie die anderen bewirkt es den Ausdruck der Abschwächung, sobald es an andere Adjektivformen herantritt. Dieser Hinzutritt vollzog sich nur durch die Anfügung an das Präfix *b*(*a*), mit dem zusammen es die Bildung *b* + *yr* hervorbrachte.

Dass *r* nun aber von all den Adjektiv-Präfixen im wesentlichen nur mit *ba* sich verband, lässt einen wertvollen Schluss auf die Zeit der Entstehung der Bildung: *b* + *yr* zu. Es ist nämlich auffällig, dass das Sibilanten-Präfix, das doch eigentlich adjektivbildend und auf der ersten Stufe so zahlreich vertreten ist, von der Bildung: Sibilant + *yr* so wenige Beispiele aufzuweisen hat. Noch auffälliger ist das so gut wie vollständige Fehlen einer Verbindung des *yr* mit dem Adjektiv-Präfix *κατ' ἐξοχήν*, dem *l*-Präfix. Ich erkläre mir das durch die Annahme, dass die Entstehung der Bildung *b* + *yr* zu einer Zeit erfolgte, als die drei Adjektiv-Präfixe *r*, *l*, *s* in ihrer Bedeutung als solche sich bereits vollständig festgesetzt hatten, so dass eine Erinnerung an einen früheren demonstrativen oder sonstigen Ursprung jedenfalls diese neue Funktion nicht mehr wesentlich beeinflusste; wohl aber war zu dieser Zeit die Erstarrung der Präfixbildung, die Verschmelzung der Präfixe mit dem Wortstamm zu einem untrennbaren Ganzen noch nicht eingetreten, so dass es möglich war, die Präfixe losgelöst selbständig zu verwenden. Dagegen war damals *ba* überhaupt wohl noch in keiner Weise eigentliches Adjektiv-Präfix, sondern, was es jetzt ja auch noch ist, Demonstrativ- und Relativ-Partikel; dieselbe wurde unter anderm auch bei der Verbindung der Adjektiva mit dem Substantivum angewendet (*'rīu ba bhā* eigentlich = Mann (welcher) guter) und bildete sich erst mit der fortschreitenden Erstarrung der früheren Adjektivformen zum Adjektiv-Präfix heraus. Indem ich mich nun wiederum auf die deutsche Adjektivendung „lich" beziehe, erinnere ich daran, dass ja auch diese nicht an solche Wörter herantritt, welche schon eine Adjektivendung, insbesondere „lich" selbst haben.[1]) So wird auch *re* nicht an einen Stamm getreten sein, der schon das Adjektiv-Präfix *l* oder *s* besass. Aber wohl konnte es sich mit *ba* verbinden, dessen adjektivischer Charakter damals noch nicht so ausgebildet war. So mit Stämmen sich verbindend, die an sich schon adjektivische Bedeutung hatten, für welche das Präfix *ba* nicht die bewirkende Ursache, sondern das kenntlich machende Anzeichen war, fügte *re* denselben eigentlich nichts anderes als eine neue Adjektiv-Bedeutung hinzu: wie z. B. *re* + blau etwa = blau-ähnlich, und dann weiter = nicht den vollen Charakter des Blau tragend, d. i. ≐ bläulich. Als dann später auch die Bildung *b* + *yr* zu einem festen Ganzen erstarrte, war mit ihr der Begriff des schwächeren Grades einer Eigenschaft schon fest assoziiert, so dass man jetzt die ganze Bildung in einigen Fällen auch vor Adjektive setzte, die schon ein anderes Adjektiv-Präfix an sich hatten, so *byrkthań* bitter (*kthań* bitter), erst in nachträglicher Abschwächung *byrthań*, ähnlich *byrstem* fahl (*stem* gelb), erst später *byrtem*.

[1]) Die Bildungen „reuiglich" u. ä. werden ja doch als schwerfällig empfunden und sind wahrscheinlich erst nach Analogie von Bildungen wie „königlich" entstanden oder solchen, bei denen das Stammwort ausser Gebrauch geraten ist, wie „ewiglich", „stetiglich".

§ 68. Dass ich die Entstehung der ganzen Bildung: Kons. + *yr* bei der speziellen Form: *b* + *yr* suche, hat seinen Grund ausser der ausgeprägten charakteristischen Art, mit welcher die Bildung dort auftritt, auch noch darin, dass bei *byr* noch vollkommen die Gesetze der ersten Stufe über den Ausschluss des Präfixes *b* von gewissen Anlauten der Wortstämme erhalten sind (vgl. § 26 und § 65). Das zeigt eben, dass hier, wenigstens ursprünglich, die zweite Stufe *b* + *yr* aus der ersten vorher bestehenden hervorging. Dass es bei allen übrigen Formen der Bildung: Kons. + *yr* anders zugegangen, dass hier zumeist nicht eine erste Stufe voraufgegangen, beweist eben das fast vollständige Fallenlassen jener Beschränkungen inbezug auf die Verbindung mit gewissen Anlauten. Aber auch der weitere Umstand spricht dafür, dass im merklichen Gegensatze zu den Verhältnissen bei der Bildung: Kons. + *yn* (s. § 46) nur äusserst wenige Fälle vorhanden sind, wo zu einer Form dieser zweiten Stufe: Kons. + *yr* auch die entsprechende Form der ersten sich aufweisen liesse; ich finde deren nur drei:

wit behindert,	*lywit* schwankend (?),	*lirwit* widerstrebend,
	khaweit furchtsam,	*khyrwait* prahlerisch,
	kymen jauchzen, sich freuen,	*kyrmen* hoffen.

Dagegen liegen etwa 24 Fälle vor, in denen neben der Grundform gleich die zweite Stufe auftritt.

Diese ganze Bildung der zweiten Stufe unmittelbar aus der Grundform bekam noch eine besondere, zwar nur scheinbare, aber doch sehr wirksame Stütze von der Bildung *b* + *yr* selbst aus. Nicht bloss damals zur Zeit der Entstehung von *b* + *yr* war *ba* noch kein festes Adjektiv-Präfix, auch jetzt ist es das noch nicht; auch jetzt ist seine Verbindung mit dem Adjektivstamm eine äusserst lose, bei manchen Adjektiven steht es überhaupt nicht, bei anderen nur in bestimmten Fällen.[1]) So konnte nun selbst bei *b* + *yr* der Schein entstehen, dass es immer unmittelbar der Grundform hinzugefügt sei, was natürlich seine Wirkung bei den übrigen Präfix-Klassen nicht verfehlen konnte.

§ 69. So kam es denn auch, dass von *byr* aus nicht der rein adjektivische Charakter des eigentlich neuen Elements dieser Stufe, des *r*, herüberwirkte, sondern die an die Verbindung von *b* und *r* sich knüpfende Assoziation des Abgeschwächten, des Unfertigen, Unvollkommenen, Gestörten. Dieses und nicht eine Wirkung inbezug auf die formalen Wortklassen ist denn auch die eigentümliche Funktion aller Formen der Bildung: Kons. + *yr*. Es ergibt sich das zur Evidenz daraus, dass bei so ziemlich allen Fällen, wo die Grundform neben der zweiten Stufe vorhanden ist, durch die Erhebung auf die letztere keine Veränderung inbezug auf die Zugehörigkeit zu einer Wortklasse vor sich geht, höchstens dass der ursprünglich adjektivische Charakter dieser Bildung noch einigemale in der Verwandlung eines Substantivs in ein Adjektiv sich geltend macht. Sonst aber wird a) entweder durch die Zufügung des Präfixes: Kons. + *yr* einem an sich indifferenten Wortstamm die Bedeutung des Unvollkommenen gegeben, oder b) das Präfix: Kons. + *yr* verbindet sich gern mit Stämmen, die an sich schon jene Bedeutung haben, die aber durch dieses wohl noch gesteigert, manchmal etwas modifiziert, jedenfalls aber gefestigt wird.

[1]) S. darüber Roberts, Khassi Grammar, §§ 34, 35.

a) *ah* schneiden,	*kyr’ah* schnitzeln,
khiṅ steif,	*pyrkhiṅ* streng, straff,
tap bedecken,	*byrtap* umwickeln,
doh küssen, berühren,	*kyrdoh* anstossen, sich anstrengen,
phaṅ Grenze,	*kyrphaṅ* abgesondert,
phāi zurückwenden,	*syrphāi* abschwächen,
beit gerade, nicht krumm,	*kyrbeit-kyrthiṅ* krumm,
bām essen, beissen,	*kyrbām* sich verbeissen,
śān stützen,	*kyrśān* pfropfen,
śaṅ nahen,	*pyrśaṅ* probieren, anbieten,
śut wetzen,	*kyrśut* reiben, bürsten,
sei „to emit, to extract“,	*kyrsei* „to ooze“;
b) *ūd* klagen, jammern,	*kyrūd* brummen, murmeln,
eit Exkrement,	*kyreit* obscön, schmutzig,
kyriat khait-khait „grating, to scranch“,	*kyrkhait* „to make a sound like the cracking of bones“,
tit „to rape, to strike“,	*kyrtit* donnern,
thuh kennen,	*pyrthuh* nachahmen,
thoh-ǵāu Geschwür,	*tyrthoh* Ferment, Schaum,
duh verfallen,	*kyrduh* mangeln,
pah verführen =	*kyrpah*,
wit behindert,	*lirwit* widerstrebend,
suh „to imp“,	*kyrsuh*, *tyrsuh* „to egg, to rouse“.

Nur zwei Fälle kenne ich, wo die Präfigierung von Kons. + *yr* die Wortklassen-Angehörigkeit wesentlich ändert:

sīu-sīu „smarting“,	*kyrsīu* aufwecken,
ǵā gekochter Reis,	*pyrǵā* kauen, schmecken.

B. Infixbildung.

§ 70. Das Bestehen von Infixbildung im Khasi ist bisher von keiner Seite signalisiert worden.[1]) Sie ist allerdings verborgen und selten genug, so dass sie wohl übersehen werden konnte, aber bei genauerer Durchforschung doch nicht zu verkennen. Absolut sicher gestellt ist die Infigierung von *n*, höchst wahrscheinlich die von *m*, nicht unwahrscheinlich die von *l*, während die von *r* für jetzt freilich nicht genügende Bezeugung hat, um auch nur die letztere Bezeichnung zu verdienen. Jedenfalls abwesend ist aber die doppelte Infigierung oder die Infigierung der zweiten Stufe (*m* + *n*, *m* + *r*, *m* + *l*), wie sie besonders das Khmer darbietet.[2])

---

[1]) Grierson a. a. O. S. 18 macht zum erstenmal bekannt mit dem Vorkommen der Infigierung im Lyngngam-Dialekt zur Bezeichnung des Futurs. Dadurch ist ein sehr wertvoller Fingerzeig zur Erklärung der allerdings etwas anders gearteten Infigierung des Standard-Dialektes sowie in weiterer Hinsicht der Mon-Khmer-Sprachen überhaupt geboten. S. auch noch weiter unten § 72.

[2]) S. meine Abhandlung „Die Sprachen der Sakei und Semang“, S. 169.

Was die äussere Form der Infigierung angeht, so erhält der Infix-Konsonant nur selten einen Hülfsvokal (*y*), ich finde einen solchen 4 mal bei *n*-, und 1 mal bei *m*-Infix. Ist der Anlaut-Konsonant des Wortstammes, in welchen das Infix eintritt, eine nichtaspirierte Explosiva, so scheint in einigen Fällen bei *n*-, *r*- und *l*-Infix Aspiration desselben einzutreten. Sicheres lässt sich darüber wegen der Unzuverlässigkeit, die Roberts inbezug auf die Aspiration zeigt, leider noch nicht feststellen.

1. Das *n*-Infix.

§ 71. Ich finde folgende Beispiele, von denen ich die mir selbst zweifelhaft erscheinenden mit ? versehe:

1. *khnap* Huf: vgl. *skap* Hülle, Schale, dann auch Khmer *kap* bedecken, Mon *kanap* Schuh, Scheide.
2. ? *khnup* „a native umbrella“: *kup* kleiden.
3. *kyniau* alt, ehemals: *kiau* Grossmutter.
4. *kyniuh* zittern: *kyuh*, *kiuh* zittern, schuldbewusst sein.
5. *khnap* Zange („pliers“): *khap* zwicken, kneifen.
6. ? *khnam* Pfeil: *kham* Faust, spannen.
7. *pynār* abgestreiftes Fell der Schlange: *pār* kriechen.
8. *bynoh* Last, Bürde: *boh* „to tie, to strap a burden (on the back)“.
9. *snāid* Netz, Sieb, Destillierkolben: *sāid* waschen.
10. *snād* Kamm: *sād* kämmen.
11. *snām* Blut = Palaung *hnam*, Mon *ćhim*, Khmer *ǵhām*, Stieng *maham* u. s. w.; Khmer *kraham* rot, *prehām* Morgenröte.
12. *snih* Rinde, Fell: *sih* „to past, to cover“.
13. ? *snem* Jahr: *sem* „to put round“.
14. *snēr* Flügel, Feder: *hēr* fliegen.
15. *śnoṅ* Dorf: *śoṅ* sitzen, wohnen.
16. *śniuh* Haar = Lyngngam *śńek*, Mon *sok*, Khmer *sak*, Bahnar *śok*, Stieng *suk*, *ćok*, *sok*, Wa *hsuk*, *suk*.

§ 72. Die Bedeutungsfunktion des Infixes *n* tritt ziemlich einheitlich auf, in den meisten Fällen bildet es Substantiva, die ein Werkzeug bezeichnen, so die Beispiele 1, 2, 5, 9, 10, 12, 14, 15. In einigen andern Fällen entstehen auch Substantiva, aber solche, welche das Resultat einer Handlung bezeichnen: 7, 8 und einigermassen auch 14. Dagegen scheint mir 16 ein Fall von der Art zu sein, wie sie anderwärts durch die Infigierung von *yn* nach dem Präfix der ersten Stufe zustande kommen, die nämlich eine Menge gleichartiger Dinge bezeichnen (s. § 46, 3 c *β*). Dazu dann bilden 3 und 11 Fälle jener Verallgemeinerung, wie sie bei eben jener Infigierung auftrat (s. § 46, 1), wozu im Grunde auch 7, 8 (und 15) gehören. Da endlich auch die Instrumental-Substantiva ebendort zu finden sind (§ 46, 3 e), so legt sich der Gedanke an die Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen der hier behandelten eigentlichen Infigierung in den Wortstamm und der uneigentlichen Infigierung zwischen Präfix und Wortstamm nahe.

Grierson gibt durch seinen Hinweis auf eine Infixbildung des Lyngngam-Dialektes[1]) die Mittel an die Hand, diese Vermutung zur Gewissheit zu erheben. Er weist darauf hin, dass während im Standard-Dialekt das Futur durch Präfigierung vor den Verbalstamm gebildet wird: *ṅa'n loṅ* ich werde sein, *ba'n loṅ* (um) zu sein, der Lyngngam-Dialekt (*y*)*n* infigiert: *rip* schlagen, *rynip* schlagen werden. Da wäre also eine direkte Verbindung zwischen eigentlicher Infigierung und Präfigierung. Die Verbindung zwischen den beiden Arten der Infigierung, der eigentlichen und uneigentlichen, liefert das Lyngngam auf seinem Gebiet allein: während bei einfachen Stämmen *n* dem Wortkörper selbst (nach dem Anlaut-Konsonanten) infigiert wird: *rip*, *r-yn-ip*, tritt bei präfigierten Formen *n* zwischen das Präfix und den Stamm: *pansop*, *pan-yn-sop*.

Hier liegt nun auch der Schlüssel zur Erklärung der eigentlichen Infigierung überhaupt: sie ist aus der uneigentlichen hervorgegangen. Zwar nicht ganz in der Weise, wie Grierson es vermutet: „The conjecture may be hazarded (but it is a mere conjecture) that in these cases the verbs[2]) are old compounds, and that the *yn* is inserted between the two members. Thus *rip* to beat, may be a corruption of *pyr-iap*, to cause to die, and *rynip* is for *pyr-yn-iap*, *'r-yn-iap*, *'rynip*".[3]) Die ganze Entwickelung geht allerdings aus von vokalisch bezw. mit *y* + Vokal anlautenden Stämmen, aber in etwas anderer Weise, wie Grierson vermutet. Das oben (§ 71) angeführte Beispiel 3 stellt den ganzen Vorgang in klassischer Weise dar. Hier erscheint *kiau* „Grossmutter" als einfacher Stamm, demzufolge *kyniau* „alt" als eine Form mit eigentlicher Infigierung. In Wirklichkeit aber ist auch *kiau* schon eine zusammengesetzte Bildung, bestehend aus dem Stamm *yău* „advanced in age" (*yău-bei* „the female ancestor") und dem Individualisierungs-Präfix *k*(*y*). Später ging das Gefühl für die Zusammengesetztheit des ursprünglichen *ky* + *iau* = *k'iau* verloren. Aber es ist klar, dass das Element *yn* zu einer Zeit eingefügt wurde, wo die Verschmelzung noch nicht eingetreten war: die Infigierung war in diesem Stadium gerade so gut eine uneigentliche, wie bei *pan-yn-sop* (s. oben). Im späteren Verlauf der Entwickelung wurde *kyniau* dann nicht mehr auf *yău*, sondern auf das nunmehr erstarrte, als einfache Bildung empfundene *kiau* bezogen, in dessen Körper hinein *n* infigiert worden sei. Nach diesem und andern auf gleiche Weise entstandenen Modellen wurde dann schliesslich die Infigierung in eigentlicher Weise auch auf wirklich einfache Stämme übertragen, die niemals zusammengesetzt gewesen waren. Hier lässt sich also noch positiv nachweisen, dass eine eigentliche Infigierung aus einer früheren, hier allerdings dem Charakter des Khasi als einer präfigierenden Sprache entsprechend, vor dem Wortstamm sich vollziehenden uneigentlichen Infigierung in ganz analoger Weise hervorgegangen ist, wie sie Brugmann für die Entstehung der indogermanischen Nasalstämme aus einer früheren, nach dem Wortstamm vor sich gehenden uneigentlichen Infigierung vermutet.[4])

Ein anderes Beispiel dieser Art ist wahrscheinlich auch Nr. 14: *snĕr* Flügel — *hĕr* fliegen. Letzteres geht zurück auf *hiar* „ausbreiten", welches zusammengesetzt ist aus einem Präfix *h* (= früherem *s*) und einem Stamm *yăr* = „breit", der auch in *kiar* „ausstrecken" und gesondert, aber schon zu *ĕr* entwickelt, in *kyn'ĕr* „ausbreiten" vorkommt. In der Zeit, als

---

[1]) A. a. O., S. 18.

[2]) D. h. die jetzt einfach erscheinenden Verbalstämme.

[3]) A. a. O. S. 19.

[4]) K. Brugmann, Kurze vergl. Grammatik der indogerman. Sprachen, 2. Liefg., § 665 Anm.

s(h) noch loses Präfix war, fügte sich dann *n* als uneigentliches Infix ein: $s + n + \bar{e}r$, jetzt zu einheitlichem *snēr* geworden.[1])

§ 73. Nachdem auf diese Weise die Entstehung der eigentlichen aus einer früheren uneigentlichen Infigierung, ebenso die Gleichheit der Bedeutungsfunktionen beider dargetan ist, folgt daraus sogleich auch die Identität des in den beiden Infigierungen verwendeten Elementes *yn*, *n*. Jetzt ist es an der Zeit, der Grundbedeutung und dem Ursprung desselben nachzugehen. Ich halte dasselbe für identisch mit der Futurpartikel *'n*, *yn*, welche im Standard-Dialekt prä-, und im Lyngngam-Dialekt (eigentlich und uneigentlich) infigiert wird. Die Bedeutung derselben beim Futur ist wohl keine andere als „zu", „um zu", „hin zu".[2]) Die gleiche Grundbedeutung ist auch in den verschiedenen Funktionen des (uneigentlichen und eigentlichen) Infixes vorhanden (s. § 46 und §§ 71, 72): 1. Überall dort, wo *yn* die Verallgemeinerung bewirkte, liegt die Bedeutung „hin zu", „ähnlich zu", „ähnlich mit" zugrunde, wie sie auch bei Adjektiven in der Übersetzung durch deutsche Formen mit der Endung „-artig" (z. B. schädel-artig) zutage tritt; 2. wo *yn* Instrumental-Substantiva bildete, tritt die Nuanzierung „um zu" hervor: *sād* kämmen, *snād* (ein Ding) um zu kämmen, ein Kamm; 3. an „hin zu" schliesst sich auch wohl am ehesten die Funktion als Kausativpartikel beim Verbum: *pruń* durchdringen, *pynruń* ein Tun, ein Wirken hin zum durchdringen, welches das Durchdringen zum Objekt hat.

2. Das *m*-Infix.

§ 74. Hier liegen folgende Fälle vor:

smat tätig, eilig: *sat* ungeduldig sein.
smap-smep sachte, schwach, } *sep* verfallen, untergehen (Sonne),
smep-smep schlaff, } Bahnar *śop* schwächer werden.
rymiań Rand: Bahnar *riń* äusserer Rand.

Der Fälle sind zu wenige, als dass sich mit Sicherheit etwas über die Bedeutungsfunktion dieses Infixes sagen liesse. Man möchte annehmen, dass es adjektivbildend sei (auch *rymiań* Rand = das Äussere), was mit den meisten Fällen bei Mon übereinstimmen würde, vgl. z. B. *ǵā* sitzen, *ǵmā* fest, sicher.

§ 75. Die Entstehung dieses Infixes aus einem uneigentlichen lässt sich bei Khasi selbst nicht nachweisen. Aber das Mon liefert in Verbindung mit Khasi ein Beispiel, welches diese Entstehung wieder deutlich vor Augen führt. Mon hat eine Form *tmuāi* „fertig",

---

[1]) Etwas anders ist die Sachlage bei der Infixform *ny-yn-nap* „sterben" (von *nyap*) des Lyngngam, auf die Grierson (a. a. O. S. 19) verweist. Hier ist nämlich in der Form *nyap*, richtiger *ńap* schon eine Zusammensetzung vorhanden, $= n + yap$, die auch Bahnar *ńap* „verstorben", Stieng *ńap* „Sonnenuntergang" schon aufweisen, die aus einem Präfix *n* und einem Stamm *iap* (bei Bahnar zu *iūp* und dann weiter zu *īp* „dunkel" entwickelt) besteht. Die (uneigentliche) Infigierung müsste hier regelrecht die Form $n + yn + yap = nynyap$ oder *nyńap* hervorbringen; aber das Präfix *n* hat sich mit dem anlautenden *y* des Stammes so eng zu einem neuen Konsonanten *ń* verbunden, dass diese Verbindung nicht mehr zu trennen ist, sodann *ńap* als neuer Stamm empfunden und mit ihm dann eine eigentliche Infigierung vorgenommen wird, welche das Infix nach dem Anlautkonsonanten *ń* einsetzt, also *ńyn(n)ap* bildet.

[2]) Eine Verbindung der zweiten (verstärkenden) Futurpartikel *sa* mit dem Begriff „hin zu" zeigt sich darin, dass Lyngngam dieselbe als Akkusativ-Präfix gebraucht an Stelle von *ia* im Standard-Dialekt, welches die Bedeutung „hin zu" hat.

die aus einer scheinbar einfachen, *tuāi* „beendigt“, durch eigentliche Infigierung entstanden zu sein scheint. Indes zeigt das Khasi-Wort *wāi* „beendigen“, dass auch Mon *tuāi* schon zusammengesetzt ist aus einem Präfix *t* und einem Stamm *wāi*, zwischen welche *m* als uneigentliches Infix treten konnte, als die beiden Elemente noch nicht zu einer einheitlichen Bildung erstarrt waren.

Das Infix *m* ist dann wohl zurückzuführen auf das Präfix *my*, *ma*, das bei Khasi nur in zweifelhaften Resten, bei Mon aber im weitesten Umfange, und zwar besonders zur Partizipialbildung angewendet wird.

3. Das *l*-Infix.

§ 76. Folgende Fälle sind vorhanden:

klād, *khlād* trennen, teilen: *kād* zerreissen.
klem, *khlem* ohne, ausgenommen: *kem* fassen, festhalten.
khlam in grosser Anzahl: *kham* mehr, eher.
slak „tightly“: *sak* gänzlich, *kynsak* kompakt, fest.
ślūr kühn, ritterlich: *śur* hartnäckig, voreilig.

Auch hier lässt die geringe Anzahl der vorhandenen Beispiele kein sicheres Urteil über die Bedeutungsfunktion zu. Dass die Adjektive vorwiegen, würde nicht gegen den Charakter dieses Infixes, wie er sich bei Mon und Khmer findet, sprechen.

§ 77. Die Entstehung dieses Infixes ist ganz die gleiche, wie bei den beiden vorhergehenden. Je ein Beispiel von Khmer und Mon lässt das wieder genügend hervortreten: Khmer *kōṅ* „courbe, cintre“ — *khlōṅ* „cintre“, aber auch *ōṅ* „se courber“; Mon *kleṅ* „fest, beharrlich“ — *kēṅ* „gewöhnt“, aber auch *ēṅ* „aushalten“.

Auch *l* wird abzuleiten sein von dem Adjektiv-Präfix *l* (s. § 22). Nur macht sich dann die Schwierigkeit geltend, dass bei Khasi *l* nicht zur uneigentlichen Infigierung gebraucht wird, dass es wohl eine Bildung: Kons. + *r* aber keine: Kons. + *l* gibt, wie sie z. B. bei Stieng gebräuchlich ist. Eine befriedigende Lösung liegt aber wohl in dem Hinweis darauf, dass alsdann *l* in den Auslaut der (Präfix-)Silbe zu stehen käme, was aber bei Khasi nicht statthaft ist, da es alsdann stets in *r* verwandelt werden muss (s. § 105). So ist es also nicht ausgeschlossen, dass unter den Formen der Bildung: Kons. + *r* tatsächlich manche ursprüngliche Formen von: Kons. + *l* vorhanden sind, die um so zahlreicher gegenüber den ersteren sein müssten, je mehr *l* auch als Präfix dem *r* an Häufigkeit des Vorkommens überlegen ist. Ähnlich mag auch bei Mon der Umstand, dass bei ihm auslautendes *l* entweder (mit Dehnung des vorhergehenden Vokals) ausfallen oder in *w* übergehen muss,[1]) eine weitere Entwickelung der Bildung: Kons. + *l* verhindert haben, während für den ehemaligen umfangreicheren Bestand der Bildung: Kons. + *r* genügende Anzeichen vorhanden sind.[2])

4. Das *r*-Infix.

§ 78. Folgende Fälle scheinen vorhanden zu sein:

khrup niedrig: *pyrkup* flach zu Boden („flatwise“).
khreu schwach, erschöpft, veraltet: *kiau* Grossmutter (*yāu* alt).

---

[1]) S. meine „Grundzüge zu einer Lautlehre der Mon-Khmer-Sprachen“, §§ 14. 15.
[2]) A. a. O. § 133 ff.

§ 79. Hier würde das zweite Beispiel die Entstehung durch uneigentliche Infigierung von vokalisch anlautenden Stämmen aus noch erkennen lassen. Deutliche Fälle dieser Art liegen bei Mon und Khmer vor: Mon *srāk* zerreissen — *sāk* zerreissen, aber auch *āk* spalten, *srēn̄* verwittert — *sēn̄* verwittert, welch letzteres aber aus *s'ēn̄* hervorgegangen ist; Khmer *sasrān̄* mit Kraft — *sān̄* sehnig, knorrig, aber auch *kra'ān̄* stämmig, untersetzt.

C. Repetition.

§ 80. 1. Die einfache Repetition wird im weitesten Umfange gebraucht, um aus Adjektiven Adverbien zu bilden: *dob-dob* „loosely“, *tain-tain* „hotly“, „violently“ u. s. w.

§ 81. 2. Eine qualifizierte Repetition tritt bei einigen Formen auf in der Weise, dass die Vokale der sonst gleichen beiden Teile der Repetition verschieden sind:

a) *u* und *a*:
khum-kham, *kumkum-kamkam* „confusedly“,
bhuk-bhak „confusedly“,
bhum-bham „a roaring“,
kynrum-kynram „confusedly“,
śrum-śram „confusedly“,
brum-bram „
lyn̄rum-lyn̄ram „confusedly“,
nan̄ malu-mala „to smatter“,
thlum-thlam „indistinctly“, „to plump down“,
kyntlum-kyntlam „fussingly“,
būid-bāid „with grimaces“.

b) *u* und *e*:
śai n̄ut-n̄et „glimmer“,
n̄utn̄ut-n̄etn̄et „indistinctly“,
byrn̄ut-byrn̄et „dim“,
khih tyn̄uk-tyn̄ek „to golt“.

c) *i* und *a*:
khih n̄ik-n̄ak „to jerk“,
kyntik-kyntak leichtfüssig, flink,
kynthir-kynthar lebhaft.

d) *e* und *a*:
smemsmem-smamsmam „flabby“,
smap-smep „soft, lean, flabby“.

Es scheint, dass in allen diesen Formen die Bedeutung von etwas Verworrenem, Unbestimmtem oder auch Leichtbeweglichem vorhanden ist. Auffallend sind die gerade hier sich häufenden lautlichen Unregelmässigkeiten, wie Auslaut auf *k*, Anlaut mit *bh* u. a. m.

III. Der Auslaut der Wortstämme.

§ 82. Aus den gleichen Gründen, die ich für die Mon-Khmer-Sprachen ausgeführt,[1] werde ich auch hier bei der Behandlung der Lautverhältnisse nicht der Methode der indogermanischen und ähnlich gebauten Sprachen folgen, die Vokale und Konsonanten in ihrer systematischen Aufeinanderfolge zu untersuchen. Der Plan meiner Untersuchung umfasst vielmehr auch hier drei Teile: der erste behandelt den Auslaut, der zweite den Anlaut der Wortstämme und der dritte die im Inlaut befindlichen Vokale. Da die Wortstämme des Khasi alle einsilbig sind, aus Kons. + Vokal + Kons. oder aus Vokal + Kons. oder aus

[1] „Grundzüge einer Lautlehre der Mon-Khmer-Sprachen“ (im Folgenden von hier an immer als Gr zitiert), § 8 ff.

Kons. + Vokal bestehend, so lassen sich in den genannten drei Teilen sämtliche an einem Khasi-Wortstamm sich vollziehenden Vorgänge erschöpfend behandeln.

§ 83. Vorauszuschicken habe ich zunächst noch die kurze Übersicht der im Khasi vorkommenden Vokale und Konsonanten:

Vokale:	Diphthonge:	Konsonanten:
a ā	ai, āi, ei, oi, ōi	k kh ṅ h
i ī u ū	au, āu, iu, īu, eu[1]	ǵ (ǵh) ś
e (ē) o (ō)	ia	t th d (dh) n y r l s
(y)		p ph b (bh) m w

§ 84. Der Vokal *y* tritt niemals in den Stämmen, sondern stets nur in den (unbetonten) Prä- und Infixsilben auf. Die langen Vokale *ī* und *ū* werden stets mit mehr oder weniger stark nachklingendem *e* bezw. *o* gesprochen, also *ī* = *íĕ*, *ū* = *úŏ*. Die Schreibung *ie* für *ī* wird von den Eingeborenen vielfach angewendet. Die Aussprache *íĕ* wird missbräuchlicher Weise vielfach auch auf *i* übertragen: *tip* wissen = *tíĕp*. Langes *E* (*ē*) hat die breite Aussprache von deutschem *ä*, kurzes *E* (*e*) die von geschlossenem *e*.

§ 85. Über die Aussprache der Diphthonge entnehme ich aus den Mitteilungen *P.* Bohnheims,[2]) dass die Verbindungen *ai*, *au*, in denen der erste Vokal kurz ist, als eigentliche Diphthonge betrachtet werden können, die einen wirklichen Mischlaut darstellen. Bei *āi* und *āu* dagegen bewirkt die Länge des ersten Vokals eine mehr getrennte Aussprache desselben. Zu dieser letzteren Art uneigentlicher Diphthonge gehört auch *ei*, in dem beide Teile getrennt gesprochen werden. Dagegen ist *eu* eigentlicher Diphthong, seine Aussprache ist fast wie die von *ou*.

§ 86. Nach denselben Mitteilungen ist bei den Konsonanten die Aussprache der tonlosen Explosiven (*k*, *t*, *p*) eine verhältnismässig weiche, der der tönenden ([*g*], *d*, *b*) noch um einige Grade näher als die unsrige. Von den Nasalen ist *ṅ* im An- wie im Anslaut ein einfacher Konsonant, nicht = *ṅ* + *g*. Entgegen Roberts konstatiert Bohnheim die Existenz eines palatalen Nasals *ń* wenigstens im Anlaut; das auslautende *in* z. B. in *bsein* „Schlange" wird von manchen Eingebornen auch geradezu als *ñ* geschrieben, und nach *P.* Bohnheims Mitteilung wird es auch „die Zunge am Gaumen" gesprochen, also ganz die Haltung, wie sie einem palatalen Nasal entspricht. Ich denke aber, dass im Auslaut der palatale Nasal in ähnlicher Weise abgeschwächt sein wird, wie es die palatalen Explosivlaute sind, die aus *ć* und *ǵ* sich zu *it* bezw. *id* entwickelt haben. Die Aussprache der Palatalen (*ǵ*, *ś*) im Anlaut ist auch hier die feinere und weichere, wie ich sie für die Mon-Khmer-Sprachen festgestellt habe;[3]) ich schliesse das aus dem Umstande, dass man nach denselben ein leichtes *i* zu hören glaubt. Im Auslaut sind ursprünglich *ć* und *ǵ*, wie schon erwähnt, zu *it* und *id* geworden, wo ebenfalls das den Dentalen vorausgehende *i* die frühere weiche Aussprache andeutet. Die Aussprache des *s* ist stets eine scharfe. Ein *z* können die Khasi um keinen Preis aussprechen, dafür tritt *s* ein. *r* wird gerollt, wie im Deutschen.

[1]) Von Roberts abweichend habe ich diese Art Diphthonge nicht mit *w*, sondern mit *u* geschrieben, wie es die Analogie mit den *i*-Diphthongen erfordert; wie mir *P.* Bohnheim mitteilt, beginnen auch die Eingeborenen selbst schon mit dieser Schreibweise.

[2]) S. Vorwort.

[3]) S. Gr § 7 ff.

Im Folgenden beobachte ich überall, wo eine Aufzählung der Vokale und Konsonanten stattfinden muss, immer diejenige Reihenfolge derselben, wie sie das Devānāgarī-Alphabet bietet. Das ist schon aus dem Grund gerechtfertigt, weil das Khasi mit den Mon-Khmer-Sprachen in engster Beziehung steht, von denen diejenigen beiden Sprachen, die eine alte einheimische Literatur besitzen, das Mon und das Khmer, Alphabete verwenden, die aus dem Devānāgarī-Alphabete abgeleitet sind. Ausserdem ist ja auch die Anordnung desselben derjenigen der wissenschaftlichen Systematik in keinem wesentlichen Punkte entgegen.

A. Der vokalische Auslaut.

1. Der Auslaut auf einfache Vokale.

§ 87. Die Mitteilungen *P.* Bohnheims nötigen mich, während sie sonst in allen wesentlichen Punkten die in meiner Arbeit „die Quantität der Vokale im Khasi“ [1]) aufgestellten Gesetze bestätigen, die bezüglich des vokalischen Auslautes angenommenen Regeln zurückzunehmen. Ich glaubte in der Quantitätsbezeichnung Roberts' eine Stütze für dieselben zu finden, aber *P.* Bohnheim versichert mich bei voller Erkenntnis der Frage und des Sachbestandes, dass diese Bezeichnung vielfach höchst fehlerhaft sei, was dann natürlich auch für die aus denselben gezogenen Schlussfolgerungen gelten muss.

a) Es haben zunächst zu fallen Q §§ 3, 8, 15, dagegen bleiben im Wesentlichen §§ 22, 26, 32. An Stelle des in Q §§ 3, 8, 15 Angenommenen muss ich aus den Mitteilungen *P.* Bohnheims jetzt fast das Entgegengesetzte entnehmen. Danach ergibt sich jetzt folgende Sachlage.

§ 88. *a*) Die Hauptvokale *A*, *I*, *U* kommen im wesentlichen im Auslaut nur kurz (*a*, *i*, *u*) vor. *P.* Bohnheim führt u. a. folgende Belege an: 1. A: *kha* gebären, *pra* fallen, *thala* töricht, eitel, *syrwa* Suppe, *bta* Gesicht waschen, *ǵaka* Ort, *ryńa* Kohle, *pyrta* rufen, *kytha* kauen, *lyńba* durchbohren; ausdrücklich als einzige Ausnahmen werden angegeben: *bā* leuchten, *dā* schützen, *mā* sich fürchten; 2. I: *sni* Stachel, *ksi* Laus, *ri* ernähren, *kti* Hand, *ai-li* zu nachsichtig, *śi* eins, *ni* fein, enge, *bri* Pflanzung, *thri* Bambus, *lynti* Weg, *sylli* Bambusart, *kylli* fragen, *hi* selbst, eigen, *soh-phi* eine Art wilder Pflaume, *kynśi* mit Abscheu reden; als Ausnahmen: *dī* verkaufen, *kmī* Mutter, *thī* artikulieren, *thī* unten, Süden; 3. U: *kyrkhu* segnen, *śu* nur, *thymu* bezeichnen, *hu* Meerschwein u. a.; einzige Ausnahmen: *krū* Luftröhre, *khrū* rasch aufeinander folgender rollender Lärm.

§ 89. *β*) Die Nebenvokale *E* und *O* haben im Wesentlichen nur kurze Form im Auslaut, die aber tatsächlich bei ihnen (nicht nur in Formwörtern, wie Q §§ 22, 26 meinten) vorkommenden Ausnahmen sind: 1. bei *E*: *nē* „ungefähr“, *dē* „auch“, *rē* „auch“, aber nicht *me* „du“ oder *ade* „zufällig“; 2. bei *O*: nur *kō* Vokativpartikel; dagegen ist richtige Schreibweise: *mo*? nicht wahr? *ho*? nicht wahr?, *ro* Quecksilber, *paro* Taube.

§ 90. *γ*) Der Doppelvokal *ia* hat stets nur kurze Form im Auslaut; *io* erscheint nicht im Auslaut, *ie* ist nur eine unangebrachte Schreibweise für *ī*, *iu* ist Diphthong.

§ 91. b) Mit wahrer Freude begrüsse ich es, dass auch Q §§ 6, 12, 18 fallen müssen, wodurch einem Zustand lästigen Schwankens ein Ende gemacht wird. Der dort ange-

[1]) In der „Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes“, XVII. Bd., S. 303 ff.; im Folgenden immer kurz als Q zitiert.

nommene Wechsel zwischen langem vokalischem Auslaut bei den Hauptvokalen A, I, U und *h*-Auslaut bei vorhergehendem kurzem Vokal existiert nach *P.* Bohnheim bei keiner einzigen Form. Die *h*-Auslaute, die noch dazu nicht bloss kurzen, sondern auch langen Vokal vor sich haben können, stehen in durchaus keiner Verbindung mit vokalischen Auslauten. Diese Feststellung ist ein bedeutsamer Schritt nach vorwärts aus der Unsicherheit, die man bisher bedauern musste, aber nach Roberts' Arbeiten als zu Recht bestehend anzunehmen genötigt war.

§ 92. c) Auslaut-Entsprechungen des Khasi zu den Mon-Khmer-Sprachen[1]) sind:

1. *a* = *a* (*ā*):
kha Fisch = M, B, S *ka*,
ryṅa Kohle = M *lṅa-pmat*,
sa essen = M *ća*, B *ṣ́a*, S *sa*, K *ćīj*,[2])
na von = M *na*,
kypa Vater = K *pā*,
sla (*slak*) Blatt = M *sla*, K *slik*, B *hla*, S *la*,
khla Tiger = M *kla*, K *khlā*, B *kla*, S *klăh*,
ma Benennung der Ehrfurcht: M *ma* Vater, K *mā*, B, S *ma* Onkel,
śa hin . . . zu: B *ća* suchen, zu,
la seit: B *la* Zeit,
la eigen: M *tala* Eigentümer,
syrwa Suppe: M *swa*.

2. *i* = *āi*, *i*; *ī* = *i*, *e*:
sṅi Sonne, Tag = M *tṅāi*, K *thṅāij*,
kti Hand = M *tāi*, K *ṭāi*, B, S *ti*,
ksi Laus = M, K *ćāi*, B *śi*, S *sĩh*,
ni zierlich: M *ńi* klein,
kymi Mutter = M *mi*, B *mĕ*, S *mêi*, (?) K *mē*.

3. *e* = *e*(*i*):
me du = S *mêi*.

Die Entsprechungen von *a* sind genügend zahlreich, um sie als hinreichend sicher bezeichnen zu können. Über K *ā* = Kh *a* s. Gr § 164. Die Entsprechungen Kh *i* = M, K *āi*, B, S *i*(*h*) sind die Umkehrung der Entsprechungen Kh *ai* = M, K *i* (B, S *e*), s. § 97. Bezüglich Kh *ī* und *e* = S *êi* s. Gr § 69.

2. Der Auslaut auf Diphthonge.

§ 93. Nachdem durch die Mitteilungen *P.* Bohnheims in die Natur der Diphthonge etwas mehr Licht gekommen ist, s. § 85, und ich überall auslautendes *w* durch *u* ersetzt habe, ist es mir nicht mehr angängig, noch einen Auslaut auf Halbvokale, *y* und *w*, anzunehmen, sondern alles hierhin sonst Gehörige ist unter der Rubrik „diphthongischer Auslaut" zu behandeln.

§ 94. a) Die bezüglich des früher von mir angenommenen *w*-Auslautes in Q §§ 4, 10, 16 aufgestellten Gesetze werden durch die Mitteilungen *P.* Bohnheims nicht wesentlich berührt, sondern in einem Punkte nur noch zu grösserer Bestimmtheit geführt. Danach bleibt bestehen:

α) Bei dem *u*-haltigen Diphthong des A-Vokals ist letzterer durchgängig lang, = *ā*; Ausnahmen bilden nur einige (einen Laut bezeichnende) Adjektiva *kau-kau*, *dau-dau* lärmend, *khrau* rasselnd, *śau* schallend.

---

[1]) Von hier an gebrauche ich für Mon die Sigle M, für Khmer K, für Bahnar B, für Stieng S, für Khasi Kh.

[2]) K *ćīj* ist entstanden aus **ksa*, **ća*, in welchem *a* unter dem Einfluss des vorhergehenden Palatals zu *i* wurde, das bei K im Auslaut nach tonlosem Anlaut zu *īj* werden musste, s. Gr § 121 ff. und § 170.

β) Bei dem *u*-haltigen Diphthong des I-Vokals ist letzterer stets lang; einzige Ausnahme ist *tliu*, *thliu* finster. Damit ist in erfreulicher Weise die Unsicherheit beseitigt, welche durch das Schwanken Roberts' bei einer Reihe von wichtigen Wörtern, wie *ksīu* Enkel, *kyntīu* erheben u. a. bestand, vgl. Q § 9.

γ) Bei dem *u*-haltigen Diphthong des E-Vokals ist letzterer stets kurz; über seine Aussprache s. § 85.

δ) Bei dem *u*-haltigen Diphthong des Doppelvokals *ia* ist *a* in *ia* stets kurz; *iāu* „alt" wäre eigentlich zu schreiben *jāu*, hat also keinen Doppelvokal *ia*; *kiāu* Gross-, Schwiegermutter ist falsch für richtiges *kiau*.

§ 95. b) Die Frage liegt nahe, ob nicht auch für die *i*-haltigen Diphthonge sich analoge Gesetze nachweisen liessen. Es scheinen mir Anzeichen dafür vorzuliegen, dass in der Tat auch bei ihnen ähnliche Verhältnisse herrschen, aber bei der jetzt noch bestehenden diesbezüglichen Unsicherheit der Quantitätsbezeichnung in dem vorliegenden Material wage ich keine bestimmten Aufstellungen zu machen.

§ 96. c) Diesen Feststellungen ist hier noch hinzuzufügen:

α) Es scheint, dass *u*-haltige Diphthonge nicht vorkommen in Verbindung mit *o*, wie analog *i*-haltige nicht in Verbindung mit *e*. Von ersteren findet sich nur ein Beispiel bei Roberts, *sňow* hören, fühlen. Schon die Einzigheit macht dasselbe verdächtig. Es ist aber nichts anderes als die Form *sňew*, eine Schreibart, die Roberts[1]) zwar als „ugly barbarism" bezeichnet, die aber nach der Mitteilnng *P.* Bohnheims[2]) vollkommen erklärt und gerechtfertigt erscheint. *ei*-Diphthonge scheinen auf den ersten Blick in grösserer Anzahl vorhanden zu sein. Aber dieselben sind zum Teil ursprüngliche *as*-Auslaute (s. § 108), teils sind sie aus ursprünglichen *ai*-Auslauten hervorgegangen (s. § 97 *β*).

β) *i*-haltige Diphthonge fehlen bei dem Doppelvokal *ia*. Hier ist nur die eine Ausnahme *iai* „ununterbrochen" vorhanden. Der Grund dieser Beschränkung liegt in dem Streben nach Vermeidung der Gleichheit des An- und Auslautes, die in diesem Falle durch an- und auslautendes *i* vorhanden wäre. Es scheint ein Fall vorzuliegen, wo aus diesem Grunde auslautendes *i* in *u* übergegangen ist: *iāu* alt, *kiau* Gross-, Schwiegermutter: K *jāj* alte Frau, S *iai* weibliche Vorfahren, B *ia* Grossmutter, weibliche Vorfahren. In einer andern Weise macht dasselbe Gesetz sich darin geltend, dass, während sonst sämtliche ursprüngliche *wa*-, *ua*-Stämme in *ja*-, *ia*-Stämme übergegangen sind (s. § 152), doch in Fällen, wo *i* der Auslaut war, dieselben erhalten blieben: *khuai* Fische fangen, *ruāi* singen, *ǵuai* flechten.

γ) In analoger Weise fehlen auch *u*-haltige Diphthonge bei *w*-Anlaut des Stammes.

δ) Wie auch bei den Mon-Khmer-Sprachen stehen die Diphthonge nur im Auslaut, also in offenen Silben. In Fällen wie *lait*, *bāid*, *tain* u. ä. liegt nicht ein Diphthong vor, sondern *i* bildet mit dem nachfolgenden Dental die Entwickelung eines früheren vollen Vokals (s. §§ 102, 103). Die Tatsache, dass Diphthonge immer nur im Auslaut stehen, lässt darauf schliessen, dass die zweite Hälfte des Diphthonges, *i* und *u*, doch als Konsonanten betrachtet werden, nach denen im Auslaut kein anderer Konsonant mehr folgen kann, da eben in diesen Sprachen wohl doppelkonsonantiger Auslaut, nicht aber die Länge des Vokals in geschlossenen Silben unstatthaft ist.

---

[1]) Khassi Grammar, p. XIV.

[2]) S. § 85.

§ 97. d) Die Entsprechungen der *i*-haltigen Diphthonge:

α) Die Entsprechungen von *ai*, *āi*:

swāi schwach, mager: M *swāi* Knirps, *sōi* sehr klein,
thāi verwittern, vergehen: K *thāj* abnehmen, zurückfliessen,
ǵuai flechten: { K *ćhwāj* in Spiralen drehen, M *thuāi-krāu* verwickelt,
ǵiṅ-ṅāi Entfernung: { M *ǵaṅāi* entfernt, M *ćhṅāj* „, B *śöṅai* „, S *ṅai* „
sybāi Münze, Preis: K *lābāij* kleine Verdienste der Sklaven,
iai ununterbrochen: K *sãjāj* ausbreiten,
lai drei: { K *lāj* Zeichen der Mehrheit, der Gesamtheit, K *plāj* mehr und mehr, B *halai* „ „ „, S *plai* ausbreiten, M *hlāi* breit,
ai geben = K *ōj*,
wāi beendigen: M *tuāi* fertig, beendigt,
? *kynsai* auswählen: S *sai* (sich) verheiraten,
? *kamai* ernten: B *măj* auf Reserve legen,
ǵai ruhig, träge: K *ǵaǵāj* schleppend,
tyllai Strick = B *tölej*,
khnai Maus = M *kni*, B *könĕ*, S *könêi*,
thymai neu = M *tami*, K *thmīj*, S *mêi*,
ksāi Strick = K *khsē*, B *göśe*, S *ćêi*.

Der Hauptsache nach scheint Kh *āi* einem K *āj*, dagegen Kh *ai* einem K *i*, *ē*, M *i* zu entsprechen. Es wäre zu untersuchen, ob die davon abweichenden Fälle nicht allein der Unachtsamkeit in der Quantitätsbezeichnung bei Kh ihr Dasein verdanken.

β) Die Entsprechungen von *ei*:

wei eins = M *mwāi*, K *mūj*, S *muoi*,
wei anhalten, verweilen, *noṅ-wei* Fremder, }: { B *uăj*, *oei* bleiben, sitzen, B *tömoi* Fremder, Gast, Feind, M *tmuāi* Gast,
śyrkei erschreckend = K *skim-skāij*,
? *skeī* Hirsch: S *ćerkêi*, *rökêi* Eber,
ǵei-pyddeh gleichgültig = K *ǵöj*.

Zweifelhaft, ob hierhin gehörig, ist

mei Mutter, Mama = K *mē*.[1])

---

[1]) Vgl. § 92.

In fast allen diesen Fällen ist *e* in *ei* deutlich aus früherem *a*, *ā* in *ai*, *āi* entstanden durch Einwirkung des auslautenden *i*, vgl. § 108. Da der *e*-Vokal bei Khasi stets kurz ist, so fallen bei ihm die Entsprechungen zu *ai* und *āi* in eine zusammen.

Es liegen zwei Fälle vor, in denen man die Entsprechung eines Kh *ei* zu *īu* vermuten könnte:

tei aufrichten, bauen: M *tuiw* pflanzen,
pyrthei Welt, Erde von Hind. *pirthvī*, *pirthī*.

Jedoch ist bei dem ersteren Beispiel die Bedeutungs-Entsprechung mangelhaft und bei dem zweiten könnte *ei* auch dem auslautenden *ī* der anderen Form von Hind. entsprechen.

Über die Fälle von Kh *ei* = ursprüngl. *as* s. § 107 b.

γ) Die Entsprechungen von *oi*:

toi mag sein: K *kaṭōj* sei es . . . . sei es,
kyrsoi ausfliessen = K *sāj*,
ki moi-moi Schläfen: S *mai* Seite.

Es scheint, dass auch *oi* auf früheres *ai* zurückgeht.

δ) Die Entsprechungen von *ui*:

? *kynhui* jauchzen, singen: K *ṭaṅhōj* herbeirufen.

ε) Lehnwörter:

noi Flöte = Hind. *naë*,
rāi beschliessen = Hind. *rāë*,
rūi Baumwolle = Hind. *rūī*,
duai beten = Hind. *daā*, *duā* (arab. دعا),
dawai Medizin = Hind. *dawā*.

Bemerkenswert sind die beiden letzteren Fälle, wo Kh *ai* einem Hind. *ā* entspricht.

§ 98. e) Die Entsprechungen der *u*-haltigen Diphthonge

α) Die Entsprechungen von *āu* (*au*):

kthāu Grossvater: M *thāu* alt,
kyllain-kyrǵāu labyrinthisch: K *raǵöp-raǵāu* in Unordnung herbeiströmen,
kau lärmen, / *śū-lyṅkau* heulen, }: M *jā-gakaw* weinen,
mrāu Sklave: { K *pārö* Abgesandter, *prö* absenden, / S *pömrü* Diener, Sklave,
māu Stein = M *tma*ʾ, *tmā*, K *thma*, B *tömō*, S *tömäu*,
khlāu Wald, Dschungel: M *kla*ʾ Garten,
kynsiau zischen: K *khsip-khsiew* flüstern,
ṅieu zählen, rechnen: K *sreṅiew* zielen.

β) Die Entsprechungen von *eu*:

ǵeu-seu sauer = K *ǵūw*, B *iu*, *ǵō*,
deu-deu elend: M *pḍuiw* niederpressen,
khreu schwach: { K *riew* abnehmen an Dicke, / B *krew* castrieren,
steu Bambus-Pfeil: K *phṭāu* Rotang.

γ) Die Entsprechungen von *īu* (*iu*):

syrñīu Schatten: { S *ǵöñou* dunkel, Schatten, B *töño* schwarze Farbe,

kyntīu erheben: M *datāu* stehen, K *sāṭāu* direkt, gerade,

pyrtīu Ausgangsloch: B *tu* Quelle eines Flusses,

pyrthīu rösten: M *ktāu*, K *kṭāu*, B *tŏ* heiss,

riw einen Laut verursachen: M *bru* tönen, B *krao*, S *rou* rufen,

hinrīu sechs = M *trāu*, B *tödrou*, S *prou*,

brīu Mensch: M *tru*, *tru'* Mann (nur vom Menschen),

ksīu Enkel: M K *ćāu*, B *śäu*, S *säu*,

dymmīu Schatten, Schutz: { S *dömou* verbergen, B *mō* schwarze Farbe,

dykhīu Ameise: M *akhjāu*,

siu-siu „smarting": K *sāu* Kummer,

ǵīu immer, gewöhnt: M *gaǵā*, *gaǵa'* sitzen, *ǵmā*, *ǵma'* fest, sicher.

Man sieht, dass ursprüngliches *au* nur in wenigen Fällen erhalten geblieben, meistens in *īu* übergegangen ist, zu dem *eu* eine Übergangsform aufweist, wie sie annähernd auch bei B und S, *äu*, sich schon findet. Über die Entsprechungsformen, die bei den Mon-Khmer-Sprachen auftreten, *āu*, *u*, *o* und *a'* bezw. *ā* s. Gr §§ 80—83.

B. Der konsonantische Auslaut.

§ 99. Nicht vorhanden sind bei Khasi: der gutturale Explosivauslaut, die sämtlichen Palatal-Auslaute, an deren Stelle *it*, *id*, *in* getreten sind, der *l*-Auslaut, der Sibilanten (*s*- und *ś*-)Auslaut, endlich der Aspiraten-Auslaut sämtlicher Konsonanten-Klassen. Beschränkung erfährt der tönende Explosiv-Auslaut, der nur bei vorhergehendem langem Vokal auftritt; der Beweis für letzteren Satz, den ich Q §§ 2, 8, 14, 21, 25, 31 erbracht hatte, ist auch durch *P.* Bohnheims Mitteilungen nur noch mehr gestützt worden, s. § 130.

1. Der gutturale Explosiv-Auslaut.

§ 100. Da *g* im Khasi überhaupt fehlt und *kh* als Apirata ohnehin schon vom Auslaut ausgeschlossen ist, kann hier nur noch *k* in Betracht kommen.

§ 101. Der *k*-Auslaut findet sich nur in Lehnwörtern, dann in onomatopoetischen Bildungen, überall sonst ist er ausgefallen und durch *h* ersetzt.

a) *k*-Auslaut in Lehnwörtern:

thik, *tik* exakt, genau = Hind. *ṭhīk*,
tep-patok einmauern: Hind. *paṭukā* Gürtel, Ring,
thok vergnügen = Bengali *thog*,
dak Marke, Zeichen = Hind. *dāġ* (داغ),
dik-dik schwach = Hind. *diq*,
duk arm, leidend = Hind. *dukh*,
kyndok Schwefel = Hind. *gandak*,
phăk-phăk gewaltsam = ? Hind. *phak* Lärm,
bak lebhaft: Hind. *bak* plappern, schwätzen,
lak sehr viel = Hind. *lākh* 100 000,
ślāk, *śla* Blatt = Sanskrit *śalākā*,
lok Freund = Bengali *paralok*,
sik-sik „severe illness" = ? Englisch *sick*,
hok recht = Hind. *hak* (arab. حق),
prek Nagel = Beng. *prek*,
slak „tightly" = Hind. *salag*,
sarak Lampe = Hind. *ćirag*,
synduk Kiste = Hind. *sandūq* (arab. صندوق).

b) *k*-Auslaut in onomatopoetischen Bildungen:

ňak schnell, *khih ňik-ňak*, *khik tyňuk-tyňek* stossen, *mere kynǵuk-kynǵuk* kurzer Galopp, *kyntik-kyntak* leichtfüssig, *riw tik-tik* „to klick", *ktiak* kitzeln, *kyntiak* lebhaft, *buk bhuk* plötzlich, *bhuk-bhak* verwirrt, *wak* „suddeny round", *ōt sack-sack* (!) „to hack", *klak-klak*, *klik-klik* „brilliant, very clear", *krik-krik*, *krek-krek* schimmernd, funkelnd (Sterne), *klok* plötzlich, *sliak-sliak* ängstlich, *krik-krik* „dazzingly", *kynsňok* grunzen, *kynsnok* schnauben.

In allen diesen Fällen handelt es sich meistens um den Ausdruck schneller, hastiger Bewegungen.

c) *k*-Auslaut neben *h*-Auslaut:

khak „closely, fast, tightly": *khah* „thick, dense, close",
khiak „fast": *khiah* „well",
sak sogleich, *kynsak* fest, kompakt: *sah* befestigen,
pah khrok-khrok schnurren (Katze) = *synkkroh*,
kren klok-klok „to splutter": *phaloh* „to slabber".

Die *k*-Auslaute sind hier der gleichen onomatopoetischen Art, wie die unter b).

d) *k*- zu *h*-Auslaut geworden:

ah, *oh* hauen, schlagen = M *paāk*,
kyrkhah Speichel, Auswurf: { K *khāk* aushusten, *kuhāk* Auswurf, B *gahăk* Auswurf, S *da könhak* aushusten,
khah Schilf = K *kak*,
khah, *khak* zähe: K *kak* gerinnen, gefrieren,
pyrǵah kauen, schmecken: K *ǵak* saugen, rauchen,
pǵah kalt: K *treǵāk* frisch, kühl,
ǵah zurücklassen: K *khǵāk* auswerfen, S *kölǵak* Auswurf,
tynah, *phynah* dickflüssig: M *lanak* morastig,
bah auf der Schulter tragen = K *bāk*, B *băk*, S *nbak*, M *buik*,
sah mit einem Nagel befestigen: K *pansāk* Nagel,
lah schlagen: { M *lak-pluāi* „boxing with the fist", M *lak-ban* „to wrestle",
mat-lah blind = M *klak*,
wah hängen: M *kwak* aufhängen,
kytah berühren: B *tok* sich mitteilen, anstecken,
rih verborgen: { K *ǵrak* sich verstecken, K *grak* „couvée, famille",
dih trinken, einsaugen: M *ḏēk* feucht,
syrtih Stahl: K *ṯēk*, S *têk* Eisen,
kyuh beunruhigt, fürchtend: K *uk* Schmerz, Unruhe,
kyňkhuh stossen: K *khōk* ohrfeigen,
pyrňuh-liāu trotzig schauen: K *ǵhňōk* zu Boden schauen,
tuh erheben: B *tōk* im Arm erheben,
tuh stehlen: B *tŏk* leihen,
dīň-duh Spazierstock: M *lẽ̓-duk* Stock,

kyndēh sieben = M *phaḍuik*,

pēh wehen, fächeln; enthülsen: { K *pak*, M *pik*, *puik* wehen, fächeln, S *pök* wehen, fächeln,

lyṅoh zweifelhaft: K *ṅōk* Schwankungen,

kynǵoh habgierig, ehrgeizig: K *ǵak*, *ǵuk* beherrscht von,

kyntoh wiederhallen: K *ṭaṭōk* Holzglocken, Klappern,

kynktoh aufklatschen (Wassertropfen): { K *tak* Auffallen der Wassertropfen, S *tok dâk* Wasserausgiessen,

kyrdoh mit Anstrengung etwas tun: B *kōdök* verstopft sein,

śniuh Haar = M *sōk*, K *sak*, B *śok*, S *suk*, *sok*, *ćok*.[1])

phiah teilen, spalten = K, B *hēk*,[2])

thiah liegen, schlafen = K *ṭék*, M *stik*,

śiah Dorn: K *rāćék* eine Art dornigen Kaktus.

e) Es bleiben noch zu erklären

sybak rückwärts, *bok* „luck, fortune".

Merkwürdigerweise findet sich auch ein Fall, wo einem *k*-Auslaut bei Kh ein vokalischer Auslaut bei M entspricht:

khwak Fledermaus = M *kwa*.

Etwas ähnliches zeigt

śla, *ślāk* (= Sanskrit *śalākā*) Blatt = M *sla*, B *hla*, S *la*, aber K *slik*.

2. Der Palatal-Auslaut.

§ 102. a) Bei den Entsprechungen des Palatal-Explosiven habe ich keinen Unterschied in der Gruppierung zwischen tonlosem und tönendem Auslaut gemacht, weil der letztere ja doch beim Khasi keine selbständige Bedeutung hat, s. § 130, 137.

kyriat khait-khait knabbern, zerbeissen: K *kāć* „casser (objets rigides et non fragiles"),

kāid ändern, verschlechtern: K *kāć* schlecht,

ǵah-lyṅait verbergen: K *laṅāć* Anbruch der Nacht, *sāṅāć* ausbreiten,

iāid gehen, / *paǵait* ziehen, schleppen, }: { M *ǵak* ziehen, marschieren; schleppen, B *haǵāk* fortziehen, *iāk* bringen,

tait verwerfen, enterben: { K *ṭāć* unterbrechen, zerreissen, B *ateć* weggehen, verschwinden, S *têć* brechen,

dait beissen, nagen: { K *kandéć* „rognures", K *predéć* „mandire", B *dek dok gah de* médire,

pait brechen, teilen mit einem Messer = B *pĕk*,

pait „to lance, to multiply", / *kynphait* „to spatter", }: { K *pāć* werfen, umherstreuen, S *bać* besprengen, bestreuen,

---

[1]) S. § 71.

[2]) Indes ist hier auch B *hiah* „zerrissen", *pöhiah* „zerreissen" zu beachten.

pait untersinken = S *töpêć*,

lait freimachen, hervorlassen: { K *léć* heraussickern, herauskommen,
B *leć* hervorkommen,
S *lêć* „

doṅ-lait der gebogene Schweif des Hahns: B *pleć* drehen, kreisförmig bewegen,

sṅeu-lywait erschöpft: { B *hoać* zugrunde richten,
S *uać* „ „

khyrwait „to contort“: { K *wéć* einwickeln,
B *ueć* drehen, umwenden,
S *ćal-kuêć* Wirbelwind,

kśait Wasserfall,
phaśait verschütten, }: { K *sāć* verschütten, ausgiessen,
S *ćać* „
M *sāt* Wasser aus einem Boot schöpfen,

hait „nappingly (of a dog“),
kahait „to nap, to growl“, } B *hoć* seinen Zorn durch Geschrei kundgeben,

synreit ausgiessen, besprengen: { S *brać*, *braić* „asperger fortement ça et là“,
S *brêć* besprengen (in einer Linie),

phreit ein kleiner Vogel = B *ereć*, *erĕk*, S *rêć*,

eit Exkrement = K *āć*, S *eć*, B *ić*, *ik*, M *ik*,

kheit sammeln, pflücken: { B *keć* abblättern, auskörnen,
S *kêć* sammeln,
B *kēt* nehmen,

tūid fliessen: { K *ṭuoć* fallen (des Tropfens),
S *atuêć* verschütten,

dūit klein = M *ḍōt*; K *ṭūć* klein, *ṭić* wenig,

symphūid „to caress (of birds)“, K *krepuoć* „serrer, resserrer“,

khlūid „to scald“: K *khlōć* „brûler“,

bluit plötzlich: S *glueć* überraschen,

pynlymboit rupfen (Federn) = B *buć*, S *büić*,

roit-roit „in quick succession“: B *proć* „couler presque insensiblement (liquides)“,

lyboit stark: S *abuić* reichlich, überflüssig,

ćamoit Schwamm = Hind. *ćammoć*.

Bezüglich der *k*- und *t*-Auslaute bei M und B s. Gr §§ 8 und 61.

§ 103. b) Entsprechungen des Palatal-Nasalen:

syṅain „mug“: { S *söṅaṅ* erzürnt, eifersüchtig,
B *ṅöṅ* widerstreben,

ijāid-lyṅoh-lyṅain „to reel“: S *geṅ* winden,

tain-tain heiss: { S *téṅ* heiss, Fieber, K *ketāṅ* verbrannt,
M *ktān-ktān* sehr heiss,

thāin weben: { K *pantāṅ* flechten,
B *taṅ* flechten, weben,
S *taṅ* „
M *tān* weben,

dain abschneiden: { B *doń* wegnehmen,
K *déń* Zwerg, Abontientes,
K *phdāń* abgeschnittene Platte,

pain knüpfen, flechten: K *tpāń*, *trepāń* weben,

spain binden, umwinden: K *p͞āń* verhüllen, bedecken,

bāiṅ-bāiṅ nachlässig,
ieh-ģā-tybain „to slatter“, } : B *boń* leicht, bequem,

ie-rain liebkosen: B *rŏń* Lust, Verlangen haben,

synrain faul, morsch,
śroin zerbrechlich,
troin modern, } : { S *rêń* trocken,
K *prāń* trocken,
B *kreń* trocken, leicht zu zerreiben,

kyllain flechten, winden: B *kleń* eine gewisse Art zu flechten,

kyrwain aufwickeln: { K *wéń* flechten, winden,
M *wēn* gebogen, *kawēn* Locke,

śain schneiden, verringern, beendigen: { K *ćāń* Niederlage,
S *ćêń* besiegt,

klain stark = K *khlāń*,

brain „spots or marks on the intestines“,
brein-brein „spotted (as by rain drops)“,
brōin „spotted“,
brūin „speckled (with large spots)“, } : M *barōn* gefleckt (wie ein Leopard),

khlein fett = K *khlāń*,

khlein-kseh Harz = S *klin*,

ģirein leck: S *trêń* Lichtung (im Walde),

khein berechnen, kalkulieren: S *kêń* nachdenken; geizig, B *kŏn* schweigsam,

phai-dūin „to forsake, to turn the backe: K *duń* „arrêt, reflux“ = B *dun*,

pihūin beneiden: S *huêń* bleich, welk,

kyrśoin zerdrücken: M *sōn* zerbrechlich,

pynśroin-phriāu runzeln = K *ruoń*.

Bezüglich des *n*- und *ṅ*-Auslautes bei M, B (und K) s. Gr §§ 9, 62 (und 35).[1] Es zeigt sich sowohl bei dem Explosiv- als dem Nasal-Auslaut, dass die Rückwirkung des Palatals auf vorhergehendes *a* und Umwandlung desselben in *e* auch beim Khasi vorhanden ist, aber doch nicht in dem Umfange wie besonders bei S und B.

Es scheint nicht, dass die Vertretung des Palatal-Auslautes durch Guttural-Auslaut, wie sie besonders bei M und B vorkommt, auch bei Kh vorhanden ist. Ich möchte sie indes nicht für ausgeschlossen erklären; es liegt ein Fall vor, der vielleicht hierhin gehört:

biaṅ recht, genug: K *béń*, B *beń*, *beń*, M *pēń* voll.

---

[1]) Bezüglich K ist hier die wichtige Ergänzung nachzutragen, die erst in den Entsprechungen zu Khasi deutlicher hervortritt, dass auch bei ihm ursprünglicher nasaler Palatal-Auslaut vielfach in Guttural-Auslaut übergegangen ist, aber dann stets mit Nasalierung des vorhergehenden Vokals: *khlāṅ* stark = Kh *klain* u. s. w.

§ 104. c) Beschränkungen des Palatal-Auslautes.

Wie bei K, B, S nach dem *ie*-Vokal kein Palatal-Auslaut zulässig ist, so auch bei Khasi nicht nach *ija*. Für den nasalen Palatal gilt das ohne Ausnahme. Für den explosiven Palatal gibt es 8—9 Ausnahmen, ziemlich alle mit *i* (= *ij*)-Anlaut des Stammes: *phartyrniait* zerzaust (Haare), *ijāid* gehen, *ijēid* lieben, *lyńiēid* ölig, *biēid* dumm, *siēid* Bambus, *thylliēid* Zunge, *miēid* Nacht. Es scheint indes, als ob auch in diesen Formen die Aussprache zu der dentalen und zwar tonlosen hinneige, denn von *biēid* „dumm" findet sich auch die Schreibweise *biet*, von *miēid* Nacht *miet*, von *siēid* Bambus *siet*.

Zweimal entspricht tatsächlich einem Palatal-Auslaut bei den Mon-Khmer-Sprachen ein Dental-Auslaut bei Khasi:

khyndiat, *khyndit* klein = M *ḍōt*, K *tuoć*, *ṭūć*,

dīn zurück: { K *daděń* oft wiederholen,
K *duon* wiederholen.

So auch bei dem Lehnwort *pïat* Zwiebel = Bengali, Hind. *piaǵ*.

Die Ursache der Meidung des Palatal-Auslautes bei den Stämmen mit *ia*-Vokal scheint darin zu liegen, dass das *i* in *ia* eine Art Palatalisierung, öfters auch direkte Palatalbildung des Anlaut-Konsonanten bewirkt, so dass dann sowohl im Anlaut als im Auslaut ein Palatal vorhanden wäre, eine Bildung, welche die Sprache perhorresziert. Dass der Grund nicht in der Doppelvokal-Natur des *ia* liegt, ergibt sich daraus, dass bei *uo*, *uö* der Palatal-Auslaut keinem Anstand begegnet.

Enthält der Stamm den *I*-Vokal, so ist der Palatal-Auslaut im Khasi nicht zu erkennen, da das *i* des *it-*, *in*-Auslautes hier mit dem *i* des Stammes zusammenfällt. Es ist mir auch nicht gelungen, durch die Auffindung einer Entsprechung mit den Mon-Khmer-Sprachen die Existenz solcher Stämme im Khasi positiv nachzuweisen, da *ić-*, *iń*-Auslaute auch in den Mon-Khmer-Sprachen nicht häufig sind. Nur das Lehnwort *mrit* „Pfeffer" = Sanskrit *marīća*, K *meréć*, S *mrĕć* liefert doch einigermassen einen Beweis.

3. Der *l*-Auslaut.

§ 105. Der *l*-Auslaut fehlt im Khasi vollständig, er ist in *r*-Auslaut übergegangen. Ich finde nur zwei Lehnwörter, die ihn behalten haben, das eine aber schon mit einer Nebenform auf *r*: *māl* Eigentum = Hind., *kil*, *kir* Schraube = Hind. Sonst ist auch in den Lehnwörtern *l*- in *r*-Auslaut übergeführt worden.

a) Ursprünglicher *l*-Auslaut in Lehnwörtern:

ǵār Netz = Hind. *ǵāl*, *skur* Schule = Engl. *school*,
ǵinǵar unglücklich = Hind. *ǵinǵal*, *kur* Familie = Hind. *kul*.

b) Ursprünglicher *l*-Auslaut in Khasi-Wörtern:

l'ēr Wind = K *khjal*, B *khial*, S *ćal*, M *kjā*,[1])
kōr wichtig = B *kal*,
ṅōr beschneiden, abschneiden: K *treṅōl*, B *ṅōl* geschoren,

[1]) S. § 151 ff.

būd ter-ter folgend, } : B *til* unmittelbar folgen,
ter-ter abwechselnd, } : B *atĕl* Seite an Seite,

tur eindringen, einstossen: { B *tul* ein Boot mit einer Stange stossen,
K *ṭōl* stossen mit einer Stange,

lytar zu Boden werfen = S *töl*,

kyrdar hastig: S *dăl* eilig,

bēr umherstreuen, } : S *böl* zittern vor Furcht,
kybēr zitternd, unruhig, } : K *ăbal* Unruhe,

? *wār* Tal: K *wāl*, M *wā* Ebene,

wàr ganz: { K *mūl*[1]) rund, ganz, K *wal* drehen,
S *ual* beugen, falten,

phawar Vergleichung: K *wāl* messen, M *pawā* Vergleichung,

lyńwiar Gürtel, } : K *wīl* sich um sich selbst drehen,
tawiar Kreis, } : S *uil* ein Tier in einem Kreise fangen,
M *pwī-bwuik* Umfang,
M *gwī* in ein Bündel binden,

śar klar, verständlich: B *śol* leuchten,

lynsēr einrammen, stützen: { B *ćăl*, *ćŏl* stopfen, pressen (Tabak),
S *ćöl* eine Pfeife anbieten,
M *sā-sōw* Ladestock.

Bezüglich des Auslautes bei M — gänzlicher Wegfall des *l* mit Dehnung des vorhergehenden Vokals, oder Umwandlung des *l* in *w* — s. Gr §§ 14, 15.

4. Der Sibilanten-Auslaut.

§ 106. Der Sibilanten-Auslaut fehlt dem Khasi vollständig. Es kommt darauf an, durch die Entsprechungen festzustellen, welches der Ersatz desselben sei. Bei den Mon-Khmer-Sprachen ist der Sibilanten-Auslaut teils als solcher noch erhalten, so bei Khmer, teils sind feste Entsprechungen vorhanden, so *(a)ḥ* bei Mon, *aih* bei Bahnar, *ahi* bei Stieng, teils ist er mit dem vorhergehenden Vokal weiter entwickelt zu Bildungen wie *eh*, *ih*, s. das Näheres darüber Gr §§ 20—23, 44, 65, 74, 100—111.

§ 107. Das Entsprechungsmaterial von Khasi, das sich zu diesem Material der Mon-Khmer-Sprachen, sowie in Lehnwörtern findet, gliedere ich in die folgenden Gruppen:

a) Kh *ai (oi)* = *as*:

haihai zahlreich, überfliessend: M *haḥ* überfliessen,

śāi scheinen = M *jaḥ*,

tai-batai erklären, } : { K *ṭās* ausbreiten, *phṭās* allgemein,
stai gross, zahlreich, } : { M *taḥ* glatt, flach,[2])

ńai-lyńai schwach, ohnmächtig: { K *rănās* konzentrieren durch Auskochen,
S *rönai* vermindern, mässigen,

---

[1]) S. § 152.

[2]) Die Grundbedeutung dieses Stammes ist „flach", „weit".

tāi sieben: { K *ṭās* schütteln, pressen, *kanṭās* schnäuzen,
S *köndeh* schnäuzen,

? *kyṅġai* zierlich kleiden, schmücken: M *sġaḥ-sġaḥ* rein, heilig,

khloi fertig: { M *laḥ* ausbreiten,
B *klaih* vorbeigehen; schon.

b) Kh *ei* = *as*:

lei-lih[1]) Blitz = B *glaih*, S *klaih*,

dei anstossen; müssen; passend = { M *daḥ*,
K *dās* sich widersetzen, *sdās* erschreckt,
S *pödahi* verwirrt,

? *bei* helfen (in Geldangelegenheiten): K *bās* bedecken, säumen, füttern,

sei herausziehen: M *saḥ* reinigen,

khlei ausspeien, sich räuspern,
ślei überfliessen, } : M *kalaḥ* „to clear away, to dry away“,

khrei zerstreut, ausstreuen: { M *praḥ* trennen, *graḥ* kämmen,
K *rās* eggen, harken,
B *ćaraih* kämmen,
S *takrahi* ausstreuen,

dypei Asche = K *phēḥ*,[2])

wei lösen, lockern,
śyrwei schwindelig, } : { M *waḥ* brechen durch Hin- und Herziehen,
M *kwaḥ* losnesteln,
S *kuahi* losmachen, befreien,
B *akueh*, *akuih* losmachen,

c) Kh *i* = *as*:

khi rasieren, schaben: { M *gwaḥ* kratzen,
K *khwēḥ* herausziehen,
K *kies* eine Lampe schnäuzen,
B *koih* schaben,
S *kuahi* kratzen,

ri Land = M *raḥ*.

d) Kh *eh* = *as*:

kyndeh-doh-nūd verwirren, schrecken: { K *dās* sich widersetzen,
K *sdās* erschreckt,
S *pödahi* verwirrt,

leh-kyġeh gebrechlich,
kyġeh ärgerlich, } : { M *praḥ-ġaḥ* zerstreut,
M *slā-baġaḥ* entmutigt.

e) Kh *ih* = *is*:

bih Gift = Hind. *bis*, K *bīs*

---

[1]) Ich sehe die Entsprechung in dem ersten Teile des Kompositums, in *lei*, während ich den zweiten für gleichbedeutend mit *lih* „weiss“ halte.

[2]) Vgl. auch K *pas* pulverisieren.

f) Kh *uh* = *ūs*, *us*:

duh verfallen, vergehen: B *duih* verfaulen, vertrocknen,

kynruh zittern,
ǵinruh „to eructate", } : K *ruḥ*, *rus* abschlagen, zerstören,

phuh blühen: K *phus* hervorkommen (aus der Erde, aus dem Wasser),

ǵuh der Gleiche: K *ǵuos* ersetzen,

kynduh anstossen,
pydduh schlagen, stossen,
kyrdoh mit Schwierigkeit, } : K *predūs* sich sträuben.

g) Kh *ah* = *as*:

śah verletzen, anstossen,
pyrśah „adverse", } : { K *ćās* entgegengesetzt,
M *ćāḥ* sich widersetzen,

ro, *roh* Quecksilber = Hind. *ras*, Sanskrit *rasa*.

§ 108. Aus diesem Material ergeben sich folgende Schlüsse:

1. Die häufigste Entsprechung für (*a*)*s* ist (*a*)*i*, (*e*)*i*. Sie steht am nächsten den Bildungen von B: *aih*, S *ahi*, bei denen auch einigemale geradezu *ai* vorkommt. Dort ist dieses letztere aber wohl nur eine Flüchtigkeit, und es ist auch für Khasi noch nicht ausgeschlossen, ob nicht exakter *aih*, *eih* oder *ahi*, *ehi* zu schreiben wäre; eine genaue Untersuchung darüber wäre noch sehr erwünscht. Die Form *ai* erklärt sich, wie auch B *aih*, S *ahi*, als aus *aś* = *aiś* entstanden, setzt also voraus, dass der auslautende Sibilant ein palataler war. In der Bildung *ei* ist ursprüngliches *a* durch den Einfluss der nachfolgenden Palatalis (oder des *i*?) zu *e* erhellt worden, vgl. § 96 *a*. In zwei Fällen scheint dann *ei* noch weiter durch Angleichung des *e* an *i* zu *i* entwickelt zu sein, wie auch innerhalb der Mon-Khmer-Sprachen besonders bei Bahnar *aih* zu *ih* wurde.

2. Die Entsprechung *eh*, die bei den Mon-Khmer-Sprachen, besonders B und S so häufig, ist hier ziemlich selten und die vorliegenden Beispiele nicht über jeden Zweifel erhaben. Bei Khasi ist es fraglich, wie *eh* entstanden ist. Seine Entstehung kann die gleiche sein, wie bei den Mon-Khmer-Sprachen, dass nämlich *e* und *i* in *eh*, *ih* aus einer Kontraktion des *ai*, *ei* in ursprünglichem *aih*-, *eih*- hervorgegangen sind. Das setzte aber eben die Existenz von *aih*-, *eih*-Bildungen voraus. Da diese aber bis jetzt bei Khasi nicht aufgewiesen sind, sondern nur *ai*, *ei*, so ist die obige Annahme noch nicht genügend gesichert.

3. Überall, wo dem *s*-Auslaut ein anderer als der *A*-Vokal vorausging, scheint die Entsprechung desselben einfach *h* zu sein. Ich sage „scheint", weil die Beispiele für die *ūs*- und *us*-Entsprechungen so ziemlich alle noch unsicher sind, da ihr Bedeutungsinhalt nicht mit wünschenswerter Deutlichkeit korrespondiert. Stände die angegebene Regel fest, so wäre das identisch mit dem Bestehen des bei den Mon-Khmer-Sprachen teils nachgewiesenen, teils wahrscheinlich gemachten Gesetzes, dass nämlich Sibilanten-Auslaut nur nach dem *A*-Vokal steht.

4. Einigermassen zweifelhaft bleibt es noch, ob auch bei *A*-Vokal *h* die Entsprechung des Sibilanten-Auslautes sein kann. Hindustani *ras* Quecksilber wird nach Roberts zu *rō*; Pryse schreibt *roh*, aber *P*. Bohnheim gibt als bestimmt *ro* an. Es wäre sehr wünschenswert, diese Frage auch an andern Lehnwörtern noch zu grösserer Klarheit bringen zu können.

5. Die Abschwächungen des Auslautes auf Explosiva und Nasale.

§ 109. Da bei den Mon-Khmer-Sprachen sich bei dem Anslaut auf Explosiva und Nasale sämtlicher Konsonantenklassen zum Teil sehr weitgehende Abschwächungen desselben geltend machen (s. Gr §§ 76—93), so habe ich auch beim Khasi diesbezügliche Untersuchungen angestellt. Dieselben sind indes nicht so eingehend gewesen, wie es streng genommen erforderlich gewesen wäre. Ich glaubte auf einem Gebiet, auf dem man sich so leicht ins Ungewisse, Hypothetische verlieren kann, nicht so weit mich vorwagen zu dürfen, ehe ich nicht eine breitere Grundlage zur Verfügung hätte, d. h. ehe ich nicht in der Lage wäre, den Mon-Khmer-Sprachen neben dem Khasi noch einige ihm näher stehende Sprachen gegenüber zu stellen. Aber auch bei der Beschränkung, die ich mir auferlegt, ist doch das Bestehen dieser Abschwächungen sowohl innerhalb des Khasi selbst, als auch im Verhältnis zu den Mon-Khmer-Sprachen deutlich festgestellt. Ausgenommen bleiben nur die Abschwächungen des Guttural-Auslautes; für den explosiven Guttural-Auslaut habe ich mich, da durch den Wegfall desselben (s. § 101) die Möglichkeit von Missgriffen noch stärker wird, der Untersuchung vollständig enthalten, für den nasalen Guttural-Auslaut habe ich Abschwächungen nicht auffinden können. Ebenso hat bei dem *r*- (und *l*-Auslaut) die Untersuchung ein negatives Resultat ergeben.

§ 110. a) Abschwächungen des Labial-Auslautes.

α) *p* = *m*:

khap kneifen, zwicken: *kham* die Hand schliessen,
ṅop sinken, tauchen = *ṅam*,

<table>
<tr><td>ṅāb Wange,
M aṅāp Backenzahn,</td><td>} :</td><td>{ tyṅam[1]) Wange,
S gäm Backenzahn,
K dhgām Backenzahn,
S gam,</td></tr>
<tr><td>kythup umarmen, einwickeln:</td><td></td><td>{ thum umarmen, liebkosen,
B atum zusammen,</td></tr>
</table>

dep beendigen, *khyrdup* zuschliessen: *kyrdem* schliessen (mit Gewalt),
phup buschig = *phum*,

<table>
<tr><td>skap, skop Spreu,
S kuôp, kup Spreu,</td><td>} =</td><td>{ skum,
M kā̇,
K ankām,
B käm,</td></tr>
<tr><td>pyrǵup Büschel, Traube,
B ǵup verbinden,</td><td>} :</td><td>{ K ǵum Umkreis, verbinden,
S ǵum Umkreis.</td></tr>
</table>

[1]) Roberts kennt in seinem Dictionary die Form *tyṅam* nicht, er hat dafür *śīṅ-ṅāb*; sie findet sich aber bei W. Pryse, der S. 132 seiner „Introduction“ (s. S. 679) *ṅab* als = „jawbone, jaw“, S. 190 *tyṅam* = „jaw, cheekbone“ angibt.

β) p, m = u:

lop wegschneiden: *lāu* wegnehmen,
dam auswischen, auskratzen: *tyndāu* abnützen,
ǵiń-kynhum Atem, Räuspern: *kynhāu* atmen, seufzen.

§ **111.** b) Abschwächung des Dental-Auslautes.

a) t = n:

at „to swell, inflation": *k'an mat* „pullulation, to swell",
tat billig: M *tan* sehr billig,
kyrpād (*kyrpat*) bitten, suchen: *pān* bitten,
kśot stossen, quetschen: *śon* pressen,

bat festhalten, anhaften, K *bāt* „entourer, enlacer", M *bat* Klebrigkeit, B *bat* lieben,	:	Kh *ban* pressen, K *bān* gürten, *ban* Vereinigung, M *ban* umarmen, M *bān* festhaften.

β) t = i:

snoh-lyndot (*lyndut*) hängend, M *ḍuit* Schwanz (eines Vogels),	:	Kh *snoh-lyndoi* (*lyndui*) hängend, K *kanduj* Schwanz,
kum-lympat fallen lassen, zerbrechen:		Kh *lympāi* „plumply", B *păi* zerstören,
B *lūt* glauben, sich täuschen lassen:		B *lui* glauben, vertrauen, Kh *lui-lui* schuldlos.

§ **112.** c) Abschwächungen des Palatal-Auslautes.

a) it = in:

khyrwait drehen: *khyrwain* winden.

β) in = i:

kāin müssig gehen = *kāi*, *tynśain* strahlend: *śāi* scheinen,
kyntoin sieben = *tāi*, K *dīń* kaufen, Kh *dī* verkaufen.

IV. Der Anlaut der Wortstämme.

§ **113.** Im Anlaut fehlt die tönende Gutturalis, *g*, die dem Khasi überhaupt abgeht, und von den Palatalen die tonlose, *ć*, die nasale, *ń*, die beide im Auslaut durch *it* bezw. *in* vertreten sind. Die Aspiraten, genauer bezeichnet, die tonlosen Aspiraten sämtlicher Konsonanten-Klassen zeigen beim Khasi gegenüber den Mon-Khmer-Sprachen eine bedeutend weitere Verbreitung. Die tönenden Aspiraten dagegen sind nur in sehr geringer Anzahl vertreten; da auch diese Anzahl sich noch verringert durch die Ausscheidung von Lehnwörtern, Doppelformen und präfigierten Formen, so steht darin das Khasi den Mon-Khmer-Sprachen gleich, dass auch bei ihm die tönenden Aspiraten nicht als ursprünglich bezeichnet werden können.

A. Die Aspiraten.

1. Die tönenden Aspiraten.

§ 114. Die tönenden Aspiraten sind im Auslaut überhaupt nicht vorhanden, im Anlaut in sehr geringer Zahl. Als dem Khasi nicht ursprünglich ergeben sie sich in a) einer Anzahl Lehnwörtern, b) in Doppelformen, c) in präfigierten Formen.

a) Tönende Aspiraten in Lehnwörtern:

bhā gut = Beng. *bhā*,
dhah Trommel vgl. Hind. *dhāh* rufen, brüllen,
pań-bhūr Hysterie, Apoplexie vgl. Hind. *bhūl*,
bheu Hyäne vgl. Hind. *bheṛ* Wolf,
radhān Gans = Hind. *rāid-hās*.

b) Nebenformen von nichtaspirierten Tönenden:

ǵhār Netz = *ǵār* = Hind. *ǵāl*,
ǵhur Gemüse = *ǵur*,
dhūd Milch = *dūd* = Hind. *dūdh*,
bhoh schmeicheln vgl. *sybuh* schmeicheln,
bhuk plötzlich = *buk*,
bhuk-bhak verworren, vgl. *bak* stark, *buk* plötzlich.

c) Präfigierte Form:

ǵhia „krank" ist die aspirierte Form des Palatalpräfixes *ǵ* + Stamm *ja(j)*, s. § 151 ff.

Es verbleiben noch die Formen: *ǵhīh* feucht,[1]) *ǵhum* „to damp", *ǵhur-ghep* „all edible roots", *ryńǵain-ǵhēp* „thickly, to slash", *bhāt-bhāt* „confusedly", *bhār* „thirty-two", *bhum-bham* „a waring".

2. Die tonlosen Aspiraten.[2])

a) Die Entstehung der tonlosen Aspiraten.

§ 115. Wie in den Mon-Khmer-Sprachen, besonders bei Khmer, sich die Entstehung zahlreicher Aspiraten aus dem Zusammentreten von Nichtaspirata und *h* nachweisen liess (s. Gr §§ 146—150), so ist das auch beim Khasi möglich. Allerdings finden sich nur sehr wenige Beispiele, wo dieser Beweis aus dem Material des Khasi allein geführt werden könnte, es müssen zu diesem Zweck mehr die Entsprechungen zu den Mon-Khmer-Sprachen herangezogen werden.

---

[1]) Vgl. B *haǵuih* feucht.

[2]) Leider ist hier ein sehr misslicher Übelstand zu beklagen, der es nicht zulässt, dass die Verhältnisse dieses Gebietes schon jetzt vollkommen klar gelegt werden können. Neben der Unsicherheit in der Bezeichnung der Quantität, die ich Roberts' Dictionary (s. S. 679) zum Vorwurf machen musste (s. Q S. 304), ist es besonders auch die hochgradige Unsicherheit in der Bezeichnung der Aspiration, was den Wert dieses Werkes so bedeutend herabmindert. Um einen Begriff von den diesbezüglichen Fahrlässigkeiten zu geben, stelle ich hier die Schwankungen, die sich allein beim Guttural-Anlaut finden, zusammen: *kan* to impede, *khań* to bar; *lyńki* dry, fruitless, *lyńkhi* unfertil; *kun* to sag, *khùn* to bend;

khun gebogen: *pynhun* biegen,
khop fest, geschlossen = *l'hop*, *lyṅhop*,
kyrkhah Auswurf = K *khāk*, S *da könhak*; K *kuhāk*, B *gahak* Auswurf,
khuṅ einpacken = K *huṅ*,
phīṅ fürchten: K *kũhēṅ* zu erschrecken suchen,
byrtheṅ entferntes (Donner-)Rollen: K *hīṅ* heftiger Schall, *trehīṅ* wiederhallen,
phiah splittern: B *pöhiah* zerreissen,
thaṅ anzünden: { S *haṅ* beissend, brennend, K *hāṅ* bitter, B *hāṅ* beissend, brennend,
kynthup einwickeln = B *ho̱p*.

b) Das Übergreifen der Aspiration.

§ 116. Die Fälle, in denen bei Khasi die Aspiration dort auftritt, wo sie in keiner der Mon-Khmer-Sprachen zu finden ist, sind so zahlreich, dass sie nicht als leicht zu nehmende „Zufälligkeiten" bezeichnet werden dürfen, sondern als eine hervortretende Eigentümlichkeit des Khasi bezeichnet werden müssen. Es tritt in denselben eine Ausbreitung der Aspiration über die gewöhnlichen Grenzen hinaus zutage, für welche besondere Ursachen tätig gewesen sein müssen, deren Erforschung und Darlegung bei einer Behandlung der Lautverhältnisse des Khasi nicht umgangen werden kann. Ich gebe zunächst die Fälle, in welchen bei Khasi diese aussergewöhnliche Aspiration vorhanden ist.

khak fest, zähe: K *kak* gefrieren, gerinnen,
kyrkhait krachen (bei porösen Gegenständen): K *kāć* „casser (objects rigides et non fragiles)",
khah Schilf = K *kak*,
khūd auswischen, reiben: K *kūt* reiben,
khūn Sohn = K *kūn*, M, B, S *kon*,
khūm binden: { S *kum* umgeben, K *ćaṅkōm* Strauss, Traube, M *kõ* zusammen,
kheit pflücken, sammeln = B *keć*, S *kêć*,
kha Fisch = M, B, S *ka*,
khaṅ abgrenzen: S *kaṅ* (Felder) abgrenzen,
dykhat brechen, schneiden: S *kat* schneiden,
kythaṅ bitter = M *kataṅ*, B *tăṅ*,
thām Krebs, Krabbe = M *khatā̃*, K *kṯām*, B *kötam*, S *tam*,

kem to catch, *khem* to apprehend; *śyrkei* to recoil, *śyrkhei* dreadfully; *lynkot* atom, *lyṅkhot* particle; *iakop* to bet, *iakhop* to raffle; *śkōr* ear, *śah-śkhōr* to attend; *dykoh* halt, *dykhoh* cripple. Es ist klar, dass dieser Wechsel des Anlautes nur auf Nachlässigkeit entweder in der ersten Auffassung, oder der Niederschrift, oder aber der Korrektur zurückgeführt werden muss. Die Sanierung dieses Übelstandes wird neben der grösseren Zuverlässigkeit der Quantitätsbezeichnung den Hauptpunkt der bei der Herstellung des so sehr wünschenswerten Khasi-Englischen Wörterbuches ins Auge zu fassenden Verbesserungen bilden müssen.

thāin weben: { K *pantāń* flechten, M *tān* weben, S *tań* „ B *tań* weben, flechten,

thoh eintreten: B *tah* hineinsetzen,

thoh Bäume fällen: S *tōh* Holz spalten,

thoh-ǵāu Geschwür: S *ǵi-tōh-ǵin* Eitergeschwür,

thiah liegen, schlafen = M *stik*, K *ték*,

thor zitternd: M *khataw* zittern,

thar „to scarify; prickly“: K *kṭār* bohren,

than oben: M *tuin* aufsteigen,

phoń Trächtigkeit: { B *poń* anschwellen, K *pōń* anschwellen, *kupōń* dickbäuchig,

pyrthīu rösten: M *ktāu*, K *kṭāu*, B *tŏ* heiss,

phot „incisive“: M *pat* „to make a hole into, as by a chisel“.

Warum überall hier die Aspiration eingetreten ist, darüber geben vielleicht im Allgemeinen Aufschluss einige Fälle, in denen die Veranlassung direkt sich nachweisen lässt: *khūd* reiben, *khūn* Sohn, *khūm* binden, *thiah* schlafen. Diese Formen stellen nämlich ursprünglich auf *w* bezw. *y* anlautende Stämme dar, vor welche ein Präfix getreten ist. Nun ist aber bei der Behandlung der Präfigierung, § 4, schon gezeigt worden, dass auch bei *w*-Anlaut vielfach die Aspirierung des Präfixes erfolgte. Von *y*-Anlaut lässt sich das bei Khasi nicht mehr so positiv nachweisen, da derselbe mit dem nachfolgenden Vokal überall schon in *i* + Vokal (*ia*, *ie*, *iu*, *io*) übergegangen ist; aber der gleiche Charakter des *y* als Halbvokal lässt annehmen, dass auch vor ihm die Präfixe aspiriert wurden. Diese Aspirierung blieb nun auch, als später die bei den *w*- und *y*-Anlauten so leicht sich vollziehende vollständige Verschmelzung des Präfixes mit dem Stamm eingetreten war (s. § 151, 3) und auch dann noch, als wie bei *khūd*, *khūn*, *khūm* die ursprünglichen Stämme *wat*, *wan*, *wam* zu *ūt* (*ūd*), *ūn*, *ūm* kontrahiert worden waren.

Bis hierhin sind alle Aufstellungen durch positive Tatsachen zu belegen. Ich wage aber die Annahme, dass die von den *w*- und *y*-Anlauten ausgehende Anwendung der Aspiration zunächst eine gewisse Unsicherheit in der Verwendung derselben erzeugte, und dass dann bei den Versuchen, diese zu überwinden, die Aspiration vielfach auch solchen Stämmen zuerkannt wurde, denen sie regelrechter Weise nicht zukam.

B. Der Ersatz der tönenden Guttural-Explosiva.

§ 117. Die tönende Guttural-Explosiva *g* fehlt dem Khasi vollständig. Die wenigen Fälle, in denen es doch im Wortschatz erscheint, gehören Lehnwörtern an: *gadha* Esel = Hind. *gadhā*, *gynta* Honig.[1])

In einigen Fällen scheint ursprüngliches *g* durch *kh* ersetzt worden zu sein:

khan nachdenken: K *gan* betrachten, untersuchen,

khap kneifen, zwicken = K *gāb*, B *gap*,

[1]) Andere Beispiele s. in Roberts' Grammar § 9.

khār aufklauben, sammeln: K *gar* aufhäufen,
khāu Reis: B *gao* eine Art Hirse, aus der ein dem Reiswein ähnlicher Wein hergestellt wird.

Zahlreicher sind indes die Fälle, wo *g* in *ṅ* übergegangen ist:
khih ṅik-ṅak stossen: K *gak*, S *gôk* „petits coups de poing",
ǵirṅam grün, himmelfarben: B *gam* blau, schwarz, *gam-pleṅ* himmelblau,
tyṅam (*ṅāb*) Kinnbacken = K *dhgām*, S *gam*,
dyṅoṅ „full in sight, steadily": S *gō̃ṅ* sich ruhig in der Höhe halten (Drache),
lyṅoṅ bewegungslos: B *gaṅ* starr, K *gaṅ* sich aufrecht erhalten, bleiben,
sṅeu hören, fühlen: B *go* hören,
koṅ-ṅōr „the husband of a royal family": B *gọr* der Erste einer Gemeinschaft.

C. Der Palatal- und Sibilanten-Anlaut.

1. Der explosive Palatal- und Sibilanten-Anlaut.

§ 118. Wie schon bei den Mon-Khmer-Sprachen der Palatal-Anlaut die meisten Schwierigkeiten bereitet,[1]) so ist das auch beim Khasi der Fall. Das Hinübergreifen des Palatal-Anlautes in den Sibilanten-Anlaut wird hier noch dadurch gesteigert, dass der tonlose Palatal, *ć*, *ćh*, fehlt und dafür ein tonloser Sibilanten-Palatal, *ś*, neben einem dentalen Sibilanten, *s*, erscheint, so dass als Explosiv-Palatal nur *ǵ* (*ǵh*) verbleibt. Dem gegenüber besitzen Mon und Khmer die Explosiv-Palatale *ć*, *ćh*, *ǵ* (*ǵh*) und den dentalen Sibilanten *s*, Bahnar die Explosiv-Palatale *ć*, *ǵ* und den palatalen Sibilanten *ś*, Stieng die Explosiv-Palatale *ć*, *ǵ* und den dentalen Sibilanten *s*. Es gilt jetzt, die richtigen Entsprechungen dieser so vielfach verschiedenen Verhältnisse festzustellen und womöglich darüber hinaus bis zu früheren Zuständen vorzudringen, in welchen diese Verschiedenheit noch nicht vorhanden sein konnte.

§ 119. a) Die Entsprechungen von Khasi *ǵ*:
pyrǵah schmecken: K *ǵak* saugen,
kyǵaṅ Zweig, etwas Hängendes: K *khǵāṅ* schwimmende Bambusstücke,
ǵat Geburt, Familie = Hind. *ǵāt*,
ǵār Netz = Hind. *ǵāl*, M *ǵā*, B *ǵal*,
ǵinǵar zuwider = Hind. *ǵinǵāl*,
ǵah zurücklassen: K *khǵāk* ausspeien, S *kölǵak* Auswurf,
pǵah kalt: K *treǵāk* kühl,
kynǵit „to absorb, to dry": K *ǵūt*, M *ǵuit*, S *ǵut*, B *tśut* wegwischen,
ǵin beenden, zurücklassen: { K *ǵīn* Widerwillen, S *sin* wegwerfen,
ǵīu immer, gewohnt: M *gaǵā*, *gaǵa'* sitzen,
kyǵup schlürfen, saugen: { M *ǵāp* schlürfen, K *ǵāb* anhaften; solide, B *köǵap* solide, S *ǵap* solide,

[1]) S. Gr §§ 117—123.

ǵiń-ia-ǵum Geschrei, Tumult: K *rāǵā* erregt,

pyrǵup Traube, Strauss: { B *ǵup* vereinigen,
K *ǵū* „
S *ǵum* „

pyrǵei Saat: M *prah-ǵaḥ* ausgestreut,
ǵei-pyddeh indolent = K *ǵöj*,
suh-ǵēr rösten: S *ǵör*, *sör* heizen, gut brennen,
ǵeu-seu sauer = K *ǵūw*, B *ǵō̆*, *iu*,
ǵōr Ursprung, Wurzel, Saft: K *ǵār*, B S *ǵar* Baumharz,
kynǵoh habsüchtig, ehrgeizig: K *ǵak* versessen auf etwas,
ǵuai winden, drehen: K *ćhwāj* rollen, drehen.

Mit Ausnahme des letzten Falles, wo aber der Palatal nicht zum Stamm gehört, sondern Präfix ist und sich so nach dem Anlaut des Stammes richten kann, ist Kh *ǵ* stets regelrecht = M, K *ǵ* und in der grossen Mehrzahl der Fälle auch = B, S *ǵ*. Über die Abweichungen der beiden letzteren s. Gr §§ 118—120.

§ 120. b) Die Entsprechungen von Khasi *s*:

sa essen = M *ća*, K *ćīj*, *sīj*, B *śa*, S *sa*,[1])
tyrsain steif: K *sāń* faserig, knorrig,

sat heiss, ätzend: { K *ćat* bitter,
S *ćā̃t* „
M *phjuit* bitter, beissend,

san fünf = M *pasun*, *masun*,

san wachsen; gross: { K *sun* sehr,
M *san* „

sap Schlacke, Hefe, Wertloses: { B *śāp* fade; verarmt,
S *sap* zugrunde gehen lassen,

ksāi Strick = K *khsē*, B *göśe*, S *ćêi*,
kynsai wählen, aussuchen: S *sai* heiraten,
? *ksār* Fuchs: B *ćar* Wildkatze,
ksi Laus = M, K *ćāi*, B *śi*, S *sih*,
sīm König = M *smim*,
sim Vogel = M *gaćē̃*, B *śem*, S *ćum*,
tyrsim Nagel, Huf = M *snēm*,
ksīu Enkel = M, K *ćāu*, B *śāu*, S *sâu*,
ryńsuń unzugänglich, hoch: S *ćuń* Ende, Gipfel,

ār-sut absteigend: { B *śut* ein wenig absteigend,
M *hut* vermindern, erniedrigen,

sum baden = M *hū̃*, B *hum*,
sur Geräusch = K *sūr*,
? *sūr* Häutchen, Membrane: K *sasūl* zart, frisch,
ǵińsur geduldig, lang: B *śör* lang,

---

[1]) Über die vokalischen Verhältnisse dieser Entsprechung s. § 143 *β*.

set einschliessen, verbergen: S *sit* verborgen,
sep verfallen, geschmacklos werden etc.: B *śöp* abnehmen, sich abschwächen,
sei „to emit, to extract“: M *saḥ* reinigen,
soṅ einpacken, einwickeln: K *ćaṅ*, *ćōṅ* binden,
kseu Hund = S *sōu*,
sier hinterlistig: { K *sier* mit Vorsicht gehen,
B *śer* unhörbar gehen,
kynsiāu zischen, flüstern: K *khsip-khsiew* flüstern.

Khasi *s* entspricht in den weitaus meisten Fällen einem *s* (*ś*) der Mon-Khmer-Sprachen, durchgängig sind so die Entsprechungen zu Bahnar, ein zweifelhaftes Beispiel ausgenommen. Daneben tritt häufig die Entsprechung Kh *s* = M, K, S *ć* auf, am stärksten durch K vertreten. Über die Entstehung dieses *ć* kann kein Zweifel sein, es ist eine Verbindung des Guttural-Präfixes mit dem *s*-Anlaut: *k*(*h*) + *s* = *ć*; in den beiden Fällen: Kh *ksi* Laus = M, K *ćāi*, B *śi*, S *sĭh*, Kh *ksīu* Enkel = M, K *ćāu*, B *śāu*, S *sâu*, tritt sie besonders gut zutage; vgl. auch Gr §§ 121—123. In zwei Fällen erscheint auch Kh *s* = M, B *h*.

§ 121. c) Entsprechungen von Khasi *ś*:

śa hin zu: { B *ća* suchen zu (tun),
S *ćah* „aller voir“,
saṅ Korb: { K *saṅ* „poche (terme de pèche)“,
S *saṅ* „tubercule“,
śaṅ sich nähern, zustimmen: { K *ćaṅ* wollen, wünschen,
S *saṅ* „ „
B *śōṅ* entgegengehen,
kśait Wasserfall, *phaśait* verschütten, }: { K *sāć* spritzen, schöpfen,
S *ćać* „ „
M *sāt* Wasser aus dem Boot schöpfen,
śain verkleinern, beendigen: { K *ćāṅ* Niederlage,
S *ćêṅ* besiegt,
śān stützen, *kyrśān* pfropfen, }: M *gaćān* pfropfen,
śār überwachsen: B *śăr* Brachfeld,
śīṅ Knochen = K *ćh'iṅ* (S *tiṅ*),
śim nehmen, erhalten: M *sim-kēt* in Besitz nehmen,
ya-sih sich begatten: B *ćek* fruchtbar (Mutter),
kyrśup „tatteringly, unsteadly“: S *sup* kunterbunt mischen,
śuh ablassen, aufhören: K *ćuḥ* genug; absteigen,
śem finden, antreffen, *kyrśem* anstossen, }: { M *suim* mit,
B *śăm* „
S *aćăm* stossen gegen etwas,
lynśēr rammen, stossen: { B *ćăl*, *ćŏl* stopfen (z. B. Tabak),
S *ćŏl* Tabak anbieten,
M *sā-sōw* „ramrod“,

śop falten (Hand), fassen: S *ćap* fassen, M *ćap* verbinden, K *khćap* einpacken, B *göśop* „

ya-śom einander treffen: M *aćō* mit, K *phsā* versammeln, *sā* zusammen, B *śom* zusammen sein,

(*śōr* fallen, tröpfeln: M *ćōw* Bergstrom, v. §§ 123 und 152),

śiah Dorn: K *rāćék* eine Art dornigen Kaktus, B *śiek* scharf, spitz,

śniuh Haar: M *sōk*, K *sak*, B *śok*, S *ćok*, *sok*, *suk*.

Das Bild der Entsprechungen von *ś* scheint auf den ersten Blick ein ziemlich gleiches dem von *s* zu sein. Eine nähere Vergleichung lässt aber doch einen Unterschied deutlich hervortreten, und zwar die jedenfalls relativ und teilweise auch absolut grössere Anzahl der *ć*-Entsprechungen bei den Mon-Khmer-Sprachen. Die folgende Übersicht führt das in einem Gesamtbild vor:

Kh	M		K		B		S	
s =	s	ć	s	ć	ś	ć	s	ć
	5	4	8	5	10	1?	8	4
ś =	5	4	4	5	7	4	4	7

Die Vermehrung der *ć*-Entsprechungen zeigt sich besonders bei denjenigen beiden Sprachen, welche gegenüber Kh *s* deren wenige aufzuweisen hatten, Bahnar und Stieng.

§ 122. Dieses stärkere Hervortreten der *ć*-Entsprechungen lässt vermuten, dass *ś* dem *ć* nahe stehe. Stärker und deutlicher noch wird dies bei einem Hinblick auf die Lehnwörter. Hier zeigt sich nämlich, dass *ć* der fremden Sprachen zu *ś* wird: *śuna* Leim = Hind. *ćunā*, *puśara* weisse Wäsche = Hind. *pućārā*, *śarak* Lampe = Hind. *ćirāg*, *śini* Zucker = Hind. *ćīnī*, *khaśor* Maulesel = Hind. *khaćar.*[1]) Dagegen geht *ś* der fremden Sprachen in *s* über: *surua* Suppe = Hind. *śarbat*, *śorbat*.

Diese Tatsachen veranlassen mich zu der Aufstellung, dass Kh *ś* die Stelle des *ć* der Mon-Khmer-Sprachen vertritt. Die *s*-Entsprechungen bei den Mon-Khmer-Sprachen erklären sich als die Umkehrung der Entsprechungen: Kh *s* = Mon-Khmer *ć*, d. h. auch bei Khasi ist der Fall öfter eingetreten, dass Guttural-Präfix sich mit einem *s*-Anlaut zu *ć* (*ś*) verbunden hat, während Mon-Khmer-Sprachen das *s* rein beibehielten. Wenn ich diese Entstehung des *ś* bei Kh annehme, so folgt daraus auch die weitere Annahme, dass auch bei Kh früher *ć* vorhanden gewesen sein muss, denn aus Guttural + *s* entsteht zunächst nur *ć*, nicht *ś*, welch letzteres erst eine spätere Schwächung des ursprünglichen *ć* sein kann. Diese frühere Existenz hier im Anlaut des *ć* auch bei Kh wird ja auch durchaus nahegelegt durch das deutliche Vorhandensein desselben im Auslaut, s. § 102.

[1]) *Ćamoit* „Schwamm" = Hind. illit. *ćammać* und *ćuki* Fleisch = Beng. *ćoki* sind Fälle, wo *ć*, das sonst ja bei Khasi überhaupt nicht vorhanden, erhalten geblieben ist.

Die *ć*-Entsprechungen, welche die Mon-Khmer-Sprachen zu Kh *ś* bringen, wären somit die eigentlich gleichartigen.[1]) Hier ist indes der Unterschied zu bemerken, welcher zwischen den *ć*-Entsprechungen der Mon-Khmer-Sprachen zu Kh *s* und denjenigen zu Kh *ś* vorhanden ist: bei den letzteren ist sehr viel seltener die vollständige Kongruenz auch der Bedeutungs-Entsprechung vorhanden. Das weist darauf hin, dass bei den letzteren eigentlich nur die den *ć*-, *ś*-Entsprechungen zugrunde liegenden *s*-Anlautstämme bei beiden Sprachgruppen identisch sind, dass aber die Entwickelung der dentalen Sibilanten-Anlaute zu Palatal- bezw. palatalen Sibilanten-Anlaute schon in den einzelnen Sprachen der Mon-Khmer-Gruppe, noch mehr aber bei diesen im Verhältnis zum Khasi ihren eigenen Weg ging und die Bedeutung des ursprünglichen Stammes verschiedenartig modifizierte.

§ 123. Neben der hier angenommenen Entstehung des *ś* aus ursprünglichem *ć*, das aus Guttural-Präfix + *s*-Anlaut hervorging, muss aber auch noch eine andere konstatiert werden, bei welcher statt des *s*- der *y*-Anlaut eintritt. Dabei wäre dann möglich, dass auch hier das Guttural-Präfix eine Verbindung mit demselben einging, die wiederum zunächst *ć* und dann erst als Abschwächung desselben *ś* zum Resultat hätte, oder aber statt des Guttural-Präfixes konnte hier auch das dentale Sibilanten-Präfix an den *y*-Anlaut herantreten, aus deren Verbindung dann unmittelbar *ś* hervorgehen konnte. Es wird bei dem jetzigen Stande der Forschung kaum möglich sein, festzustellen, welche von diesen beiden Möglichkeiten eingetreten ist. Die Fälle dieser zweiten Entstehungsart des *ś* sind folgende:

i-kynśah feindlich, hassend, }
pyrśah zuwider, }: *ya* gegen,
śat „to pelt, to throw at, to ejaculate, to pepper“: *siat* „to inject, to shoot“,
śād „to act, to foot, to dance“: *sīd* (aus früherem *siad*)[2]) to dart, to frisk, to jump“,
śon „to press, to print“, }
kyrśan „to prop“, }: *nian* „to oppilate, to oppress“,
śār „to overgrow“: *yār* weit, breit,
śōr tröpfeln, fallen: { *l'yur* Regenzeit,[3])
{ *hiar* herabsteigen.

Eine noch jetzt funktionierende Umwandlung eines *s*-Anlautes in *y*-Anlaut bei vortretendem Präfix, wie sie besonders bei Mon vorhanden ist (s. Gr § 121 ff.), finde ich bei Khasi nicht. Aber wohl findet sich ein Beispiel, welches auf eine frühere derartige Umwandlung schliessen lassen könnte:

diau „disappointed“, }
rai-diau „humble, mean“, }: M *phyaw* „to humble“ (*saw* „low“).

Ein anderes Beispiel ähnlicher Art wäre das folgende:

ǵia „to hap“: *sa* essen (= M *ća*, K *ćīj*, *sīj*, B *śa*, S *sa*).

---

[1]) Es ist also besonders hervorzuheben, dass Kh *ś* nicht an sich direkt = B *ś* ist.

[2]) Vgl. K *lōt*, S *tŭöt* springen, hüpfen; hier ist der eigentliche Stamm *wat*, der aber bei Kh zu *yat* wird, s. § 152.

[3]) Vgl. K *ūr* fallen (Regen), B *ǵur* hinabsteigen; der eigentliche Stamm ist auch hier *war*, der aber bei Kh wiederum zu *iar* wird.

Ich würde hier *ǵia* betrachten als entstanden aus Palatal-Präfix + Stamm *ia*, der aus früherem *sa* entstanden wäre; aber Palatal-Präfix vor *s*-Anlaut scheint ausgeschlossen, s. §§ 10, 12. Somit muss diese Frage zunächst noch offen gelassen werden.

§ 124. Die in der Behandlung der explosiven Palatallaute des Khasi zutage geförderten Resultate erlauben es, auch auf das Gebiet der Mon-Khmer-Sprachen hinüber Folgerungen zu ziehen, und dadurch das bezüglich der Entstehung und Entwickelung der Palatalen in denselben gegebene Bild (Gr §§ 117—123) zu vervollständigen und zu berichtigen. Ich glaube danach jetzt folgende Sätze als mehr oder weniger sicher hinstellen zu können:

1. Von den explosiven Palatalen sind den Mon-Khmer-Sprachen wie auch dem Khasi nur der (nichtaspirierte) tönende Palatallaut ursprünglich. Dass dieser Laut von Beginn der Entwickelung gleichmässig vorhanden war, wird schon klar durch die gleichartige und lückenlose gegenseitige Entsprechung desselben bei M und K; da sich Kh in ganz gleicher Weise anschliesst, so wird dadurch diese Annahme so gut wie sicher. Die Abweichungen, welche B (und S) bieten, werden durch die schon auf ihrem eigenen Gebiete herrschenden diesbezüglichen Schwankungen als auf spezieller Eigenart dieser Sprachen beruhende wahrscheinlich gemacht. Gegen die Entstehung des *ǵ* aus tönendem Guttural-Präfix + *s*-Anlaut, wie ich sie Gr § 123 gemacht, ist einzuwenden, dass die tönende Form des Guttural-Präfixes vor dem tonlosen *s* in allen Mon-Khmer-Sprachen (wie auch dem Khasi) zu allen Zeiten der Entwickelung ausgeschlossen war und noch ist; nur eben Bahnar macht hier eine Ausnahme, welches umgekehrt gerade vor *s*-Anlaut die tönende Form, *gö*, hat (in 17 Fällen), nur in 3 Fällen die tonlose, *kö*, von welch letzteren noch 2 mit Nebenformen des *gö*.[1]) Wollte man aber in einigen Fällen *ǵ* als aus tönendem Guttural-Anlaut + *ij* Anlaut entstanden denken, so ist freilich in späteren Zeiten der Entwickelung eine Assimilierung des (ursprünglich nur tonlosen) Präfixes an den tönenden Anlaut wohl nachzuweisen. Es ist aber zum mindesten zweifelhaft, ob diese Assimilation schon in die Zeit der ungestörten Gemeinschaft dieser Sprachen hinaufreicht; ist das nicht der Fall, so ist es natürlich nur ein Zufall, wenn nach den getrennt vor sich gegangenen Assimilationen des Präfixes dann durch Verschmelzung desselben mit einem *y*-Anlaut in mehreren Sprachen bei derselben Form ein *ǵ* entstände, jedenfalls wäre die Entstehung desselben eine in jeder Sprache durchaus selbständige. So glaube ich vielmehr annehmen zu sollen, dass der Wechsel von *ǵ* und *y* bei B auf einer ganz analogen Abschwächung des tönenden Palatales beruht, wie sie bei Kh für den tonlosen Palatal, *ć* zu *ś* abgeschwächt, bezeugt ist; genauer genommen müsste für *ǵ* eigentlich *ź* eintreten, was aber ein diesen Sprachen gänzlich unbekannter Laut ist; so trat dann *y* dafür ein.

2. Der tonlose Explosiv-Palatal *ć* (*ćh*) ist den Mon-Khmer-Sprachen wie dem Khasi nicht ursprünglich. Der Beweis dafür liegt darin, dass nicht ein einziger Fall einer durch alle fünf Sprachen hindurchgehenden *ć*-Entsprechung aufgefunden ist, und selbst die Fälle, wo drei oder vier Sprachen gleichmässig *ć* aufweisen, ziemlich selten sind. Das weist auf eine unabhängige Entstehung und Entwickelung dieses Lautes hin, deren Selbständigkeit nicht dadurch in Frage kommt, dass die Entstehung fast überall in gleicher Weise: Guttural-Präfix + *s*- und *y*-Anlaut, sich vollzog. Am weitesten ist die Ent-

[1]) Vielleicht hängt diese Eigentümlichkeit des Bahnar mit dem Umstande zusammen, dass sein Sibilant stets palatal ist.

wickelung des *ć* bei K und M gediehen, dann folgt S, dann B und Kh. Bei den beiden letzteren ist die Anzahl der mit *ć* (*ś*) anlautenden bedeutend geringer als allein diejenigen der mit *s* anlautenden; bei S, B und Kh verrät sich der jüngere Ursprung des tonlosen Palatals auch noch darin, dass ihm keine Aspiraten zur Seite gehen, wie das bei den Gutturalen, Dentalen und Labialen der Fall ist.

2. Der nasale Palatal-Anlaut.

Roberts wie auch die früheren Grammatiker führen nichts von dem Bestehen eines nasalen Palatal-Anlautes im Khasi an. *P.* Bohnheim dagegen konstatiert dasselbe mit aller Bestimmtheit und führt die folgenden Stämme als mit demselben versehen an: *ńa* Tante, *kńi* Onkel, *kńa* opfern, *ńah* (Vieh) treiben, *ńuma*! all right!, *ńūn* sich unpässlich fühlen, *khńaṅ* Käfer, Entzündung bei Krankheiten, *ńut* Unkraut, *khńum* brummen, zanken, *khńot* würgen, *lynńār* heulen, *ńād* wegwischen, *ńat* abstossen. Roberts u. A. schreibt alle diese Fälle mit *n* + folgendem *i*. Es unterliegt mir kaum einem Zweifel, dass die *ń*-Anlaute aus früheren *n* + *i* hervorgegangen sind; aber es kommt doch darauf an, festzustellen, welches der jetzige Zustand ist. Die gewöhnliche Khasi-Literatur (s. S. 679) verwendet jedenfalls auch das Zeichen *ñ* für den Anlaut, nur oft fehlerhafter Weise auch noch mit nachfolgendem *i*, welches aber durchaus überflüssig ist.

Auch für die Mon-Khmer-Sprachen hatte ich schon in mehreren Fällen positiv den Ursprung eines *ń* aus *n* + *y* (*j*) nachgewiesen, s. Gr § 208. Eine nochmalige Untersuchung des diesbezüglichen Materials lässt mich zu dem Schluss kommen, dass auch bei den Mon-Khmer-Sprachen *ń* im Anlaut nicht ursprünglich ist. Ich schliesse das hier aus der Tatsache, dass sich keine einzige durch alle vier Sprachen hindurchgehende *ń*-Entsprechung auffinden lässt. Eine weitere Stütze finde ich in der Tatsache, dass überall der *ń*-Anlaut in sehr geringer Anzahl vorhanden ist, in bedeutend geringerer als die anderen (*ṅ*, *n*, *m*) Nasal-Anlaute.

Das Khasi bietet mit mehreren *ya*- (*ye*-, *yo*-) Anlauten Gelegenheit, die Entstehung des *ń* in den Mon-Khmer-Sprachen auch noch für andere Fälle nachzuweisen:

ni (= *nia*) klein, fein = M *ńi-ńa*, vgl. B *ie*,
khyńot kneten: { B *ńet*, *niet* „presser avec la main“, K *ńat*, *ńāt* stopfen,
sniaṅ Schwein = B *ńuṅ*,
yap sterben, tot: { B *ńap* tot (*iūp*, *īp* dunkel), S *ńap* Sonnenuntergang,
yeṅ „to rise, stand up“: B *ńeṅ* hartnäckig, eigensinnig,
yām weinen (= M *jā*, K *jā*) = B *ńem*, *ńum*, S *ńim*,
īt (= *yat*) suchen, prüfen: M *ńāt* sehen,
nian stopfen, pressen: { M *ńōn* dicht, zähe, M *kańōn* sich anstrengen,
thyrnia Nadel = B *köńō*,
hiar heruntersteigen: B *ńur* herunterbringen,
phyńiam pressen, pfropfen: K *ńā* kneten, stopfen,
ya hin zu: M *kńa* gehen, kommen.

D. Die Entsprechung der Cerebralen bei Khasi.

§ 126. Das Khasi kennt keine Cerebralen, weder explosive, noch nasale. Die letzteren sind, wie ich Gr § 125 ff. nachgewiesen, auch bei den Mon-Khmer-Sprachen erst sekundären Ursprunges, der mit der Lautverschiebung und deren Einfluss auf die Vokale in Zusammenhang steht; da eine derartige Lautverschiebung bei Khasi nicht eingetreten ist, ist auch kein Grund vorhanden, bei ihm einen früheren Bestand von nasalen Cerebralen anzunehmen. Anders steht es mit dem explosiven Cerebralen, von dem ich wahrscheinlich gemacht, Gr § 136 ff., dass er in einer schwankenden Form in den Mon-Khmer-Sprachen auch stammhaft vorhanden war, welche Mon zu der tönenden Form, = *ḍ*, Khmer dagegen zu der tonlosen, = *ṭ*, entwickelte, wozu dann Bahnar (und Stieng) gewöhnlich die Entsprechung *d* liefert. Es ist nun festzustellen, welche Entsprechung Khasi in solchen Fällen aufweist.

Es hat ebenfalls stets die Entsprechung *d*, solche mit *t* vermag ich wenigstens nicht zu finden. Die Fälle, die sich finden, sind folgende:

M *ḍōt*, K *ṭūć*, *ṭuoć* klein, wenig = Kh *khyndit*, *khyndiat*,
? M *ḍun* sich niederlassen, K *santūn* Last: Kh *don* sein, besitzen,
M *ǵap-ḍap* „definite“,
B *dap* ganz,
K *ṭap* zehn, *keṭap* die Hand schliessen,
: Kh *dāp* ganz, voll,

Zweifelhaft, da die orientierende Form von K fehlt, bleibt:

M *ḍit* umdrehen: Kh *kyndit* umwickeln.

In den folgenden zwei Fällen dagegen bezeugt die Anwesenheit von K mit seinem *d*, dass es sich nicht um ursprüngliche Cerebrale, sondern um Fälle der nachträglichen Ausbreitung der Cerebralisierung bei M handelt, s. Gr § 138:

M *ḍut* Vogelschwanz, K *kanduj* Schwanz: Kh *lyndut*, *lyndui* hängend,
M *khaḍut* zerren, necken, K *dadūć* drängen: Kh *sydot* „to fret“.

E. Anlaut und Auslaut in gegenseitiger Abhängigkeit.

§ 127. Die Halbvokale *y* (*i*) und *w* (*u*) und die Liquidae *r* und *l* zeigen einen gewissen Zusammenhang des Anlautes mit dem Auslaute darin, dass Stämme ausgeschlossen sind, bei denen sie zugleich im Anlaut und im Auslaut ständen. Das Nähere darüber sei in folgenden Sätzen zusammengestellt:

1. Es fehlen Stämme nach dem Schema *y* + Vokal + *i*; einzige Ausnahme ist *yai* „fortwährend“, bei dem es aber auch noch nicht ausgemacht ist, ob nicht das auslautende *i* mit dem vorhergehenden *a* zu einem echten Diphthong zusammengehört.

2. Es fehlen Stämme nach dem Schema *w* + Vokal + *u*; von dieser Regel ist keine Ausnahme vorhanden.

3. Es fehlen Stämme nach dem Schema *r* + Vokal + *r*, wie auch nach dem Schema *r* + Vokal + *l*; auch hiervon machen sich keine Ausnahmen geltend.

4. Einigermassen zweifelhaft bleibt es, ob Stämme vorhanden sind nach dem Schema *l* + Vokal + *l*. Jedenfalls vertreten ist das Schema *l* + Vokal + *r*; da aber auslautendes *l* stets zu *r* wird, so würden auch eventuell ursprünglich vorhandene Stämme nach dem Schema *l* + Vokal + *l* jetzt doch nur in der Form *l* + Vokal + *r* erscheinen, und sind somit von den ursprünglichen Stämmen dieser Art nicht mehr zu unterscheiden.

V. Die (Inlaut-)Vokale.

§ 128. Da die Auslaut-Vokale schon im III. Teile behandelt worden sind, die Anlaut-Vokale aber als solche keine Veranlassung zu besonderen Bemerkungen geben, so wird sich in diesem Abschnitt alles über die Vokale noch Festzustellende erschöpfen. Ich habe das gesamte hier in Betracht kommende Entsprechungsmaterial in einer bequemen Übersicht zusammengefasst, die am Schluss dieses Abschnittes folgt. Da innerhalb der Entsprechungsgruppen der einzelnen Vokale die Reihenfolge der Anlaut-Konsonanten die Aufeinanderfolge der Entsprechungen bestimmt, so ist damit zugleich eine übersichtliche Darstellung auch der regelmässigen Konsonanten-Entsprechungen gegeben, die im vorhergehenden Abschnitt nicht eigens behandelt worden sind. Da beim Khasi die Teilung der Konsonanten in tonlose und tönende in keiner Weise die Vokalisierung beeinflusst, wie das beim Mon und Khmer der Fall ist, so habe ich hier nicht, wie bei den Mon-Khmer-Sprachen, das Entsprechungs-Material nach dem Anlaut in zwei Gruppen geteilt, sondern dasselbe in einer ununterbrochenen Reihenfolge angeordnet.

A. Allgemeines.

1. Die Quantität der Vokale.

Die in meiner Arbeit über die Quantität der Vokale im Khasi[1]) aufgestellten Sätze sind, die Regeln über die Quantität der Auslaut-Vokale abgerechnet, s. § 87 ff., durch die Mitteilungen *P.* Bohnheims in allen wesentlichen Punkten bestätigt, zum Teil noch genauer bestimmt und nur in einigen unwesentlichen Einzelheiten berichtigt worden. Im Folgenden soll das über die Quantität der Vokale im Khasi danach jetzt Feststehende in kurzer Zusammenfassung vorgeführt werden.

§ 129. a) Bei tonlosem Explosiv-Auslaut stehen die Hauptvokale *A*, *I*, *U* nur in kurzer Form (= *a*, *i*, *u*).

Ausnahmen: von *A*: *māp* verzeihen = Hind. *muʿāp*, *hāp* fallen = Pali *hāpeti*, *lāt* = engl. Lord, *dāp* voll, *āp* beschützen; von *I*: nur *īt* forschen, suchen, *thīp* steil ansteigend; von *U*: *btūit*, *syntūit* „schlüpfrig“, für welch letzteres Roberts *syntūid* aufweist.[2])

Richtigstellungen aus Q (nach *P.* Bohnheims Mitteilungen) zu *A*:[3]) *āp-thap* spähen, *thāb* schlagen, tätscheln, *śap* Siegel, *ṅap* Biene, Honig, *sṅap* schweigend, *pǵah* kalt, *sla* Blatt; nur *bāid* eigensinnig,[4]) nur *iāid* gehen, nur *ia-sāid* sich streiten, nur *pra* auseinanderfallen;[5]) zu *I*: *la sʾit* abends, *lit* spalten, *māu-it* Ziegelstein; nur *līd* abdecken, *tīd* schlagen, *rit* klein; zu *U*: *ut* Kamel, *thup* Haufe, *kyrkhuit* „at odds“, *tup* Kanone, *sup* Korb, *kynthup* umarmen, *pūid* „to lance“, *khluit* siedend, heiss.

---

[1]) = Q; Wiener Zeitschrift f. d. Kunde d. Morgenlandes, XVII. Bd., S. 303—322.

[2]) Sind beide Formen nicht Ableitungen des Stammes *tūid* „fliessen?“

[3]) Ich füge hier, wie auch bei den andern Vokalen, gleich suis locis die Richtigstellungen der Formen von Roberts Khassi Grammar an, die ich in Q in einem eigenen Abschnitt 7 (a. a. O. S. 319) gesondert zusammengestellt hatte.

[4]) *bait* nur „behauen“.

[5]) *prah* „kopfüber hängen“, und eine Art Sieb; *prāh* existiert überhaupt nicht.

§ 130. b) Bei tönendem Explosiv-Auslaut stehen die Hauptvokale *A*, *I*, *U* nur in langer Form (*ā*, *ī*, *ū*).

Ausnahmen: zu *A*: *raid* Untertanen = Pali *raǵǵā*, *bad* mit, *tad*(*a*) bis, *khad* zehn (in Zusammensetzungen), *dab* Heft, Griff.

Richtigstellungen: zu *A*: *tat* billig,[1]) nur *ṅāid* fett, *khat* auflesen, aufschaufeln.

§ 131. c) Bei *h*-Auslaut steht *A* nur in kurzer, *I* und *U* aber in langer und kurzer Form.

Hiermit wird richtig gestellt, was ich Q §§ 7, 13 angenommen, dass auch *I* und *U* bei *h*-Auslaut nur kurz vorkämen. Ich lasse nach *P*. Bohnheims Angaben eine Anzahl Stämme auf *īh* und *ūh* folgen: *īh* lassen, *rīh* sich verstecken, *knīh* sich um etwas streiten, *snīh* Haut,[2]) *khlīh* Kopf, *ǵhīh* feucht, *ktīh*, *latīh* Morast, *stīh* Schild, *ryntīh* Bogen; *būh* = lat. ponere, *śūh* noch mehr, *kyrhūh* brüllen, *dūh* verlieren, aufhören, *dūh* (neben *duh*) bis, *ṅūh* zustimmen, *rūh* Käfig.

Richtigstellungen: *kyrkhah* Speichel, Auswurf, *bah* tragen, *tybah* anrühren, *kynśah* leiden, *i* sehen, *khih* sich bewegen, *khi* rasieren, *khī* sich erheben, *ksih* Otter; nur *kynǵih* hüpfen, *tih* graben, *syrti* Feile, *śyrti* bebauen, *sti* runzelig, *ǵirmi* Schlingpflanze, *mih* emporkommen; *kuh* Kropf, *pyduh* morsch, *śu* nur, *śuh*! weg! *thymu* beabsichtigen, *hu* Meerschwein.

§ 132. d) Bei *ṅ*-Auslaut stehen die Hauptvokale *A* und *U* nur in kurzer, *I* aber in kurzer und langer Form.

Letzteres war in Q § 11 zweifelhaft gelassen worden. *P*. Bohnheim führt eine genügende Anzahl sowohl *iṅ*-, als *īṅ*-Auslaute an, so dass jetzt Sicherheit darüber besteht. Ich führe eine Anzahl derselben hier an: *iṅ*-Auslaut: *iṅ* brennen, *kiṅ* umrühren, *tiṅ* rufen, locken, *stiṅ* leicht, *diṅ* Feuer, *riṅ* ziehen, *paśiṅ* schräg, schief, *liṅ* schnell laufen, *pyrkhiṅ* straff, strenge, *ksiṅ* Trommel; *īṅ*-Auslaut: *ǵiṅ-kīṅ* Treppe, Leiter, *dīṅ* Holz, *phīṅ* grossartig, *yīṅ* Haus, *līṅ* Boot, *tīṅ* fürchten, *k'īṅ* Erdhummel, *s'īṅ* Knochen, *soh-pīṅ* Mangofrucht.

§ 133. e) Bei den übrigen Nasal (*iṅ*, *n*, *m*)-Auslauten stehen die Hauptvokale *A*, *I* und *U* sowohl in kurzer als in langer Form.

§ 134. f) Die beiden Nebenvokale *E* und *O* sind im Wesentlichen kurze Vokale; sie sind lang nur bei *r*-Auslaut, *E* ausserdem auch bei *h*-Auslaut, in beiden Fällen erscheint dann die kurze Form ausgeschlossen.

Die Länge von *E* bei *r*-Auslaut hatte ich schon Q § 19 konstatiert, dagegen die von *O* Q § 27 als noch nicht feststehend bezeichnet. *P*. Bohnheim führt jetzt eine so bedeutende Anzahl *ōr*-Auslaute an, dass auch für O die Regel als hinlänglich bewiesen angesehen werden muss. Danach liegen jetzt folgende Fälle vor: *ōr* spalten, *kōr* wertvoll, *śkōr* Ohr, *lōr* Oberfläche, *sōr* Regierungssitz, *khōr* Tanzkostüm der Frauen, *bōr* Kraft, Macht, *kynphōr* süss, Melone, *dōr* Preis; krumm, *kydōr* krümmen, *ǵōr* semen humanum, *kyǵōr* liebkosen, *hōr* Rahm, *ṅōr* ausästen.

In Q §§ 19, 24 hatte ich bei *h*-Auslaut nur *e* als zulässig angenommen. Nach *P*. Bohnheims Mitteilungen ist das Gegenteil jetzt als feststehend zu bezeichnen. Ich führe eine Anzahl Beispiele an: *ēh* sehr, *hēh* gross, *tṅēh* gewaltsam, *saṅēh* abwarten, *ksēh* Föhre, *slēh* einschmieren, ölen, *tēh* binden, *thēh* ausgiessen,[3]) *kǵēh* störrig, *kawēh* fächeln.

---

[1]) So, nicht „willig", wie Q § 2.

[2]) Nicht „Gift", wie Q S. 319 irrigerweise.

[3]) „*theu*" heisst nur „messen".

Ausnahmen: *a*) Länge bei anderm als *r* (und *h*)-Auslaut: bei *E* *ēm* nicht;[1]) bei *O* *khrōn* steif vor Frost, ausserdem einige Palatal-Auslaute: *haōid* ja, *ǵakōid* Frosch, *śyń'ōid* Krippe, *bōin* biegsam (mit den Nebenformen *bāin*, *būin*), *brōin* „spotted" (vgl. dazu *brain* „spots or marks on the intestines", *brein-brein* „spotted (as by large drops)", *brūin* „speckled (with large spots))", *bōi* wimmeln.

β) Kürze bei *r* (und *h*)-Auslaut: bei *E* zwei (enklitische) Formwörter mit *h*-Auslaut: *teh* doch, ja doch, *seh*! gelt ja!, ausserdem einige (onomatopoetische) Adjektiva[2]) auf *r*-Auslaut: *her* scharfschneidig (bei kleinen Dingen),[3]) *ker*, *ker-ker* schlotternd, *ter-ter* abwechselnd, *wer-wer* gerüchtweise, *ber*, *ber-ber*, *pher*, *pher-pher* (*per*, *per-per*) weiss schimmernd, *mer* gelb schimmernd; bei *O* ebenfalls einige Adjektiva der gleichen Art: *lor* plumps, *sor* leise, schleichend, *hor* schwül, dumpf.

γ) Richtigstellungen: bei *O*: bei *h*-Auslaut ist nur *o* zulässig, also: *oh* schneiden, *kyr'oh* schnitzeln, *l'oh* Wolke, *ǵirhoh* Husten; *mon* wollen (Bengali-Lehnwort = *man*), nicht *mōn*, *kynoi* „to lull", nicht *kynōi*; *dykhoh* Eule, *dykoh* Krüppel.

§ 135. g) Weil *E* und *O* bei anderm als *r* (und *h*)-Auslaut nicht lang erscheinen, fehlt bei ihnen auch der tönende Explosiv-Auslaut.

Ausnahmen: bei *E* keine; bei *O* ausser den drei oben (§ 134 *a*) angeführten Palatal-Auslauten mit langem Vokal: *haōid*, *ǵakōid*, *śyń'ōid* noch einige (onomatopoetische) Adjektiva[4]) mit kurzem Vokal: *dob-dob* (auch *dop-dop*) lose, *dod*, *dod-dod* alt, verlottert, *kyndob* hohl (wenn der ausgehöhlte Raum klein ist),[5]) *kynphod* „vainly, dress;" *lakoid* verfolgen (nicht „verdorben") ist Bengali-Lehnwort.

Richtigstellungen zu *E*: nur *phret* zerstreuen, *thret* zu Tod erschrecken, *bret* wegwerfen.

§ 136. h) Es tritt jetzt deutlich hervor, dass es Doppelvokale *ie*, *iu*, *io*, wie ich Q §§ 29 ff. annahm, nicht gibt, sondern nur den einen *ia*, und in einigen Wörtern noch *ie*. Denn *iu* existiert nur als *u*-haltiger Diphthong mit *i*, besser *ī*, s. § 94 *β*; *io* findet sich nur in einigen Formen mit *n*-Anlaut, wo aber wahrscheinlich *n* mit *i* zu *ń* zu verbinden ist, so dass dann also überhaupt kein Doppelvokal vorliegt. Bei *ie* muss unterschieden werden zwischen *ĭé̆*, welches nur eine weniger zutreffende Schreibweise für *ī* ist, in dessen Aussprache stets ein *ĕ* mitklingt, und dem wirklichen Doppelvokal *ie*, der *ĭé̄* zu sprechen ist. Dieser letztere findet sich nur in einigen Wörtern mit Palatal-Auslaut: *thylliēid* Zunge, *yēid* lieben, *biēid* dumm, *siēid* Bambus, *miēid* Nacht, *lyńiēid* ölig. Auch bei *ia* sind eine Anzahl Fälle zu unterscheiden, wo die beiden Bestandteile desselben getrennt gesprochen werden = *i* + *a*, ich schreibe sie dementsprechend *ïa*; nach *P*. Bohnheim sind es die folgenden Wörter: *kïad* Schnaps, Spiritus, *nïa* Grund, Argument, *ïar* Verandaposten, *s'ïar* Henne, *s'ïań* hochtönend (Stimme), *pïar* Hände seitwärts ausbreiten, *kïar* sich enthalten = *kyndiah*, *ryndïa* Rhicinusbaum, *sïa* Tinte, Wichse, *sïat* schiessen, *pïam* umarmen, *pïat* Zwiebel, *lïa* rötlich. Wenigstens vier von diesen Wörtern sind Lehnwörter aus den Hindustani bezw. Bengali und ihr *ïa* repräsentiert ein dort vorkommendes *iya*: *kïad*, *nïa*, *sïa*, *pïat*. Leider ist nirgendwo etwas gesagt über die richtige Aussprache des eigentlichen Doppelvokals *ia*. Ich vermute, dass der Ton auf dem *i* liegt, wobei dann *a* verkürzt wird, also *ĭă*.

---

[1]) Aber *em*? nicht wahr? [2]) Vgl. § 101 b, c und §§ 135, 136. [3]) *har* scharfschneidig (bei grossen Dingen). [4]) Vgl. oben § 134 *β*. [5]) *kyndūb* hohl (wenn der ausgehöhlte Raum gross ist); nach dem Schall beurteilt, der sich beim Klopfen von aussen ergibt.

Es besteht nämlich die Tatsache, dass *a* in *ia* stets kurz erscheint, und im Zusammenhang damit, dass *ia* niemals tönenden Explosiv-Auslaut nach sich hat.

Einzige Ausnahme ist: *kwiab-kwiab* zart, geschmeidig, eines jener (onomatopoetischen) Adjektiva, die auch sonst soviel Abweichung verursachen, s. § 134. Dagegen ist *lyniār* „schreien, weinen" irrig, es muss *lynńār* heissen; ebenso heisst es nur *śād* „tanzen", nicht *śiad*, *ńād* „wegwischen", nicht *niād*.[1])

Richtig zu stellen ist auch noch Q § 31, der die Existenz von tönendem Explosiv (ausschliesslich *d*)-Auslaute bei *ie* annahm. In der Hälfte der dort angeführten Fälle ist *ie* = *ī*, nach dem ja tönende Explosiv-Auslaute nichts Auffälliges, vielmehr das eigentlich Erforderliche sind: *tīd* schlagen, *thīd* Ader, Nerv, Wurzel, *thīd* kaufen, *pīd* auseinanderbeugen, *līd* abtragen (Haus), *smīd* kitzeln. In der übrigen Hälfte, wo *ĭé* der Vokal ist — die betr. Wörter sind schon vorhin § 136 aufgezählt —, tritt allerdings und zwar bei allen vorhandenen Wörtern tönender Explosiv-Auslaut und zwar Palatal-Auslaut ein, der bei *ia* nur in dem einen Beispiel *tyrniait* „zerrissen", „zerstreut" vorhanden ist. Man mag vermuten, dass hier *ĭé* aus *ia* durch den Einfluss der nachfolgenden Palatalis entstanden ist, aber Sicheres lässt sich darüber jetzt noch nicht feststellen.

§ 137. i) Von den hier festgestellten Quantitätsgesetzen sind die wichtigsten die beiden folgenden:

α) Die Hauptvokale *A*, *I*, *U* kommen kurz (*a*, *i*, *u*) und lang (*ā*, *ī*, *ū*) vor, die Nebenvokale *E* und *O* sind im Wesentlichen kurz, ausser bei *r* (und *h*)-Auslaut, wo sie stets lang sind. — Das ist höchstwahrscheinlich auch der Zustand, den man von Mon und Khmer aussagen muss. In mehreren Kategorien ist es direkt nachgewiesen, dass ihr *E* und *O* aus früherem kurzen *I* bezw. *U* hervorgegangen ist (s. Gr §§ 92, 185 ff., 220 ff.), weshalb alsdann auch *E* und *O* nur kurz sein können. Für Bahnar und Stieng lässt sich jetzt dieser Nachweis noch nicht direkt erbringen, aber die durchgängige Analogie mit Mon und Khmer, die in diesen Punkten sonst bei ihnen herrscht, lässt kaum eine andere Annahme als die von Mon und Khmer zu.

β) Die Hauptvokale *A*, *I*, *U* sind kurz bei tonlosem, lang bei tönendem Explosiv-Auslaut.

Dieser Zusammenhang der Quantität der Vokale mit der Qualität des auslautenden Konsonanten ist etwas spezifisch dem Khasi Eigentümliches und findet sich auch nicht in irgend einer annähernden Form bei den Mon-Khmer-Sprachen. Es ist deshalb auch unnütz, die Verhältnisse dieser Sprachen hier zur Vergleichung heranzuziehen. Wohl aber muss hervorgehoben werden, dass durch den Eintritt dieses Zusammenhanges die ursprünglichen Quantitätsverhältnisse des Khasi bei Explosiv-Auslaut vollständig verwischt sind und deshalb bei den Entsprechungen zu den Mon-Khmer-Spraahen nicht in Betracht gezogen werden können. Dies letztere kann nur geschehen bei dem Vokal- und dem Nasal-Auslaut (mit Ausnahme des gutturalen) und teilweise bei dem *h*- und *r*-Auslaut. Es würde deshalb auch unpraktisch sein, die Entsprechungen der kurzen Form der Hauptvokale (*a*, *i*, *u*) in der Übersicht getrennt von denen der langen Form (*ā*, *ī*, *ū*) zu gruppieren; ich werde die beiden Formen dort unterschiedslos nacheinander folgen lassen, und nur bei der Besprechung auf beide Formen gesondert zurückkommen.

---

[1]) S. § 125.

2. Wechsel der Vokale im Khasi.

a) Wechsel zwischen *a* und *o*:

§ 138. Der Wechsel zwischen *a* und *o* findet sich im Khasi nicht selten. Er ist nicht wie bei Khmer bloss auf Wörter mit tonlosem Anlaut beschränkt, sondern tritt wie bei Mon, Bahnar (und Stieng) unabhängig vom Anlaut ein. Die vorkommenden Fälle sind die folgenden:

aṅ den Mund öffnen, }
k'aṅ ausrufen, } : *oṅ* sprechen,
ah schneiden = *oh*,
skap Streu, Häcksel = *skop*,
khap „boundary, confine“: *khop* fast, *set-khop* „to block“,
pynǵat zerstören = *ǵot*,
ryndaṅ Nacken, Landenge, „any narrow strip“: *ǵindoṅ* kurz, eng; arm,
kyrdan Stufe = *kyrdon*,
leh-kybain „to muddle“, }
leh-ǵā-tybain „to slatter“, } : *lymboin* schäbig,
bah „to carry a burden“: *boh* „to envelope, to tie, to strap a burden“,
bām-saraṅ „to erode“: *roṅ* „to devour, to take away“,
śynrain morsches Holz: *śroin* gebrechlich, welk,
lait „to deliver“: *loit* „to loosen“,
wait eine Axt: *khawoit* „to beckon“,
wah hangen = *woh*,
sah (mit Nägeln) befestigen: *soh* zusammenfügen,
kyrśan pfropfen: *śon* pressen.

Durchaus unsicher sind zwei Fälle, wo auch *ā* mit *o* (*ō*) zu wechseln schiene:

ār zwei: *ōr* spalten, brechen,
kād (*kat*) zerreissen: *lyṅkot* kurz, Atom.

b) Wechsel zwischen *a* (*ā*?) und *u* (*ū*?).

§ 139. Es liegen eine Anzahl Fälle vor, welche für die Annahme eines Wechsels zwischen *a* (*ā*?) und *u* (*ū*?) zu sprechen scheinen:

ǵām Geräusch, Laut: *ǵum* Tumult, Geschrei,
dam „to blot out, to erase“: *lyndum* „bare, depilous“,
pait brechen, lanzieren: *pūit* kastrieren, lanzieren,
? *pad* Territorium, Provinz: *pūd* Grenze,
tynram „deciduous“: *rum* „below“,
? *waṅ* weit offen: *kyrwuṅ* lose,
pār kriechen = *pūr* (*būr*),
bāin biegsam = *būin*, *bōin*,
brāin gefleckt = *brūin*, *brōin*.

Die Bedeutungs-Entsprechungen sind indes, die drei letzten Beispiele ausgenommen, fast überall so unsicher, dass die ganze Angelegenheit noch als zweifelhaft betrachtet werden muss.

c) Wechsel zwischen *a* (*ā*) und *e*.

§ 140. Die hier sich findenden Beispiele sind zwar nicht zahlreich, aber doch vollkommen sicher:

lytar „to prostrate“: *iap-tèr* „to fall prostrate“,
har-har angenehm = *hèr-hèr*,
dāp voll, geräumig, genug: *dep* beendigen, voll,
tar „forked“: *tèr-tèr* „to alternate in order“,
kyrwain wohlgekleidet: *kup-kyrwein* zieren,
brāin gefleckt = *brein*.

d) Wechsel zwischen *i* und *e*.

§ 141. Ich finde nur drei Beispiele dafür:

kyntiṅ „to flirt, to toss“: *kynteṅ* „to toss up and down“,
kyniṅ bewegungslos = *kyneṅ*,
krik-krik schimmernd = *krek-krek*.

e) Wechsel zwischen *u* (*ū*) und *o*.

§ 142. *dūd* verwerfen = *dod*,
kyndūb über = *kyndob*,
snoh-lyndut hängend = *snoh-lyndot*,
snoh-lyndūi „ = *snoh-lyndoi*,
lui-lui unschuldig = *loi-loi*.

Auch hier sind die allerdings nicht zahlreichen Beispiele absolut sicher.

B. Die einzelnen Vokale.

1. Der Vokal *A*.[1])

a) Der Vokal *a*.

§ 143. *α*) In der weit überwiegenden Anzahl der Fälle entspricht Kh *a* auch einem *a* der Mon-Khmer-Sprachen; zu M finden sich etwa 41, zu K etwa 17, zu B[2]) etwa 30, zu S[2]) etwa 26 solcher Entsprechungen. Diesen sind ohne weiteres zuzuzählen die Entsprechungen zu *o*, das bei M 1 mal, bei K 3 mal, bei B 3 mal, bei S 2 mal auftritt, da dieses überall dort zulässige Nebenform von *a* ist, s. Gr § 221. Das Gleiche gilt von den Entsprechungen zu M *ui* (3), K *ö* (2), B *ö*, *ä*, *ü* (7), S *ö*, *ä*, *ü* (5), s. Gr § 257 ff.

β) Anscheinende Abweichungen bringt bei den Mon-Khmer-Sprachen besonders der Palatal-Auslaut (*ć*, *ń*, *j*) hervor. Derselbe lässt bei K kein vorhergehendes *a* zu, das viel-

[1]) Da auch bei den Diphthongen *i* und *u* einigermassen als auslautender Konsonant erscheint, s. § 93 ff., dem gegenüber dann der vorhergehende Vokal im Inlaut steht, so sind die Formen mit Diphthongen auch hier wieder mitbehandelt.

[2]) Für B und S muss allerdings die bei diesen bestehende Unsicherheit der Quantitätsbezeichnung mit in Anschlag gebracht werden.

mehr stets zu *ā* wird (s. Gr § 156); derartige Fälle finden sich etwa 15,[1]) so dass dadurch schon die geringere Anzahl der glatten *a* = *a*-Entsprechungen bei K sich erklärt. Auch bei M finden sich 3 Fälle dieser Art, wo ursprünglicher Palatal-Auslaut zwar in den dentalen übergegangen, jedoch die frühere Verlängerung des *A*-Vokals beibehalten ist: Kh *tain* heiss = M *ktān*, Kh *thain* weben = M *tān*, Kh *phaśait* verschütten: M *sāt* ausschöpfen. Eine andere Wirkung des Palatal-Auslautes bei den Mon-Khmer-Sprachen ist die Umwandlung des vorhergehenden *A*- in den *E*-Vokal, bei K = *é*, bei B = *e*, bei S = *ê* (s. Gr. § 191 ff.); so erklären sich dann Entsprechungen wie Kh *lait* = K *léć*, B *leć*, Kh *tain* = S *têń*. Derartiger Fälle finden sich bei K 5, bei B 7, bei S 5. Auch bei M findet sich ein Beispiel, wo trotz der Verwandlung des Palatal-Anlautes in den dentalen das durch den ersteren bewirkte *ē* geblieben ist: Kh *khyrwain* flechten, wickeln: M *wēn* gebogen.

γ) In einigen Fällen hat auch palataler Anlaut einen Übergang des *a* in *i* bezw. *e* bewirkt (vgl. Gr § 210): Kh *sla* (*slak*) Blatt = K *slik* (ich denke wegen des im Sanskrit anlautenden *ś* in *śalākā*), *sa* essen = K *ćīj*, *śīj*. Dagegen habe ich keine Erklärung für Kh *maham* verraten = M *gahim*, Kh *lah* tauglich, überwinden = B *pleh*.

Die Entsprechungen Kh *a* = M, K *ā* — B und S berücksichtige ich hier aus dem oben § 143 Anm. 2 angeführten Grunde nicht — lassen sich zum grössten Teil befriedigend erklären. Zunächst sind diejenigen Fälle, wie Kh *ah* schneiden = M *pa'āk*, Kh *lat* Giessbach: K *lāt* ausbreiten, auszuscheiden, bei denen der tonlose und *h*-Auslaut Ursache der Kürze des Vokals sein kann, s. §§ 129, 131; es sind deren zu M 3, zu K 6 Beispiele. Das Gleiche gilt von den Fällen, wo Kh ein *ṅ* im Auslaut hat, weil dabei der A-Vokal stets kurz ist, s. § 132; solcher weist K 3 auf. So bleiben ohne Erklärung nur die folgenden Entsprechungen: Kh *man* zunehmen, gedeihen: M *mān* überwinden, Stolz, K *mān* „élan" (mangelhafte Kongruenz der Bedeutungs-Entsprechung lässt diesen Fall als zweifelhaft erscheinen), Kh *baġam* viel: K *ġā̃* im Überfluss (B *śām* und S *ġām* lassen dort auf früheres *a* schliessen), *tyṅam* Kinnbacken = K *dhgām*, Kh *ṅai-lyṅai* vergehen: K *rāṅās* konzentrieren, Kh *stai* zahlreich: K *phṭās* gewöhnlich. Zu den beiden Fällen Kh auslautendes *a* = K *ā*, s. Gr § 156.

δ) Mehrfach sind die Fälle, wo gegenüber Kh *ai* (*āi*) ein *i* in den Mon-Khmer-Sprachen auftritt, das sich dann weiter zu *e* entwickelt und bei S im Auslaut zu *êi* werden muss, s. Gr § 173 ff. Es ist die Umkehrung derjenigen Fälle, wo Kh *i* einem *āi* (*āāi*, *āj*) der Mon-Khmer-Sprachen entspricht, s. § 92; über das Ganze vgl. Gr § 242 ff. Es liegen folgende Fälle dieser Art vor: Kh *khnai* Maus = M *kni*, B *könē*, S *könêi*; *thymai* neu = M *tami*, K *thmīj*, S *mêi*; Kh *ksāi* Strick = K *khsē*, B *göse*, S *ćêi*; Kh *phāi* abwenden: K *pē* wenden.

ε) Am meisten Schwierigkeit bereiten einige Fälle, wo Kh *a* einem *u*, und noch mehr, wo es einem *ū* der Mon-Khmer-Sprachen gegenübersteht. Unverfänglich sind hier nur die Beispiele, wo dieses *u* bei K und B nach tönendem Anlaut auftritt, wie Kh *yap* sterben: K *jub* Dunkelheit, weil dort *u* ständige Nebenform von K und B *a* ist, s. Gr § 215 ff.; solcher Fälle finden sich bei K 3, bei B 1. Anders liegt die Sache bei M überhaupt und bei K nach tonlosem Anlaut. So vermag ich zu Kh *san* „wachsen, gross": K *sun* „sehr,

---

[1]) Es sind hier auch miteinzurechnen die Fälle, wo bei K ursprünglicher palataler in gutturalen Nasal-Auslaut bei Nasalierung des Vokals übergegangen ist, wie Kh *klain* stark = K *khlā̃ṅ*.

übermässig“ gar keine Erklärung zu geben; Kh *ram* „geziemend, schuldig“: M *rù* „genügend“ und Kh *san* „fünf“ = M *pasun* sind vielleicht den § 152 besprochenen schwierigen Fällen zuzurechnen. Die letztere Erledigung wäre auch die einzige, die ich den Fällen *a* = *ū*: Kh *synraṅ* „Höhle“: K *rūṅ* „hohl“ (S *ruṅ* „Höhle“) und Kh *rat* „pflücken“: K *ćrūt* „ernten“ zuteil werden lassen könnte.

b. Der Vokal *ā*.

§ 144. *α*) Die regelrechte Entsprechung Kh *ā* = *ā* findet sich am häufigsten zu K, nämlich in etwa 12 Fällen. M weist 6 Fälle auf.

β) Nicht in Betracht kommen können diejenigen Fälle, wo Kh *ā* bei *u*-Auslaut einem *a* (*ö*) entspricht, da dieser kein *a* vor sich duldet, s. § 94: Kh *māu* Stein = M *tmaʾ*, K *thma*; Kh *khlāu* Wald: M *klaʾ* Garten; Kh *mrāu* Sklave: K *pārö* Abgesandter.

γ) In zwei Fällen, wo Kh *ā* = *ī* (*i*) ist, mag das letztere durch anlautenden Palatal veranlasst sein: Kh *snām* = M *ćhim* (*ī* steht bei M nicht in geschlossener Silbe). Dagegen ist die Entsprechung Kh *ār* zwei = K *bīr* nur bei Annahme eines *i*-haltigen Charakters auch des *r*-Auslautes verständlich, s. Gr § 190.

δ) Nur zum Schein genau entsprechend sind Kh *giṅ-ṅāi* Entfernung: M *ǵaṅāi* entfernt, Kh *swāi* schwach: M *swāi* winzig; denn die genaue Entsprechung von Kh *āi* ist K *āj* und damit M *āāi*, wogegen M *āi* zu K *āi* und Kh *ai* gehört, vgl. Gr § 242 ff.

ε) Zu Kh *ǵilān* „breit“: M *plan-taḥ* „rund herum“ ist auch Kh *plan* zu vergleichen. Bei Kh *dāp* voll = M *kḍap*, B *dap* wäre auch bei Kh entweder *dāb* oder aber *dap* zu erwarten.

ζ) Die Entsprechungen zu B und S habe ich aus dem oben erwähnten Grunde ausser Betracht gelassen. Sie sind im Allgemeinen stets nach dem Schema Kh *ā* = B, S *a*. Nur einmal tritt eine scheinbare Abweichung auf: Kh *māu* Stein = B *tömō*, S *tömâu*; hier ist aber *ā* bei Kh = ursprünglichem *a*, s. § 94 und B *ō* wie S *âu* stellen Weiterentwickelungen der Verbindung *au* dar, s. Gr § 252.

2. Der Vokal *I*.

a) Der Vokal *i*.

§ 145. *α*) Die regelrechte Entsprechung *i* = *i* findet sich zu M 8 mal, zu K ebenfalls 6 mal, zu B 3 mal, zu S 5 mal. Die geringe Zahl dieser Entsprechungen gegenüber B erklärt sich daraus, dass bei B ursprüngliches *i* am zahlreichsten in *e* übergegangen ist, s. Gr § 175, dementsprechend ist die Entsprechung Kh *i* = B *e* auch zahlreicher, mit 5 Fällen vertreten. Auch gegenüber M ist sie zahlreich genug: Kh *i* = M *e* zählt 4 Fälle; Kh *i* = S *e* 1 und Kh *i* = K *e*, *é* 2 Fälle.

β) Verhältnismässig zahlreich ist die Gleichung Kh *i* = *ö* (*ui*, *ä*) vorhanden zu M, nämlich in 4 Fällen, zu B in 3 Fällen, zu S in 1 Fall. Es ist teilweise zweifelhaft, wie diese Fälle zu deuten sind. Einerseits steht es fest, dass M *ui* (B *ö*) direkt für ursprüngliches *i* eintreten kann, s. Gr § 257 ff., so dass also auch Kh *i* hier ein Ursprüngliches sein kann. Andererseits aber steht durch die Entsprechungen Kh *e* = M *ui*, K, B, S *ö* fest, dass Kh *e* eine Abart von ursprünglichem *a* = B *ä* sein kann, und dann Kh *i* eine weitere Verdünnung dieses Kh *e* sein könnte. Dieses Letztere ist jedenfalls zutreffend in der Gleichung Kh *lip-noh* auslöschen = M *baluip*, B *läp*, *löp*, S *blöp*, da hier das ebenfalls

vorhandene K *lap* das ursprüngliche *a* deutlich bezeugt. Das Erstere dagegen scheint der Fall zu sein bei Kh *wit* „schwer“: M *kawuit* „to wrestle“, da hier sowohl K, als B und S ein *i* in ihren Formen aufweisen.

Die 5 Fälle, wo Kh *i* einem *āi* bei M, K (= *i* bei B, S) entspricht, sind oben § 92, 2 schon zusammengestellt und besprochen worden.

γ) Es finden sich einige Fälle, wo Kh *i* einem *ī* bei M und K entspricht, die nicht alle befriedigend erklärt werden können. Kh *bit* „passend“: K *bīt* ist lautlich einwandfrei, da bei Kh der Vokal wegen des tonlosen Auslautes kurz sein muss, s. § 129. Dagegen weiss ich keine befriedigende Erklärung für Kh *lailih* Blitz = M *lalī*, K *bhlī*, Kh *ǵin* ablassen = K *ǵīn* Abneigung, Kh *kyniṅ* regungslos = K *nīṅ* fest.

δ) Nicht ohne Bedenken sind auch einige Fälle, wo Kh *i* einem *ie* (*ia*) der Mon-Khmer-Sprachen entspricht: Kh *rim* alt = K *riem* älterer Bruder, S *riêm* überreif; *wir* weggehen: K *wier* meiden, Kh *hir-hir* ununterbrochen: K *hier* übertreten, B *hiar* sich ausbreiten. Überall hier wäre eigentlich Kh *ī* zu erwarten, vgl. § 151, 4.

ε) Der Fall, wo Kh *i* einem *o*, *ū*, *uo* der Mon-Khmer-Sprachen gegenübersteht: Kh *khyndit* klein = M *ḍōt*, K *ṭūč*, *ṭuoč* erklärt sich daraus, dass hier *i* für *ī* steht, das aus früherem *ie*, *ia* hervorgegangen, welches seinerseits Stellvertretung für ursprüngliches *uo* ist, das bei den Mon-Khmer-Sprachen auch zu *ū* (*u*) und *ō* sich weiterentwickelt. In einem Fall tritt noch deutlich Kh *ī* einem *u* (= *ū*) gegenüber: *phīṅ* fürchten = S *phuṅ*.

b) Der Vokal *ī*.

§ 146. *α*) Die vorhandenen Entsprechungen sind nicht zahlreich, umsomehr, da B und S aus den bekannten Gründen wieder nur zum Teil herangezogen werden können. Die zunächst zu erwartende Entsprechung Kh *ī* = M, K *ī* findet sich nicht mit einem einzigen Beispiele vertreten. Dagegen finden sich 2 Beispiele von Kh *ī* = M *i*; bei einem, Kh *sīm* = M *smim*, erklärt sich *i* bei M daraus, dass *ī* bei ihm in geschlossener Silbe zu *i* werden muss, s. Gr § 177 ff. Zu dem anderen Falle dagegen Kh *kymī* Mutter = M *mi* vermag ich keine befriedigende Erklärung zu geben.

β) In dem einen Falle, wo Kh *ī* einem M *a*, B, S *ö* entspricht, Kh *thlīm* Blutegel = M *klam*, B, S *plöm* will mir *ī* als fehlerhaft vorkommen; es scheint, dass hier *i* anzusetzen wäre, wodurch diese Entsprechung in die Art derjenigen gehörte, die § 145 besprochen worden sind. Hierhin beziehe ich auch die Entsprechung *lyṅki* unfruchtbar, trocken = M *kah*, K *khāḥ*, B *kho*, S *khöh* u. s. w.; *i* entspricht zunächst dem *ö* bei S, dann durch dieses auch dem *a* bei M und B; K *ā* ist durch dessen Gesetze des *ḥ*-Auslautes aus ursprünglichem *a* entstanden, s. Gr § 45.

γ) In den drei Fällen, wo Kh *ī* einem K, B *ie*, und in dem einen Falle, wo es einem K *e* entspricht, ist es als aus früherem *ie* entstanden zu denken, s. § 151, 4.

Die beiden Fälle, wo Kh *ī* = M, B *u* erscheint, Kh *ǵhīh* feucht = B *haǵuih*, Kh *līṅ* Schiff = M *gluṅ*, B *pluṅ* erklären sich nur so, dass Kh *ī* aus *ie*, *ia* hervorgegangen, welches seinerseits aber wieder aus ursprünglichem *ua*, *uo* sich bildete, s. § 152, welch letzteres dann bei M und B zu *ū* sich entwickelte, das wenigstens bei M, weil in geschlossener Silbe, zu *u* werden musste.

δ) Die Fälle, wo Kh *īu* einem *au*, *u*(*w*), *o* der Mon-Khmer-Sprachen entspricht, sind oben § 98 *γ* schon zusammengestellt und besprochen worden.

3. Der Vokal *U*.

a) Der Vokal *u*.

§ 147. *α*) Die Entsprechung *u* = *u* ist die überall weit vorherrschende: zu M 10, K 11, B 15, S 11 Fälle.

β) Ganz deutlich vorhanden sind Entsprechungen zu M *ui*, K *ö*, B *ö*, *ä* (*ü*), im Ganzen etwa 6. Sie legen zunächst den Gedanken nahe, dass Kh *u* in ähnlichem Verhältnisse zu dem Laut *ä*, *ö*, *ü* stände, wie jene Art des *u* bei K, das dort eine Nebenform des *a* bildet (s. Gr § 256). Das erhielte dann auch noch darin seine Bestätigung, dass ja tatsächlich auch K und S gegenüber mehrere Fälle von *u* = *a* vorhanden sind und auch Kh selbst in sich einigemal diesen Wechsel aufweist, s. § 139. In der Tat muss angenommen werden, dass ursprüngliches *a* bei Kh nicht nur zu *e* (= *ä* [*ö*, *ü*] der Mon-Khmer-Sprachen, s. unten § 149 *γ*), sondern auch verschiedentlich zu *u* geworden ist, wie bei K, nur mit dem einen wichtigen Unterschied, der, so wie früher bei dem Vokalwechsel innerhalb Kh selbst, so auch jetzt hier bei den Entsprechungen deutlich hervortritt, dass der Übergang von *a* nach *u* nicht bloss, wie bei K, nach tönendem, sondern auch nach tonlosem Anlaut vor sich gegangen ist.

γ) Mehrfach ist die Entsprechung *u* = *o* vorhanden, 1 mal zu M, 4 mal zu K, 1 mal zu B und 2 mal zu S. Hier ist das *o* der Mon-Khmer-Sprachen entweder Nebenform zu *a* (s. Gr § 221), dann sind diese Entsprechungen den im vorigen Abschnitt besprochenen gleichzustellen; hierhin gehört deutlich: *ruṅ* hineingehen: S *kroṅ* filtrieren (vgl. K *traṅ*). Oder aber das *o* der Mon-Khmer-Sprachen ist Schluss-Entwickelung aus vorhergehendem *ū*, *uo* s. Gr § 230; dazu gehört: *lum* anhäufen: M *kalȫ* Masse (vgl. S *ǵämlum* Vereinigung); bedenklich ist hier nur, dass Kh nicht *lūm* aufweist. In allen übrigen Fällen lässt es sich jetzt noch nicht feststellen, welcher der beiden Gruppen sie zugehören.

δ) Es sind 3 Fälle vorhanden, wo *u* = *ū* erscheint: Kh *puh* „packen“ = M *pū*, Kh *hur* „glucksen“ = K *hūr* „fliessen“. In diesen beiden Fällen ist aber die Bedeutungs-Entsprechung eine ziemlich unsichere, so dass davon auch die Entsprechung im Ganzen beeinflusst wird. Dagegen ist *u* in Kh *kup* = S *kuop*, in Kh *ut* Kamel = K *ūt* durch den tonlosen Auslaut verursacht und somit befriedigend erklärt.

Von den 4 Fällen, wo *u* = *uo* ist, erklären sich 3 auf befriedigende Weise: *kut* = S *kuot*, *bluit* = S *glueć*, da hier nämlich *ū*, das eigentlich zu erwarten wäre (s. § 152), durch den tonlosen Auslaut verkürzt ist; dagegen lässt sich *lun* „verschlingen“ = B *lūön* nicht rechtfertigen, hier wird Kh ein *ū* annehmen müssen.

ε) In den 2 Fällen, wo auslautendes *uh* = M *āu* erscheint: *luh* verlocken = M *p'ōw lāu*, *kynruh* waschen = M *krāu*, ist es die Stellvertretung von *u'* bei M, das dort als weitere Entwickelung stehen könnte, s. Gr § 252.

ζ) Die Schwierigkeit des einen Falles von *u* = *ā*: *ǵup* = M *ǵāp*, K *ǵāb* macht sich nicht erst hier geltend, da ja auch S schon *u* aufweist, vgl. dazu Gr § 160 ff.

b) Der Vokal *ū*.

§ 148. *α*) Die Fälle, wo *ū* = *ū*, erscheinen nur gegenüber K deutlich und klar, es sind ihrer 8; gegenüber B und S herrschen die oft berührten Schwierigkeiten; gegenüber M aber kommt zur Geltung, dass *ū* in geschlossener Silbe dort zu *u* wird, wodurch sich dann

die drei Fälle Kh *ū* = M *u* erklären. Ob in diesen Entsprechungen ursprüngliches *ū* vorliegt, lässt sich kaum irgendwo bestimmt nachweisen; mehrere dieser Fälle gehören dagegen ganz klar zu denjenigen, die im Folgenden erörtert werden sollen.

β) Von grosser Bedeutsamkeit sind die allerdings nur sehr spärlichen Entsprechungen, wo Kh *ū* einem *uo* der Mon-Khmer-Sprachen gegenüber steht; denn in ihnen tritt ganz deutlich zutage, dass auch im Khasi früher ein Vokal *uo* vorhanden war, der, wie in den Mon-Khmer-Sprachen zu *ū* (und *o*, s. § 152) sich fortentwickelte. Es sind die folgenden Fälle:

tūid fliessen: { K *ṭuoć* aneinanderhaften,
K *ṭăṇuoć* Tropfen,
S *atuêć*[1]) ausfliessen,

būd folgen: S *buôt* hinzufügen.

γ) Diesen sind noch hinzuzufügen die Fälle, wo Kh *ū* durch tonlosen Auslaut zu *u* geworden ist:

kut einschliessen = S *kuôt*,
kup kleiden: S *kuôp* Haut, Fell,
bluit plötzlich: S *glueć*[1]) überraschen.

δ) Es gehören hierhin aber auch mehrere Fälle, wo auch bei den Mon-Khmer-Sprachen *uo* schon in *ū* (und *o*) übergegangen ist:[2])

ūr fallen: K *ūr*, *ōr* fallen (Regen),
khūd auswischen etc.: K *kūt* reiben,[3])

khūn Sohn = { M *kōn*,[3])
K *kūn*,
B *kon*,
S *kôn*,

kyrkū ausrufen = { M *kōk*,
K *kūk*,

khūm binden: { M *kō̃* zusammen,[3])
K *ćaṅkōm* Traube,
B *kōm* ansammeln,
S *kum* flechten.

ε) In der Entsprechung: *būid* verlangen = B *böć*, S *bêć* ist bei B das aus *uo* entstandene *ū* schon über *o* hinaus weiter zu *ö* entwickelt, bei S *ê* aus *o* durch nachfolgende Palatalis entstanden.

ζ) Zwei Fälle, wo Kh *ū* einem *u* der Mon-Khmer-Sprachen entspräche, erscheinen deshalb zweifelhaft: *phai-dūin* verlassen, abwenden: K *duń* Zurückfluss = B *dun*; *mūt* schnitzen, schneiden: K *mut* scharf.[4])

[1]) Hier ist *ê* (*e*) aus *o* (*a*) durch Einwirkung der folgenden Palatalis entstanden, s. Gr. §§ 190, 198.

[2]) S. Gr § 229 ff. [3]) S. § 116.

[4]) In M *pānmut* „eingravieren" lässt sich *u* durch die bei M in geschlossener Silbe eintretende Verkürzung eines *ū* erklären.

4. Der Vokal *e* (*ē*).

§ 149. *α*) Die Entsprechung *e* (*ē*) = *e*[1]) findet sich zu M in 8, zu K in 9, zu B in 7, zu S in 6 Fällen. Es sind hier nicht überall ursprüngliche *e* vorhanden, sondern in mehreren Fällen wenigstens lässt sich auch hier *e* direkt nachweisen als Endprodukt der Entwickelungsreihe *ie*, *ī*, *ē*, worüber weiter unten § 151 das Nähere. Hierhin gehört z. B. *kēr* einengen: K *saṅkier* quetschen, B *kier* enge, wo M *thakēw*, S *kir* aufweist. So erklärt es sich auch, dass S so wenig *e*-Entsprechungen zeigt; es hat dafür 7 *i* (= *ī*)-Entsprechungen, die bei den andern Sprachen in dieser Form nur noch bei M und B je einmal vorkommen. Direkte *ie*-Entsprechungen hat besonders K, 5 Fälle, ausserdem noch S 2 und B 1 Fall. Ausserdem ist aber bei allen Sprachen noch eine Entsprechung vorhanden, die in die noch ferner liegende Stufe *ya* (*ja*) zurückreicht: *l'ēr* Wind = M *kjā*,[2]) K *khjal*, B *khial*, S *ćal* (aus *kjal*); zu M allein noch: *kyn'ēr* ausbreiten: M *kjaw* sehr.

β) Eine andere Gruppe sekundärer *e* leitet ihren Ursprung aus der Einwirkung eines nachfolgenden Palatals auf ursprüngliches *a*, vgl. § 107 b; auch in den Mon-Khmer-Sprachen ist teilweise das *a* in *i* oder *e* übergegangen: *eit* Exkrement = M *ik*, K *āć*,[3]) B *ić*, *ik*, S *eć*; *śyrkei* zurückschrecken: K *skim-skāij* furchtbar; *dei* stossen, müssen = M *daḥ*, K *dās*; *khlein* fett = K *khlāñ*, *wei* eins = M *mwāi*, K *mūj*,[4]) B, S *muoi*; *wei* verweilen: M *kmuāi* Gast = B *tömoi*; *wei* losmachen = M *waḥ*; *sei* herausschaffen = M *saḥ*.

γ) Eine dritte Art sekundärer *e* ist diejenige, die in den Entsprechungen zunächst zu M *ui* (9), K *ö* (2), B *ä*, *ö* (8), S *ö*, *ä* (7) zutage tritt. Sie geht wie auch diese Entsprechungen der Mon-Khmer-Sprachen selbst auf ursprüngliches *a* zurück. Auch dieses, sowie seine Stellvertretung *o*, zeigt sich direkt in den Entsprechungen zu M *a* (1), *o* (1), K *a* (3), B *o* (1), S *a* (3), *o* (2). Meine schon früher (Q § 19) aus Tatsachen nur des Khasi-Lautbestandes geschöpfte Vermutung[5]) von einem Übergang ursprünglicher *a* in *ä* — *e* wird also hier durch die Entsprechungen bestätigt und für einen noch bedeutenderen Umfang nachgewiesen. Es wäre wohl notwendig, darüber Nachforschungen anzustellen, ob in diesen Fällen die Schreibweise *e* noch beibehalten werden kann, ob nicht die Aussprache dieses Vokals eine von derjenigen der übrigen *e*-Fälle verschiedene, mehr offene ist, die dann eine dementsprechende besondere Bezeichnungsweise, etwa *e* oder *ä*, erhalten müsste.

5. Der Vokal *o* (*ō*).

§ 150. *α*) Die Entsprechung *o* (*ō*) = *o* tritt gegenüber M in 4, gegenüber K in 9, gegenüber B in 10, gegenüber S in 5 Fällen auf. Auch hier ist die Ursprünglichkeit des *o* durchaus nicht überall gewährleistet. Vielmehr sind schon in diesen Entsprechungen Vertreter der zwei sekundären Entstehungen enthalten, welche sich für Kh *o* nachweisen lassen.

β) Die eine Art dieser sekundären Entstehungen ist die aus der Entwickelungsreihe *uo*, *ū*, *o*, deren Existenz oben § 148 *β* auch für Khasi nachgewiesen wurde. Hierhin gehören

---

[1]) Die Quantität des *ē* bei M und K bezüglich s. § 137 *α*; ich behalte, wie auch bei *ō*, das Längezeichen zunächst bei im Anschluss an die Transskription der betreffenden Vokalzeichen des indischen Alphabets dieser beiden Sprachen.

[2]) Auslautendes *l* abgefallen mit Dehnung des vorhergehenden Vokals, s. Gr § 14.

[3]) Die Länge des *ā* bei K bewirkt durch dessen Auslautgesetze, s. Gr § 33.

[4]) Aus *muoj*, welches auf *muaj* zurückgeht, s. Gr § 246.

[5]) S. jetzt auch hier § 145 *β*.

zunächst alle diejenigen Fälle, wo Kh *o* einem *uo* der Mon-Khmer-Sprachen entspricht, es sind zu K und S je 2; weiterhin diejenigen, wo es einem *ū* der Mon-Khmer-Sprachen entspricht, solcher Fälle liegen zu M,[1]) B, S je 3, zu K 2 Fälle vor.

γ) Die andere Art sekundärer *o* ist diejenige, welche eine Nebenform zu ursprünglichem *a* bildet, ein Parallelismus, der ja schon im Lautbestand des Khasi allein sich konstatieren lässt, s. § 138. Solche *a*-Entsprechungen bringt M 5, K 12, B 5, S 2.

δ) Mit dieser Beziehung zu *a* hängt es zusammen, dass *o* auch Entsprechungen zu M *ui* (3), B *ä*, *ö* (1), S *ö*, *ü* (4) aufweist, welche alle nach anderer Seite hin gerichtete Nebenformen von *a* sind.

ε) Bei K ist *a* 2 mal durch auslautenden Palatal zu *ā* geworden, s. Gr §§ 33, 37; so erklären sich befriedigend die beiden Gleichungen *kyntoin* sieben: K *pantāñ* Netz und *kyrsoi* ausfliessen = K *sāj*. Dagegen vermag ich *ā* nicht zu erklären in *ǵor* Saft: K *ǵār* Harz.

6. Der Doppel-Vokal *ia*.

a) Die Entstehung dieses Vokals.

α) Aus *ya*-Stämmen.

§ 151. 1. Wie ich bei den Mon-Khmer-Sprachen die Herkunft ihrer *ie*-Vokale aus *ya* (*ja*)- und *ye* (*je*)-Stämmen nachgewiesen, s. Gr § 199 ff., so soll hier der Nachweis geführt werden, dass beim Khasi die Formen mit *ia*-, *io*-, *iu*- oder *ie*-Vokal nichts anders darstellen als alte *ya*-Stämme, deren jetziger Anlaut früher ein selbständiges Präfix war, das aber im Laufe der Entwickelung so eng mit dem Stamm verwuchs, dass es jetzt eine Einheit mit ihm darzustellen scheint.

2. Der erste Beweis dafür liegt darin, dass zu mehreren dieser Formen die alten *ya*-Stämme noch jetzt als solche, sei es im Khasi, sei es in den Mon-Khmer-Sprachen, nachgewiesen werden können:

riañ-riañ in einer Reihe = M *gjuiñ-gjuiñ*,
diap ausspähen: { M *khjap* listig, ersinnen, / B *iep* heimlich,
nior-nior sanft, weich: Kh *yor-yor* schwach,
kiar strecken, ausbreiten, / *piar* ausbreiten, / *pyhiar* „ } : Kh *yār* breit,
kiau Grossmutter, / *kyniau* alt, } : Kh *yāu* alt,
rai-diau niedrig: M *phyaw* erniedrigen,
siah wegschieben, häuten, / *biah* speien, / *kyr'iah* polieren, } : Kh *yeh* verlassen, zurücklassen,
ǵhia krank = { M *jāi*, / K *ǵhī*, / B, S *ǵi*.

[1]) Bei M ist zu beachten, dass in geschlossener Silbe *ū* zu *u* werden muss, Gr § 212 ff.

3. Der zweite Beweis liegt darin, dass es eine ganze Anzahl Formen gibt, die bei gleichem (*ia-*, *io-*, *ie-*) Vokal, gleichem Auslaut und im Wesentlichen gleicher oder verwandter Bedeutung nur im Anlaut verschieden sind. Hier ist anzunehmen, dass der ungleiche Anlaut alte verschiedene Präfixe darstellt, die mit dem im übrigen gleichen Stamm sich fest verbanden:

Kh *kiar* fliehen, entweichen = K *wier*,
Kh *pynkhiat* biegen = Kh *wiat*,
Kh *hiam* gut = B *liem*,
Kh *kiar* strecken,
Kh *piar* ausdehnen, } : { K *hier* übertreten, ausbreiten,
Kh *pyhiar* „ } B *hiar* „ „
Kh *thiau* ausgelöscht, verloren,
Kh *diau* vereitelt, } : { K *riew* abnehmen,
Kh *piau* stumpf, nutzlos, } B *riö* alt, schwach,
Kh *rynkhiań* trocken: Kh *sliań* durstig, trocken,
Kh *kyniau* hängend = Kh *ryniau*,
Kh *diap* zusammenhängend: Kh *byniap* Dschungel, undurchdringlich,
Kh *piam* „to span with the arms, to embrace“: Kh *riam* to ensnare,
Kh *pynkhiań* breit machen: Kh *siań* ausbreiten.

4. Nun ist noch zu beachten, dass gerade wie bei den Mon-Khmer-Sprachen, *ia*, *ie* u. s. w. sich in erster Stufe zu *ī*, in zweiter zu *e* weiter entwickelt. Die Belege dafür aus Khasi allein sind:

śiar Vorhaut = *śer*,
kyndiat klein = *kyndit*,[1])
lied abdecken = *līd*, *lit*,
thyllied Zunge = *thyllīd*, *thyllit*,
tied schlagen = *tīd*, *tit*,
thied handeln = *thīd*,
thied Ader = *thīd*,
kwiab-kwiab leicht, sacht = *kweb-kweb*,
byniah steif: *ēh* hart,
synriah schnäuzen: *kynrih* sieben,[1])
yor-yor schwach: *s'īr* zittern.

5. Dazu dann, durch Entsprechungen zu den Mon-Khmer-Sprachen bezeugt:

s'īr schwindelig: B *ier* zittern,
wir weggehen: K *wier* meiden, fliehen,
en schweigen: K *ien* beschämt,
ńem geheim: K *sńiem* Schweigen,
rep „to cultivate“: { K *rieb* vorbereiten,
S *riêp* „
khreu schwach, erschöpft: K *riew* an Dicke abnehmen.

6. Werden jetzt die *ī*- und *e*-Entwickelungen der *ia*-Formen noch mit herangezogen, so tritt die Abstammung derselben von ursprünglichen *ya*-Stämmen noch umfangreicher und deutlicher zutage:

[1]) Hier *i* wegen des tonlosen Auslautes, s. § 129.

l'ēr Wind = { M *kjā*, K *khjal*, B *khial*, S *ćal*,

kyn'ēr ausbreiten: { M *kjaw* sehr, K *hier* ausbreiten, B *hier* „ Kh *yār* breit, Kh *kiar* ausstrecken,

kynin, *kyneń* bewegungslos, *pyrkhiń* straff, steif, } : { Kh *yeń* aufrecht stehen, K *rīń* hart, streng, M *tēń* gestreckt,

dīń Feuer, *riń* ätzend, *s'īń* Pfeffer, } : { Kh *iń* = *yiń* brennen, M *riń* heiss, gepfeffert, K *līń* rösten, B *adreń* rösten,

īt suchen: { Kh *syntiat* spionieren, S *liêt* spionieren,

thet Hände waschen, *kynthet* wegschnappen, } : { Kh *niat* wegschnappen, Kh *niād* wegwischen,

sep verfallen; untergehen (Sonne): { Kh *yap* sterben, B *ńap* verstorben, B *jüp* dunkel, K *jub* Nacht, S *ńap* Sonnenuntergang,

khreu schwach, erschöpft, *deu* sehr arm, elend, } : { Kh *diau* vereitelt, *rai-diau* niedrig, gering, Kh *thiau* ausgelöscht, beendet, M *phjaw* erniedrigen.

β) Aus *wa*-Stämmen.

§ 152. 1. In den Mon-Khmer-Sprachen, genauer dem Khmer, dem Bahnar, dem Stieng steht dem Doppelvokal *ie* ein anderer, *uo* zur Seite, der in ganz analoger Weise, wie *ie* aus *ya* (*ja*), so dieser aus *wa* seine Entstehung genommen; wie dann *ie* zu *ī* und *e* sich weiter entwickelte, so hat dort *uo* seine analoge Weiterentwickelung zu *ū* und *o*. Im Khasi kommt nun ein *uo*- oder *ua*-Vokal jetzt nicht mehr vor. Dass er früher als solcher bestanden, ergibt sich daraus, dass Formen der zweiten und dritten Entwickelungsstufe mit *ū* und *o* noch jetzt vorhanden sind, wie das §§ 148 β, 150 β nachgewiesen ist. Im Übrigen aber ist *ua*, *uo* in *ia*, *io* u. s. w. übergegangen und hat an der diesem eigentümlichen Entwickelung zu *ī* und *e* teilgenommen. Folgende Fälle dieser Art lassen sich nachweisen:

pynkhiań breit machen, *siań* ausbreiten, } : { Kh *wań* weit offen, K *khwēń* quer,

rynkhiań trocken = Kh *tyrkhoń*,

diań links = K *ćwéń*,

kyrwiaṅ flechten: K *puoṅ* drehen, knüpfen,
mian kühl, sanft, langsam: B *uän* frei von jeder Beschäftigung,

sīd springen: { K *lōt* springen,
S *tũöt* „

khyndiat wenig,
khyndit „
rit „ } : { M *ḍōt* klein,
K *ṭuoć*, *ṭūć* klein,

liat Abortus: { M *lōt* fallen, gleiten,
K *ralūt* Abortus,
S *rölut* „

ṕynkhiat biegen,
wiat biegsam, } : { Kh *ǵiwat* biegsam,
Kh *khyrwād* Biegung,

piam umarmen: { M *kō̃* zusammen mit,
M *ćwā* „ „
K *ruom* vereinigen,

hiar niedersteigen,
l'iur regnerische Jahreszeit, } : { M *ǵawōw* fliessen,
K *ūr* fallen (Regen),
B *ńur*, *ǵur* niedersteigen,
S *ǵur* niedersteigen,

śniuh Haar = { M *sōk*,
K *sak*,
B *śok*,
S *suk*, *sok*, *ćok*.

2. In dem letzteren Beispiel liegt der Fall vor, dass eine der Mon-Khmer-Sprachen, Khmer, auch noch die seltene Weiterentwickelung über *o* nach *a* vollzieht. Die Form von Kh *śniuh*, deren Zugehörigkeit zu denen der Mon-Khmer-Sprachen auch noch durch die Form des Lyngngam-Dialektes *śnek* über allen Zweifel sicher gestellt ist, liefert den Beweis, dass auch die Formen der Mon-Khmer-Sprachen, was von ihnen allein aus zu schliessen immer etwas zweifelhaft blieb, auf einen Stamm *wak* zurückgehen.

3. Wie Roberts in seinem Anglo-Khasi-Dictionary, p. IV mitteilt, kam bei den Syntengs auch *khian* für *khūn* „Sohn" vor, ein Beweis, dass also selbst in diesem Wort der Übergang von *wa* zu *ya* stellenweise vollzogen war.

b) Die Entsprechungen der *ia*-Vokale.

§ 153. *a*) Nach den vorhergehenden Ausführungen bedürfen die Entsprechungen nur mehr weniger Erläuterungen. Die den Vokalen des Khasi am nächsten stehenden Formen der Mon-Khmer-Sprachen sind *ie* und *uo*. Ersteres findet sich bei K 9, bei B 8, bei S 3 mal, letzteres bei K 1 mal. In zweiter Reihe folgt *ī* und *ū*. Ersteres findet sich bei M (in geschlossener Silbe zu *i* geworden) 2, bei K 2, bei B und S 1 mal; bei K kommen noch hinzu 3 Formen mit *é*, welche die Mitte halten zwischen *ī* und *e*, s. Gr § 165 ff.; *ū* ist bei K 1, bei B 1, bei S 2 mal vorhanden. In dritter Reihe finden sich dann ein *e* und *o*; ersteres ist bei M 2, bei K 1, bei B 3 mal, letzteres bei M 4, bei B 1, bei S 3 mal vorhanden. Noch über *o* hinausgehend findet sich 1 mal *ui* bei M und *ö* bei K und 1 mal *a* bei K.

β) Durch zwei der hier vorliegenden Entsprechungen werden zwei Fragen, die in den „Grundzügen zu einer Lautlehre der Mon-Khmer-Sprachen“ noch offen gelassen werden mussten, entschieden und zwar im Sinne der dort ausgesprochenen Vermutungen. Die Entsprechung *biań* genug: M *pēn*, K *béń*, B *beń*, *beṅ*, S *biiń*[1]) beweist, dass hier ein Stamm *yań* (*jań*) vorlag, dessen *a* in den Mon-Khmer-Sprachen durch Einfluss des anlautenden *y* (*j*) zu *e*, bei K aber noch dazu durch Einfluss der auslautenden Palatalis zu *é* wurde, s. Gr § 191 ff.; im Khasi musste der ursprüngliche Palatal-Auslaut verschwinden, da nach *ia* ein solcher nicht statthaft ist, s. § 104. Die andere Entsprechung ist: *ǵhia* krank = M *jāi*, K *ǵhī*, B, S *ǵi*.[2]) Hier bietet Kh den Stamm *ya* (*ja*) mit einem Präfix *ǵh*, der theoretisch aus den Formen der Mon-Khmer-Sprachen zu erschliessen war, in aller Deutlichkeit wirklich dar.

VI. Schluss: Genauere Bestimmung der Stellung des Khasi zu den Mon-Khmer-Sprachen.

§ 154. Durch die hier vorliegenden Untersuchungen ist die enge Zusammengehörigkeit des Khasi zu den Mon-Khmer-Sprachen im Wortschatz, in der Wortbildung und bis in die Einzelheiten der Lautverhältnisse hinein offenbar geworden, so dass dieselbe jetzt als durchaus feststehend erachtet werden muss. Andererseits aber sind neben Verschiedenheiten, welche das Khasi von einzelnen Mon-Khmer-Sprachen trennen, auch solche zutage trennen, die es gegenüber allen Mon-Khmer-Sprachen aufweist. Diese Tatsache nun scheint mir, nach allen Regeln einer methodischen Einteilung, es nicht zu erlauben, das Khasi den verschiedenen einzelnen Mon-Khmer-Sprachen gleichzuordnen, es, um eine kurze Ausdrucksweise zu gebrauchen, als Mon-Khmer-Sprache zu bezeichnen. Das ist auch der Grund, weshalb ich im ganzen Verlauf dieser Untersuchung stets vom Khasi „und den Mon-Khmer-Sprachen“, nicht aber „und den übrigen Mon-Khmer-Sprachen“ gesprochen habe, wie es vielleicht mancher Forscher erwartet haben mag. Die oben erwähnte Tatsache scheint mir zu fordern, dass das Khasi als eine Einheit, vorläufig ohne näher stehenden Gefährten, der anderen Einheit, den Mon-Khmer-Sprachen, gegenüber gestellt werde, von denen allen es durch eine Reihe bedeutsamer Unterschiede sich abhebt. Diese Unterschiede sind gelegen teils in den Lautverhältnissen, teils in der Wortbildung, teils in der Grammatik, teils im Wortschatz, und ich gehe sie hier kurz der Reihe nach durch.

1. Unterschiede in den Lautverhältnissen.

§ 155. a) Das Khasi kennt nur als Hülfsvokal der Prä- und Infixe, nicht aber in den Wortstämmen die Vokale *ŏ*, *ŭ* und *ă*; letzterer ist nur in einigen Fällen in der Form von *e* (und *i*) etwas zur Entwickelung gelangt, s. § 150 *γ* (145 *β*).

b) Das Khasi kennt jetzt nicht mehr den Vokal *uo*, sondern hat ihn, wo er nicht schon seine natürliche Entwickelung zu *ū*, *o* eingeschlagen, in *ia* übergehen lassen.

---

[1]) S. Gr § 110. [2]) S. Gr a. a. O.

c) Keine der Mon-Khmer-Sprachen kennt die Abhängigkeit der Quantität von der Qualität des Auslaut-Konsonanten, wie das Khasi sie in weitem Umfang übt.

d) Dem Khasi fehlt der tönende Guttural-Explosiv *g*.

e) Dem Khasi fehlt der *k*-Auslaut.

f) Das Khasi hat den tonlosen Palatal-Explosiv *ć* im Anlaut in *ś* übergehen lassen.

g) Das Khasi hat auslautendes *l* in *r* übergehen lassen.

h) Die Aspiration der Anlaut-Konsonanten hat im Khasi einen bedeutenderen Umfang angenommen.

2. Unterschiede in der Wortbildung.

§ 156. a) Die Präfixbildung: Konsonant + *yr* weist beim Khasi eine grössere Deutlichkeit in der Bedeutungsfunktion auf.

b) Die Infixbildung tritt beim Khasi nur in geringem Umfang auf, die doppelte Infixbildung fehlt ganz.

3. Unterschiede in der Grammatik.

§ 157. a) Der Plural der Personalpronomina bildet sich nach einer festen Regel vom Singular durch Ersetzung des Vokals der Singularformen im Plural durch *i*: *ṅa* ich, *ṅi* wir; *mē* du (masc.), *pha* du, *phi* ihr; *u* er (masc.), *ka* sie (fem.), *ki* sie (Plural).

b) Das Khasi verwendet einen Artikel, der nach Singular und Plural, und beim Singular nach Geschlecht, maskulin und feminin, verschieden ist.

c) Bei den Substantiva herrscht der Unterschied des grammatischen Geschlechts, der in der Wahl der entsprechenden Form des Artikels zum Ausdruck gelangt.

4. Unterschiede im Wortschatz.

§ 158. a) Zunächst ist überhaupt die Anzahl der Übereinstimmungen mit dem Wortschatz der Mon-Khmer-Sprachen eine geringere, als diese letzteren unter sich aufweisen.

b) Insbesondere fehlt in einer Reihe von Fällen, wo sämtliche Mon-Khmer-Sprachen unter sich übereinstimmen, das Khasi entweder gänzlich und weist dann ein Wort von gänzlich verschiedenem Stamm auf, oder aber bei gleichem Stamm zeigt es doch charakteristische Eigenheiten desselben, durch welche es sich den Formen der Mon-Khmer-Sprachen allein entgegenstellt. Solche Formen sind die folgenden:

1. M *hā* den Mund öffnen,
K " " " "
B " " " "
S " " " " } = Kh *aṅ*,

2. M *baβū* berauscht,
K *bul* Pflanzengift, narkotisches Getränk,
B *bul* trunken,
S *buol* wütend, } : Kh *buāid* trunken,

3. M *ǵruih* tief,
K *ǵrāu* "
B *ǵörŭ* "
S *ǵöruh* " } = Kh *ǵillīu*,

4. M *ḍāk* Wasser,
K *dīk* "
B *dak* "
S *dāk* " } = Kh *ūm*,

	M	K	B	S	= Kh
5.	*ǵuiṅ* Bein,	*ǵöṅ* „	*ǵöṅ* „	*ǵön*, *ǵoṅ* Bein,	= Kh *kyǵat*,
6.	*ćhim* Blut,	*ǵhăm* „	*pham* „	*maham* Blut,	= Kh *snăm* (mit *s* und Infix!),
7.	*knā* Urin,	*nom* „	*num* „	*dăk-num* Urin,	= Kh *ǵuṅ*,
8.	*ka'* Nacken,	*ka* „	*ako* „	*kou* „	= Kh *ryndaṅ*,
9.	*muh* Nase,	*ćremuḥ* Nase,	*muh* Nase,	*muh* „	= Kh *khmut*,
10.	*ḍuh* reif,	*dum* „	*dum* „	(*n*)*dum* reif,	= Kh *la ih*, *la iāu*,
11.	*ruāi* Fliege,	*ruj* „	*roi* „	*ruêi* „	= Kh *skāin*,
12.	*sōk* Haar,	*sak* „	*śok* „	*sok*, *suk*, *ćok* Haar,	= Kh *śniuh* (mit Infix!),
13.	*tah* Euter,	*tōḥ* „	*toh* „	*toh* „	= Kh *ǵimbūin*.

c) Einen besonders deutlichen Ausdruck findet die Verschiedenheit in den Zahlwörtern. Die Mon-Khmer-Sprachen haben hier die erste Pentade in allen Formen gemeinsam. Demgegenüber weist Khasi in allen Formen entweder ganz verschiedene Stämme oder doch solche charakteristische Eigenheiten auf, durch welche es von allen Formen der Mon-Khmer-Sprachen sich gesondert erweist. Die folgende Übersicht der Zahlwörter von 1—5 lässt die weitgehende Verschiedenheit deutlich zutage treten.

	M	K	B	S	Kh
1.	*mwāi*	*mūj*	*moṅ*	*muôi*	*wei*
2.	*βā*	*βīr*	*bar*	*bar*	*ār*
3.	*pi*	*pīj*	*peṅ*	*pêi*	*lāi*
4.	*pan*	*puon*	*pūön*	*puôn*	*sāu*
5.	*p'sun*	*prā*	*pödam*	*prăm*	*san*

Hier zeigt sich zuerst eine Verschiedenheit bei der Form für „eins", bei welcher Kh nicht das Präfix *m* besitzt. Ebenso fehlt bei der Form für „zwei" das Präfix, welches als $= b$, oder nach M zu urteilen $= \beta$ d. i. $= mb$[1]) anzusetzen ist. Eine stammhafte Verschiedenheit scheint sich geltend zu machen bei der Form für „drei". Indes hier ist es an der Zeit, die Zahlformen sowohl der Wa-, Palaung- und Riang-Sprachen, als derjenigen Gruppe der Sakei- und Semang-Sprachen heranzuziehen, die ich in meiner Arbeit „Die Sprachen der Sakei und Semang"[2]) bezüglich der Zahlwörter als „Gruppe B" bezeichnet habe (a. a. O. S. 125), welchen allen auch noch das Nicobar anzuschliessen ist.[3])

[1]) S. Gr § 143. [2]) S. S. 680. [3]) Bei den Wa-, Palaung- und Riang-Sprachen ist die (englische) Original-Orthographie nicht geändert worden.

	Wa			Riang	Palaung	Danaw
1.	*tai*	*te*	*kati*	*hawk*	*hle*	*küt*
2.	*ra*	*á*	*la-al*	*kār*	*ā*	*an*
3.	*loi*	*oi*	*la-oi*	*kwai*	*we*, *uwe*	*wi*
4.	*pun*	*wun*	*pun*	*k'pwon*	*pun*, *puon*	*pün*
5.	*pan*	*puon*	*pan*	*kān*	*pan*, *hpan*	*thun*

	Semang	Sadang	SSt	SUS	UP	Söm	Sakei	Tembe	Senoi
1.	*nai*		*nēi*, *nī*, *nīn*	*nāi*	*nai*	*nei*, *ni*	*nei*	*neh*	*nanu*
2.	*bēh*		*beē*, *na*	*bĭē*	*uii*	*nel*	*nay*	*nar*	*nāy*
3.	*pat*		*ne*		*diu*	*ne*	*nī*	*ne'*	*ni*
4.	*sa-bēh*		*nos*						

	Nicobar
1.	*heaṅ*
2.	*ā̃*
3.	*lõe*, *lūe*
4.	*fōän.*

Die Verschiedenheit in der Form für „drei" erklärt sich insbesondere durch die Formen von Wa, wo in *la-oi* deutlich *la* als Präfix zu einem Stamm *oi* erscheint, welches auch in *la-al* = „zwei" noch auftritt. Der Stamm *oi* dagegen ist identisch mit den Formen *wai*, *we*, *uwe*, *wi* bei Riang, Palaung und Danaw und ebenso mit dem zweiten Teil von Khasi *l-ai* = *ai*. Ist aber einmal *lai* als aus *l* + *ai* bestehend erwiesen, so lässt sich auch *pi* der Mon-Khmer-Sprachen zerlegen in ein Präfix *p*, welches auch in der Form für „vier" = *p* + *an*, *p* + *uon* und „fünf" = *p* + *sun* erscheint, und einem Stamm *i*. Dieser Stamm *i* steht aber zu dem Stamm *ai* des Kh *l* + *ai* in demselben Entsprechungsverhältnis, wie es sich in den folgenden Beispielen darstellt: Kh *khnai* Maus = M *kni*, B *könē*, S *könêi*; Kh *thymai* neu = M *tami*, K *thmīj*, S *mêi*. In ähnlicher Weise sind dann auch die Formen von Semang, Sakei, Senoi, Tembe *ni*, *ne* aufzulösen in ein Präfix *n*, das auch bei deren Form für „zwei" *nay*, *nar* sich schon zeigt, und einen Stamm *i* aufzulösen. Die Formen von Wa, Riang, Palaung, Danaw *oi*, *wai*, *we*, *wi* stellen eine direkte Entsprechung zu Khasi *ai* dar; sie repräsentieren eine Aussprache des *ai* wie das moderne Mon sie hat, wo *āi* = *oä* = *oe* gesprochen wird.

Ganz abweichend ist die Form für „vier" bei Khasi, und sie findet auch nirgends eine auch nur annähernde Entsprechung. In der Form für „fünf" dagegen schliesst es sich an Mon an, während die übrigen Mon-Khmer-Sprachen selbständige Formen aufweisen.

§ 159. So ergäbe sich, nach den ersten vier Zahlworten beurteilt, folgende Gruppierung der Mon-Khmer- und der mit ihnen irgendwie in Verbindung stehenden Sprachen.

I. a) Khasi,

b) Wa angku, Riang, Palaung, Danaw,

c) Nicobar.

II. Semang, Tembe, Senoi und Sakei.

III. Mon, Khmer, Bahnar, Stieng, Huei, Suk, Sue, So, Hin, Nahhang, Anam,[1]) Bersisi, und, merkwürdiger Weise, dieser Gruppe, nicht dem Khasi nachestehend, die

[1]) S. Die Zahlwörter dieser Sprachen in „Die Sprachen der Sakei und Semang" S. 181.

Kolh-Sprachen; vgl. die Zahlwörter derselben mit den oben S. 758 angeführten der Mon-Khmer-Sprachen:

	Santhal	Mundari	Singbhum	Kurku
1.	*mi(t)*	*miya(t)*	*mīad*, *mīd*	*mia*
2.	*barea*, *bar*	*baria*	*barea*	*baria*
3.	*pea*, *pe*	*apia*	*apia*	*hapia*
4.	*ponea*, *pon*	*upunea*	*upunya*	*upunia.*[1])

Ich glaube, dass diese Einteilung auch von anderen Seiten her noch Stütze erhalten wird.

Die im Vorstehenden dargelegten Tatsachen rechtfertigen wohl den Schluss, dass das Khasi sämtlichen Mon-Khmer-Sprachen gegenüber als ein selbständiges Glied zu betrachten ist, welches am nächsten noch sich denjenigen Sprachen anschliesst, denen es auch räumlich am nächsten steht, den Wa-, Riang- und Palaung-Sprachen, die in dem hier sich anschliessenden Anhang zum ersten Male eine nähere Untersuchung finden sollen.

VII. Die Entsprechungen des Khasi zu den Mon-Khmer-Sprachen.

1. Der Vokal A (*a* und *ā*).

§ 160. *aṅ* gähnen, den Mund öffnen,
k'aṅ ausrufen,
k'aṅ hohl, } : { M *aṅ* ein natürlicher Teich, B *aṅ* ausrufen, bekannt machen,

s'aṅ rösten = M *pha'aṅ*,
ai geben = K *ōj*,
ār zwei = M *βā*, K *bīr*, B, S *bar*,
ah schneiden: M *pa'āk* schneiden, spalten,
kaid verändern, verschlechtern: K *kāć* schlecht,
skāin Fliege, Musquito = S *kaṅ*,

ryṅkat zusammen, zugleich: { M *dakat* in einen Knoten binden, B *kät*, *köt* binden, knüpfen, S *kot* binden, anbinden,

ryṅkap Köcher,
khnap Huf, } : { M *khanap* Schuh, Scheide, K *kap* bedecken,

kha Fisch = M, B, S *ka*,
khak zähe, fest: K *kak* gerinnen, gefrieren,
khait krachen, knirschen: K *kāć* brechen,
khan nachdenken: K *gan* blicken, untersuchen,
khap Pfand: B *khäp* als Pfand geben,

---

[1]) Nach Fr. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft III, S. 130.

khap zwicken, kneifen: { M *gāp-ćhu* Ast eines Baumes,
K *gāb*, B, S *gap* zwicken, kneifen,

khār Winde, Krahnen = K *khār*,

kyrkhah ausspeien = { K *khāk*,
B *gahak* Auswurf,

khah Schilf: K *kak* eine Art Schilf,

ryṅa Kohle = M *lṅa-pmat*,

khih-ṅik-ṅak stossen: K *guk* kleine Faustschläge,

ǵah-lyṅait verbergen: K *laṅāć* Anbruch der Nacht, *sāṅāć* ausbreiten,

ṅāb Kinnbacken, Wange: M *aṅāp* Backenzahn = S *gâm*,

sṅap schweigend = K *sṅap*, *raṅāp*,

ṅam sinken, eintauchen = B *ṅām*,

girṅam grün, himmelfarben: B *gam* blau, schwarz, *gam-pleń* himmelblau,

tyṅam Kinnbacken = K *dhgām*, S *gam*,

ṅai-ṅai weich, sachte,
ṅai-lyṅai vergehen, schwinden, }: { S *rŏṅai* vergehen,
K *rāṅās* konzentrieren durch Kochen,

ǵiṅ-ṅāi Entfernung: { M *ǵaṅāi* entfernt,
K *ćhṅāj* „
B *śŏṅai* „
S *ṅai* „

kyǵaṅ Zweig, etwas Hängendes: K *khǵāṅ* zu den Seiten eines Bootes schwimmende Bambusstücke,

baǵam viel: { K *ǵā̃* im Überfluss,
B *śām* „
S *ǵâm* „

pǵah kalt: K *treǵāk* kühl,

pyrǵah kauen, schmecken: K *ǵak* saugen, rauchen,

ktaṅ Bambus (grosser): { K *phṭāu* Bambus,
B *kŏtāṅ* eine Art Bambus,

tait verwerfen, verweigern: B *ateć* weggehen,

tain heiss: { M *ktāu-ktān* sehr heiss,
S *têń* heiss, Fieber,

tat billig: M *tan* sehr billig,

tap bedecken, übereinander legen: { M *tap* aneinander legen,
K *ṭanṭap* bedecken,
B *atop* einwickeln,
S *tap* Schicht, Lage,

tam viel: { M *tā* Pluralsuffix,
B *tam* hinzufügen,

tām sammeln = S *tam*,

tai-batai erklären,
stai zahlreich, }: { M *taḥ* ausbreiten,
K *phṭās* gewöhnlich, gemein,

tāi sieben: K *ṭās* schütteln, pressen,

tyrtai „slatternly“: K *kanṭāj* Gleichgültigkeit,

tar zerreissen = B *tar*,
thaṅ-an hungern: M *thaṅ* durstig,
kythaṅ bitter = { M *kataṅ*, B, S *taṅ*,
thāin weben: { M *tān* weben, K *pantāṅ* flechten, B *taṅ* flechten, weben, S *taṅ* weben,
thun oben: M *tuin* aufsteigen,
thām Krebs, Krabbe = M *khatā̃*, K *kṭā*, B *kötam*, S *tam*,
iap-thāi verwittern, vergehen: K *thāj* zurückfliessen, abnehmen,
kthāu Grossvater: M *thāu* alt,
daṅ noch; fertig machen, angefüllt: K *dāṅ* ganz = S *daṅ*,
lyndaṅ horizontal, hinstrecken: { K *daṅ* ziehen, spannen, S *daṅ* straff, gespannt,
pydaṅ platzen, sich spalten: { M *phadaṅ* Teilung, S *daṅ* Spalt, Sprung,
dait beissen, nagen: K *kandéć* Späne, Schnitzel,
dain abschneiden, köpfen: K *déṅ* Zwerg, Missgeburt,
dat verwunden, fechten: { M *dāt* schlagen (mit der flachen Hand), K *dāt* schlagen,
dāp voll, geräumig, genug: { M *ǵap-kḍap* „definite“, B *dăp* ganz,
kyrdar hastig = S *dal*,
na von, mit = M *na*,
khnai Maus = M *kni*, B *könē*, S *könêi*,
tynah dickflüssig, } : M *nak* einsinken (in den Schlamm),
phynah zähe, } : M *lanak* kotig sein,
kypa Vater = K *pā*,
pait „to lance“: K *pāć* werfen, säen,
pait teilen mit einem Messer: { M *thapak* stechen, K *kepāć* meisseln, ziselieren,
pain verbinden („to solder“), *spain* binden, flechten, } : K *tpāṅ* weben,
pat wieder, noch: K *pat* falten,
kum-lympat im Fallen zerbrechen: M *puit* brechen,
phaṅ Grenze, Anteil: K *phaṅ* Sache, Eigentum,
phāi abwenden, ändern: K *pē* wenden, ausweichen,
bain sanft, langsam: B *boṅ* leicht, gemächlich,
bat festhalten, haften: { M *bat* Klebrigkeit, S *bŏt* anhaften,
bām essen: K *bā̆* „porter à la bouche, au bec“,
sy'mbāi Lohn, Preis, Geld: K *lābāij* kleine Verdienste der Sklaven,

bah auf der Schulter tragen: { M *laβak* Kleid, Schärpe über der Schulter tragen,
S *nbak* „ „ „ „ „ „
B *bă̆k* am Halse hängend tragen,
K *bāk* tragen (Kleider, Ringe),

tybah fühlen, tasten: B *bah* salben, reiben mit vier Fingern,

sma riechen: M *maw* riechend,

khymat Auge = M *mat*, B, S *măt*,

man zunehmen, gedeihen: { M *mān* überwinden: Stolz,
K *mān* „élan“,

thymai neu = { M *tami*,
K *thmīj*,
S *mêi*,

kamai ernten = B *măj* auf Vorrat legen,

māu Stein = { M *tmă*,
K *thma*,
B *tömō*,
S *tömâu*,

yap sterben: { K *jub* Nacht, Finsternis,
B *iip* Schatten, *ńap* verstorben,
S *ńap* Sonnenuntergang,

yām schreien, weinen = { M *jă*.
K *jă*.
B *ńum*, *ńem*,
S *ńim*,

yai ununterbrochen: K *săjāj* ausbreiten,

yār weit, breit: B *hiar* ausbreiten,

rań helles, trockenes Wetter: { K *rań* glänzend,
B *rāń* „

synrań Höhle: { K *rūń* hohl,
S *ruń* Höhle,

śynrain trockenes, morsches Holz: { K *prāń* trocken,
B *kreń* trocken, morsch,
S *rêń* trocken,

rat pflücken, ausreissen: { M *rat* ernten,
K *ćrūt* „
B *höröt* gewaltsam ausreissen,
S *rat* an sich ziehen,

ram schuldig, geziemend: { K *ră*, S *röm* geziemend,
M *rŭ* genügend,

dew-ram-thied „the root-covering earth, the primeval state of earth“, : { B *aram* „champ nouveau cultivé pour la première fois dans l'année“,

tynram hinfällig: B *răm* verloren,

kynrum-kynram verworren: B *röm* Dickicht,

mrāu Sklave: { K *pārö* Gesandter,
S *pomrü* Diener, Sklave,

la seit: B *la* Zeit,

khla Tiger (Panther etc.) = { M *kla*,
K *khlā*,
B *kla*,
S *klăh*,

lak[1]) sehr viel: { M *lak* 10000,
B *alăk* unzählig,

slāk, *sla* Blatt[2]) = { M *sla*, *hla*,
K *slik*,
B *śöla*,
S *la*,

lait frei lassen: { K *léć* herausfliessen lassen,
B *leć* hervorkommen,

doṅ-lait gebogener Schwanz (z. B. des Hahnes): B *pleć* im Kreise drehen,

kyllain drehen, winden: { K *dhluń* Stricke drehen,
B *klĕń* „ „

klain stark = K *khlāṅ*,

lat-lat Giessbach: { K *lāt* sich ausbreiten,
B *halat* übertreten,

lan-lan schnell: { M *lōn* sehr,
K *lan* „

ǵilān breit, }
plan flach, }: { M *plan-taḥ* rund herum,
B *lölān* langsam sich ausbreiten,
S *lân* sich ausbreiten,

lai drei: { M *hlāi* breit,
K *lāj* Zeichen des Plurals,
K *plāj* immer mehr,
B *halai* „ „
S *plai* ausbreiten,

tyllai Strick = B *tölej*,

khlāu Wald, Dickicht: M *kla'* Garten,

loh schlagen = M *lak*,

mat-lah blind = M *klak*, *kamlak*,

lah tauglich, überwinden = B *pleh*,

syrwa Suppe = M *swa*,

khwak Fledermaus = M *kawa*,

waṅ weit offen, }
kwaṅ herumstreifen, }: { K *waṅ-wéṅ* umherirren,
K *waṅ* Kreis, Umkreis,
B *uāṅ* sich drehen,

kawaṅ wegwerfen = M *pāāi-waṅ*,

---

[1]) Pali *lakkhā*, Sanskrit *lakśa*. [2]) = Sanskrit *śalākā*.

khyrwait flechten, winden: { K *wćć* einwickeln, B *ueć* umdrehen, S *ćal-kuêć* Wirbelwind,

sṅow-lywait erschöpft: { B *hoać* ausgeben, vermindern, S *uać* verschwenden,

kyrwain wickeln, flechten: { M *wēn* gebogen, *kawēn* Locke, K *wćṅ* flechten,

wan kommen: K *ǵuon* „il arrive, il advient; par hazard“,

śi-kyntin-kwai kurz: { K *wāij* schnell, lebhaft, S *wêi* schnell,

swāi schwach, mager: { M *swāi* Knirps, M *sōi* sehr klein, winzig,

wār Tal: { M *wā* Ebene, K *wāl* „

wah hängen: M *kwak* aufhängen,

sa essen = { M *ća*, K *sīj*, *ćīj*, B *śa*, S *sa*,

ksaṅ bitter: { K *hāṅ* bitter, B *hăṅ* beissend, S *haṅ* brennend,

tyrsain steif, im Krampf: K *sāṅ* faserig, knorrig,

sat stechend, beissend: { M *phjuit* scharf, bitter, K *ćat* „ „ S *ćā̃t* „ „

san fünf = M *pasun*,

san wachsen; gross: { M *san* sehr gut, gedeihlich, K *sun* sehr, übermässig,

sap Unrat, Schlacken: { K *śāp* fade, unschmackhaft, B *śāp* „ „ , verarmt, S *sap* verlieren,

snām Blut = { M *ćhim*, K *ǵhām*, B *mahām*, *pham*, S *maham*,

ksāi Strick, Seil = { K *khsē*, B *göśe*, S *ćêi*,

ksār Fuchs: B *ćar* wilde Katze,

śa hin zu: { B *ća* suchen (zu), S *ćah* besuchen,

śaṅ Korb: K *saṅ* „poche (terme de pêche),

śaṅ sich nähern, zustimmen: { K *ćaṅ* wollen, wünschen, S *saṅ* „ „, B *śöṅ* entgegengehen,

kśait Wasserfall, *phaśait* verschütten, }: { M *sāt* Wasser aus dem Boot schöpfen, K *sāć* wegschütten, S *ćać* „

śain klein machen, beendigen: { K *ćāń* Niederlage, S *ćêń* besiegt,

kyrśān propfen = M *gaćān*,

śār überwachsen: B *śār* Brachfeld,

kyrha laut rufen: K *hō* Kriegsgeschrei,

lyṅoh-ryṅhaṅ verwirrt: K *rahaṅ* in Menge,

hait knurren (Hund): B *hoć* seinen Zorn durch Geschrei kundgeben,

maham verraten = M *gahim*,

haihai überfliessend: M *haḥ* überfliessen.

2. Der Vokal I (*i* und *ī*).

§ 161. *iṅ* brennen: { M *ćiṅ* vollständig gekocht, K *ćha'iṅ* „ „, B *śiṅ* „ „, S *siṅ* „ „

īṅ Obdach, Haus: B *śöiṅ* vor dem Winde geschützt,

ś'īṅ Knochen = { K *ćh'iṅ*, S *tiṅ*,

im leben: { M *juim* atmen, K *ćim* nähren, B *śem*, *śiem* nähren,

s'īr schwindelig: B *iēr* zittern,

lyṅki trocken, unfruchtbar: { M *kah* trocken, K *khāḥ* „, B *kho* „, S *khöh*, *khah*, *köh*, *khö* trocken,

kīh in Aufregung: K *rakies* „irrité (oeuil)“,

dykhīu Ameise = M *akhjāu*,

sṅi Sonne, Tag = { M *tṅāi*, K *thṅāij*,

syṅiu Schatten: { B *töṅō* schwarze Farbe, S *gönou* dunkel, schattig,

ṅiu zählen, abschätzen: K *sreṅiew* zielen,

ǵin beendigen, ablassen: K *ǵīn* Abneigung, Widerwillen,

ǵīu immer, gewöhnt: M *gaǵā*, *gaǵa'* sitzen, bleiben,

ǵhīh feucht = B *haǵuih*,

kti Hand = { M *tāi*, K *ṭāi*, B, S *ti*,

tip kennen = { M *tim*, K *ṭiṅ*,

kyntīu aufrichten: { M *datāu* stehen, K *sāṭāu* gerade, recht,

pyrtīu „an issue (as of matter from any cutaneous disease“): B *tu* Quelle eines Flusses,

ktīh Schlamm, trockener Schmutz: { M *ti* Ende, K *ṭīj* Erde, Boden, B *teh* „ , S *tĕh* „ , Staub,

syrtih Stahl: K *ṭĕk* Eisen,

pyrthīu rösten: { M *ktāu* heiss, K *kṭāu* „ , B *tŏ* „

kyndit umwickeln = M *ḍit*,

khyndit wenig = { M *ḍōt* klein, K *ṭūc*, *tuoć*, *tić* wenig, klein,

ni klein = { M *ńi*, B *ie*,

kyniṅ bewegungslos: K *nīṅ* fest, beständig,

phīṅ fürchten = S *phuṅ*,

bit tauglich, recht: K *bīt* wahr, sicher,

kymī Mutter = { M *mi*, K *mē*, B *mĕ*, S *mêi*,

dymmīu Schatten: { B *mō* schwarze Farbe, S *dömou* verbergen,

riṅ beizend: M *riṅ* heiss, gepfeffert,

riṅ ziehen, schleppen: { B *höriṅ* transportieren, S *riṅ* gleiten lassen (über),

khap-rip zwinkern, winken: { M *damrip* zwinkern, S *rip* die Augen schliessen,

rim alt: { M *tarē̃* alt, K *riem* älterer Bruder, S *riêm* überreif (Früchte),

trim schrecklich, verfallen: M *parē̃* hässlich, schlecht.

ia-syrrim gleich: { K *trim* jeder, angepasst, B *rim* jeder,

riu tönen: { M *bru* tönen, B *krao* rufen,

soh-rīu eine Art Mais: M *srō*, *srō'* „grain, paddy“,
  K *srūw* „riz en herbe“,

hinrīu sechs = M *trāu*,
  B *tödrau*,
  S *prau*,

brīu Mensch: M *trū*, *tru'* männlich (Mensch),

līn Schiff: M *gluṅ* Boot,
  B *pluṅ* „

lit schärfen, spitzen: M *kalit* glatt, poliert,

lip-noh auslöschen: M *baluip* untertauchen,
  K *lap* auslöschen,
  B *läp*, *löp* untertauchen,
  S *blöp* sich senken,

thlīm Blutegel = M *klam*,
  B, S *plöm*,

klim ehebrecherisch: B *läm* falsch,

lailih Blitz: M *lalī* Blitz,
  K *bhlī* Licht, Tag,

wit schwer, behindert: M *kawuit* „to wrestle“,
  K *swit* zähe,
  B *śöuit* „
  S *süit* „

soh-kwit Zitrone: M *kwit* Feige, Holzapfel,

wir weggehen: K *wier* meiden, fliehen,
  B *ǵuer* „
  S *vuir* „

ksi Laus = M *ćāi*,
  K *ćāi*,
  B *śi*,
  S *s̃ih*,

sīm König = M *smim*,

sim Vogel = M *gaćẽ*,
  B *śem*,
  S *ćum*.

mynsim Atem, Geist: M *juim* atmen, vgl. *iṃ*,

tyrsim Nagel, Huf: M *snēm-tāi* Huf,

ksīu Enkel = M *ćāu*,
  K *ćāu*,
  B *śäu*,
  S *sâu*,

siw-siw „smarting“: K *sāu* Kummer,

śim nehmen: M *sim-kēt* Besitz ergreifen,

ia-śih sich begatten: B *ćek* fruchtbar (Tiere, Menschen),

hir-hir ununterbrochen, „in a continued stream“: K *hier* übertreten,
  B *hiar* sich ausbreiten.

3. Der Vokal U (*u* und *u*).

§ 162. *ut* Kamel =
- M *ut*,
- K *ūt*,
- Sanskrit *uṣṭra*, hind. *ūṇṭ*,

ut faulend:
- M *ut* faulend,
- B *ut* Krebskrankheit,
- K *sa'uj* faulend,

? *ūm* Wasser: K *pha'ūm* schimmelig,

ūr fallen: K *ūr*, *ōr* fallen (Regen),

ur-ur sehr heiss:
- K *ćha'ōr* heizen, trocknen,
- S *ur* heizen,

kyuh erschreckt, zitternd: K *uk* Schmerz, Unruhe,

kyrkū ausrufen:
- M *kōk* rufen, nennen,
- K *kūk* laut rufen,

kut beenden; einschliessen:
- M *kut* abschneiden,
- S *kuôt* einschliessen,

kun, *khun* neigen: B *kuń* sich neigen,

kup kleiden: S *kup*, *kuôp* Haut, Fell,

skum Nest, Lager; Häcksel, Stroh: B *käm* Spreu, Stoppeln.

kuh Kropf = K *kōḥ*,

khūd auswischen, kratzen: K *kūt* reiben, streicheln,

khūn Sohn, Kind =
- M *kōn*,
- K *kūn*,
- B *kon*,
- S *kôn*,

khūm binden:
- M *kō* zusammen mit,
- K *ćańkōm* Strauss, Traube,
- B *kōm* ansammeln,
- S *kum* drehen, flechten,

tyńkhuh stossen,
kynkhuh verwunden, : K *khōk* ohrfeigen,

pagut schleppen, ziehen,
kyngut ziehen, pflücken, : B *gut* „soutirer à l'aide d'un tube“,

kygup schlürfen, saugen:
- M *gāp* schlürfen, kosten,
- K *gāb* anhaften, solide,
- B *kögap* solide,
- S *găp* „
- S *gup* den Wein kosten,

pyrgup Traube, Strauss: B *gup* verbinden,

giń-ia-gum Geschrei, Tumult: K *ragā* unruhig,

tūid fliessen:
- K *ṭuoć* aneinanderhaften,
- K *ṭāṇuoć* Tropfen,
- S *atuêć* ausfliessen,

tur eindrängen: S *tar* sich widersprechen,
tuh „to lift“,
kyntuh aufstacheln, reizen, }: M *tuiʾ-βat* aufstacheln.
kynthup umarmen, einwickeln: M *thup* einwickeln,
thum liebkosen, umarmen, pressen: { K *phṭū* „rouler en boule“,
B *atum* zusammen,
S *röthum* Ähre, Traube, Packet,
phai-dūin verlassen, abwenden: { K *duń* Zurückfluss,
B *dun* „
lyndut, *lyndui* herabhängend: { M *ḍut* Vogelschwanz,
K *kanduj* Schwanz,
kydup einnisten: K *phdāb* neben sich anschmiegen.
puh packen: M *pū* umwickeln,
puń-diń schwanger sein: { K *pōń* anschwellen,
S *pôń* „
pūn eine Leiter aufrichten, eine Brücke schlagen: K *kepūn* Floss,
phui Staub = K *phuj*,
phuh blühen: K *phus* aufsteigen, emporkommen,
lybuń „compactly“: M *buń* Bauch,
būid „to itch for something“ = { B *böć*,
S *bēć*,
būd folgen, begleiten: { K *kūbōt* Gruppe von Bäumen,
S *buôt* hinzufügen, einen Knoten machen,
būn viel: { K *būn* aufhäufen,
S *būn* „
kybum die Lippen schliessen, etwas zwischen den Zähnen halten: S *bũm* den Mund mit Wasser füllen zum Ausspritzen,
mūt schnitzen, schneiden: { M *pān-mut* eingravieren,
K *mut* scharf,
khmut Nase: { M *muh*,
K *ćremuḥ*,
B *muh*,
S *muh*,
thuń-ruń entblösst: S *saruk* nackt,
ruń hineingehen,
pruń durchgehen, durchdringen, }: { K *trań* filtrieren,
S *kroń* „
khūn-ruit Stiefkind: S *mêi-rui* Stiefmutter,
khurup konfiszieren: M *rup* zusperren,
ʾrum unterhalb = B *rōm*,
kynruh waschen = M *krāu*,
bluit plötzlich: S *glueć* überraschen, fangen,
lait-lūid frei,
kyllūid weit, breit, }: B *bluć* sich losmachen,
khlūid verbrühen: K *khlôć* brennen, verbrennen,

lut ausgeben, verschwenden,
lalut aufgehört, :
  M *pluit* ausgelöscht,
  K *lat*, *lut* auslöschen,
  B *löt*, *lät* aufgebraucht,

lūd-lūd „intrusively“: B *lŭt* einfügen, einsenken,

klun verschlingen = B *lūön*,

tyllun rollen:
  K *luń* rollen,
  S *lun* einwickeln,

pyllup flach auf dem Gesicht: B *kölup* umstürzen, B *lup* sich das Gesicht und den Kopf verhüllen und sich neigen,

lum aufhäufen, sammeln:
  M *kalō̃* Masse, Haufe,
  S *ǵämlum* Vereinigung,

lui-lui unschuldig: B *lui* glauben, vertrauen,

luh verlocken =
  M *p'ōw-lāu*, *plāu*,
  B *ölu*,

ār-sut absteigend:
  M *hut* vermindern,
  B *śut* herabsteigen,

sum baden =
  M *hū*,
  B *hum*,

sūr Ton, Laut = K *sūr*,

sūr Häutchen, Membran: K *sasūl* zart, frisch,

ǵinsur geduldig, lang: B *śör* lang,

suh kneipen, zerren, quälen,
kyrsuh aufreizen, :
  M *khaǵuh* Hunde zum Kampfe stacheln,
  B *böśu* aufstacheln, anreizen,

kyrśup zitternd, unstät:
  K *sup-sāu* traurig,
  S *sup* durcheinander mischen,

kyrśum „tufty“:
  K *tresū̃* buschig, dicht,
  S *sumsir* verwirren,

suh aufhören, ablassen: K *ćuḥ* herabsteigen; genug,

kynhui jauchzen, singen: K *ṭaṅhōj* nach jemand rufen,

tūid hur-hur glucksen (Wasser):
  K *hūr* fliessen,
  S *hor* „

4. Der Vokal E.

§ 163. *eit* Exkrement =
  M *ik*,
  K *āć*,
  B *ik*, *ić*,
  S *eć*,

en schweigen: K *ien* beschämt,

l'ēr Wind, Luft =
  M *kjā*,
  K *khjal*,
  B *khĭal*,
  S *ćal*,

kyn'ēr ausbreiten: M *kjaw* sehr,

eh trocken = S *ĩh*,
śyrkei zurückschrecken: K *skim-skāij* furchtbar,
skei Hirsch: S *ćêrkêi* Wildschwein,
kēr einengen: M *thakēw* schmerzlich anzufühlen,
K *sańkier* quetschen,
B *kier*, *kīr* dicht, enge,
S *kir* belästigen,
kheit sammeln, pflücken = B *keć*,
S *kêć*,
k(h)em fassen, greifen: M *kēm* die Hand schliessen,
khih-tyńuk-tyńek schütteln: K *ńēk-ńōk* Oscillationen,
ńet undeutlich: M *ńēt* schmutzig,
ńem geheim: K *sńiem* Schweigen,
sńem feucht = B *höńem*,
ǵei-pyddēh nachlässig, indolent = K *ǵöj*,
suh-ǵēr rösten: S *ǵör* brennen, heizen,
ǵeu-seu sauer = K *ǵūw*,
B *iu*, *ǵŏ*,
kynteń auf und niederstossen: M *katēń* aufstossen,
byteń einfügen: K *tēń* vorbereiten, herrichten,
S *teń* lenken, befehlen,
ar-tet aufwärts: K *anṭēt* schwimmen,
tep begraben: M *tuip* begraben,
B *täp* einsenken in die Erde,
S *tap* begraben,
tem stossen, schlagen,
kyntem Dreschflur, : M *tuim* Fallklappe,
B *tēm* hämmern,
S *tȭm* (sich) stossen,
thep füllen, hineinstecken: K *thēp* „abri (en feuillage)",
B *thep* stopfen,
them niedrig, hohl = M *thuim*,
them in grosser Anzahl (Cholera): K *thēm* wachsen, zunehmen,
S *thêm* „ „
dep beendigen, füllen: M *dēp* aufspeichern,
dem beugen, knieen: M *duim-dak* vorübergehend sich niederlassen,
dei anstossen; müssen; recht: M *daḥ* müssen; anstossen,
K *dās* sich widersetzen,
khyndeu Erde, Boden: M *pḍuiw* niederdrücken,
kyndēh sieben, seihen = M *phaḍuik*,
ǵei-pyddēh träge, indolent: M *duih* dumm, unwissend,
sduih stupid,
sneń ermahnen: K *nēń* mit, für; Zeichen des Futurs,
kyneń bewegungslos: K *nēń* hart, fest,

tyneṅ allein: M *aṅ* anderer, / S *iṅ* „ , allein,

snem Jahr: M *snã̄*, / K *ćhnã̄*, / B *śanäm*, / S *sönam*,

dypei Asche = K *phēḥ*,

pēh blasen, wehen, fächeln = M *puik*, / K *pak*, / B *päj*, / S *pôk*,

bēr sprenkeln, streuen, / *kynbēr* flatternd, zitternd, : K *ābal* Unruhe, / S *böl* zittern,

me du = S *mêi*,

mei Mutter, Mama = K *mē*,

yeṅ stehen, aufstehen: M *ēṅ* ertragen, / B *ēṅ* festhalten an, / B *ṅeṅ* hartnäckig,

yēid lieben = S *ić*,

hāp-phyniem rieseln, tröpfeln: B *iäm* langsam vergehen,

yēr Huhn = B *ir*, / S *iêr*, *ir*,

rep „to cultivate“: K *rieb* vorbereiten, herrichten, / B *rep-rep* sorgfältig, / S *riêp* vorbereiten,

khreu schwach, erschöpft: K *riew* an Dicke abnehmen,

khlein fett = K *khlāń*,

khlein-kseh Harz = S *klin*,

klep heimlich = K *lap*,

lem zusammen mit: S *gläm* antreffen,

leh tun = S *löh*,

weṅ wegnehmen: M *wēṅ* wegnehmen, / K *krewēṅ* wegwerfen,

wei eins = M *mwāi*, / K *mūj*, / S *muoi*,

wei verweilen, / *noṅ-wei* Fremder, : M *kmuāi* Gast, / B *tömoi* Fremder, Gast, Feind, / B *uäj*, *oei* sich setzen, bleiben,

wei losmachen = M *waḥ*,

kyrwēh gut aussehend, aufrichtig: M *kwē*', *kwḕ* treulich,

set einschliessen: S *sit* verborgen,

sep verfallen, vergehen: B *śop* abnehmen,

sei herausschaffen: M *saḥ* reinigen,

kseu Hund = S *sõu*,

śem finden, treffen, / *kyrśem* anstossen, : { M *suim* mit, / B *śäm* „ / S *aćäm* stossen gegen,

lynśēr einrammen: { M *sã-sōw* Ladestock, / B *ćäl*, *ćöl* stopfen (z. B. Tabak), / S *ćöl* Tabak anbieten,

hēr fliegen: { M *hī* schwimmen, treiben, / K *pańhör* fliegen.

5. Der Vokal O.

§ 164. *oṅ* sprechen: B *aṅ* verkünden,

ot abschneiden, exkommunizieren: K *at* ohne,

iap-op untersinken: { M *ōp* verbergen, / K *ōp* umarmen,

ǵakōid Frosch: { B *kit*, / S *köt*,

kop „cover of the bud“: { M *gakuip* Deckel, / S *kup* sich verbergen,

skop Streu, Spreu = S *kup*, *kuôp*,

kop raffen, greifen: { K *kap*, *kōp* verbunden, haben, / B *pökop* verbinden, / S *kop* jeder,

tyrkhoṅ trocken = B *khaṅ*,

khot nennen = M *khut-jmu*,

khoh entrinden: K *kō* rasieren,

dyṅoṅ voll in Sicht, stetig: { K *gaṅ*, *guṅ* sich aufrecht halten, / S *gõn* in der Höhe sich ruhig halten (Drache), / B *găṅ* straff,

lyṅoṅ bewegungslos: { M *ṅuṅ* in Gedanken versunken, / M *laṅuṅ* dumm, / K *laṅoṅ* „

ṅōr beschneiden (Bäume): { K *treṅol* rasiert, geschoren, / B *ṅol* rasieren, scheeren,

lyṅoh schwanken, zweifeln: K *ṅak*, *ṅuk* wanken,

ǵōr Ursprung, Saft: { K *ǵār* Harz, / B, S *ǵar* Harz,

kynǵoh ehrgeizig, habgierig: K *ǵak*, *ǵuk* versessen auf,

toṅ (Wasser) schöpfen: K *ṭaṅ*, *ṭōṅ*,

kyntoin fein sieben: K *panṭāṅ* Netz, Geflecht,

kynton aufrichten: M *tan* stehen,

toi es mag sein! = K *kaṭōj*,

sah-tōr zittern = M *khataw*,
kyrtoh widerhallen, } : K *ṭaṭōk* Kastagnetten,
kynktoh aufklatschen, } : K *tak* Geräusch fallender Tropfen,
thoh eintreten: B *tah* hineinsetzen,
thoh-ǵāu Geschwür: { M *patuih* „a purulent matter (a fungus)", S *ǵi tōh ǵin* Eitergeschwür,
kyndok Schwefel = M *gandhuik*, Sanskrit *gandhaka*,
doṅ Ecke, Winkel, *kyddoṅ* einschliessen, }: B *ködoṅ* zurückgehalten durch ein Hindernis,
sydot „to fret": { M *khaḍut* zerren, necken, K *dadūć* belästigen,
kyndob über: { M *gadap* brüten (Henne), B *däp*, *döp* bedecken, S *dup* verbergen,
dōr gewunden, kraus: S *dör* Schlingpflanze,
pom abhauen: S *pom* schlagen,
poh-snīu träumen: { M *lpa'*, *lpă* Traum, B *pō* träumen,
phoṅ Schwangerschaft: { K *pōṅ* anschwellen, B *poṅ* „
phot schneiden, einschneiden: M *pat* einmeisseln,
pynlymboit rupfen = { B *buć*, S *büić*,
boh einwickeln: B *bŭ* beerdigen, verbergen,
ki moi-moi die Schläfen: S *mai* Seite,
roit schnell nacheinander: { K *ruoǵ* entweichen, B *proć* entsickern,
śroin kraus, gebrechlich: { K *ruoṅ* sich zusammenziehen, kräuseln, S *ruiṅ* zurückziehen,
broin gefleckt = M *barōn*,
roi wachsen, anhäufen: S *aröi* verlängern, verschieben,
troh zusammenraffen: S *roẽh* Blätter abstreifen,
lop beschneiden, stutzen: S *prölöp* wegnehmen,
t'loh Penis = { B *lo*, S *klau*,
soṅ einwickeln, einpacken: K *ćaṅ*, *ćōṅ* binden,
sop bedecken, Dach decken: { K *kanćap* Paket, B *gösop* einpacken,
kyrsoi ausfliessen: K *sāj* auseinander fliessen,
kyrśoin zusammenpressen: M *sōn* zerbrechlich, spröde,
ia-śom zusammentreffen: { K *sā* zuträglich, *phsā* vereinigen, B *śom* in Eintracht leben,

śōr fallen: { M *ćōw* Bergstrom,
K *ūr* fallen (Regen),
B *ǵur* „

l'hop geschlossen: { K *hap* geschützt (vor dem Winde),
B *hōp* einwickeln.

6. Der Vokal *ia*.

§ 165. *kiat* hartnäckig: { K *sańkēt* Anstrengung, Spannung,
B *kēt* erdrosseln,

khiah gut, gesund: M *khuih* gut,

ǵhia krank: { M *jāi*,
K *ǵhī*.
B, S *ǵi*,

kyrtiań rückwärts: { B *tień* Schwanz,
S *tiêń* „

syntiat spionieren: { K *ćāṭöt* auf der Fussspitze,
S *apöldot* sich balanzieren,

thiah liegen, schlafen = { M *stik-stań*,
K *ṭék*,

khyndiat klein, wenig = { M *ḍōt*,
K *ṭuoć*, *ṭūć*,

niut Unkraut: B *ńĕt* Gras,

khyniot kneten: B *niet* pressen mit der Hand,

niah treiben: B *hańaih* entfernen,

phiah trennen, zerreissen = B *pöhiah*,

biań recht, genug: { M *pēń*,
K *béń*,
B *beń*,
S *biiń*,

riań-riań in einer Reihe, }
rymiań Rand, } : { M *maćī-rēń* vorbereiten,
B *riń* äusserer Rand,
K *rień* beständig,

liat Abortus: { M *lōt* niederfallen.
K *ralūt* Abortus,
S *rölut* „

kha-lian oft gebären: K *lien* übertreten (Fluss),

at-liam überfliessen (overswell): M *klō̃* überschreiben (cross over),

thylliēid Zunge: { B *löpiet* Zunge,
S *löpiet* „
K *līt* lecken,

kyrwiań flechten: K *wień* Umweg, gewunden,

tawiar Kreis: { M *pwī-bwuik* Umfang,
K *wīl* um sich selbst drehen,
S *uil* einen Kreis machen,

siat „to inject“: { K *siet* einheften,
S *siêt* „

siar „insidiously“: { K *sier* mit Vorsicht gehen.
B *śer* unhörbar gehen,
S *siêr* vorübergehen,

kynsiāu flüstern = K *khsip-khsiew*,

siah Dorn: { K *răćék* Art dornigen Kaktus,
B *śiek* scharf, spitz,

śniuh Haar = { M *sōk*,
K *sok*,
B *śok*,
S *suk*, *sok*, *ćok*,

hiar herabsteigen = { B *ńur*, *ǵur*,
S *ǵur*,

pyhiar ausdehnen: { K *hier* sich ausbreiten.
B *hiar* „ „ .

Anhang:

Die Palaung (Rumai)-, Wa- und Riang-Sprachen des mittleren Salwin-Gebietes.

I. Einführung.

§ 1. a) Die Verbindung des Palaung sowohl mit dem Khasi als mit den Mon-Khmer-Sprachen hatte, wie ich oben[1]) hervorgehoben, schon Logan richtig erkannt. Auch Kuhn in seinen „Beiträgen zur Sprachenkunde Hinterindiens"[2]) zog es zur Vergleichung heran. Grierson, dem weiteres Material auch vom Riang und Wa zur Verfügung stand, fasste diese Sprachen zu einer Gruppe zusammen und stellte dieselbe in Vergleichung zum Khasi und seinen Dialekten.[3])

b) Eine etwas eindringendere Untersuchung dieser Sprachen, als sie bisher stattgefunden, wäre schon aus dem Grunde wünschenswert, weil sie die sonst so auffällige örtliche Isolation des Khasi fast ganz aufheben, indem sie den weiten Zwischenraum ausfüllen, durch den das Khasi von den ihm sonst zunächst liegenden verwandten Sprachen, den Mon-Khmer-Sprachen, getrennt ist. Sie reichen nämlich im Süden bis an das Gebiet des Mon hinan und erstrecken sich von da in einem fast ununterbrochenen Zusammenhang am Ostufer des Salwin so weit nach Norden hinauf, dass sie ziemlich auf die gleiche geographische Länge mit der Lage des Khasi gelangen, von der ihre nördlichsten Ausläufer dann nur in der geographischen Breite, etwa um die Entfernung vom 98. zum 93. Grad getrennt sind. Wegen der Wichtigkeit, die diesen Sprachen gerade wegen ihrer verbindenden Lage zukommt, gebe ich im folgenden die genaueren Angaben über die Lage des Gebietes der einzelnen Sprachen nach dem wertvollen Bericht, welcher enthalten ist in dem „Gazetteer of Upper Burma and the Shan States" compiled from official papers by J. George Scott assisted by J. P. Hardiman. Part I, Vol. I, Rangoon 1900.

c) Ganz im allgemeinen heisst es da zunächst S. 481: „There is a regular trail of cognate tribes extending from the Stiengs and other tribes of Cambodia through the Hka-mūks and Hkā-mets of Trans-Mekhong territory to the Wā of Kēngtūng and the Wa country and beyond them through the nondescript „La" and „Lawa" to the Rumai or Palaungs of the Northern Shan States and Yünnan. How much farther the trail will lead can only be known when Tibet ceases to occupy the position of „Hermit State" as successor to Korea". Hier ist also die Aussicht nicht verschlossen, dass das Gebiet dieser

---

[1]) S. S. 678. [2]) S. S. 678. [3]) Linguistic Survey of India, Vol. II, p. 1 und 38 ff.

Sprachen eventuell selbst bis nach Tibet hinüberreiche. Irrig ist es nun, wenn es weiter heisst: „It seems more than doubtful that the supposed connection of the Palaungs with the Môn or Talaings can be sustained. Linguistic evidence seems entirely against it, no less than physical characteristics and habits, customs and practices". Die Verbindung in anthropologischer und ethnologischer Hinsicht dahin gestellt sein lassend, muss ich die sprachliche Zusammengehörigkeit des Palaung mit dem Mon als gerade so gut gesichert hinstellen wie die mit den übrigen Mon-Khmer-Sprachen; die nachfolgenden Untersuchungen werden das ja auch zur Genüge hervortreten lassen.

d) Die südlichsten dieser Sprachen, deren Gebiet noch an das des Mon anstösst, sind die Palaung- und Rumai-Sprachen. Über dieselben heisst es S. 484: „The Rumai are found all over the Shan States, British and Chinese, but always high up in the hills, and usually in secluded places". S. 486: „There is a vague general division into Palaungs and Pales which has a basis in distinction of dress and dialect, but is Burmese rather than national. So far as it goes, it may be said that the Pales are found north and west of a line drawn from Kun Hawt to Saram and Mon Wai, and the Palaungs east of it. Within quite recent times the Kachins have driven the Rumai out of the whole of the north of Tawng Peng, which has tended to confuse old divisions. Broadly speaking it may be said that the Palaungs live on the higher hills and cultivate little but tea, while the Pales settle lower down and often grow more rice than tea". S. 493: „It is . . . very disconcerting to find colonies of Palaungs and Wa settled close to another in Kēngtūng and steadily denying any possible relationship . . . they (die Palaung) believe there forefathers came from Tawnpeng. . . . The Wa of the „Wa country" declare themselves to be autochthonous. The Wa of Kēngtūng on the other hand claim to have been the original inhabitants of all the country down Chiengmai. This is significant in connection with the Rumai tradition that their ancestors came from Thatôn".

Mehr nach Norden folgen die Wa-Sprachen. S. 495: „These self-styled Wa live in an extremely compact block of territory on our north-eastern frontier, extending for about hundred miles along the Salween and for perhaps half that distance inland to the watershed between that river and the Mèkhong. Within this area, which is roughly bisected by the ninety-ninth parallel of east longitude and lies between and on either side of the twenty-second and twenty-third parallel of latitude, there are very few people who are not Wa. There boundaries may be roughly said to be the Salween on the west, the ridge over the Namting valley on the north, the hills east of the Nam Hka on the eastern and southern sides, while the country ends in a point formed by the junction of the Nam Hka with the Salween. Beyond this few Wa are found, though they occur as far east as the Mèkhong, but only in isolated villages, and it is only on the fringes of this block that other races, chiefly Shans and La'hu, venture to settle". S. 516: „West of the Salween there are no Wa who own to that name. There are some villages of so-called La scattered about in the Kachin portion of North Hsen Wi".

e) Am weitesten nach Norden hinauf reicht das Gebiet der Riang. S. 519: „The Burmese call them Yin. Yang (Riang) is the ordinary Shan name for the various tribes of Karens. The Yang Lam are found throughout the whole strath, or stretch of undulating plain between Möng Nai and South Hsenwi. The Yang Hsek and the Yang Wan Kun are not so widely distributed nor so numerous. The former are in greatest strength in

the State of Möng Sit, but they are also found in Möng Nai and Mawk Mai and stray villages occur in other States. The Yang Wan Kun are so called by the Shans from the Wan Kun circle of Laihka, which is the stronghold of the tribe. They are not, however, confined to that circle, but have spread into parts of Möng Nai State". S. 520: „They look upon themselves and are regarded by the Shans as dwellers in these States from time immemorial".

f) Von diesen Sprachen liegt ein verhältnismässig reichhaltiges Material vor in Gestalt einer Sammlung von etwa 250 Wörtern und einigen Sätzen, die in dem oben[1]) genannten „Gazetteer" S. 626 ff. enthalten sind. Dazu kommt die ältere, etwa 200 Wörter umfassende Sammlung von Bischof Bigandet im Journal of the Indian Archipelago, New Ser. II, S. 223—229.

II. Orthographie der Quellen und ihre Umschrift.

§ 2. a) Bigandets Sammlung wendet, von der Schreibweise *sh* für *ś* abgesehen, die französische Orthographie an. Bei den Konsonanten zeigt sich das z. B. bei *djeun* „Fuss" = *ǵön* = *jan*, *jeng* der englischen Quellen. Bei den Vokalen zeigt es sich in der Schreibweise *ou* = *u*: *louii* „weiss" = *lui* der englischen Quellen, dann *eu* = *ö*: *keu* 10 = *kö* der englischen Quellen.

b) Alle übrigen, in dem „Gazetteer" enthaltenen Quellen gebrauchen die englische Schreibweise, leider ohne genauere Angaben bezüglich der Geltung der einzelnen Laute zu machen. Das führt dann auch hier zu der grösstenteils irreparablen Unsicherheit des Vokalismus dieser Sprachen, wie sie fast stets bei englisch geschriebenen Wörterverzeichnissen sich herausstellt. Nur einigermassen wird dieser Unsicherheit hier dadurch abgeholfen, dass von den meisten Sprachen mehrere Quellen da sind, aus deren gegenseitiger Vergleichung sich dann vielfach das Richtige feststellen lässt. So lässt eine Parallelform *te* zu *tai* schliessen, dass in letzterer *ai* = *e* ist; umgekehrt lässt die Parallelform *laija* zu *līa* schliessen, dass in letzterer *ī* die Geltung von *ai* hat. Eine Nebenform *tem* zu *tum* beweist, dass in letzterer *u* die Geltung von *ö* hat, und so habe ich meistens durchgängig in geschlossenen Silben *u* mit *ö* transskribiert. Wahrscheinlich wird *a* in vielen Fällen = *ä*, *e* sein, aber weil ich keine festen Anhaltspunkte dafür finden konnte, wann eine derartige Transskription stattfinden sollte, habe ich sie nirgendwo vorgenommen. So lässt sich bei diesem Zustande der Vokalismus dieser Sprachen nicht mit genügender Sicherheit darstellen.

c) Aber auch die Konsonanten-Verhältnisse entbehren nicht einiger Unsicherheiten. Zwar das auslautende *r* ist wohl durchgehends als das äusserst unzweckmässige englische Dehnungszeichen anzusprechen. Zweifelhaft wird die Sache schon bei *rr*- und *ll*-Auslaut, der bei *Ang-kú* und *Tai-loi* vielfach vorkommt. Die Verbindungen *ht*, *hk*, *hp* sind gewiss in manchen Fällen nichts anderes als fehlerhafte Aussprache der Aspiraten *th*, *kh*, *ph*, das vorangehende *h* kann aber auch ein (aus *s* entstandenes) Präfix sein; weil ich keine sicheren Unterscheidungsmerkmale finden konnte, um die einen von den andern Fällen zu unterscheiden, habe ich die Schreibart der Quellen in diesem Punkte belassen.

d) Nicht gemindert wird natürlich die bestehende Unsicherheit durch die nicht selten sich findenden offenbaren Druck- bezw. Schreibfehler, so besonders Verwechselung von *l* und *t*, *n* und *u*. Das Vorhandensein mehrerer Quellen von einer Sprache lässt indes in den meisten Fällen das Richtige noch erkennen.

[1]) S. S. 778.

e) Im Ganzen aber ist der Zustand des in diesen Quellen sich findenden Materials derartig, dass, abgesehen von dem nicht zureichenden Umfang, auch die innere Beschaffenheit desselben eine durchaus erschöpfende Behandlung nicht lohnen würde. Die nachfolgende Untersuchung beschränkt sich deshalb, nachdem zuerst die Gruppierung der einzelnen Sprachen dargelegt ist, mit der Feststellung der wichtigsten Lautgesetze, um dadurch wenigstens einigermassen sicheren Boden zu gewinnen für das eigentliche Ziel dieser Arbeit, eine Vergleichung des Wortschatzes dieser Sprachen mit demjenigen einerseits des Khasi, andererseits demjenigen der Mon-Khmer-Sprachen, um dadurch ihr Verhältnis zu beiden Gruppen etwas genauer zu bestimmen.

III. Die Gruppierung dieser Sprachen zu einander.

§ 3. Die Abgrenzung der vier grossen Gruppen, Palaung, Wa, Riang, Danaw, tritt gleich auf den ersten Blick deutlich hervor, so dass es unnötig erscheint, eingehendere Belege dafür zu erbringen. Ich begnüge mich mit der Anführung der Zahlwörter, in denen die Gruppierung besonders klar zum Ausdruck gelangt:

I. Palaung-Sprachen.

	„Palaung or Rumai of Nam Hsan"	„Palaung or Rumai (Shan States)"	„Rumai (Mantôn neighbourhood)"	„Palaung Kēngtūng State call themselves Darāng"	Palaung (Bischof Bigandet)
1.	*sapoṅ*	*hle*	*hle*	*hlē*	*he*
2.	*ā vön*	*e*	*ā*	*a*	*ä*
3.	*wae*	*oe*	*ue*	*uĕ*	*oe*
4.	*pön*	*hpôn*	*pwan*	*puon*	*phun*
5.	*hpan*	*hpan*	*hpan*	*pān*	*phan*
6.	*bru*	*tau*	*ndau*	*nau*	*to*
7.	*pōt*	*pu*	*npu*	*bu*	*phu*
8.	*tā*	*ta*	*nta*	*nda*	*ta*
9.	*tin*	*tim*	*ntim*	*tim*	*tim*
10.	*se'kö*	*kö*	*kü*	*gö*	*kö*
20.	*ā kö*	*e kö*	*a kü, kü ra kü*	*a gö*	*ä kö*
30.	*wae kö*	*oe kö*	*ue kü*	*ue gö*	*oe kö*

II. Wa-Sprachen.

	„Wa or Vü"	„En Tribe Kēngtūng State"	„Wa Kēngtūng State"	„Sön Kēngtūng State"	Tai-loi Wa or Wa küt Kēngt. State	Hsen-Hsum call themselves Amok Kēngt. State
1.	*te*	*tē*	*te*	*tē*	*ka-ti*	*mo*
2.	*ra (ā)*	*ra*	*ā*	*a*	*la-al*	*a*
3.	*lai (oi)*	*loi*	*oi*	*oi*	*la-oi*	*ue*
4.	*pôn*	*pön*	*wön*	*wön*	*pön*	*pön*
5.	*hpōn (fan)*	*pan*	*pōn*	*puon*	*pan*	*hsen*
6.	*laia*	*laia*	*löa*	*löa*	wie im Shan	*tall*
7.	*alaia*	*alaia*	*alöa*	*alöa*		*npui*
8.	*stē (sn'tē)*	*pindē*	*tē*	*dē*		*nta*
9.	*sti (sn'ti)*	*dim*	*dim*	*dim*		*ntöm*
10.	*kau*	*ko*	*kau*	*kau*		*nkyu*
20.	*ṅā*		*ṅa*	*ṅa*		*a kyu*
30.	*ṅoi*		*ṅoi*	*ṅoi*		*ue kyu*

	III. Riang or Yang Sek (or Yang Wan Kun)	IV. Danaw.
1.	*hōk*	*küt*
2.	*kā*	*an*
3.	*kuē*	*ui*
4.	*k'puon*	*pün*
5.	*kān*	*thön*
6.	*twal*	*tön*
7.	*pöl*	*pet*
8.	*preta*	*sam*
9.	*tim*	*sin*
10.	*skall*	*pakyin*
20.	*ā kall*	*amkyin*
30.	*ue kall*	*uikyin*

Die Verschiedenheit äussert sich hier in der Zahlform für „eins", die in jeder Gruppe selbständig ist. Die Formen für „zwei", „drei" und vier sind dagegen im Wesentlichen gleich, nur dass in den Wa-Sprachen teilweise ein Präfix *r* bei „zwei" und *la* bei „zwei" und „drei" und bei Riang ein Präfix *k*, *ka* bei „zwei", „drei" und „vier" auftritt; die Form für „zwei" entbehrt, wie hervorgehoben zu werden verdient, überall des Präfixes *b*, *mb* und steht somit dem Khasi näher. Bei „fünf" beginnt wieder die Verschiedenheit, indem Amok von den Wa-Sprachen mit *hsen* eine Form aufweist, durch die es sich von den übrigen Wa-Sprachen trennt und dem *thön* des Danaw sich nähert. Auch in der Form für „sieben" und „acht" weicht es von den übrigen Wa-Sprachen ab und nähert sich dem Palaung und dem Riang. Bei den Formen für „sechs" und „sieben" beginnt dann die eigentliche Gruppen-Verschiedenheit, in der aber Palaung und Riang (Danaw) doch noch etwas enger zusammenstehen. Bei „acht", „neun" und „zehn" aber stellt sich wieder allseitige Übereinstimmung ein.

§ 4. 1. Hier aber schon offenbart sich die selbständige Stellung, welche das Amok unter den übrigen Wa-Sprachen einnimmt. Es teilt dieselbe mit Ang-kú (von den Shan Hka-la genannt, im Möng-yawng District, Kēngtūng State) und der mit diesem fast identischen Sprache der Hügelbewohner von Mong Lwe. Bei einer Reihe von Wörtern sondern sie sich von den übrigen Wa-Sprachen ab, bald sich dem Palaung, Riang oder Danaw nähernd, bald überhaupt alleinstehend. Die Belege dafür seien hier kurz angeführt:

dick: { Angkú *ka hsöt*, Mong Lwe *hsöt*, Amok *asöt*,
Wa-Sprachen *pu*,
Riang *köt*,
Palaung *hköt*, *höt*,
Danaw *üm*,

klein: { Angkú, Mong Lwe *tek*, Amok
Wa *et*, *yet*,
Riang *kan liet*,
Palaung *tiek*,

rot: Angkú *ćeṅ*,
Mong Lwe *kyeṅ*,
Amok *a kreṅ*,
Wa *krak*,
Riang *rōṅ*,
Palaung *öṅko*, *rōn*, *reṅ*,
Danaw *asōn*,

grün: Angkú *keo*,
Mong Lwe *hkeo*,
Amok *akyu*,
Wa *ṅa*, *sṅa* (Tailoi *keo*),
Riang *ńē*,
Palaung *ińö*, *ńö*,
Danaw *alē*,

Mund: Angkú *moin*,
Mong Lwe *moin*,
Amok *entwin*,[1])
Wa (*da*)*löt* (Taloi *hoin*),
Riang *komwaiṅ*,
Palaung *möt*, *mue*,
Danaw *kanue*,

Zahn: Angkú *kyēṅ*,
Mong Lwe *kēn*,
Amok *kēṅ*,
Wa *raṅ*, *bēṅ* (Taloi *pēṅ*),
Riang *rāṅ*,
Palaung *rāṅ*, *kraṅ*,
Danaw *pēṅ*,

Ohr: Angkú *ćok*,
Mong Lwe *la sok*,
Amok *la sok*,
Wa *jōk*,
Riang *katik*,
Palaung *hyō*, *hsok*, *hyok*,
Danaw *tōn*,

Haar: Angkú *hsök*,
Mong Lwe *sök*,
Amok *sök*,
Riang *hōk*,
Palaung *hak*, *hök*,
Danaw *ṅyuok*,

Haut: Angkú *poṅ ku*,
Mong Lwe *poṅ ku*,
Amok *aṅ gu*,
Wa *hāk*,
Riang *hö*,
Palaung *sare*, *hun*,
Danaw *kadüt*,

Knochen: Angkú *ka'aṅ*,
Mong Lwe *ka'aṅ*,
Amok *ka'aṅ*,
Wa *sa'āṅ*, *āṅ*,
Riang *riṅ'an*,
Palaung *ka'aṅ*, *köṅ'aṅ*,
Danaw *kanaṅ*,

Boot: Angkú *sinām*,
Mong Lwe *senăm*,
Amok *nām*,
Wa *nām*,
Riang *nām*,
Palaung *nām*, *hnām*,
Danaw *ṅam*,

Regen: Angkú *sile*,
Mong Lwe *sale*,
Amok *kale*,
Wa *le*,
Riang *kyöṅ*,
Palaung *don*, *klē*,
Danaw *kale*,

Wind: Angkú *sima*,
Mong Lwe *sama*,
Amok *kama*,
Wa *kö*, *gö*,
Riang *kö*,
Palaung *kui*, *hkun*,
Danaw *kun*,

Baum: Angkú *köṅ kisu*,
Mong Lwe *köṅ kahsü*,
Amok *tam su*,
Wa *röṅ kao*, *nöm kao*,
Riang *töṅ ke*,
Palaung *taṅ he*,
Danaw *the*,

[1]) Fehlerhaft für *en lwin*?

Gras: Angkú *lök*,
Mong Lwe *lök*,
Amok *nall*,
Wa *yep*, *rep*, *röp*,
Riang *mön* (*tak*),
Palaung *pat*,
Danaw *bo*,

Floh: Angkú *sikweṅ*,
Mong Lwe *s'kwen*,
Amok *s'koin*,
Wa *tep*, *döp*,
Riang *wass* (!),
Palaung *gā*, *satyen*,
Danaw *tōk-tip*,

Hirsch: Angkú *ka sōt*,
Mong Lwe *k'sōt*,
Amok *h'sōt*,
Wa *po*, *böh*, *pöss* (!),
Riang *pöss*,
Palaung *töṅ*, *bua*,

Vater: Angkú *u*,
Mong Lwe *u*,
Amok *u*,
Wa *kiṅ*, *kuin*, *göṅ*,
Riang *pa*,
Palaung *kön*, *kun*, *guin*,
Danaw *ba*,

älterer Bruder: Angkú *möll*,
Mong Lwe *māl*,
Amok *meṅ*,
Wa *ek* (*ume*),
Riang *bo*,
Palaung ?
Danaw *mau*,

Mann: Angkú *ikuwin*,
Mong Lwe *ikuīn*,
Amok *kuwin*,
Wa *rame*, *bame*,
Riang *keramē*,
Palaung *bī*, *imē*,
Danaw *prōk*,

Weib: Angkú *ikön*,
Mong Lwe *ikön*,
Amok *fön*,
Wa *mpōn*, *npön*, *bön*, *iwön*,
Riang *k'pön*,
Palaung *ipan*, *ibön*,
Danaw *tamya*,

Hosen: Angkú *teo*,
Mong Lwe *teo*,
Amok *kan*,
Wa *kla*, *kra*, *sala*,
Riang *kōn*,
Palaung *sălā*,

Unterrock: Angkú *ṅa*,
Mong Lwe *ṅa*,
Amok *ṅa*,
Wa *tē*, *dē*,
Riang *la*,
Palaung *glaṅ*,
Danaw *kathi*,

Strick: Angkú *puhsi*,
Mong Lwe *pisi*,
Amok *pasi*,
Wa *mau*,
Riang *mwö*,
Palaung *wē*, *wan*,

Dorf: Angkú *him*,
Mong Lwe *kim*,
Amok *röm-i*,
Wa *yōṅ*,
Riang *pru*,
Palaung *rau*, *rū*,
Danaw *tabo*,

Haus: Angkú *kāṅ*,
Mong Lwe *kāṅ*,
Amok *kāṅ*,
Wa *ṅa*,
Riang *kāṅ*,
Palaung *kāṅ*, *kalep*,
Danaw *ṅa*,

sehen: { Angkú *lōm*, Mong Lwe *lōm*, Amok *lōm*,
Wa *yau*,
Riang *ti*,
Palaung *yö*, *tö*,
Danaw *yin*.

Alle diese zahlreichen Besonderheiten scheinen es mir zu fordern, dass diese drei Dialekte als eine selbständige Gruppe betrachtet werden. Ich benenne sie nach dem Namen desjenigen Dialektes, der die Eigenheiten dieser Gruppe am konstantesten aufweist, dem *Angkú* (Sigle A), um so mehr, da das ja auch ein einheimischer Name ist.

§ 5. 2. Aber auch in den jetzt noch verbleibenden *Wa-Sprachen* macht sich noch eine Gruppierung bemerklich. Einerseits gehören enger zusammen *Wa-Vü*, *En* und *Tailoi*, andererseits *Wa* und *Sŏn*, *Kēngtūng State*; ich bezeichne Wa-Vü mit W_a und Wa, Kēngtūng State mit W_b. Diese Gruppierung zeigt sich schon bei den Zahlwörtern, indem die erste Gruppe das Präfix *r* und *l* bei „zwei" und „drei" aufweist und ausserdem einen tonlosen Anlaut in *pön* = „vier" entgegen dem erweichten der zweiten Gruppe in *wön*. Ausserdem offenbart sie sich bei den folgenden Wörtern:

1. jung: { En *nöm*, Tailoi *nöm*, } { W_b *kō ńōm*, Sŏn *kön ńōm*, }

2. klein: { En *et*, Tailoi *et*, } { W_b *yet*, Sŏn *yet*, }

3. gelb: { En *lön*, Tailoi *lön*, } { W_b *ṅö*, Sŏn *ṅā*, }

4. blau: { En *lōṅ*, Tailoi *laṅ*, } { W_b *sōm*, Sŏn *sōm*, }

5. Hand: { W_a *tē*, En *tē*, Tailoi *ti*, } { W_b *dae*, Sŏn *dē*, }

6. Zunge: { W_a *ntak*, En *tāk*, Tailoi *l'tāk*, } { W_b *dāk*, Sŏn *dāk*, }

7. Knochen: { W_a *hsa'aṅ*, En *sāṅ*, Tailoi *sa'aṅ*, } { W_b *āṅ*, Sŏn *āṅ*, }

8. Stein: { W_a *simo*, En *smo*, Tailoi *samō*, } { W_b *mo*, Sŏn *mou*, }

9. Wind: { W_a *kö*, En *kö*, Tailoi *kö*, } { W_b *gö*, Sŏn *gö*, }

10. Baum: { W_a *röṅ hkau*, En *nöm kau*, Tailoi *nöm ko*, } { W_b *rōṅ kau*, Sŏn *rōṅ kau*, }

11. Floh: { W_a *tep*, En *tep*, Tailoi *tep*, } { W_b *döp*, Sŏn *döp*, }

12. Hosen: { W_a *kōn k'la*, En *k'la*, Tailoi *sala*, } { W_b *kra*, Sŏn *kra*, }

13. Unterrock: { W_a *tē*, En *tē*, Tailoi *entē*, } { W_a *dē*, Sŏn *dē*, }

14. Sonne: { Wa *sinē*, En *s'nē*, Taloi *s'ni*, } { Wb *ne*, Sŏn *ne*, }

15. Kupfer: { Wa *tönam*, *lat*, En *tōn*, Tailoi *tōn nle*, } { Wb *lat*, Sŏn *lāt*, }

16. Eisen: { Wa *hrem*, En *lek*, Tailoi *lek*, } { Wb *röm*, Sŏn *röm*, }

17. warm: { En *su*, Tailoi *sa'ö*, } { Wb *ö*, Sŏn *ö*. }

Es ergeben sich ausser den Einzelverschiedenheiten des Wortschatzes auch zwei Verschiedenheiten allgemeiner Art: 1. Die Gruppe B hat häufig tönenden Anlaut gegenüber dem tonlosen der ersten, s. die Nr. 5, 6, 9, 11, 13; 2. Gruppe A hat öfter Präfixe, wo sie bei B fehlen, s. die Nr. 7, 8, 14, 17. Ausserdem stellt sich heraus, dass „Wa or Vü" = Wa_1 aus mehreren Verzeichnissen kompiliert ist, von denen wenigstens eines zur Gruppe B gehört; daher die Tatsache, dass Wa_1 manchmal sich mit dieser letzteren zusammenfindet, s. die Nr. 10, 15, 16. Auch bei den Zahlwörtern machte sich bei den Nebenformen *ā* = „zwei" und *oi* = „drei" dieses geltend.

§ 6. 3. Auch in der Palaung-Gruppe lassen sich deutliche Gliederungen erkennen, zunächst eine ziemlich beträchtliche zwischen „Palaung or Rumai of Nam Hsan" einerseits und allen übrigen Quellen andererseits. Das tritt schon zutage bei den Zahlwörtern, wo bei „eins" *se* (*sepon*) dem *hle*, *he* und bei „sechs", wo *brü* dem *tau*, *dau* der übrigen entgegentritt. Ausserdem offenbart es sich bei den folgenden Wörtern (ich bezeichne hier „Palaung or Rumai of Nam Hsan mit P_a, alle übrigen zusammen mit P_b):

1. fern: P_a *miau*, P_b *don*, *ton*,
2. innen: P_a *wera kōn*, P_b *uċian*, *iċen*,
3. hinten: P_a *labön*, P_b *ipan*,
4. fett: P_a *dhān*, P_b *klēn*, *klan*,
5. dick: P_a *hköt*, P_b *hat*, *höt*,
6. fest: P_a *ōp*, P_b *hkyiē*, *kyē*,
7. rot: P_a *önko*, P_b *rōn*, *ren*,
8. schwarz: P_a *iyöm*, P_b *iwan*, *wan*,
9. weiss: P_a *bēn*, P_b *lui*,
10. Mund: P_a *möt*, P_b *mue*,
11. Haut: P_a *săre*, P_b *hōn*, *huin*,
12. Knochen: P_a *kön'an*, P_b *ka'an*,
13. Kupfer: P_a *don*, P_b *m'lōn*, *palan*,
14. Regen: P_a *dōn*, P_b *klē*, *glē*,
15. Floh: P_a *gā*, P_b *satye*, *satyen*,
16. Huhn: P_a *hē*, P_b *yen*, *yan*,
17. Strick: P_a *wē*, P_b *wan*,
18. stark: P_a *kō*, P_b *blōm*, *plōm*,
19. schlagen: P_a *hnau*, P_b *ma*,
20. fallen: P_a *tō-tēk*, P_b *ǵau*, *śō*.

Zu bemerken sind die zwei Fälle, wo einem auslautenden *ē* bei P_a ein *an*, *en* bei P_b entspricht: Nr. 16 und 17.

§ 7. Endlich ist auch in P_b noch eine Gruppierung zu unterscheiden: einerseits „Palaung or Rumai, Shan States" und Bigandets Palaung, die ich mit P_{b1} bezeichne, andererseits „Rumai, Mantōn neighbourhood" und „Palaung, Kēngtūng State, call themselves Darāng", denen ich die Sigle P_{b2} gebe. Die Gruppierung zeigt sich bei folgenden Wörtern:

1. nahe: P_{b1} *indā, dā,* P_{b2} *dāt, n'tāt,*
2. rot: P_{b1} *rōn, rān,* P_{b2} *reṅ,*
3. gelb: P_{b1} *tan,* P_{b2} *teṅ, deṅ,*
4. grün: P_{b1} *ṅo, ṅiö,* P_{b2} *ṅen,*
5. Fuss: P_{b1} *ǵan,* P_{b2} *ǵeṅ, ćeṅ,*
6. Nase: P_{b1} *kadoṅ mu,* P_{b2} *kōṅ mu,*
7. Kopf: P_{b1} *ken,* P_{b2} *kieṅ, giṅ,*
8. Bauch: P_{b1} *wat,* P_{b2} *wē, wēk,*
9. Eisen: P_{b1} *hlak, lek,* P_{b2} *hīn, hiṅ,*
10. kalt: P_{b1} *kau,* P_{b2} *kat,*
11. Wind: P_{b1} *hku, khu,* P_{b2} *hkūn, kun,*
12. Floh: P_{b1} *satye,* P_{b2} *satyen, sdien,*
13. Elefant: P_{b1} *san,* P_{b2} *sāṅ,*
14. Haus: P_{b1} *kalep,* P_{b2} *kāṅ, gāṅ,*
15. tun: P_{b1} *ren,* P_{b2} *reṅ,*
16. sitzen: P_{b1} *mōṅ,* P_{b2} *koi.*

Zwei allgemeinere Eigentümlichkeiten unterscheiden hier die beiden Gruppen von einander: 1. wo Gruppe P_{b1} mit dentalem Nasal auslautet, hat P_{b2} oft gutturalen Nasal, s. die Nr. 2, 3, 5, 7, 13, 15; 2. wo Gruppe P_{b1} vokalisch auslautet, hat P_{b2} oft den Auslaut *n*, s. d. Nr. 4, 11, 12.

§ 8. 4. Zusammenfassend kann die Gruppierung aller dieser Sprachen in folgender Weise hingestellt werden (ich füge den einzelnen Gruppen hier die Siglen bei, die ich von jetzt an gebrauchen werde):

I. Palaung-Sprachen = P:
- a) „Palaung or Rumai of Nam Hsan" = P_a,
- b) 1. „Palaung of Shan States" / „Palaung bei Bigandet" } = P_{b1},
  - 2. „Rumai of Mantôn neighbourhood" / „Palaung of Kēngtūng State call themselves Darāng" } = P_{b2}.

II. Angkú-Sprache = A:
1. „Hka-la (by the Shans) call themselves Angkú, Möng-yawng Distrikt Kēngtūng State",
2. „Hill Tribe of Mong Lwe",
3. „Hsen Hsum, Kēngtūng State call themselves Amok".

III. Wa-Sprachen = W:
- a) 1. „Wa or Vü"[1] / 2. „En Tribe, Kēngtūng State" / 3. „Tai-loi, Wa or Wa-küt i. e. Wa who remained in the Kēngtūng State" } = W_a,
- b) 1. „Wa, Kēngtūng State" / 2. „Sŏn, „ „ } = W_b.

[1]) S. hierzu die Bemerkung § 5.

IV. Riang-Sprache = R:
„Riang or Yang Sak (or Yang Wan kun).

V. Danaw-Sprache = D.

§ 9. Nachdem jetzt die Verschiedenheiten, welche die Grundlage der Gruppierung bilden, hinreichend herausgestellt, mögen zum Schluss auch die Gemeinsamkeiten des Wortschatzes dieser Sprachen kurz zusammengestellt sein. Von den Zahlwörtern abgesehen, die schon oben A § 3 besprochen, finden sich derselben folgende:

ich: *au*, *u*, *o*,
du: *me*, *mi*,
niedrig, kurz: *tem*, *döm*, *dē*,
dünn (Sachen): *ri*, *re*, *hrē*, *le*,
weit: *wā*,
schmerzhaft: *sau*, *su*, *hsu*,
Hand: *tē*, *ti*, *dē*,
Fuss: *ćoṅ*, *soṅ*, *ćeṅ*,
Auge: *ṅē*,
Kopf: *keṅ*, *geṅ*, *kiṅ*, *ćiṅ*,
Zunge: *tāk*, *dāk*, *katā*, *satā*,
Knochen: *sa'aṅ*, *ka'aṅ*, *aṅ*,
Blut: *sinām*, *hnām*, *nām*,
Stein: *smau*, *kamu*, *tamu*, *mau*, *mo*,
Erde: *katē*, *tē*, *kadē*, *dē* (D *ńōn*),
Sonne: *sṅē*, *ṅe*, *sṅi*, *sani* (D *si*),
Mond: *khē*, *kyi*, *kye*, *ći*, *će* (D *kato*),
Stern: *semuin*, *simain*, *samön* (D *kalam*),
Feuer: *ṅo*, *ṅā*, *ne*,
Wasser: *rom*, *om*, *öm*, *em*,
Nacht: *sōm*, *söm*, *sō* (D *hako*),
Blatt: *hla*, *la*,
Fisch: *ka*, *ga* (D *pjan*),
Huhn: *ē*, *ye*, *yen*, *yan*, *yin*,
Ziege: *pe*, *be*,
Büffel: *krāk*, *krā*,
Elefant: *sāṅ*,
Katze: *miau*, *ṅiao*, *ńiau*,
Hund: *sau*, *so*,
Mutter: *ma*, *mue*,
Kind: *kōn*, *kuan*,
Traum: *ramau*, *smau*, *l'mo*, *impo*, *mbau*,
Bogen: *ak*, *a*,
stehen: *ćoṅ*, *soṅ*, *ćeṅ*, *ǵaṅ*, *ǵoṅ*,
schlafen: *it*, *et*, *yet*,
sterben: *yam*, *yöm*, *yem* (D *pyin*).

Dazu sind dann noch die vielen Fälle zu rechnen, wo eine einzelne oder mehrere Gruppen in das Gebiet der anderen hinübergreifen.

IV. Die Lautverhältnisse.[1])

A. Die Palaung-Sprachen.

1. Der Auslaut.

§ 10. a) Der *k*-Auslaut. — Es herrscht bei P_b eine ziemliche Unklarheit, ob *k*-Auslaut vorhanden ist, bei P_a scheint er ausgeschlossen. Für den Ausschluss bei beiden Gruppen sprechen die folgenden Formen: P_a *sata*, P_b *hsata*, *kata* Zunge = *tāk*, *l'tāk* bei Wa und Riang = M *latāk*, dann P *gra*, *kăra* Büffel = *krāk* bei Wa. Zweifelhaft erscheint die Sachlage in folgenden Beispielen: P_a *wai(k)* (sic!) Bauch = P_{b1} *wat*, P_{b2} *waik* und *wai*, P_a *hyaw* Ohr = P_b *hsok*, *shok*, *heo*. Ausserdem finden sich aber bei P_b zahlreiche *k*-Auslaute; einige sind Lehnwörter, so P_{b2} *ganduk* Schwefel = Sanskrit *gandhaka*, ebenso wohl

[1]) Ich führe in diesem Abschnitt die Formen der grösseren Genauigkeit wegen in der Original-Orthographie an.

auch P_{ba} *hlak*, *lek* Eisen, P_{b1} *kabyok* Rock, P_{b2} *kruik* Korb, *itēk* Süden, P_{b2} *kadilek-sinai* Osten. Gesichert aber erscheint vor allem P_b *hük*, *hak* Haar, *tiek* klein, P_b *mak* Kuh; ausserdem finden sich noch: P_{b2} *nawk-pareik* billig, P_b *bla blek* Blitz, P_{b2} *a-ôk* Hund, P_{b1} *kanok* laufen, P_{b1} *jôk* heben. Dagegen weist P_a nur die eine Form *palaik* Nadel = P_{b2} *malaik* auf, für die ich einen anderen Ursprung zur Zeit nicht auffinden kann; denn *ataik* gehen ist = B *ateć* weggehen, *taik-kwan* werfen und *tōr-taik* fallen = Kh *tait* verwerfen.

b) Der Palatal-Auslaut. — Der palatale Explosiv-Auslaut findet sich bei P nicht; bei P_a finden sich zwei Beispiele, wo er in Guttural-Auslaut übergegangen erscheint, s. § 10 a. Dasselbe ist auch der Fall bei wenigstens einem Beispiel von palatalem Nasal-Auslaut: P_b *klaing*, *glaing* fett = Kh *khlein*, K *khlāń*. In einem andern Falle erscheint *n*-Auslaut: P_a *samain*, P_{b2} *simain* = S *sömêń* = W *semwin* (= *semuin* = *semuń*). In noch einem andern Falle scheint der Palatal abgefallen: P_b *mue*, *moi* Mund = A *moin* (= *mońń*), R *komwoing*.

c) Der *r*-Auslaut. — Der *r*-Auslaut ist, vielleicht mit Dehnung des vorhergehenden Vokals, abgefallen; das tritt deutlich bei der Form für „zwei" hervor: P_a *ā* (*vun*), P_b *e*, *ā*. Wo *r* sonst doch noch im Auslaut erscheint, ist es nur das Dehnungszeichen der englischen Orthographie, wie am deutlichsten bei *hlar* Blatt = Sanskrit *śalākā* sich zeigt. Einige Male erscheint indes bei P_b an Stelle eines abgefallenen *r* ein *n*: P *hēr* Huhn = P_b *yan*, *yen* = Kh *ier*, B *ir*, S *iêr*, *ir*; P_a *kwar* warm = P_b *sǎ-un*, *un* = Kh *ur*, K *ćhaör*; P_a *wēr* Strick = P_b *wan*.

d) Der *l*-Auslaut. — Der *l*-Auslaut ist, wahrscheinlich mit Dehnung des vorhergehenden Vokals, weggefallen: *wa*, *wah*, *wagh* weit = K *wāl* Ebene = M *wā*, Kh *wār* Tal.

e) Der *s*-Auslaut. — Ein *s*-Auslaut findet sich nicht. Es ist mir nicht gelungen, eine Form aufzutreiben, an der ersichtlich wäre, welcher Ersatz dafür eingetreten wäre.

f) Sonstige Besonderheiten s. § 7.

2. Der Anlaut.

§ 11. a) Lautverschiebung. — Besonders P_{b2} zeigt die Neigung, die tonlosen Explosiven in tönende überzuführen, am meisten werden davon die Dentalen betroffen, dann die Gutturalen, seltener die Labialen. Es ist aber keine Konstanz darin vorhanden. Gelegentlich zeigt sich auch bei P_a etwas Derartiges, so besonders auffällig in P_a *kadè* Erde = P_{b1} *kǎtai*, P_{b2} *katai*, *kadai*.

b) Palatal-Anlaut. — In Bezug auf den Palatal-Anlaut herrscht ähnliche Unsicherheit wie beim Guttural-Auslaut. Am wenigsten ist derselbe, d. h. genauer der Explosiv-Auslaut bezeugt bei P_a; hier ist eigentlich nur vorhanden *jang* „stehen", ursprüngliches *ǵ* ist einmal ersetzt durch *gy*, *gyôn* Fuss = P_b *jan*, *jeng* = *ǵön*, *ǵań* der Mon-Khmer-Sprachen; ebenso in *in-gya* „tall" = *dzār* „high", das bei P_b als *dza*, aber auch als *ja* erscheint. Da *dz* sonst bei diesen Sprachen nicht vorkommt, vermute ich, dass durch *gy* wie durch *dz* nichts Anderes bezeichnet werden soll, als die feinere palatale Aussprache, die ich durch *ǵ* transskribiere. Bei P_b ist nicht bloss der tönende, sondern auch der tonlose Palatal

vertreten: P_b *uchiang*, *ucheng* „innen", P_{b1} *cha* dünn, P_{b2} *chit* hübsch, dann P_b *jaw* fallen, P_{b1} *jok* heben, P_{b2} *jang* stehen, P_b *jan*, *jeng*, aber auch *cheng* Fuss. Daneben kommt aber auch die Schreibweise *gy*, *ty*, und *di* vor: P_{b2} *kya* dünn = P_{b1} *cha*, P_b *satyen*, *sdien* Floh, dann auch *dza* hoch = *dja* und *ja*. Der nasale Palatal ist sowohl bei P_a als bei P_b nur in wenig Beispielen bezeugt: P_a *myan nyōn haw* gut, *unye* grün, *shin lahnyaw* rein, P_{b1} *nyawt* Rauch (aber P_{b2} *ngawt*), P_b *nyen* grün.

3. Vokale.

§ 12. Hier sei nur hervorgehoben, dass sowohl der Doppelvokal *ie*, *ia* als auch *uo*, *ua* sich findet: P_{b1} *uchiang* innen = P_{b2} *ucheng*; P_a *deöm* (= *diem*) niedrig = P_{b2} *tiam* = P_{b1} *döm*; P_b *yan*, *yen* Huhn = P_a *hē(r)*; P_{b2} *pwan*, *puon* vier = P_a *pun*, P_{b1} *phun*, K *puon*; P_b *kwan* Sohn = P_b *kuan*, *kon*.

B. Die Āngkú-Sprache.

1. Der Auslaut.

§ 13. a) Der Palatal-Auslaut. — Der explosive Palatal-Auslaut ist nur mit einem, aber genügend sicheren Beispiel vertreten, er zeigt sich, wie bei Khasi, in der Form *it*: Amok *isoit* Insekt = K *suć* kleine Mücke. Zahlreicher liegt der nasale Palatal-Auslaut vor; er tritt bald als guttural = *iṅ*, bald als dental, *in*, auf: Angkú *sikweng*, Mong Lwe *s'kwen*, Amok *s'koin* Floh = Kh *s'kāin* Fliege, Mosquito; Amok *akroing* fett = Kh *khlein*, K *khlāń*; Angkú *kāng samēn*, Mong Lwe *kāng samin*, Amok *amoin* Stern = S *sömêń*; wahrscheinlich gehören auch hierhin: Angkú, Mong Lwe *moin*, Amok *entwin* Mund; Angkú *ikuwin*, Mong Lwe *ikwīn*, Amok *kuwin* Mann.

b) *r*-Auslaut. — *r*-Auslaut ist abgefallen: Amok *ā* zwei = Kh *ār*, Mon-Khmer *bār*, *βā*; Angkú *iau* (= *io*), Mong Lwe *ē*, Amok *ya* Huhn = Kh *ier*, B *ir*, S *iêr*, *īr*.

c) *l*-Auslaut. — Ursprünglicher *l*-Auslaut ist abgefallen: *wa* weit = K *wāl*, M *wā*, Kh *wār*. Das sonst vielfach auftretende *ll* (*l*) ist wohl nicht ursprünglich, sondern auch eine Art Dehnungszeichen: Amok *tall* sechs = Palaung *taw*; Angkú, Mong Lwe *ngall* Feuer = Amok *nge*, Wa *nga*; Angkú *mull*, Mong Lwe *māl* älterer Bruder = Amok *meng*, Wa *umé*; Angkú *ka mull* Silber = Mong Lwe *kamun*, Amok *moi*, Wa *mü*, *mö*; Angkú, Mong Lwe *s'pall* weiss = Amok *apaing*; ausserdem noch: Amok *ankall* stark; Angkú, Mong Lwe *ka'all*, Amok *ka'öll* Topf; Amok *nall* Gras.[1])

d) *s*-Auslaut. — *s*-Auslaut ist nicht anzutreffen.

2. Der Anlaut.

§ 14. a) Lautverschiebung. — Der tönende Anlaut ist ganz verschwunden, es finden sich nur noch einige (zweifelhafte) Beispiele des Labial-Anlautes: Mong Lwe *bat hsö* wahr, Amok *mobahsi* hundert, Āngkú, Mong Lwe *bawng* Speer, Mong Lwe *büp* schlagen (= Angkú *wup*), ausserdem noch Amok *gyö* Hügel.

---

[1]) Einmal findet sich Angkú *katit* Fleisch = Mong Lwe *katill*; hier wird wohl Angkú fehlerhaft *t* für *l* haben.

b) Palatal-Anlaut. — Bezüglich des explosiven Palatals herrscht insofern starkes Schwanken, als derselbe in den einzelnen Quellen mit *ky* und *s* wechselt:

Angkú	*cheng* rot	= Mong Lwe	*kyeng*	= Amok	*akreng*,
„	*kang che* Mond	= „ „	*kang kyé*	= „	*nkya*,
„	*chok* Ohr	= „ „	*lasok*	= „	*lasok*,
„	*ching* Kopf	= „ „	*ching*	= „	*kung*,
„	*kung kyeng* stehen	= „ „	*kun cheng*	= „	*chung*,
„	*kyi* tun	= „ „	*hsi*	= „	*kyi*,
					chung Fuss.

Das letzte Beispiel von Amok lässt über das Vorhandensein der explosiven Palatalis wohl keinen Zweifel; dort liegt freilich eine ursprünglich tönende Palatalis vor, die hier entsprechend dem Schwinden der Tönenden überhaupt (s. 14 a) zur Tonlosen geworden ist. Der nasale Palatal ist nur in wenigen, noch dazu mit gutturalem Nasal abwechselnden Beispielen vorhanden:

Angkú	*nya* Unterrock	= Mong Lwe	*nya*	= Amok	*nga*,
„	*ngêng* kalt	= „ „	*nyeng*	= „	*nyawn*,
„	*kun nyawn* Kind	= „ „	*pu nyang kyé* Schenkel	=	*nyang*.

3. Vokale.

§ 15. Von *ie* finde ich nur das Beispiel Angkú *iau* (= *io*) Huhn = Amok *ya*, das bei Mong Lwe schon zu *e* weiter entwickelt ist; *uo* finde ich nur in der Weiterentwickelung zu *o* in *kon* Kind.

C. Die Wa-Sprachen.

1. Der Auslaut.

§ 16. a) *k*-Auslaut. — Die Existenz des *k*-Auslautes ist zwar durch Formen wie *hak* „Haar", *tāk*, *dāk* „Zunge" genügend gesichert, aber es muss doch darauf hingewiesen werden, dass bei „Wa or Vü" mehrere Male ein sekundärer *k*-Auslaut vorkommt: *wak* „weit" = *wa* der anderen Quellen = ursprünglichem *wāl*; *kawng muk* Nase = ursprünglichem *muh*; *tük* Euter = ursprünglichem *tuh*.

b) Palatal-Auslaut. — Der explosive Palatal-Auslaut findet sich nur mit einem noch dazu nicht ganz sicheren Beispiel vertreten, wo *it* für denselben eingetreten ist: *mwēt* Insekt = B *śömeć*, M *gamit* Mosquito. Der nasale Palatal-Auslaut erscheint zweimal durch *in*, *iṅ* vertreten: W_a *klwing* (= *kluiṅ*), W_b *glwin*, *klwin* (= *gluin*, *kluin*) fett = Kh *khlein*, K *khlāń*; *simwin*, *semwin* Stern = S *sömêń*.

c) *r*- und *l*-Auslaut. — Ich fasse die beiden Liquida-Auslaute zusammen, weil ihre Verhältnisse hier vielfach ineinander übergreifen. Dass ursprünglicher *r*-Auslaut abgefallen ist, ergibt sich deutlich aus der Zahlform für „zwei", die überall = *ā* ist. Nur Tailoi hat *al*, aber sein auslautendes *l* darf durchaus nicht als Ersatz für *r* angesehen werden; es ist vielmehr, wie das noch häufiger bei Tailoi (und „Wa, Kĕngtūng State") vorkommende *ll* entweder irgend ein Dehnungszeichen der englischen Orthographie (vgl. §§ 13c, 19d) oder der Ausdruck für *u*, *w*. Ein deutlicher Beweis dafür ist die Form *samol*

Stein = *smao*, *mo*, *mow* der übrigen Wa-Sprachen = M *tmā*, *tma'*, K *thma*, B *tömō*; gleichfalls so: *tal* laufen = P_b *han dau* = K *dāu* weggehen, B, S *du* fliehen, dann: *hull* gehen = *hu* der übrigen Wa-Sprachen = Palaung *hao* = B, S *hao* steigen. Ein zweiter Beweis für Abfall eines ursprünglichen *r* liegt in den Formen W_a *è*, *ya* Huhn. W_b hat zwar *yer* und Tailoi gar *err*, aber dass damit nicht eigentliches *r* verbürgt ist, ergibt sich aus Tailoi *kurr*, W_b *gur* Wind = W_a *kö*, *köa*, *ka*, die alle zusammen auf K *khjal*, M *kjā*, B *khial*, S *ćal* zurückgehen und korrekter als *kē* zu schreiben wären. Ein ähnliches Beispiel ist W_b *tur* „Hügel“, das auf K *duol*, S *buk tul* „Erdhaufen“ zurückgeht. Weitere positive Nachweise dafür, dass Tailoi *rr*, W_b *r* im Auslaut nicht ursprünglich zu sein brauchen, liegen vor in folgenden Fällen: W_b *nyur* Nadel = W_a *nyo*, *nye* = Kh *thyrnia*; Tailoi *s'urr*, W_b *byur* schwach = W_a *soi* = K *kesuoj*, *kesōj*. So werden dann auch die anderen Fälle aufzufassen sein, wo bei Tailoi sich *ll* oder *rr*, bei W_b *r* findet, während W_a diese Laute nicht aufweist: W_a *mü* Silber = W_b *mür*, Tailoi *ka mull*; W_a *ngo* Feuer = W_b, Tailoi *ngall*; W_b *plur* Speer = W_a *hpaliak*, *plia*. Bezeichnend ist hier besonders das Schwanken, das bei W_b herrscht, das in folgendem Beispiel besonders hervortritt: „Wa, Kĕngtŭng State“ *ngür* gelb, *ngall* grün = „Sŏn“ *ngar* gelb, *nga* grün = W_a *snga* grün. Dagegen scheint doch für W_b und Tailoi ein Fall von Auslaut-*r* verbürgt zu sein in W_b *ur*, Tailoi *sa'urr* warm (= W_a *su*) = Kh *ur*, K *ćha'ör*.

Dass ursprünglicher *l*-Auslaut abgefallen, ergibt sich aus *wa* weit = K *wāl*, Kh *wār*, M *wā*. Die Bedeutung, die auslautendem *ll* (und *l*) bei Tailoi (und „Wa, Kĕngtŭng State“) zukommt, ist oben schon des näheren dargelegt worden. Es muss aber noch darauf hingewiesen werden, dass auch bei W_a, insbesondere bei „Wa or Vü“ sich Spuren eines derartigen nachschlagenden *w* oder *u* finden in der Form von *a* in folgenden Fällen: W_a *köa*, *kö* Wind = Tailoi *kurr*, W_b *gur* = K *khjal*, B *khial*, M *kjā*, S *ćal*; „Wa or Vü“ *tua* Hügel = Sŏn *tur* = K *duol*, S *buk tul* Erdhügel; W_a *plia* Speer = W_b *plur*.

d) *s*-Auslaut. — Nur bei Tailoi findet sich ein *s*-, öfter noch *ss*-Auslaut, der aber in mehreren Fällen sich als Ersatz eines ursprünglichen *h*-Auslautes nachweisen lässt: *tuss* Euter = M *tah*, K *tuḥ*, B, S *toh*; *mus* Nase = M *muh*, K *ćremuh*, B, S *muh*; *wis* werfen = K *wĕḥ*, B *ueh* meiden, ausweichen, S *wĕh* hinausgehen über. Im Zusammenhang damit, dass bei einem dieser Beispiele: *mus* „Nase“ das auslautende *s* bei Kh durch *t* vertreten erscheint: *khmut*, ist es bemerkenswert, dass auch zwei Fälle vorliegen, wo ein solcher Ersatz des *s* bei den übrigen Wa-Sprachen vorliegt: *wis* werfen = En, Wa, Kĕngtŭng State *kwăt*, Sŏn *wut*; *puss* Hirsch = „Wa or Vü“ *po*, *pot*.

2. Der Anlaut.

§ 17. a) Lautverschiebung. — Die Gruppe W_a weist fast keine tönenden Anlaute auf; am meisten zeigt ihn noch En: *blao* Hügel, *bao* rauchen, *bya* Speer, *gao* Reis, *gyi* Salz, *s'be* Rock; dann „Wa or Vü“: *sang bö* hässlich, *brum* Pferd, *shabe* Rock; gar nicht findet er sich bei Tailoi. In zwei Fällen lässt sich der Übergang von ursprünglichem tönenden Anlaut in tonlosen positiv nachweisen: Tailoi *tal* laufen = K *dāu*, B, S *du*; *chawng*, *chong*, *sawng* Fuss = Mon-Khmer *ǵöṅ*, *ǵaṅ*. Die Gruppe W_b dagegen hat umgekehrt in einer beträchtlichen Reihe von Fällen ursprünglichen Stammlaut insbesondere bei Dentalanlaut in tönenden übergeführt; in mehreren schliesst sich auch von Gruppe W_a das En der Gruppe W_b an, vgl. dazu A § 5:

W_b *daē*, *dē* Hand	=	W_a *tē*, *ti*	=	Mon-Khmer *tāi*, *ti*,
„ *de* Erde	=	„ *te*	=	„ „ *ti*, *ṭīj*, *teh*,
„ *dāk* Zunge	=	„ *tāk*, *ntāk*	=	M *latāk*,
„ *dup* Floh	=	„ *tep*,		
„ *dawng* Topf	=	„ *tawng*,		
„ *dai* Unterrock	=	„ *tai*,		
„ *da* Medizin	=	„ *ta*,		
„ *dwe* Euter	=	„ *tü*,		
„ *de* nahe	=	„ *te* (En *de*),		
„ *dai* acht	=	„ *s'te* (En *pindai*, W_a *tai*),		
„ *dim* neun	=	„ *s'ti* (En *dim*),		
„ *gur* Wind	=	„ *kurr*, *köa*, *kö*	=	K *khjal* u. s. w.,
„ *gung* Vater	=	„ *king*,		
„ *bum* weiblich	=	„ *pon*, *pun* (En *pun*),		
„ *bwe*, *buh* Hirsch	=	„ *po*, *puss*.		

Indes kann doch von keiner durchgreifenden Lautverschiebung die Rede sein, weil in manchen Fällen selbst auch bei den Dentalen noch tonlose Anlaute vorhanden sind, während sie bei Guttural- und Palatal-Anlaut die weit überwiegende Mehrzahl bilden.

b) Palatal-Anlaut. — Der explosive Palatal-Anlaut zeigt sich in der Gruppe W_a und zwar am deutlichsten bei Tailoi: *chāk* gut, *cheng-chāk* besser, *ching* Kopf, *chi* Mond, *err-chuk* Huhn, *chong* Fuss; bei Wa-Vü: *chuang* Sklave, *teng-chek* stehen, *chawng* Fuss; bei En: *chen* stark, *ya chok* Hahn, *chwong* stehen. Gruppe W_b dagegen kennt nur *s*- und *ś*-, einmal auch *z*- und *ky*-Anlaut: *sawng*, *shong* Fuss, *shae* essen, *lushai* Donner, *ya*, *za* Rock, *sang*, *song* stehen, *kyi* Mond. — Die Existenz des nasalen Palatal-Anlautes scheint gesichert in beiden Gruppen: Sōn *ka nyawng nya* innerhalb (= W_a *kanawng*): W_b *nyawn* jung = W_a *nyūm*, *nyawn*; Wa-Vü *hsen nyi* gelb, W_a *nya*, *nye* (En *ngye*) Nadel = W_b *nyur*, Sōn *ka nya* Sklave; Wa-Vü *nyim ik* schlafen; W_b, Tailoi *nyu* trinken; alle: *nya* Haus.

3. Vokale.

§ 18. Der Doppelvokal *ie* zeigt sich erhalten und fortentwickelt zu *e* in: W_a *ē*, *ya* Huhn = W_b *yer*; W_a *köa*, *kö*, *kurr* Wind = W_b *gur*.[1]) Der Doppelvokal *uo* tritt sowohl in seiner Urform wie in den beiden Entwickelungen *u* und *o* auf: W_a *soi*, *s'urr* schwach = K *kesuoj*; *kon* (*kawn*, *kun*) Kind; W_b *luong*, *long* (vgl. P *wang*) schwarz = W_a *lang*, *lông*; W_b *puon*, *pawn* vier = W_a *pan*.

D. Die Riang-Sprache.

1. Der Auslaut.

§ 19. a) *k*-Auslaut. — Auch hier zeigt sich einige Male sekundärer *k*-Auslaut neben dem genügend verbürgten ursprünglichen: *smok* Stein = W *smao* = M *tma'*, Ḱ *thma*, B *tömō*; *sawk* (neben *su*) schmerzlich = K *sāu*.

[1]) *u* und *ö* sind hier als nachlässigere Schreibart für *e* zu betrachten.

b) Palatal-Auslaut. — Es ist sehr zweifelhaft, ob Riang palatalen Auslaut kennt; ich finde nur folgende Beispiele, die allenfalls als Beweis dafür angesprochen werden könnten: *swoit* Schwert, *koit* warm, *mwaing* Mund; einmal erscheint der nasale Palatal in *n* übergegangen: *sagamun* Stern = S *söměń*.

c) *r*-Auslaut. — Man möchte sich auf den ersten Anblick dafür entscheiden, dass *r*-Auslaut vorhanden sei, da neben andern zwei so bedeutungsvolle Formen vorliegen, wie *kār* zwei, *yer* Huhn. Indes liegt in derartigen Fällen doch nicht die genügende Gewähr dafür, dass hier wirklicher *r*-Auslaut vorliegt. Dieses *r* erscheint auch in Fällen, wo sich sein sekundärer Charakter positiv nachweisen lässt: *kyer* Mond = W *khe*, *kyi*, P *kyen* = K *khē*; *kur* Wind = W *kō*, *kōa*, K *khyal*, s. § 151, 6; *wur* Tal = Kh *wār* = K *wāl* weit. So wird wahrscheinlich überall *r* als das (englische) Dehnungszeichen anzusprechen sein, auch in denjenigen Fällen, wo P_b mit einem *n* (*ṅ*) entspricht (vgl. § 10 c): *nyer* grün = P_b *nyen*; *hir* Eisen = P_b *hin*, *hing*; *nwur* Strick = P_b *wan*; *hur* Fell = P_b *hun*, *hue*.

d) *l*-Auslaut. — Dass ursprüngliches *l* im Auslaut nicht mehr vorhanden ist, ergibt sich aus *wass* weit = K *wāl*. Der vielfach vorkommende *ll* (*l*)-Auslaut scheint auch hier ein auslautendes *u*, *w* zu vertreten (vgl. A § 16 c), bezw., was damit übereinstimmt (s. Gr § 80 ff.), dem ʾ- und ˋ-Auslaut bei Mon- und Khmer zu entsprechen: *twal* sechs = Angkú *tall* = P_b *taw*; *skall* zehn = W *kao*, *kau*; *ngall* Feuer = K *ṅā*, S *löṅom* Feuer unter der Asche. Einige Male erscheint *ll* (*l*) als Entsprechung zu einem *t* der anderen Sprachen: *kwall* werfen = W *kwat*, vgl. § 16 d; *dell* gross = P_b *det*; *pul* sieben = P_a *put*, D *pet* (P_b *pu*).

e) *s*-Auslaut. — In 4 Fällen erscheint ein *ss* (*s*)-Auslaut: *wass* weit = K *wāl*, *puss* Hirsch = Tailoi *puss* = Wa *po*, *pot*, Wb *buh*, *bwe*; *plas* Speer = W *plia*, *plur*; *wass* Floh = W *mwet* Insekt (?). Die Entsprechungen, besonders die erste, zeigen, dass *ss* (*s*) hier nicht ursprünglich sein kann.

2. Der Anlaut.

§ 20. a) Lautverschiebung. — Bei der Gutturalis und der Palatalis ist die tönende Form überhaupt nicht vorhanden, von der Labialis nur 2 Beispiele, von der Dentalis etwas mehr, 6 Beispiele. Jedoch zeigt sich in einem Lehnwort neben der Gutturalis auch die Dentalis aus der ursprünglichen tonlosen in die tönende übergegangen: *kantök* Schwefel = Sanskrit *gandhaka*; 2 mal lässt sich ein derartiger Übergang auch positiv bei der Palatalis nachweisen: *chawng* Fuss = *ǵaṅ*, *ǵöṅ* der Mon-Khmer-Sprachen = Sanskrit *ǵaṅghā*; *chawli* heben = B *ǵöl*.

b) Palatal-Anlaut. — Der explosive Palatal-Anlaut scheint genügend verbürgt durch *chawng* Fuss; er zeigt sich ausserdem aber nur noch 4 mal, wovon einmal mit parallelem *s*: *cheng* stehen, *chawli* heben, *yeng cher dwall* schlechter, *chwrang* „tall" = *srawng* „big". Der nasale Palatal-Anlaut ist mit keinem einzigem Beispiele vertreten.

3. Vokale.

§ 21. Der Doppelvokal *ie* zeigt sich einmal in *yer* Huhn, einmal in der Entwickelung zu *e*: *kur* Wind (= *kē*) = K *khjal*. Der andere Doppelvokal *uo* zeigt sich 2 mal: *kwan* Sohn, *kpwon* vier.

E. Die Danaw-Sprache.

1. Der Auslaut.

§ 22. a) Palatal-Auslaut. — Sowohl der explosive als der nasale Palatal Auslaut fehlt gänzlich.

b) *r*-Auslaut. — Für ursprüngliches *r* erscheint 2 mal *n*: *an* zwei, *yin* Huhn, vgl. A § 10c; 2 mal tritt *r* auf, ist aber dort bestimmt nur Dehnungszeichen: *mēr* du = W, P, R *me* = Kh *me*; *pēr* ihr = W_a, R *pe*, P_b *pe*, *be* = Kh *phi*.

c) *l*-Auslaut. — Einmal zeigt sich *n* für ursprüngliches *l*: *kun* Wind = K *khjal*; *l* selbst ist, auch in einer andern als der ursprünglichen Funktion, nicht vorhanden.

d) *s*-Auslaut. — Gänzlich fehlt auch der *s*-Auslaut, ohne dass es möglich wäre, seine Stellvertretung näher zu bestimmen.

2. Der Anlaut.

§ 23. a) Lautverschiebung. — Von den tönenden Explosiven fehlen *g* und *ǵ*; letzteres erscheint einmal durch „*ts*“ (wohl = *s* oder *ć*) vertreten in *tsung* = *ǵań*, *ǵöń* Fuss.

b) Palatal-Anlaut. — Der explosive Palatal-Anlaut zeigt sich nur in dem einen Beispiel *chawng* weit; aber auch *tsung* „Fuss“ ist wohl nur eine verfehlte Schreibweise für *ćung*, da Palato-Dentale in diesen Sprachen sonst unerhört sind. Der nasale Palatal-Anlaut ist etwas häufiger, in 4 Beispielen vertreten: *nyun thé* Holz, *nyawn* Erde, *nyen* Milch, *nya* Haus.

3. Vokale.

§ 24. Die Doppelvokale *ie* und *uo* zeigen sich nur in ihren Weiterentwickelungen: *yin* Huhn (= *ier*), *kun* Wind (= *kön* = *ken* = *khjal*), *kun* Sohn (= *kön*? = *kuon*, *kwan*), *pün* vier (= *puon*).

F. Zusammenfassung.

1. Der Auslaut.

§ 25. a) Palatal-Auslaut. — In keiner der hier behandelten Sprachen ist der Palatal-Auslaut in seiner ursprünglichen Form erhalten. Bei D fehlt er gänzlich, bei R fehlt der explosive Palatal. Bei allen übrigen Sprachen erscheint sowohl der explosive als der nasale Palatal entweder in den entsprechenden Guttural oder den Dental verwandelt.

b) Liquida (*r* und *l*)-Auslaut. — In allen Sprachen fehlt der ursprüngliche *r*- und *l*-Auslaut, bei P_b und D erscheint dafür *n*; bei W, A und R sind Anzeichen vorhanden, die auf einen Ersatz durch *w* oder *u* schliessen lassen.

c) *s*-Auslaut. — Der *s*-Auslaut fehlt gleichfalls sämtlichen Sprachen.

2. Der Anlaut.

§ 26. a) Lautverschiebung. — P_{b2} (und P_{b1}) und W_b zeigen die Neigung, tonlose Explosiva in tönende zu verwandeln; umgekehrt gehen bei (P_a) W_a, A und R die tönenden Explosiva in tonlose über.

b) Palatal-Anlaut. — Ziemlich unsicher erscheinen überall die Verhältnisse des Palatal-Anlauts. Bei dem explosiven Palatal liegt die Ursache wohl zum Teil in dem mangelhaften Verständnis der Aufzeichner für die auch in diesen Sprachen wohl herrschende feinere Aussprache der Palatalen (s. § 86); er scheint zu fehlen bei W_b und D. Der nasale Palatal scheint zu fehlen bei R.

3. Vokale.

§ 27. Es sei besonders hervorgehoben, dass *uo* auch in seiner Urform, nicht in *ie* übergegangen, sich noch erhalten zeigt bei P_b, W_b und R.

V. Entsprechungen der Palaung-, Riang- und Wa-Sprachen zu Khasi und den Mon-Khmer-Sprachen.

§ 28. Da die Vokalverhältnisse aus den oben (A § 2) bereits dargelegten Gründen durchaus unsichere sind, so ist hier die Gruppierung nicht nach den Vokalen, sondern nach dem (konsonantischen) Anlaut erfolgt. Da aber auch dieser bei den Palaung-, Riang- und Wa-Sprachen teils sicher konstatierte Lautverschiebungen erlitten hat, teils auch nicht immer mit wünschenswerter Sicherheit aufgenommen ist, so ist diejenige Gruppierung zugrunde gelegt worden, die aus den ursprünglichen Anlautverhältnissen hervorgeht, wie sie das Khasi und die Mon-Khmer-Sprachen noch aufweisen. Demzufolge sind die Formen dieser letzteren Sprachen vorangestellt worden. Schwierigkeit bereitet dieses Verfahren nur bei den Palatalen, insbesondere bei dem *ć* der Mon-Khmer-Sprachen = *ś* des Khasi, die ja beide eine Entwickelungsstufe des *s* ($= k + s$) darstellen, wodurch dann oft ein *s*-Anlaut einem *ć*- bezw. *ś*-Anlaut entspricht (s. § 121). In allen diesen Fällen bin ich stets auf den ursprünglichen *s*-Anlaut zurückgegangen. In ähnlicher Weise habe ich bei der Kollision von Formen mit verschiedenem Vokal, z. B. *a* und *o* bei den Mon-Khmer-Sprachen, stets die ältere Form bevorzugt.

1. Vokalischer Anlaut.

§ 29. S *ak* Bogen = A, W, R, D *āk*, *ak*,[1])

B, S *an* geben,
Kh *on* stellen, legen, } : P, A, W *ön* stellen, legen,

Kh *ār*,
M *βā*,
K *bīr*,
B, S *bar*, } zwei = P_a *ā*, P_{b1} *e*, P_{b2} *ā*, A *a*, W_a *la-au*, *ra*, W_b *a*, R *kā*, D *an*,

K *ćh'iṅ*,
S *tiṅ*,
Kh *s'īṅ*, } Knochen = P_a *könaṅ*, P_b, A *ka'aṅ*, W_a *sa'aṅ*, W_b *aṅ*, R *riṅ'an*, D *kanaṅ*,

Kh *ur-ur* warm,
K *ćha'ör* heizen,
S *ur* „ } : P_a *kuo*, P_{b2} *sa-un*, A *sa'öm*, W_a *sa'ö*, W_b *ö* warm,

Kh *ūm* Wasser,
K *pha'ūm* schimmelig, } : P *om*, *öm*, A *om*, W_a *om*, *rom*, W_b, R, D *om* Wasser,

---

[1]) Von hier an beginnt wieder die Transskription der Wörter nach den in A § 2 dargelegten Grundsätzen.

Kh *iēr*
S *iêr, ir* } Huhn = P_a *hē*, P_b *yan, yen*, A *ya, ē*, W *ya, ye, ē*, R *yē*, D *yin*,
B *ir*

K *pañ'iet* eng
B *kha'ēt* „ } = A *kap, kyit*, W *kyit*,

M *s'oi* verwittert
K *kesuoj* schwach } = W_a *s'ö, soi*, W_b *byö*.
S *kösuoi* „

2. Guttural-Anlaut.

a) Tonloser Explosiv-Anlaut.

§ 30. M, B, S *ka*
Kh *kha* } Fisch = P, A, W, R *ka*,

Kh *skūin* Moskito = A *s'koin, s'kuen, s'kueṅ*,

Kh *khāu*
K *aṅkā* } Reis = P_a *ako*, P_{b1} *sakao*, P_{b2} *takau*, A *n'ko*, W_a *n'ko*, W_b *kao*, R, D *ko*,

M *thakā* grau (Haare)
K *skūw* weiss } = D *ako*,
B *ko* „

K *kūn*
Kh *khūn* } Sohn, Kind = P_a *kwan*, P_{b1} *kuan, kon*, P_{b2} *kon, gon*, A, W *kon*, R *kwan*, D *kun*,
M, B, S *kon*

M *kōk* rufen
Kh *kyrkhū* rufen } = W *kok*.

B *kōṅ* Berg: P_{b1} *goṅ*, Tailoi *ankoṅ* Hügel,

K *ćrekōṅ* lang: D *koṅ, kaṅ* hoch, gross, dick,

K *kōṅ* hohl = Mong Lwe *hkoṅ*,

Kh (Lyngngam-Dialekt) *tau-kiap* Ente = A *kap*,

K *khē*
B *khei* } Mond = P_a *plaṅ kē*, P_{b1} *pakye*, P_{b2} *makyen, magyen*, A *kaṅ-kye, kaṅ-će*, W_a *ći, si, khe*, W_b *kyi*, R *kyē*,
S *khêi*

K *khiew* blau, grün: A *keo, kheo, akyö*, Tailoi *keo* grün.

b) Tönender Explosiv-Anlaut.

K *gab* zwicken
B, S *gap* „
M *gap-ću* Ast } : A *kap*, W *kap, kap-iit* eng,
Kh *khap* zwicken

K *aṅguj* sitzen = P_{b2} *koi*.

c) Nasal-Anlaut.

B *ṅām* süss = Palaung (Bigandet) *ṅam*,

Kh *ǵirṅam* grün, himmelfarben = W_a *hsün ṅom*,

M *tṅāi*
K *thṅāij*
Kh *sṅi*
} Sonne, Tag: P_a *sani*, P_b *saṅē*, A *paṅi*, W_a *s'ni*, *s'ṅē*, W_b *ṅe*, R *s'ṅi* Sonne.

M *ǵṅāi*
K *ćhṅāj*
B *śöṅai*
S *ṅai*
Kh *ṅāi*
} entfernt = A, W_a *s'nē*, *ṅe*, W_b *ṅē*, R *s'ni*, D *ṅē*,

B *kon ṅai* Augenstern: Alle *ṅai* Auge,

K *ṅā*
S *löṅom*
} Feuer unter der Asche = P_a *nē*, P_b *ṅau*, A *ṅau*, *ṅe*, W *ṅau*, *ṅo*, R *ṅau*,

M *sṅu* Reis (ungekocht) = P_b *ṅo*, A *s'ṅau*, W_a *ṅau*, *ṅo*, W_b *ṅo*, *ṅu*.

3. Palatal-Anlaut.

a) Tonloser Explosiv-Anlaut.

§ 31. Kh *śād* tanzen = P_a *sat*,
M *ćin* Elefant = Alle *saṅ* (*ksaṅ*, *hsaṅ*),
K *ćhu* Baum = A *su*, *hsu*, *kisu*.

b) Tönender Explosiv-Anlaut.

Kh *ǵāu* „to drop" = P_{b1} *ǵau*,

M *ǵuiṅ*
K, B *ǵöṅ*
S *ǵaṅ*
} Bein, Fuss = P_{b1} *ǵan*, *ǵöṅ*, P_{b2} *ǵeṅ*, *ćeṅ*, A *ćöṅ*, W_a *ćoṅ*, *soṅ*, W_b *soṅ*, R *ćoṅ*, D *söṅ*.

c) Nasal-Anlaut.

S *ńi*
Kh (Wār-Dialekt) *sni*
M *sṅi*
} Haus = W, D *ńa*,

B *köṅō*
Kh *thyrnia*
} Nadel = A *s'ne*, *pe-ṅi*, W_a *ńe*, W_b *ńä*.

4. Dental-Anlaut.

a) Tonloser Explosiv-Anlaut.

§ 32. M *bata* Schwanz = Palaung (Bigandet) *seta*,

M *latāk*
K *anṭāt*
} Zunge = P *sĕta*, *kĕta*, A *tak*, W_a *lĕtak*, *nĕtak*, W_b *dak*, R, D *tak*,

Kh *tait* verwerfen = P_a *tor-taik*,

M *tāi*
K *ṭāi*
B, S *ti*
Kh *kti*
} Hand = P_a *ti*, P_b *tē*, A *ti*, W_a *te*, *ti*, W_b *de*, *dai*, R, D *ti*,

B *pötäu* „fesses, abdomen": A *katu*, W *tu* Bauch,

M *tah*
K *tōḥ*
B *toh*
S *tõh*
} Euter, (weibl.) Brust = Amok *tui*, W_a „*tuss*", *tü*, *tük*, W_b *due*,

M *ti* Erde
K *ṭīj* „
B *teh* „
S *tẽh* „
Kh *ktīh* Schlamm, Morast
}: P *kade*, *kate*, A *kate*, *kati*, W *kade*, *de*, *k'te*, *te*, R *k'te* Erde,

M *gatu* Mond = D *kato*,
B *ateć* weggehen: P_a *ataik* „to walk",

M *thāu* alt
Kh *kthāu* Gross-, Schwiegervater
}: A *(i)tau*, Tailoi *tau*, R *itau*, D *tau* alt,

K *thã̄* Medizin = W_a *ta*, *ratau*, W_b *da*.

b) Tönender Explosiv-Anlaut.

S *dat* gespannt
Kh *dat* kämpfen, ringen
B *döt* hindern
}: P_a P_{b1} *dat* eng, W_b *dot* gespannt,

Kh *khyndit* wenig = P_{b1} *det*,

Kh *dem* niederbeugen
M *duim-dak* sich niederlassen
}: P *deöm*, *dem*, *tiam*, A *tem*, *ten*, W_a *tayim*, *tim*, W_b *töm*, R *deu*, D *de* niedrig,

K *duol* Erdhaufen
S *buk-tul* „
}: W *töa*, *tö* Hügel,

M *dāu*
B *diu*, *du*
S *du*
} laufen, fliehen: P_{b2} *han dao*, Tailoi *tal* laufen.

c) Nasal-Anlaut.

M *kni*
B *könē*
S *könêi*
Kh *khnāi*
} Ratte (Maus): Palaung (Bigandet) *hnē* Ratte.

5. Labial-Anlaut.

a) Tonloser Explosiv-Anlaut.

§ 33. K *pā*
Kh *khpa*
} Vater = W_a *pau*, *pwa*, R *pa*, D *ba*,

M *pan*
K *puon*
B *pūön*
S *puôn*
} vier = P *pön*, *hpon*, *puon*, A *pön*, W_a *pön*, W_b *wön* (= *bön*?), R *k'pwon*, D *pün*,

M *lpā*, *lpa'* Traum
B *apō* träumen
Kh *snih-poh* träumen
}: P_a *impo*, P_{b1} *ban*, P_{b2} *m'bau*, A *kamu*, W_a *r'mau*, *l'mau*, W_b *s'mau*, *s'mo*, R *r'mu*, D *po* Traum,

M *tpah*
B *töpöh*
S *pōh*
} sieben = P_a *pot*, P_b *phu*, *pu*, *bu*, A *n'pui*, R *puw*, D *pet*,

Kh *phi* ihr (2. Pers. Plur.) = P_{b1} *pe*, P_{b2} *be*, W_a, R, D *pe*.

b) Tönender Explosiv-Anlaut.

Kh *kymbat* Gras = P_{b1} *bat*, P_{b2} *pat*,

M *babē'*
K *babē*
B *böbe*
S *bẽh*
} Ziege = P_a *pye*, P_b *pe*, *be*, A, W, R pe, D *pöpe*.

c) Nasal-Anlaut.

M *khama*, *thama* Insekt = A *ańma*,

K *lemam* genügend, entsprechend
S *lömom* „
B *mäm*! ja! gut so!
}: P_b *hmam*, *mam*, W *mom* gut.

M *tma'* Stein
K *tma* „
B *tömō* „
S *tömäu* „
Kh *māu* „
} = P_a *mo*, P_b *mau*, A *s'mo*, *kamu*, W_a *s'mau*, *s'mou*, W_b *mou*, *mo*, R *smok*, D *tamu*,

M *mī* Regen
B, S *mi* Regen
}: A *sima* Sturm,

M *tami* neu
K *thmīj* „
S *mêi* „
Kh *thymmai* neu
} = Palaung (Bigandet) *tamai*,

M *ḍāk mit* gelb = R *rmīt*,

M *gamit* Mosquito
B *śömeć* „
}: W *muet*, *mot*, *müt* Insekt,

M *muh*
K *ćremuḥ*
B, S *muh*
Kh *khmut*
} Nase = P *mu*, W_a „*mus*“, *mu*, *muk*, W_b *nau mue*,

Kh *me*
S *mêi*
} du = P_a *mi*, P_b *mē*, A *mi*, *mö*, W_a *mi*, W_b *me*, R *mi*, *mö*, D *mē*,

M *mē* Mutter
K *mē* „
B *mĕ* „
S *mêi* „
Kh *khmī* „
} = P *ma*, W, R *ma*, D *me*,

K *muok*
S *muk*
} Hut = A *hsuń-mok*, W *mok*, *mak*,

K *smāu*
S *sömäu*
} Gras: W *mau*, *mou*, *mo* Strick.

6. Y (= J)-Anlaut.[1]

§ 34. Kh *yap* sterben
K *jub* Nacht, Finsternis
B *iūp* Schatten, *ńap* verstorben
S *ńap* Sonnenuntergang
: P *yam*, A *yam*, *yöm*, *yim*, W *yam*, *yöm*, R *yam*, D *pyin* sterben,

K *khjal*
M *kjā*
B *khial*
S *ćal*
Kh *l'ēr*
Wind = P_a *kui*, P_{b1} *khu*, P_{b2} *kun*, W_a *köa*, *kö*, W_b *gō̈*, R *kō̈*, D *kön*,

Kh *yeṅ* stehen = P *ǵöṅ*, *ǵaṅ*, *hsoṅ*, A *kön*, *ćeṅ*, *köṅ-kyeṅ*, W *ǵoṅ*, *ćuoṅ*, *soṅ*, R *ćeṅ*.

7. R-Anlaut.

§ 35. M *sran* Silber = P_a *drön*, P_b, R, D *rön*,

M *krī* dünn
B *kre* schwach
: P *hre*, W *pare*, *ri* dünn,

M *parē̈* schlecht = A *re*, W, R *rē*,

K *krōm* unten
B *rōm* „
Kh *rum* „
= P *kerum*,

K *brāij*
B, S *bri*
Wald = P_{b2} *prē*, A *pri*, W *pri*, *pre*,

M *krāu* nach, hinter: Tailoi *tamkru* hinter,

M *tarē̈* alt
Kh *rim* „
S *riêm* überreif
K *riem* älterer Bruder
: W_a *prim* alt.

8. L-Anlaut.

§ 36. M, Kh *sla*
K *slik*
B *hla*
S *la*
Blatt = P *hla*, A, W, R, D *la*,

M *slāk*, *hlāk* „inferior kind of brass“
B *lek* Zinn
: P_{b1} *hlak*, *lek*, W_a *lek* Eisen,

K *khlāṅ*
Kh *khlein*
fett = P_b *klaiṅ*, *glaiṅ*, W_a *kluiṅ*, *kliṅ*, W_b *kluin*, *gluin*,

K *lap* auslöschen
M *baluip* untertauchen
B *läp*, *löp* „
S *blöp* sich senken
Kh *lip-noh* auslöschen
: P *saṅē-līp* Sonnenuntergang,

---

[1] S. die Bemerkung 1 S. 805.

Kh *lāi* drei = P, A *ue*, W_a *loi*, *la-oi*, W_b *oi*, R *kuē*, D *ui*,
M *sluń* hoch = A *löń*, W *loń*,
M *gluń*
B *pluń* } Boot = A *lauń*, R *ćun-loń*,
Kh *līń*
Kh *khlūr* Stern = Tailoi *lun*,
K *phlē*
B *plei* } Frucht = Palaung (Bigandet) *ploē*,
S *plêi*
K *bhlék* } Blitz = P *bla'-blek*, A *klük*, *palek*, W_a *plak*, *kalak*, W_b *plok-*
Kh *lailih* } *blak*, R *plilak*,
B *pleń* Himmel = P_b *plan*, *bleń*, R *pleń*,
K *bhlāu*
B, S *blu* } Schenkel = P_b *plo*, *plau*, A *kalu*, *salu*, W_b *bli*, R *plu*, *pli*, D *pli*,
B *löm* innerhalb = A *kloui-ui*,
K *lüöń* gelb = A *löń*, *akloń*, W_a *löń*.

9. W-Anlaut.

§ 37. K *wāl* weit
M *wā* „
Kh *wār* Tal } : Alle *wa* (*wag*, „*wass*"),
M *muāi*
K *mūj*
S *muêi* } eins: P_{b2} *ui*, A *moi*, W_a *kwē* allein,
Kh *wei*
Kh *pynlywet* werfen, zerbrechen: W *kwat*, *wöt* werfen.

10. Sibilanten-Anlaut.

§ 38. Kh *ksań* Bitterkeit
K *hăń* bitter } : Palaung (Bigandet) *tsań* bitter,
B *hăń* ätzend
Kh *san*
M *pasun* } fünf = P *hpau*,[1] W_a *hpon*, A *hsen*,
Kh *snām*
M *ćhim*
K *ǵhām* } Blut = P *hnam*, *nam*, A *sĕnam*, *nam*, W, R *nam*, D *ńam*,
B, S *maham*
Kh *sim*
B *śem*
M *gaćē* } Vogel = P_a *sim*, P_b *hsin*, *hsum*, W_a *hsin*, R, D *sim*,
S *ćum*
K *suć* kleine Mücke: Amok *isoit* Insekt,

---

[1]) = *phan* = *p* + *han*, vgl. die Nebenform bei W_a = *fan*.

Kh *śniuh*
M *sōk*
K *sak*
B *śok*
S *sok*, *suk*, *ćok*
} Haar = P_b *hük* (*śiok*), A *hsuk*, *suk*, W *hak*, *huk*, R *hok*, ? D *riyuok*,

B *śut* herabsteigen: W_b *söt*, *sot* herabfallen,

K *khsē*
B *göśe*
S *ćêi*
Kh *ksāi*
} Strick = A *pu hsi*, *pasi*,

S *sömêń*
Kh (Wār-Dial.) *khla-śmen*
} Stern = P *sĕmen*, A *samen*, *samin*, W *semuin*,

K *sāu* Kummer
Kh *sīu-sīu* „smarting"
}: Alle *sau*, *su* schmerzlich,

M, K *ćāu* Enkel
B *śāu* Enkel
S *sau* „
Kh *ksīu* Neffe
}: A *pa-hsau*, W *hpa-sau*, R *sau-pra* Neffe,

S *sōu*
Kh *khseu*
} Hund = Alle *sau*, *so*.

11. H-Anlaut.

§ 39. B, S *hao* steigen: P_b *hao*, W_a *huw*, *hu* gehen,

K *dhāt* dick
K *dāhāt* Wohlbeleibtheit
}: P_a *khut*, P_b *hat*, Āngkú *hsut* dick.

VI. Genauere Bestimmung des Verhältnisses zu den Mon-Khmer-Sprachen und zum Khasi.

§ 40. 1. Die Anzahl der Entsprechungen lässt keine besondere Hinneigung entweder zu den Mon-Khmer-Sprachen oder dem Khasi hervortreten. Folgendes sind die betreffenden Zahlen:

1. Die Palaung-Sprachen zählen zu

Kh	M	K	B	S	
41	33	38	39	39	Entsprechungen.

2. Die Angkú-Sprache:

Kh	M	K	B	S	
34	33	37	34	35	Entsprechungen.

3. Die Wa-Sprachen:

Kh	M	K	B	S	
42	39	46	39	45	Entsprechungen.

4. Die Riang-Sprache:

Kh	M	K	B	S	
31	28	27	24	28	Entsprechungen.

5. Die Danaw-Sprache:

Kh	M	K	B	S	
26	25	25	23	27	Entsprechungen.

Es ergibt sich zunächst, dass die Wa- und danach die Palaung-Sprachen die meisten Entsprechungen aufzuweisen haben. Bei der Beurteilung dieser Tatsachen ist aber nicht ausser acht zu lassen, dass gerade von diesen beiden Sprachen mehrere Dialekte und von jedem mehrere Aufzeichnungen vorhanden sind, die sich also gegenseitig ergänzen. Das letztere trifft auch bei der Angkú-Sprache zu, deren Entsprechungszahl an dritter Stelle rangiert. So wird in Wirklichkeit die Anzahl der Entsprechungen als eine bei ziemlich allen Gruppen gleiche angesehen werden müssen.

Betrachtet man umgekehrt das Verhältnis der Mon-Khmer-Sprachen und des Khasi zu diesen Sprachen, so will auch hier kaum eine besonders hervortretende Verbindung erscheinen. Die Unterschiede der Entsprechungszahlen sind durchgängig nur minimale: gegenüber P 33 zu 41 = 8, gegenüber A 34 zu 37 = 3, gegenüber W 39 zu 46 = 7, gegenüber R 24 zu 31 = 7, gegenüber D 23 zu 27 = 4. Jedoch zeigt sich die eine etwas bemerkenswerte Tatsache, dass Kh in zwei Gruppen (P und R), K ebenfalls in zwei Gruppen (A, W), S in einer Gruppe (D) die Höchstzahl der Entsprechungen aufweist, während M und B sie nirgendwo erreichen. Dagegen lässt sich aus der Anzahl der Entsprechungen ein besonders enges Verhältnis zum Khasi nicht nachweisen, vielmehr deutet die im Wesentlichen gleiche Anzahl derselben zu Khasi und den Mon-Khmer-Sprachen darauf hin, dass diese Sprachen-Gruppe eine selbständige Stellung zwischen dem Khasi und den Mon-Khmer-Sprachen einnimmt, die in einigen Fällen mit Khasi, in anderen mit den Mon-Khmer-Sprachen geht, in anderen Fällen aber auch ganz selbständige Formen aufweist.

§ 41. 2. Das zeigt sich auch bei Betrachtung der Art der einzelnen Entsprechungen. Von den § 158 b aufgezählten 13 Fällen, wo Khasi allein sämtlichen Mon-Khmer-Sprachen gegenübersteht, sind leider die Nr. 1, 2, 3, 7, 8, 10 in dem kurzen Wörterverzeichnis dieser Gruppe nicht vorhanden, können also hier nicht mitberücksichtigt werden. Bei den übrigen Nummern stellen sich diese Sprachen auf Seite des Khasi bei Nr. 4 (Kh *ūm* Wasser = *em*, *öm* u. s. w.), 6 (K *snām* Blut = *sĕnam*, *nam* u. s. w. mit [*s* und] Infix), 11 (? Kh *skāin* Fliege = *skoin* u. s. w.). Dagegen stehen sie zu den Mon-Khmer-Sprachen bei Nr. 5 (Mon-Khmer *ǵöṅ* Fuss = *ǵoṅ*, *ćoṅ* u. s. w., *ṅ*-, nicht *t*-Auslaut), 9 (Mon-Khmer *muh* Nase = *mu* u. s. w., kein *t*-Auslaut), 12 (Mon-Khmer *sōk* Haar = *suk*, *huk* u. s. w., ohne Infix). Bei Nr. 13 dagegen scheint sowohl die Form der Mon-Khmer-Sprache *toh* „Euter" als der Stamm des Khasi *būin* in *bu* u. s. w. vorhanden zu sein.

Ähnlich liegt die Sache bei den Zahlwörtern.[1]) In der Form für „eins" weisen hier diese Sprachen sämtlich selbständige Formen auf. In der Form für „zwei" liegt in dem Fehlen des Labialpräfixes allerdings ein Unterschied von den Mon-Khmer-Sprachen und

[1]) S. § 158 c.

eine Hinneigung zum Khasi vor, die auch nicht durch die Präfixe *r*, *l* bei W_a und *k* bei Riang verwischt wird, da wenigstens das letztere, wie *k'pwon* „vier“ beweist, jedenfalls späteren Ursprungs ist. Desgleichen liegt eine Trennung von den Mon-Khmer-Sprachen und eine Hinneigung zum Khasi vor bei der Form für „drei“, wo ebenfalls überall das Labialpräfix fehlt, bei Wa aber durch das Liquidapräfix ersetzt ist, welches auch Khasi aufweist. Bei der Form für „fünf“ weist der *h*- und *s*-Anlaut bei P, W, A und der *n*-Auslaut bei sämtlichen Sprachen auf Zusammenhang mit der Khasi-Form *san* hin, die indes unter den Mon-Khmer-Sprachen auch schon durch M *pasun* vertreten ist. Deutlich dagegen ist die Trennung von Khasi und die Hinwendung zu den Mon-Khmer-Sprachen bei der Form für „vier“.

Gerade die hier festgestellten Eigentümlichkeiten dieser Sprachen, einerseits ihr Zusammengehen bald mit dem Khasi, bald mit den Mon-Khmer-Sprachen, andererseits ihre Selbständigkeit in andern Fällen lässt sie als das erscheinen, als welches ich sie oben S. 778 schon hingestellt habe, als selbständige Sprachen, die zwischen dem Khasi und den Mon-Khmer-Sprachen stehen und die Verbindung zwischen diesen beiden Gliedern herstellen, wie es auch nach der geographischen Lage ihres Gebietes zunächst zu erwarten war.

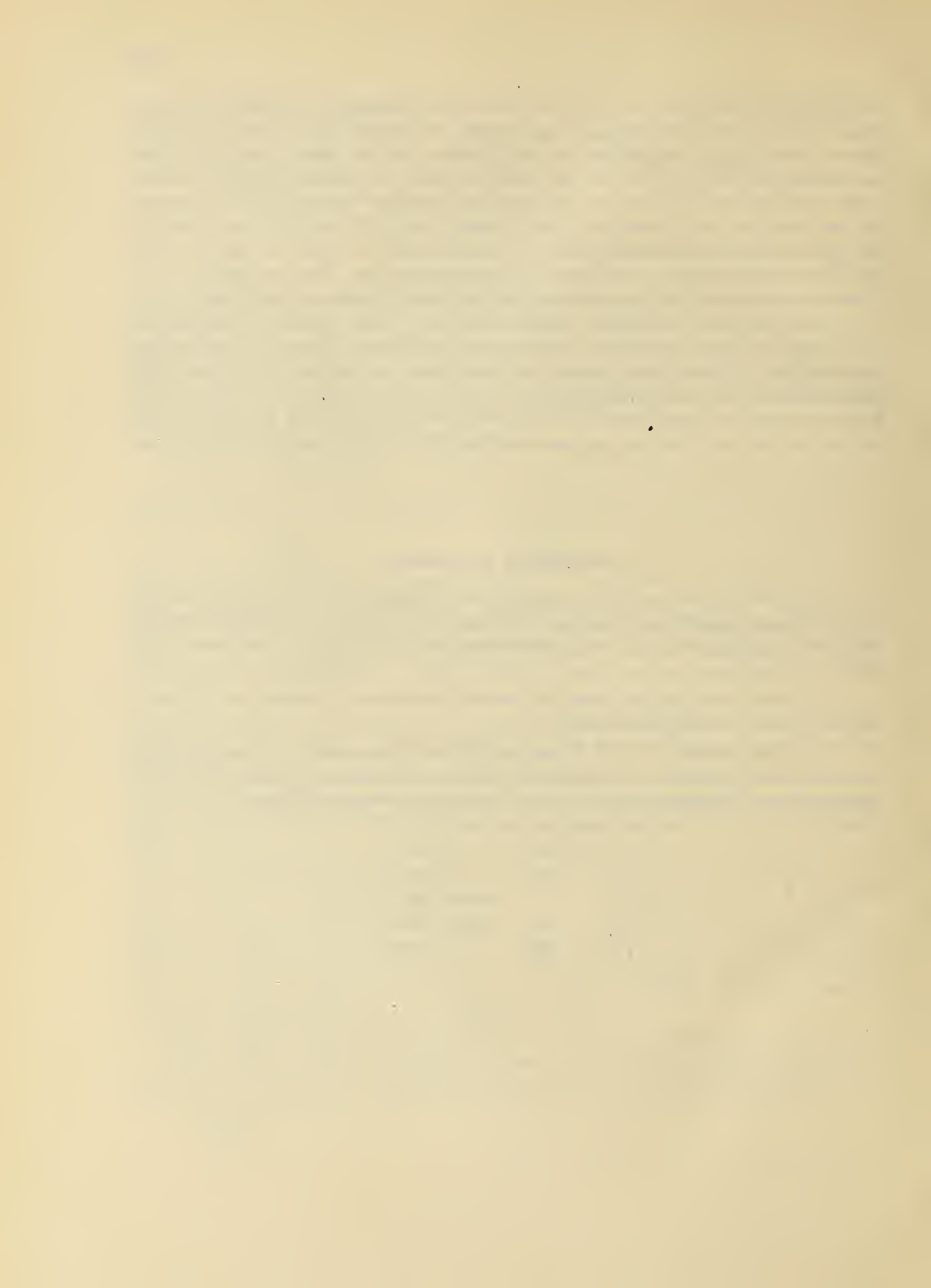
Bemerkungen und Zusätze.

1. In der vorliegenden Arbeit habe ich den palatalen Halbkonsonanten, entgegen meiner früheren Schreibweise, durch *y* wiedergegeben. Dagegen ist in den Wörtern der Mon-Khmer-Sprachen auch hier noch, entsprechend der in Gr geübten Schreibweise, dieser Laut mit *j* bezeichnet.

2. Vorwort, S. 677: Der Name des hochw. Apostolischen Präfekten von Assam ist nicht Stigloher, sondern Münzloher.

3. In dem „Anhang“, S. 778 ff., beziehen sich die Zitatenzahlen ohne einen besonderen Zusatz auf die Paragraphen der Hauptarbeit, diejenigen, denen ein A vorhergeht, auf die Paragraphen des Anhangs. Ein A ist noch hinzuzufügen folgenden Zitaten:

S. 789, Zeile 10 von oben: § 10 a,
„ „ „ 26 „ „ : § 7,
„ 791, „ 11 „ „ : § 14 a,
„ „ „ 1 „ unten: §§ 13 c, 19 d,
„ 794, „ 12 „ oben: § 10 c,
„ „ „ 20 „ „ : § 16 d.



Inhalt.









